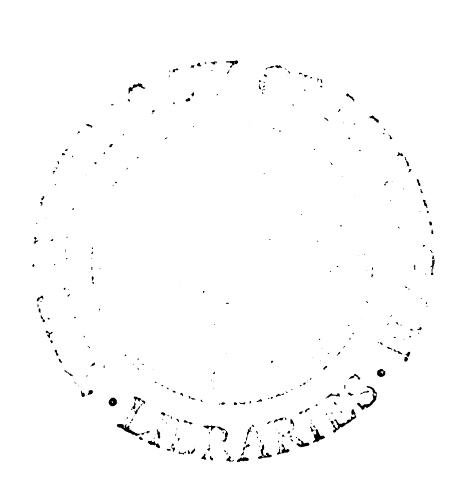
TSCHE
AU







Neue Deutsche Rundschau

(Freie Bühne)

XI. Jahrgang.

Erstes und zweites Quartal.

1900.

S. Fischer, Verlag
Berlin.

Inhaltsverzeichnis

zum ersten Halbband des elften Jahrgangs der „Neuen Deutschen Rundschau".

Seite

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte.

Soziologie, Philosophie, Kultur, Politik.

Seite

Bildende Kunst.

Naturwissenschaften.

Litteratur.

Verschiedenes.

Rundschau.

Auf der Schwelle des neuen Jahrhunderts.

Von Theobald Ziegler.

Le roi est mort, vive le roi!

Wir stehen auf der Schwelle der Zeiten, die hinüberführt vom neunzehnten in's zwanzigste Jahrhundert; noch wenige Tage, und wir haben sie überschritten. So wenigstens wird die vox populi, der consensus gentium es ansehen und halten und sich nicht kümmern um den Einspruch einer übrigens nicht einmal ganz einwandfreien Rechnung, die den großen Einschnitt erst auf den Neujahrstag 1901 ansetzen möchte. Und so fühlen wir uns in diesen letzten Tagen des seinem Ende zueilenden Jahres recht wie Menschen des Uebergangs, bereit zum Abschiednehmen, bereit aber auch, mit hellen Sinnen neuen Lebenslauf zu beginnen, — eine potenzierte Sylvesterstimmung möchte ich es nennen: gilt sie doch nicht bloß einem kurzen Jahr, sondern dem ganzen Jahrhundert, nicht bloß mir Einzelnem und meinem Eintagsdasein, sondern — der ganzen Menschheit, hätte man vor hundert Jahren gesagt und fraglos auch so weitherzig „human" gefühlt — dem ganzen Volke, fassen wir es heute erheblich enger und straffer, und dem, was wir als Volk in diesem ablaufenden Jahrhundert erlebt und erworben, gekämpft und gelitten haben. So schweifen unsere Blicke in die Vergangenheit zurück, über das eigene Leben hinweg in die Zeit einer nächstvorangegangenen und einer noch weiter hinter uns liegenden Generation; aber auch nach vorwärts möchten sie dringen, hinaus in die in ahnungsvollem Dunkel verhüllte Zukunft, hoffnungsvoll, sehnsuchtsvoll, sorgenvoll unserer Kinder Land mit der Seele suchend.

Was uns Deutschen vor hundert Jahren gefehlt hat, ist klar: der Staat und das staatliche Bewußtsein, der Zusammenschluß zu Einem Volk und die nationale Gesinnung, Vaterland und Vaterlandsliebe. Wie wir wieder ein Volk geworden sind, das ist in kurzem der Inhalt der deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Dasselbe hebt merkwürdig litterarisch, also unpolitisch an in einem Augenblick, wo der große korsische homme d'action, des Lagers Abgott und der Länder Geißel, des Glückes abenteuerlicher Sohn als Protagonist auf den Brettern der Bühne stand, welche die Welt nicht nur bedeuten, sondern wirklich sind, wo Napoleon das alte deutsche Reich und gleich darauf auch den einzigen deutschen Staat, der wirklich Staat war, das friederizianische Preußen in Trümmer schlug und es nun galt, als Nation zu sterben oder sich ein neues Haus zu bauen. Glücklicherweise verstand der große Realist die sittlichen Kräfte nicht, die diese Wiederherstellung nach tiefem Fall möglich machten, und nicht die ideologischen Baumeister, unter denen ihm nur der Freiherr vom Stein imponierte; so konnte unter seinen Augen das neue Preußen fast unbehelligt aufgerichtet werden. Nur einen verstand er besser fast als seine eigenen

Landsleute und Zeitgenossen, in Goethe erkannte er einen „Mann" und bezeugte ihm damit, daß an ihm die Deutschen eines ihrer höchsten und wertvollsten Besitztümer haben.

Die Fremdherrschaft war abgeschüttelt, der neue preußische Staat stand fertig da; doch fehlte es ihm noch immer am Notwendigsten — nach außen an der vollen Macht, und innerlich war er über alle Notwendigkeit hinaus unfrei, durch die Schuld eines unselbständigen Herrschers abhängig von dem verhängnisvollen österreichischen Staatsmann, der in der That gezeigt hat, mit wie wenig wirklicher Weisheit sich eine ganze Welt regieren und — nasführen läßt. Und trotzdem erkannte Hegel die Rose im Kreuze der Gegenwart: er, der in Napoleon etwas wie die Verkörperung des Weltgeistes gesehen hatte, brachte nun den preußischen Staat von 1820 auf den Begriff und lehrte die Tausende, die in Berlin zu seinen Füßen saßen, Respekt vor der Vernunft in der Wirklichkeit, vor der Vernunft also auch in der Geschichte und im Leben dieses reaktionär regierten Staates; ihm war der Staat der deus mortalis, ein Gott auf Erden.

Die Jugend aber sah in diesen deutschen Staaten und dem sie zu einer schattenhaften Einheit zusammenfassenden Bundestag, der sie ohne Not verfolgte, nichts Göttliches und nichts Vernünftiges. Das einige deutsche Vaterland stand ihr zu Anfang oben an, aber der Reaktion gegenüber gewann der Kampf um die Freiheit als das Näherliegende den Einheitsbestrebungen den Vorsprung ab. Der Liberalismus, der seit 1815, um nicht zu sagen seit 1789, auch auf deutschem Boden als ein durchaus Berechtigtes da ist, wurde immer radikaler, die französische Julirevolution gab ihm das Beispiel und die Kraft der Hoffnung, die Regierung Friedrich Wilhelms IV. die Bitterkeit und den Stachel der Enttäuschung. Seit 1840 aber wächst auch wieder der Wille zur Einheit, dem schon 1831 der Schwabe Paul Pfizer in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen" die allein zum Ziele führende Richtung auf die preußische Spitze gewiesen hatte; und so kommt schließlich, was kommen muß, die Revolution des Jahres 1848, die vielgescholtene und doch nur zu begreifliche, die viel belachte und doch so zukunftsreiche und wirkungsvolle. Zwar was man wollte, wurde nicht erreicht: der Dualismus der beiden Großmächte und die klägliche Ohnmacht des Bundestages blieben, und statt der Freiheit kam eine neue Welle der Reaktion. Aber die Geister waren aufgewacht, und als endlich die Romantik auf Preußens Königsthron der schlichten Pflichterfüllung König Wilhelms I. Platz machte, da konnte aus den Deutschen ein Volk werden. Und der Mann, der sie dazu machen, alle die verwickelten Knoten der deutschen Frage lösen oder mit dem Schwert zerhauen und dem deutschen Volk seine neue Kaiserkrone schmieden sollte, dieser Schicksalsmensch war auch schon auf dem Plan: seit 1862 war Otto von Bismarck preußischer Ministerpräsident. Im Kampf um Schleswig-Holstein zeigte er sich als Meister weitausschauender diplomatischer Staatskunst, und zugleich erprobte hier Preußen seine neue, unter schweren Konflikten durchgeführte Heeresorganisation; 1866 entschied das Duell zwischen Oesterreich und Preußen die deutsche Frage zu Gunsten dieses letzteren; und 1870 bewährte es sich dann in der glücklichen Führung des Krieges gegen Frankreich so, daß auch die widerwilligen süddeutschen Staaten seine Ueberlegenheit anerkennen und sich für Krieg und Frieden seiner Oberhoheit fügen mußten; aus Blut und Eisen war die deutsche Kaiserkrone herausgeholt und dem Würdigsten auf's Haupt gesetzt. Aber durch Bismarcks Mäßigung und die alle seine Zeitgenossen machtvoll überragende und beherrschende Persönlichkeit dieses genialen Staatsmannes war

das neue Kaiserreich in den Dienst des Weltfriedens gestellt und nahm von allen anerkannt zwei Jahrzehnte hindurch den ersten Platz ein im Rate der europäischen Staaten.

Damit war äußerlich ein Großes erreicht, das Sehnen und Hoffen des deutschen Volkes erfüllt, das Werk der Einheit verwirklicht. Und auch innerlich bedeutet die Gründung des neuen deutschen Reiches einen Umschwung in Denkungs- und Sinnesart unseres Volkes. Um was es Jahrzehnte lang gestritten und gelitten hatte, das war jetzt zur Wirklichkeit geworden: die Einheit war da, und auch die Idee der Freiheit schien sich in der politischen und gesetzgeberischen Arbeit der siebziger Jahre, als Bismarck mit der liberalen Partei zusammen das Reich einrichtete und ihm die Gesetze gab, in ruhig maßvoller Weise realisieren zu wollen. Einheit und bis auf einen gewissen Grad auch Freiheit hörten auf, Ideale zu sein — was blieb dem deutschen Volk noch übrig an politischem Idealismus? Hier war eine Lücke; deshalb sind auch die siebziger Jahre in unserer Litteratur so besonders arm und schwunglos, diese Lücke spiegelt sich in ihr wieder. Der Idealismus hatte seine Existenzberechtigung auf politischem Gebiet bis auf weiteres verloren, und der gesunde Realismus war noch nicht vorhanden, auch dazu muß ein Volk erst erzogen werden. Für viele, besonders unter unserer akademischen Jugend, trat dafür ein persönliches Ideal an die Stelle, die Heroenverehrung für Bismarck. Aber Bismarck war ein Realist. Gewiß ist er uns Erzieher und Führer gewesen, man mußte ihn lieben oder hassen. Aber ihn zum blut- und fleischlosen Ideal zu verflüchtigen oder gar eine mythische Gestalt, etwa einen Sonnenheros aus ihm zu machen, dazu gehört schon eine ganz besondere Thorheit und Verständnislosigkeit, die schwerlich einer mitmachen wird, der diese durch und durch gesunde, lutherähnlich machtvolle Persönlichkeit voll dämonischer Leidenschaftlichkeit an der Arbeit gesehen hat. Dagegen kam unter seiner Einwirkung allmählich doch ein neues Ideal, es ist das der Macht, gegenüber der Idee der Einheit und der Freiheit freilich von einer viel härteren und spröderen Struktur und überdies als Imperialismus gefährlich für die doch noch bei weitem nicht verwirklichte, seit der rückläufigen Bewegung von 1879 sogar vielfach schwer bedrohte Freiheit. Und alsbald erweiterte sich der Gedanke, daß der Staat Macht sei, zu dem Weltmachtbewußtsein und den Weltmachtbestrebungen, die mit der kolonialen Bewegung zusammenhängen und in dem erfolgreichen Wettbewerb Deutschlands um einen bevorzugten Platz auf dem Weltmarkt ihren sehr realen und berechtigten Hintergrund haben.

So ist nun freilich wieder ein Ideal da, aber es will mir scheinen, eines, dem der Duft des Idealen von vorne herein abgestreift ist: die Art, wie es verkündigt wird und etwaigen Gegnern oder Zweiflern gegenüber durchgesetzt werden soll, hat etwas Lärmendes und Brutales, etwas Fanatisches und Zelotisches. Das liegt ja wohl in dem Machtgedanken selbst begründet, der an Gewalt und Vergewaltigung anklingt; aber es hängt auch damit zusammen, daß die jüngere Generation dieses Ideal nicht wie wir älteren die unsrigen, unter schweren Kämpfen und Leiden erstreiten muß, sondern daß sie in dieses machtvolle Imperium hineingeboren wird und hineinwachsend es mühelos als ein Selbstverständliches hin- und annimmt. Ideale aber, um die nicht gelitten und gestritten zu werden braucht, hören auf, Ideale und ideal zu sein. Man kann Idealismus und Strebertum heute nicht mit Sicherheit unterscheiden. Daher klingen die Worte dieser Machtbegeisterten auch so viel verletzender und roher, als die klingenden, klirrenden Phrasen selbst der blutdürstigsten Freiheitshelden der vierziger Jahre. Und

daher kann man fragen, ob nicht bei der Partei, die auch heute wieder um ihr Ideal Kampf und Martyrium auf sich nehmen muß, ob nicht bei den Sozialisten mehr echter Idealismus zu finden sei als bei uns andern allen?

Aber müssen wir denn überhaupt Idealisten sein? Jedenfalls, wir sind es nicht mehr, wir sind recht gründlich realistisch geworden. Man könnte daher auch sagen: die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts sei für unser Volk die Geschichte des werdenden und wachsenden Realismus. Aus einem Volk von Denkern und Dichtern oder — um nicht zu großwortig zu sein — aus einem Volk, dessen Interessen zu Anfang des Jahrhunderts vorwiegend litterarische und philosophische waren, sind wir langsam, aber sicher ein politisches Volk geworden. Dafür sorgte zuerst die Fremdherrschaft Napoleons und der Befreiungskampf gegen ihn, dann die Jämmerlichkeit der deutschen Zustände im Bundestag unter Metternichs Oberleitung und endlich die grausame Enttäuschung des ganzen deutschen Volkes über den mit so großen Erwartungen begrüßten König Friedrich Wilhelm IV. Aber wie unreif wir politisch noch waren, zeigt das Jahr 1848; und so mußten wir nochmals eine reaktionäre Leidensschule durchmachen. Nach dieser langen Prüfungs- und Lehrzeit kam dann der große Realist und erzog uns zu politischen Menschen. Er selbst hat das Ideologische nicht wie Napoleon ignoriert oder gehaßt, der Sinn für die Imponderabilien im Leben der Völker überhaupt und seines deutschen Volkes insbesondere fehlte ihm nicht. Aber er war ein Mann der That, nicht der Worte und der Träume, ein Mann des Willens, nicht der schönen Gefühle, der überall nur das Mögliche und das Erreichbare erstrebte, dieses aber auch mit allen Mitteln und mit dem Aufgebot seiner genialen Intuition und seiner wunderbaren Kombinationsfähigkeit, seiner Leidenschaft und seiner Kraft rücksichtslos durchführte. Er rechnete daher doch immer zuerst mit den realen Faktoren, schätzte andere nach dem, was sie konnten, nicht nach dem, was sie wollten, nach Leistungen, nicht nach Worten, die ihm leicht als Phrasen verächtlich und lächerlich erschienen, und setzte Macht an Macht. Auf diesem realistischen Pfade folgte ihm, erst widerstrebend, dann immer verständnisvoller und williger sein Volk, wobei nicht zu unterscheiden ist, wieviel von diesem Umschwung auf den großen Einzelnen und wieviel auf die Masseninstinkte der Zeit, den Notzwang der Begebenheiten, einen allgemeinen Umschwung der Stimmung und die vielfach veränderten äußeren Umstände zu schreiben ist. Die Zeit Bismarcks — diese Thatsache steht fest — ist für Deutschland die Periode des Uebergangs zum Realismus.

Der Schritt ist ein gewaltiger, wenn wir auf den Anfang des Jahrhunderts zurücksehen. Neben der absterbenden Aufklärung und dem durch Schiller und Goethe vertretenen Klassizismus steht die Romantik, neben dem gesunden Idealismus jener beiden Großen ein krankhaft gesteigertes Gefühl des Widerstreits zwischen Ideal und Wirklichkeit, ein Gefühl, das die Vertreter dieser Richtung schwächlich genug aus der Gegenwart hinweg in eine schönere Vergangenheit sich flüchten ließ, um dort die blaue Blume zu suchen, die sich hier nicht finden lassen wollte. Ihr Verdienst ist ja nicht klein. Die Romantik hat dem deutschen Volk seine Vergangenheit wieder lieb und wert gemacht, das Studium unserer Sprache und unserer Geschichte ist durch sie belebt worden, und auch politisch hat in der Begeisterung der Befreiungskriege dieses neue Leben allerlei erfreuliche Früchte gezeitigt; endlich darf ihr auch nicht vergessen werden, daß sie — eine zweite Sturm- und Drangperiode — der Welt der Philister das Recht und die Ehre des Genies entgegenhielt. Aber wie sie den Kultus des Genies auf die

Spitze trieb und zu einem überheblichen Bildungshochmut steigerte, so verwandelte sich die Freude am eigenen Volkstum in seiner großen Vergangenheit unter ihren Händen in das reaktionäre Streben, vom Staat die Errungenschaften der französischen Revolution und damit allen Fortschritt, die Gedanken des Liberalismus und damit jeden freieren Lufthauch fern zu halten, und ebenso suchten sie in der Kirche die mittelalterlichen Tendenzen zur Anerkennung und zur Herrschaft zu bringen. Die Idee einer heiligen Allianz der Fürsten wurde zum Fluch der Völker, Romantiker wurden die Gehilfen Metternichs und die Verteidiger seiner dünnen Staatsweisheit, Romantiker traten in Schaaren über zur katholischen Kirche und erhoben laute Klagen und Anklageu gegen den Protestantismus und sein Prinzip der Freiheit.

Aus diesem romantischen d. h. also ungesunden Idealismus uns auch da herauszuarbeiten, wo er seine stärksten Wurzeln hatte, in Kunst und Litteratur, war die Aufgabe des Realismus in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Wie tief er uns aber im Blute liegt, das zeigt der plötzliche Rückfall in die Romantik nach dem kurzen scheinbar völlig gelungenen Feld- und Siegeszug des Realismus. Für die Ueberwindung der Romantik gebührt in erster Linie Heine der Dank: er war freilich selbst Romantiker, aber die Ironie kehrte sich bei ihm nicht bloß gegen den Zopf der Philister, sondern auch gegen das eigene romantische Wesen, und so sang er mit Bewußtsein „das letzte freie Waldlied der Romantik“ und wurde zum Dichter des jungen Deutschland, das freilich arm an Poesie und reich nur an Tendenz war, aber trotz aller poetischen Impotenz und rhetorischen Phrase sich keck und entschlossen hineinwarf in die realen Männerkämpfe der Zeit. Herwegh war ein Phraseur, aber er wirkte auf eine Zeit, wo man sich durch Worte vorbereitete auf Thaten. In den fünfziger Jahren suchte Freytag in seinen Romanen das Volk bei seiner Arbeit auf, und Gottfried Keller zeigte, wie man realistisch und poetisch zugleich sein könne. Aber in vollem Maß strömt der Realismus doch erst in den achtziger Jahren ein und dringt trotz heftigen Widerstands so siegreich vor, daß er in wenigen Jahren die Bühne und von den eben noch Widerstrebenden die Mehrheit für sich gewann. Dabei war es nur natürlich und daher auch nicht allzu gefährlich, daß sich sofort auch allerlei Auswüchse und Uebertreibungen einstellten. Es entsprach der Nachwirkung einer pessimistischen Periode, daß man vor allem auch das Häßliche in der Welt der Wirklichkeit sah; und alsbald taucht nun die Meinung auf, daß man in Kunst und Poesie dieses Häßliche darzustellen habe, nicht nur als etwas neben dem Schönen und Erfreulichen, sondern als das Vorherrschende oder geradezu als das allein Vorhandene und allein Wirkliche. Auch mit den sozialen Tendenzen der Zeit kreuzte sich diese Bewegung, die Poesie wurde tendenziös sozialistisch und schilderte mit Vorliebe das Hinterhaus in seiner Elendigkeit und das Vorderhaus in seiner moralischen Fäulnis und Verkommenheit, oder sie griff nach den sozialistischen Bewegungen der Vergangenheit, dem großen Bauernaufstand im sechzehnten, dem lokalen Weberkrawall in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Aber dieses Uebermaß und diese Einseitigkeit schadete dem Realismus doch und entriß ihm die kaum eroberte Alleinherrschaft. Der alte Idealismus zwar war definitiv tot, aber die Romantik, die in Deutschland nie ganz aussterben, dem deutschen Geist nie ganz abhanden kommen kann, weil sie doch wieder mit dem Besten in ihm verschwistert ist, kehrte wieder, freilich ohne den Zauber, den Glanz und den Schimmer ihrer ersten Zeiten; selbst in den versunkenen Glocken klingt, und

in den Reiherfedern vollends schwingt allzuviel hineingeheimnißtes allegorisch-symbolisches Gedankenmaterial, das nirgends groß und frei und klar über dem Ganzen schwebt und aus der anschaulichen Hülle hervorleuchtet. Dazu kam der anspruchsvolle Gedanke des Uebermenschen und verdarb gerade das, was der Realismus gelehrt und gebracht hatte, das rein und echt Menschliche; eine Jugend, die Bismarck zum Uebermenschen erhöhen zu dürfen meint, hat den rechten Blick für das Menschliche doch nicht. Darum bedeutet der abrupte Umschwung zum „Fuhrmann Henschel" zwar zunächst noch keinen Fortschritt, aber doch ein Zurückkehren auf die Bahn, die zu Ende gegangen werden muß, wenn wir weiter kommen sollen. Wir haben den Kursus im Realismus noch nicht ganz durchlaufen und absolviert.

Nicht ganz parallel mit dieser Entwicklung der Poesie verläuft die der übrigen Künste. Ihr am nächsten hält sich die Malerei. Auf den Klassizismus folgt auch hier eine unsinnlich frömmelnde Romantik, der aber doch auch der gesunde Sinn eines Schwind oder Richter entstammen. Und auch ihr tritt dann über Piloty's Historismus und Makarts Farben- und Sinnenfreudigkeit hinweg der Realismus sieghaft entgegen. Aber schon in Uhdes sozialistischen Christusbildern wird ihm wieder ein Unsinnliches und Vergeistigtes beigemischt, und in Böcklin kommt das Genie, das eine neue Mythologie schafft und sich in altromantischer Weise und doch ganz gesund und ganz modern einfühlt, in die Natur und ihre Tiefen. In der Musik dagegen führt der Weg von Mozart über Beethoven direkt zu Wagner. Oder sollte für sie der Realismus erst noch kommen? Wie sehr hier die Romantik ein Berechtigtes ist, zeigt Webers Freischütz. Wagner ist auch Romantiker, aber die Tendenzen aller Art, die seine Musik beherrschen, machen sie problematischer und trotz alles Beifalls umstrittener und geben ihr in ihren schroffen Uebergängen von Feuerbach und der revolutionären Stimmung des ursprünglichen Nibelungenplans zum Schopenhauer'schen opus metaphysicum von Tristan und Isolde und weiter zu dem christlich aus- oder einbiegenden Parsifal etwas Widerspruchsvoll-Unruhiges. Ob Brahms, dessen Gemeinde ja freilich im Wachsen ist, mit seiner stillen keuschen Art und seiner strengen musikalischen Formgebung zum Sieger und Pfadfinder für neue Bahnen werden kann, ist mir bei aller Verehrung für ihn doch zweifelhaft.

Am klarsten und reinsten aber hat sich der realistische Zug und Drang in der Wissenschaft des Jahrhunderts geoffenbart und herausgearbeitet. Auf seiner Schwelle steht, die Geister beherrschend und fast ausschließlich beschäftigend, die Philosophie. Kant lebt noch, bei Fichte vollzieht sich eben der Umschlag ins Romantisch-Religiöse, nachdem er mit seinem extremen Subjektivismus und seiner geistreichen Lehre von der produktiven Einbildungskraft als einer weltschaffenden Potenz seinerseits der Romantik ihren wissenschaftlichen Unterbau gegeben hatte. Schelling aber verdrängt noch einmal die eben auch bei uns einsetzende methodische Erforschung der Natur durch jenes seltsame Gemisch von Tiefsinn und Unsinn seiner Naturphilosophie, an der doch immer das neuerwachte Interesse an der Natur das Erfreulichste und einzig Bleibende war. Denn im übrigen lief die Hochflut dieser gährenden brausenden Zeit, die in ihrem Ungestüm an das Titanenhafte und Faustische im Streben und Wollen des sechzehnten Jahrhunderts erinnert, rasch genug ab. Alexander von Humboldt stand schon auf dem Plan und holte mit den Riesenschritten seines weltumspannenden genialen Schaffens den Vorsprung ein, den die andern Nationen dem Volk der naturphilosophischen Träumer abgewonnen hatten. Eine Zeitlang rang auch die von

Hegel befruchtete Geschichte und die von Neuhumanisten und Romantikern gleichmäßig hochgehaltene Philologie mit den Naturwissenschaften um die erste Stelle; aber trotz alles Fleißes und aller Erfolge, trotz der historischen Grundstimmung, die es durchzieht, um die Mitte des Jahrhunderts hatten diese doch vor jenen den Sieg behauptet, in der Schätzung der Zeit wuchsen sie noch immer und sanken die Geisteswissenschaften immer mehr im Preis.

Das traf mit besonderer Schärfe die Philosophie. Die radikalste Form des Realismus ist zu allen Zeiten der Materialismus gewesen. Auch jetzt wieder wurde er von Feuerbach zur Philosophie erhoben, nachdem er das Hegel'sche Begriffssystem verdrängt und so gründlich überwunden hatte, daß die Welt nicht einmal mehr ahnt, wie viel sie Hegel verdankt und von dem Seinigen in ihr Bewußtsein aufgenommen hat. Naturforscher zweiten Rangs wie Moleschott, Vogt und Büchner haben dann die materialistische Weltanschauung mit den nötigen naturwissenschaftlichen Forschungsergebnissen und Gründen gestützt und gesättigt, durch den Darwinimus schien sie geradezu bewiesen. In dieser letzten Form hat sie David Friedrich Strauß als neuen Glauben der alten christlichen Weltanschauung entgegengestellt — auch er wie Feuerbach ursprünglich Hegelianer und gewonnen durch den der Philosophie seines Meisters und der Darwinistischen Theorie gemeinsamen Begriff der Entwicklung. Ueberwunden konnte diese Richtung nur werden unter dem Zeichen Kants, der aller altgewordenen Metaphysik — und Metaphysik ist auch der Materialismus — ein Ende gemacht und doch nicht alles auf Mechanismus gestellt hatte. Ihm beugten sich selbst Naturforscher wie Helmholtz, der ihn freilich nie ganz richtig verstanden hat. Aber zu gleicher Zeit kam auch hier die Romantik wieder oben auf. Schopenhauers Pessimismus wurzelt zwar vor allem in der widerspruchsvollen und innerlich zerrissenen Persönlichkeit seines Urhebers; aber die Welt als Wille zu begreifen hatte er doch von Fichte und Schelling gelernt, auch der Zeit nach ist er ein Sohn der romantischen Periode. Erst nach mehr als vierzigjähriger Inkubationsfrist fand er in dem immer noch nicht geeinigten, immer noch nicht freien Volke der Deutschen Anhänger und Gläubige genug, und als er sich vollends mit Wagners Zukunftsmusik verbündete, gehörte nach dem rasch verfliegenden Optimismus des großen Krieges dem müden Pessimismus noch einmal die Gegenwart mit ihrer Gründerperiode, ihrer Hetzjagd nach Glück und Gold und ihrem großen Katzenjammer. Und hinterdrein kam Nietzsche — auch er im tiefsten Grunde seines Wesens ein Spätling der Romantik. Nur in der zweiten Periode seines Philosophierens tauchte er in das Eiswasser des Positivismus und ließ sich an der mageren Kost, die dieser ihm reichte, genügen. Vorher und nachher aber überwog das Dionysische in ihm, das Sokrates und Strauß, den Mörder des Tragischen und den Philister der Bildung haßte und in dem uferlosen Ozean des Aphorismus Philosophie und Aesthetik, Poesie und Wissenschaft zusammenfließen ließ, Empedokles und Zarathustra zu Trägern seiner Gedanken machte, an der Wiederkunft des Gleichen sich grübelnd und gruselnd berauschte und im Uebermenschen den Begriff fand, der ihm, dem Schmerzenreich, das Leben erträglich machte und für sein eigenes und nach ihm für vielfaches fremdes Größen- und Höhenbewußtsein die willkommene Unterlage schuf.

Aber wie in der Poesie, so ist auch in der Philosophie der romantische Symbolismus zwar zufällig das letzte Wort fin de siècle, aber — kein Ende. Das zeigt die strenge Wissenschaft, in der doch das ernstliche und ernsthafte Forschen sich nicht beirren ließ durch solches geistreiche Irrlichtelieren. Wenn auch nicht mehr monopolistisch, so steht doch noch immer

die Naturwissenschaft im Vordergrund des Interesses, Mayers Gesetz von der Erhaltung der Energie hat ihr die ebenso tragfähige wie umfassende Basis gegeben, durch den Entwicklungsbegriff hat sie Philosophie und Geschichte kaptiviert, durch ihre Lehre von Milieu und Vererbung beherrscht sie Strafrecht und Tragödie, und in der materialistischen Geschichtsauffassung des Marxismus bringt sie die den meisten verborgene Verwandtschaft zwischen Darwinismus und Hegel'scher Dialektik ans Licht.

Nietzsche hat unserem historischen Zeitalter den Nachteil der Geschichte fürs Leben zum Bewußtsein zu bringen gesucht. Gerade hier liegt der Grund, warum es ihr die Naturwissenschaft abgewann: es ist ihre nahe Beziehung zum Leben, ihre unmittelbare Verwendbarkeit für die Praxis. Auf den Universitäten zeigt sich das an der Medizin: es ist nicht etwa nur die Sorge um die eigene Gesundheit, was ihr die Aufmerksamkeit und Vorliebe verschafft, sondern die ganz realistische Freude an den Diensten, die hier die Wissenschaft so unverkennbar dem Leben leistet, läßt die Welt heute für Koch's Tuberkulin und morgen für Behring's Diphterieheilserum, jetzt für Pasteur's Hundswutimpfungen und gleich darauf für die Anwendung der Röntgenstrahlen in der Chirurgie fast fanatisch Partei ergreifen. Und noch deutlicher tritt dieses reale und realistische Band zwischen Wissenschaft und praktischem Leben bei unseren technischen Hochschulen zu Tage: hinter diesen steht Technik und Industrie, steht das brausende flutende Leben des neuen Deutschland mit seinem gewaltig aufstrebenden Handel, mit seinen immer wachsenden Bedürfnissen an Schiffen und Maschinen, hinter ihnen steht die Gunst des Kaisers und die Macht des Geldes. Bei der Centennarfeier der technischen Hochschulen in Charlottenburg trat dies fast wie das Wahrzeichen des zu Ende gehenden Jahrhunderts allen sichtbar in die Erscheinung. Den schaffenden Geist, der alle Erkenntnis anzuwenden und wirtschaftlichen Zwecken dienstbar zu machen sucht und versteht, haben wir da in immer neuen Variationen preisen hören. Das Wort des englischen Philosophen „Wissen ist Macht" ist nun auch der Wahlspruch des deutschen Doktor-Ingenieurs. Und wenn wir uns erinnern, wie spielend leicht die in der Technik vielleicht zu oberst stehenden Amerikaner mit dem kläglich zurückgebliebenen Spanien fertig geworden sind, so sehen wir dieses Wort von der Macht des Wissens und Könnens im vollsten Sinn bewahrheitet. Der Machtgedanke, der seinen Ursprung auf politischem Gebiete hat, hat als Weltmachtsidee eine andere Wendung und weit größere Dimensionen angenommen. Deutschland ist ein gewaltiger Industriestaat geworden, daran können auch die beweglichen Klagen des Bundes der Landwirte und die rückschrittlichen Protestationen der Ostelbischen Junker nichts mehr ändern; der Weltmarkt steht offen, ihn gilt es zu erobern, sich im internationalen Wettbewerb zu behaupten und Absatzgebiete für deutsche Waren zu gewinnen. Die Flottenfrage ist die Frage des Augenblicks und wird auch die Frage der nächsten Zukunft sein; Parteien, die sich hier klein und kleinlich zeigen, sind in Gefahr, die Gunst der Stunde zu verscherzen; die englischen Niederlagen in Südafrika rücken eine neue Teilung der Erde immer mehr in das Bereich der Möglichkeiten. Und so sausen denn auch im Nord und Süd, im West und Ost des deutschen Landes die Räder und pochen die Hämmer, rauchen die Essen und glühen die Hochöfen, unsere Schiffswerften sind in fieberhafter Thätigkeit und unsere Dampfer durchfurchen alle Meere; schließlich beherrscht doch die robuste und rastlose Arbeit unser nationales Leben, und es ist wie eine Prophezeiung darauf, daß der deutsche Zollverein die Form gewesen ist, in der der deutsche Einheitsgedanke zuerst Verwirklichung

gefunden hat. Der Glaube an sich selber, die Kühnheit im Zugreifen und Wagen, Aktualität und Energie sind Eigenschaften des deutschen Ingenieurs und Industriellen und Zeichen unserer nationalen Gesundheit. Das halb schnodderige halb schneidige „Machen wir" der Berliner bringt das auf den kürzesten, freilich auch auf einen etwas vorlautfrechen Ausdruck.

Der Träger aller dieser gewaltigen Unternehmungen und aller dieser energisch vorwärts dringenden Unternehmungslust ist der Kapitalismus. Er braucht den Arbeiter, wie steht es mit dem? Auch dieser ist im Laufe des Jahrhunderts ein anderer geworden und steht mit neuen Ansprüchen und neuen Gedanken als empordringende Macht dem Kapitalismus feindlich gegenüber. Der Sozialismus ist in Deutschland so alt als das Jahrhundert ist. An seinem Anfang hat der Philosoph Fichte in seinem „geschlossenen Handelsstaat" das Recht auf Arbeit proklamirt und auf die durch und durch sozialistische Pädagogik Pestalozzi's als das Heilmittel der Zeit hingewiesen. Aber da Deutschland in wirtschaftlicher Beziehung lange Zeit unentwickelt, weit zurückblieb hinter Frankreich und England, so gingen ihm diese Länder, namentlich das bewegliche und entzündliche Frankreich auch in der Entwicklung sozialistischer Utopien und Systeme, Forderungen und Bewegungen weit voran. So wurde der Sozialismus zunächst als fremdes Gewächs aus Frankreich bei uns importiert und eingeschmuggelt, und nur in England und unter dem Eindruck der dortigen Arbeit und Arbeitsverhältnisse konnte Marx sein kommunistisches Manifest entwerfen und in seinem „Kapital" mit Hilfe der Hegel'schen Dialektik die sozialistische Weltanschauung systematisch zusammenfassen. Erst in den sechziger Jahren warf Lassalle den Feuerfunken in die Masse der Arbeiter und erwartete als phantasievoll optimistischer Agitator den ehernen Schritt der Arbeiterbataillone noch selber zu vernehmen. In Wirklichkeit erdröhnte der deutsche Boden unter ihrem Massentritt erst nach seinem Tode. Auch bekam die Bewegung, nun er weg war, eine andere Form: nicht der national gesinnte Sozialismus der Lassalliten, sondern der antinationale Marxismus wurde das Kredo der deutschen Arbeiterwelt; zum Sieg aber verhalf ihm Bismarck durch das von ihm freilich ganz anders gemeinte allgemeine Wahlrecht. Mit dem Sozialistengesetz hoffte er dann die Geister zu beschwören, die er entfesselt hatte, durch Reformgesetze die Arbeiter dem Staate zu gewinnen und seinen hohenzollernschen Kaiser wieder einmal zum König der Schwachen zu machen. Vergeblich! Trotz aller Versuche zu hemmen und zu versöhnen, trotz aller Hebung und Besserung seines wirthschaftlichen und politischen Daseins blieb der vierte Stand dem bestehenden Staat und der heutigen Gesellschaftsordnung gegenüber ablehnend und feindlich. Die Stärke dieser sozialistischen Ideen lag nicht in dem utopistischen Endziel, über das heute schon die Realisten und Opportunisten im eigenen Lager spotten oder verschämt hinweggehen, sondern theoretisch in der wissenschaftlichen Fundamentierung, die wir als materialistische Geschichtsauffassung zu bezeichnen pflegen, und praktisch in dem Idealismus, wie ihn ein fester Glaube und ein Leiden für diesen Glauben hervorzubringen pflegt. Die Schwäche ihrer Position ist die Hilflosigkeit der Agrarfrage gegenüber, die Verkennung des starken nationalen Pathos in unserer Zeit und die Verbohrung in eine materialistische Weltanschauung, die sich wieder einmal als schneidigste Waffe gegen das ancien régime empfiehlt, aber darum doch Metaphysik und Dogmatismus und deshalb wissenschaftlich gänzlich rückständig ist. Der Materialismus ist freilich leichter zu fassen als Kant's Kritizismus, aber ungenügend als Weltanschauung ist er darum doch.

Einen Augenblick sah es aus, als ob das Soziale und Sozialistische allem Bestehenden in Staat und Gesellschaft, in Wissenschaft und Religion diametral entgegengesetzt und mit diesen Mächten völlig unvereinbar wäre; sozial und sozialdemokratisch schienen überdies identisch zu sein. Allein der soziale Gedanke und der Glaube an sein Recht griff um sich, stieg aus den Kreisen der Arbeiterwelt nach oben, und in dieser Verbreitung lag — so paradox dies erst klang — die Beseitigung der Gefahr. Sozial und sozialistisch wurden nun auch die Gebildeten: in der Wissenschaft beherrschten die Kathedersozialisten die nationalökonomischen Lehrstühle, soziale Pastoren wollten die Sozialisten christlich und noch mehr das Christentum sozial stimmen, Historiker setzten die kollektivistische oder eine „universalistische" Betrachtung der Völker- und Menschheitsgeschichte an die Stelle der individualistischen und einseitig politischen, die Beamten waren sozialpolitisch eifrig bemüht, offenkundige Schäden abzustellen und die Arbeiter gegen Ausbeutung zu schützen, selbst in dem neuen bürgerlichen Gesetzbuch sollte und wollte man die Verpflichtung anerkennen, daß die Schwachen zu verteidigen seien und der Privatbesitz zugleich ein Dienst sei am Ganzen; Philosophen betrachteten die soziale Frage als ein sittliches Problem, und die Gebildeten beeinflußten die öffentliche Meinung zu Gunsten der sozialen Reformen. Man etikettierte mit Vorliebe auch das Alte mit dem Beiwort „sozial" und bekundete dabei wenigstens seinen guten Willen oder unterwarf sich wenn auch widerwillig der allgemeinen Stimmung, der Mode und der Phrase des Tages. Auch die Kunst entrichtete ihren Tribut, als Volkskunst stieg sie von den freien Bühnen herab zum Volk, auf Bildern zeigte man dem Arbeiter einen Heiland, wie er ihn heute braucht, die Weber und Florian Geyer waren direkt sozialistisch oder wirkten doch so, daß die allezeit ängstliche Polizei sie an vielen Orten verbieten zu müssen glaubte.

So schien der Sozialismus auf der ganzen Linie siegreich. Da kam der große Gegenschlag des Individualismus, kam Nietzsche mit seiner Antipathie gegen die Massen, seiner Lehre vom großen Einzelnen als Resultat der geschichtlichen Entwicklung und seiner aristokratischen Herrenmoral. Er war damit nicht der erste. Unsere ganze Bildung war zu Anfang des Jahrhunderts — die klassizistische so gut als die romantische — individualistisch gewesen; und die um Heine waren es ohnedies; er selbst hat mit dem St. Simonismus doch nur kokettiert. Oppositionell aber zeigte sich der Individualismus doch erst, aber dann auch sofort, beim Eindringen und Auftauchen einer sozialistischen Bewegung in Deutschland: im ausdrücklichen Gegensatz zu Feuerbach und den Sozialisten feierte Max Stirner den Einzigen und sein schrankenloses Recht auf alles allem altruistischen Spuk und Sparren gegenüber. Wie aber dann Lassalle die Mine anzündete und der Marxismus in beispiellosem Siegeslauf die deutsche Welt eroberte, da schien es ganz aus zu sein mit dem Individualismus. Zwar trat Treitschke mit lauter Stimme für ihn ein, aber bei ihm überwog doch das politische und das nationale Pathos und verhüllte so die letzte Tendenz seiner Opposition. Da ergriff Nietzsche die am Boden schleifende Fahne, ohne Verständnis und Mitleid für ihre Not und für ihr Recht schalt er die Sozialisten Taranteln der Gleichheit und vermißte bei ihnen das Pathos der Distanz, in gewollter Einseitigkeit pochte er auf die Herrenrechte der höheren Menschen und sprach allem Mitleid zum Trotz die Selbstsucht selig und heilig. Daß dieser Mann voll trotziger Widersprüche — Schopenhauer ist dagegen ein Muster von Einheit und Konsequenz — so zahlreiche und begeisterte Anhänger fand, kann freilich Wunder nehmen. Es liegt auch nicht blos an ihm, an dem

Glanz seiner scharf zugespitzten und fein geschliffenen Aphorismen und den zum Tauchen lockenden Abgründen seines Symbolismus, sondern es wurde an ihm offenbar, daß doch weit mehr Opposition gegen einen alles nivellierenden und die Persönlichkeit bedrohenden Sozialismus, weit mehr Furcht davor in der deutschen Welt vorhanden war, als dies unter der allgemeinen Sturmflut in die Erscheinung getreten war. Und vor allem auch mehr Respekt vor großen Individualitäten, mehr Heroenverehrung. Der Sturz Bismarcks ließ seine lauten Anhänger vielfach feige verstummen und zeigte sie recht klein; seine wahren Verehrer kamen jetzt erst zum Wort, oder noch vorher es kam ihnen erst jetzt zum Bewußtsein, was dieser eine Mann uns Deutschen gewesen ist. Der Individualismus hat sein mot d'ordre und seine fascinierende Phrase von Nietzsche, seine wahre Stärke hat er in Bismarck.

Auch auf kirchlichem Gebiet tritt uns dieser alles durchziehende Gegensatz zwischen Individualismus und Sozialismus recht charakteristisch entgegen. Die um Naumann betonen das praktische Christentum, sie sind es, die den Sozialismus christlich und die Kirche sozial machen möchten, gelegentlich werden Geistliche wie Göhre oder Blumhardt geradezu Sozialdemokraten; umgekehrt kämpfen Männer wie Lagarde oder Schrempf den Kampf um die eigene Persönlichkeit, wollen der Gemeinde zu Lieb kein Titelchen vom Recht und Wert ihrer freien religiösen Persönlichkeit preisgeben und bekämpfen die Kirche, weil sie nur an die breite Masse der Mittelmäßigen, nicht an den feiner gestimmten Einzelnen und seine höheren Bedürfnisse denke und diese schnöde unterdrücke und vergewaltige. Freilich diese offizielle Kirche, wie haltlos sie auch zwischen den beiden Extremen hin und her schwankt und selbst nicht weiß, was sie will und was sie soll!

Ueberhaupt gehört die Entwicklung der Kirche in diesem Jahrhundert zu den wenigst erfreulichen Blättern seiner Geschichte. Auf die Aufklärung, die aber noch lebendig und sittlich tüchtig in die ersten Jahrzehnte hereinragt, folgt die Romantik, die gerade hier ganz besonders rückständig und rückläufig gewirkt hat. Freilich auch die Erneuerung einer auf Gefühl und Herz sich aufbauenden Religiosität hängt mit ihr zusammen, Schleiermachers Reden über die Religion entstammen seiner romantischen Periode, lösen sich aber mit ihrem Verfasser doch ganz bestimmt von der Romantik los und sind ein rechtes Schicksalsbuch geworden für den Gang der religiösen Entwicklung bis zu dieser Stunde; dagegen können auch die Bosheiten Albrecht Ritschl's nicht aufkommen. Aber das beste war doch auch hier nicht romantisch, war schlichte und einfache Frömmigkeit, wie sie aus thatsächlichen Erfahrungen, aus der Not der Zeit, aus Kampf und Tod und Sieg herauswuchs. Die Herrenhuter waren dafür das Prototyp, waren wohl auch zum Teil wirklich der mütterliche Schoß, aus dem die religiöse Erneuerung heraus geboren wurde; sie hätten richtunggebend werden können. Allein der Gang war ein anderer, in der Kirche wirkte sofort verhängnisvoll die unnatürliche Verbindung von Orthodoxie und Pietismus: dadurch bekam die offizielle Kirche das Aussehen und die Allüren einer ecclesia pressa und heuchelte Unterdrückung und Verfolgung, wo sie doch die Macht besaß und selbst verfolgte; und der Pietismus wurde durch den Machtbesitz veräußerlicht und als herrschender unduldsam und verfolgungssüchtig, wie er sich freilich schon in seinen Anfängen einem Thomasius und Wolf gegenüber gezeigt hatte. Das ist so geblieben bis zum Schluß des Jahrhunderts; eine so beschaffene Kirche hat es sich aber dann auch selber zuzuschreiben, daß sie, verlassen von den guten Geistern innerer Wahrhaftigkeit und echt protestantischen Freiheits-

gefühls, nun auch verlassen wurde von denen, die auf solche Tugenden halten, von den Gebildeten, die an veraltete Dogmen nicht mehr glauben können, weil sie Glauben für etwas anderes, Höheres und Feineres halten, und von den Massen, die sich die Ueberwindung des Dogma's doch erheblich einfacher und leichter vorstellen, als sie ist.

Erfreulicher ließ sich die Entwicklung der Theologie an. Der dürre Rationalismus mußte Hegel's geistreichem Versuch, zwischen Glauben und Wissen zu vermitteln, weichen, was dann freilich vor der kühnen Kritik von Strauß doch nicht standhalten konnte. Was er noch nicht hatte leisten können, die Quellen zu prüfen und das Urchristentum zu begreifen, das holten die Tübinger nach. Und ähnlich entwickelte sich die Arbeit am alten Testament von Vatke zu Wellhausen. Unter den Händen dieser kritischen Geister ist die Theologie echte Wissenschaft geworden und arbeitet redlich mit an der Versöhnung des alten Glaubens mit dem neugewordenen Leben. Aber darin liegt eine auf vielen lastende Tragik, daß die Kirche, was sie bei den Universitätstheologen toleriert, bei ihren Geistlichen verbietet, daß sie diese geradezu absetzt, wenn sie lehren, was sie von ihren Lehrern gelernt haben. Bis in die allerneueste Zeit herein hat auch der Protestantismus seine Ketzergerichte. In diesem Zwiespalt stehen wir mitten inne: ist es da ein Wunder, wenn schwächere Geister es vorziehen, möglichst wenig zu lernen, um vor Zweifel und Kritik bewahrt zu bleiben, oder wenn sie suchen, das Gelernte möglichst rasch wieder zu vergessen? Indem man einen bestimmten religiösen Standpunkt für die Carrière als notwendig oder wenigstens als nützlich und wertvoll vorschreibt, nötigt man unsern theologischen Nachwuchs vielfach, es mit der Gedankenlosigkeit oder mit der Zweizüngigkeit zu probieren; und so wird die Pfarrersfrage freilich zu dem spitzigen Problem, wie der religiöse Mensch aus sittlichem Zwiespalt und Notstand heraus sich lösen könne. Wie sich die Kirche des zwanzigsten Jahrhunderts aus dieser Gefahr herausarbeitet, ist nicht abzusehen. Den einzigen Weg, unter Betonung des praktischen Christentums dem Streit um unwißbare Dinge entschlossen den Rücken zu kehren, fromm und frei zugleich zu sein, verbaut sie sich immer wieder selbst, indem sie auch mit ihrer praktischen Arbeit die nutzlosen Dogmen- und Bekenntnisfragen verknüpft und die eine Richtung die andere unduldsam davon abdrängt und ausschließt. Noch im Herbst 1899 hatte der Kongreß für innere Mission die Geschmacklosigkeit, nur diejenigen zu praktischer Mitarbeit einzuladen, die auf dem Boden des kirchlichen Bekenntnisses stehen.

In der katholischen Kirche ist der Prozeß ein ähnlicher, nur daß hier der Sauerteig der theologischen Wissenschaft geflissentlich fern gehalten wird. Und überdies gehört hier die Unterwerfung des Einzelnen unter das Lehramt der Kirche und seine unfehlbaren Entscheidungen zum System, und darum ist man daran gewöhnt; nur selten noch dringt der Notschrei eines bedrängten Privatgewissens an die Oeffentlichkeit. Dagegen ist äußerlich die Macht der Kirche das ganze Jahrhundert hindurch nur immer gewachsen: die Herstellung der Jesuiten, die Ausmerzung aufklärerischer Gedanken und deutschnationaler Bestrebungen, der Sieg über den preußischen Staat unter Friedrich Wilhelm IV, die Erdrückung der deutschkatholischen Bewegung, die Verkündigung des Dogmas der unbefleckten Empfängnis Mariä und endlich das vatikanische Konzil und die Dogmatisierung der christlichen Unfehlbarkeit, so ging es von Stufe zu Stufe. Und nun kam die Entscheidung: noch einmal wehrte sich im Altkatholizismus der germanische Geist gegen diesen romanischen Absolutismus, und Bismarck setzte seine

ganze Kraft ein, um im Kulturkampf den Staat zum Sieger über die Kirche zu machen; aber der Altkatholizismus, der ohnedies nicht recht wußte, was er wollte, blieb ein ohnmächtiges Häuflein, und Bismarck unterlag und trat den Gang nach Canossa an. Heute ist katholisch Trumpf, das Centrum giebt in allen politischen Fragen den Ausschlag, wenn auch in dem Streit um die Kanalvorlage der Turm sich gespalten hat und einmal wieder der Kampf reinlich und klar zwischen Konservativen und Liberalen ausgefochten werden konnte. Bei solchen beispiellosen Triumphen und Erfolgen und angesichts der politischen Klugheit und Geschicklichkeit der Führer übersieht man nur zu leicht den inneren Gegensatz dieser Kirche und der von ihr approbierten Weltanschauung gegen die Grundlagen unserer ganzen modernen Wissenschaft und Bildung, gegen Freiheit des Gedankens und Unabhängigkeit des Charakters. Und wenn einer ihrer Führer es offen ausspricht, daß er vom zwanzigsten Jahrhundert die Wiederherstellung der katholischen Einheit, also die Vernichtung des Protestantismus erwarte, so darf man diesem letzteren wohl zurufen: schirm Dein Haus! stelle Deine Wachen aus! Oben aber, wo man gegen den „Umsturz" die Hilfe dieser machtvollen Kirche nötig zu haben glaubt und an der fable convenue einer engen Zusammengehörigkeit von Thron und Altar um jeden Preis festhält, sucht man den Kampf möglichst hinauszuschieben, der doch kommen wird und kommen muß, den Kampf deutscher Geistesfreiheit gegen römischen Geisteszwang und jesuitischen Kadavergehorsom.

Er soll — so wünscht es die Kirche selbst — auf dem Boden der Schule ausgefochten werden. Wie steht es mit dieser? auf ihr ruht ja unsere Hoffnung auf die Zukunft, haben wir ein Recht zu hoffen? Gewaltig ist der Fortschritt, den die Volksschule im Laufe des Jahrhunderts gemacht hat. Ihr kam zu gut, daß ein pädagogischer Genius ihr Leben und Geist, Inhalt und Richtung gab — es war Pestalozzi. Aber ganz abgesehen von der noch immer vielfach vorhandenen Mangelhaftigkeit und Dürftigkeit unserer Schulen und ihrer Ausstattung namentlich im Osten der Elbe, ist zweierlei noch nicht auf der Höhe, die zu erstreben ist. Noch steht die Schule unter der Kirche, der katholischen wie der evangelischen, die sich beide gern den Anschein geben, als hätten sie die Volksschule ins Leben gerufen und vergessen machen möchten, daß auch hier der Staat geleistet hat, was die Kirche lange Zeit zu leisten versäumt hatte. Mit Recht fordert dem gegenüber die Lehrerschaft, daß die Schulaufsicht in die Hände von Sachverständigen und Fachmännern gelegt werde, und wir anderen fordern es mit. Schon um deswillen, weil wir nicht wünschen, daß die chinesische Mauer des Konfessionalismus von Anfang an die deutsche Jugend zu beiden Seiten von einander abtrenne und scheide und daß der religiöse Riß, der seit fast vierhundert Jahren durch unser Volk geht, als ein allgemeiner auf allen Gebieten des Lebens verfestigt und vertieft werde; die badische Simultanschule bleibt das Ziel, dem wir zustreben müssen, nicht die Utopie eines religionslosen Moralunterrichts ohne Saft und Kraft, der den Lehrer vor unmögliche Aufgaben stellt und über die Jugend die Strafe tödtlicher Langeweile verhängt. Und fürs zweite bedarf unsere Lehrerschaft einer gründlicheren und umfassenderen Bildung. Wohl sind wir über die schmale Kost der Stiehl'schen Regulative glücklich hinausgeschritten, aber noch bei weitem nicht soweit voran, als es nötig wäre, damit unsere Schulmeister wirklich die Erzieher und Lehrer des Volks werden können. Man vergißt so oft, daß der größte Teil unseres Volks seine Bildung fast ausschließlich aus ihren Händen erhält. Bildung und Aufklärung für unser Volk — das

muß veralteter junkerlicher Anschauung gegenüber unsere Forderung sein. Dabei soll aber einer Entwicklung unserer Volksbildung nach der doktrinären Seite hin nicht das Wort geredet, sondern die Erziehung für das Leben und in dem Leben fest im Auge behalten werden. Unter dem Einfluß Pestalozzis ist unsere Bildung zu formalistisch geworden, in diese Form muß entschieden mehr Inhalt gegossen, der Geist muß mit Wertvollem gesättigt werden. Eine papierne Kultur ist keine Kultur.

Ein solches Wertvolles hat das deutsche Gymnasium an den alten Schriftstellern, aber wie lange noch? Unsere Gymnasien, wie sie heute sind, sind ein Kind des Jahrhunderts, Neuhumanisten wie Niethammer in Bayern und Wilhelm von Humboldt in Preußen haben ihnen die Form gegeben. Aber die Freude am klassischen Altertum, die zu Anfang des Jahrhunderts vorwiegend ästhetischer Natur war und oft eine wahrhaft religiöse Färbung annahm, verwandelte sich allmählich in ein lediglich historisches Interesse. Damit war den klassischen Studien die Beziehung zum Leben der Gegenwart mehr und mehr entzogen, damit aber auch die Kenntnis und das Verständnis und ebenso der thatsächliche Wert des klassischen Altertums und der Beschäftigung mit ihm wesentlich reduziert; und so wird man, ob gern oder ungern — doch fast mit Bestimmtheit voraussagen können, daß die Alten als Bildungsmittel in weiterem Umfang das zwanzigste Jahrhundert nicht überleben werden. Gleichwertig stehen schon heute neben den humanistischen die realistischen Schulen. Aber auch die von diesen mitgeteilte Bildung ist einseitig, namentlich fehlt es hier noch vielfach an einer als wirksam anerkannten Methode, so daß wir nicht mit Sicherheit zu entscheiden vermögen, ob die Naturwissenschaften wirklich nicht denselben Bildungswert für die Jugend besitzen wie das klassische Altertum, oder ob wir nur noch nicht imstande sind, ihnen denselben für den Unterricht abzugewinnen. Die beiden Systeme einfach mit einander zu verbinden, ist ja nun eigentlich Meinung und Bestreben; allein das giebt — nicht notwendig äußere, aber sicherlich innere Ueberbürdung und unerträgliche Belastung. Die sogenannten Reformschulen sind lediglich Uebergangsformen, Totengräber des klassischen Unterrichts und für diesen der Anfang und das Zeichen des nahen Endes. Auch hier thäte ein pädagogisches Genie wie Pestalozzi dringend not: das Alte hat sich überlebt, ein Neues will sich nicht zeigen. Bis es kommt, fristen wir uns in lauter Halbheiten hin.

Endlich unsere Universitäten. Was sie für die Wissenschaft leisten, steht gerade in unserem Jahrhundert auf voller Höhe. Bei der Größe der Aufgabe und dem Umfang der Arbeit ist auch das Ueberhandnehmen des Spezialistentums unvermeidlich, auch dann, freilich nur dann ungefährlich, wenn es an zusammenschauenden und zusammenfassenden Geistern nicht fehlt, und vor allem die Philosophie als das zusammenhaltende Band der **universitas literarum** ihre Pflicht thut. Die Nachfrage nach ihr ist erfreulich im Steigen, darum werden sich bald auch die schöpferischen Geister finden, an denen heute freilich noch Mangel ist; Nietzsche ist wohl der Philosoph des Augenblicks, aber sicher nicht der Philosoph der Zukunft.

Nicht ebenso ungetheilten Beifall wie ihre wissenschaftliche Arbeit als solche findet das, was die Universitäten für das Leben und für die Erziehung unserer Jugend leisten. Das erstere bringt sie den Technischen Hochschulen gegenüber, denen die Berührung mit der Praxis durchweg näher liegt, in eine nachteilige Position: seit dem 19. Oktober dieses Jahres sind diese den alten Universitäten gleichgestellt, innerlich fühlen sie sich ihnen als „schaffende" wohl schon weit überlegen. Und auf der anderen Seite rüttelt man an der

privilegierten Lern- und Lebensfreiheit der akademischen Jugend, gegen Nutzen und Recht derselben erheben sich Zweifel, die sich angesichts der unleugbaren Mißbräuche derselben sehr oft zu lauten Stimmen des Unwillens verdichten. Dabei übersieht man meistenteils nicht nur die Medizin, die doch auch eine auf Wissenschaft ruhende Technik ist und dem Leben die unmittelbarsten Dienste thut, sondern man vergißt auch, was die anderen Fakultäten dem Leben leisten, indem sie dem Staat seine Beamten, der Schule ihre Lehrer, der Kirche ihre Geistlichen erziehen, und welchen Einfluß sie auf das Leben haben, indem sie das in richtiger Weise thun. Was aber die Freiheit anlangt, so soll sie nur sozusagen die Probe sein, ob einer im Leben später frei und freiwillig seine Pflicht thun werde: als Schüler leistet er aufgegebene Arbeiten gezwungen, als Beamter scheinbar wieder; die Zwischenstufe der akademischen Freiheit soll ihn lehren, freiwillig und aus eigenem innerem Triebe heraus zu thun, was er sonst nur als ein Mietling und als ein Söldling sich abpressen ließe. Das wichtigste aber ist die innere Selbstbildung, für die im deutschen Erziehungssystem immer wieder Platz gelassen und Platz geschaffen werden muß. Doch gerade mit dieser inneren Bildungsarbeit haben wir, wenn wir auf das Jahrhundert zurücksehen, keinen Schritt vorwärts gethan: Virtuosen der Bildung wie Wilhelm von Humboldt oder Schleiermacher gehören seinem Anfang an, sie fehlen an seinem Ende. Hier liegt der schwächste Punkt unseres nationalen Lebens — in dem Mangel an Einsicht, daß es mit äußerer Größe und Macht, mit äußerlich virtuosem Schaffen und Leisten allein nicht gethan ist. Zum deutschen Geist gehört als sein Bestes und Tiefstes doch immer ein kräftiges und vollbefriedigtes Innenleben. Solange die Universitäten dieses Bedürfnis befriedigen helfen, dürfen sie ihrer Unentbehrlichkeit gewiß sein und brauchen sich vor augenblicklichen Mißstimmungen und allerlei Gegenwind nicht zu fürchten; aber auch nur solange.

Solche Betrachtungen führen aus der Gegenwart und Vergangenheit hinüber in die Zukunft. Ihren Schleier zu lüften, wer möchte sich dessen unterfangen? Ich bin kein Prophet, will keiner sein, auf die Frage: was **wird** sein? habe ich keine Antwort. Um so weniger, je verworrener das Stimmengetöne ist, das am Ende des Jahrhunderts von allen Seiten auf uns eindringt. Man könnte fast sagen, das ist der Unterschied zwischen seinem Anfang und diesem seinem Ende, daß wir so laut geworden sind. Auch Fichte, auch Schiller hatten laute Stimmen, aber gegen Treitschke oder Nietzsche sind sie doch stille Menschen, auch einsame Menschen. Heute läuft hinter jedem, der mit seinem Wort einen Masseninstinkt trifft und zu erregen weiß, alsbald ein schreiender lärmender Schwarm drein und schlägt die Werbetrommel, ruft selbst einem Ahlwardt ein Hosiannah zu und übertäubt die Stimmen, die zur Vernunft und zur Mäßigung mahnen. Die Welt ist demokratisch, die öffentliche Meinung ist mächtig, ihr Organ, die Presse ist unsere Herrin geworden. In diesem Vorwiegen der Massengefühle liegt die Gefahr namentlich auch für die Gebiete, auf denen wir ruhige und stille Arbeit brauchen. „Es bildet ein Talent sich in der Stille" — der Lärm des Tages aber ist selbst in Wissenschaft und Philosophie, in Religion und Kirche, in Poesie und Kunst eingedrungen, daher die vielen Meteore, die heute leuchten und morgen platzen und vergessen werden, das viele Unausgereifte, das sich auf den Markt drängt, das jugendlich Unfertige, das nie über erste Versuche hinauskommt, nie fertig wird und fertig werden kann.

Unter diesem lauten Wesen, das überdies etwas Hastiges und Leidenschaftliches, etwas Nervöses und Abgehetztes hat, verbirgt sich leicht die

Thatsache, daß unser Volk im ganzen gesund ist. Mit diesem optimistischen Glauben treten wir in das neue Jahrhundert ein. Der Realismus, dem es sich zugewendet hat, ist die Farbe des Lebens, und nur darüber kann man streiten, ob die romantischen Elemente, die ja im Geistesleben unserer Zeit auch nicht fehlen, rudimentäre Gebilde sind, die vollends ausgestoßen werden müssen, oder aber als willkommene Ergänzung anzusehen sind, damit der Realismus sich nicht gar zu robust und prosaisch gebärde. Was unser Volk staatlich und wirtschaftlich geleistet hat, was es in Wissenschaft und Technik, auch was es in Kunst und Poesie schafft, das zeigt es nicht auf der absteigenden Linie, sondern auf dem Wege nach oben. Darin liegt zugleich das gute Recht einer Philosophie, deren letztes Wort der Wille zum Leben und deren Negation die entschlossene Abkehr von asketischen Idealen ist.

Dabei gilt es politisch vor allem zu behaupten, was wir seit dreißig Jahren haben, den machtvoll kräftigen Staat, woneben wir nicht vergessen dürfen, daß es oft leichter ist, ein Neues und Großes zu erringen, als es in zäher Verteidigung zu wahren und festzuhalten. Tapferkeit und Besonnenheit sind hier die Tugenden, die wir unserem Volke wünschen müssen. Sonst ist die Gefahr des Chauvinismus und der Großwortigkeit nicht ganz klein; Tapferkeit schließt Milde und Duldsamkeit nicht aus, und Besonnenheit nicht einen gesunden nationalen Egoismus. Die Erinnerung an die Vorliebe des vorigen Jahrhunderts für „Humanität" brauchen wir deshalb doch nicht fast geflissentlich zu verlieren.

Schwerer noch wird es uns fallen, fertig zu werden mit dem großen Gegensatz der Zeit, wonach sich Individualismus und Sozialismus gegenüberstehen wie zwei Kämpfer auf Leben und Tod. Eine Zeitlang schien es, als ob der zweite den ersten verdrängt hätte und der Kampf mit seinem vollständigen Siege endigen wollte. Heute ist das nicht mehr glaubhaft und möglich. Aber dafür kommt uns die Einsicht zu Hilfe, daß sie beide an der Wurzel eins sind, daß auch der Sozialismus von heute ein Kampf ist um die Emanzipation des Einzelnen, ein Verlangen ist nach Distanzierung, Differenzierung, Individualisierung. In der Wurzel freilich nur, die Sozialdemokratie hat das vielfach vergessen, und bedroht uns wirklich mit allgemeiner Gleichmacherei und Unterdrückung der Persönlichkeit. Und umgekehrt sieht der Individualismus von heutzutage dem Egoismus zum Verwechseln ähnlich, er hat etwas aristokratisch-Ablehnendes und Ausschließendes, etwas Brutales und Herrisches angenommen. Demgegenüber gilt es, im Sozialismus das Individualistische zur Anerkennung zu bringen und wieder herausarbeiten, und dem Individualismus klar zu machen, daß keine Moral Anspruch auf Geltung und Dauer hat, die nicht mit einem Tropfen demokratischen und sozialen Oeles gesalbt ist. Das Individuum soll nicht in seinen kraftvollen Lebensäußerungen unterdrückt und sklavisch vergewaltigt, es darf aber auch nicht zum Uebermenschen potenziert und ihm die Schrankenlosigkeit zugesprochen werden. Für diesen Ausgleich erwarten wir namentlich Hilfe von der Frau, die sich als Einzelpersönlichkeit vom Manne emanzipiert und doch wieder mit ihm sich verbündet, wie auf dem Pfade der Bildung, so auch zu gemeinsamer sozialer Arbeit.

Mit dem Gesagten hängt eine andere Aufgabe für die Kunst und für die Erziehung zusammen. Die Kunst muß aus dem Eigenen schöpfen; dazu müssen aber Menschen mit Eigenem da sein; und da zeigt sich überhaupt, daß wir Persönlichkeiten brauchen, die sich auf sich selber stellen, selbständige Charaktere, die Mut haben, nach unten gegen die Massen und

nach oben gegen die Mächtigen, den Mut der eigenen Ueberzeugung. Bekämpfung eines sich selbst wegwerfenden Byzantinismus, Ueberwindung des unpersönlichen Massengeistes und Bildung von selbständigen und kraftvollen Persönlichkeiten — das wird das Ziel sein müssen, das unserer neuen Pädagogik vorschweben soll.

So taucht das alte Wort der Freiheit wieder auf, das in unserer Zeit fast schon veraltet klang und doch immer wieder kühn und laut in die Welt hineingerufen werden muß. Wir müssen freie Menschen werden, das gilt von unserem staatlichen Leben, und ebenso muß es nachdrücklich betont werden auch der Kirche gegenüber, die als römische wie als protestantische nur zu geneigt ist, das Eigene und das Persönliche zu unterdrücken. Hierin sehen wir eine der größten Aufgaben für das zwanzigste Jahrhundert; hier gilt es, wiederzugewinnen, was die Aufklärung in ihrer Weise bereits geleistet, die Romantik uns aber wieder hat verlieren lassen: das erneute religiöse Leben darf sich vor der Freiheit des Gedankens, vor Wissenschaft und Forschung nicht fürchten. Die Kirche aber hat nur einen Königsweg, die Pflege des praktischen Christentums, heiße sie es innere Mission oder wie sie sonst wolle. Beharrt sie aber darauf, das Dogmatische zu betonen und am Buchstaben festzuhalten, so wird auch an ihr sich bewahrheiten, daß nur der Geist lebendig machen und am Leben erhalten kann; dann klopfen die zwei Fragen an ihre Thore: sind wir noch Christen? und brauchen wir noch Kirchen?

So werden unsere Zukunfsgedanken zu lauter Aufgaben. Was werden wird, wissen wir nicht, was werden soll, das muß uns zum Bewußtsein kommen. Weil diese Einsicht aber nur aus dem herauswachsen kann, was ist, so ist sie keine überfliegend-idealistische und utopistische. Auch richtet sie sich nicht auf Unmögliches und Unerreichbares; denn was wir sollen, das müssen wir auch können. Vieles hat uns das achtzehnte Jahrhundert schon vorgemacht, es ist nur noch einmal zu thun. Und so gehen wir mit gutem Mut und festem Vertrauen dem neuen Jahrhundert entgegen: es ist ein Mut geschöpft aus dem Glauben an die Gesundheit unseres Volkes und ist das Vertrauen zu seiner Kraft, es ist aber auch für jeden Einzelnen der Appell an diese eigene Kraft und die Aufforderung zur thätigen Mitarbeit. So ist unser Optimismus kein schwächlicher, in leerer Hoffnung schwelgender und schwärmender, sondern es ist der Glaube an die Pflicht, die allein Berge versetzen und Schwierigkeiten überwinden kann. Nicht als souveräne Umwerter aller Werte, sondern als pflichtgetreue, werkthätig schaffende, als sozial gesinnte und unseres Eigenwertes wohl bewußte Menschen gehen wir tapfer und mild, fromm und frei zugleich dem neuen Jahrhundert entgegen. Was es bringt, liegt im Schoße der Gottheit, aber wir sind entschlossen, es mit ihm aufzunehmen; bereit sein ist alles!

Und so steig denn herauf, du zwanzigstes Jahrhundert! Wir Kinder des neunzehnten grüßen dich und freuen uns in dir weiter mitschaffen zu dürfen am sausenden Webstuhl der Zeit und mitwirken zu helfen der Gottheit lebendiges Kleid.

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs.

Von **Jakob Wassermann.**

Erstes Kapitel

1.

In der Mitte des September ereignete sich ein ungeheuerlicher Vorfall, von welchem einige Tage lang ganz München sprach.

Gegen die Abendstunden herrscht in der Nähe der Akademie und der Universität bewegtes Leben. In einer der Straßen, die sich dort in mathematisch genauen Rechtwinkeln durchschneiden, steht ein altes und ziemlich baufälliges Haus. Um die Zeit, wo die Studenten schon die letzten Collegien durch die Gartenseite zu verlassen pflegen, erschallte aus dem Flur dieses Hauses ein lautes Geschrei. Gleich darauf stürzte ein völlig nacktes Mädchen aus dem Thor auf die Straße. Sie hielt beim Laufen die Arme in die Höhe, und zwar in einer sonderbaren Weise: als ob sie fürchte, ein schwerer Gegenstand könne über sie herabfallen. Sie schrie nicht in abgesetzten Lauten, sondern es war ein einziger langgedehnter Ruf, von der Zeit, die sie brauchte, um aus dem Hofatelier bis in die noch helle belebte Straße zu gelangen. Es ist klar, daß sofort jeder Verkehr auf diesem Teil der Straße stockte. Menschenmassen liefen zusammen, deren plötzliches Auftauchen etwas Rätselhaftes hatte. Die Fenster der Wohnungen öffneten sich für erschreckte Gesichter, die dann allmählich ins Grinsen kamen, — aus naheliegendem Grund.

Dem Mädchen zunächst hatte sich ein Kreis von Studenten gebildet. In blöder und komischer Ratlosigkeit starrten sie auf den am Boden liegenden nackten Körper. Das Gesicht der Hingestreckten war in die verschränkten Arme hineingewühlt. Die Haare, die sehr kurz waren, fielen aufgelöst, braungolden nur wenig über den Nacken. Die Haut schimmerte bräunlich und zuckte bisweilen wie bei nervösen Tieren. Jemand fand, ein Arzt müsse beispringen, doch es war kein Mediziner unter den Gaffern. Manche waren blaß, manche lächelten gespreizt, manche thaten außergewöhnlich wichtig wie in einem Thatendrang, manche fanden sich ergötzt wie im Schauspiel, warteten gespannt und phlegmatisch auf den Fortgang der Ereignisse, einige fanden die öffentliche Sittlichkeit bedroht, und währenddem verengerte sich der Kreis, denn von allen Seiten drängten die Hintenstehenden vorwärts.

Nur ein Einziger trat schließlich aus den Reihen, indem er sich mit den Elbogen Platz schaffte, kniete nieder und breitete seinen langen, hellgrauen Havelock sorgfältig über die Liegende. Dann versuchte er den Kopf des Mädchens zu heben, begegnete aber einem krampfhaften, unerwarteten

Widerstand. Die feststehende Menschenmasse schloß jede Hilfe von außen und jede Aufklärung des Vorfalls zunächst aus. Indes war es sein Entschluß, das Peinliche der Oeffentlichkeit abzukürzen, und er winkte einem der jungen Herumsteher. Beide ergriffen den unbeweglichen Mädchenkörper, ein dritter half, die Menge wich mechanisch und träg zurück, eine schmale Gasse öffnete sich, und die drei eilten schnell mit ihrer Last in denselben Hausflur, aus welchem das Mädchen geflohen war. Sie brachten es geschickt zuwege, das Thor zuzuschlagen, ehe noch ein Einziger der Nachdrängenden mit hereinkommen konnte und schoben mit einiger Mühe einen großen verrosteten Riegel vor. Draußen wurde gepocht, geklopft, gehämmert, schließlich kamen Stöße, daß das Thor wankte und das morsche Schloß seufzte, dann pfiffen sie und gröhlten; plötzlich jedoch wurde es ganz still.

Aber was nun? Als es still war, hörten die drei das junge Mädchen in einer bekümmerten Weise in sich hineinweinen, immer mit dem zwischen den Armen verwühlten Gesicht. Der Flur war leer, die Stiege leer, die Weinende stand nicht Rede, kein Laut im ganzen Haus war vernehmbar. „Was sollen wir nun anfangen, Herr Wanderer?“ fragte einer der jungen Menschen (er hieß Dawill) fast schadenfroh. Oder möglich, daß an dieser „Schadenfreude“ sein blasses Gesicht schuld war, welches beständig ein aufdringlich-bescheidenes Lächeln zur Schau trug. Diesmal brach das Lächeln jäh ab, denn durch den Hof kam plötzlich in höchster Eile, was seinem Gang etwas grotesk Abgehacktes verlieh, ein Mensch von vielleicht fünfunddreißig Jahren. Bei dem Mädchen stehend, beugte er sich erst vorsichtig lauschend über dessen Körper, flüsterte mit einem Ausdruck von verzerrter Inbrunst im Gesicht: „Gisa! Gisa!“ nahm dann die Liegende auf seine Arme, was bei seinen anscheinend geringen Kräften erstaunlich aussah, trug sie in den Hof und von dort in den Eingang einer erdgeschössigen Wohnung.

Dawill öffnete das Thor und wurde von zwei sehr streng aussehenden Polizisten in ein Verhör gezogen, während Hunderte von Menschen in Gruppen beisammenstanden und sich neugierig wiederum gegen das Thor drängten. In demselben Augenblick kamen zwei junge Damen die Treppe herab, eine schlanke, blasse, vornehme und eine plebejisch lachende, schwatzende. Wanderer wurde sehr aufmerksam durch den intensiv abgekehrten, tiefgrüblerischen Ausdruck im Gesicht der Einen, die er von seiner Begleiterin Renate nennen hörte. Es war etwas in dem Gesicht, das in unterirdischer Verbindung mit dem Vorfall zu stehen schien, dem er soeben beigewohnt. Beide Damen stiegen in einen Zweispänner, der jenseits der Straße am Universitätsgarten stand, und fuhren davon.

Dawill und der andere Student, ein wollhaariger Jude mit dem einfältigen Gesicht eines angestrengten Tänzers, verabschiedeten sich mit studentischer Umständlichkeit von Wanderer. Sie sahen aus, als hätten sie eine religiöse Feier veranstalten helfen. Noch eine junge Dame kam aus der Malschule von oben, hielt errötend ihr Taschentuch vor das Gesicht und wurde von den Belagerern des Thors, die sich wie um ein Schaustück geprellt erschienen, höhnisch angestarrt. Ein Gendarm kam, sah sich hochmütig um, musterte Wanderer, der that, als erwarte er Jemand, und stapfte dann gravitätisch in den Hof.

2.

Wanderer wartete auf seinen Mantel, — und im Grunde auf weit mehr. In ihm war eine Saite zum Schwingen gekommen, die nun nicht

mehr aufhörte, zu vibrieren. Die Menge verlief sich in den leichten und dennoch lastenden Septembernebel der Straßen. Schließlich erschienen noch zwei Journalisten, die mit albernem Gethue den Lokalaugenschein vornahmen, als hätten sie niemals einen Hausflur und einen Hof gesehen. Oben ging eine Thür auf, und Klaviergeklimper gellte durch das Stiegenhaus. Der Gendarm, mit schweren, respekteinflößenden Stiefeln, kam wieder zum Vorschein.

Als Niemand sonst sich sehen ließ, ging Wanderer in den Hof, und, kühn gemacht durch seine Erwartungen, öffnete er die Thüre, die ihn lockte. Aber im Begriff einzutreten, wurde er von jenem Mann zurückgeschoben, der das Mädchen fortgetragen, und der nun zugleich mit Wanderer wieder in den Hof trat. Er trug ein überaus kleines, grünes Hütchen; sein dichter, rotblonder Schnurrbart bedeckte den Mund und hing, halbkreisförmig, über das Kinn herab. Den Mantel hatte er schon über dem Arm, und als er ihn Wanderer reichte, sagte er langsam; „Sie will allein sein. Sie muß Ruhe haben.“ Dann fügte er mit einer rednerischen Betonung der Worte und mit fernhinsehenden Augen hinzu: „Denken Sie sich alle Tragödien aller menschlichen Seelen zusammengepreßt in eine einzige und Sie haben das, was Sie eben erlebten.“ — Wanderer machte erst ein gedankenvolles Gesicht, dann nannte er seinen Namen, errötete aber, weil ihm das dumm erschien. Der Grünhut wandte sich ab, hörte kaum darauf, drückte wie im schmerzlichen Krampf Lippen und Augen zusammen. Nach einer Weile erst drehte er sich um und murmelte gleichgiltig: „Süssenguth. Christian Süssenguth.“

Sie gingen hierauf Beide die Straße gegen die Akademie zu, und es war zu hören, daß die Leute sich noch immer nicht beruhigt hatten. Aber das Gerücht lief jetzt wie herrenlos umher, gab Jedem das, was er davon nehmen mochte. Wanderer wollte nicht neugierig thun, nicht um Erklärungen betteln; stumm schritt er an der Seite des Grünhuts, in der Bedrücktheit eines Untergeordneten. Süssenguth schien von vielen Leuten gekannt zu sein, wurde häufig gegrüßt, meist mit jener achtungsvollen Zurückhaltung, die Vertrautheit ausschließt. Endlich befragte er Wanderer um einige Kleinigkeiten, Gleichgiltigkeiten. Zuerst hatte er den Namen vergessen. — Anselm Wanderer. — Wo er her sei. — Aus Wien. Dort hätten seine Eltern lange gewohnt. Geboren jedoch sei er in Franken, in Nürnberg. — Was er treibe, ob er mit Lust studiere. — Nein; „nicht mit einem Hauch meiner Seele.“ — Also vielleicht ein Wanderer? — Nein, eigentlich kein Wanderer. Eher ein Phlegmatiker, oder doch ein Stillehalter. — Es sei auch nichts mehr mit dieser Art von Studieren. Die jungen Menschen nützen sich ab, jeder sterbe mit neun Zehntel seiner Eigenart. —

Süssenguth wurde rasch leidenschaftlich, als ob Leidenschaft die Atmosphäre sei, darin er einzig leben könne. Seine Gesten wurden weit, übermäßig edel, als ob er auf einem Forum stünde, und er beachtete die Passanten nicht mehr. Wanderer stimmte zu, machte eine richtige Bemerkung, die naheliegend war, und die Freude, mit der Süssenguth ihm zustimmte, war einer Umarmung gleich. Sein Gesicht in der Ruhe war wie ein bewegungsloser Vorhang seines Innern; wenn er sprach, war alles durchglüht. Wanderer hatte manchmal ein Gefühl wie bei einem Theaterstück. Er war gespannt und voll nicht ganz aufrichtiger Zustimmung. „Wo gehen Sie denn hin?“ fragte Süssenguth, als ob sie sich schon jahrelang kennten. Wanderer entgegnete, er habe einen Besuch zu machen. Doch Jener hörte ihm nicht mehr zu. Das kleine Töchterchen einer vornehmen Dame, die

auch Anselm Wanderer bekannt war, rannte in vollem Galopp auf Süssenguth zu, lachte und jauchzte. Er beugte sich zu dem Kind herab und sein Gesicht zeigte eine leidende Verzücktheit, eine krankhafte Extase. Es schien wie Liebe und Hingebung, die nach Verwirklichung außerhalb des Menschlichen strebten.

Wanderer grüßte und ging.

3.

Herbst, wunderbarer Herbst! Zeit der Sammlung und der Entschlüsse, der Reife, der Ruhe! Wo alle Willenlosigkeiten sich verflüchtigen, alle Trübungen sich klären. Mit solchen Gefühlen schritt Anselm Wanderer gegen den englischen Garten hinab, über dem die mattgefärbten Nebel lagen und dessen bräunendes Laub sich scharf vom Himmel hob. Der nahe Abend brachte eine gewisse Festlichkeit über die Straßen und drunten über den verschwimmenden Park. Wanderer blieb stehen, als ob er sich sein Leben ansähe, das Fertige und das Kommende zugleich. Darüber lagen die vielen ziehenden Wünsche gebreitet: Nebel, erst rosenrot gefärbt, dann grau und dunkel werdend, eins mit der Nacht.

Eine Viertelstunde später befand er sich schon in der Villa bei seiner Freundin, der alten Baronin Terke. Unterwegs hatte ihn unsichtbar jener Süssenguth begleitet wie ein Stück von ihm selbst, um ihn auszuforschen, und Wanderer war beunruhigt, beschloß, den Schatten nicht aus dem Auge zu lassen.

Bei Terkes wurde er herzlich begrüßt. Vor vierzehn Monaten hatte man sich zuletzt in Wien gesehen, denn Wanderer war erst vor einer Woche von dort gekommen. Die Baronin wußte eine Menge von Neuigkeiten und erzählte eine nach der andern, so wenig sie auch zusammenpassen mochten. Ihr Gesicht glich etwa dem einer greisenhaften Puppe, war geschminkt und gepudert, und das Haar bildete oft kunstvolle Ringe. Sie atmete schwer, stöhnte, wenn sie sprach und war bei alledem eine Liebenswürdige und Amüsante. Sie war eine unerschöpfliche Chronik von Neuigkeiten, und mit geistreicher Nachlässigkeit sagte sie Dinge, die Andere in ihr Tagebuch als „Maximen und Aussprüche“ notiert hätten. Bisweilen lachte sie lustig auf, hell, klirrend, (ihr Lachen war eine Rakete) um dann plötzlich in den bleiernen Halbschlaf der Morphinisten zu versinken. Dann schreckte sie auf, sagte Ja, schlug sich burschikos auf die Schenkel, und scheinbar harmlos lächelnd setzte sie unbefangen ein Gespräch fort, welches die Andern längst schon vergessen hatten. Diese Andern waren neben Wanderer ihre Schwägerin, die Gräfin Terke, — voll Würde, Gelassenheit, Vornehmheit, — und Adele, — die mühevoll verhaltene Schalkhaftigkeit eines leichtflüssigen Temperaments.

Man saß beim abgedämpften Licht einer großen Lampe, in einem Zimmer, dessen Wände mit purpurfarbenem Stoff bekleidet waren. Vor den Fenstern zog der Abend wie greifbar vorbei, die Straße mit bläulicher Dämmerung füllend. Nichts Wesentliches geschah in diesem Raum; hier stand das Leben vornehm still, und während sich Anselm Wanderer in der geräuschlosen Weise unterhielt, wie sie die Stunde und der Ort gebot, dachte er an ein Leben voll Gefahren gleich einem Knaben, der die Lederstrumpf-Erzählungen liest. Wie eine Ferngerückte saß die Gräfin Terke da, mit ihrem schönen Haar von reinstem Silberweiß und dem gleichmäßig lilafarbenen Kleid. Sie sah wie eine Rokoko-Königin aus, hörte halb mitleidig,

halb belustigt auf das wiederbelebte Geplauder der Baronin, die von ihrem Hund erzählte. Ein Thema, das Unendlichkeit in sich trug. „Tiger" war ein Bursche mit langhaarigem Fell, unfähig zu laufen, unfähig zu schnaufen, in seinem Fett vergehend, und von seinen Beinen waren überhaupt nur drei gebrauchsfähig. Jeder Polster war ihm zu hart, jeder Leckerbissen zu gering, jede Liebkosung molestierte ihn, und wenn er allein sein mußte, bekam er einen Spiegel vor sein Lager gestellt, um sich am Anblick seines teuren Ichs gütlich zu thun. Diese kostbare Sache von Hund blieb lange der Gegenstand des Gesprächs, aber die Geschichte mit dem Spiegel führte auf die Geschichte einer Dame, die so lange vor dem Spiegel stand, bis sie irrsinnig wurde, und damit hing wieder eine neue, höchst interessante Geschichte zusammen, die möglichst schnell und atemlos einzuschalten war, die aber durch eine eintretende junge Dame unterbrochen wurde, bei deren Anblick Wanderer erblaßte. Unvermittelt sah er sich wieder in dem öden, hallenden Hausthor der Amalienstraße, wo dieselbe Schlanke, Blasse die Treppe heruntergekommen war. Die junge Gräfin stellte vor und setzte sich dann gleich zu Fräulein Fuchs auf die Ottomane.

Anselm Wanderer wurde plötzlich gesprächig, und, innerlich unsicher, sagte er viele überflüssige Dinge. Er wandte sich zu der Neugekommenen und sagte mit der Bedeutsamkeit eines Witzigen: „Es ist die Duplizität der Fälle, daß ich Sie hier treffe, Fräulein, und gerade heute." Die junge Dame wandte ihm das Gesicht zu und blickte verdutzt auf seinen Kragen. Er wurde verwirrt, wollte nicht näher auf die Begegnung und ihre Ursache eingehen, und erzählte schließlich von seiner Bekanntschaft mit Süssenguth, aber nur d a v o n. Nachdem er eine Reihe von Sätzen in feuilletonistischer Weise aneinandergeheftet, bemerkte er, daß er wenig Anklang damit fand. Nur die Augen des Fräulein Fuchs waren unabläßig auf ihn gerichtet. Es waren schwarze Augen, in diesem halben Licht wie glänzende Kohlen anzusehen, aber scheinbar ohne Tiefe. „Sie kennen ihn?" fragte Wanderer fast mechanisch.

„Diesen Juden? Nein,"

„Sie sagen es so verächtlich. Weil er ein Jude ist?"

Sie zuckte die Achseln und öffnete den Mund, was ihrem Gesicht etwas Kindlich-Hülfloses gab. „Freundinnen haben mir von ihm erzählt, — das heißt," fügte sie leiser und den Blick senkend hinzu, „bekannte Mädchen."

Damit endete dieser Teil der Unterhaltung, doch von da ab war jeder Einzelne mit etwas anderem beschäftigt, als mit dem, wovon er gerade sprach.

4.

Es fügte sich, daß Anselm Wanderer und Fräulein Fuchs zugleich aufbrachen. Ihr Wagen wartete unten, aber da es ein so schöner Abend war, wollte sie gehen, wenn er es nicht langweilig finde, sie zu begleiten. Während sie die Treppe heruntergingen, bewunderte er ihre Gestalt, ihre Freiheit der Bewegung. Sie hatte nicht das Gepreßte und Beengte der jungen Damen ihres Kreises; ihre Freiheit nach außen gab Andern innere Sicherheit.

Der Abend war in Wahrheit schön. Die Laternen hingen wie Lampions in der Luft, die zu dampfen schien, die alles unsichtbar machte, was

nicht zu dem Frieden sich eignete. Beide schritten kaum, dachten kaum. Endlich sagte Wanderer, wo er sie vor Stunden gesehen habe, und daß sich so seine Bemerkung, die er vor Terkes nicht begründen wollte, von selbst erkläre. Sie blieb stehen, und ihm war, als sehe er sie größer. Doch sie hatte, in ihrer Weise, den Mund ein wenig geöffnet, suchte nach einer Erwiderung. Wanderer fragte, seltsam berührt, was sie denn eigentlich gegen Süssenguth hätte.

„Erstens, — ich hasse die Juden!“ antwortete sie, — doch durchaus nicht haßerfüllt, sondern fast flehentlich.

„Ernsthaft?“ Wanderer lächelte.

„Sind Sie denn einer?“ fragte Renate Fuchs, jetzt ebenfalls lächelnd.

„Nein, das nicht. Aber ich könnte doch ebensogut einer sein; dann wären Sie aufgesessen.“

„Aufgesessen? Das versteh ich nicht.“

„Na gleichviel. Aber, Sie sagten „erstens“, vorhin.“

„Ja, und dann ist es ja stadtbekannt, was der alles treibt. Kindern schreibt er Briefe. In jedes Mädchen ist er verliebt. Dann predigt er Dinge, an die man gar nicht denken darf, sitzt in . . . schrecklichen Lokalen bei . . . schrecklichen Frauenzimmern. Das alles habe ich gehört.“

„Aber er scheint Sie doch zu interessieren?“

„Mich? Kaum. Es giebt Frauen, die für ihn schwärmen. Ich weiß nicht warum. Oder doch. Er sagt nämlich, — aber es ist ja ganz gleichgiltig.“

Doch als Anselm Wanderer schwieg, fügte sie leiser und etwas nachdenklich hinzu: „Er wirft sich zum Retter der Frauen und Mädchen auf.“

„Wieso? Was — ist da zu retten?“

„Vor den Männern will er sie retten.“

„Wie albern!“

„Nicht wahr!“ gab sie triumphierend zurück, als ob ihre Zweifel jetzt ein Ende hätten.

„Ich verstehe es überhaupt nicht. Was ist da zu retten?“

„Ich kann Ihnen das nicht so sagen, wie es mir erzählt wird.“

Diese kindlichen Worte rührten ihn. Doch sie, wie es schien, von neuem gequält, sagte sehr langsam, wobei sie auch ihren Schritt verzögerte: „Er meint, daß alle die körperlichen Tugenden, die die Männer von uns verlangen, nichts als Lug und Trug sind. Er meint, daher kommt es, daß so viele, viele Frauen zu Grunde gehen.“

Das erschreckte Anselm Wanderer, nicht durch den Inhalt, sondern dadurch, daß sie es sagte, ihm sagte, von dem sie kaum den Namen kannte. Doch Renate Fuchs fühlte wie durch eine Eingebung seine Empfindungen mit und fügte hinzu — (jetzt kam es ganz deutlich zum Vorschein, wie gequält sie durch all das Zeug war) —: „Sie staunen, daß ich Ihnen das so mitteile. Aber dann ist es ja wahr, daß man uns blind machen will. Der Süssenguth da, er ist ja ein Narr, — ist er nicht ein Narr?“

„Ich sollte glauben, Fräulein.“

„Nun natürlich; aber ich habe ihn einmal sprechen hören. Es war auf einer Bank unter den Arkaden. Ich saß mit Adele Terke auf der Nebenbank und Adele kicherte fortwährend. Einige Freunde waren mit ihm. Er war sonderbar, sehr sonderbar. Er sagte das, — hören Sie nur —, er sagte: ein Mann kann fallen, eine Frau kann niemals fallen.“

Wanderer schwieg. Er senkte den Kopf und sah in diesem Augenblick Süssenguth mit seiner begeisterten Hingabe an das Wort, das pure Wort.

Und sonst? Ein kleiner, blasser Mensch mit einem grünen Hütchen und einem Lodenhemd.

„Und dann sagte er weiter", fügte das junge Mädchen hinzu, gänzlich wiederversunken in jene Situation, „er sagte: die Frau hat eine Asbestseele. Sie bleibt unversehrt im Feuer des Lebens."

„Und das haben Sie so fest behalten? Es sind Extravaganzen. Das Originelle ist selten wahr." Wanderer wollte kritisch sein, fühlte sich aber ein wenig ärmlich in diesem Augenblick.

„Warum darüber reden!" sagte Renate Fuchs. „Ich wollte nur, Sie würden meine Freundinnen kennen. Seele, Seele! An denen ist gar keine Seele. Es sind junge Mädchen mit schönen Kleidern, die sich aufs Heiraten freuen."

Damit hatte das Gespräch ein Ende. Sie waren bei der Brücke über den linken Isararm angelangt. Dort wurde ein Friedensdenkmal gebaut, in der Höhe über den Stufen, die zum Rondell führen. Man sah auf lange Lichterreihen hinunter und die Finsternis dazwischen hatte etwas von einem Tier, einem ungeheuren schlafenden Wurm. Der Strom rauschte, aber die Ruhe brach durch das Schweigen hindurch wie der Stoff durch eine Stickerei.

Renate Fuchs blieb stehen, bis der Wagen kam, der durch die Maximiliansstraße nachfuhr. Ihr Gesicht war ruhig geworden, und ihre Augen glänzten nicht mehr so sehr. Sie behauchte den Schleier, und Anselm dachte, von dieser Gewohnheit werde es wohl kommen, daß sie den Mund oftmals halb öffnete. Weiße, enge Zähne blitzten dann hervor. „Hören Sie das Gehämmer drinnen?" fragte sie, während schon die Räder des Wagens drüben auf der Straße knirschten. „Bei uns ist großes Fest morgen."

„So? Haben Sie Geburtstag?"

Renate lächelte und schaute starr in die Blendlaterne des einbiegenden Wagens. „Ich werde mich verloben. Aber das sag ich nur Ihnen. Heute darf es noch Niemand wissen."

Immer stärker wurden ihre Züge von der Blendlaterne beleuchtet. Es war ein schönes, kindliches und zugleich frauenhaftes Antlitz. Beständig zuckten die Lippen. Beständig liefen ein paar störrische Haare von den Schläfen herein. Die Augenbrauen waren hohe, dünne, schwarze Halbkreise. Sie hielt den Kopf ein wenig gegen die linke Schulter geneigt und lächelte.

Zweites Kapitel.

1.

Mein lieber Bruder, ich gebe Dir natürlich meine Zustimmung, daß Du mein Kapital auf die angedeutete bessere Art verwendest. Die verlangte Vollmacht werde ich Dir in den nächsten Tagen senden. Ich weiß ja, daß Du in solchen Dingen weit über mein Verständnis hinaus zu sorgen verstehst und bin also mit allem einverstanden, was Du thust, umsomehr, wenn ein Vorteil in Deiner sozialen Stellung damit verbunden ist. Freilich, ich für meinen Teil komme mit den sechstausend Gulden jährlich ganz bequem aus, abgesehen davon, daß eine solche Summe in Deutschland bedeutend mehr vorstellt als in Wien. Doch stimme ich darin mit Dir überein: 6750 Gulden sind eben noch mehr.

Ich lebe hier genau so, wie ich in Wien gelebt habe. Ich kann mich noch immer nicht zur Wahl eines sogenannten Berufes entschließen. Deine ewige Klage! Aber ich kann mich nicht ändern. Sieh, was soll ich beginnen! Ich habe es ja so sehr bequem, lulle mich ein wenig in die Rolle des Flaneurs ein, thue so, als ob ich beobachten würde, und wenn ich auch sentimental bin, wie Du behauptest, so hoffe ich doch, daß mir das Leben bei irgend einer passenden Gelegenheit die überflüssigen Gefühle herausprügelt. Du willst, daß ich mich einmal ordentlich verliebe? „Bis über den Hals", meinst Du. Ich trachte nicht darnach. Ich glaube nicht, daß mich dann die spätere Ernüchterung dazu drängen wird, was Du eine geordnete Lebensstellung nennst. Meine Beschäftigung ist einförmig. Ich lese alle wissenschaftlichen Bücher, die mich interessieren, besonders in der Chemie. Meine letzte Buchhändler-Rechnung betrug dreihundert Mark. Collegien besuche ich jetzt seltener. Die schöngeistigen Schriften lassen mich kalt, wie Dir ja bekannt ist. Nur an Balzac beginne ich jetzt Gefallen zu finden. Du zürnst mir darüber, daß ich so wenig von einem Poeten in mir habe, und daß mir sogar die Fähigkeit mangelt, mich an Poetisches hinzugeben. Wäre ich ein gewöhnlicher Nichtsthuer, so hättest Du wohl Recht mit Deinen Vorwürfen. Doch ich halte mich für etwas Besseres, glaube mich gut genug zu kennen, um diese Behauptung wagen zu dürfen. In einem feineren Sinn bin ich immer beschäftigt. Ich glaube, das, was wir unmittelbar einen Beruf nennen, ist mittelbar doch nur eine Beschränkung. Die Berufsleute sind eigentlich die Schläfer, die Halb-Bewußten; und diejenigen, die man Träumer nennt, sind vielleicht die wahren Wachenden. Nun kannst Du wieder spotten über den gescheiten Anselm. Aber jeder muß so leben, wie er eben lebt.

Ich habe hier eine recht elegante Wohnung in der Königinstraße. Ein Zimmer ist sogar ganz japanisch. Von allen Fenstern aus habe ich freien Ausblick über den englischen Garten. Besonders in der Dämmerung ist der Anblick des herbstlichen Gartens unvergleichlich. Dieser Tage will ich einmal ins Fränkische hinauffahren. Man braucht mit dem Schnellzug nur fünf Stunden; von Nürnberg aus nehme ich den Postwagen in unsere Heimat, die ich, außer mit Säuglings-Augen, noch nicht gesehen habe. Du schmunzelst darüber, Skeptiker. Aber ich kann Dir gestehen: das Bewußtsein, von einem andern Menschenschlag zu stammen, als dieser weichen und verweichlichten Wiener Rasse, beruhigt und ermutigt mich sehr. Laß bald von Dir hören und sei herzlich gegrüßt von Deinem Anselm.

2.

Es drängte Anselm Wanderer, zu Süssenguth zu gehen, doch war er um den Vorwand verlegen. Furcht und eine leichte Feindseligkeit trieben ihn an, wie Einen, der Gefahren abwenden will, ehe sie nahen. Andererseits war es wieder das kummervolle Weinen jener Unglücklichen, das ihm noch im Ohre lag. Die Zeitungen hatten ein wahrhaft jämmerliches Geschwätz über den Fall ausgegossen. Einigen wurde er zum sittlichen, anderen zum sozialen Problem. Einige brachten ihn mit der Kunst, andere mit der Liebe in Beziehung. Alle versprachen sich Aufklärung von der gerichtlichen Verhandlung und munkelten unbekümmert darauf los.

Er erfuhr Süssenguths Wohnung, und in der Frühe machte er sich auf, um durch den englischen Garten nach Bogenhausen, der Vorstadt, zu

pilgern. Es ging durch krumme Gassen, an der Sternwarte vorbei, hinter den Ziegellagern einen lehmigen Pfad entlang, dann über die Felder. Süssenguth wohnte nach seinem eigenen Ausspruch im letzten Haus der Stadt, mitten in der Wiesen-Einsamkeit. Nebel- und taufeucht, erwarteten die Felder die späte September-Sonne und die Stadt lag im Westen wie ein dampfender Kessel.

Christian Süssenguth saß im Garten. In seiner Gesellschaft befand sich ein hagerer, vergrämt aussehender Mensch, von dem Wanderer erfuhr, daß er Stieve heiße. Dann war ein junges Mädchen da, bei dessen Anblick Wanderer stehen blieb wie von einer leichten Ohnmacht erfaßt. Er kannte die goldbraunen Haare und den Ansatz des Nackens.

„Das ist Gisa Schumann", sagte Süssenguth in seiner natürlich vornehmen und freien Weise. Er schien übrigens ziemlich erstaunt über Wanderers Besuch, als ob er sich nicht erinnere, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Anselm suchte sich gar nicht zu entschuldigen; zornig über das Unbezwingliche, das ihn hergetrieben, nahm er Platz und hörte stumm der Unterhaltung der beiden Männer zu. Oder stellte sich, als ob er zuhöre. Gisa Schumann sprach nicht, auch schien man nicht zu erwarten, daß sie rede. Sie hatte ein leidenschaftliches Gesicht von orientalischem Schnitt, überquellend von Leben und gleichzeitig auch von Trauer. Immer wenn Süssenguth anfing zu sprechen, hob sie die Augen und sah ihn an, — mit einem unbeschreiblichen Blick. Alles an ihr bebte von Ueberfluß.

Die Unterhaltung zwischen Stieve und Süssenguth war monoton. Einmal hörte Wanderer den Namen der Renate Fuchs, und seine Augen wurden starr, horchend. Aber es wurde nichts Wesentliches laut. Er fragte kühn, ob man sie kenne. Gewiß kenne man sie, erwiderte Stieve, um dessen Mund es beständig in scheuer Ironie zuckte. Seine erschreckend mageren, krankhaft unruhigen Hände tasteten beständig umher, zuckten oder trommelten, wie verzehrt vom Gefühl der Haltlosigkeit. „Sie wird jetzt Herzogin", sagte Stieve, das eine Ende seines Schnurrbarts zernagend.

„Herzogin? Wieso?"

„Sie hat sich gestern mit dem Herzog Rudolf verlobt."

„Sie, — ist denn das wirklich wahr?" fragte Süssenguth kindlich-zweifelnd.

„Es steht heute in allen Zeitungen."

„Aber Sie, — wird denn das gestattet?"

„Es muß wohl so sein. Uebrigens . . . „gestattet" . . ."

„Na Sie, — da könnt ich ja heute ebensogut eine Herzogin heiraten? Na?"

„Wenn Sie schön und reich wären wie Renate Fuchs, — gewiß."

„Nun, was sie äußerlich hat, hab ich innerlich. Schließlich bin ich auch mit einer zufrieden, die innerlich eine Herzogin ist. Was, Gisa? Schert mich das Kleid? Wenn ein Weib fähig ist, einen Baum, eine Blume, den Wald, einen Schmerz ebenso zu empfinden wie ich, ist sie mir vollkommen ebenbürtig. Mehr verlang ich mir nicht. Dann will ich sie nicht einmal heiraten. Soll sie einen andern heiraten und mir die Gefühle schenken."

Zornig-zärtlich sagte Süssenguth das, und manchmal war es, als ob er die Sätze erbreche. Das Suchen nach dem Ausdruck durchwühlte seine Züge. Er preßte die Augen zusammen, machte sie dann wieder leuchtend, ballte die Faust oder strich mit der weißen, schönen Hand über die angestrengte Stirn und erweckte immer den deutlichen Eindruck des Ungewöhnlichen.

Gisa, blaß geworden, erhob sich, ging langsam dem Ziehbrunnen zu, dessen Eimer durch ein Windrad hoch oben bewegt wurden. Sie stützte sich auf den Mauerrand und sah ins Bodenlose hinunter, vor dem sie die Augen schließen mußte. Sie hörte die Bäume rauschen, von denen viele vergilbte Blätter herabfielen, und aus dem Haus klang ein verstimmtes Harmonium dazu.

Kaum hatte sie sich entfernt, so rief Süssenguth trostlos: „Aber wo bringt man sie denn jetzt hin, um Gotteswillen!“

„Es ist höchste Zeit, daß etwas geschieht“, sagte Stieve energisch. Er machte ein finsteres und ungeduldiges Gesicht, als hätte er etwas sehr Entscheidendes gesagt, wobei kein Widerspruch möglich sei.

„Sie kann nicht hier draußen bleiben“, grübelte Süssenguth. „Aber kann sie nicht zu Fräulein Xylander? Sie, ist das nicht möglich?“

Stieve zuckte die Achseln, wodurch sein Hals völlig verschwand. Er warf einen verlegenen Blick auf Wanderer und antwortete dann mit einem Lächeln, das ebenso sanft, apathisch und scheu war wie der Klang seiner Stimme: „So eine christliche That erlauben unsere Mittel nicht. Uebrigens will Anna herkommen.“

„Sie, da haben Sie Recht, — eine christliche That wäre das!“ rief Süssenguth aus. „Natürlich, unsereinem bleibt das Himmelreich des Gebens verschlossen. Und wer ist fähig zu geben, von denen, die auf ihren Sammetpolstern sitzen und lächeln.“ Dies letzte sagte er haßerfüllt und äffte dabei jemand nach, etwa die gezierte Langeweile einer alten Gräfin. Wanderer glaubte eine Karikatur seiner Freundin Terke zu erkennen und lachte, ohne jedoch die Beklommenheit über das tiefvergrämte Gesicht Stieves zu verlieren.

„Gut, daß die Xylander kommt; mit der kann man sich ausschimpfen.“ Süssenguth blickte finster gegen die Stadt. Dann beugte er sich zu Wanderer hinüber, packte heftig dessen Arm und flüsterte: „Sehen Sie sich das Wesen drüben an. Sie *können* sich keinen Begriff machen, was für ein Wunder von Zartheit und innerlichem Adel das ist. Eine Kapitalistin des Herzens. Und die soll zu Grunde gehen, weil ein —“

„P—s—s—t“ machte Stieve. Süssenguth schwieg keuchend, leichenblaß, mit verbissenen Lippen. Wanderer schaute zu Gisa Schumann hinüber, die noch immer unbeweglich stand, der Brunnentiefe zugeneigt.

Stieve war aufgestanden, hatte sich an die Akazie gelehnt und schwieg. Wanderer bemerkte, daß sein Kopf im Verhältnis zum Körper viel zu klein war; seine schlottrige Erscheinung erhielt dadurch etwas Hilfloses. Seine Züge konnten oft fein und verträumt sein, aber sie riefen eine Empfindung hervor wie ein erblindeter Spiegel.

„Paria“, murmelte Süssenguth grollend und that, als hätte er einen schlechten Geschmack im Mund. Er setzte den Zwicker zurecht und ging zu Gisa an den Brunnen. Beide wandten sich zu einer Gruppe von Silber-Eschen, in der Tiefe des Gartens.

„Warum kann das Fräulein nicht hier bleiben?“ fragte Wanderer, Stieve mit festem Blick ansehend.

Stieve machte eine bedauernde Bewegung. Es schien, als sei er etwas ungehalten über die Wichtigkeit, die man diesem ihm fremden Unglück beimaß. Seine Stirne war von bitteren Betrachtungen gefurcht. Wanderer verstand ihn sofort. „Es ist schwer durchzukommen“, seufzte er und machte ein schmerzlich-einverstandenes Gesicht, um Stieve Vertrauen einzuflößen. Aber der schwieg, und sein flackerndes Lächeln huschte bisweilen über die

Lippen, den braunen Spitzbart förmlich erhellend, über dem der Schnurrbart hing wie ein kleiner Brückenbogen aus einem Baukasten.

„Was treiben Sie eigentlich in dieser elenden Stadt?" fragte Wanderer, wie wenn er selbst durch die Stadt zu leiden hätte.

Stieve, voll Ingrimm, zischte heraus: „Für ein Schmierblatt muß ich Notizen schreiben. Journalist . . . ä!" Er stützte beide Arme auf die Hüften und stelzte aufgeregt zwischen zwei Bäumen hin und her. Wanderer sah ihm sinnend zu, doch nicht mitleidig. Er war nicht mitleidig, noch wünschte er, mit zu leiden.

In demselben Augenblick kam Anna Xylander in den Garten. Anselm erriet, daß sie es war, denn Stieves Gesicht veränderte sich. Es erhielt einen Ausdruck liebenswürdiger Nachsicht und freundlicher Ueberlegenheit, was dem männlichen und anscheinend sehr energischen Mädchen gegenüber komisch wirkte. Sie küßte ihn nachlässig auf den Bart und fragte: „Wo ist Gisa?"

3.

Der Garten in der Fülle seines herbstlichen Schmuckes bot ein Bild der Ruhe und Schönheit. Goldbraune, grüne, kupferige, mattbraune, tiefbraune Blätter, alle regungslos, — unwillkürlich redete man leiser. An der Hauswand wuchsen Trauben, die indes noch kümmerlich waren, kaum so groß wie Vogelbeeren. Jetzt begann auch wieder das alte Harmonium mit quietschenden Obertönen.

Die Gruppe am Brunnen stand nach einem kurzen Wortwechsel zwischen Süssenguth und Anna Xylander schweigend beisammen. Gisa Schumann hatte Annas Hand ergriffen, deren Gesicht nun in leidender Verstimmtheit viel älter aussah. Nur ihre ehrlichen blauen Augen blieben jung, — vielleicht nur durch den unbestimmten Zorn, der in ihnen loderte. Wanderer beobachtete, daß die Unruhe Stieves, der unaufhörlich und wie schuldbewußt die am Boden liegenden Blätter raschelnd zertrat, den Zorn in Anna Xylanders Augen drohender werden ließ, bis sie sich in heftigen und klagenden Worten Luft machte. Das trübe Elend: von den Schulden, die Stieve mache; von seinen großen Plänen und kleinen Erfolgen, seiner Schlaffheit, die immer größer wurde. Doch es war eigentümlich, — mitten in ihrem Ausbruch faßte sie Mitleid mit dem Geschmähten. Ihre Augen bekamen etwas innig Forschendes; ihre Klage ging mehr auf sie selbst zurück, auf ihre Unfähigkeit, ihm beizustehen, auf ihre Zukunftssorgen. Schließlich trat sie mit einem burschikosen Schmeichelwort vor Stieve hin, schlang ihm wie einem kranken Kind ihre Arme um den Hals und lachte. Stieve strich liebevoll und beschäftigt über ihre Wange.

Wanderer senkte erschüttert den Kopf. Als Stieve bald darauf allein stand, wandte er sich zu ihm, suchte ein Gespräch, das zu persönlichen Dingen führen konnte, zu einer Aussprache, einem Geständnis. Aber Stieve gab nur kurze Erwiderungen. Warum noch arbeiten? Er sehe kein Ziel. Das Bummel-Leben in der Stadt richte ihn zu Grund, die Freunde, die Freundinnen, die Weiber. Wie alle, die abwärts gleiten, mußte er von tausend Hemmnissen zur Arbeit. Es hatte den Anschein, als nehme er seine Worte selbst nicht ernst. Ein ängstliches Horchen lag auch über seinen bestimmtesten Versicherungen.

Auf einmal sagte Wanderer rasch: „Fassen Sie es nicht als Un-

verschämtheit auf, — aber wenn ich Ihnen mit etwas dienen kann, — verfügen Sie über mich."

Ungläubig und verlegen starrte ihn Stieve an. Er murmelte etwas Schwerverständliches, worin er vom Leben sprach. Wanderer sah sich vorsichtig um, zog die Brieftasche heraus und drückte Stieve rasch eine Hundertmarknote in die Hand, der wie entsetzt zurückwich. So viel hatte er offenbar nicht erwartet. Er versuchte zu reden und wurde bleich bei dieser Anstrengung. Er runzelte die Stirn und murmelte: „Sie kommen da her und helfen . . . " Seine Augen wurden feucht und die nervösen Finger spielten zitternd mit der Uhrkette. Wanderer begann vom Theater zu sprechen, vom Verfall der Bühne, der dramatischen Kunst, — er hätte genau so über die Bereitung der Tinte reden können. Ein Blick furchtsamer und verlegener Dankbarkeit war alles, was er zur Antwort erhielt.

Inzwischen war die Sonne gekommen. Etwas teilnamlos mit blechernem Glanz trat sie aus den Nebeln. Süssenguth blickte verzückt umher, das grüne Hütchen in der Hand. Wie ein Meer von würzigen Düften, die frische Reife des Herbstes selbst, zog es durch den Garten. Anna Xylander machte Glossen über die Verlobung des Fräulein Fuchs. Einer ihrer Freunde hatte Klavierstunden in dem Hause des Fabrikanten gegeben, und was sie von dem Treiben dort gehört hatte, berichtete sie wieder in ihrer derben, das Burschikose und Anzügliche liebenden Manier. „Die Leute leben wie die Eisenbahnzüge, jeder auf seinem Geleise. Das ganze Haus ein Rangier-Bahnhof, wo alles recht bedächtig geschoben wird, daß kein Zusammenstoß passiert." Jeder Zug sei leer, bis auf Renate. Die sei ein kleiner Schnellzug, besetzt mit sehnsüchtigen Passagieren, die fortzukommen trachteten. Alle lachten laut, selbst Süssenguth grinste. Er klopfte Anna Xylander leicht aufs Knie und sagte: „Ein ganzer Kerl. Eine Person, die vor nichts Respekt hat. Die einzige Lebenskunst, meiner Ansicht nach."

„Eine merkwürdige Ehe wird das geben", sagte Stieve mit einer Versonnenheit in der Stimme, die Anna Xylander veranlaßte, ihn neckisch besorgt zu fragen, ob er Hunger habe. Doch Stieve wollte blos eine innere Freude verbergen und forcierte daher seine trübe Laune von früher.

Süssenguth entgegnete heftig auf Stieves Bemerkung. Gisa näherte sich ihm von rückwärts und legte beruhigend beide Hände auf seine Schultern. Ihr stilles Gesicht mit den gesenkten Augen zeigte eine schmerzliche Ratlosigkeit.

„Eine Ehe? Sie, — das nennen Sie eine Ehe? Wo er der schönen Fratze und den Millionen und sie dem schönen Titel nachläuft? Können sich die beiden jemals treffen? Werden sie ineinanderfließen wie zwei Ströme, die sich gesucht haben?" (Hier kräuselte Anna Xylander lasciv die Lippen.) „Werden sie je die mystischen Schauer dieses Ineinanderfließens erleben? Nein. Jedes wird seiner Vereinsamung müde werden, frieren, innerlich absterben, elend und verlassen sein. Kein Frühling, keine Mondnacht wird dieser Renate Fuchs mehr etwas sagen, keine Freude wird sie mehr ganz auskosten, erstarren wird alles unter ihren Händen. Ist das nicht ein Frevel? Wenn ein Weib den Weg geht, den ihr die Natur bestimmt hat, wird sie eine Glückbringerin, eine Produzentin von Glück. Jeder Glückliche verhindert zehn Verbrechen. Das ist meine Meinung. Eine solche Ehe ist die Mutter von zehn Verbrechen."

Süssenguths Reden hatten etwas Umnebelndes, zerstörten den Mut zu Einwänden.

„Fräulein Fuchs kommt hier heraus“, sagte Gisa Schumann. Es waren ihre ersten Worte, und Alle richteten erstaunt die Blicke auf ihre roten Lippen. Anna Xylander lächelte ihr ermutigend zu. Da ihre Mitteilung die Gesellschaft zu verblüffen schien, wurde Gisa verlegen. „Sie will mich malen“, fuhr sie leise fort. „Sie malt ja. Ich wußte nicht, wo sie mich sonst hätte treffen können, als hier bei Ihnen im Garten, Herr Süssenguth. Erst wollte sie nicht, dann sagte sie Ja. Es war vorgestern. Sie wollte eine Pastell-Skizze im Freien machen. Für die Stunde soll ich fünf Mark bekommen.“

„O, fürstlich“, machte Anna Xylander. Gisa wurde fortwährend betretener, schließlich war sie wie mit Blut übergossen. Jedenfalls nur, weil alle sie ansahen und sie allein reden mußte.

„Sie malt“, sagte Süssenguth verächtlich. „Die Hochgeborene erweist Dir die Gnade. Vielleicht kommt sie noch einmal zu Dir, Gisa, und bietet Dir ihre Krone gegen Deine traurige Freiheit.“

Es fiel Wanderer auf, daß Süssenguth sie dutzte, während Gisa mit ihm sprach wie mit einem hohen Herrn. Die reine Käthchenpoesie. Anselm war bewegt durch alles, was um ihn vorging, und seit Gisas Mitteilung befand er sich in einer erwartungsvollen Unruhe, die er auch an den anderen wahrzunehmen glaubte.

„Ich vermute, sie kommt nur Ihretwegen“, sagte Gisa trüb und mißmutig zu Süssenguth. Wanderer nickte unwillkürlich, Süssenguth sah sie groß an.

„Sie weiß es, daß ich täglich herauskomme, von der Malschule her.“

„Wir werden ihr schon heimleuchten, wenn sie sich wichtig macht,“ platzte Anna Xylander heraus und lachte. Ihr Lachen war häßlich, auch bei belanglosen Dingen voll Cynismus.

Süssenguth bat sie, sie solle hinauf in die Kapelle und etwas auf dem Harmonium spielen. Seine Cousinen seien jetzt in der Küche und würden sie nicht stören. Sie fuhr sich flüchtig über die Stirn, als müsse sie sich noch einmal ihre Sorgen vergegenwärtigen, fragte Stieve in ihrer schelmisch-ironischen Gewohnheit, wie es ihm gehe, und wandte sich dem Haus zu.

Anselm Wanderer fand es erstaunlich, wie die Frauen Süssenguths Wünsche erfüllten. Nicht nur erstaunlich, sondern fast geheimnisvoll. Er sah zu, wie er eine Heckenrose vom Zaun pflückte, um sie Gisa zu überreichen, — und er empfand, wie wenn eine unsichtbare Leitung der Gefühle vorhanden gewesen wäre, wie Gisa von der Stirn bis zu den Füßen in leichtes Zittern geriet. Alles war dazu geschaffen, ihn aus dem Schlaf aufzustören, seine gesuchte, fruchtlose und ein wenig kokette Einsamkeit zu vernichten. Schon der schwere, zweifelnde, von scheuer Dankbarkeit erfüllte Blick Stieves gab ihm zu denken.

Anna Xylander hatte zu spielen begonnen; erst eine Art Choral, und als sie merkte, wie verstimmt das Instrument war, fuhr sie wütend in die Tasten, mit grellen Disharmonieen ihren cholerischen Aerger verscheuchend. Dann tröstete sie sich wieder und spielte ein friedliches Andante.

Süssenguth saß auf dem Brunnenrand und hielt Gisas Hand in der seinen. Er summte leise mit, stets mit der deutlichen Inbrunst oder Vergrabenheit, die alles an ihm kennzeichnete. Mitten in der Melodie erhob er sich, drückte die Hand wie einen Schirm an die Stirn und spähte fern gegen die Straße hinaus, auf der sich eine elegante Equipage näherte.

Drittes Kapitel

1.

Fräulein Fuchs nickte Anselm Wanderer freundlich zu und ging dann zu Gisa und Süssenguth. Bei dem jungen Mädchen entschuldigte sie sich, daß es heute nichts sei mit dem Malen. Später, in einigen Tagen möchte sie es gern probieren. Darauf blieb sie ziemlich lang im Gespräch mit Süssenguth. Erst schien es nichts weiter als eine höfliche Conversation, dann sprach Süssenguth allein, mit Ruhe und Unbefangenheit wie Jemand, der sich von der besten und dezentesten Seite geben will. Renate Fuchs hörte ihm aufmerksam zu, blickte dabei auf die Erde, zog mit dem schlanken Schirm Linien in den Kies. Hin und wieder hob sie den Kopf, um — Wanderer lächelte in einer Erinnerung, — den Schleier anzuhauchen. Die Linien im Sand wurden verwirrter, der Arm, der sie zeichnete, ruhloser. Endlich reichte sie Süssenguth mit einer entschlossenen Geberde die Hand und trat zu Wanderer, der sich von Stieve verabschiedete, als dränge es ihn jetzt zu eiligen Geschäften.

„Ah," sagte sie obenhin, „es ist schon so lange, daß ich Sie getroffen habe."

„Zwei Tage," entgegnete Wanderer stirnrunzelnd, da ihn diese Anrede wie Koketterie berührte. Er glaubte sie verändert. Ihr Lächeln erschien flüchtiger, fast mechanisch, ihre Bewegung schlaffer, ihre Augen, wenn sie die Lider hob, waren weiter, weitschauender.

„Wollen Sie mich wieder ein wenig begleiten? Ich gehe gern über die Felder. Es ist sonnig und frisch." Und als beide nach den unvermeidlichen Verabschiedungsphrasen vor dem Zaun standen, sagte sie: „Das allein ist schon Freiheit für mich, so ein großes Stück vom Himmel zu sehen und zu wissen: dort drüben liegt weit und breit kein Haus."

„Aber Sie sind jetzt im Begriff, eine viel höhere Art von Freiheit zu gewinnen, gnädiges Fräulein."

Sie sah ihn von der Seite an. „Lachen Sie nicht darüber, was ich jetzt sage. Ich liebe riesig die Pferde und die Jagd und Wälder, die mir gehören müssen und ein Schiff auf dem Meer, das mir gehören muß, — es ist schrecklich, wie ich das alles liebe. Und doch wieder nicht. Und doch ist es vielleicht etwas ganz anderes."

„Und Sie glauben nun, daß Ihre Wünsche Sie bei der Hand halten und dorthin führen, wohin Sie geführt sein wollen —?"

„Ja!" rief sie erfreut und mit verborgener Verwunderung. „Ich möchte Ihnen noch vieles sagen," fügte sie fast sehnsüchtig hinzu.

Die Mischung von Kindlichkeit und Vernünftigkeit in ihr ärgerte ihn beinahe. Er beschloß, sie zu verblüffen. „Ich glaube, Sie können keinem Willen widerstehen, der dem Ihrigen überlegen ist. Daher sind Sie so unruhig wie eine Magnetnadel."

Sie blieb stehen und sagte: „Das ist sehr sonderbar."

„Was?"

„Dasselbe hat Süssenguth auch gesagt."

Er bemerkte ihren mißtrauischen Blick und zuckte die Achseln. „Es ist ja im Grunde banal."

„Nein, gerade das mit der Magnetnadel."

„Ich habe nie mit Süssenguth über Sie gesprochen."



„Mich beunruhigt das sehr," flüsterte Renate Fuchs, treuherzig fragend.

So floß das Gespräch weiter. Es ist ja augenscheinlich, wie belanglos alles war. Die Farbe der Wichtigkeit erhielt es nur durch das stumme Spiel des Einander-Suchens, über dem die Worte hin- und herirrten, ohne festen Sinn. Einmal blieb Renate Fuchs stehen und sagte entzückt: „Es ist so schön, daß ich gar nicht weiter mag." Der Wagen mit den immer noch dampfenden Rappen fuhr im Schritt vorbei, und sie rief dem Kutscher zu, er solle drüben am Wirtshaus warten. „Sehen Sie nur, wie alles glitzert und flirrt! Das sind Schwalben, die da droben fliegen, sehen Sie? Die Sonne ist so matt; und drüben der Wald, — violett und dort blau, — und dort nimmt die Ebene gar kein Ende. Als Kind glaubte ich, dort hört die Welt auf, und wenn man hingeht, fällt man hinunter wie von einem Brett."

Anselm, nachdenklich, fragte sie, ob sie denn so völlig ihre Freiheit habe.

Sie sah einen Augenblick träumerisch vor sich hin, dann flüsterte sie mit verdüstertem Gesicht: „Ich suche."

„Sie suchen?"

Sie wandte sich ihm zu und blickte ihn fest an. Dabei war sie blaß geworden, und wie sie so stand, bekam ihr Blick wieder das Ferne, Verlangend-Erwartungsvolle. „Ich suche einen Menschen, dem ich vertrauen kann."

Erschreckt über diese einfachen, etwas klagenden Worte blickte er sie an.

„Sehen Sie," fuhr sie leise fort, „das dort ist mein Wagen. Er gehört mir ganz allein. Immer wenn ich durch die Straßen fahre, schaue ich alle Gesichter an, von Frauen und von Männern. Von Frauen erwarte ich nichts, schon lange nichts mehr, von Mädchen erst recht nichts. Sie müssen einmal kommen und uns besuchen und meine Schwestern kennen lernen. Ob man da etwas erwarten kann." Sie hatte den einen Handschuh ausgezogen und hob den Schleier in die Höhe. Er bemerkte eine blasse, magere, schier entkräftete Hand, die ihm in diesem Augenblick wie erfüllt schien von Sanftmut und müder Zärtlichkeit. Anselm Wanderer wagte nicht, etwas zu entgegnen. Er sah gegen das Haus hinüber, wo Süssenguth wohnte. Es lag schon fern, glänzend im Herbstglast der Sonne. Viele tausende von silbernen Fädchen zitterten träg in der Luft, als ob sie ein Gewebe knüpfen wollten, undurchdringlich für häßlichere Tage. Renate Fuchs warf einen Blick auf all das, der voll war von Wünschen. Ihre Augen glänzten verrätherisch.

„Sie quälen sich," sagte Anselm ernst und machte eine Bewegung, wie um ihre Hand zu fassen.

„Ja, ich quäle mich," erwiderte sie, als käme sie erst jetzt zu dieser Ueberzeugung.

„Ich will nicht für mich plaidiren, aber wenn Sie wollen, wird es meine Lebensaufgabe sein, Ihr Vertrauen zu erwerben, — oder zu rechtfertigen. Wie Sie wollen."

„Herzogin Renate klingt hübsch, nicht"? fragte sie, und Anselm traute seinen Ohren kaum, als er das jetzt hörte. Doch wie er sie ansah, bemerkte er, daß sie noch mit den Thränen kämpfte und sich bemühte, zu lachen. Ein überströmendes Gefühl der Sympathie ergriff ihn.

„Können Sie mir nicht sagen, was Sie drückt?“ fragte er mit etwas komischer Weichheit im Ton.

„Es ist wegen Elwine Simon,“ stieß sie hervor, und ihr Blick wurde sonderbar unruhig.

„Elwine Simon? Wer ist das?“

2.

Es waren drei Jahre, daß Renate Elwine Simon kennen gelernt hatte. Bisweilen, in der Sommerzeit kam sie in das Haus des Fabrikanten, und es wurden Mädchenspiele getrieben. Sie hatten sich bei Signora Michelli gefunden, wo sie zusammen italienischen Unterricht nahmen, — Elwine, weil sie in das Geschäft ihres Bruders in Mailand treten sollte, Renate um des Vergnügens willen. Elwine, die bei ihrer armen Mutter lebte, zahlte sehr wenig für den Unterricht. Aber das erfuhr Renate erst viel später.

Elwine war sanft und stolz. Ihre Figur war klein und zierlich. Ohne die sorgenvollen Linien wäre ihr Gesicht beinahe schön gewesen. Wenn sie angeredet wurde, lächelte sie mit einem unbeschreiblichen Lächeln: liebevoll, zärtlich, und als ob sie um Nachsicht bitten wollte. Ihre Augen, bei Tag gelblich grau, wurden des Abends herrlich dunkel, tiefblau strahlend, feucht, still, nachdenklich.

Renate liebte dieses Mädchen, jedoch mit eigener Zurückhaltung, die im Wesen Elwines selbst ihren Grund hatte. Sie war voll Respekt, sagte nie etwas, das man hätte anders deuten können, klagte nicht, war nicht unzufrieden. Renate erinnerte sich genau des purpurfarbenen Sommerkleides mit schwarzem Sammetbesatz, das Elwine damals immer trug, und durch welches sie noch schlanker und zierlicher erschien. Auf der Straße wurde sie oft groß angesehen, aber in ihrer Unbefangenheit bemerkte sie weder den Blick von Frauen, noch von Männern.

Eines Nachmittags im Mai gingen die beiden Freundinnen am Isar-Ufer spazieren. Elwine erzählte, was sie selten that, von ihrer Mutter; sie redete lebhaft und lachte bisweilen und sah Renate an, ob das, worüber sie lachte, auch das Rechte sei. Auf einmal blieb sie stehen, griff mit der Hand an die Brust, und ihre Lippen zitterten. Renate fragte beklommen, was ihr denn sei, aber sie antwortete nicht. Sie kehrten beide um, und als sie in Elwines Wohnung anlangten, waren fremde Leute im Zimmer. Ihre Mutter war vom Schlag getroffen worden, war tot. Elwine sagte nichts, setzte sich hin und starrte geradeaus. Renate bat sie später herzlich, mit zu ihr zu gehen, aber sie hörte es nicht. Renate blieb bei ihr bis in die Nacht. Am andern Tag erkrankte sie, schrieb an Elwine, bekam keine Antwort, und als sie sich nach einer Woche wieder erhob und hinging, war die Wohnung leer, und es wurde ihr mitgeteilt, daß Elwine mit ihrem Bruder fortgereist sei.

Seitdem waren drei Jahre vergangen. Vor einigen Tagen war Renate wieder mit Elwine zusammengetroffen.

Sie ging zu Fuß von der Schwindstraße nach Hause, weil die Deichsel am Wagen gebrochen war. Es sind dort ein paar ziemlich verrufene Straßen; Gesichter sind zu sehen, die man sonst in der Stadt nicht bemerkt. Aber Renate ging ohne Furcht, obwohl die Dunkelheit hereingebrochen war. Männer und Weiber, von der Tagesarbeit kommend, huschten an ihr vor-

über und schwere Wagen fuhren lärmend. Da sah Renate ein Gesicht, gerade in dem Augenblick, wo hinter ihr eine Laterne angesteckt wurde. Sie erschrak und besann sich, blieb stehen, und ihr war es, als seien die drei Jahre nichts gewesen. Ein Mädchen stand da, schaute die lange Straße hinunter, die voller Menschen und voller Staub war. Renate dachte, dies könne nicht Elwine sein, aber als sie weitergehen wollte, sah Elwine sie an, und sie schaute erst gleichgiltig, ja fast zornig auf die vornehmen Kleider, und dann wurde sie so fahl wie eine graue Wand. Renate rief sie beim Namen, und jene lächelte steinern, und lächelte noch, als beide zusammen weitergingen. Elwine ging erst schwer und Renate fragte sie, wo sie denn herkomme, wie es ihr gehe, wo sie gewesen sei. Sie gab keine Antwort, lief nur rascher, immer rascher, um plötzlich, als Renate ganz außer Atem war, stehen zu bleiben, — in einer finstern kleinen Gasse hinter der Brauerei. Sie nahm Renates Hand, zog sie in ein dunkles Hausthor, und sagte, nun müsse Renate gehen, weiter dürfte sie nicht mit. Dann begann sie trostlos zu weinen, mit dem Gesicht gegen die Mauer gekehrt. Es war kein Aufhören, und Renate, die nicht Worte fand, strich ihr über die Haare, und eine Ahnung erfaßte sie. Gehen Sie fort, Renate, hier dürfen Sie um Gotteswillen nicht sein, flüsterte endlich Elwine. Was thun Sie, Elwine? fragte Renate angstvoll. Männer kommen zu mir, sagte Elwine mit schreckhaft aufgerissenen Augen, die sie gleich wieder schloß. Renate zitterte. Wohl hatte sie davon gehört, daß sich Mädchen verkaufen, aber für ihre Vorstellung war es ein leerer Begriff geblieben. Und die Beste von allen, Elwine? Renate konnte nicht mehr reden, redete auch nicht, sondern schlich davon.

3.

Dies alles berichtete sie Wanderer, in kurzer, abgebrochener Weise, bald errötend, bald erblassend, bald ungeduldig, bald leidenschaftlich, bald durch ein kurzes Schweigen sich sammelnd. Warum gerade mir? dachte Wanderer; er fand sich geheimnisvoll, und der leuchtende Tag schien sich zu verdunkeln. Aber das Ergreifendste war, daß diese ganze zerrissene Erzählung, die Renate gab, wie die Beichte einer Schuld klang. Wanderer war verwirrt, und seine Zunge schien gelähmt. Als sie beim Wagen standen, bat er sie nur (thörichterweise), ihr seinen „Eindruck“ schreiben zu dürfen, und Renate antwortete darauf mit einem abwesenden Blick Dann reichte sie ihm die Hand und die Pferde flogen wie der Wind davon.

Er ging langsam der Stadt zu, und Renatens Fragen klangen in seinem Innern nach. „Wie ist es, daß Mädchen sich verkaufen? Wie kann es sein? Sind es schlechte Mädchen, sind sie mit Recht verachtet? Bleibt nichts mehr von dem, was sie früher waren? Ist es vergebens, sie zu retten, oder soll man sie gar nicht retten? Wer ist Schuld, daß sie so wurden, und ist es ein Verbrechen so zu sein? Mir ist, als ob ich plötzlich sehen könnte. Doch sehe ich lauter unerklärliche Dinge, und ich weiß nicht, ob ich sehen darf, oder ob ich thun muß, als sei ich noch blind.“

Viertes Kapitel

1.

Renate saß in ihrem Zimmer, das vom sanftesten Licht der verhängten Lampe erfüllt war. Durch die offenen Fenster blickte sie in die durch-

rauschten Bäume, auf deren gelbgewordenes Laub noch zitternde Lichtreflexe fielen. Im Erdgeschoß war das hastige Auf und Ab der Diener, die unter der Leitung der Frau Fuchs die Tische deckten. Renate schien es rätselhaft, wie der Tag vergangen war. Sie hatte ihn kaum gesehen. Sie hatte stundenlang gelesen. Sie kaufte jetzt viele Bücher, die man ihr als modern pries, und sie verschlang sie, wie Verhungernde das Brot verschlingen. Aber was sie gewann, war fern und ungreifbar, wilder Dunst leere Befürchtungen. Dann hielt sie wieder Wanderers Brief in Händen, der ihr dankte für ihr Vertrauen, und der ihr schrieb, daß es Dinge gäbe, die sich im flüchtigen Vorbei-Erleben weit ungeheurer darstellten, als sie die Gewohnheit des Daseins schließlich gestalte. Eine feige Auskunft, schnörkelhafte Worte, das empfand sie wohl. Sie bereute, etwas erwartet zu haben. Aber sein sicheres und ruhiges Wesen hatte sie ermutigt.

Loni kam herauf, sie zu rufen. Sie warf noch einen Blick auf das bunte Allerlei, das in farbiger Dämmerung vor ihr lag, und verlöschte das Licht. Stärker rauschten die Bäume, die Nacht schien ruhelos zu werden. Die Gräfin und die Baronin Terke, Ernestine Jensen mit ihrer Mutter sollten kommen. Aber wünschte Renate, daß jene kämen? Wünschte sie die lauten Zärtlichkeiten, die nichtssagenden Küsse, den Austausch wohlbekannter Geheimnisse? Nein. Wünschte sie den Herzog mit seiner kalten Ruhe, in dessen Augen es bisweilen von schwüler messender Begierde aufzuckte? Nein. Aber wußte Renate, was sie wünschte? Nein.

Auch Wanderer war eingeladen worden. Er hatte vorgestern seine Karte abgegeben.

Renate riß den roten Crepeschirm weg, der über der hohen Lampe neben dem Flügel hing; sie konnte das rötliche Licht nicht vertragen. Frau Fuchs dachte sich: nun ja, die jungen Mädchen lieben es, ein wenig Schreckensregiment zu führen. Sie lächelte nachsichtig und stülpte später den roten Stoff wieder über. Solch träge Geduldigkeit war ihre stärkste Waffe. Im übrigen gebärdete sie sich, als ob sie selbst Herzogin werden sollte, sprach so langsam, als wünsche sie kein Wort zu verschwenden, bevor sie bei Hof empfangen worden.

Die Damen Terke kamen und gleich darauf auch Jensens. Die kleine Baronin schnaufte und keuchte ihre Liebenswürdigkeiten hervor, und ihr über und über verschminktes Gesicht hatte etwas Gespensterhaftes. Beständig wurde über sie gelacht. Sie sagte Wahrheiten, die gleichsam unter der Haut lagen, so daß es kitzelte, wenn man sie berührte. Die junge Gräfin Adele war in Gesellschaft ganz verändert. Sie liebte es zu schweigen, war auf das Mädchen mit der schönen Figur abgerichtet, machte keine Bewegung, die nicht vornehm war, sprach nichts ohne die eindrucksvolle Schwere einer denkenden Persönlichkeit und lächelte süß. Wenn sie aber lachte, dann leuchtete es in ihrem Wesen von Oberflächlichkeit. Ernestine Jensen dagegen war häßlich. Wenn sie entzückt oder erfreut war, senkte sie den Kopf und drehte die Augen nach oben. Sie verging unter geheimen Wünschen, aber aus Furcht, man könne es ihr anmerken, (weil sie in schwermütigen Stimmungen noch weniger einnehmend aussah) bepanzerte sie sich stets mit dem entzückten Blick von unten nach oben.

Man sprach von einem neuen Buch mit dem scheinbaren Vermögen, zu verstehen. Es wurde kritisiert, als ob ein Buch wie ein Kleid sei, das Jedem passen müsse. Die Gräfin Terke saß am Flügel, und ihre Finger huschten über die Tasten, daß die Töne wie auf Sammt zu gleiten schienen. Renate hörte zu, und um es zu verbergen, lächelte sie abwesend bei allem

was gesagt wurde, — auch dann, als die Baronin eine sehr tragische Geschichte erzählte, worin Jemand ein junges Mädchen verführt hatte und mit ihr den Hungertod in Brüssel gestorben war. Eine einleuchtende und tief moralische Geschichte. Fräulein Jensen errötete, als das Wort Geliebte fiel und blickte rasch auf die Spitze ihres Lackschuhs. Die Baronin lachte quietschend, denn selbst in der schauerlichen Katastrophe des Hungertodes hatte sie eine witzige Nuance gefunden, welche nun die beiden jungen Mädchen, Adele und Ernestine, zum Erröten veranlaßte. Renate saß und dachte an ein fremdes Land oder nur an eine fremde Stadt.

Ein Lakai meldete den Herzog, und einige Minuten später erschienen Renates Schwestern zugleich mit Anselm Wanderer. Sie waren sehr laut, und da sie zu glänzen suchten, kehrten sie ihr ganzes Wesen hervor. Der Herzog trat ein, Alle erhoben sich, und der ganze Raum schien von Feierlichkeit erfüllt. Renate ging ihrem Verlobten entgegen, und sie küßten sich, — höflich. Der Herzog war etwa fünfundvierzig Jahre alt. Sein Auftreten war voll Ruhe und Kälte. Er machte den Eindruck eines weitgereisten Fremden, den die Gewohnheit des Vielsehens aller Unmittelbarkeit der Gesichtszüge beraubt hat. Seine Augen hatten etwas Stählernes, kurz und kühl Prüfendes. Er hatte nichts Höfisches an sich, erinnerte vielmehr in seinem Wesen an einen russischen Emigranten von hohem Adel. Sein Händedruck erweckte das Gefühl der Verläßlichkeit. Man rühmte seine unabhängige Haltung, seinen weiten Blick in politischen Dingen, seine Abenteuer mit Frauen, seine Reisen und seine Stallungen.

Renate sah zu, wie er sich mit den Damen unterhielt. Sie saß am Flügel, den Kopf zurückgelehnt, und eine tiefe Gleichgültigkeit gegen ihr Leben erfaßte sie. Die gesellschaftliche Höhe, in die sie emporgetragen werden sollte, erschien ihr wie der eisige Nordpol. Sie dachte an Elwine Simon mit einer Mischung von Freundschaft und Grauen. Die Schwestern und die beiden anderen Mädchen näherten sich kichernd, thaten liebenswürdig vor ihr, und baten sie, zu spielen. Jedenfalls wünschten sie nur, daß man höre, wie hübsch sie bitten konnten. Renate war ihnen zu Willen und spielte einen Walzer, von dem nur ihre Hand etwas wußte. Währenddem klagte die Gräfin Terke dem Herzog vom Ueberhandnehmen des Sozialismus, was dem Herzog natürlich nicht unbekannt war. In der Ecke vor dem Paravent erzählte die Baronin dem jungen Wanderer in ihrer zappeligen und parodistischen Weise, daß in den Lebensanschauungen des Hundes Tiger eine entscheidende Wandlung eingetreten sei, indem er sich jetzt für Musik interessiere. Die jungen Mädchen aber sagten: „Reizend! Ganz entzückend!" als Renate fertig war.

Sie blieb mit ihrem wundervollen Spitzenkleid am Fußrad des Flügels hängen, und Wanderer sprang herzu und befreite sie geschickt.

2.

In dem Zimmer, das gegen den Garten führte, war ein Balkon, der im Sommer offen und vom Oktober ab mit Glaswänden versehen wurde. Dort saß Wanderer mit Frau Fuchs. Sie erzählte ihm von der letzten Badereise, eine Erzählung, die eigentlich nur aus Stationsnamen bestand. „Wir kamen durch Augsburg, nun, eine schöne Stadt, jawohl, eine sehr schöne Stadt. Stuttgart, auch eine schöne Stadt. Freiburg, nun, (dieses bedächtige Nun spielte eine große Rolle) eine ganz hübsche Stadt. Jaa.

Dort bei Professor Schäufflin hat Renate den Herzog kennen gelernt, jawohl. Man kann wirklich sagen, das war Liebe auf den ersten Blick, jawohl. Bei ihm wenigstens. Nun, mit Renate ist es so schwer. Man weiß nie etwas bei ihr. Nun, dann kamen wir nach Baden-Baden. Ein sehr schöner Ort, fast feenhaft, aber sehr heiß. Eines Tages ritt Renate aus, das Pferd wurde scheu, jawohl, mitten auf der großen Promenade, aus der Menge springt ein Herr, fällt dem Tier in die Zügel . . . es war der Herzog. Nun, von da an trafen sie sich öfter, das heißt selbstverständlich in meiner Gegenwart. T — jaa!"

„Sehr interessant," murmelte Wanderer höflich. Die Sprechweise der alten Dame erinnerte ihn an das Auspressen einer welken Citrone. Sie selbst behandelte jedes Wort wie einen seltenen Leckerbissen, ließ es förmlich auf der Zunge zergehn und drückte dann die Augen zusammen, besonders wenn sie „nun" sagte, was ihr sehr großen Genuß zu bereiten schien.

Renate kam rasch, um ihre Mutter wegen der Weine zu fragen. Wanderer erhob sich, aber Renate ließ sich müde auf den Stuhl fallen, den ihre Mutter eingenommen. „Ihren Brief habe ich erhalten," sagte sie stirnrunzelnd. „Uebrigens war ich böse, daß Sie mir geschrieben haben."

Da er schwieg, fuhr sie etwas nervös fort: „Meine Mutter hat Ihnen wohl die Geschichte aus Baden-Baden erzählt? Ja, das thut sie immer. Aber ich muß Ihnen gleich sagen, es war nicht der Herzog, der mein Pferd hielt, sondern sein Begleiter, Major von Stahleck. Meine Mutter findet, es hätte eben so gut der Herzog sein können. Da erzählt sie es eben so. Trotzdem, sie ist eine Herzensgute."

„Sie sind sonderbar unruhig," sagte Wanderer, indem er sie anschaute.

„Ja, ich habe zu wenig geschlafen. Gestern waren wir bei Tristan."

„Hat es Ihnen gefallen?"

„Es hat mich sehr ermüdet. Ich versteh auch diese Musik nicht. Das heißt, manchmal hab ich das Gefühl, wenn Du das verstündest, müßtest Du sehr unglücklich sein, dann hör ich eine Zeit lang gar nicht mehr hin. Begreifen Sie das?"

„Nicht ganz. Was ich Ihnen sagen wollte, gnädiges Fräulein, — ich habe für Elwine Simon eine Stelle gefunden. Sie . . . ist auch schon dort. Sie . . hat auch eine andere Wohnung —"

Er hielt inne. Renate wurde blaß, dann rot, dann lächelte sie, dann legte sie flüchtig ihre Hand auf das Handgelenk des jungen Mannes und sagte: „Das will ich Ihnen nie vergessen." Sie stand auf und ging, mit leichterem Schritt als sie gekommen war.

Wanderer hatte nicht den Wunsch, in den großen Salon zurückzukehren, aus welchem deutlich das Raunen der Stimmen drang. Auf einer Staffelei in der Ecke stand das von Renates Hand skizzirte Porträt Gisas. Es erinnerte ihn an ein merkwürdiges und aufregendes Gespräch mit Süssenguth, das sich ungefähr in folgender Weise entwickelt hatte.

„Sie, — diese Gisa Schumann ist das Reinste, Vollendetste, Herrlichste, Beneidenswerteste an Körper und Seele!" (Man kennt Süssenguths Jargon).

„Ja, sie gefällt mir."

„Gefällt mir! Eine Individualität! Sie hat die Melancholieen des Lebens empfunden, schwere Schicksale durch die Kraft ihrer Jungfräulichkeit besiegt. Da sprechen Sie von ‚gefällt mir'?" Süssenguth war außer sich.

Wanderer besänftigte ihn und bekam nun unter dem strengen Ver-

sprechen der Verschwiegenheit zu hören, was Süssenguth von Gisa selbst wußte. Gisas Eltern, armen und habgierigen Leuten war durch eine vornehm aussehende Dame mitgetheilt worden, daß sich ein hochgestellter Herr vom Hof lebhaft für Gisa interessire. Er hatte sie im Atelier eines Malers gesehen. Unterhandlungen wurden gepflogen, von denen das junge Mädchen nichts wußte und nichts erfahren sollte. Eine hohe Geldsumme wurde den Eltern versprochen, falls sich Gisa unter gewissen Bedingungen bereit erkläre. Es war in aller Form ein Kauf. Gisa wurde in ein ehemaliges Atelier bestellt, das in der Amalienstraße lag, und wo die vornehme Dame sie nach langen Ueberredungskünsten bewog, ihr Akt zu stehen. Gisa war sonst nur Kopfmodell und kein Betrag hätte sie zu jener anderen Art des Erwerbs bewegen können; das außerordentlich liebenswürdige und mütterliche Wesen der alten Dame zerstreute endlich ihre Bedenken. Das Atelier lag neben der Wohnung Süssenguths, die ebenfalls früher als Atelier gedient hatte, jetzt aber mehr einer Höhle als der Behausung eines Menschen glich. Wie täglich, schlief Süssenguth bis tief in den Nachmittag hinein, als er durch wiederholte dumpfe und furchtbare Schreie geweckt wurde. Kaum hatte er sich notdürftig angekleidet, als er das junge Mädchen nackt, besinnungslos, einer Wahnsinnigen gleich an seinem Fenster vorbeilaufen sah, die Arme in der Luft, den Kopf zurückgeworfen. Er erkannte sie, erriet es beinahe; seit langem war sie ein Gegenstand seiner Begeisterung gewesen, hatte er Gefahren für sie gewittert. Er rannte auf den Hof, in den Flur, hatte dort die jungen Leute bei ihr getroffen. Das Nachbars-Atelier war indeß verlassen worden, — unbemerkt, denn das Hofgebäude hatte auch einen Ausgang nach der Türkenstraße. Gisa wollte lange nichts erzählen, nicht daran erinnert sein; das Ereignis hinterließ in ihrem Innern einen Zustand krankhafter Betrübnis. Gerichtliche Schritte wurden natürlich unterdrückt; es geschah alles, um dem Vorfall und seinem Opfer Vergessenheit zu bringen.

So erzählte Süssenguth. Jedes Wort schien an seinem Nebenwort zu leiden; er keuchte die Sätze heraus, sein Körper war von Krämpfen des Mitleids und der Wut erschüttert. Schließlich fügte er hinzu, er wisse wohl, welchen hohen Herrn er mit solcher Anklage treffen könne, aber vieles verschließe ihm den Mund. „Und nun, Verschwiegenheit lieber Freund!“ Damit war er um die Ecke des Odeonsplatzes verschwunden. —

Wanderer wurde durch ein unterwürfiges Kichern aufgeschreckt und schämte sich der unschicklichen Einsamkeit. Es waren die Schwestern mit dem Herzog, und sie umtrippelten ihn wie zwei scheue Hühner. Vor der Pastellskizze Gisas, — einer lebendigen und charakteristischen Zeichnung — blieben sie stehen. Der Herzog fuhr plötzlich mit beiden Händen in die Taschen, eine seltsame Bewegung, von dem Platz aus gesehen, wo Wanderer saß. Dann wandte er sich heftig nach einem Tisch mit Photographien, warf die Cartons nervös umher und bat um ein Glas Wasser.

3.

„Sie gehen da herum wie ein junger Bär,“ sagte die Baronin Terke zu Wanderer. Sie saß, wie sie sich ausdrückte, „mollig“ in einem Winkel und gab vor, zu beobachten. In Wirklichkeit schlief sie meist. Treffende Vergleiche fand sie stets; Wanderers verdeckte Schüchternheit konnte nicht besser verspottet werden. Er wollte gelangweilt aussehen und erschien

ängstlich. Er lächelte verzwickt, wenn ihn jemand ansprach, drehte mit eleganter Bewegung das formvollendete Schnurrbärtchen, machte abwechselnd ein wohlwollendes und resigniertes Gesicht, seufzte, blickte dies und das an, anscheinend zerstreut, in Wirklichkeit lauschend wie ein Dachs in seinem Bau. Komische Mischung von Eitelkeit und Ueber-der-Sache-Stehen.

Er glaubte sich mit den jungen Damen unterhalten zu müssen und nahm lächelnd neben Adele von Terke Platz. „Spielen Sie Klavier, gnädiges Fräulein?“ — „Ja.“ — „Spielen Sie gern Klavier?“ — „O ja.“ — „Was spielen Sie am liebsten? Klassische Musik?“ — „Ja, auch klassische Musik . . .“ — „Spielen Sie z. B. den Liebestod?“ — „Liebestod? Nein. Den Totentanz spiel ich jetzt. Uchh, das ist unheimlich.“ — „Ja, es ist sehr unheimlich; aber nicht klassisch.“ — „Es muß ja nicht klassisch sein.“ — „Nein, müssen thut es nicht. Davon ist keine Rede.“

Entmutigt, aber mit demselben Lächeln wandte er sich an Ernestine Jensen. „Lesen Sie viel, gnädiges Fräulein?“ — „Ach, eigentlich nicht.“ — „Was lesen Sie meistens?“ — „Jetzt les' ich Zlatorog von Baumbach. Es ist so schön. So etwas kann doch nur ein Dichter schreiben.“ Sie wandte die Augen verzückt nach oben. „Ja, Sie haben Recht, nur ein großer Dichter vermag das.“ — Aufmerksam gemacht durch den Ton, streifte ihn das junge Mädchen mit einem schnellen, argwöhnischen Blick und eilte dann mit etwas gewaltsamer Herzlichkeit auf Renates Schwestern zu, die aus dem Kichern gar nicht mehr herauskamen.

Die Baronin war inzwischen atemlos und luftschnappend bemüht, eine nicht ganz einwandfreie Geschichte von einem Major zu erzählen, der nach Hause gekommen war, und seine Gemahlin überrascht hatte. Die Gräfin biß sich fortwährend auf die Lippen, wurde blaß und rot, aber die mollige Baronin versenkte sich ganz in die Komik des Vorfalls, und war ihrer Sache gewiß. In der That war es schwer, ihr irgend etwas übel zu nehmen, und sie baute fest, mit heimlicher Ironie, auf ihren Enfant-terrible-Ruf. Renate empfand eine herzliche Zuneigung zu dieser Frau. Vielleicht nur, weil sie so natürlich war. Sie hörte ihrem gleichmäßig hinfließenden Geplauder zu, und eine andere Welt glaubte sie darin auftauchen zu sehen. Denn Leben und Erlebnis mußten es sein, auf deren dunklem Grund sich die verschnörkelten Arabesken ihres Humors malten.

Der Herzog führte Renate zu Tisch. Während sie mit ihm ging, hörte sie den Sturmwind tosen, und unwillkürlich schob sie ihren Arm tiefer in den des Verlobten. Aber sie hörte nun den Sturm nicht weniger deutlich. Beim Braten wandte sich der Herzog zu ihr. „Was ist das für ein Modell, Renate, das Du für Deine Pastellskizze benutzt hast?“

„Schön, nicht?“ gab Renate zurück. Doch über ihre Stirn flog ein Schatten.

„Ein wenig zu . . . orientalisch, finde ich.“ Der Herzog lachte gekünstelt. „Aber ich meine, wie Du dazu gekommen bist.“

„Kennst Du sie denn? Das heißt natürlich, ob Du sie schon gesehen hast. Es ist neulich etwas Schreckliches mit ihr passiert.“

„Hat sie Dir selbst davon erzählt?“

„Sie selbst? Nein. Sie ist gar nicht plauderhaft. Ich habe es oben von der Malschule aus gesehen, bei Frau Herz. Ich habe dort jemand besucht.“

„Ach so. Das ist allerdings —“ Der Herzog schwieg einige Sekunden und fuhr dann fort: „Du würdest mich sehr zu Dank verpflichten, Renate, wenn Du dieses Modell aufgeben würdest. Die Sache ist mir aus einem bestimmten Grund unsympathisch.“

Renate blickte befremdet vor sich hin. Das klang deutlich. War das die erste von den Fesseln, welche Süssenguth gemeint, als sie in Bogenhausen gewesen war? Die Worte lagen noch unbeweglich in ihrem Ohr ... Ich möchte nicht um eine Kaiserkrone die Augen haben, mit denen Sie die Zukunft sehen müssen. Was für unerhörte Hoffnungen geben Sie auf gegen ein paar triste Gewißheiten! Bis jetzt sind Sie gegangen. Nun werden Sie geschleppt, geschleift, gehetzt. Bis jetzt haben Sie geredet oder geschwiegen, nach Willen. Nun werden Sie schweigen müssen, wenn Sie reden wollen, und an die Stelle Ihrer Worte werden Seufzer treten. Ich kenne die Tragödien der Frau! Märtyrerinnen einer Etikette!

Die kühnen Worte hatte sie hingenommen und mit dem Schirm Linien in den Sand gezogen. Sie begann zu ahnen, — und seufzte.

„Nun, wir werden im nächsten Sommer nach Ischl gehen", hörte sie die Mutter sagen. „Ischl, ein sehr schöner Ort. Jawohl." Eine glückliche Frau bei ihrem Nun und Jawohl. Renate sagte dem Herzog, sie freue sich über den Entschluß, das Hochzeitfest im engsten Kreis zu feiern, von jeder Reise vorläufig abzusehen und das einsame Schloß in Gräflfing als Quartier zu wählen. Fern von der Stadt werde sich das neue Leben harmonisch entwickeln. Fremde Hände beschmutzen ein so empfindliches Ding, wie es eine Ehe schließlich ist. Sie brachte das wie die Erzählung eines Traumes vor. Der Herzog schwieg. Diese Sprache gab ihm zu überlegen. Wenn er Renate liebte, geschah es nur bis zu dem Punkt, wo sie zu denken anfing. Er fand in ihrem Wesen etwas Berauschendes. Ihre ungewissen Blicke, das ungewisse Hin und Her ihrer Stimmung, ihre oft so undeutbare Schweigsamkeit, ihre herbe Zurückhaltung, die feine Mischung von frauen- und mädchenhafter Art, alles übte große Macht über ihn aus. Mit einer Zärtlichkeit fast wider Willen hatte er sich ihr zugewandt. Sie, in immer gleicher, leicht verschleierter Angst, mit der flehentlichen Bitte um Geduld in den großen Augen, erschien selbst in den Stunden heiterer Ausgelassenheit wie eine Trostbedürftige.

Wanderer, der ihr gegenübersaß, von einem Rosenbouquet halb verborgen, blickte fortwährend auf ihre bleichen Hände. Fräulein Jensen hatte ihm erzählt, in vierzehn Tagen kehre der Fabrikant Fuchs von einer italienischen Reise zurück, dann finde die Vermählung statt.

4.

Das Abendessen war zu Ende.

Am Kamin des Nebenzimmers war ein lauschiger Platz, halb durch eine Palme, halb durch einen hohen Schirm gebildet. Dort stand Wanderer, als Renate hinzukam. Zweifelnd blickte sie ihn an, denn sie glaubte, der Abend habe ihn verstimmt. Dann lächelte sie zu Boden, — mit gesenkten Augen. Von neuem wurde Wanderer von jenem stürmischen Gefühl der Sympathie überflutet, wie neulich auf den Feldern. Er glaubte, nur dafür gelebt zu haben, daß sie jetzt so vor ihm stehen könne, in ihrer bitteren Unbewußtheit, mit ihrem bitteren Lächeln.

„Wie verbringen Sie eigentlich den Tag?" fragte Renate, zerstreut mit dem Fächer spielend.

Wanderer machte eine Grimasse: „Ich thue nichts, — jetzt weniger als je. Nie war ich so faul. Meine einzige Beschäftigung ist, jeden Nachmittag in die Pinakothek zu gehen, in die alte."

„Jeden Nachmittag?“

„Ja. Bis es dunkel wird. Es ist so still dort. Höchstens ein paar hölzerne englische Damen oder ein Copist, das ist alles.“

„Ich möchte Sie um etwas bitten,“ sagte Renate hastig, indem sie Platz nahm. „Aber Sie dürfen mir nicht böse sein.“ Es war die Geschichte mit Gisa, die sie zu wissen begehrte.

Wanderer erblaßte. Er hätte ja sagen können, er wisse nichts. Aber die Lust, sie zu fesseln war stärker. Er machte in umständlicher Weise ein Geheimnis daraus, begann, wie ein geschulter Romancier, mit Nebensächlichkeiten, um sich dann kraftvoll auf das Thema zu stürzen. Er sagte, was er von Süssenguth erfahren hatte.

Renate blieb still sitzen als er fertig war und blickte in die Flammen des Kamins, die hoch aufspritzten wie glühende Gischt. Wahrscheinlich hatte etwas Grauenhaftes und Düsteres von ihr Besitz ergriffen, aber kaum leserlich stand es in ihren Zügen. „Es ist heute ein schrecklicher Sturm,“ sagte sie, „er reißt uns noch das Dach fort.“

Wanderer empfand etwas von dem Verdruß eines erfolglosen Schauspielers. Doch sogleich wurde er bestürzt darüber und sagte voll Scham und tiefem Ernst: „Ich versteh das nicht. Ich versteh nicht die elende Jagd nur nach dem Körper. Ich weiß ja nicht, ich hab es ja nie empfunden, aber mir könnte ein Weib nichts sein, ohne daß mir ihre leiseste Besorgnis ebenso teuer wäre wie ihr Kuß — “

Renate machte eine heftige und erschreckte Bewegung mit der Hand. Wanderer brach ab und sah sich um. Dann sagte das junge Mädchen leise, ohne vom Feuer wegzusehen: „Sie haben das noch nie empfunden, sagen Sie?“

Wanderer beugte sich kaum merklich vor und schüttelte den Kopf. „Die Liebe? Nein.“ Er blickte jetzt ebenfalls in's Feuer. „Ich muß Ihren eigenen Ausdruck gebrauchen: ich suche.“ Wieder hatte er das Gefühl des Unwürdigen, da er so hohe Worte machte, weil ihm das einfache versagte.

Renate schüttelte sich wie frierend und kehrte in das Zimmer zurück, das ihr nun wie ein Panorama erschien, fremd und aufdringlich. Wie zart und weiß ist ihre Haut, dachte Wanderer, der ihr nachschaute, wie sie die bloßen Schultern deutlich wiegte.

Die Gräfin spielte Chopin opus 37, 2. Aber es war nichts weniger als Chopin. Vielmehr war es der Aerger über die ausschweifende Redseligkeit ihrer Schwägerin, die bei dem ergötzlichen Thema Tiger angelangt war. Dann sang Adele von Terke: Ich hört ein Bächlein rauschen. Ihre Stimme war scharf wie Stahl.

Um elf Uhr fand allgemeiner Aufbruch statt. Renate begleitete den Herzog bis zum Thor. Die jungen Mädchen waren sehr laut und stellten sich, als ob sie leise wären. Die Gräfin war verstimmt, die Baronin erzählte noch in aller Eile eine entlegene Geschichte von „ihrem Freund“ Dingelstedt, Wanderer kämpfte mit Verachtung und Trauer. Es regnet, hieß es, und er knöpfte den Mantel fest zu und stellte den Kragen in die Höhe. Die Kutscher standen schweigend am Zaun, und ihre gelben Pelerinen flatterten. „Auf Wiedersehen Renate,“ sagte der Herzog. Sie reichte ihm die Hand mit einem Lächeln, das keines war, blickte sich nach Wanderer um, der wartend stand, sich zu verabschieden. Es fror sie in bloßen Schultern, und mit scherzhaftem Zähneklappern lief sie in's Zimmer.

„Nun, es war ein hübscher Abend, ein sehr hübscher Abend,“ sagte

Frau Fuchs. „Bist Du zufrieden mit dem Herzog, Renate?" Und da Renate schwieg: „Nun, ich denke, Du kannst zufrieden sein. Als Fuchs mich heiratete, hab' ich mir davon nichts träumen lassen. Jawohl. Und Fuchs war doch kein unübler Mann. Nun Mädchen, ich denke, ihr könnt zu Bette gehen."

Damit waren Loni und Martha gemeint, die so viele Geheimnisse hatten, daß man glauben sollte, sie könnten in einer einzigen Nacht nicht zu Ende kommen. Sie schliefen im oberen Erkerzimmer, jede in einem Bett mit himmelblauen Damastdecken. Doch meist lagen sie beisammen, weil sie trotz der Ampel Furcht hatten, und weil so viel leise zu flüstern war, die Decke über dem Kopf.

Frau Fuchs las noch die Allgemeine Zeitung und Renate ging rastlos umher. Schließlich trat sie ans Fenster und hörte und sah die rauschenden Bäume. Verlassen lag der Garten, die Sträucher tropften, in zerflossenem Graugelb dehnte sich der Himmel. Dann ging sie zum Klavier, begann zu spielen. Schwere, getragene Rhythmen entglitten ihren Fingern, eine düstere und monotone Melodie, als ob sie die Regen- und Sturmnacht in Töne bringen wollte. Plötzlich wurde ihr das Herz so schwer, daß sie die Hände fallen ließ und die Augen schloß.

„Nun, Du spielst da trauriges Zeug zusammen, wahrhaftig Renate," sagte Frau Fuchs, aus ihrer Zeitung schielend. „Ich denke, gerade Du hast doch keine Ursache dazu."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben und Werke Ernst Häckels.*)

Von Wilhelm Bölsche.

I

Wir feiern nach Jahrhunderten noch die Wiederkehr des Geburtstages bedeutender Männer. Und doch ist das eigentlich das Belanglose.

Man sollte die Stunde suchen, da nicht bloß das Leben sie berührt hat, sondern die Idee ihres Lebens.

Es ist die wahre Wiegenstunde der Bedeutung, die uns überhaupt an Feiern denken läßt. Luthers wahre Geburtsstunde ist der Moment, da er seine Thesen anschlägt. Da wird der Luther geboren, der der Welt angehört. Ueber Columbus Weltenwiege leuchtet nicht der belanglose und verschollene Planet seines Geburts-Horoskops, sondern jenes kleine rote Flackersternchen von Guanahani, das Lichtlein, das er in der Nacht vor der ersten Landung vom Strande blitzen sah.

Dem Menschen selber, der durch das Leben geht, ist dieses Leben ein Entdecken. Er schlägt die Kinderaugen auf und entdeckt die Welt, — im Grunde nur sich. Eines Tages aber reißt vor diesem Selbst noch ein größerer Schleier. Wie der Schmetterling in der zuckenden Puppenhülle regt sich im eigenen Ich der Genius, das größere Ich. Für die äußere Welt ist das aber zugleich die Stunde, wo der große Mensch geboren wird, dessen Spur in ihr haften wird.

Auch Häckel's Biographie kann im starken Stile, mit einem Blick auf Umfassendes, erst einsetzen von einem ganz bestimmten Tage ab. Bis dahin ist er ein junger Mann, der aus einer alten, reichen Kultur kommt. Der in sich einen Konflikt künstlerischer und wissenschaftlicher Neigungen ausgekämpft hat, — wie so mancher. Der sich für die strenge Fachforschung entschieden hat, — wie viele. Für Zoologie. Der anfängt, in dieser Zoologie streng fachgemäß etwas zu leisten. Dem prophezeit wird, daß er etwas erreichen wird, etwas in der Linie, wo Tüchtige bereits voraufgeschritten sind. In dieser ganzen Entwickelung ist der eigentliche Nerv seines Lebens noch gar nicht angedeutet.

Er kommt erst mit dem Namen Darwin.

Die Arabeske eines ganz anderen Menschenlebens verschlingt sich hier mit seiner. Es ist nötig, daß wir im Umriß erinnern, was Darwin als Person und als Begriff bedeutete. Natürlich nur im Umriß, denn Darwin's Leben füllt Bände und das Leben und Wachsen seiner Ideen bildet heute den Umfang einer Bibliothek.

---

*) Die nachfolgenden Blätter bieten ausgewählte, in sich abgeschlossene Stücke aus einem größeren Lebensbilde Ernst Häckels, das in der von Gustav Diercks herausgegebenen biographischen Sammlung „Männer der Zeit" (Dresden, K. Reißner's Verlag) erscheinen wird.

Also in jenem Februar des Jahres 1834, in dem Häckel geboren ist, achtundzwanzig Jahre vor dem Zeitpunkt, von dem wir jetzt sprechen, befand sich Charles Darwin, auf einer Forschungsreise in Südamerika. Die Vorgeschichte dieser Reise entbehrt nicht eines romantischen Beigeschmacks. Von einem englischen Regierungs-Schiff, das Ende der zwanziger Jahre an der Küste des wilden Feuerlandes im äußersten Südamerika geographische Vermessungen vornahm, hatten die nackten Feuerlands-Indianer ein Boot gestohlen. Fitz Roy, der Kapitän, greift ein paar der Leute, bringt sie als Geiseln an Bord und nimmt sie schließlich mit sich heim nach England. Sie sollen in Sitte und Christentum dort unterrichtet und dann zu ihren Landsleuten zurückgebracht werden, auf daß im rohen Feuerland solche Sitte und solches Christentum zum Nutzen schiffbrüchiger oder sonst hilfsbedürftiger Reisender in der Folge von ihnen verbreitet werde. Man spürt einen Athem Rousseau'scher Ideen. Genützt hat die Geschichte thatsächlich nichts; die guten Feuerländer, nachdem sie die Kultur ein paar Jahre lang bekleidet und gebessert hatte, haben nachmals in der Heimat alsbald Hosen und Christentum wieder ausgezogen und sind nackte Wilde geblieben. Aber die Heimleitung dieser Schützlinge lieferte anfang der dreißiger Jahre das Motiv zu einer neuen Fahrt Fitz Roy's in's Feuerland. Die Regierung gab ihm Auftrag zu weiteren Kartenaufnahmen und er selbst suchte einen Naturforscher als Begleiter.

Das wird jetzt Charles Darwin, damals zweiundzwanzig Jahre alt.

Aus der Familie eines wohlhabenden Arztes auf dem Lande, hat er ohne Erfolg angefangen Medizin zu studieren und ist dann zur Theologie übergegangen, um nach drei Jahren Studium zu merken, daß er zum Landpastor so wenig taugt wie zum praktischen Arzt. Es treibt ihn allgemein in die Naturforschung, er sammelt allerlei und möchte reisen, klar weiß er aber überhaupt nicht was er will. Diesem jungen Manne wird eine zufällige Empfehlung zum Gottesurteil und er darf mit Fitz Roy's Expedition nach Südamerika reisen. Wiederum diese Reise aber macht ihn zu „Darwin", der ungeheuren Geistesmacht im neunzehnten Jahrhundert.

Darwin findet in Südamerika einen Gedanken.

Man muß ihn zunächst ganz nüchtern, ganz eng fassen, um ihn klar zu sehen. Rekapitulieren wir in zwei Strichen einen Zeitraum von hundert Jahren Tierkunde und Pflanzenkunde vorher.

Im achtzehnten Jahrhundert giebt Linné zum ersten Mal einen großen Katalog aller Tier- und Pflanzenarten. Jede Art erhält ihren festen lateinischen Namen und wird mit bestimmtem Steckbrief versehen, auf dessen Merkmale hin jeder Vertreter der Art sofort wiedererkannt werden kann. Die Arten erst werden dann zu größeren Gruppen zusammengefaßt. Es entsteht ein System. Der wissenschaftliche Fortschritt ist außerordentlich und wird allgemein so begrüßt. Eine Voraussetzung wird aber dabei wie selbstverständlich gemacht. Der Mensch sondert nicht erst, sondern die Natur, oder vielmehr Gott, der diese Natur erschaffen, haben selber bereits gesondert. Zoologie und Botanik berühren in diesem Punkte Gott. Die verschiedenen Arten der Tiere und Pflanzen existieren wirklich als etwas fest von Gott gegebenes. Hier ist der Eisbär, hier das Nilpferd, hier die Giraffe, hier diese bestimmte Art Palme oder Weinrebe oder Rose. Das alles ist da, und der Mensch hat sich nur über die Trennungsmerkmale genau zu unterrichten für die Zwecke seines Bestimmens und Benennens.

Im Grunde ist hinter allem der alte Standpunkt der mosaischen Schöpfungsgeschichte vorausgesetzt. Gott hat die Tiere und Pflanzen Art

für Art geschaffen und hierher gestellt und sagt nun zum Menschen: Benenne sie Dir nach Deiner Bequemlichkeit, ordne sie Dir, das Gleiche zusammen, das Ungleiche auseinander. Gott hat das ja im Grunde schon zu Adam gesagt, als er noch nackt vor ihm stand wie ein Feuerländer. Und Linné kommt etwas spät jetzt, eigentlich, nach sechstausend Jahren, indem er endlich einmal mit dieser Benennung und Ordnung wissenschaftlich ernst macht. Aber der runde Sachverhalt ist deshalb nicht verändert. Da stehen immer noch die von Gott geschaffenen Arten. Sie haben sich seit Paradiesestagen ja nach dem anderen guten Spruch „Geht, wachset und vermehrt euch," unablässig fortgepflanzt, jede für sich immer so, daß der Eisbär allemale nur wieder kleine Eisbärlein, die Giraffe Giraffen-Babys und das Nilpferd Nilfüllen geheckt hat. So ist trotz des Todes das uralte Paradies doch noch immer vollzählig da und Linné mit seiner ehrbaren Perrücke und seinem gestickten Galarock als amtlicher Professor zu Upsala kann mit aller Ruhe das Erbe des guten nackten Adam antreten und etwas nachholen, was dieser seiner Zeit, wie so manches, verabsäumt hatte.

Linné stirbt 1778 (um die Zeit, da Goethe die Iphigenie und den Wilhelm Meister beginnt) — im vollen Ruhm all dieser Dinge und all ihrer Voraussetzungen von der Giraffe bis zu Gott. Von hier bis auf Darwin's Reise sind noch etwas über fünfzig Jahre. In diesen fünfzig Jahren vollzieht sich aber folgender neue Prozeß.

Es kommen in stets wachsendem Maße die Knochen und sonstigen Reste von Tierarten auf der Erde zu Tage, die heute nicht mehr lebend existieren. In Südamerika findet sich das Gerippe des Riesenfaultiers Megatherium, das einer Tiersorte angehört, größer als der Elefant, die dort kein Reisender lebend zu entdecken vermag. Aus dem Eise Sibiriens thaut jene berühmte Mammut-Leiche: ein völlig fremdartiger Elefant mit krummen Stoßzähnen und rotem Wollkleid. Im englischen Gestein liegen die Ichthyosaurier. Und so weiter. Alle diese „ausgestorbenen" Arten wollen nun auch benannt und in's System aufgenommen sein. Man setzt ein bestimmtes wissenschaftliches Zeichen dazu, das bedeutet „ausgestorben". Aber dem Gedanken, der doch auch in der exakten Wissenschaft niemals „völlig entbehrt" werden kann, wie einmal einer gut gesagt hat, — dem Gedanken ist damit nicht genug gethan.

Woher stammen denn jetzt diese ausgestorbenen Arten? Wie ist ihr Verhältnis zu Gott? Waren sie einst mit den andern auch in's Paradies hinein erschaffen und nachmals mit der Arche verfrachtet worden, um dann doch noch im Laufe der Zeiten zu verschwinden? Und wie ist dieses Verschwinden, dieses Aussterben zu stande gekommen? Was Adam noch vollzählig besessen hat, davon fehlt Linné und seinen Schülern also doch ein Teil! Armselige Reste, ein paar Knochen hier und da, geben kaum eine schattenhafte Kunde.

Arten können also sterben und sind vielfach gestorben.

Es kam etwas neues, etwas irgendwie die klare Linie verschiebendes damit in das große Bild. Indessen: man findet einen Ausweg. Es wird dargethan, daß jene grotesken Ungetüme, Ichthyosaurier, Megatherien, Mammute und so weiter, eine ältere Schöpfung bilden, mit der Adam überhaupt nichts mehr zu thun gehabt hat. Cuvier malte um 1812 das in anschaulichen Bildern aus. Zwischen die Erschaffung der Tier- und Pflanzenarten des Paradieses, die Adam vorfindet, schieben sich eine Reihe Perioden in der Geschichte dieser Erde ein, von denen jede ihre besondere Tier- und Pflanzenschöpfung besaß. In einer dieser Perioden grünten jene

Wälder, aus deren versteinertem Rest heute die Steinkohle geworden ist. In einer andern belebten die Ichthyosaurier, groteske Eidechsen, den Ozean. In einer dritten schleppte das scheußliche Megatherium seinen Riesenleib dahin. Und so weiter. Es ist wahr: in der Bibel steht nichts von diesen verschollenen urweltlichen Perioden. Aber die mosaischen Verse eilen schnell, sie wollen zum Menschen hin. Die wiederholte Schöpfung der Tier- und Pflanzenwelt wird als eine einzige zusammengefaßt. Man muß etwas zwischen den Zeilen lesen.

Davon abgesehen, bleibt alles klar.

Jene urweltlichen Arten sind als feste, solide, unveränderliche Arten jedesmal genau so von Gott geschaffen wie jene letzten, heute noch überlebenden, die Adam im Paradiese fand. Ohne Gottes Hülfe hätten sie so wenig sterben können, wie diese, zumal nicht einmal der Mensch noch da war, um sie zu massakrieren. Gottes „Hülfe" kam ihnen aber. Jedesmal am Ende einer solchen Urwelts-Periode war ein ungeheuerlicher Spektakel auf der Erde losgebrochen. Der Himmel goß Sündfluten herab, die Ozeane zerkochten zu Dampf durch rotglühende Gesteinsmassen, die durch Gottes Macht aus der Erdentiefe quollen. Hei wie da die Steinkohlenwälder im Laufe eines Tages heruntergesäbelt waren; oder ein ander Mal die Megatherien, die Beine nach oben und erstickt wie Fliegen in der Butter, in den Sanddünen einer solchen Schreckensflut verschwanden.

Dem Gewaltakt des Schaffens entsprach der Gewaltakt des Vernichtens. Die Wissenschaft aber von diesen vielfältigen Neuschöpfungen und Revolutionen Gottes vor Adam's Geburt hieß Geologie. Sie lebte in Frieden mit Linné's Anschauung von den Arten und ihr Vater Cuvier war ein so genialer Kerl, daß es schier unmöglich auf Jahrhunderte schien, daß er mit irgend etwas Unrecht haben sollte. Gleichwohl dauerte es noch nicht zwanzig Jahre und er hatte es mindestens in einem Punkte und nach Ansicht eines zeitgenössischen ebenfalls hochgenialen Geologen.

Lyell in England schrieb ein geistreiches Buch, in dem eben vom Standpunkte der wissenschaftlichen Geologie aus nachgewiesen wurde, daß die ganze Geschichte mit den fürchterlichen Revolutionen bloß mehr oder minder lustige Phantasie sei. Jene scharfen Einschnitte in der Urgeschichte der Erde giebt es gar nicht. Alles spricht dafür, daß durch die ganze Erdgeschichte hindurch genau dieselben Naturkräfte gewaltet haben, die wir heute sehen. Wohl haben Meer und Land, Berg und Thal, Wald und Wüste abgewechselt. Aber ganz, ganz langsam. In einer Folge von Millionen von Jahren. Ein steter Tropfen höhlt den Stein. In diesen Jahrmillionen hat das Wasser hier Felsen weggenagt und dort durch Sandanhäufung Neuland geschaffen. In diesen Jahrmillionen hat sich der Sand aufgestapelt zu jenen Riesenlasten, die heute als Sandsteingebirge vor uns zum Himmel ragen, Sand, der als Schlamm sich ursprünglich horizontal Schicht auf Schicht am Meeresgrunde ablagerte.

Alles war ungemein plausibel. Man sah in einen ewigen Fluß der Dinge, in den Gott gar nicht einzugreifen brauchte. Die Wandlungen der Erdoberfläche alle genau so auch ohne Katastrophen, bloß im Laufe ungemessener Zeit. So Lyell. Gott war aus der Berg- und Thalfrage der Geologie glücklich so gut wie herausgebracht. Wenn das aber zu Recht bestand, so wurde die Artenfrage auch von neuem akut.

Es war nicht möglich, wieder auf den alten Standpunkt Linné's einfach zurückzugehen. Denn Lyell leugnete ja keineswegs jene verschiedenen Erdperioden Cuviers als solche. Auch er nahm an, daß die Tierwelt und

Pflanzenwelt in diesen Epochen eine verschiedene gewesen sei. Als die Wälder grünten, aus denen die Hauptmasse unserer Steinkohlen geworden ist, gab es auch für ihn noch keine Ichthyosaurier, und als die Ichthyosaurier auftraten, gab es umgekehrt keine Steinkohlenwälder mehr; mit den Ichthyosauriern aber lebten noch keine Megatherien zusammen und als die Megatherien blühten, war der letzte Ichthyosaurier längst ausgestorben. Was Lyell fort nahm, waren eben bloß die göttlich gewaltsamen Katastrophen. Fielen sie aber, so fiel zugleich das „Ende" der ausgestorbenen Arten als göttlicher Gewaltakt. Es ging ebenfalls ein in das langsame, naturgesetzliche Sichwandeln der Erdendinge im Laufe endloser Zeiträume.

Arten mußten wohl doch sterben können aus einfach natürlichen Ursachen.

Denn die Katastrophen fehlten und doch waren Arten ausgestorben. Wenn man das aber zugab (es war des Teufels kleiner Finger): lag nicht ein weiterer Schluß handgreiflich nah? Wenn Arten langsam und natürlich immerzu in der Erdgeschichte gestorben sind und gleichzeitig immerzu neue Arten aufgetaucht sind: können nicht auch diese neuen Arten ebenso langsam und natürlich entstanden sein? Ohne Gottes Finger, — natürlich! Wenn nun dieselben einfachen und schlicht natürlichen Ursachen, die gewisse Arten zum Aussterben brachten, für andere geradezu der Ausgangspunkt des Werdens, des Neuentstehens geworden wären . . . . . ? Mit einem Wort: wenn das Aussterben kein Gewaltakt Gottes durch eine Katastrophe gewesen war, war nicht denkbar, daß auch das Neuentstehen keiner war?

Es gab noch eine Folgerung, und bei der nahm der Teufel der Erkenntnis die ganze Hand. Konnte nicht dieses natürliche Aussterben und dieses natürliche Neuentstehen in vielen Fällen geradezu in einem unmittelbaren Zusammenhang gestanden haben? Ein Teil der Arten war thatsächlich radikal ausgestorben. Ein anderer Teil aber hatte einfach das lebendige Material jenes Neuentstehens geliefert: er hatte sich umgewandelt in jene scheinbar neu entstehenden Arten . . . . Das wäre Trumpf. Es machte jede plötzliche Schöpfung überflüssig. Es forderte bloß eine im Sinne Linné's ungeheuerliche Annahme.

Arten können sich verändern.

Im Laufe der Zeiten kann am günstigen Fleck langsam eine in eine andere übergehen. Noch eine sinnfällige Folgerung ließ sich ziehen. Wer bewirkte diese Umwandlung? Lyell wies nach, daß auch ohne Katastrophen sich ja doch die Erdendinge unablässig langsam verändert hatten, Wasser und Land, Gebirge und Thal, selbst das Klima, tausenderlei. In diesem langsamen Wechsel änderten sich schließlich doch auch die Existenzbedingungen der lebenden Wesen so stark, daß ein Wandel auch hier eintreten mußte. Die Arten aber reagierten verschieden. Die einen erloschen daran langsam. Andere dagegen paßten sich den neuen Verhältnissen an. Genau wie im Kulturleben der Menschheit ein Volk zerbricht im Ansturm neuer Dinge, während ein anderes grade dadurch ansteigt, groß und reich und neu wird. Keine Schöpfung. Wandel der Arten, Neuentstehen von Arten aus älteren durch Anpassung an neue, natürlich veränderte Verhältnisse. Auch Zoologie und Botanik ohne den Finger Gottes seit Urtagen.

Nichts von derartigen Kühnheiten der Schlußfolge steht schon bei Lyell selbst. Aber auf einen der ersten Leser Lyells stürmten sie ein mit einer Allgewalt, die über sein Leben entschied.

Auf Darwin.

Mit Lyell's Buch kommt er nach Südamerika. Und Schritt für

Schritt packt ihn die Logik, daß es irgendwie so gewesen sein müsse. Zuerst verdichtet sich ihm der Begriff „ausgestorbene Arten" zu einem praktischen Bilde ohne gleichen dort, zu einer förmlich dämonischen Vision. Der ganze Lehm jener Pampasebenen ist eine einzige kolossale Katakombe fremdartiger Ungeheuer. Die Knochen stehen an jedem Bruch beinah zu Tage. Megatherien, also riesenhafte Faultiere, wie gesagt elefantengroß, mit Oberschenkeln aber fast dreimal so dick, wie die des Elefanten, jedenfalls im stande, Urwald-Bäume mit den Pranken auszubrechen. Rinozerosgroße Gürteltiere, mit steinharten Panzern wie Weintonnen gewölbt. Gigantische Lamas, die Makrauchenien, gegen die die heutigen Arten wie Liliputer zurücktreten. Dazu Mastodon-Elefanten und wilde Pferde, von denen in Columbus Tagen Amerika auch völlig wieder leer war und löwenartige Raubtiere mit furchtbaren Säbelzähnen. Und das alles heute hin, verschollen, verloren, als wüstes Knochenfeld im Lehm begraben.

Der junge Darwin, als er wie Hamlet auf diesen Gräbern saß, wußte noch nicht, wie nah diese Spukwelt an unsere sogar noch herangereicht hat. Zu seiner Zeit waren die Panzer des Riesengürteltiers noch nicht entdeckt, die wie Eskimohütten Feuerstätten menschlicher Pampas-Bewohner bedecken. Noch war die Höhle von Ultima Esperanza in Patagonien nicht ausgebeutet, in der das rotbehaarte Fell des ochsengroßen Faultiers Grypotherium (eines nächsten Verwandten jenes echten Megatherium), von prähistorischer Menschenhand zugeschnitten, zwischen metertiefen Misthaufen des Tieres gefunden worden ist, — unter so schier unglaublichen Nebenumständen, daß die Vermutung aufgestellt werden konnte, es seien die Riesenfaultiere gradezu als Haustiere von vorgeschichtlichen Indianern in jener Höhle wie in einer cyklopischen Viehhürde gehalten worden. Doch einerlei.

Im Kopfe Hamlet's vor diesen Knochen alter Ungeheuer damals lieferten sich die Ideen Linné's und Cuviers und neue, an Lyell anknüpfende eigene Ketzergedanken eine erste Entscheidungsschlacht. Eine wahre Gottesschlacht. Warum glichen gewisse jener alten, ausgestorbenen Tierformen Amerika's bei aller Einzel-Verschiedenheit doch in so ausgesprochenen Merkmalen den heute noch lebenden amerikanischen Formen? Damals Faultiere, Gürteltiere, Riesenlama's hier. Heute in Amerika immer noch Faultiere, Gürteltiere, Lamas, wenn auch von einzeln veränderter Art. Und sonst nirgendwo auf Erden grade Faultiere, Gürteltiere, Lamas, weder früher noch jetzt. Cuvier löste: Gott hatte, weil es ihm gut schien, im Amerika der letztvergangenen Erdepoche jene Megatherien, Glyptodons, Makrauchenien geschaffen. Eines Tages schickte er dann seine Vernichtungskatastrophe und wischte alles wieder fort wie mit dem nassen Schwamm auf der Tafel. Abermals dann in das leere Land schuf er neu die heutigen Faultiere, Gürtler und Lamas hinein. Aber warum hatte Gott diese neue Tierwelt doch wieder der alten so ähnlich gemacht, daß noch heute der Zoologe das alte Megatherium in dieselbe engere Gruppe stellen muß mit dem heutigen Faultier und so weiter?

Darwin, der junge Theologe, rüttelte nicht an Gott selbst. Aber der Fall trat ein, der in der Geschichte des Denkens so oft und so fruchtbar eingetreten ist: daß das unmittelbare Schaffen Gottes als Erklärungsgrund der Dinge wieder einmal nicht als die einfachste, sondern als die beängstigend komplizierteste Handlung erscheint. Darwin glaubte an Lyell. Nie hatte es eine Vernichtungskatastrophe gegeben, die den Megatherien und Genossen jäh den Hals brach. Langsam und natürlich waren sie verschwunden. War es nicht unendlich viel näherliegend, auch das Auftreten

der heutigen Faultiere und Gürteltiere als ein langsames, natürliches Werden zu fassen? Ein Teil der alten Tierwelt war eben gar nicht ausgestorben, sondern hatte sich in die heutigen Arten verwandelt, hatte sich fortentwickelt zu ihnen. Ein verwandtschaftliches Band verknüpfte heute und damals. Wohl war die eine oder andere groteske und vielleicht unbehülfliche Riesenform völlig dahingegangen im Wechsel der Zeiten. Aber nie war das goldene Seil des Lebens ganz gerissen. Andere, glücklichere Arten hatten den Faultier-, Gürteltier- und Lama-Typus weitererhalten durch fortgesetzte Neuanpassung, sie waren zu der heutigen Tierwelt Amerikas einfach natürlich ausgewachsen. Mochte Gott Urgrund der Welt bleiben. Er hatte wohl die Erde in den Raum gesetzt, ihr die Naturgesetze gegeben. Aber die halfen dann allein weiter. Sie schufen Amerika. Sie ließen das Säugetier dort zum Faultier, zum Gürteltier werden in den Tagen der Megatherien und Glyptodons. Und sie hielten diesen Typus im Lande fest, in grader Entwickelungsfolge, indem sie dem Aussterben einzelner Arten die Spitze boten durch ein fortschreitendes Lebensprinzip: durch Umwandlung gewisser Arten in neue, immer besser angepaßte.

Immer wieder ist Darwin später auf diese ersten Ideenkämpfe vor den Panzern und Knochen der alten Tiere im Pampaslehm zurückgekommen, wie auf eine Stunde der Erleuchtung. Es war die Geburtsstunde seiner Menschheitsgröße in jenem hohen Sinne. Uns interessiert aber (und auch darum wird sie so genau hier erzählt), daß sie zeitlich rund grade zusammenfällt mit dem wirklichen Geburtsdatum Häckels.

In Darwin's schöner Reiseschilderung, die meist chronologisch als Tagebuch geordnet ist, findet sich eine Aufzeichnung vom 9. Januar 1834 von der patagonischen Ostküste und dann wieder die nächste daher vom 13. April. In die Zwischenzeit fällt noch eine kurze, hier belanglose Zickzackfahrt des Schiffes, die in anderem Zusammenhang erzählt wird. An dieser Stelle aber füllte genau den Zwischenraum ein Exkurs über jene Riesentiere, die Art ihres Aussterbens und die auffällige Thatsache ihrer Körperverwandtschaft mit den heute noch lebenden Tieren Südamerikas. „Diese wunderbare Verwandtschaft", heißt es da, „zwischen den toten und den lebenden Tieren eines und desselben Continents wird noch, wie ich nicht zweifle, später mehr Licht auf das Erscheinen organischer Wesen auf unserer Erde werfen, als irgend eine andere Klasse von Thatsachen." Es ist offenbar der Extrakt der tiefsten Gedankenwelt Darwin's aus diesen Tagen. Am 16. Februar des gleichen Jahres 1834 ist Häckel geboren worden. So berührt sich in der Verknüpfung der Zeiten die körperliche Geburt des einen Mannes mit der geistigen Neugeburt des andern. Fast dreißig Jahre sollten hingehen, bis sie sich im Geiste wirklich begegneten, um sich nie mehr zu verlieren. Gleich in der ersten Zeit dieses endlichen Findens richtet dann Darwin an Häckel einen Brief, in dem er die frühesten Anregungen zu seiner Theorie rückblickend aufzählt, am 8. Oktober 1864. Da kommt ihm auch jene Hamlet-Stunde sofort wieder in den Sinn. „Ich werde niemals mein Erstaunen vergessen, als ich ein riesengroßes Panzerstück ausgrub, ähnlich demjenigen eines lebenden Gürteltiers. Als ich über diese Thatsachen nachdachte und einige ähnliche damit verglich, schien es mir wahrscheinlich, daß nahe verwandte Spezies von einer gemeinsamen Stammform abstammen könnten."

Man mag die Dinge so schlicht fassen wie man will: erst recht wird bei Darwin dann klar, daß sein Kampf um die Veränderlichkeit der Arten vom ersten Tage an innerlich ein Kampf um Gott war. Das war er schon

vor dem alten Gürteltierpanzer. Vom Gürteltier fing es an, und bei Gott endete es unabänderlich.

Auf der Heimreise aus Südamerika, die zu einer Weltumsegelung wurde, kam der Konflikt noch einmal auf den Galapagos-Inseln. Vulkanische Kräfte hatten diese Inseln in ziemlich junger Zeit erst aus dem Ozean erhoben. Jungfräuliches Gebiet also damals. Jetzt überzog Pflanzenwuchs die Kraterwände, Vögel jagten Insekten darauf und am Ufer hausten riesige Schildkröten und Eidechsen. Woher diese Pflanzenwelt, diese Tierwelt? Darwin prüft sie. Sie zeigt ein seltsames Antlitz. Alles deutet nach dem nahen Amerika. Und doch ist keine Einzelart mehr eine ganz amerikanische, jede hat ihre Besonderheit. Ueber den Inseln erhebt sich die Geschichtsfrage. Wieder ordnen sich die Parteien. Aus der blauen Flut tauchen leere Inseln. Wie sollen sie belebt werden? Zwei Möglichkeiten. Gott tritt auf und schafft Tiere und Pflanzen, Galapagos-Tiere, Galapagos-Pflanzen. Aber warum schafft er sie dann fast ganz nach dem amerikanischen Muster und doch von diesem wieder in Kleinigkeiten abweichend? Zweite Möglichkeit: es sind Tiere und Pflanzen mit Wind und Strömung von der nahen amerikanischen Küste herübergekommen, echte amerikanische Tiere, amerikanische Pflanzen. Auf die Inseln fortan angewiesen, haben sie sich in der Zeit seither dann der neuen Umgebung angepaßt, sind etwas anders geworden. Daher die Aehnlichkeit zugleich und der Unterschied. Voraussetzung natürlich wieder hier: Arten können sich umändern. Ist das aber der Fall, so geht alles von selber, — ohne Gott.

Der größte, intensivste Kampf aber kam dann daheim. Darwin gerät auf die verwegenste, aber zugleich die in seinem Sinne schlagende Thatsache. Der Streit war bisher, ob Gott die neuen Arten gemacht hat oder die einfache Naturnotwendigkeit. Jetzt tritt ein Dritter auf den Plan: der Mensch selber. Auch er ändert Arten. Als Taubenzüchter, Kaninchenzüchter, Schafzüchter. Seit grauen Tagen erfolgreich. Bloß die Linné's und Cuviers haben es nicht gewürdigt. Und wie ist seine Methode dabei?

Ein Schafzüchter will die Wolle seiner Schafe verfeinern. Er untersucht tausend Schafe genau auf die Stärke ihrer Wolle. Diese Wolle schwankt in minimalen Prozenten der Stärke, so unbedeutend, daß es praktisch absolut belanglos ist. Aber der Züchter sucht das männliche Schaf der ganzen tausend, das die relativ feinste Variante zeigt, und ebenso das entsprechende weibliche. Die beiden bringt er zur Paarung. Die Jungen haben durchweg jetzt solche minimal feinere Wolle. Unter ihnen wird aber wiederum ausgewählt. Die feinsten wieder dieser feineren werden als einziges Zuchtpaar benutzt. Eine Reihe von Generationen das fortgesetzt — und die Feinheit der Wolle hat in dieser stets neu auserwählten engsten Heerde einen Grad erreicht, den jeder sofort erkennt und der einen hohen wirtschaftlichen Vorteil giebt. So sind bessere Tierrassen, so sind bunte Blumen in Masse von unsern Züchtern „erzeugt“ worden. Durch künstliche Auslese der jedesmal passendsten zur Nachzucht. Das machte der Mensch. Nicht Gott, nicht die Natur in menschenfernen Tagen. Der Mensch unter unsern Augen.

Aber nun ein verwandtes Bild, ohne den Menschen. Diese Schafe sollen wild in einem Lande leben. Kein menschlicher Züchter hat Interesse an ihnen. Aber auch Gott kümmert sich nicht um sie. Sie leben und leben, Jahrtausende lang, Generation um Generation. Hier aber im wilden Zustande kommen dieselben kleinen Varianten in der Stärke des Haares vor. Dieses Schaf hat etwas dichteres Haar, jenes etwas dünneres. Jahr-

tausende bleibt das absolut bedeutungslos. Da kommt ein langsamer Wandel der Außendinge. Das Klima verschlechtert sich. Vielleicht naht eine der Eiszeiten, die, wie es scheint, öfter die Erdgeschichte durchkreuzt haben. Zwei Möglichkeiten jetzt. Es tritt ein erster ganz harter Winter ein und alle Schafe erfrieren, da ihr Wollkleid allgemein nicht zum Schutze genügt. Das wäre das einfache Aussterben einer ganzen Tierart. Oder aber: die Kältezunahme ist eine ganz langsame. Die Winter werden wohl herber. So und so viel Schafe erfrieren in den ersten Wintern. Aber so und so viele halten aus. Welche werden aushalten? Einfach die, die grade innerhalb des allgemeinen Variierens etwas dichtere Wolle hatten. Nur sie sind im Frühjahr überlebend geblieben und zeugen Junge. Im nächsten Jahr ist allgemein die Behaarung stärker, da nur Junge der bestbehaarten Paare übrig sind. Abermals deziniert der Winter und läßt auch von diesen nur wieder die allerbestbehaarten leben. Und so weiter. Die Zwangslage der äußeren Verhältnisse, der „Kampf um's Dasein" züchtet genau so wie der Mensch. Nur die bestangepaßten Individuen werden erhalten und kommen zur Fortpflanzung.

Schließlich ist die ganze Erde ein ungeheures Feld der herrlichsten Anpassungen. Die Laubfrösche auf dem grünen Blatt sind grün, da nur die grünen hier sich halten konnten, alle andern sind sofort ausgerottet worden. Der Schneehase auf Schnee ist weiß, der Wüstenfuchs gelb. Aus tausend Gründen im Laufe der Erdgeschichte haben aber diese Unterlagen, Weiß, Gelb, Grün, Schnee, Wüste, Laubwald und so weiter, unabläßig sich selber im Banne der Lyell'schen Wandlungen der Erdrinde verändert. Also ewig neue Anpassungen, vermischt mit einem gewissen Prozentsatz völligen Aussterbens. In diesen ewig neuen Anpassungen aber das Bild einer ewig fortschreitenden Entwickelung. Immer feinere Auslese. Immer besseres Material. Immer aber die natürlichen Dinge züchtend und gezüchtet. Der Mensch überflüssig in diesem uralten, ewig arbeitenden Prozeß. Aber auch Gott überflüssig.

Das war der letzte und stärkste Gedanke Darwin's, der durchschlagende in der That. Der Gotteskampf war aus auf der ganzen Linie der Tier- und Pflanzenarten. Es thut nichts zu dieser Sache, ob der schlichte Gedanke der natürlichen Zuchtwahl thatsächlich das ganze Problem löste. Was heißt „ganz" in der Unergründlichkeit aller Probleme! Er ließ offen, woher die ersten winzigen Variationen kamen, jene erste feinere oder derbere Wolle der Schafe des Beispiels. Er ließ offen die innere Einsicht in den Prozeß der Vererbung. Und er hat noch viel mehr offen gelassen. Aber das war nicht mehr das entscheidende.

Was Darwin gab, das war zu der Wahrscheinlichkeit, daß Arten sich natürlich entwickelt haben könnten, die erste Denkmöglichkeit, wie es geschehen sein könnte, eine Denkmöglichkeit, die zugleich das Wunder der zweckmäßigen Anpassung der Wesen an ihre Umgebung lösbar zeigte durch rein natürliche, naturgesetzliche Ursachen ohne zwecksetzenden übernatürlichen Eingriff in die Disharmonie, die sich zur Harmonie durchrang. Der alte Gott ist ein Gedanke der Menschenseele. Ein Gedanke alter Logik. Wo er schrittweise überwunden, umgedeutet worden ist, da geschah es mit Denken und Logik. Darwin eroberte im Augenblick, da er die Zuchtwahl auch nur rein ideell fand, ein neues Gebiet nach dieser Seite. Thurmhoch wuchs er in dem Moment noch einmal heraus über sich selbst. Auge in Auge mit dem höchsten Menschheitsproblem: mit Gott. Die Philosophie, das natürliche Erkennen eroberte die Zoologie und Botanik aus den Händen

der Linné und Cuvier, sie eroberte den alten groben Zweckbegriff zu Gunsten des Naturgesetzes, der allgemeinen einheitlichen Natürlichkeit. „Allah braucht nicht mehr zu schaffen.“ Immer wieder muß man es sich einprägen: die „Denkmöglichkeit“ war es, die dem Fasse den Boden einschlug. Wie Darwin jetzt das Rüstzeug beisammen hatte: so konnte es gewesen sein. Dieses „konnte“ stand mit der Wucht der Logik zum ersten Mal in der Zoologie und Botanik gegen das andere, das man ja auch nicht wußte, sondern bloß in der Not der Dinge von der Phantasie entnommen hatte: gegen Gott den eingreifenden Schöpfer, der jede Tierart erschaffen hatte und den grünen Laubfrosch auf das grüne Blatt da so hin geschaffen hatte, wie er war. Die schwächere Phantasie gab der besseren Raum. In diesem Raum aber lagen ganze Wissenschaften, deren Wesen von Grund aus neu werden mußte mit Darwin's That.

Arme Geister haben das Wort Denkmöglichkeit in den Staub zu ziehen gemeint, indem sie einen Unterschied aufzimmerten zwischen Wahrheit und logischer Phantasie. Als wenn nicht alle Wahrheit nur im Menschengeiste läge. Was eine Zeit denken kann, das ist ihre Wahrheit. Höheres giebt es nicht in den Schranken der Zeit und der Entwickelung, die uns ja doch selber umfaßt. Mit Denkmöglichkeiten begann in blauen Tagen alle Wahrheit und Wissenschaft der Menschheit. Auch die Lehre des Kopernikus war, als sie kam, nur eine Denkmöglichkeit. Aber aus tausend und tausend Bausteinen solcher Denkmöglichkeiten ist letzten Endes das alles aufgewachsen, was wir menschliche Kultur nennen, menschliche Geisteskultur. Es hilft nichts, dagegen noch einen besonderen Popanz angeblich absoluter „Wahrheit“ zu beschwören. Das Entscheidende war, daß Darwin die Denkmöglichkeit einer natürlichen Entstehung der Arten durch Umwandlung älterer Formen, die der Daseinskampf in zwangsweiser Dezimierung zu immer neuen Anpassungen trieb, auf eine Höhe erhob, daß die ältere Denkmöglichkeit der Erschaffung jeder Art und ihrer zweckmäßigen Anpassung durch den Gewaltakt eines übernatürlichen Gottes daneben sank und sank. Es war ein reinlicher Zwist der Ideen, — die größere überwand die kleinere, die jetzt kleinere.

Darwin's Werk über die Entstehung der Arten erschien am 24. November 1859 bei John Murray in London. Endlich, nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit. Seit mehr als zwanzig Jahren besaß Darwin die Zuchtwahl-Theorie für sich. Die ganze junge Generation vom Anfang der dreißiger Jahre, zu der Häckel gehörte, wuchs aber in ihre ersten guten Leistungsjahre hinein, ohne eine Ahnung davon zu haben. Darwin hatte, abgesehen von seiner unablässig schwankenden Gesundheit, die ihn im Arbeiten behinderte, eine scheußliche Angst davor, mit seinen ketzerischen Ideen einfach als phantasierender Dilettant abgethan zu werden. Man war in den Forscherkreisen der Jahrhundertmitte, wo immer einer von „Entwickelung der Tier- und Pflanzenarten“ und ähnlichem sprach, sofort geneigt, auf windige „Naturphilosophie“ zu schimpfen. Das Wort war zum Schreckteufel aller exakten Arbeiter im Fach geworden etwa so wie man im realen Geschäftsleben manchmal hört „Um Gotteswillen, der Kerl ist ein Dichter!“ Darwin wollte also ein Werk liefern, das mit dem ganzen schweren Geschütz solidester Facharbeit anfuhr und dann erst als Kobold im Faß die neue Idee in's Haus schmuggelte.

Das nahm er aber nun so gründlich, daß er, wie Lyell ihm später einmal schrieb, hundert Jahre darüber hätte alt werden können, ohne in seinem Sinne fertig zu werden. Der Zufall mußte erst wollen, daß aus

der jungen Generation selbst einer kam und ihm beinah den Rang des Entdeckers ablief. Wallace geriet unabhängig auf die Zuchtwahl-Idee und es hing an einem Haar, daß er sie vorher veröffentlicht hätte. Jetzt mußte auch der Alte in Down heraus, es half alles nichts. Und so kam das gewaltige Buch, neben dem Wallace sofort völlig verschwand.

In Darwin's Augen war es immer noch ein vorläufiger Auszug, und er hat ihm ja thatsächlich im Laufe der Jahre noch mehrere dicke Bände Ergänzungen nachgesandt. In Wahrheit war es noch immer so schwere Facharbeit, daß selbst der philosophisch gebildete Laie, dem vielleicht die Idee sympathisch war, die Beweisführung nur schwer oder gar nicht verdauen konnte. Es mußte selber erst der Masse der gebildeten Landsleute Darwin's „übersetzt" werden. Umgekehrt war aber auch den Fachleuten gerade dieses Thatsachenmaterial zum Teil ganz fremd und neu. Was verstanden beispielsweise so und so viel Museumszoologen von den Resultaten und Problemen der praktischen Tierzüchter. „Das gehört in's Fachgebiet meines Herrn Kollegen von der landwirtschaftlichen Hochschule, aber nicht in meines." Viele Darwinsche Beweisstücke griffen scheinbar kunterbunt bald in die Zoologie, bald die Botanik, bald die Geologie hinein, — er selbst hatte auf all diesen Gebieten die umfassendsten Kenntnisse. Aber wehe im allgemeinen damals noch dem, der die Disziplinen der Forschung durcheinander rührte. Der Zoologie-Professor konnte das botanische Material nicht kontrollieren und umgekehrt. Dazu die gekennzeichnete allgemeine Angst vor dem naturphilosophischen Kern. Es war wirklich unmöglich zu verlangen, daß dieses ganz individuelle, schlechterdings jede Schablone brechende Buch sogleich auf ein breiteres Verständniß stoße, ja nur überhaupt ordentlich gewürdigt werde.

In England wirkte wenigstens noch Darwins Ruf als Reisender, als Geologe, auch rein als verehrungswürdige Person. Dazu kam ein kleiner Freundeskreis, Hooker, Huxley, auch bis zu gewissen Grenzen der alte Lyell selber, die schon vor dem Erscheinen das Manuskript gekannt hatten und sofort eine mehr oder minder lebhafte Propaganda begannen. Im ersten halben Jahre wurden immerhin drei Auflagen des englischen Buches verkauft, also doch wohl auch von einigen tausend Menschen gelesen. Vor der „Naturphilosophie" im ganzen hatte man im Durchschnitts-England von damals ja wohl weniger Angst als anderswo. Aber was die frommen Gemüter sogleich dort bewegte, das war der „Kampf um Gott," der hier aus der exakten Zoologie, Botanik und Geologie kam.

Darwin hatte es solchen, die das Buch bloß durchblätterten, leicht gemacht, den springenden Punkt zu sehen, indem er mit einem Satz über den Herrgott geschlossen hatte. Er nannte es eine „großartige" Ansicht, sich einen Schöpfer zu denken, der bloß die erste Form des Lebens auf der Erde geschaffen und es dann den Naturgesetzen überlassen habe, diese Keimform zu allen weiteren Tier- und Pflanzenarten natürlich zu entwickeln. Der Satz war vorsichtig: er schränkte den Gotteskampf noch einmal scharf ein. Gott war durch dieses Buch hier nur aus der Entstehung der Arten herausgebracht. Ueber das weitere Problem: die Urentstehung der ersten Lebensform auf Erden und des Lebens selbst lehrte die Zuchtwahltheorie nichts. Also konnte Gott hier ruhig bleiben. Der kleine Satz, oft später angefeindet und in den letzten Jahren seines Lebens sicherlich nicht mehr Darwin's eigene Ansicht, hatte damals psychologisch etwas rührendes. Er malte scharf Darwins inneren Weg.

Darwin war nicht davon ausgegangen, daß es keinen Gott gebe und

daß man natürliche Entstehungsursachen für die Dinge der Welt um jeden Preis suchen müsse. Er war nicht von der Theologie als Lebensberuf abgefallen, weil er ihren Gott verloren hatte, sondern weil das Schmetterlingsfangen und Vogelschießen ihm mehr Vergnügen machte. Noch mit beiden Beinen im alten Gottesglauben, hatte er als ehrlicher Geologe sich von Lyell überzeugen lassen, daß Gott in den Wandlungen von Berg und Thal, Wasser und Land im Laufe der Erdgeschichte persönlich nichts zu thun habe. Als ehrlicher Zoologe und Botaniker hatte er sich des weiteren dann selbst überzeugt, daß auch die gleichzeitigen Wandlungen der Tier- und Pflanzenarten sich ohne Eingriffe dieses Gottes vollzogen hätten.

Noch jetzt aber lag gar kein Grund für ihn vor, radikaler zu schließen. Er suchte sogar, so weit in seiner Ehrlichkeit gedrängt, einen gewissen Ideen-Frieden, indem er erwog, ob nicht dieses Mediatisieren des persönlichen Regenten auf so weiten Gebieten sein Bild erst recht großartig mache, anstatt ihm etwas zu nehmen.

Goethe würde von seinem Boden zweifellos bereit gewesen sein, jeden Schritt, der für das Naturgesetz erobert wurde, geradezu als einen Sieg unserer zunehmenden Gotteskenntnis und Gottesachtung anzuerkennen. Denn bei ihm war das Naturgesetz eben der Willen Gottes und wenn die Zuchtwahl die Arten schuf, so hätte er auch in der Zuchtwahl einfach den Willen Gottes erblickt. Aber so weit war Darwin damals selbst noch nicht und um so weniger konnte es von dem frommen Teil seiner Leser erwartet werden.

Ein paar Absätze vor dem Gottes-Schlußsatze des Buches stand dann noch ein besonderes Bekenntniß. Da las man: „Licht wird auf den Ursprung der Menschheit und ihre Geschichte fallen." Licht nämlich von der Lehre von der Umwandlung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. In diesem Sätzchen lagerte Zunder für eine ganze neue Götterdämmerung. In jenen harmlosen Tagen, da hinter jeder Tierart und Pflanzenart Gott der Schöpfer in Person stand, hatte Linné absolut nichts bedenkliches darin gefunden, auch den Menschen im System als eine schlichte Art, eine höchste Art der Säugetiere, zu definieren. Gott hatte den Eisbär und Hippopotamus geschaffen, laut Mose, und ebenso den Menschen. Daß der Mensch die bekannten Paradiesvorschriften bekam, in Sünde fiel, der Erlösung bedürftig wurde und so weiter, war eine Sache für sich. Jetzt mit Darwin wurde die Geschichte aber bedenklich über alle Maßen.

Die Tierarten, wohlverstanden, hatten sich durch natürliche Zuchtwahl auseinander entwickelt, ohne Schöpfungsakte. War der Mensch auch jetzt noch eine solche Tierart, so kam auch er aus anderen Tieren. Das wurde bitter. Der Satz, wie er da steht, beweist, daß Darwin nach dieser Seite wirklich schon klar sah und im Sinne des Schöpferglaubens auch da bereits resigniert hatte. Aber allgemein mußte dieser Punkt mehr böses Blut geben als alle anderen zusammengenommen. Gott bis gegen die Urzeugung erster lebendiger Wesen hin mediatisiert, hatte mit den Tieren also den Menschen selbst verloren. Damit aber, man mochte in die Mosaische Schöpfungsgeschichte hineindeuten, wie man wollte, kam die ganze eigentliche Gottesquelle, die Bibel, ins Wanken. Wie waren wir denn überhaupt jemals auf diesen Gott gekommen? Durch die Bibel, die „Gottes Offenbarung" enthielt. Aber diese Bibel lag ja innerhalb der Arbeit des Menschen. Und der Mensch stand selber jetzt innerhalb des Naturgebietes, aus dem Gott entfernt war. Wie konnte er durch Offenbarung von Gott erfahren? Die Verfasser der Bibel hatten offenbar bloß Schlüsse gemacht. Davon waren

einige über Adam und so weiter sicherlich falsch. Von der Entwickelung durch Zuchtwahl stand nichts in der Bibel. War nicht auch die ganze Gottesvorstellung in dieser schaffenden Form ein Irrtum? So konnte ein bedrängtes Gemüt schließen, der ganze logische Weg hierher lag offen. Aber dann bebten in Wahrheit alle Grundfesten der Theologie überhaupt, unvergleichlich viel ernsthafter, als Darwins eigener milder Schlußsatz ahnen ließ. Wo das Buch, vielleicht nur in den paar letzten Blättern wirklich gelesen, auf diesen Haderboden fiel, da mußten sich Wellen wie Welten groß gegen seine ketzerische Zoologie und Botanik aufthürmen und das in England ganz besonders.

* * *

Häckel war in Italien, als das Buch, recht eigentlich in der Folge das „Buch" auch seines Lebens, erschien. Im Anblick des blauen Meeres, zum ersten Mal eindringend in ein zoologisches Spezialgebiet — die Radiolarien — als *sein* Gebiet. Die Theorie lag fern, für ihn waren gerade die ersten Wirklichkeitsjahre angebrochen. Anfang Mai 1860 kommt er dann nach Berlin zurück, seine Radiolarien-Studien im Kopf, die er in jener umfassenden Weise nun auch veröffentlichen will.

Da erfährt er, daß „ein ganz verrücktes" Buch von Darwin erschienen sei, das das althergebrachte Linnésche Dogma von der Unveränderlichkeit der Arten leugne.

Von zwei Seiten kamen sie in die deutsche offizielle Wissenschaft eben grade zur selben Zeit hinein: Häckel aus der Frische italischer Natur wie ein neuer Mensch heimkehrend; und das Buch Darwin's, in's Deutsche übersetzt von Bronn, Darwins Geist im ausgespartesten Extrakt wie ein alter goldener Wein. Diesmal mußten sie zusammentreffen.

Der alte Bronn, ein mit Recht sehr angesehener deutscher Naturforscher, hatte die „Entstehung der Arten" wenigstens interessant genug gefunden, um sich die Mühe des Uebersetzens zu machen. Das Interesse kam bei ihm aber nur aus einer ganz bestimmten Ecke. Bronn gehörte zu dem Kreise immerhin denkender Forscher der ersten Zeit nach Cuvier, die sich einem Fortschritt nicht verschließen konnten. Das Auftreten der Tier- und Pflanzenarten in den verschiedenen, von Cuvier so scharf getrennten Perioden der Erdgeschichte zeigte unverkennbar ein Ansteigen von niederen Formen zu höheren. Ein Fisch steht im System tiefer als ein Säugetier. Zu einer gewissen Epoche hatten bloß erst Fische gelebt und noch keine Säugetiere. Zu einer gewissen Epoche war vom Pflanzenreich nur die entschieden unvollkommenere, niedrigere Gruppe der sogenannten Kryptogamen (Farnkräuter, Schachtelhalme, Bärlapp-Gewächse) auf Erden vorhanden gewesen, denen dann Nadelhölzer und Palmfarren und endlich erst viel näher der Gegenwart echte Palmen und Laubbäume folgten. Die Schöpfungstheorie Cuvier's mußte sich damit auseinandersetzen. Agassiz, der streng an der Neuschöpfung jeder Art in jeder neuen Epoche festhielt, dachte sich doch schon seinen Schöpfer als einen Künstler, der es mit jedem neuen Werke besser machte. Jede Neuschöpfung hatte die frühere überboten an Vollkommenheit. Wunderlich genug, dieser sich mit seinem Werk vervollkommnende Schöpfer!

Andere, die nicht mehr so einfach mit dem offenen Herrgott in der Zoologie und Botanik zu arbeiten wagten wie Agassiz, dachten an ein innerliches, dem Leben angeborenes „Entwickelungsgesetz". Man stand ja dick in der unklaren Allgemeinlehre noch von der „Lebenskraft". Die

lebenden Wesen besaßen ihre aparte Kraft, die nur ihnen zu teil geworden war. Diese Lebenskraft mochte auch in diesem Gesetz mitwirken. Das hatte die lebenden Wesen beständig höher empor getrieben, von Epoche zu Epoche der Erdgeschichte. Unklar-mystisch wie es war, hob es nicht nur über das „Daß“ hinweg, sondern auch über das „Wie.“ Es bewirkte schließlich auch das Neuentstehen der neuen Arten im Laufe der Epochen selber. Man wollte auch in diesen Kreisen, wo man an ein immanentes Entwickelungsgesetz des Lebendigen glaubte, nicht mehr recht heran an die alte Vorstellung vom persönlichen Gott, der etwa zu Beginn der Jura-Periode auftrat und die Ichthyosaurier aus „Nichts erschuf“. Man ließ auch hier schon die Cuvier'schen Katastrophen, an denen Agassiz noch festhielt, mit etwas Lyell'scher Skepsis bei Seite. In der glatten Folge der Dinge hatte aber das „Entwickelungsgesetz“ den **deus ex machina** gespielt. Eines Tages etwa hatte ein Fisch nicht mehr nach Urväterbrauch Fischjunge erzeugt. Sondern das „Entwickelungsgesetz“ war in seine Eier gefahren und es spazierten plötzlich kleine Ichthyosauruslein daraus hervor. Ebenso mochte eine Eidechse einmal plötzlich Säugetiere geboren haben. Und so weiter. Der Eine ließ den Sprung ganz so grob geschehen. Der Andere nahm's schon mehr mit der Zeit und näherte sich dem Gedanken einer ganz langsamen Umwandlung eines Fisch's in eine Eidechse, einer Eidechse in ein Säugetier. Oder eines Farrnbaums in einen Palmfarrn und eines Palmfarrn in eine echte Palme. Im Grunde bliebs aber Wurst wie Wurst darin, daß das ganze innerliche Entwickelungsgesetz eben dabei seine Besonderheit hatte, daß es nicht, aber auch reinweg in gar keiner Eigenschaft den übrigen Naturgesetzen glich oder gar sich unterordnete. Es lieferte nicht eine Entwickelung im Einklang mit diesem großen Getriebe der Naturgesetze. Sondern es setzte sich an bestimmter Stelle als kleiner Mensch diesen Naturgesetzen auf den Nacken und kommandierte: Dahin! Dorthin!

Es bedurfte geringen philosophischen Denkens, um zu zeigen, daß sich eigentlich nur ein Wort verschoben hatte vor dem Begriff des alten Herrgotts. Es blieb der alte Dualismus an dieser Stelle: hier ein roher Thon der Welt mit gewöhnlichen Naturgesetzen, — und hier ein Herr und Meister, das Entwickelungsgesetz, das auf diese Gesetze pfiff, wenn es ihm behagte, den Thon zu Lebensformen und aufsteigender Lebensentwickelung zu kneten. Hatte man Gott nicht mehr als ganze ehrwürdige Person im weißen Barte da, wie er die Ichthyosaurier schuf, so blieb doch der Finger Gottes in dem Entwickelungsgesetz, gleichsam losgelöst zu einem gespenstischen Sonderleben. Der Gott, der „von außen stieße“ war verbannt, aber der „Stoß von außen“ an sich, in einer begrifflich abgezehrten Skeletierung, war auf den Thron gesetzt.

Auf der einen Seite hatten die Vertreter des Entwickelungsgesetzes viel gute Vorarbeit für Darwin gethan, indem sie allgemein gewisse Thatsachen einer Fortentwickelung als unleugbar zugaben und ehrlich aus dem Museumswust der Spezialforschung herausarbeiteten. Um so mehr, als einige der besten Denkerköpfe der Zeit, die überhaupt das „Denken in der Zoologie und Botanik“ hoch hielten, dabei waren. Andererseits ließ sich freilich nicht abstreiten, daß die Confusion des Grundgedankens, die zuletzt doch über die Lebenskraft fort mit der Theologie Fühlung behielt, den ganz Gestrengen, ganz Exakten der Facharbeit ein Scheinrecht gab, jedes Denken über die Möglichkeit einer Entwickelung der Arten für unwissenschaftliche Träumerei zu erklären. Der alte Bronn war 1860 entschieden einer der einsichtigsten und anständigsten jener Entwickelungsgesetzler. Er sah ehrlich

ein, daß Darwin dem Gedanken seines Lebens nach der einen Seite wenigstens einen schlagenden Sieg verhieß. Andererseits fühlte er freilich auch die Gefahr. Bei Darwin ging nicht nur der Gott als Person in die Coulissen, sondern auch der Finger Gottes hörte auf, seine Geisterschrift an die Wände des Lebendigen zu schreiben. Es gab hier nur noch die Naturgesetze. Aus ihnen stieg, wenn nicht das Leben selbst, so doch mindestens innerhalb dieses Lebens die Zuchtwahl, die Anpassung, auf Grund dieser immer verfeinerten Anpassung die Entwickelung, die Höherentwickelung, die den Fisch zur Eidechse machte und die Eidechse zum Säugetier. Der alte treffliche Forscher, hinter dem ein Menschenalter unablässiger eigener Arbeit stand, ohne daß er selber über das „Entwickelungsgesetz" hinaus gekommen war, sah mit einem Gemisch von Zagen und Bewunderung auf den Darwin, der den Mut hatte, diese Probleme bis ins Herz anzuschneiden. Er setzte wohlwollende Fragesätze zu im Sinne: Ja wer möchte nicht so weit kommen, aber es wird kaum gehen, es ist zu ungeheuerlich. Und den ominösen Satz vom Licht, das auf den Ursprung der Menschheit fallen werde, ließ er bei der Uebersetzung ganz fort. Herrgott, wenn der Stein erst hier in's Rollen kam! Der Mensch selber weder durch Gott, noch durch den Finger Gottes, sondern durch natürliche Zuchtwahl im Bereich der allgemeinen Naturgesetze geworden! Daran durfte man noch gar nicht denken. Und dieser Satz war im sonst lobenswerten Extemporale des Schülers Darwin also unbedingt noch zu streichen als zu grüne Extravaganz.

Bronn war unter den Fachgenossen gleichwohl im Moment selber noch ein Revolutionär. Die ganz „Exakten" bekreuzten sich vor dem nunmehr deutschen Buche und auch die Entwickelungsgedankler hatten in der Mehrzahl lange nicht die Bonhommie auch nur des Vaters Bronn, von einer „Möglichkeit" zu sprechen. Es war vom ersten Tage nun einmal Darwin's Loos in der deutschen Wissenschaft — und Häckel hat das erst recht auskosten müssen —, daß ihm die beiden konträrsten Bannflüche zugleich über den Kopf schlugen. Einerseits der ganz Strengen, ganz Exakten: daß seine Lehre immer noch pure Metaphysik sei, weil sie eine Entwickelung suche und nachdenke über große ideelle Zusammenhänge. Und andererseits der dualistischen Metaphysiker: daß er ein gemeiner Empiriker schlimmster Sorte sei, der das Große, Ideelle der Welt ablösen wolle durch armselige paar Naturnotwendigkeiten. Bezeichnend: der uralte Schopenhauer, dieser Prachtdenker, faßte doch die „Entstehung der Arten" als eines jener empirischen Seifensieder- und Barbierbücher der exakten Forschung, die er gründlich von seinem metaphysischen Denkerstandpunkt aus verachtete. Damals aber schon und heute noch stärker wieder, giebt es ganze Zoologen- und Botaniker-Schule, denen die Ideenwelt Darwin'scher Erklärungen unwissenschaftliche Mystik, Metaphysik und „Philosophie" in des Wortes schauderhaftester Bedeutung ist . .

Häckel las in Berlin im Mai 1860 das gefährliche Buch. „Schon beim ersten Lesen" schreibt er mir, „packte es mich gewaltig. Da aber alle Berliner Größen (mit einziger Ausnahme von Alexander Braun) in der Verwerfung einig waren, blieb meine Verteidigung desselben wirkungslos. Erst als ich bald darauf (Juni 60) Gegenbaur in Jena besuchte, atmete ich auf, und die eingehenden Gespräche mit ihm bestärkten mich definitiv in meiner Ueberzeugung von der Wahrheit des Darwinismus respektive Transformismus."

Es war also genau in den Tagen unmittelbar vor und während der Verhandlungen mit Gegenbauer, die zu der Habilitierung als Privatdozent in Jena führten. Die Namen Darwin und Jena wachsen chronologisch

zusammen im Leben Häckels, zwei ungeheure Ranken, die ihn tragen sollten bis in die Tiefen seiner Bahn und deren Wurzel fast in der gleichen Stunde liegt.

Man fragt sich, was den jungen Radiolarien-Forscher vom Mittelmeer grade an jenem Buche „gewaltig packte."

Der Name Braun's giebt nur einen bedingten Anhalt, denn Braun war ein Entwickelungsgesetzler wie Bronn, der wohlwollend entgegen kam, aber nicht offen in die neue Bahn hineinreißen konnte. Man muß eine tiefere Schicht suchen. Und im Grunde liegt sie klar genug, wenn man sich an Häckel's geistigen Emporgang in den letzten Jahren erinnert.

Er hatte keine religiösen Skrupel mehr. Der Gott der Ueberlieferung war in ihm völlig abgelöst durch den Gott Goethe's, der nicht außerhalb der Natur stand, sondern eins war mit dieser Natur. „Nichts ist innen, nichts ist außen, denn was innen, das ist außen." Es gab nicht einen Kern: Gott, und eine Schale: Natur. „Natur hat weder Kern noch Schale, Alles ist sie mit einemmale."

Die Jahre in Süditalien hatten zweifellos auf's stärkste dazu beigetragen, den Kontrast dieses Goethe'schen Begriffs mit der konventionellen Gottesauffassung als eines außerweltlichen Schöpfers ihm so grell wie möglich zu machen. Keine Welt ist dazu geeigneter als die der romanischen Völker in den Mittelmeerländern. In unsern protestantischen Gegenden des Nordens behält auch die kirchliche Gottestradition immer noch etwas geistig verschwimmendes, eine Art dunkler Auflösung in moralische Gesetze, die sich einigermaßen dem Naturgesetz, wenn auch noch einem speziell menschlichen, nähern. In Neapel und Sizilien ist davon keine Spur. Der Heilige, die Madonna, wie immer die übernatürliche Macht genannt wird: sie greifen unablässig, vor allen Akten und kleinsten Handlungen des Lebens, in die natürliche Wirklichkeit ein. Der Gegensatz der banalen Weltmaschine und der immerwährenden himmlischen Nachhülfe und Durchkreuzung ist im Volksglauben auf einen Gipfel gesteigert. Die Wunder liegen nicht in alten Tagen, in alten Büchern. Sie werden täglich erwartet, behauptet, geglaubt. Der Heilige füllt dem Schiffer, der beim Fackelschein auf die Jagd nach eßbaren Tintenfischen ausrudert, die Netze. Der Heilige macht den Sturm, der ein andermal den Nachen bedroht, er macht ihn ganz plötzlich, aus dem Nichts. In der Hand der Madonna steht es, dem glühenden Lavastrom, der sich vom Vesuv gegen das Dorf wälzt, in einer Sekunde Halt zu gebieten, und wenn Hunderte ihr inbrünsttges Gebet vereinen und Gelübde thun, so wird sie sich erweichen lassen und es vollbringen. Jedes Haar auf dem Kopfe der Menschen ist gespalten: in ein Naturhaar und ein Haar, das jeden Augenblick von der Inspiration geändert, umgeschaffen, zu Nichts gemacht oder aus Nichts neu gestaltet werden kann. Wer in dieser Praxis des Dualismus aller Dinge Jahre gelebt hat, der muß bis in's Innerste durchtränkt sein mit dem Gefühl des absoluten Widerspruchs zwischen dieser Natur- und Gottesauffassung und der Weltanschauung Goethe's. Wenn er sich zu Goethe bekennen will, so muß dieser alte außerweltlich stoßende und eingreifende Gott von Beginn aus tot für ihn sein, ohne jeden weiteren Kompromiß.

So lagen bei Häckel die Dinge hierherüber von Anfang an ganz anders und unvergleichlich viel radikaler, als bei Darwin. Der schaffende Gott existierte ihm überhaupt nicht, weder eingeschränkt noch im ganzen.

Fragte sich, wie aber jetzt gewisse Dinge der Natur für ihn zu erklären waren.

Bei Johannes Müller, dem Gewaltigen, hatte er gelernt, daß die Arten unveränderlich seien. Eine Urzeugung von Lebendigem aus Totem sei undenkbar; das steht als These geradezu noch in Häckels Doktordissertation. Das Wesen und herrschende Moment im Lebendigen aber bildete jene geheimnisvoll zweckmäßig waltende „Lebenskraft". Von diesen drei Lehren des Meisters erlitt zuerst die Lebenskraft vor seinen Augen hoffnungslos Schiffbruch. Noch zu Lebzeiten Müllers und so zu sagen in seinem eigenen Laboratorium schlug sein Schüler Dubois-Reymond die erste große Bresche hinein mit den berühmten und damals vor allem in der Methode wirklich bahnbrechenden Untersuchungen über tierische Elektrizität. Wenn je, so wurde jetzt aufs äußerste wahrscheinlich, daß es, ebenso wenig wie einen Gott neben der Natur, eine besondere Lebenskraft neben den einfachen Naturkräften gebe. Auch das Tier, die Pflanze war ein Wunderbau derselben Gesetze, die Crystall oder Erdkugel aufgebaut hatten. Der ganze starre Unterschied zwischen lebendigem und totem Stoff fiel in die Versenkung, wo schon so und so viel anderere Dualismen als Höllenlappen der Schneiderin Erkenntniß lagen.

Sank aber hier eine These Johannes Müllers, so blieb doch eins für seine ketzerischen Jünger als wahrer Segen des Meisters um so lebendiger. Die These, daß man überhaupt, auch als exakter Forscher, unablässig „denken", ja „philosophieren" solle. Phantasieren, sagte, des Wortes Bedenklichkeit überlegen einsteckend, Müller sogar. Nun aber war es unbedingt eine zulässige philosophische Deduktion aus Dubois-Reymonds Korrektur der Dinge, daß man auch die Unmöglichkeit der Urzeugung nicht mehr so unerbittlich nahm. Wenn im Organischen und Unorganischen, im Lebendigen und Toten immerzu nur dieselben Naturkräfte walteten: dann war es theoretisch mindestens nicht mehr unerhört, daß das Leben und der vorher vorhandene anorganische Stoff bloß Unterschiede des Grades, nicht der Art seien. Ihre Grenze mochte sich — heute noch oder wenigstens vor Urzeiten — so verwischen, daß eine scheinbare „Urzeugung" wirklich eintrat.

Man sieht: Häckel kam auch hier aus einer gleichsam weiteren Freiheit als Darwin. Darwin resignierte, von oben her stufenweise vorgedrungen, bei der Urzeugung und mit ihr bei dem dort Anhebenden: bei Gott. Häckel kam von unten aus dem offenen Feld, in dem es keinen besonderen Außen-Gott mehr gab und in dem jetzt auch die Urzeugung selbst keine aparten Denk-Stacheln mehr um den Hals trug. Das Problem war für ihn nur, wie es nach oben hin, durch die Pflanzen und Tiere hindurch alle geologischen Epochen lang bis zum Menschen werden sollte. Der Wunsch mußte bestehen, auch da durchzubrechen ohne eine gleichsam historische Lebenskraft, einfach mit den großen natürlichen Gesetzen des Kosmos.

In dieser Geistesverfassung erhielt Häckel Darwins Buch. Kann es im geringsten überraschen, daß es ihn „gewaltig packte."

Es öffnete ihm die ganze Bahn bis obenhin genau in der Weise, die er suchte. Die dritte Müller'sche These, die Unveränderlichkeit der Arten, fiel auch noch mit dahin. Aber was verschlug's! Dafür dämmerte jetzt zum ersten Mal die Möglichkeit auf, eine philosophische Zoologie und Botanik im größten Sinne Müllers zu bewahren auch ohne Lebenskraft und ohne schaffenden Gott.

Immerhin entschied diese rasche und impulsive Aufnahme des Darwinschen Gedankens als eigener Besitz damals nicht nur über Häckels ganze ideelle Lebensdeutung, sondern sie mußte auch rein äußerlich und augen-

blicklich ein Vorfall ersten Ranges in seiner Bahn sein. Auch für ihn geriet der „Kampf um Gott“ damit ins Aktuelle. Er geriet aus dem Bereich innerlichster Seelenerlebnisse, die sich nach außen bisher höchstens in Gesprächen mit intimen Freunden kund gegeben, in die Facharbeit seiner ernsten und öffentlichen Arbeitsstunden hinein. In die Zoologie. In die Radiolarien, an denen er seit Jahren arbeitete.

Man muß sich klar vergegenwärtigen, was es damals für einen jungen Zoologen, der streng im Fach arbeiten wollte und der mit raschem Entschluß sich eben sogar in Jena festsetzte, um in die Karriere als offizieller Hochschullehrer reinzutreten, bedeuten mußte, innerlich wie öffentlich „Darwinianer“ zu werden. Es konnte ihn beides kosten: die staatliche Stellung und den fachmännischen Ruf, und beides im Moment, da er sie sich eben errungen oder zu erringen noch im Begriff stand. Zum ersten Mal wird hier ein Prinzip in Häckels Leben, das er bisher nur innerlich, gegen sich selbst, ausgeübt, auch nach außen klar. Die Wahrheit muß gesagt werden, was sie auch koste. Schießt mich moralisch, materiell, körperlich, wie ihr wollt, tot. **Il faut auparavant fusiller la loi**, wie sein Großvater mütterlicherseits, der alte Sethe, zu Napoleons Minister gesagt hatte. Sethe, unter Napoleon I. Generalprokurator des Appellgerichtshofs zu Düsseldorf, war 1812 mißliebig geworden und nach Paris berufen worden. Der Minister Röderer sagt ihm, der Kaiser könne ihn jeden Augenblick erschießen lassen. Da erfolgte jener denkwürdige Ausspruch.

Darwin's ominöses Buch lag seit rund zwei Jahren in Bronn's Uebersetzung vor. Die deutschen Fachzoologen, Fachbotaniker, Fachgeologen in der erdrückenden Mehrzahl hielten es für absoluten Blödsinn. Agassiz, Giebel, Keferstein, so und so viel andere, lachten sich rote Köpfe wie ein ausgelassenes Premieren-Publikum, das vom ersten Akt an sich einig ist, daß dieses Stück mit Glanz abfalle und nun mit dem Autor als Maus mit der Grausamkeit einer Katze spielt.

Da schickt Häckel seine lange vorbereitete Monographie der Radiolarien (1862) in die Welt, — das Werk, mit dem er als streng exakter Forscher seinen Ruf begründen will und an und für sich gewiß begründen muß, auch bei jenen. Bis tief hinein in den Folianten geht alles gut und glatt. Da auf einmal platzt etwas hinein, was die Agassiz und Giebel wie ein Strahl Eiswasser überschauern mußte. Dieser auf dem Titelblatt des Werkes eben funkelnagelneu prangende „außerordentliche Professor der Zoologie und Direktor des zoologischen Museums an der Universität Jena“ bekannte sich — zu Darwin.

Es thut not, diese Stelle, vergraben in einem schwer zugänglichen kostspieligen Spezialwerk, von dem uns heute achtunddreißig Jahre trennen, wieder an's Licht zu holen. Schon rein um ihres Mutes von damals willen. Aber auch als Dokument aus dem Geisteskampfe des neunzehnten Jahrhunderts schlechthin. Sie steht Seite 231 und 232, zum Teil im Text, größtenteils dagegen in einer Anmerkung. Vorauf geht ein Entwurf eines Systems der Radiolarien. Unmittelbar nach der systematischen Tabelle fährt Häckel fort: „Ich kann diese allgemeine Darstellung der Verwandtschaftsverhältnisse der verschiedenen Radiolarien-Familien nicht verlassen, ohne noch besonders die zahlreichen Uebergangsformen hervorgehoben zu haben, welche die verschiedenen natürlichen Gruppen auf's Innigste verbinden und deren systematische Trennung zum teil sehr erschweren.“ Es sei interessant, wie trotz so mangelhafter Kenntniß der Radiolarien doch schon eine „ziemlich ununterbrochene Kette verwandter Glieder“ sich herstellen

lasse. Darauf wünsche er aber besonders die Aufmerksamkeit zu lenken! Denn: „Die großartigen Theorien, welche Charles Darwin vor kurzem „über die Entstehung der Arten im Tier- und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung oder die Erhaltung der vervollkommneten Rassen im Kampfe um's Dasein" entwickelt hat, und mit denen für die systematische, organische Naturforschung eine neue Epoche begonnen hat, haben der Frage von den Verwandtschaftsverhältnissen der Organismen mit einem Male eine solche Bedeutung, dem Nachweise einer kontinuirlichen Verkettung eine solche fundamentale Wichtigkeit verliehen, daß jeder, auch der kleinste Beitrag, der zu einer weiteren Lösung jener Probleme mitwirken kann, willkommen sein muß." Im Text wird dann ohne weitere theoretische Sätze versucht, praktisch einen „Stammbaum der Radiolarien zu konstruieren (der erste so viel folgender Stammbäume). Als „Ur-Radiolarium" wird eine einfache Gitterkugel mit centrifugal radialen Strahlen gedacht, verwirklicht, in **Heliosphaera.** „Es soll" fügt er charakteristisch hier bei, „damit natürlich nicht im Entferntesten behauptet werden, daß alle Radiolarien grade aus dieser Urform hervorgegangen sein müssen, sondern es soll nur gezeigt werden, wie in der That alle hier so reich entwickelten Formen aus einer solchen gemeinsamen Grundform abgeleitet werden können." Ein goldenes Wort, auch für später! Der erste „Stammbaum" d. h. eine „Verwandtschaftstabelle der Familien, Subfamilien und Gattungen der Radiolarien" mit Strichen und Klammern, übrigens noch von oben nach unten angeordnet, folgt. Der Text erläutert die Abstammungsmöglichkeiten eingehend. Damit schließt der erste, allgemeine Teil der Monographie. An diese Textstelle fügt sich nun aber bei dem Citat des Titels des Darwinschen Werks noch eine lange Anmerkung, die erst das eigentlich interessante Detailurteil über Darwin giebt. Sie beginnt: „Ich kann nicht umhin bei dieser Gelegenheit der hohen Bewunderung Ausdruck zu geben, mit der mich Darwins geistvolle Theorie von der Entstehung der Arten erfüllt hat. Umsomehr als diese epochemachende Arbeit bei den deutschen Fachgenossen vorwiegend eine ungünstige Aufnahme gefunden zu haben, teilweise wohl auch völlig mißverstanden worden zu sein scheint. Darwin selbst wünscht, daß seine Theorie möglichst vielseitig geprüft werde und blickt namentlich „mit Vertrauen auf junge strebende Naturforscher welche beide Seiten der Frage mit Unparteilichkeit zu beurtheilen fähig sein werden. Wer immer sich zur Ansicht neigt, daß Arten veränderlich sind, wird durch gewissenhaftes Geständniß seiner Ueberzeugung der Wissenschaft einen guten Dienst leisten; denn nur so kann dieser Berg von Vorurtheilen, unter welchen dieser Gegenstand begraben ist, beseitigt werden." Ich theile diese Ansicht vollkommen und glaube aus diesem Grunde meine Ueberzeugung von der Veränderlichkeit der Arten und von der wirklichen genealogischen Verwandtschaft sämmtlicher Organismen hier aussprechen zu müssen. Obgleich ich Bedenken trage, Darwins Anschauungen und Hypothesen nach allen Richtungen hin zu theilen und die ganze von ihm versuchte Beweisführung für richtig zu halten, muß ich doch in seiner Arbeit den ersten, ernstlichen, wissenschaftlichen Versuch bewundern, alle Erscheinungen der organischen Natur aus einem großartigen, einheitlichen Gesichtspunkte zu erklären und an die Stelle des unbegreiflichen Wunders das begreifliche Naturgesetz zu bringen. Vielleicht ist aber in Darwins Theorie so wie sie jetzt als erster derartiger Versuch vorliegt, mehr Irrthum als Wahrheit. So unstreitbar wichtige Principien von der größten Bedeutung auch die natürliche Züchtung, der Kampf um das Dasein, die Beziehung der Organismen untereinander, die

Divergenz des Charakters und alle andern von Darwin zur Stütze seiner Theorie erläuterten Principien jedenfalls sind, so ist es doch leicht möglich, daß ebenso viele und wichtige andere Prinzipien die auf die Erscheinungen der organischen Natur in gleicher Weise oder noch mehr bedingend einwirken, uns noch gänzlich unbekannt sind. Es ist ja hier eben nur der erste großartige Versuch gemacht, eine wissenschaftliche, physiologische Schöpfungsgeschichte der organischen Natur überhaupt erst anzubahnen und das Walten der physiologischen Gesetze, der chemischen und physikalischen Mächte, denen die Schöpfung der Jetztwelt ausnahmslos gehorcht, auch in der Vorwelt nachzuweisen." Häckel verweist dann selbst auf Bronn, Darwins Uebersetzer. Mit Bronn nennt er Darwin's Theorie das befruchtete Ei, woraus sich die Wahrheit allmählich entwickeln wird, die Puppe, aus der sich das längst gesuchte Naturgesetz entwickeln wird. Und er schließt: „Der größte Mangel der Darwinschen Theorie liegt wohl darin, daß sie für die Entstehung des Urorganismus, aus dem alle andern sich allmählich hervorgebildet haben — höchstwahrscheinlich eine einfache Zelle — gar keinen Anhaltspunkt liefert. Wenn Darwin für diese erste Species noch einen besonderen Schöpfungsakt annimmt, so ist dies jedenfalls inconsequent und wie mir scheint, nicht ernstlich gemeint. Allein abgesehen von diesen und anderen Mängeln hat Darwins Theorie schon jetzt das unsterbliche Verdienst, in die ganze Verwandtschaftslehre der Organismen Sinn und Verstand hineingebracht zu haben. Wenn man bedenkt, wie jede große Reform, jeder gewaltige Fortschritt um so heftigeren Widerstand findet, je rücksichtsloser er eingewurzelte Vorurteile umstößt und herrschende Dogmen bekämpft, so wird man sich freilich nicht wundern, daß Darwins geniale Theorie statt der wohlverdienten Anerkennung und Prüfung bisher fast nur Angriffe und Zurückweisungen gefunden hat." Vom Menschen und seiner natürlichen Entstehung ist noch nicht die Rede. Aber das Gesagte schon ist für damals gewiß kühn genug. Und es sollte knapp ein Jahr nur vergehen, so kam auch jener allergefährlichste Schluß. Nicht in einer späten Seite und Note eines dicken Fachbandes. Sondern im grellen, unerbittlichen Sonnenlicht wohl so ziemlich der öffentlichsten Stelle, die die naturforscherliche Fachgelehrsamkeit in Deutschland von damals überhaupt besaß.

* * *

In den zwanziger Jahren hatte Oken große öffentliche Jahresversammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte angeregt. Oken war einer von den kühnen Köpfen, die da meinten, alle Fachweisheit sei letzten Endes nur Vorarbeit für die große Bildungsarbeit im Volk. Ihm war der Naturforscher und wenn er auch sein Leben lang nur über Pflanzenstaubfäden oder Käferbeinglieder forschte, doch immer nur der verkappte, vorbereitende Kulturpionier. Eine treffliche Sache. In einer scheußlichen Zeit der Reaktion auf allen Gebieten bekam schließlich auch der verwunschenste Spezialherr ein Gefühl, daß sein Forschen neben dem Fachwert doch auch noch den haben müsse, uns aus dem allgemeinen Druck ein Stück wieder höher herauf zu ziehen. Man ahnte: wenn alle Ideale zum Teufel gingen, so sterbe schließlich auch der letzte Zweck der Spezialforschung mit. Oken faßte das grob demokratisch-oppositionell. Ihm ging nachher Alexander von Humboldt an die Hand, der, im Herzen ganz gleicher Meinung, einen gewissen Schliff wissenschaftlich-parteiloser Würde darauf setzte. Es liefen da komische Züge mit, für uns heute. Aber es waren halt dreckige Zeiten,

wo jeder gute Wille geachtet werden mußte. Nun hatte die Sache aber doch noch einen großen Haken.

Einerseits vereinigte sie die tapferen Elemente und ermunterte sie in ihrem idealen Zweck. Andererseits bot sie stets die Gefahr, daß jetzt erst bei diesen öffentlichen Reden sichtbar wurde, wie gefährlich und ketzerisch für solche Reaktionszeit gewisse auch rein fachwissenschaftliche Funde wirklich waren. Da lag dies und das bisher harmlos vergraben in wissenschaftlichen Monographieen, gänzlich unbekannt in der Menge, und der Verfasser war Hofrat, hatte Orden, war etwa gar Kirchenältester. Plötzlich, auf solcher Versammlung, kam alle diese Schnecken- oder Insekten- oder Wirbeltier-Weisheit in ihrer Sünden Blüte an's Licht, vor allem profanen Publikum, und man entsetzte sich auf's Aeußerste. Diese ganze Spezialforschung lag ja voll Geheimkomplotte, Ketzereien und Bomben, lag im Kampfe — mit Gott . . . .

Die Naturforscherversammlung im September 1863 sollte hierfür einmal wieder die erschreckendsten Belege bringen.

Nichts ist heute amüsanter, als in den vergilbten und fast verschollenen Papieren dieses Sitzungsberichtes zu blättern. Es geht ein bestimmtes Licht von ihnen aus. Eine Idee, die der Menschheit gehört, wird zum ersten Mal an ganz heller Stelle in die Debatte gezogen. Jahrtausende stehen hinter dieser Stunde. Man muß alles zugeben, was die menschliche Komik, ja die Trivialität solcher Versammlung bedingt. Zuletzt sind es aber doch große, stolze Rhythmen, die brausen. Häckel redet zum ersten Mal über Darwin's Lehre, an einer Stelle, die Wellenkreise weithin schlagen muß über alle Fachgelehrsamkeit hinaus. Virchow, später sein herber Gegner, steht neben ihm, stützt ihn. Alle tiefsten Fragen des Darwinismus der Folge werden mit erstem leisen Glockenton, wie vorzitternd geisterhaft, angeschlagen. Eine große, unvergeßliche Stunde.

Der erste Redner der Versammlung, Sonnabend den 19. September 1863, ist Häckel.

Man muß sich erinnern, welcher Zauber rein äußerlich damals von seiner Person ausging, jener unmittelbare Zauber, der nicht des Umweges über beginnenden zoologischen Ruf bedurfte. Es war der Zauber, der im kulturfernsten Italien auf die schlichten Leute gewirkt hatte, die von Zoologie nie auch nur dem Namen nach etwas gehört hatten. Darwin ist nie ein schöner Mann im Idealsinne gewesen. Als er mit Fitz Roy reisen sollte, hing es an einem Haar, daß der spleenige Kapitän ihn nicht mitnahm, weil ihm seine Nase nicht gefiel. Seine Stirn besaß eine so auffällige Wölbung, daß Lombroso, der Konfusionarius, sie ernsthaft als „Idiotenphysiognomie“ in sein Rattenkönigs-System „Genie und Wahnsinn“ einordnen konnte! Vollends in den Jahren, da er die „Entstehung der Arten“ schrieb, trug er noch nicht einmal den Patriarchenbart, der uns so unzertrennlich von seinem Antlitz erscheint: der Scheitel war schon kahl, aber das Kinn glatt rasiert. Die früh gebeugte Gestalt des magenkranken Mannes hätte bei allem Ehrwürdigen an dieser Stelle niemals so wirken können. Mit Häckel's Jugendschöne kam etwas wie Verkörperung des alten „**mens sana in corpore sano**“. Ueber den grauen Häuptern der Forschung tauchte er herauf als die ausgesprochen junge, neue, frische, schöne Generation. Von einem Gegner auf dieser Versammlung, der sich sonst scharf gegen die neue Lehre erhob, kommt selbst in dem Bericht das Wort von dem „jugendfrischen Fachgenossen“, der diese Fragen hierher gebracht. Es kam das Höchste mit ihm, was einer neuen Idee sich gesellen kann: der Hauch einer

neuen Generation, einer Jugend, die den rosigen Mut mitbringt zu neuen Ideen überhaupt.

Und dazu nun die Gedankenwelle Darwin's selbst, diese Sturzwelle, die gegen alle Dämme schlug.

Ein krystallklarer Vortrag, der noch heute jeden in das darwinistische Problem einführen könnte. Gleich zuerst der größte, der entscheidende Ton: Darwin bedeutet eine Weltanschauung. Alle Wesen stammen aus einigen wenigen, vielleicht nur einer Grundform. Und unter diesen Wesen steht auch der Mensch. Was Darwin in jenem Satz am Schlusse nur eben angedeutet; was der alte Bronn in der Uebersetzung fortgelassen als zu bedenklich; hier kam es unverblümt, schmetternd, im ersten Absatz schon der Rede. „Was uns Menschen selbst betrifft, so hätten wir also konsequenter Weise, als die höchst organisierten Wirbeltiere, unsere uralten gemeinsamen Vorfahren in affenähnlichen Säugetieren, weiterhin in känguruhartigen Beuteltieren, noch weiter hinauf in der sogenannten Sekundärperiode in eidechsenartigen Reptilien, und endlich in noch früherer Zeit, in der Primärperiode, in niedrig organisierten Fischen zu sehen."

Auch diese Stelle hat gleich jenem ersten Darwin-Bekenntnis in der Monographie der Radiolarien etwas Monumentales. Mochten andere in derselben Zeit bei der Lektüre des Darwin'schen Buches auf ähnliche Folgerungen geraten sein. Hier kam das Bekenntnis an der eigentlichen Jahrhundert-Stelle, ein Trompetenstoß, der auf der Wende einer neuen Zeit Allarm blies, unentwegt, daß Freund und Feind es hören sollte. Etwas übertreibend malt die Rede den schon eingeleiteten Kampf selber aus. Alles sei in Brand. Die Fachforschung sondere sich bereits in zwei Heerlager. Hie Entwickelung und Fortschritt, dort Schöpfung und Unveränderlichkeit der Arten. Schon sind namhafte Coryphäen der Forschung für die Entwickelung. So wird es Zeit, in die lauteste Oeffentlichkeit hinauszuschreien, was geschieht.

Es war, in Parenthese gesagt, mindestens auf dem Kontinent damals noch keineswegs die Rede von solcher reinlichen Sonderung oder auch nur einer tiefgreifenden Erregung. Zum Teil erst diese Rede sollte dazu führen, im Bunde mit den folgenden Werken Häckels. Tüchtigen Autoritäten erschien hier die Sache schlechterdings noch jenseits vom Gut und Böse jeder Diskussion. Man muß sich etwa eine Stelle dazu vergegenwärtigen, die der Zologie-Professor in Göttingen Keferstein im „Göttinger gelehrten Anzeiger" ein Jahr vorher veröffentlicht hatte. „Es erfüllt" liest man da, „den strebenden Naturforscher mit Beruhigung, einen Mann wie Agassiz, durch die großartigsten Arbeiten in der Zoologie eine Autorität geworden, eine Lehre (Darwin's Lehre) unbedingt verwerfen zu sehen, die den Jahrhunderte langen Fleiß der Systematiker auf einmal zu Schanden machen wollte, und zu sehen, daß also die durch Generationen ausgebildeten Ansichten und zugleich die allgemeine Meinung der Menschheit von Alters her fester stehen, als die, wenn auch mit noch so großer Beredsamkeit ausgeführten Lehren eines Einzelnen." Man sieht: hier war noch kein Gedanke an zwei regelrechte Heerlager innerhalb der Fachforschung selbst. Die Menschheit wurde citiert als die eine Partei, — und gegen sie stand der Anarchist, der alles sprengen wollte, was Jahrtausende gebaut: Darwin. Doch das beengt unsern jugendlichen Redner nicht, der im ersten Ansturm schon ein folgendes Jahrzehnt erfüllt sieht.

Er rollt die Geologie auf. Cuvier's Katastrophenlehre, Linnés Glaube an die Unveränderlichkeit der Arten: — lauter theologische Kosmologie!

Gegen sie reckt sich als Mene Tekel die „philosophische Entwickelungs-Theorie."

Alles Lebendige, auch das der urvergangenen geologischen Epochen, hängt in sich zusammen als Stammbaum. Das Wort kommt gesperrt, — das neue Leitwort der Zoologie und Botanik. Was ist das System, an dem man sich so lange geplagt? Es ist der Stammbaum des Lebens auf der Erde. Seine Wurzeln liegen in der fernsten Vergangenheit. „Die vielen tausend grünen Blättchen des Baumes, die die jüngeren, frischeren Zweige bedecken und in ungleicher Höhe und Breite von dem Hauptstamm abstehen, entsprechen den jetzt noch fortlebenden Tier- und Pflanzenarten, die um so vollkommener sind, je weiter sie sich vom Urstamm entfernt haben. Die welken, verdorrten Blättchen dagegen, die sich an den älteren, abgestorbenen Aesten vorfinden, stellen die vielen erloschenen und ausgestorbenen Arten dar, welche in früheren Perioden die Erdrinde bevölkerten und um so mehr der ursprünglichen einfachen Stammform gleichen, je weiter sie zurückliegen."

Das war das große neue Bild für die wirkliche Facharbeit. Die Paläontologie, die Lehre vom vergangenen Leben, fand endlich die Zoologie und Botanik von heute zu gemeinsamer Arbeit. Häckels eigenes Programm auf Jahrzehnte hinaus entrollte sich zugleich. Auch dieser Satz bedeutete eine Geburtsstunde. So viel Kampf gefolgt ist über das Wie der Entwickelung: dieses Bild des Stammbaums mit den grünenden Aesten als dem neuen Arbeitsfelde des Zoologen und Botanikers und den trockenen für den Paläontologen hat sich nie wieder totschlagen lassen. Ein Symbol aus dem Lebensbereiche selbst, der verästelte Baum, war zum ersten Mal entscheidend geworden auch in der Wissenschaft und Systematik des Lebendigen. Mit prachtvoller Klarheit entwickelt der Vortrag dann die eigentlichen Darwin'schen Prinzipien: Varriiren, Vererbung, Kampf um's Dasein, Auslese, Anpassung. Die ungeheure Dauer der geologischen Epochen wird im Sinne Lyell's betont. Und immer in diesen Epochen ein Ansteigen, ein Höhersteigen der Formen. Es fällt ein ganz besonderer Nachdruck auf das stets fortschreitende, stets veredelnde Element in aller Entwickelung. Grade hier wird der Mensch noch einmal besonders herangezogen. Aus tierischer Rohheit hat auch er sich „entwickelt". Selbst die Sprache ist natürlich „geworden". (Welche Kühnheit der Perspektive, in solch kleinem Satz. Wie würden die Philologen wüten!) Und so rauscht das „Gesetz des Fortschritts" durch den ganzen Heraufstieg der Kultur. Eine flammende Stelle muß dem noch den Drücker aufsetzen. „Rückschritte im staatlichen und sozialen, im sittlichen und wissenschaftlichen Leben, wie sie die vereinten selbstsüchtigen Anstrengungen von Priestern und Despoten in allen Perioden der Weltgeschichte herbeizuführen bemüht gewesen sind" können diesen Fortschritt nicht dauernd hemmen. Denn dieser „Fortschritt" ist ein „Naturgesetz," das „weder Tyrannen-Waffen noch Priester-Flüche" unterdrücken können." Wieder hört man den alten Gethe sein trotziges Wort donnern: „Il faut auparavant fusiller la loi!"

Nur ein leichter Streifblick fällt zum Schluß auf die noch bestehenden Schwierigkeiten der Theorie. Wir müssen uns auch die ersten Anfänge des Lebens schon „entwickelt" denken. Natürlich. Für diesen Propheten kommt der Gott Darwin's ja nicht mehr in Betracht. Aber nun wie das? War das, was zuerst aus Anorganischem entstand „eine einfache Zelle, eine solche, wie sie noch jetzt an der zweifelhaften Grenze von Tier- und Pflanzenreich als selbständige Wesen zahlreich existieren?" Oder gar ein Schleimklümpchen bloß, „ähnlich gewissen amöbenartigen Organismen, die

noch nicht einmal die Organisationshöhe einer Zelle erreicht zu haben scheinen?" Noch ein letztes Mal umschloß der schlichte Satz ein ganzes Programm.

Schleiden hatte zuerst 1838 gezeigt, daß der Leib jeder beliebigen Pflanze sich auflösen lasse in winzige belebte Einzelkörperchen, die er, um ihrer oft hervortretenden Form einer gefüllten Bienwabe willen, „Zellen" nannte. Ein Jahr später wies Schwann im Laboratorium Johannes Müller's nach, daß auch das höhere Tier ein Produkt solcher Zellen sei. Als der lebendige Baustein trat die Zelle hervor, der den Eichbaum wie die Rose, den Elefanten wie den Wurm zusammensetzte. Auch der Mensch schließlich war nur eine ungeheure Pyramide solcher Zellen — oder besser gesagt (da jede Zelle für sich Leben besaß) eine ungeheure Genossenschaft von Zellen, — ein Zellenstaat.

Virchow war es, der auf diese letzte Konsequenz das nachhaltigste Gewicht grade vor kurzem jetzt gelegt hatte. Jeder Einzelmensch war ihm in Wahrheit eine geheimnißvolle Vielheit in sich selbst, eine Vielheit von Zellen. Dem hatte die ganze Pathologie, die Lehre von den Krankheiten, Rechnung zu tragen. Gesundheit war einheitliches Arbeiten des Zellenstaates, Krankheit Abfall eines Teiles der Zellen zur Sonderarbeit, die den Gesammtstaat störte und hinderte. Eine neue Epoche des Denkens in der Medizin, der Heilkunde als einer bewußten Hülfskunst im Dienste des lebendigen menschlichen Naturorganismus hatte sich mit dieser Auffassung der Dinge angebahnt. Dem Darwinianer aber erwuchs die Aufgabe, nun auch diese neuere Betrachtungsweise in seinen Kreis zu ziehen. Der Stammbaum der Tiere und Pflanzen mußte sofort gefaßt werden auch als ein eigentlicher Stammbaum der Zellen. Zu immer höheren Genossenschaften, immer höheren Staatsgebilden hatten diese Zellen sich zusammengethan und jede höhere Tier- und Pflanzenart war in Wahrheit nur je eine dieser sozialen Errungenschaften. Aber das Komplizierte bedeutete nur die oberen Aeste. Je tiefer hinab, desto einfacher. Die niedrigeren Lebensformen stellten sich dar als immer rohere, schlichtere, urtümlichere Zell-Verbände. Und die letzte Konsequenz war die Abstammung der ganzen Verbände, der ganzen Zell-Staaten von ledigen Einzelwesen, deren ganzer Leib nur aus einer einzigen Zelle überhaupt bestand. Längst kannte man solche allerniedrigsten Lebensformen, nicht echtes Tier, nicht echte Pflanze und im ganzen Leibesbau nur einer Zelle wirklich gleich. Ohne daß Häckel selbst es damals noch zugeben wollte, gehörten seine schönen Radiolarien von Messina sämmtlich dazu. Auch das ganze böse Gelichter der Bazillen und Bakterien ging ein in die Welt dieser Einzeller. Mit jenem Satze Häckel's fällt nun ein blendendes Licht auf einmal hierher. Nicht nur die einfachsten Lebensformen sind die Einzeller. Es sind die wahren Urformen! Mit ihnen hat der kolossale Stammbaum, der sich durch die Jahrmillionen der Erdgeschichte verzweigt, einst begonnen. Wenn etwas je durch Urzeugung aus toter Masse auf Erden, am Anfang aller Lebendsdinge, entstanden ist, so kann es nur eine echte erste Zelle oder ein ihr ähnliches noch etwas einfacheres Schleimklümpchen lebendigen Stoffs gewesen sein. Noch kommt das in Form einer Frage. Aber schon ist der Schleier darin aufgerollt. Eine Zelle sei gegeben — und mit Darwin's Gesetzen gipfelt sich der ganze Stammbaum bis zum Menschen daraus empor.

Der Schluß der Rede feiert Darwin als den Newton der organischen Welt, das Bild, das nachher so oft wiederholt worden ist.

Es thut not, daß man noch ein paar Seiten weiter in dem vergilbten

Sitzungsbericht blättert. Vierzehn Jahre später sollte Häckel abermals auf einer Naturforscher-Versammlung reden und abermals über Darwinismus. Er faßte ihn jetzt nicht mehr als eine Hoffnung sondern als eine Erfüllung, aus der er ein Fazit zog: ein Fazit des Glanzes. Damals sollte kein anderer als Rudolf Virchow selbst, sein alter Lehrer, gegen ihn auftreten und seine weltbekannte Rede von der Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat und ihrem Mißbrauch durch Darwin's Gefolgschaft halten, 1877 in München. Die Wenigsten der Hörer mochten sich erinnern, daß vor vierzehn Jahren in Stettin ganz ebenso Virchow nach Häckel das Wort ergriffen. Und doch muß man jene dreiundsechziger Rede kennen, um die siebenundsiebziger überhaupt zu verstehen.

Es ist in der zweiten Sitzung, am 22. September. Virchow spricht „Ueber den vermeintlichen Materialismus der heutigen Naturwissenschaft." Das Thema ist nicht etwa durch Häckel angeregt, sondern durch Schleiden, den Botaniker, den Vater der Zellentheorie. Der Streit um den Materialismus tobt damals seit Jahren in wilden Wellen. Man braucht nur an Büchner („Kraft und Stoff" erschien 1855) und Karl Vogt zu erinnern. Es lag in diesem Kampfe so, wie er damals geführt wurde, etwas notwendiges, aber auch etwas oberflächliches. Friedrich Albert Lange hat das meisterhaft historisch dargestellt. Gerade in diesem Moment jetzt, da Darwins Lehre vordrang, konnte man so recht bedeutsam den Unterschied messen zwischen allgemeinem philosophischem Schlagwort-Geplänkel und der echten genialen That, die, scheinbar strenge Facharbeit, doch auch die Philosophie plötzlich um einen wahren Weltteil bereichert, auf den fortan jeder ungläubige Thomas seine Hände legen kann. Doch hier hatte Schleiden gar nicht eingesetzt. Wunderlich genug, griff er, der alte Zellen-Entdecker, jetzt gerade jene Lehre Virchow's vom „Menschen als Zellenstaat" als einen typisch materialistischen Auswuchs an.

Eine heftige Schrift Schleidens ist erschienen und Virchow verteidigt sich. Da aber kommt auch aus *seiner* innersten Art Wunderbares und höchst Charakteristisches zu Tage, das wert ist, wieder ausgegraben zu werden. Es ist wohl selten von einem bedeutenden Kopf eine natur-philosophische Rede gehalten worden, die so kristallklar in der Logik beginnt, um dann an höchst bezeichnender Stelle den tollsten Salto mortale doch noch zu machen.

Mit prächtiger Energie wird einleitend betont, daß mit „Geistlichen" und „Privat-Orthodoxen" über Materialismus der Forschung überhaupt nicht zu streiten sei. Denn dort werde im Ganzen das Forschen über „diese Welt" abgelehnt als zwecklos. Wert habe dort bloß das Jenseits und gegenüber *diesem* Leben müsse dort für den besten Standpunkt die möglichste *Ignoranz* gelten, also der Bankerott aller Forschung. Die Worte sind so scharf, daß ein Hörer scharrt und der Redner einlenken muß, er beabsichtige hier nicht, jemand persönlich zu verletzen. Er spreche nur einfach „mit der Unbefangenheit eines Naturforschers, der gewohnt ist, die Dinge beim rechten Namen zu nennen." (Diesmal antwortet ein Bravo.) Also nicht deshalb, fährt er fort, rede er vom Materialismus, sondern gegenüber Stimmen aus der Naturforschung selbst, die behaupteten, wir kämen philosophisch auf Abwege. Schleiden hat die Lehre vom Zellenstaat, die Auffassung des Menschen als einer nicht absoluten, sondern nur föderalistischen Einheit; als Materialismus verketzert. Aber diese Lehre, diese Auffassung ist zunächst gar nichts philosophisches, sondern einfach eine Thatsache. Ein naturwissenschaftlicher Wahrheitsfund etwa wie das Gesetz der

Schwere. Nun wird die alte, oft wiederholte Definition gegeben: die Forschung, die solche Thatsachen an's Licht bringt, hat mit Philosophie schlechterdings gar nichts zu thun. Auch der „Materialismus“, in so fern er etwas Ganzes über die Welt auszusagen sucht, ist aber Philosophie. Die reine Thatsachenforschung kann also als solche weder als materialistisch noch sonst als etwas philosophisch gefärbtes definiert werden.

Es läßt sich gegen diese strengsten Umgrenzungen menschlicher Geistesgebiete, wie sie Virchow nach altem Muster hier versucht, immerhin noch mancherlei einwenden. Es ist richtig, daß auch der Materialismus, vor allem in der damals gangbaren Form der Vogt und Büchner, nur eine echte und rechte Philosophie ist. Aber es fragt sich, ob der Mensch überhaupt sehen, beobachten, forschen kann unter gänzlichem Verzicht auf Philosophie. Ob der philosophische Gedanke sich auspumpen läßt auch nur aus der schlichtesten und exaktesten „Thatsachen-Beobachtung“ wie die Luft unter der Luftpumpe. Ob es in diesem Sinne überhaupt rein objektive „Thatsachen“ irgendwo in Menschengehirnen giebt ....? Und es fragt sich ebenso, ob nicht die Thatsachen, auch noch so objektiv angeschaut, sich aus sich selbst heraus, sobald ihrer mehrere sind, zu logischen Ketten ordnen, die gewisse Schlüsse noch ins Unbekannte hinein nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen nötig machen, — also letzten Endes doch wieder „Philosophie“ erzeugen. Doch das sind schließlich alles Fragen innerhalb der reinsten Höhenluft des Gedankens. Uns interessiert, was Virchow praktisch folgert. Und er folgert zunächst nur groß und frei.

Der Naturforscher giebt also keine dogmatische Philosophie irgend welcher Art, er giebt Thatsachen. Aber für diese Thatsachen und für seine Forschung, die dazu führt, muß er nun auch absolut freie Bahn verlangen. Keine Macht darf ihm berechtigt in den Weg treten, die ihn nicht wieder mit dem überbietet, das ihm selbst das Palladium ist: mit Thatsachen. Wunderbar, wenn man an die späteren Dinge gedenkt, genug: das Exempel, das dieser Virchow von 1863 herbeizieht, um das zu erhärten, ist jetzt der Darwinismus, wie ihn Häckel eben vorgetragen hat!!

Sie waren damals ungetrübt gute Fachgenossen, Häckel und Virchow. Es ist bekannt, daß Häckel Virchow's Assistent in Würzburg gewesen war. Wohl niemals menschlich, aber entschieden wissenschaftlich war er damals (— und lange noch! —) Virchow's Bewunderer. Die Lehre vom Zellenstaat steckte ihm in Fleisch und Blut, sie war ein Grundstein seines Ausbaues Darwin'scher Ideen. Aber er auch, der niemals jene Trennung reiner Thatsachenforschung und philosophischer Durchdringung anerkannt hatte, er ehrte in Virchow einen Meister methodologischer Schulung. Was war „Methode“ im Herzen anders als doch Philosophie! War sie nicht „Philosophie“, eine Methode, die vor allem das „Wunder“ ausschloß, die immer und in allem nur das Naturgesetz, die kausale Verknüpfung, die nie abbrechende Kette suchte? Grade diese Methode war bei Virchow, so lange Häckel mit ihm arbeitete, betrieben worden. Zu dieser Stunde war die Verzweigung im Ideen-Stammbaum der Beiden offenbar noch nicht weiter getrieben, als daß der eine das bereits „Philosophie“, der andere bloß „objektive Methode der reinen Wahrheits-Forschung“ nannte. Der alte Pilatus hob versöhnend hinter dem Dilemma die Hand: „Was ist Wahrheit . . . ?“

Also auch Virchow exemplifiziert jetzt am — Darwinismus, im zustimmenden Sinne, — als einem Punkte, der sich gerade zu festen scheine im reinen Thatsachenmaterial. In der Münchener Rede von 1877 findet sich nur höflich kühl die Citierung als „Herr Häckel“. „Wie Herr Häckel sagt“.

„Wie Herr Häckel annimmt“. In Stettin hört man Herrn Häckel auch einmal als „meinen Freund Häckel“ nennen, mit dem „ich darin übereinstimme“ u. s. w. Häckel selber, in Parenthese gesagt, war noch zwei Jahre vor dem schismatischen Konzil von 1877, — in seiner Schrift über die Wellenzeugung der Lebensteilchen von 1875 — durchdrungen von der entscheidenden Wichtigkeit Virchow'schen Einflusses in seiner eigensten darwinistischen Lebensbahn. „Wenn ich selbst zum elementaren Ausbau der Entwickelungslehre einiges beitragen konnte, so danke ich es zum großen Teile den cellularbiologischen Anschauungen, mit denen mich der Unterricht Virchow's vor zwanzig Jahren durchdrungen hat.“ „Wie Herr Häckel annimmt“, war die kühle Quittierung über diese unentwegt treue Anerkennung. Doch das bei Seite. Also damals, als „mein Freund Häckel“ noch in Betracht kommt, liest man, daß Häckel uns gezeigt hat, wie weit die Forschung (jene rein objektive Thatsachen-Forschung ohne jede wenigstens gewollte Philosophie-Mischung) sich jetzt schon ausdehnt auf „die große Frage von der Schöpfung des Menschen.“ Es wird bloß eingeschränkt, daß es ja noch gewisse kleine Differenzen gebe. Zum Beispiel bei den Uranfängen des Stammbaums. Nach Darwin wären vier bis fünf Urformen des Lebendigen denkbar. Häckel denke schon an eine einzige Stammzelle. Ihm, Virchow, scheine es, als könnten eine Menge Anfänge bestanden haben. Der Streit monophyletischer Abstammung — von einer Wurzel des Ganzen aus — und vielwurzeliger oder polyphyletischer Entwickelung — heute noch für die Anfänge ungeschlichtet, aber auch ziemlich belanglos — wirft hier seine erste Welle. Hätte es nie ärgere Differenz zwischen Häckel und Virchow gegeben! Den Redner selbst dünkt die Kleinigkeit vor der größeren Frage belanglos. Vor der Freiheitsfrage für das Forschen auch nach diesen Dingen! Ihm scheint eins so zweifellos wie Häckel selbst. Das biblische Dogma von der Schöpfung kommt hier zu Fall. Es geht nicht mehr mit dem alten Dogma vom Erdenkloß, dem der Odem in die Nase geblasen wurde, wenn diese Darwin'schen Ideen wirklich Thatsachen sind. Wird wirklich nachgewiesen, daß der Mensch vom Affen stammt, so „wird keine Tradition der Welt diese Thatsache beseitigen können.“ Nur die Forschung kann sich selbst korrigieren. Was sie aber als fest nimmt, das muß auch nach außen respektiert werden. Man fragt sich, wo dieses „außen“ sei. Virchow nennt es so unentwegt an dieser Stelle wie Häckel selbst. „Kirche und Staat“ müssen sich „daran gewöhnen, daß mit den Fortschritten der Naturwissenschaften gewisse Aenderungen in unseren allgemeinen Vorstellungen und Voraussetzungen, von denen aus wir unsere höchsten Begriffe bilden, eintreten, und daß diesen Aenderungen kein Damm entgegengestellt werden kann, daß vielmehr ein vorsichtiges Staatswesen, eine einsichtige Kirche immer nur dahin gehen kann, die fortschreitenden, die sich entwickelnden Vorstellungen in sich aufzunehmen und in sich fruchtbar zu machen.“ Was will man mehr!

Wenn Virchow's Rede hier schlösse, so wäre sie eine Ergänzung zu Häckel's Vortrag, wie sie etwa der Aeltere, Besonnene dem jugendlich Feurigen, aber auf prinzipiell gleichem Boden, giebt. Der Teufelsschwanz aber kommt nach. Dereinst, im reinen Kampfe der Ideen, wird er, meiner Ueberzeugung nach, schon hier, 1863, haarscharf die Stelle bezeichnen, wo Virchow abstürzt. Abstürzt in ein Gebiet, das mit dem „oberen Stockwerk“, wie Vischers „Auch Einer“ sagt, mit dem Idealkampfe der echten, freien und befreienden Menschheitsgedanken nichts mehr zu thun hat. Es kommt der große Salto mortale, mit dem man von hier, von 63 aus erst innerlich den Virchow von 77 versteht.

Die Ansatzstelle ist dabei um so interessanter, als sie zugleich eine der wichtigsten Stationen wieder in Häckel's Denkentwickelung berührt. Jene Lehre vom Menschen als Zellenstaat, wie sie Virchow so meisterhaft klar begründet hatte, umschloß noch eine allerdings höchst seltsame Folgerung. Diese Folgerung rührte, wie man sie nun wenden wollte, so sehr an die Grundwurzeln jeder Philosophie, daß Schleiden in gewissen Sinne wenigstens von hier aus recht bekam, wenn er die ganze Zellenstaat-Lehre als philosophischen Faktor wertete.

Wenn der Körper des Menschen sich zusammensetzte aus Millionen von Zellen; wenn alle Vorgänge, alle Leistungen, ja das ganze „Leben" dieses Körpers im Sinne Virchow's ausschließlich die Summe, die Gesammtleistung waren der Vorgänge, Leistungen, Lebensprozesse dieser Millionen einzelner Zellen; war dann nicht auch das, was wir als menschliche Seele bezeichneten, in Wahrheit das Produkt der Millionen und Abermillionen Einzelseelen dieser Zellen? War unsere „Menschenseele" nicht bloß die Staatsseele, der Volksgeist dieses riesigen Complexes von winzigen Zellseelchen . . . . ? Jene niedrigsten Lebewesen, die bloß aus einer Zelle überhaupt bestehen, zeigten unverkennbar seelische Anzeichen. Es stand nichts im Wege, sich zu denken, daß beim Zusammenschluß solcher Einzelzellen zu Genossenschaften, zu Staatsverbänden jede der Zellen ihre kleine seelische Individualität mitbrachte. Wie nun die Körperindividuen dieser Zellen äußerlich durch Zusammenschluß das neue Individuum des Menschenleibes bildeten, so geistig die Zellseelchen die neue seelische Gesammt-Individualität Menschengeist. Ich sage: es stand nichts im Wege in der Linie der Folgerungen aus dem schlichten Ideengang der Zellenstaatslehre, wie sie Virchow als nackte „Thatsache" aufgestellt hatte. Philosophisch lauerten ja dahinter sofort unzählige Fragen, Probleme, Zweifel und Hoffnungen. Der ganze Begriff des Individuums bekam ein neues Gesicht. Erst körperlich. Das Individuum Mensch erschien körperlich nur als zusammenfassende Klammer zahlloser tieferer Individuen, der Zellen. Dann aber, noch viel bedeutsamer, seelisch. Die individuelle Menschenseele spaltete sich der Analyse in die Summe von Millionen kleineren seelischen Individualitäten, den Zellseelen. Trotzdem blieb das einheitliche Ich oben, das Selbstbewußtsein und Einheitsbewußtsein der seelischen Klammer „Mensch," die alle jene Zellseelen umspannte. In's tiefste Geheimniß des Entstehens von Individualitäten that sich ein Blick auf, körperlich wie seelisch. Häckel griff das wenig später mit voller Kraft auf. Wir kommen noch wieder dazu im Verfolge der großen Ereignisse seines Lebens. Damals aber sollte es Virchow sein, der zuerst zu dieser ungeheuren Welle, die aus seiner eigenen Theorie aufbrandete, Stellung nahm. Wunderlich und arm genug.

Er hatte sich selbst im ersten Teil seiner Rede den Weg so klar gezeichnet. Die Naturforschung sammelt Thatsachen. Sie giebt sie, ohne um Philosophie zu fragen. Je weniger Philosophie beim reinen Thatsachen-Forschen, desto besser. Aber die Kehrseite ist, daß ihr auch keine Macht Himmels und der Erden drein zu reden hat bei ihrem reinlichen Ausarbeiten der Dinge, die sie für Thatsachen hält. Die einzige logische Konsequenz war von hier aus für jene Zellseelen-Frage, daß der konsequente Thatsachen-Naturforscher sagte: auch im Seelischen gehen wir einfach unsern Weg und sehen nicht rechts noch links, mag man philosophisch folgern und fordern, was man will. Ganz anders aber jetzt Virchow.

Er giebt zunächst zu, daß jene Auflösung des Menschen in eine föderalistische Einheit ungezählter Zellen auch die „einheitliche Seele" irgendwie be-

rühren müsse. Man werde dahin gedrängt „auch innerhalb des geistigen Lebens eine Vielheit zu statuieren.“ Also die Sache steht jetzt an der radikalsten Kante. Man erwartet unbedingt den Satz: Also, wie wir's bei der mosaischen Schöpfungsgeschichte, beim Darwinismus, bei der Zellentheorie im Ganzen gehalten haben, so muß es eben auch hier bleiben, — wir Forscher gehen unsern Weg unentwegt und mag die ganze bisherige Seelenlehre in Philosophie und Religion einstürzen, wir gehen einfach vor und fragen dort weder, ob's angenehm, noch gar, ob's etwa auch gestattet sei. Aber nein. Noch ein Schritt, meint unser Redner, und man kann „leicht glauben, es sei nötig, sofort das ganze geistige Leben in dieser Weise zu zersplittern und jeder Zelle eine besondere Seele beizulegen.“ (Häckel hat wenig später allerdings geglaubt, daß das nötig sei und zwar auf Grund der allerschlichtesten Logik.) Dagegen aber, meint Virchow plötzlich, ist auf's energischste Einspruch zu erheben. Denn diese Folgerung der Zellenstaat-Lehre würde einen Punkt berühren, wo „die Naturforschung inkompetent“ ist, nämlich „die Thaten des Bewußtseins.“ „Tabu!“ auf einmal und der Weg des Forschers mit Brettern vernagelt. Was jetzt folgt, kommt nicht mehr mit wissenschaftlichen Begründungen, sondern in der Form eines Bekenntnisses. Niemals bisher hat die Naturforschung irgend etwas über das eigentliche Geschehen, die Lokalität und den Grund des Bewußtseins aussagen können. „Daher (wörtlich!) habe ich immer behauptet, daß es unrecht sei, wenn man diese Thatsache des Bewußtseins, welche unser ganzes höheres Leben dominiert, nicht anerkennen wolle in ihrer Besonderheit und wenn man nicht zugestehen wolle das persönliche Bedürfniß des Einzelnen, diese Thatsache des Bewußtseins in Zusammenhang zu bringen mit einer selbständigen Seele, einer unabhängigen, geistigen Kraft, und wenn es ihm nicht gestattet sein solle, auf diesem Grunde sein religiöses Bekenntniß zu formulieren, wie er es seinem Gewissen und Gefühle nach wünscht. Das ist, glaube ich, der Punkt, wo die Naturforschung ihren Compromiß schließt mit den herrschenden Kirchen, indem sie anerkennt, daß hier ein Gebiet ist, welches dem freien Ermessen des Einzelnen, sei es nach seiner eigenen Construktion, sei es nach den ihm überkommnen Begriffen zusteht, welches Anderen heilig sein muß. . . . . .“ Man beachte nochmals den Weg der Logik. Die Consequenz der Zellenstaattheorie bis ins Seelische müßte in das Bewußtseins-Problem hineinführen. Dahinein aber darf sie nicht, da Naturforschung noch niemals hierher vorgedrungen ist. Hier ist vielmehr das Gebiet des Friedenskompromisses mit den „herrschenden Kirchen“ und das würden wir bedrohen.

Ich denke, die Beleuchtung ist eine bengalisch helle. Das ganze Gebiet des Kampfes, das sich für Häckel aufthat innerhalb der Naturforschung seiner Zeit, liegt weithin damit klar, obwohl Virchow damals sehr entfernt war, etwa am Darwinismus negativ zu exemplifizieren, wie er es vierzehn Jahre später in München gethan hat. Grade diese Sorte Naturforschung, wie sie Virchow hier vertritt, nannte sich später die „exakte“. Sie verpehmte jegliche philosophische Spekulation, betonte immer und immer wieder, daß sie absolut nur den realen Thatsachen nach gehe. Unversehens aber hatte sie immer und immer wieder eine ganz andere Karte im Spiel: Versöhnung mit „den herrschenden Kirchen“. Die Philosophie wurde gekreuzigt, um ein leeres Feld da zu schaffen, wo die Kirche seit Alters stand. Und dann nahm der exakte Naturforscher den Hut ab und sagte: Bitte schön, ich fühle mich hier nicht kompetent, Philosophie giebts nicht an den Stellen meiner Inkompetenz, also setze sich die Kirche in den leeren Stuhl,

mit einer höflichen Verbeugung begrüßt von mir. Keine Philosophie: Kampf hier auf's Messer. Aber ein „Punkt, wo die Naturforschung ihren Compromiß schließt mit den herrschenden Kirchen“. Niemand versteht Häckel's Bahn, der diesen Gegensatz nicht faßt. Der Contrast Häckel-Virchow, auch dem Laien seit 1877 bekannt, bezeichnet ihn in seinen Spitzen. Aber die Rede Virchow's von 77 selbst ist verschleiert. Man muß, wiederholt gesagt, 63 suchen, um hinter alle Schleier zu sehen, — hinter die Schleier Virchows und damit des markantesten Typus der ganzen Gegnerschaft. Anders ist gar nicht zu verstehen, wie jemals ein klaffender Gegensatz entstehen konnte zwischen Häckel's Denkweise und einer Schule angeblich „exakter“ Naturforschung. Häckel arbeitete auf eine Naturphilosophie hin, die, der Forschung und ihren Resultaten als dem großen Fundament entsprießend, das Weitere, Größere, Umfassendere, mehr Geahnte als Gesehene im Sinne von mehr oder minder glücklichen Denk-Consequenzen dieser Forschung philosophisch ausfüllte. Mochte das dauernden Werth haben oder nicht im Detail. Es unterlag ja selbst der Entwickelung. Es arbeitete mit Analogie, zu der die verglichenen Objekte in ewigem Fluß waren. Einerlei. Immer wenigstens flog der Schatten der vollkommenen Erhellung vorauf, indem er gewisse vage Umrisse der beleuchteten Dinge auch in's Ungewisse, Nebelgraue einstweilen trieb.. Jene Andern aber forschten, um stets absolut unberührte, dem Denken und der Logik jungfräulich weiße Weltgebiete neben sich zu behalten. Auf diese Gebiete schlüpften sie dann gelegentlich und feierten da ihr Versöhnungsfest mit den „herrschenden Kirchen“. Der Laie blieb des Glaubens, die Kirche herrsche immer noch absolut und der Naturforscher erscheine als ein Tributpflichtiger, verlassen von jeder eigenen Naturphilosophie. Diese Richtung hat unsagbaren Schaden angerichtet, schlimmer als alle noch so waghalsige und selbst handgreiflich verkehrte Philosophie. Der Naturforscher gab sich selbst darin den Rang eines geduldeten Vasallen im menschlichen Denken, — in jenem Denken, das die Kirchen für weite Gebiete seit Alters mit Beschlag belegt hatten. Wehe dem, der etwa an das „Bewußtsein“ heranging! Nicht darum, weil die Forschung hier dünn und pionierhaft neu wurde, weil die Gefahr nahe lag, daß er naturphilosophierend großen Unsinn vorerst fasele. Nein: sondern weil hier das absolute weiße Neutralfeld begann, das wir uns zu ehren geeinigt hatten, wir „exakten Naturforscher“ und die „herrschenden Kirchen“! In diesem tiefsten Punkte der Dinge lag die eigentliche Ursache, warum Virchow und so viele neben ihm, die auf ihr reines Thatsachen-Forschen pochten, das Recht sich selber verdorben haben, gegen Häckel's kühnere naturphilosophische Folgerungen aufzutreten, — wenigstens verdorben haben werden für eine Zukunft, die gerecht wägt. Sie fochten nicht gegen ihn innerhalb des gleichen Wahrheits-Kampfes, sondern ein ganzes rückständiges Stockwerk tiefer. Nicht um den absoluten Sieg der Wahrheit ging es ihnen, sondern um die Möglichkeit eines Compromisses mit gewissen Mächten unseres öffentlichen Lebens, deren Herrschaftsrecht nicht in der Logik, sondern in ererbten äußerlichen Machtbegriffen lag. Es mochte eine Forderung gewisser diplomatisierender Lebensklugheit sein, sich diesen Compromiß offen zu halten, — um der praktischen Größe jener Macht willen. Häckel hat diese „Lebensklugheit“ nie gehabt, das ist zuzugeben. Aber eine Vertauschung aller Werte war es unzweideutig, wenn die Lebensklugheit des Einzelnen sich verschanzen wollte hinter grundlegenden Forderungen der Methode der Naturforschung selbst, — wenn eine Forschung jeden Fortschritt nach gewissen Seiten abschnitt mit der Forderung der „Exaktheit“ gegenüber der Philosophie, —

und dann selber diese Exaktheit ausnutzte zum Compromiß mit einer praktisch brauchbaren Kirchentradition, die sich bloß darin von der echten Philosophie unterschied, daß sie uralt und erstarrt war, auf logische Beweise pfiff und sich dafür weltlicher Autoritätswaffen bediente, die ihr gewisse historische Verknüpfungen ohne ihr Verdienst an die Hand gegeben hatten.

Es war die dunkelste Wolke, die mit solchen Erwägungen dem jungen Darwinismus schon vom Horizont drohte. Aber in dieser guten Stunde konnte sie seine Laune noch nicht trüben. Ein durch und durch optimistischer Zug rauschte durch diesen ganzen ersten Darwinismus mit wahrem Frühlingszauber. Noch einmal im Verlauf der Versammlung sollte Häckel das Wort bekommen. Der Geolog Otto Volger legte in der Schlußsitzung seine Bedenken gegen die neue Lehre, höflich, aber mit aller Energie, dar. Seltsame Verknüpfung der Dinge, die grade auch Volger in solcher Stellung hierher brachte.

Volger ist der Mann, der das alte ehrwürdige Goethehaus in Frankfurt am Main uns gerettet hat. Von ihm erhielt es als Geschenk das Freie Deutsche Hochstift. Eine That, die mit Geologie „Erdwissenschaft" wie er verdeutschend sagte, nichts zu thun hat, aber in den Annalen der Kulturmenschheit steht. So kam der Schatten Goethes hierher nach Stettin, in die öffentliche Geburtsstunde des deutschen Darwinismus, — Goethe's, der einst schaffend an der Wiege dieser Entwickelungsideen gestanden hatte. Und der ihn herführte, war ein Mann, der als „Erdwissenschaftler" die Gedanken Darwins und Häckels meinte angreifen zu müssen . . . . .

Kein Teil der Naturforschung ist in den folgenden Jahrzehnten so einig reiches Fruchtgelände des Darwinismus geworden wie die Geologie. Eine fortlaufende Beweisführung „für Darwin" durfte man sie mit Recht nennen. Von jener kleinen Platte des Solenhofener Jura-Schiefers an, die 1861 den ersten Abdruck der Archäopteryx, des echten Uebergangsgliedes zwischen Eidechse und Vogel, gab, bis auf die unvergleichlichen Funde Othniel Marsh', Cope's und Ameghinos in Amerika, die den Stammbaum der Säugetiere in ganzen Ketten vor Augen führten, — oder endlich bis auf jenen Schädel und Oberschenkel des Affenmenschen von Java, den Dubois gefunden hat und der uns den Schritt vom Gibbon-Affen zum Menschen in greifbarer Gestalt vor Augen gestellt hat. Aber, als sei es heranfgezaubert eben erst durch die neu zu beweisende Entwickelungsidee, so ist thatsächlich das Meiste und Beste dieses Materials erst gekommen, als Darwin bereits überall festen Fuß zu fassen begann. Und, in jener frühen Stunde damals, konnte grade ein Geologe mit einem Schatten von Recht noch den Skeptiker spielen. Man braucht drauf heute nicht mehr einzugehen, die Dinge haben sich da selbst antiquiert. Es liegt aber ein Nebenpunkt in Volger's Kritik und Häckels provozierter Replik, der noch erwähnenswert ist.

Volger bezeichnet den Darwinismus im Ganzen als Hypothese in's Blaue hinein. Aber er giebt doch etwas zu. Die Arten der Tiere und Pflanzen brauchen nicht absolut unveränderlich zu sein. Nur eins ist unmöglich: eine im Ganzen aufsteigende Richtung der Entwickelung. Von Urtagen an mögen alle Gruppen der Lebewesen, auch die höchsten, nebeneinander dagewesen sein. Oertliche Wandlungen von Land und Wasser und anderem bedingten wohl ein gewisses Hin- und Herpendeln der Formen. Aber nach kurzem Kreislauf kehrt alles in's Frühere zurück. Das Symbol des Weltbildes überhaupt ist die sofort wieder absinkende, im Meere wieder ausgeglättete Welle. Niemals giebt es einen dauernden Anstieg, Wellen,

die sich konstant überbieten. Das Bild des Menschenlebens ist das Analogon aller scheinbaren „Entwickelung": Jugend, Mannesalter und wieder Greis und zurück. Mit sehr billiger Phrase wird betont, daß mit solcher Vorstellung ein „ewiges Werden" gerettet sei, das besser sei als eine starre Erfüllung. Als wenn nicht auch eine ewig ansteigende Entwickelung dieses ewige Werden umschlösse! Gleich nach Volger ergreift Häckel noch einmal das Wort. Er bestreitet nicht nur die Schwächen des Geologen. Auch jene philosophisch tiefere Frage greift er auf. Jene „Perspektive des beständigen Kreislaufs" widerspreche „allen Thatsachen aus der Geschichte der Menschheit." „Wenn man an das Gefühl appelliert, so ist diese Kreislaufstheorie für mich trostlos, während die mit der Darwin'schen Ansicht zusammenfallende Ansicht von einer fortschreitenden Entwickelung allein als der Natur des Menschen entsprechend erscheint. Die Geschichte der Tiere und Pflanzen steht wie die der menschlichen Kultur unter dem „Gesetz" des Fortschritts."

In diesen Sätzen Häckels steckt die ganze optimistische Stimmung des damaligen Darwinismus sonnenhell. Es lag eine Fundamental-Frage hier für den Stimmungswert der neuen Theorie. Ob sie trotz ihrer furchtbaren Zerstörungen, trotz ihrer Lossagung von dem alten Gottesbegriff eine innere Weltversöhnung sich wahre? Die Versöhnung im Sinne eines großen Weltenwachstums empor und immer wieder empor, in immer größere Erfüllungen hinein? Gott ging ein in das Naturgesetz. Es gab keine „Zwecke" mehr außerhalb des schlicht unabänderlichen Laufes dieser Naturgesetze. Aber jetzt diese Naturgesetze, — was bewirkten sie? Eine Welt, die fort und fort harmonischer wurde, die im Ganzen ein steigender Organismus war, eine ewige Gottwerdung in dem Sinne, daß nicht Gott ein Ding da außen war, das stieß, sondern daß das Chaos sich heraufgestaltete zu Gott, — Gott am Schluß der Dinge, nach Aeonen von Welten, die scheinbar zerbrachen wie die Individuen im Daseinskampfe der Einzelwelt und deren ungeheure Essenz doch ewig blieb, sich von Welt zu Welt wie ein bewegtes Staubkörnlein weitergab, das der Ausgangspunkt unendlich neuer und abermals verwickelterer Bewegungen ward . . . . ? Oder aber — war die Arbeit dieser Naturgesetze ein unablässiges Schüren, Drängen, Blasentreiben ohne jeden inneren Zusammenhang, — Wellen, die da stiegen und sanken, neu kamen und wieder starben im Ozean, ein ewiges Verrauschen in Nichts, — die ganze „Entwickelung" ein absolut sinnloses Spiel ungezählter Ansätze, von denen nie einer weiter kam . . . ?

Auch dieser Klang gehörte in jene erste Melodie. Es hätte etwas gefehlt, wäre dieses Motiv nicht schon angeschlagen worden. Wege mochten sich hier trennen. In der Menge. Aber auch im Kopfe des Einzelnen mit dem immer neuen Durchdenken. Das ganze Ringen von Optimismus und Pessimismus mochte hier anknüpfen. Jedenfalls aber mußte das Problem gleich zu Anfang einmal gezeigt sein.

Nachdem Volger, im Grunde gewiß kein böser Gegner, und Häckel sich gegenseitig darauf festgenagelt — dauernde Gegensätze innerhalb der subtilsten Philosophie des Darwinismus damit bezeichnend —, schließt Virchow die Debatten der ganzen Versammlung noch einmal mit seinem eigenen gefährlichsten Segensspruch. In allem Wesentlichen steht er auch hier wieder auf Häckels Seite. Er mahnt, die Geologie sich erst noch etwas ausreifen zu lassen, ehe man urteile. Für die Entwickelungslehre werde die Embryologie (die Lehre von den Keimformen und Mutterleibs-Entwickelungen der noch lebenden Tierarten) das gewichtigste Wort sprechen, — eine Prophezeihung, die wahr geworden ist, wenn irgend eine, und gerade in

Häckel's Arbeitsfeld. Schließlich aber, und nun kommt's auch hier wieder: die Hauptsache sei das „Streben nach Wahrheit.“ Sintemalen aber auch die „ernsthaften Kirchenlehrer“ lehrten: „Gott ist die Wahrheit,“ so erinnere er zum guten Schluß nochmals (wörtlich) „an den Kompromiß, der zwischen der Naturwissenschaft und der herrschenden Kirche geschlossen werden kann.“ Dem Sinne nach: Kinder, balgt Euch, ob so, ob so; aber respektiert als Hauptsache immer die Kirche, so werdet Ihr trotz aller Differenzen gut fahren. Damit schloß diese denkwürdige Naturforscherversammlung. Mit dem Frieden der Bombe, die geräuschlos raucht, als sei sie bloß eine Tabakspfeife. Aber sie wird platzen.

Komödiantin.

Von **Elsbeth Meyer-Förster.**

Ein großes, langes, fahriges Frauenzimmer, in sehr reducierter Garderobe, trat bei der Wäscherin ein und fragte, ob sie ein Zimmer erhalten könne.

Die sah sofort, daß sie es mit einer von der „Truppe“ zu thun hatte. Die Komödianten kommen; Ihr Leute, hängt die Wäsche fort!

„Ja, Fräuln. Een Zimmer könn' Sie schond haben. Es fragt sich nur, wieviel daß Sie anlegen wolln.“

„Zwölf bis dreizehn Mark, — den Monat,“ meinte die Fahrige.

„Na, dann warten Sie mal. Ich will n' mal mit meim' Mann drüber sprechen.“

Die Frau ging in's Haus, und die Lange blieb in dem Hofe zurück, der sich mit einer kleinen Staketenthür hinaus in's Feld, in die ländliche Welt des Dorfes öffnete.

Sie mußte mal hübsch gewesen sein, vor noch nicht allzulanger Zeit; als sie noch gut aß und trank und wahrscheinlich gut gepflegt wurde. Sie war eine Tochter aus „besserem“ Hause. Das sah man auf den ersten Blick. Aber nun war sie schachmatt, ausgemergelt von Entbehrungen, und äußerlich korrumpiert vom Zusammenleben mit dem Komödiantenvolk.

Sie blickte sich um in dem kleinen Hofe, über dem die Sonne mit einer gelben, giftigen Gewitterfratze stand. „Die Hitze!“ seufzte sie vor sich hin. Sie hatte keinen Sonnenschirm. Beschattend legte sie die Hand über die Augen.

„Um dreizehn Mark will er's thun. Sie müssen aber erlauben Fräul'n, daß unsre Schnellplätterin mit inwohnen thut!“

Sie nickte apathisch und rasch. „Ja ja. Dann holt Ihr Junge wohl meinen Handkoffer vom Bahnhof?“

Ihren Reisekorb hatte sie versetzt. Im Handkoffer war das Nötigste, aber lange noch nicht das Notwendige. — „Wie wird das nur werden?" spekulierte sie im Stillen. „Womit zahle ich den Leuten die Stube an? Von den Kollegen wird kaum einer drei Mark übrig haben — heute, vor dem Ersten. Na, mal erst eine Stunde ausruhn. Nur mal erst niedersitzen."

Seit dem Morgen ohne einen Bissen Nahrung, war sie jetzt, in der Hochglut der Nachmittagsstunde, vom Bahnhof des Landstädtchens über die lange, staubgepolsterte Chaussee in einem Zustand von totaler Mattigkeit und Schwäche auf Wohnungsuche ausgegangen. Denn im Städtchen selbst, das nur wohlhabende Ackerbürger und Handwerker und einige mehr wie bescheidene Sommerfrischler bewohnten, gab es keine überflüssigen chambregarnies. „Draußen, in Oberheil," hatten die Leute der Komödiantin bedeutet. Und so war sie nach Oberheil gewallt.

„Kann ich etwas Waschwasser haben?"

„Ja," sagte die Frau, mit einem mißvergnügten Blick, der diesen ersten Anspruch des Gastes an häuslichen Luxus sofort in die Schranken zurückzuweisen suchte.

Es dauerte lange, ehe Fedora das Gewünschte bekam. Sie führte diesen Namen zu ihrer Verzweiflung. Kurzsichtige und verblendete Eltern hatten ihn ihrem Kinde, vor beinahe dreißig Jahren, in das Leben mitgegeben; bei der Bühne wurde er der Armen zur Höllenqual. Jeder knüpfte an „Fedora" die Möglichkeit, einen abgeschmackten Witz vom Stapel zu lassen, oder schmachtende Verse zu persiflieren. Die Beamtentochter, die Dank ihrer besseren Bildung und einem Rest von Neigung, bei allzugroben Zoten zu erröten, von vornherein als die zu rupfende Krähe betrachtet wurde, galt als „überspannte Wurzen", als „angeschwollen" bei diesem Volk, das eine gewisse Superiorität niemals verträgt.

Fedora wusch sich vom Kopf bis zur Zeh, bei zugeriegelter Thür, und betrachtete, im Unterrock stehend, ihre schmächtige, gelbe, welke Brust, die an die schlaffen Euter der Ziegen erinnerte — Ja, nun nicht lange mehr! bald! bald würde sie alt sein! Dieses Leben zehrte wie Gift; es sog, es trocknete die Knochen aus. O wie müde sie war, o wie tot vom Komödiantenleben! Und alle Brücken hinter sich abgebrochen. Ausgestoßen aus der Familie seit nun bald einem Jahrzehnt. Seit einem Jahrzehnt rettungslos ohne Daheim.

Und wieder und wieder betrachtete sie, vor dem winzigen Spiegel stehend, diese welke, niederhängende Brust. Nein, sie war nie feil gewesen, kein Männerkuß hatte sie jung erhalten, verdorren hatte sie müssen, wie das Unkraut, das kein Tau trifft. Das wenigstens hatte sie ihrer Familie entgegentrumpfen wollen, sie, die Ausgestoßene, daß sie sich ihren unbescholtenen Ruf erhielt. — Die Kolleginnen gaben sich hin. Die „machten" sich Geld, denn verhungern wollten sie nicht. Sie aber, sie, war oft genug daran gewesen; hinter dem Schwarm der anderen schleifte sie daher, reduziert und herabgekommen, die Tasche voll Versatzscheinen und das Portemonnaie stets gähnend leer. — Stets hungrig, immer lüstern auf irgend einen culinarischen Genuß, den sie sich ausmalte vor fremden Wirtshausgärten, und niemals, nimmermehr erreichen würde. O, war sie tot von diesem Komödiantenleben.

„Fräulein — da is der Koffer."

Sie zog rasch ihre Blouse über und öffnete. Der Junge der Wirtin stand vor der Thür und hatte ihr das Stück Gepäck gebracht. Sie fuhr herum, nach ihrem Kleiderrock, den sie über den Stuhl geworfen hatte und durchsuchte die Tasche. Zum so und so vielten Male zählte sie die paar

Münzen. Sie hatte nichts „Kleines" da, außer einem Zweigroschenstück, und sie war so geizig geworden in dieser Laufbahn, zwanzig Pfennig Botenlohn dünkten ihr zu viel! „Fünfzehn Pfennig," dachte sie angstvoll, „das ist vollauf genug. Ja, wenn ich zwei Fünfpfennigstücke hätte!" „Geh, mein Sohn, ich gebe Dir das Geld nachher, wenn ich gewechselt habe!" Der Kleine schob ab. „Und wenn Deine Mutter von der Vesper etwas Kaffee übrig hat, — so vielleicht eine Tasse voll zu zehn Pfennigen!" rief sie ihm nach. Er schmunzelte, die zehn Pfennige belustigten selbst ihn. Seine Mutter, die Wäscherin, die über der Seifenbutte geneigt stand, und ihre rosa blinkenden Arme in ihr vergrub, lächelte ebenfalls; aber ohne die Gutmütigkeit ihres Sohnes.

Fedora schloß nun den kleinen Koffer auf, und nahm ein frisches Hemd heraus. Dann kämmte sie ihr langes Haar.

Gott sei Dank! Diese körperliche Reinheit, die sie sich leisten durfte, war noch ihr einziger Stolz! Keine Cocotte konnte sauberer, eigner und appetitlicher am Körper sein, als sie selbst. O wenn man dazu noch gute Formen hätte! Noch einmal die Formen der Jugend. Aber das war dahin.

Nun ein Fenster auf, und frische Luft in dieses dumpfige, fremde Proletariergemach! Sie öffnete den Flügel weit, und lehnte sich aufatmend hinaus. Glühende Luft schlug ihr entgegen. Noch immer stand die Sonne in gerader Richtung über diesem Hofe, grell und rot. Bei der Wäscherin an der Butte hatte sich ein junges Mädchen eingefunden, in steifgeplätteter, weißer Schürze, das gestikulierend mit der Frau nach Fedora's Fenstern blickte. Aha, die Miteinwohnerin! Teilnahmslos zog sich die fahrige Lange vom Fenster wieder zurück. Es war ihr nichts Neues mehr, ihr Nachtquartier mit einer zweiten Person zu teilen; in Guben hatte sie mit einer ganzen Stellmacherfamilie in einer Stube geschlafen, mit Mann, Frau und dem kleinen Kind. Dabei war alles mit Anstand hergegangen. — Der Mann hatte sich zuerst in's Bett gelegt, und die Frauen erst beide ihre Lager aufgesucht, als er im tiefen Dunkeln bereits schnarchte. — Ja, mit sechzig Mark Monatsgage, ohne Reisevergütigung! Jahr aus, Jahr ein, von Marktflecken zur Kreisstadt ziehend, oft wochenlang ohne Einnahme, wenn die jedesmaligen Direktoren einfach Bankerott erklärten! Da möge ein anderer Hôtelrechnungen machen. — Doch immer war es mit Anstand hergegangen.

Probe um sechs Uhr im Casino in Wiedebrück; darnach die Aufführung. Und nun war es vier. Anderthalb Stunden also noch, und sie mußte wieder hinaus, wieder die endlose, staubige Chaussee entlang. Ihre knappen, elend dünnen Stiefel, auf der Durchreise in der Kreisstadt in einem Schleuderbazar gekauft, waren durchgelaufen. Soll sie barfuß zur Probe kommen? Sie krampfte die Hände ineinander. Ach, haßte sie dieses Wort, diese „Probe", den Inbegriff aller unmenschlichen Strapazen, die sie, seit sie denken konnte, ertragen! Erinnernd an Kälte, Zugluft und schmutzige Coulissen, an den ewigen Rheumatismus, den sie sich dort geholt hatte, und den sie nicht verraten durfte, — an die Zoten und ewigen, höhnischen Sticheleien der Kollegen. An das Zusammensein mit den Kolleginnen, und ihre nackten Redensarten.

Könnte sie zu Haus bleiben, nur dieses *eine* Mal, nur *heute* ein Mal, in dieser Stube, die nur vier Wochen lang ihr und der fremden Plätterin gehörte. — Sie würden sich schon vertragen, — sie zwei. Würde die eines Tages ausfallend, wie es solche Mädchen wurden, wie es bisher alle dieser Art gegen sie, Fedora, geworden waren, — dann kannte sie

schon ihr Mittel. Sie schwieg dann einfach, sie — duckte sich. Wie hatte doch einst diese Kellnerin zu ihr gesagt, die Münchnerin, mit der sie in Elberfeld in ein und derselben Schlafstelle logiert hatte? „Altjungfernschalore."

Sie duckte sich. „Tugendkameel." Sie duckte sich. — — —

Die Plätterin kam herein, und die Fahrige schreckte zusammen und grüßte höflich.

„Da is der Kaffee'" sagte das junge Mädchen, das ein Tablet in Händen trug. „Wollen Sie etwas dazu?"

Sie dankte, aber ihr Blick, der lüstern geworden war in der Schule der Entbehrungen, streifte demütig den Teller Kuchen, welchen die Plätterin vor sich niedersetzte.

„Nehmen Sie man ruhig n' Happen, Fräulein," sagte die Plätterin gönnerisch. „Sie müssen doch Hunger haben. — Bitte, bedienen Sie sich."

Sie saßen beide auf dem großen Koffer nieder, der der Plätterin gehörte, und schweigsam kauten sie.

„Was spielen Sie denn schönes, — heute Abend, in Wiedebrück," fragte das junge Mädchen. „Die Frau Prenzel sagt mir, daß Sie von die Truppe sind — — Ich will auch hin, mein Bräutigam verschafft mich zwei Billets."

„Alexandra," entgegnete die Schauspielerin. „Von Richard Voß."

„Is 's zu lachen oder nich?"

„Ein Trauerspiel."

Die Plätterin stand auf. „Man blos nich zu traurig," sagte sie, ihre Blouse öffnend und nach dem Schranke gehend. „Wat zieht der Mensch nur an? Wenn't nu zum Beispiel regnet?"

Sie wühlte und suchte zwischen freundlichen, ziemlich modernen Sommerkleidern. Die Komödiantin folgte ihren Bewegungen mit den Blicken.

„Sie haben aber nette Auswahl."

„Fräulein, wenn der Mensch kein anständiget Stück mehr auf 'm Leibe hat, dann is er nichts mehr wert — das habe ich schonst immer gesagt. Wenn ich n' Bräutgam habe, — zuerst daß er mir ein Stück auf den Leib kauft. Anständig will ich geh'n. Das ist die Hauptsache."

Fedora lächelte zwiespältig.

„Ja, wenn man aber keinen Bräutigam hat" —

„Wenn man nicht hat, dann kann man nich haben, freilich," sagte die Plätterin. „Freilich, dann kann man ebenst nich." — —

Rasch, mit den fixen, sauberen Händen förmlich hexend, war sie fertig, und stand nun vor der langen Fahrigen da, blitzend vor Sauberkeit und Lebenslust. —

„Denn muß man ebenst sehen, ein' zu kriegen, Fräulein." —

Sie war schon im Weggehn, angeregt von dem Neid der anderen, und darum doppelt erfüllt vom Feuer für den nahen Schatz; aufgebläht von ihren achtzehn Jahren. Aber ihr mitleidiges Herz zog sie noch einmal zu der hockenden Gestalt auf dem großen Koffer hin.

„Essen Sie nur blos den Kuchen auf. Der wird sonst hart. Sie thun mich damit n' Jefallen." Dann war sie aus der Stube.

Auch die Lange stand auf, öffnete auf's Neue ihren Koffer und nahm die paar Garderobestücke für die Rolle der Frau von Eberty heraus; dabei schickte sie den Blick in der Stube umher.

„Gott soll einem helfen," murmelte sie, „und so was hat drei paar Schuh! So was hat den Schrank voll Kleider, und so was ißt Kuchen wie Brod."

Völlig ratlos, erstaunt, und von diesen Thatsachen wieder einmal zu Boden geschmettert, ganz überwältigt von ihrer eigenen Lage, stand sie in der Mitte des Zimmers still, wie stumpfsinnig.

„Wie Brot," murmelte sie, den Theaterplunder starr betrachtend, der aus dem offenen Bauch des Koffers hing. —

Die Chaussee war grau von Staub, ausgebrannt wie ein Graben, und von Klinkersteinen zu einem Dornenweg gemacht für solches Schuhwerk. Fedora fühlte die würfligen Steine wie Messerspitzen gegen ihre Sohlen stoßen. — — Der Himmel hing jetzt grau und wolkig, wie geballte Leinwand, über dieser glühenden Erde. Es würde ein Gewitter geben. Die matten Felder duckten sich so tief, daß ihre Rispen die harte Erde küßten. Verschmachtende Sehnsucht nach Tau, nach Erlösung brütete über der Natur.

Fedora war so viele Landstraßen schon gewandert, — zwischen ihr und den Handwerksburschen, die vor ihr herzogen, das Schuhwerk in der Hand, oder dem Zigeunervolk, das auf einem klirrenden, rasselnden Planenwagen die Straße dahin kutschierte, war kein Unterschied. Diese Wanderer grüßten zu ihr hin. Mechanisch grüßte sie zurück. Ein Handwerksbursche stieß sie beim Vorbeigehen schäkernd mit dem Ellenbogen an. Sie lächelte ihr zwiespältiges Lächeln, sie wagte nicht, dem fremden Kerl auf der einsamen Landstraße ein hochmütiges Gesicht zu zeigen. — Vogelfrei ging sie dahin.

Jetzt sanken Regentropfen, die ersten — schwer und langsam, wie Honig tröpfelt, fielen sie aus den Wolken. Ein betäubender Duft, der die Luft mit sinnlicher Atmosphäre füllte, drang aus den Kelchen der Unkrautblüten, in welche die Regentropfen rascher, immer rascher niederfielen. Fedora, versunken in ihre Gedanken an die hellen Kleider der Plätterin, schreckte auf und eilte nun, lief mit ihrem langen, fahrigen Schritt rasch wie ein Schulmädchen. Plötzlich hockte sie sich auf einen Baumstamm und zog Schuhe und Strümpfe aus. Erlöst von dieser Folterqual, kam sie nun besser vorwärts. Diese engen, durchgelaufenen Schuhe hätte sie in den Graben schleudern mögen.

Am Stadtthor bog ihr ein junger Mensch entgegen, der aus einer der Vorstadtgassen kam. Es war Melzer, der Bonvivant, der Logis in der „eisernen Nelke" genommen hatte. Es war ihm kaum lieb, mit Fedora zusammenzutreffen. Reduciert, wie er selber in seinem Aeußeren war, verlangte er doch von den Frauen, mit denen er sich sehen ließ, eine gewisse Schneidigkeit.

Sie begrüßten sich kurz, in schweigsamer Uebereinstimmung trabten sie dem Theatergebäude zu.

„Na, haben Sie nettes Loch gefunden? Meine natürlich nette Bude, dort unten, in Oberheil."

„O, danke schön, ganz passabel. Und Sie, Herr Melzer? Gefällt es Ihnen in der Nelke?"

Sie hatte etwas eigentümliches, wenn sie mit Männern, diesen Ignoranten und Verhöhnern ihres armen Lebens, sprach. Ihre Stimme war dann tonlos und rostig, gleichsam zusammengedrückt von der ängstlichen Befangenheit ihres ganzen Wesens. Sie klang wie die Stimme eines Menschen, der von vornherein überzeugt ist von der Ueberflüssigkeit dessen, was er spricht.

Er antwortete nicht gleich, sondern griff an den Hut, um die Garzky, die ihnen entgegenkam, zu begrüßen.

In langsamem Schlendrian kam die jugendliche Liebhaberin unter ihrem Schirm daher. Sie war ein hübsches, volles Mädchen, in fadenscheiniger Eleganz, von jenem gewöhnlichen und unzweideutigem Genre, das in kleinen Garnisonen die Einjährigen und im Bedürfnisfalle auch die Feldwebel beglückt; ohne die geringste Spur von gêne hob sie ihren Kleiderrock sehr hoch, mit der spitzen und unfreien Bewegung der deutschen Grisette, die gern die französischen Vorbilder der Cigarrenschachteln und Chantant-Plakate kopieren möchte. Aber der dicke Bonvivant, der seine Jünglingsjahre unter Heben ihresgleichen verträumt hatte, fand sie wie immer schneidig, und hielt ihr pathetisch die offenen Arme entgegen.

„Halt! Wenn die Barriere geschlossen ist."

Sie taumelte lachend in seinen Arm, — mit dem erkünstelten Lachen, das wie eine falsche Tonleiter klingt.

„Ach mein Schreck! Du ahnst es nicht."

Alle vulgären Redensarten, wie sie das Straßenpflaster Berlins jederzeit bevölkerten, fanden in dieser kleinen Statistin der Friedrich-Wilhelmstadt, die im Sommer auf Gastspielreisen ging, ihre gelehrigste Vertreterin.

Die drei gingen das holprige Trottoir entlang.

„Und Sie, — Feh — doohra," sagte die Garzky, indem sie den Namen der Kollegin sarkastisch in die Länge zog. „Sie sind ja von der Bildfläche verschwunden? Wo logieren denn Sie?"

Die lange Fahrige erzählte von ihrem Logis. „Hübsch, die Kleene, mit der Sie da zusammennisten?" fragte der Bonvivant, indem er vertraulich lächelnd mit den Augen zwinkerte. Und als sie, voll ehrlicher Ueberzeugung, zu schwärmen begann von dieser rosigen und wohlhabenden kleinen Plätterin, brachen beide Kollegen in ein schallendes Gelächter aus.

Die Röte stieg ihr in's Gesicht, diese brennende und hülflose, die ihr mageres Antlitz in jugendliche Verwirrung tauchte. „Schaf — aber süß wie immer, nicht?" neckte der Bonvivant. Ohne wieder einmal zu wissen, *weshalb* sie lachten, ging sie schweigend weiter neben ihnen her; ohne Haltung, mit ihrem zwiespältigen Lächeln. Mit der krampfhaften Bemühung, zu thun, als sei sie mit diesen schmutzigen Menschen Eins — — — — —
— —

In dem verräucherten Kasinosaale hing die Bühne wie ein Schwalbennest an der weißgetünchten Kalkwand. Die Coulissen, dünn und zittrig, bebten, sobald jemand die aus dem Orchester hereinführende Not-Thür zuschlug. Die Musikanten lümmelten zwischen den Pulten herum. In ihren Umlegekragen und den spitzigen und engen Fracks sahen sie aus wie zu früh ins Leben entlassene Konfirmanden. Ihre hohlen Wangen und dürftigen Gestalten kontrastierten mit den aufgeblasenen Instrumenten, diesen feisten Trompeten, der Baßgeige und der Pauke, die sie zu bewältigen hatten. Da es keine Garderoben gab, mußten die Schauspieler sich mit den Zwischenräumen, welche durch die Verlängerung der Coulissen entstanden, begnügen. Die Herren befanden sich rechts, die Damen links.

Fedora saß mit der Garzky zusammen, und mit der komischen Alten, einem dürftigen und zusammmengeschrumpften Weib, das ihr gleichsam zum Spiegelbild hätte dienen können für die eigene Zukunft. Allein so weit dachte die Fahrige nicht; fünfunddreißig Jahre, — vierzig, — das waren die schwarzen Daten, an die sie sich mit ihren stummen Betrachtungen allenfalls noch hielt; was dahinter lag, war so ungewiß, finster und verwirrend wie schwarzes Moorland. Ihre Füße zitterten davor zurück.

Gegen die Fensterscheiben, die auf den Kasinohof hinausgingen, schlug

der dicke Regen an. Der Geruch des Pferdestalls drang durch die offene Ritze, und die Ausdünstung des nassen Heues, das von der Gasthauswiese soeben eingefahren wurde.

„Vor meinswegen mag's Kieselsteine regnen, — wenn er blos heute Vorschuß giebt!" sagte die arme komische Alte. „Mich juckt das rechte Auge — a fremder Kerl ist in der Stadt" behauptete die Garzky. „Der Deixel soll das Schinderleben holen," beharrte die komische Alte. „Wenn er heut keinen Vorschuß giebt, kann ich bei Mutter Grün in Nachtquartier gehn." „Sie können bei mir schlafen, Muttersch," sagte die Garzky, die in der Kasernengasse ein Zimmer gefunden hatte, und sich mit optimistischen Erwartungen trug. „Oder bei mir," rief von drüben her der Bonvivant. Die Alte lächelte trübe. „Kinder, ich nehm's für genossen. Es ehrt Euer gutes Herz."

Fedora sagte garnichts. Im kurzen Unterrock stand sie im Mittelraum hinter dem herabgelassenen Vorhang und spähte durch das Guckloch in den Saal hinab. Ja, gäbe der Himmel, daß es weiter regnet, prasselt, donnert, schloßt, damit die Sommerfrischler, die dieses Landstädtchen beherbergt, sich anstatt in die Biergärten in's Theater flüchten.

Nur einmal wieder volle Kasse! Ein freundliches Direktorgesicht, und die Aussicht, den versetzten Reisekorb zurückzuerhalten! Nur einmal wieder ein Lichtstrahl! Gehungert und gesorgt war nun genug in diesem dumpfen, heißen, grellen Sommer!

„Der Teufel soll das Komödiantenleben holen!" Es war der Schlachtruf in dieser kleinen Gesellschaft, der Seufzer, der jedes Gespräch einleitete, der Fluch, welcher jede bittre Erfahrung begleitete. Es war, als seien sie allesammt von diesem angerufenen Teufel besessen, sie, die da immer weiter mimten und hungerten, über diesen ewigen Seufzer hinweg — — Fedora in ihrer langen Armseligkeit, mit dem verblaßten Kleid für die Rolle der wohlhabenden Frau Eberty, empfand verzweifelter und ehrlicher als alle anderen. Ihr Rheumatismus, der ihr zuweilen die Finger krumm bog, schien wieder seine Tyrannei antreten zu wollen, er glitt mit seiner stumpfen, wehen Langsamkeit bereits durch ihre Nerven. Dabei litt sie an jenem Unbehagen, das alle paar Wochen Besitz von ihr ergiff, diesem Hämmern und Pochen in Adern und Schläfen, verbunden mit einem elenden Ohnmachtsgefühl. —

Der Regisseur, zugleich der Mann für Alles, trat hinzu und schob sie vom Guckloch fort. „Wir fangen an. Wir fangen an. Nur immer dalli!"

— —

Jetzt setzten drunten im Saale die Trompeten ein. Der Ton war rostig und gewaltig, er erschütterte die dünnen Coulissen, puffte gegen das Büffet und ließ die Teller und Biergläser erzittern. Die Saalthüren wurden geöffnet, und das Publikum hereingelassen. Am Trampeln und Scharren der Füße, dem Surren der Stimmen, merkten die Schauspieler hinter ihren Pappwänden, daß heute ein guter Abend würde. — Theaterwetter! Regen und Schloßen dort draußen, und die kleine Stadt der gähnenden Langeweile voll. „Die halbe Garnison ist da," rief der Bonvivant, der den Regisseur am Guckloch abgelöst hatte, der Garzky zu. „Jetzt dürfen's sich ruhig weiter jucken lassen." — — „Wir kriegen Vorschuß," brummelte die arme Alte. „Vorschuß" hallte es im Echo aus allen Winkeln nach.

Die lange Fahrige, in ihrem braunen, abgetragenen Sammetkleid wiederholte gleichfalls das Wort. O, sie war wie erlöst! Sie würde also morgen ihrer Wirtin die halbe Monatsrate anzahlen können, und nicht

fürchten müssen, daß man sie nebst ihrem Koffer wieder auf die Straße setzte. Je lebhafter draußen das Scharren und Trampeln und Räuspern, desto wärmer wurde ihr ums Herz. Schön ist die Welt, wenn die Theater gefüllt sind, die Komödianten dürfen l e b e n! Sie fühlte heut keinerlei Unlust, in dieser Rolle der Frau Eberty aufzutreten, einer Matronenrolle, für die sie schließlich noch lange nicht alt genug war. Wenn's Geld gab, Geld, dann spielte sie schließlich auch eine Hexe vom Blocksberg. — Dann spielte sie auch, wenn's sein sollte, einen Geist im Leichenhemd, der umgeht, Hauptmanns Hannele zu sich zu rufen. — — Hannele!

„Das krankele, totele Hannele!“ wie Krakauer, der unglückselige Statist, der eines Tages den ausgerückten Charakterdarsteller vertreten mußte, in seiner Verwirrung deklamirt hatte! — — — Sie mußte lächeln; tausend Erinnerungen stürmten auf sie ein, an alle diese unauslöschlichen Lächerlichkeiten und komischen Situationen, die sie bei der Truppe miterlebt hatte. — O ja, in der Erinnerung, da hat das alles eine Art von Glorie. — Aber im M o m e n t! Wenn man mitten darin sitzt!! —

Sie spielte ihre Eberty herunter, mit der ruhigen, fast phlegmatischen Sicherheit, die die Aussicht auf Vorschuß ihr gab — Herrgott, der Saal war überfüllt; in den niedrigen Bogen, die mit himmelblauer Farbe gestrichen und von hölzernen Säulen flankiert wurden, sah man Uniformen blinken — — Die Garzky — „Alexandra“ — gab ihre edelmütige Gefallene mit einer verletzenden Eile — — Der Ulanenlieutenant Merens hatte ihr soeben durch seinen Burschen eine Einladung zum Abendbrot gesandt, und sie konnte die Zeit kaum erwarten. Der dicke Direktor stand im Hintergrund, aufgebläht wie ein Bierbrauer, der sein Patent verwertet sieht. „Giebt's Vorschuß, Herr Direktor?“ fragten sie ihn alle, wie en passant, mit Stimmen, durch welche die Erregung der Erwartung zitterte. Er kannte seine Pappenheimer und ließ sie zappeln. „Werden sehen, meine Herrschaften — nur Geduld!“

Nein, die konnten sie nicht haben. Zu trostlos war der Sommer gewesen, ausgebrannt von einer ewigen, afrikanischen Sonne, die die kleinen Theatersäle mit Stickluft füllte, daß keine Katze sich hineinwagte. Geduld! Sie alle hatten ihre Wertsachen, den entbehrlichsten Teil ihrer Garderobe in dieser hoffnungslosen Saison versetzt. Die Geduld war dahin. In allen gährte das Fieber nach endlichem Verdienst! —

Und sie fielen wie die Wegelagerer her, über diesen dicken, sich wehrenden Mann, der zwei Stunden später seine Kasse leerte. — Er stand, die grüne Kassette mit eiserner Gewalt unter den Arm gequetscht, und teilte ihnen verkniffen das ihrige aus. — Raubvögel! Aasgeier, die nicht warten können. Diese schwer erworbenen Silberstücke sollen nun so hingehn, eines nach dem anderen — — Wartet nur, Gesellschaft! Ihr macht mich armen Kerl bankerott!

Fedora hatte am Heftigsten gedrängt, sich zwischen den Anderen förmlich durchgewunden. — Fast empört hatte er ihr eine Hand voll in die Finger gezählt — Vierzig Mark! Eine halbe Monatsgage! Sie hielt die zwei Geldstücke krampfhaft fest. „Danke! Danke! Dank, Direktorchen!“ Wie ein Aal glitt sie durch den Knäuel, der sich um den Prinzipal gebildet hatte — dem Ausgang zu. Vor dem Büffet fiel ihr etwas ein. Sie hatte heut fast noch nichts genossen, außer jenem Kaffee und dem Stück Kuchen der Plätterin. — Jetzt aber durfte sie sich ein Mahl erlauben.

Sie bestellte ein Glas echtes Bier, und ihr Blick irrte zwischen den

Schätzen des Büffets. — Ein kaltes Cotelett, dazu ein Teller Salat. — Kaum war beides genossen und das Bier heruntergegossen, als auch Wärme und Schwere, wie flüssiges Eisen, ihren Körper durchrann. Ein wollüstiges Gefühl von Gesättigtheit stieg in ihr auf. Der Saal, die himmelblauen Säulen, die Bühne, — alles verschwand in einem einzigen, üppigen Farbengeflimmer. — Sie nahm ein zweites Glas Bier und trank es eben so schnell herunter. — Schwer und gefüllt stand sie da, die hagere Gestalt lässig gereckt, die Wangen gerötet, ihr zwiespältiges Lächeln um den Mund.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Darf ich Sie bitten einen Augenblick hier bei mir Platz zu nehmen, mein Fräulein? Es sitzt sich so ungemütlich allein."

Durch den leichten Nebel, der sie einzuhüllen schien, blickte sie sich um. Ein Herr in einer Uniform hatte die Aufforderung an sie ergehen lassen. Er saß an einem der Biertische. In ihrer Unkenntnis hielt sie ihn für einen ausländischen Offizier. Allein er war nur ein preußischer Zollbeamter.

Sie machte einen kleinen Altjungfernschritt zurück. Sie zierte sich. Aber das genossene Bier, das tiefe Gefühl der wollüstigen Sattheit waren stärker als ihr Selbst. Mit einem verwirrten Lächeln trat sie näher.

„Sehen Sie — das ist recht, Fräulein", sagte ihr „Offizier". „Ich allein und Sie allein, das macht keinen Spaß. Erst zu zweien ist das Leben angenehm. — Sie trinken doch Münchner? Kellner, noch ein Münchner."

Sie saß, überglüht und doch nicht zornig, und spielte mit dem baumwollnen Handschuh in ihrer Hand.

„Wo logieren Sie, Fräulein, wenn ich fragen darf?"

„In Oberheil!" sagte ste.

„Donnerwetter! Das ist ja fast eine halbe deutsche Meile. — — Und so weit wollten Sie heute Nacht noch zurück? So jänzlich mutterseelenallein?" —

Er betrachtete sie genauer, und nun sah er, was er da Hülfloses und Reduciertes vor sich hatte. — Eine Theaterratte ärmlichster Sorte — eine von jenen, die für ein gutes Abendbrot —! Schadet nichts. Diese Sorte war immer noch die angenehmste. Ohne Flausen und Umstände. — Und so dankbar! — — —

„Trinken Sie, mein Fräulein. Trinken Sie sich Mut für den langen Weg. Oder darf ich Sie begleiten? — Is doch so schummrich, so im Dunkeln. — Und die kleinen Mädchens — na da kommen doch Gräben, wissen Sie, — und Steine, in der Dunkelheit, — über die die kleinen Mächens f a l l e n" — — —

Sie hörte wie im Traum auf diese fremde Sprache, die ihr das Blut in die Wangen trieb, und aus der doch wieder etwas klang, das zu ihr drängte, unter diesen schäkernden, zudringlichen Worten hervor nach ihrer Nähe trachtete. — — Am Büffet sah sie die Garzky und den Bonvivant stehen, die sie im tête à tête mit diesem fremden Mann beobachteten, und in beider Blick las sie etwas wie lächelnde Anerkennung. — Sie war nun also ein Theatermädchen wie die Garzky. — Die Männer drängten nach ihrer Zuneigung! Sie saß und lachte an einem Biertisch. Und ließ sich bewirten! — Sie war kein dreißigjähriger, kahler Stock.

„Sind Sie Offizier?" sagte sie, indem sie ihren Verehrer mit einem schwimmenden, stolzen Blick betrachtete.

„Gewesen!" log der Zollrevisor. „Jetzt in Beamtendienst überjegangen. — Weshalb? — Sind Sie so toll auf die Leutnants?"

Sie antwortete nicht. Ein kurzer, flüchtiger Schmerz fuhr durch ihr Herz, ein Gefühl, als züchtige sie jemand an ihrem einzigen Besitz, ihrem Stolz. So also sprachen die Männer zu den Frauen! „Ich — Leutnants!" flüsterte sie endlich. „Ich kenne niemanden — überhaupt keine Herren." — — —

„Na na! An den Storch glauben Sie doch ooch schon lange nicht mehr!" Er lachte, — ein vergnügtes, gutmütiges Lachen, und tippte mit dem Finger die Asche von seiner Cigarre. „Nein, mein Fräulein. Wir leben im Zeitalter der alljemeinen Aufgeklärtheit. — — Im Gejenteil! Der Storch is 'n Tier wie alle andern. Bloß daß er kleine Kinder bringt. — Aber nun trinken wir erst recht 'ne Münchner. Auf Ihr Wohl!"

Sie stießen abermals an mit einander, und nun hob sie den Blick schon lange nicht mehr so schüchtern zu ihm empor. — Hindurch war sie, durch 's große Meer der Befangenheit! Hinter ihr schlugen die Wellen zusammen, — ihr bisheriges prüdes, ängstliches, verschämtes Leben. Das war ein Aufatmen, so frei um frei mit einem fremden Manne! Dieser warme, blauäugige Blick, auf dessen Hintergrund etwas lag, das sie nicht zu deuten wußte, — etwas Ungeduldiges, Aufforderndes, — dieser erste, freundliche Liebesblick! Er fuhr durch's Herz der langen Fahrigen wie eine neue Lebensbotschaft. Immer tiefer sanken die banalen, achtungslosen Worte, die sie soeben vernommen, zurück. — Nur der Blick blieb, mit seiner ungeduldigen Forderung, dieser Blick über dem leuchtenden Kragen der Uniform. — —

„Kommen Sie", sagte ihr Cavalier nach einer Viertelstunde, „wir wollen gehen." Als gehörten sie zusammen von Anbeginn an, standen sie gleichzeitig auf, verließen sie gleichzeitig den Saal.

Draußen nahm der Beamte ihren Arm. Sie ging wie im Traum. „Sehen Sie nur", sagte er, als sie aus dem Stadtthor traten, „welches Bild der Natur!" Schwärmerisch angehaucht, — denn ihn plagte bereits sein Blut, das während der Campagne in einer soliden, kleinen Stadt sich hatte verkriechen müssen — wies er mit dem Spazierstock in der Richtung nach dem Horizont. Die lange Fahrige erzitterte. Ueber ihr lag, aller Wolken jetzt bar, ein nachtdunkler, schweigsamer Himmel; wie goldene Münzen hingen die Sterne an seinem Liebesdach. Aufgelöst vom Regen, blosgelegt bis in's Herz, schienen alle Felder, alle Büsche und alle Schollen zu ihm emporzuschmachten. — — Der Duft ringsum war betäubend. Ein Rieseln und Tropfen und krystallklares Rinnen und Tröpfeln kam von allen Baumwurzeln her, und erfüllte die stille Nacht mit schluchzenden und glucksenden Tönen, als flössen Quellen überall dahin. — — Millionen der von der Sonne angewelkten Lindenblüten waren abgerissen, und säumten nun wie eine zarte Einfassung die überrieselte Chaussee. Alles war weich und üppig und aufgelöst in Nässe und Duft, eine unendliche, rosige Schlaffheit durchbebte die getränkte Welt.

Langsam ging die lange Fahrige, mit stockendem, immer schwerer werdenden Schritt. Ihre Sinne waren gelähmt, von dem Arm, der ihre Taille umschlungen hielt, in einen tiefen Traum gewiegt.

„Küsse mich, mein Schätzchen, — komm, gieb mir Deinen Mund."

Er fühlte Fleisch und Weib in den Händen, er hatte vergessen, wie lang und bleich und hager und unschön und gleichgültig sie war. —

„Küsse mich, mein Schätzchen!"

Die Worte waren neu, noch nie gehört, Anfang und Ende zugleich für dieses alternde, armselige Menschenleben. — Es rankte sich an ihnen auf, und stillte seinen langen, langen, stummen Lebensdurst, und taumelte an ihnen hin. —

„Weine nicht, mein Schätzchen; küsse mich!“

Die Thränen rieselten auf seine Hände, — ihre Armut, ihr Zigeunerdasein weinten sich über seinen Händen aus. — Eine dunkle Nacht, trotzdem Millionen Sterne blitzten; die beiden, die ihr Leben mit einander mischten, erkannten einander kaum. —

Längst war die Plätterin wieder zu Haus, und lag hinter dem Kattunvorhang in ihrem Bett, als die Fahrige eintrat und befangen guten Abend wünschte.

„Guten Abend?“ sagte die Plätterin ziemlich mißvergnügt. „Guten Morgen können Sie's bald nennen. T 'is ja gleich drei Uhr. Warum haben Sie denn dat nich gleich gesagt? Denken Sie, ich habe Ihnen nich erkannt auf der Chaussee? 'n Bräutjam hat nu mal jede. Nutzt nischt, das Ableugnen. So wat steht uns Mädchens im Gesicht. Nur nich verstellen bei so was. Das hat keen Zweck!“ — „Nein“, murmelte die Fahrige. Sie habe sich nicht verstellt. Sie habe den Herrn thatsächlich erst heute kennen gelernt. Die erste Bekanntschaft in ihrem Leben. — —

Die Plätterin richtete sich empor, streifte ein wenig den Vorhang zurück, und neugierig und ungläubig sah sie zu der sich entkleidenden Langen hin.

„Nee?!“

Wahr und wahrhaftig! Sie schwöre es bei Allem, was ihr heilig sei; sagte die Fahrige.

Sie war mit ihrer Toilette fertig, und ohne sich zu strählen, zu waschen und zurechtzumachen wie sonst, kroch sie in ihr Bett.

Wie geistesabwesend lag sie da; die Augen nach der Decke gerichtet.

„Wollen Sie t' Licht nich löschen?“

„Ja.“

Sie hob sich empor und hauchte gegen die Kerze auf dem Nachttisch.

Dann ward es still.

Aber beide Mädchen schliefen nicht.

Plötzlich sagte die Plätterin, in einem gutmütigen, teilnahmsvollen, fast schwesterlichen Tone:

„Also t' erste Mal — —?! — Aber schön is doch jewesen, Fräulein, — was??“ — —

„O — —“ — hauchte die lange Fahrige, sich tiefer in die Kissen duckend, indem ein Zittern sie durchlief.

„Na Sie brauchen sich nich so zu schämen. Dat es schön is, dat is noch die einzige Wohlthat dabei, — — für uns Mädchens. — Denn was dann alles so nachher kommt, — die Angst, — und meist die Schande — und denn oft auch noch so'n kleines Kind — ich danke dafor.“

Wie ein alter Routinier pfiff sie leicht durch die Zähne.

Die Fahrige lag still und erwiderte nichts. Ihr war als rede eine leere Glocke — — „Küsse mich, mein Schätzchen, Küsse mich!“ hörte sie sanft und liebend an ihrem Ohr.

Sie schloß die Augen und träumte in sich hinab. —

„Sie schläft!“ dachte die Plätterin. „Gott gebe, wenn sie morgen erwacht und sich erinnert — Ja, wenn man so was wirklich verschlafen

könnte. — Und man wachte auf am nächsten Morgen, und es wäre nichts geschehen. — Nicht die Probe wär' geschehen — — — Ja, das wär ein andres Leben, für uns Mädchens." — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Die lange Jahrige verschlief es nicht; verträumte es nicht. Als sie am Morgen die Augen öffnete, war alles klar und deutlich in ihrem Geiste.

Sie wußte, daß sie den Schatz so bald nicht wiedersehen würde; denn er ging auf eine Inspektionsreise, am selben Tag. So hatte er ihr gesagt. Und wenn er wieder zurückkehrte nach Wiedebrück, war sie mit der Truppe längst wieder aufgebrochen.

Dennoch grämte sie sich nicht.

Sie war ausgefüllt, beruhigt. Satt nach langem Lebensdurste.

Im Theater waren sie jetzt gut zu ihr. Ja, nun war sie keine Rechnungsratstochter mehr. Ja nun war sie umgekippt mit ihrer Bildung, ihrem Herkommen und ihrem Stolz, auf dieser langen, staubigen Straße. Ja, nun war sie ihresgleichen.

Und in ihrem Herzen war ein ewiges Träumen und Singen.

O wie das Leben sich auseinander that, und seinen purpurnen Inhalt zeigte — —

Sommer wie dieser würden kommen und gehen — Liebe blühte aus ihren langen, schwülen Tagen, aus ihren sternvollen Nächten. —

Liebe für die freien Mädchen. Für die Glücklichen.

Jung wird sie werden, die schon im Altern war. Denn ist sie nicht ein „Lieb" ? Ist sie denn nicht ein „Schätzchen?" Ein: „herziges Kind?"

Hat sie nicht Küsse bekommen, auf die Schultern, auf die Arme, auf die Brust?

Welken wollte sie, einschlafen und jung zur Ruhe gehen.

Wer hatte sie so ganz erfrieren lassen?

Mußte der kommen, der, — um sie zu wecken?

Sie dachte an ihn, Tag und Nacht, und ihre Dankbarkeit wuchs, und bildete einen Kreis zitternder Hoffnungen um ihn.

Der Tag würde schon wiederkommen, da er sie abermals in die Arme schließen würde, und sie nennen wie damals, in jener Nacht —

Was er sonst gesagt, das hatte sie vergessen. Alles Gewöhnliche, Gemeine war für sie verweht. Nur das eine lebte in ihrem Geist:

„Lieb!" und „Schätzchen," und „herziges Kind."

Sie schmiegte sich in die Namen hinein; sie sog an ihnen, wie an Honig. Ihre Mutter hatte einst ähnliches zu ihr gesagt. Nach ihr Niemand mehr. Und jetzt er. — —

Lieb.

Schätzchen.

Herziges Kind. — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Eines Tages neckte eine Kollegin sie. „Diese Uebelkeiten. Was? Klappert da irgendwo der Storch?"

Sie errötete nicht, wie geblendet blickte sie auf, gelähmt von einem freudigen Schreck.

Wie — sollte das Glück — dieses Menschheitsglück — — und sie — nicht länger ein kahler, einsamer, ein blütenloser Stock?

„Glauben Sie", flüsterte sie, „daß es möglich ist?"

Die Kollegin lachte schallend auf, und die anderen Mädchen stimmten ein.

„Kinder, Kinder! Möglich ist auf dieser Erde alles. Selbst das Kinderkriegen.“

Es war in einer fremden kleinen Stadt, das stille Wiedebrück lag längst zurück. Sie saßen wie immer zusammengepfercht in der kleinen Garderobe, verschminkt, übermüdet, verschwitzt, — auch die Hübschen und Frischen unter ihnen angewelkt vom Hauche des ruhelosen Lebens.

„Von wem is es?“ fragte die Tragische, ein großes, schönes, phlegmatisches Mädchen: „Hat er wenigstens Moos?“

Die Fahrige entgegnete nichts, die Worte trafen sie wie ein Peitschenhieb. Ihre Gestalt wurde wieder hoch und hager und lang, von diesem ängstlichen, herben Stolz aus der überwundenen Dulderzeit.

„Wie können Sie „„Moos““ sagen,“ höhnte die Naive, ein halb verrufenes Mädchen. „Eine Rechnungsratstochter weiß nichts von Moos. Die fragt nur nach's Jefühl.“

Wieder lachten sie, — teils mitleidig, teils mit der kalten Grausamkeit von Menschen, die im Leben nichts Gutes erfahren haben. Fedora that als sah und hörte sie nichts. Ihre Gedanken flogen über diese niedrige Umgebung weit hinweg — O diese Armen, diese Elenden, sie hatten nie gewußt von dem, was *sie* nunmehr erfahren sollte. — War eine von ihnen je gesegnet gewesen, gleich ihr? Hatte der Leib eines einzigen dieser Geschöpfe dies unendliche Rätsel des Daseins getragen? — Ein Kind! Atmendes Leben! Eine Knospe mit Menschenaugen! Sanft, zitternd, wie Musikwellen, liefen die Bewegungen dieser Menschenknospe durch ihren Leib. — Sie konnte die Beendigung der Probe nicht erwarten. Wie sie ging und stand, ohne die Anderen abzuwarten, eilte sie davon, zu einer in der Nähe wohnenden Helferin, um sich die letzte Gewißheit zu holen. Denn konnte sie sich nicht noch täuschen? Sie und alle die Anderen? Alles nur ein Irrtum sein, eine Laune und Verhextheit ihres aufrührerischen Blutes?

Sie wartete zitternd auf das Urteil. Die weise Frau nahm sich Zeit. Es war kein leichter Beruf, so diesen armen Dingern zu verkünden — „Ich muß es leider zugestehen Fräulein“, sagte sie, als die Untersuchung beendet war. „Sie *sind's*. Da beißt kein Hund ein Stück von ab. Wollte Gott ich könnte sagen: Sie sind's *nicht*.“ Sie war auf einen Verzweiflungserguß gefaßt. Allein mit seltsamem, leuchtendem Blick sah die fremde Komödiantin sie an: „Also ich bin's? Ich danke Ihnen!“

Sie entrichtete ihren Obolus und stürmte davon. Eine *Mutter* war sie also, eine Heilige und Gesegnete. Was hatte sie noch mit diesem übrigen Gesindel gemein? Frühling, Auferstehung in ihrem eigenen Leibe! Aus grenzenlosester Verlassenheit endlich hinübergerettet zu denen, die Fleisch und Blut von gar ihrem eigenen Fleisch und Blute lieben dürfen.

Ihr rascher Lauf mäßigte sich, ihr langer, fahriger Schritt wurde stockend und sanft. Ueberall wo Kinder spielten, blieb sie stehen und starrte zu ihnen hin. Von allen auf der Welt hatte sie immer nur die *Mutter* beneidet, mit blutendem Neid des unbegehrten Weibes! Sie, die ihre Familie verloren hatte, die ohne Zusammenhang stand mit der atmenden Menschheit — sie sollte nun eine solche Mutter werden. Umrankt, umarmt von einem zweiten Leben!

Plötzlich blieb sie stehen, wie angewurzelt, mit der starr verschlossenen Miene, die der Nachtwandler hat, wenn man ihn weckt.

Der Jammer ihrer Existenz stand da vor ihren Blicken.

Ein, zwei Monate noch, dann würde ihr Zustand sichtbar sein für die *Welt*.

Man würde sie von der Bühne entlassen. Dann stand sie hülflos, vor dem Nichts.

Wohin dann. Wohin!

Sie wiederholte das Wort, laut sprach sie es aus.

Wohin?

Ihr Schritt wurde noch langsamer. Müde in den Knieen, so schob sie dahin. Einem Trunkenen gleich, der nichts sieht und hört, und gern niedersänke um auszuschlafen.

So ging sie die Promenade entlang, entlang den Gürtel der Stadt; Graue zitternde Herbstdämmerung rings um sich.

Rote und weiße Häuser, mit Buschwerk vor den Thüren, Lauben, aus denen helle Kleider winkten, hie und da schon der rote Schirm einer Lampe strahlte.

Herbstabend in der Fremde, — auf der Landstraße der Zigeuner.

Und eine Sehnsucht, groß und zehrend, wie die Einsamkeit dieses Abends selbst, zog durch das Herz der Wanderin, der ausgestoßenen Mutter.

Ueberall in diesen Lauben Frauen und Männer und Kinder, — Gatten, die einander liebten.

Wo war der ihrige? der Vater des Kindleins, das sie trug? Er, der ihr Liebe gab?

Er hatte sie vergessen. Andre Tage, andre Frauen waren dazwischengetreten. Er ahnte nicht, daß sie ein Kindlein von ihm trug.

Wenn sie ging und es ihm sagte?

Wenn sie zu ihm ging?

Heimatsgefühl zog in ihr Herz. Er lebte, er atmete, sie konnte ihn erreichen. Wenn sie die Bahn bestieg, so konnte sie am Abend bei ihm sein. Er hatte sie vergessen, aber wenn sie vor ihn hintrat, so, mit dieser Bürde, dann würde er aufhören sie zu vergessen! Dann würde er begreifen, daß er nunmehr der Inhalt ihres Lebens war — trotz dieser wenigen Minuten, im dunklen Walde, in der Nacht, die so finster war, daß sie, die ihr Leben tauschten, einander kaum erkannten. —

Der Gedanke ließ sie nicht mehr los.

Der Sonntag kam, — ihr Ferientag. Denn sie hatte an ihm nicht zu spielen.

Seltsam. Sie gaben ihr wenig zu spielen jetzt — immer weniger. Sie merkte es, es ging der Kündigung zu. Was that es ihr? War sie nicht blind und taub geworden für diese Umgebung? Der Sonntag — der würde die Rettung, die Erlösung bringen, für alles.

Sie stand auf dem Bahnhof und löste das Billet.

Nach Wiedebrück.

Der Rest ihrer Baarschaft war damit dahin. „Was nun?“ dachte sie stumpf.

Ach, ihn sehn und sprechen. Ihm vom Kinde sagen. Alles andere lag so weit, weit hinterher! —

Langsam fuhr der Zug, mahlte er sich die Anhöhen zu der Thüringer Stadt empor.

Herbstsonntag glühte sich aus über dem stillen, friedvollen Land. Sie sah und merkte ihn nicht. Sie lebte nur noch nach innen.

Sie hörte Stimmen, sah Menschen um sich, Stationen wechselten, Sonntagsmusik erklang, die Thüren wurden aufgerissen und geschlossen,

man stieß und streifte sie. Empfindungslos saß sie da. Die hagere Gestalt verträumt gebeugt.

Sie kannte keinen Kurs, war mit dem schlechtesten Zuge gefahren, und mußte unterwegs drei Stunden harren.

So war es Abend, als sie Wiedebrück erreichte. „Desto besser", dachte sie. „Nun wird es nicht auffallen, wenn ich ihn aufsuche. — Unbemerkt kann ich hinauf gelangen."

Er hatte ihr damals seine Straße genannt und sein Haus. Dieselbe „Kasernengasse", von der die Garzky ihrerzeit so viel erhoffte — — —

Sie bog in diese Straße ein. Ein wehes, seltsames Gefühl von Heimatssehnsucht zerriß, zerwühlte ihre Brust.

„Fremder lieber Vater, hier komme ich mit Deinem Kinde!"

Sie dachte über die Worte nach, mit denen sie es ihm verkünden würde.

„Fremder Vater. Hier komme ich."

Die Worte schienen so leicht. Aber sie wußte, daß sie nicht diese sprechen würde. —

Bei'm Schein der schon angesteckten Laternen suchte sie die Hausnummer. 27. Ein sauberes, kleines, stilles Haus. Blanke Messingklopfer am Thoreingang; eine mit Sand bestreute Steintreppe, die zum Eingang führte. Im Flur die Namen der wenigen Mieter — auf einem Porzellanschild verzeichnet.

Im Parterre, bei einer Registratorwittwe hatte er sein Zimmer. So hatte er ihr erzählt.

Sie läutete mit zitternder Hand.

Die ältliche Dame, welche öffnete und mit der ein Geruch von Sauberkeit und Reinlichkeit und Ordnungsliebe auf den Flur hinauszudringen schien, blickte die Fremde mit überraschten Augen scharf und fragend an.

„Der Herr Zollrevisor? Ist ausgegangen. Ob etwas zu bestellen wäre. Und von wem?"

Die Fahrige stotterte eine Entschuldigung. „Von wem kommen Sie?" fragte die Dame zum zweiten Male, in einem fast dringenden Tone.

„O — ich wollte nur, — ich habe ihm Nachrichten zu überbringen" — Sie wußte nicht weiter, die Kehle war ihr wie zugeschnürt, ohne ein weiteres Wort eilte sie die kleine Treppe wieder hinab. Erst unten, im Dunkel der Straße, in das sie der Blick der Frau nicht verfolgen konnte, atmete sie auf.

Auf diese Weise ging es nicht — nein. Seine Hausleute sollten nicht merken. Niemanden außer ihn und sie ging es an.

Und der kalte, durchdringende Blick der Frau, die ihr geöffnet hatte, verfolgte sie, die Straße entlang, über den Marktplatz, zum Bahnhof hin und wieder zurück — denselben Weg, den sie gekommen war, und den sie nun abermals ging, um sich die Zeit zu vertreiben. — Jetzt, es war bald Thoresschluß, jetzt würde er vielleicht nach Haus zurückgekehrt sein. Waren seine Fenster bereits hell? Nein, das kleine Haus zwischen so viel anderen, kleinen Häusern lag in stummer Dunkelheit. Sie faßte sich ein Herz, griff einen kleinen Jungen auf, der in einem Thoreingang herum lümmelte, und sandte ihn gegen ein Entgelt nach der Wohnung hinauf.

„Er ist noch nicht zu Haus, der Herr Revisor" verkündete der Kleine schon von Weitem. „Und die Madam' hat wissen wollen, wer Sie sind. Ich weiß nich wie das Fräulein heißt, hab' ich gesagt."

Sie lohnte rasch den Kleinen ab, und eilte die Straße entlang, in der

Furcht, diese Frau könne dem Kinde gefolgt sein, und ihr nachforschen wollen. Dann, als sie merkte, daß ihre Befürchtung grundlos war, kehrte sie abermals zu dem Hause zurück. Die Thore und Thüren waren nunmehr geschlossen. Es war zehn Uhr vorüber. Ausgestorben lag die Straße, mit dem Ausdruck kleinstädtischer Verschlafenheit. Fedora bestieg den Promenadenwall, der die rechte Seite der Kasernengasse säumte. Nicht einmal Liebespaare gab es auf diesen Bänken unter diesen uralten vom Herbstwind kahl geplünderten Bäumen. Hinter ihrem Rücken murmelte ein Gewässer, das mit geheimnisvoller Eile den dunklen Graben durchströmte. Irgendwo wurde Clavier gespielt, aus den offenen Fenstern schwang sich der Ton über die schmale Gasse, schien sich in den Wipfeln der Bäume zu verirren, an den glatten Stämmen herniederzugleiten und lautlos im welken Gras zu verklingen —.

Diese gerade, stumme, dunkle Promenade, am Saume der Kasernenstraße, war also sein tägliches vis à vis. Hierher ging sein Blick tagaus, tagein, dieser Weg, in dem sie jetzt zitternd und hoffend, ihn erwartend, stand, hatte er vielleicht hundert Mal beschritten, auf dieser Bank gesessen. — Nichts von ihr ahnend, nichts von dem kleinen Kinde, das in wenigen Monaten seines wurde. —

Von hier und dort hörte man das Knarren der Hausthüren, die von spät Heimkommenden mit den großen, rasselnden Schlüsseln geöffnet wurden — die lange Fahrige lauschte mit vorgeneigtem Kopf, spähte mit großen, gierigen Augen der Erwartung. Fast überall in der Straße öffneten sich die Thüren noch ein-zwei-mal; die leichtblütigen Militairs kehrten ausnahmslos nach Thoresschluß heim. Nur in dem stillen kleinen Hause, das Fedora gespannten Blickes bewachte, blieb es unbewegt.

Mehr als eine Stunde mußte vergangen sein; tiefer verhüllte sich die kleine Stadt in Stille und Nacht; man hörte, gleich wie in einer weiten und freien Ebene, jedes Rascheln des Windes. Papiere, die auf dem Straßendamm lagen, flogen auf, wurden über das Trottoir gefegt, und ihr raschelndes Dahinschleifen glich dem Geräusch einer fegenden Schleppe. — Irgendwo in der Ferne weinte ein Kind, und das Herz der ausgestoßenen Mutter krampfte sich zusammen in dieser Stummheit rings umher, bei den jammernden, abgerissenen Tönen, die an ihr Ohr klangen.

O, wenn er diese Nacht nicht kam!

Wenn er irgendwo draußen schwärmte, anstatt heimzukehren, zu ihr, die ihn suchte, und die ihn jetzt liebte, jetzt, sie fühlte es, mit aller Kraft ihrer heimatlosen Seele!

Wenn er nicht kam!

Der Gedanke drang wie mit Messern in ihr Herz. Nein, er kam nicht, — war sie denn sinnlos gewesen, als sie in so festem Glauben ausgezogen war, ihn aufzusuchen?

Er wußte nichts von ihr, seit jener Nacht. Wie sollte er ahnen? —

— —

Aber heimkehren, ohne ihn gesehen zu haben?

Nimmermehr! — Nimmermehr!

Und die Minuten gingen, rieselten dahin, eine nach der anderen. So fallen Tropfen auf einen ausgebrannten Stein. — Fedora saß und wartete. Sie wartete zuletzt mit stummer, hoffnungsloser, wehrloser Resignation: Er wird nicht kommen, — nimmermehr. Ich aber sitze hier bis an's Ende aller Welt, und warte.

Ihr war, als schlummere sie ein; und Bilder wie im Fieber flogen

durch ihre Phantasie; er, das Kind, sie selbst, sie alle drei bildeten einen innigen Reigen, verschmolzen in einander, lösten sich wieder mit sehnsüchtigen, nach einander langenden Armen. Und der weiche Atem der Nacht drang hinein in diese Bilder, überhauchte und verwischte sie, daß sie, als sie erwachte, nur noch als Verworrenes, Unbegreifliches in ihrer Seele schwebten. Hatte sie geschlafen? Und wie lange? Eine frostige Steifheit lag über ihren Gliedern; kühl fuhr die Nacht ihr am Nacken hinab. Vor ihr die Stadt lag nun so totenstill wie ein Friedhof; das Licht der Laternen flackerte dem Erlöschen nahe matt auf den Pflastersteinen. Nichts regte sich rings, man hörte die Blätter von den Bäumen fallen. Und die Fenster des kleinen stillen Hauses waren dunkel wie vorher.

Langsam stand sie auf, fuhr mit beiden Händen über die Stirn. Wo würde sie schlafen, bis morgen früh? Und morgen, wenn sie in der Frühe wiederkam: Würde sie ihn da finden?

Diese beiden Fragen: Nichts weiter dachte sie. Immer und immer wieder diese beiden Fragen. „Heute Nacht. Und morgen früh." — Weiter dachte sie nichts.

Denselben Weg also zurück. Zum Bahnhof hin. Im Wartesaal würde sie nächtigen. Wo sonst als im Wartesaal?

Und die Kette ihres Lebens reihte sich vor ihrem Blick; manche Nächte wie die heutige. Obdachlos. Ohne Geld. Herumvagierend in fremder, schlafender Stadt. Heimatlos bis in die tiefste Seele. — — — — — — —
— —

Sie standen auf dem Wege hinter dem Zollhaus, der den Gürtel der Stadt bildet, und auf dem die Bauernwagen und Lastfuhrwerke Halt machen vor dem roten Gebäude, um ihre Steuer zu entrichten. Neunte Morgenstunde. Die lange, schlaflose, kühle Nacht war vorüber; aber im Gesicht der Fahrigen hatte sie sich abgezeichnet, mit tiefen Schatten um die Augen, und Linien um Mund und Nase.

Zeitig schon hatte sie den Wartesaal, in dem sie auf der harten Bank genächtigt, verlassen, um von Neuem auf die Suche zu gehen. Auf dem Zollamt hatte sie seine Bureaustunden erfahren. Und nun stand sie hier, seit acht Uhr, ihn erwartend.

Er hatte an ihr vorübergewollt. Da umklammerte ihn ein Arm. — Es war im dunklen Thorbogen zum Accisenhaus — Gott sei Dank! Niemand konnte es gesehen haben, hier. Die Schreiber saßen in ihren Stuben. Dennoch war sein Gesicht von Scham und Entrüstung überflammt. Ah, wenn man erfuhr, wenn es irgend einem zu Gesichte kam. — Er hatte sich diesen mageren Armen entwunden, und nun stand er hochaufgerichtet da. Er, ein preußischer Beamter, vor seinem eigenen Bureau! War dies Frauenzimmer besessen. Ihm aufzulauern — hier?!?

„In des Teufels Namen — was wollen Sie von mir?"

Sie hatte nicht mehr auf offene Arme gehofft. Die lange, kalte, trostlose Nacht hatte alles zum Schweigen gebracht. Aber diese Anrede, barsch und hart ihr in's Gesicht geschleudert, warf sie aus allen Fugen. „Gott" — stammelte sie fast flüsternd hervor, mit ganz entsetztem Blick. „Kennst Du — kennen Sie mich nicht mehr?"

Natürlich hatte er sie vom ersten Augenblick an wiedererkannt. Aber wen ging das an? Mit harter, eiliger Stimme wiederholte er:

„Was wollen Sie von mir? Und wer sind Sie?"

Sie zuckte zusammen, starrte ihn an. Seine Augen waren unruhig

auf sie gerichtet, mit energischer Bewegung schob er ihre flehend zu ihm erhobene Hand zurück.

„Ich wiederhole es, ich kenne Sie nicht. Haben Sie ein Anliegen? Dann bitte rasch."

In seinem Blick, in dem der Schreck sich nicht verbergen ließ, las sie, daß er sie erkannt hatte, daß er ihr Gesicht nimmermehr vergessen, wie sie nimmermehr das seine. — Sie hörte die Lüge, die Angst vor ihr, und seine Flucht — Ein bitteres, verzerrtes Lächeln löschte alle Liebe, alle Demut, alles Licht aus ihren Zügen.

„Nicht ich" — murmelte sie, während sie fühlte, wie ihre Seele zu stumpfen Schmerz zusammenkroch, — „das K i n d" — —

„Welches Kind?"

Sie suchte nach Worten, ihm alles zu sagen. Mit seinem Kind unter dem Herzen stand sie da vor ihm, abgeurteilt und verworfen von seinem strengen Blick.

„Sie wollen mir doch nicht einreden — ?" fragte er. Ein höhnisches Lächeln lag um seine Lippen. — „Ah, nun erinnere ich mich. Sie waren bei'm Theater, damals, hier. Wir verlebten ein paar lustige Stunden miteinander — Richtig, richtig. Nun erinnere ich mich! — Nun und jetzt? Was wünschen Sie, mein Fräulein?"

Sie rang wie eine Ertrinkende. Seine Gleichgiltigkeit, mühsam und absichtlich herbeigezerrt, um seine Furcht zu verdecken, stieg ihr gleich einer Flut bis an den Hals.

„Ich, — von jener Nacht her" — murmelte sie. Sie kannte jetzt keine Scheu mehr. Unaufhaltsam, erklärend, beschwörend rannen flüsternde Worte von ihren Lippen. So beichtet die Katholikin im dunklen Betstuhl. Von Seelenangst gejagt; auf's stumme Holz ihres Rosenkranzes niedersprechend.

„Seh einer an," sagte der Zollrevisor, als sie geendet hatte. „Und das alles soll ich glauben. Ja, Fräulein, — halten Sie mich denn als von Potsdam her?

Das wäre so das Neueste vom Neuen, wissen Sie. Ein schneidiges Theaterfräulein, das sich zehn Jahre lang — oder sind's mehr — in allen Garnisonen der Welt 'rumgedrückt hat, — und nu auf einmal so ein armes Luder von Zollbeamten zum Verantwortlichen machen möchte — Ei Du Donner, ja!"

Er fuhr sich mit der Hand durch das kurzgeschorene Haar, in dem der Schweiß in kleinen Perlen stand, und sie erblickte seinen Verlobungsring.

„Wissen Sie, wie man das nennt?" fuhr er fort mit unruhigen Augen bald ihr Gesicht, bald die Fenster des Accisenhauses streifend, „man nennt das Erpressungsversuch, mein Fräulein, — Erpressung, an einem unbescholtenen preußischen Beamten begangen. — Können Sie mir beweisen, daß i ch es war? Daß grade i ch das ungeheure Kunststück vollbracht haben sollte — ich, der keine zwei Stunden in Ihrem an solchen Gelegenheiten wahrscheinlich nicht armen Leben eingenommen hat — können Sie mir das beweisen?" wiederholte er mit angeschwollner, wuterstickter Stimme. „Ich bin verlobt, mein Fräulein. Ich stehe vier Wochen vor der Hochzeit. Mit einem anständigen Mädchen!" schrie er fast. „Wissen Sie, was das heißt?!?"

Sie stand noch immer und starrte ihn an. Ihr Gesicht war wie erloschen. Gleich Keulenschlägen fielen diese Worte auf sie nieder, zermalmten, zerspalteten ihr Herz. Er begriff es nicht, aber ihr bleiches, erstarrtes Gesicht flößte ihm nun doch eine Regung von Mitleid ein.

„Sie thun mir leid!“ sagte er, „ich bin keiner von denen, die einen Stein auf ein armes Mädchen werfen. Auch die Mädchens sind Menschen, und woll'n ihr bischen Vergnügen vom Leben haben. — Aber so'n Mädchen is nu mal kein Mann. Für die is die Sache Glatteis, leider, mein Kind. — Wenn ich Ihnen mit einer Kleinigkeit dienen kann? Ich thu's gern, auf Ehrenwort.“

Er hatte sein großes, dickes Portemonnaie gezogen, das er nur schwer aus der Tasche der engen Uniformhose herausbekam. Er öffnete es und nahm den ganzen Inhalt, ein Zwanzigmarkstück, heraus. Er war sehr rot geworden, und seine erkünstelte Sicherheit verließ ihn jetzt auf einen Augenblick.

„Ich bitte sehr, mein Fräulein,“ sagte er.

Er öffnete ihre Hand, und legte das Goldstück hinein. „Nicht fallen lassen!“ suchte er zu scherzen. Dann griff er an die Mütze und grüßte hastig. „Der Dienst ruft unerbittlich. Wenn Sie mir sonst noch was mitzuteilen haben — schriftlich wenn ich bitten darf. Briefe treffen mich am besten im Büreau.“ — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Sie ging denselben Weg zurück, den sie vor einer Stunde gekommen war. Ihr Schritt war so lässig und schwankend, daß die Kinder, die in der Nähe der Accise vor den Beamtenhäusern spielten, ihr erstaunt, mit vorgestreckten Hälsen nachsahen.

Die zwanzig Mark in der Hand ging sie langsam und schlenkernd hin, wie sinnlos. Sie dachte nicht einmal: „was nun?“ Keulenschläge waren auf ihr Hirn gefallen; ihr Denken blieb stehn.

Aber im Untergrunde des stumpf scheinenden Gefühls klaffte eine Wunde, hinabreichend bis in's Mark. Die schloß nun keine Aerztekunst der Welt mehr.

Blinkend und in der Herbstklarheit schroff und kraß sich abhebend, lag die kleine Stadt vor ihr da. Nirgend an den ruhigen Häusern mit den schöngehaltenen Fenstern, an den Mienen der Spießbürger, an den schwerverrammelten Thoren war zu lesen von dem Elend der Welt, das draußen auf den Landstraßen irrt.

Fedora kannte einen schönen, stillen Weg. Sie war ihn damals, zur Zeit der Truppe, in Gedanken verloren oft gegangen. Sie suchte ihn auch heut.

Auf der langen staubgedeckten Chaussee führte er dahin. Vorüber an ihrem einstigen Logis.

In dem Hofe der Waschfrau stand diese wie jenerzeit, die Arme im Bottich vergraben; sie waren von der Kälte des Novembermorgens blau angelaufen; und ihre Stimme klang schimpfend zu dem Manne hin, der in einer Ecke des Hofes in schwankender Stellung auf einem Holzklotz flegelte.

Hatte sie ihm nicht einst mit der rauhen Hand die Stirn gestreichelt?

Fließt alles Liebe und Weiche im Leben zuletzt in diesen ohnmächtigen Strom des Gemeinen dahin?

Und wohin war die Plätterin geraten, mit den vielen hellen Kleidern, der lachenden Stimme, und den Augen, die alles wußten, — auch das Ende vom Lied — — — !? —

Wohin war alles, das Leben selbst, mit seiner Not, seinem Hinfristen von heut zu morgen, seinen kargen Freuden, seiner Schmach, und seiner kurzen, niedergetretenen Liebesnacht?

— Ihr war als sähe sie von weit, weit her darauf zurück.

Oh, hatte sie sich hingequält!

Für wen? Um was? Zu welchem Ende?

Nun aber war es vorbei mit der Qual. Nun ging sie hin, mit dem Kinde unter dem Herzen, und den zwanzig Mark in der Hand. Auf Nimmerwiedersehen.

Eng ist der Platz auf dieser Welt. Für die Unehelichen ist kein Raum.

Aber irgendwo weit von dieser Welt, dort im Unbestimmten, Lockenden, wohin es die Glücklosen zieht, wird Raum sein, muß Raum sein grade für sie.

Sie ging rasch und nicht mehr müde durch den stillen, friedvollen Herbst.

Durch die lange Allee von Ebereschen, deren rote Korallenzweige in prangenden Trauben beisammen standen.

Eine leuchtende, rote Straße. Dem langen Winter entgegen blühend.

Und dort an ihrem Ende das große schwarze Thor. Fedora war oft durch dieses Thor geschritten, das zum städtischen Aussichtsturme führte, damals, zur Zeit der Truppe, hatte sie sich mit ihrem Traum hier hinauf geflüchtet.

Die schwarze, feuchte Kühle hier im Flur, wie in einem Keller, den nie ein Mensch betritt, wie in einer dunklen Höhle, die tief unter dem Erdboden liegt, wohin nie, nie, ein menschlicher Fuß gelangen kann, that ihr wohl.

O welcher Jubel, so geborgen zu sein. Entrückt den Peinigern der ganzen Welt!! —

Sie that einen Atemzug aus tiefster Brust, als solle er ihren Körper sprengen. Und hier, inmitten der Verborgenheit der dicken Turmwände, im gewundenen Gange dieser dunklen Wendeltreppe, die sie hinauftastete, fielen die Ketten der Gefangenschaft von ihrer Seele: und dieses Jammern um Verlorenes, dieser zaghafte Jubel um neues, kommendes Leben entlud sich in einem Wimmern und Schluchzen, einem seltsamen Murmeln und letzten, lallenden Selbstgespräch. —

Weit irrte der Blick von dem kleinen Balkon über die herbstliche Welt hinaus.

Thränen stürzten Fedora über die Wangen. Denn sie mußte nun Abschied nehmen, auch vom Kinde in ihrem Schooß.

Waisen sie alle beide. Und das Leben da draußen rauschend und grell und klar.

Sie schwang sich auf die Brüstung und breitete die Arme aus —

Ein Rauschen in der Luft. Ein schriller, zirpender Laut.

Ein Vogel nur ging zu Nest —

Rococo.

Von **Richard Muther.**

Es giebt, so erzählt die Sage, irgendwo in der Welt eine Insel, die den Namen Cythere trägt. Immer blau ist dort der Himmel, ewig blühen die Rosen. Tagsüber liegt sie still wie ein schlafendes Dornröschen da. Doch gegen Abend, wenn die Erde sich in Schweigen hüllt, herrscht auf Cythere geschäftiges Treiben. Die Amoretten beginnen ihren Dienst. Schiffe werden ausgerüstet, um die Pilger herüber zu bringen, die dort drüben am Ufer harren. Junge Herren sind es und schöne Frauen, nicht mit brauner Kutte bekleidet, sondern in Seide und Sammet, blumenumwundene Hirtenstäbe in der Hand. Und wenn sie eingestiegen sind, wenn das Boot wieder dem verzauberten Eiland sich nähert, da ist die Welt vergessen. Eine weiche sinnliche Atmosphäre umfängt sie. Die Rosen duften, die Tauben girren. Das Marmorbild Aphrodites blinkt aus grünem Gezweig hervor, und klopfenden Herzens sinken sie zu Füßen der Göttin nieder.

Dieses Werk ist das triumphirende Titelbild zur Kunst des 18. Jahrhunderts.

Als das 17. Jahrhundert endete, lastete eine langweilige, von oben aufgedrungene Frömmigkeit, ein jesuitisch pfäffischer Geist über Frankreich. Der Roi Soleil war schließlich selbst vor seiner Gottähnlichkeit erschrocken. Seine unglücklichen Kriege, seine Geldverlegenheiten, die Todesfälle in der königlichen Familie — alles stimmte ihn düster. Im Verein mit Frau von Maintenon giebt er Glaubensedikte, läßt Kirchen bauen und Messen lesen. Trappisten und graue Schwestern schleichen durch die Säle des einst so strahlenden Schlosses. Große Kanzelredner rufen Paris zur Buße.

Da starb der große König, und die Gesellschaft athmete auf. Kein kopfhängerisches, griesgrämiges Muckerthum brauchte man mehr zu heucheln, brauchte nicht mehr hinter den Fächern zu gähnen. Denn der Regent selber, Philipp von Orleans warf als erster die Maske ab. Alle Lebenslust, bisher in einem Käfig eingeschlossen, schäumte auf. Man hatte gebetet, man wollte sich freuen; man hatte sich gelangweilt, man wollte lustig sein.

Die Bildnisse zeigen, daß plötzlich eine neue Menschheit auf den Schauplatz trat. Die Epoche Ludwigs XIV. war ein stolzes, steifes, bombastisch ruhmrednerisches Zeitalter. In selbstbewußter herausfordernder Würde, inmitten eines pomphaften Apparates steht der König da. Der Glorienschein einer Riesenperücke umfließt sein Haupt. Ein ungeheurer, mit den französischen Lilien bestickter Mantel umwallt ihn. Demonstrirend weist er auf die Insignien des Königsthums hin, die auf seidenem Kissen neben ihm ruhen. L'Etat c'est moi. Und wie der König sind die andern. In gravitätischer Hoheit lassen sie sich malen. Alle Damen haben einen Fürstenmantel um die Schultern drapirt. Der Dichter stützt sich, von einem Königsmantel umwogt, mit heroischer Geberde auf eine Leier. Wie Ludwig XIV. seine Krone, zeigen sie die Insignien ihrer Macht: die Bücher, die sie geschrieben, die Kunstwerke, die sie geschaffen, die Schiffe, die ihr Kaufhaus über die Meere sendet. Auch wenn sie im Schlafrock erscheinen, ist dieser

Schlafrock aus blauer Seide oder rothem Sammet. Sogar das häusliche Leben ist Galavorstellung wie das Lever des Königs. Es war die Zeit, als selbst in die Familie der Geist des Royalismus drang, die Kinder ihre Eltern mit „Sie", mit Herr Vater und Frau Mutter anredeten.

Jetzt ist diese repräsentirende Maske gefallen. Keine stolzen Generale, keine würdevollen Erzbischöfe und audienzertheilenden Minister giebt es mehr. Es giebt nur noch Männer der Mode und der Eleganz. Alle gehen galant, sprechen galant, lächeln galant, kennen die schönsten Complimente und ihre Wirkung auf das zarte Geschlecht. Nicht mehr gravitätisch sondern weich und rosig sind die Züge. Nicht mehr imponirend sondern fein und zierlich ist die Pose. Die Toilette, früher feierlich steif, kokettirt mit eleganter Nachlässigkeit und erhält eine Wendung ins Weibliche. Spitzen als Halsschmuck und als Manschetten, Stickereien in Silber und Seide werden selbst von alten Herren getragen. Alle sind sie so elastisch schlank, so anmuthig und von Rosenduft umhaucht, als ob es gar keine Männer sondern erwachsene Amoretten wären.

Eine noch auffälligere Wandlung machen die Frauen durch. Die vom Schlusse des 17. Jahrhunderts in ihrem starren Fischbeincorsett, haben eine olympische junonische Größe. Majestätisch und voll ist die Gestalt. Blendende Schultern und prächtige Arme tauchen aus dem Hermelinmantel auf. Aber auch unweiblich, unnahbar hoheitvoll sind sie: Frauen wie die stolze Montespan, bei deren Anblick Hebbel ausrief, solch ein Weib könne nur ein König lieben. Jetzt giebt es keine Frauen mehr von majestätischer Schönheit. Schienen sie damals alle 40 Jahre alt, so sind sie jetzt entweder unter 20 oder über 60. Die Figuren, damals mächtig, werden fein und leicht. Die Gesichter, damals stolz, werden kindlich. Die Linien des Mundes verlieren ihren hochmüthigen Ernst und kräuseln sich in leichter Schalkhaftigkeit und liebenswürdigem feinen Lächeln. Auf den Geschmack für das Imposante ist der für grazile Anmuth, auf die unnahbare kalte Vornehmheit das Niedliche, pikant Verführerische, auf das Würdevolle das Kokette gefolgt.

Auch das Leben dieser Menschen steht in Gegensatz zu dem der Vergangenheit. Damals war der König der Mittelpunkt, um den alles sich drehte. Jeder Stein predigt in Versailles, daß die Majestät hier wohnt. Mächtige Treppen führen zu weiten Sälen empor, wo es funkelt und leuchtet von goldener Pracht. Bronze- und Marmorfiguren füllen Nischen und Simse oder neigen sich, dem König huldigend, vom Plafond herab. Selbst die Natur hat ihre Hoheit abgelegt, sich dem Willen des großen Einen gebeugt. Kein Baum darf wachsen, wie er will. Die Scheere des Gärtners giebt ihm die Form, die der König befiehlt. Kein Bach darf fließen, wohin er mag. Dem Willen des Königs folgend steigt er als Wassersäule gen Himmel oder strömt als Cascade weiße Marmorstufen hernieder. Es spricht das Königthum von Gottes Gnaden, das nicht nur die Menschen beherrscht, auch Thal und Berg, Wasser und Wald der Allmacht seines Scepters unterwirft. Es spricht der Geist jenes jungen Ludwig, der 14 Jahre alt mit der Reitpeitsche im Parlament erschien. Suprema lex regis voluntas.

Jetzt wird Ludwigs Wort „der Staat bin ich" abgelöst durch das andere: „die Aristokratie ist die Menschheit". Vorher um den Königsthron geschaart, geht sie nun ihre eigenen Wege. Kirche und Schloß, das sind die beiden Orte, wohin sie nicht mehr geht. Hatte man früher nach dem himmlischen Paradies gestrebt, so genoß man jetzt das Leben in vollen

Zügen und starb mit dem frohen Bewußtsein es genossen zu haben. So wie George Sands Großmutter ihrer Enkelin erzählt: „Dein Großvater war schön, elegant, sorgfältig gekleidet, fein, parfümirt, munter, liebenswürdig, zärtlich und froh bis an den Tod. Damals hatte man keine körperlichen Schmerzen. Lieber starb man auf einem Ball oder im Theater als in seinem Bett zwischen vier Wachskerzen und häßlichen schwarzen Männern. Man genoß das Leben, und wenn die Stunde, wo man es verlassen mußte, kam, suchte man nicht andern ihre Lebensfreude zu rauben. Das letzte Lebewohl meines Mannes bestand in der Aufforderung, ihn lange zu überleben und mir das Leben angenehm zu machen".

Die königlichen Routs hatten nicht zu den Annehmlichkeiten gehört. Darum flüchtet man aus dem erstickenden Hofleben in ein frohes Arkadien, aus den Prunksälen in die Natur hinaus. Herrschte damals der Zwang einer festgeregelten Etikette, so liebt man jetzt das Laisser aller, sehnt sich nach harmlosem Genuß. Schöner als ein prunkvoller Palast deucht ein strohgedecktes Bauernhaus, das man draußen auf dem Lande sich kauft. Schöner als die Parkanlagen Lenôtres dünken die Wälder und Felder, wo die Kuhglocken läuten, die Meiereien mit ihrem Hühnerhof und dem Taubenschlag. Auf Wiesen, an Bächen und Waldlichtungen lagert man zwanglos sich hin. Graziöse Gavotten tanzt man und neckische Menuetts. Nach dem nahen Dorf eilt man hinüber, wo die Landleute ihren Jahrmarkt feiern. Das festliche Hofkleid ist abgelegt, die Prunke verschwunden. Es war so lustig, bot so viel Stoff zu niedlichen Intriguen, Bauer und Bäuerin, Schäfer und Schäferin zu spielen oder den bunten Flitter des Pierrot und der Colombine zu tragen.

Denn wie die Etikette verachtete man scrupulöse Schamhaftigkeit, weil sie pedantisch erschien. „Was ist, schreibt Frau von Pompadour nach der Lektüre von Rousseaus Heloise, diese Julie für ein fades Geschöpf. So viel Vernünftelei und tugendhaftes Geschwätz, um schließlich mit einem Manne zu schlafen". Paris wurde damals das Zauber-Eiland, wo die Nabobs der ganzen Welt zusammenströmten, die Insel Cythere, die jeden aufnahm, der Geld, Geist und Lebenslust mitbrachte. Doch selbst die Sinnlichkeit erhielt eine neue Nuance. Im Grand Siècle, das nur das Mächtige, Pathetische kannte, war sie eine große Leidenschaft gewesen. Brutal und thierisch hatte Rubens sie gemacht. Jetzt waren die Nerven müde geworden. Nicht mehr starke Erregungen, nur das Discrete, Delicate vertragen sie. So macht das 18. Jahrhundert, das nur das kleine liebt, auch die Liebe zum Flirt. „Die großen Leidenschaften, schreibt Mercier, sind heutzutage selten. Man schlägt sich nicht mehr für eine Frau. Man sieht keinen verlassenen Liebhaber, der durch Gift seinem Leide zu entgehen sucht." Was man früher mit Aechzen und Stöhnen sagte, sagt man jetzt plaudernd, in leichter Causerie. Keine glühende Begehrlichkeit giebt es, keine brüske Kraft, nur kunstreiches Hofmachen, Schmeichelei und Huldigung, Werben und Schmachten.

Neue Menschen brauchen eine neue Kunst. Die große Culturwandlung war also von einer ebenso tiefgehenden ästhetischen Wandlung begleitet.

Vorher hatten der heroische Corneille und der classisch strenge Racine die Literatur beherrscht. Diesen pomphaft feierlichen Stilisten, die auf erhabenem Kothurn einhergingen, folgen jetzt die geistvollen Plauderer, die in prickelnd anmuthigem Ton, ohne jemals plump zu werden, von Liebe, nur von Liebe reden. Dem nervösen Empfinden der Zeit entsprach nicht mehr

die Wiederkehr eiserner Takte. Darum lösen die tyrannischen Rhythmen des Alexandriners sich auf. Die rauschenden Perioden Boileaus verpuffen in einem Feuerwerk von Esprit, Witz und Laune. Schalkhafte Grazie tritt im Briefstil an die Stelle des Schwülstigen. Auch die Amadis und Robinsons, all die Romane, die in China spielen, kennzeichnen den arkadischen Zug des Zeitalters. Man liebte die Chinesen. Denn sie hatten den Thee gebracht, das neue Getränk, das für das 18. Jahrhundert so viel bedeutet wie für das 19. das Bier. Zugleich galten sie als glückliches Naturvolk, das frei von höfischem Zwang an den Ufern des Stillen Oceans paradiesisch heiter dahinlebte.

Die Architektur, die im 17. Jahrhundert die größten Kirchen und die mächtigsten Königsschlösser hatte entstehen lassen, schafft jetzt die feinsten Palais und Landhäuser. Der Adel, bisher an Versailles gefesselt, baut sich seine eigenen Quartiere. Und der Stil dieser Bauten ist das Gegentheil desjenigen, der vorher herrschte. Da man im Leben alles Machtvolle, Heroische haßt, muß auch die Baukunst alles Wuchtige meiden. Auf das Mächtige folgt das Zierliche, auf das Blendende das Behagliche. Die Gemächer werden kleiner, haben nicht der Repräsentation, sondern der Bequemlichkeit zu dienen. Statt in starren glänzenden Prachtsälen lebt, liebt und plaudert man in kleinen Salons und Boudoirs. Aus der Wandgliederung schwinden die letzten Reste tektonischen Aufbaues. Denn nichts Festes, Massiges darf die Grazie stören. Nachdem man so lange den Druck des Königthums getragen und nun sich frei gemacht, nimmt man den tragenden Gliedern ihre bauliche Funktion und macht sie zu lustigen Personen, die heiter mühelos, nur noch aus Höflichkeit die Rolle von Karyatiden spielen. Nachdem man so lange pedantisch abgezirkelt hatte leben müssen, hat man am Ungebundenen, Capriciösen solche Freude, daß man das oberste aller früheren Schönheitsgesetze, die Symmetrie geflissentlich vermeidet, alles aussucht, was der Regelmäßigkeit in übermütiger Laune spottet.

Waren die Möbel im 17. Jahrhundert monumental, majestätisch pomphaft, als stammten sie aus den Sälen des Versailler Schlosses, so werden sie jetzt leicht, zierlich und klein, als seien sie alle für das Boudoir einer Frau bestimmt. Schwellend gepolsterte Fauteuils, weiche, mit Seidenkissen belegte Sofas treten an die Stelle der harten, geradlinigen Lehnstühle. Japanische Paravents und chinesische Pagoden, Sèvresvasen und kokette Uhren sind auf marmornen Kaminen, auf Tischen und Consolen verstreut. Weiche, süße Parfums, Vanillenduft und Heliotrop mischen sich mit dem **odeur de femme.**

Die Plastik, die im 17. Jahrhundert ins Kolossale gegangen war, wird zur Kleinkunst, die nicht mehr Kirchen und Parkanlagen mit monumentalen Gruppen bevölkert, sondern gleichfalls im Salon, im Boudoir sich einnistet. Nicht Stein, Marmor und Bronce, sondern Gold, Silber, Fayence und Porzellan ist ihr Material. Das Relief, vorher wuchtig herausgearbeitet, kennt nur noch zarte, hingehauchte Linien.

Diesem Ensemble fügt auch die Malerei sich ein. Da nicht das Derbe nur das Zarte, nicht das Laute, nur das Leise salonfähig ist, werden coloristisch alle starken Effekte vermieden. Die Zeit Ludwigs XIV. liebte knalligen Pomp. Leuchtendes Blau und Rot in Verbindung mit Gold waren die Lieblingsfarben des Königs. Jetzt wurden diese lauten Fanfaren zur leisen Coloratur. Auf die schrillen Klänge der Blechinstrumente folgen die buhlenden, schmeichelnden Töne der Flöte. Namentlich der weiße Ton des Porzellans gefiel und bestimmte die Scala. Zarte Harmonien von mattem

Gelb, lichtem Blau, von Hellrosa, Helllila und Graublau sind besonders beliebt. Auch alles Fetten, Schweren wird die Oelmalerei entkleidet, und da sie trotzdem nicht zu dem Duft, der Puderstimmung des Zeitalters paßt, treten neue Techniken wie das Pastell hervor, das nur mit Blüthenstaub arbeitet, das Mimosenhafte des Schmetterlingsflügels wahrt.

Im 17. Jahrhundert war Spanien, das schwarze Spanien, das führende Land. Jetzt, als dem kirchlichen Geist ein neues Aufschäumen der Sinnlichkeit, auf die Grandezza die Grazie folgte, tritt Frankreich an die Spitze und bringt zur Ausführung, was seit den Novellen des Parisers Boccaccio die Bestimmung der Franzosen zu sein schien.

Denn Boccaccios Decamerone in Rococotracht — so könnte man die Bilder Watteaus nennen. Junge Männer in Sammet und Seide, eine Guitarre an breitem, mattrothem Bande um die Schulter gelegt, streifen ziellos umher und machen schönen Frauen den Hof, bald im Walde, bald auf der Wiese oder im Dorf, nie aber in der Stadt oder in der Nähe eines Schlosses. Keinen Hunger kennen sie, keine Arbeit, keine Sorgen. Feen haben ihnen alles, was sie brauchen, gegeben: ihre Atlasschuhe, ihre Notenbücher, ihre Hirtenstäbe und Mandolinen. Und die Frauen sind Kinder derselben verzauberten, elysischen Welt. Aus blauen Augen, deren Frieden keine Leidenschaft stört, blicken sie ihre Verehrer an. Spitzenfächer haben sie und mattrothe, violette oder gelbe Seidenkleider. Schlanke Arme mit langen weißen Fingern und rosigen Nägeln tauchen aus feinen Spitzen hervor. Das Mieder öffnet sich nur soweit, um den Ansatz eines jungen Busens zu zeigen. Nichts geschieht auf den Bildern. Man singt und spielt nur, man spricht und lacht. Anmuthige Umarmungen, zärtliche Blicke, galante Worte werden gewechselt. Da bietet ein Herr der Dame die Hand, um sie ein paar Stufen hinaufzuführen. Dort wird Gavotte getanzt, Blindekuh gespielt, oder junge Mädchen fangen weiße Rosen in ihrer Schürze auf. Dort entfernt sich ein Herr mit seiner Dame und lagert sich mit ihr auf dem Grase, am Abhang eines kleinen Sees, hinter einem Baum oder niedrigem Buschwerk. Bald schelmisch lächelnd, bald schmollend oder leicht gekränkt, halb versagend, halb gewährend nehmen die Damen die Huldigungen ihrer Kavaliere entgegen. Ihr Auge glänzt, zitternd athmen sie die Atmosphäre der Liebe, womit der Mann sie umgiebt. Und wenn es dunkler wird, löst sich allmählich der Schwarm. Plaudernd verschwinden die Paare. Der Gesang, der Klang der Guitarre verstummt. Nur noch süße stammelnde Worte hört man flüstern.

Und für diese Menschen schafft Watteau auch die Natur, in die sie gehören. So wenig seine Landschaften mit den Parkanlagen Lenôtres gemein haben, so wenig gleichen sie denen der Wirklichkeit. Keine Wolken giebt es, kein wildes Gestrüpp, keine schroffen Felsen. Mächtige Bäume breiten ihre Wipfel wie schützend über die Paare. Weicher Rasen ladet zum Ausruhen. Rosen, Maßliebchen, Tausendschönchen blühen mitten im Wald, damit die Herren sie pflücken und Sträuße winden können. Hollunder und Jasmin duftet von den Hecken. In der Luft tanzen die Schmetterlinge ein lautloses Menuett. Quellen und kleine Cascaden rauschen in der Nähe, um das Geflüster der Liebe zu übertönen. Da ist eine Schaukel angebracht. Dort blicken nackte Marmorbilder — ein ziegenfüßiger Satyr, der eine schlanke Nymphe umfaßt, Apollo, der die Daphne verfolgt — aus grünem Gezweig hervor, die Menschen zu ähnlichen Neckereien lockend. Nicht Pan, sondern Amor führt in dieser Welt das Szepter. Der Schauplatz aller Bilder ist die Insel Cythere, wo die Rosen immer duften und die Nachti-

gallen flöten, wo es in den Bäumen säuselt und flüstert von Glück und Liebe.

Und der Mann, der diese Werke schuf, war ein kranker, häßlicher verbitterter Mensch. Leer und ausdruckslos wie die eines Sperbers sind auf seinem Selbstporträt die Augen, rot und knochig die Hände. Schlaff ist der Mund. Die Kleider schlottern um die niedrigen Schultern und die schmale Brust. Von Reichtum, Grazie und Eleganz ist er umgeben. Ihm selbst, dem Schwindsüchtigen, wird nichts von allem zu Theil. Wenn jene Andern Arm in Arm hinaussegelten nach den Gefilden der Seligen, blieb er, der kranke, häßliche Mann allein auf der grauen Erde zurück und starrte hinaus nach den glücklichen Gestaden, von denen für ihn kein Schiff herausfuhr. Sein ganzes Schaffen war ein großes Sehnen, das Sehnen eines Kranken nach Frohsinn, das Sehnen eines Einsamen nach Liebe. Während er sterbensmatt in seinem Krankenzimmer sitzt, tragen ihn die Fittige des Traumes in ein fernes Utopien, in ein Land des Glückes und der Schönheit. Während er einsam ist, denkt er an Frauen, deren Gewand zu berühren eine Seligkeit ist. So erklärt sich die Wehmuth, der melancholische Hauch, der diese Darstellungen frohen Lebensgenusses durchzittert. So erklärt sich, daß seine Gestalten, in der Wirklichkeit wurzelnd, doch einem fernen Elysium zu entstammen scheinen. An der Schwelle des Jahrhunderts hat er das duftigste geschaffen, was das Jahrhundert überhaupt hervorbrachte, gerade weil er nie Erlebtes, nur Fatamorganagebilde, nur seine Träume von Schönheit und Liebe malte.

Die Folgenden, mit beiden Füßen im Leben stehend, malen keine Elegien, sondern die Chronik ihrer Zeit. Daher fehlt ihren Werken dieser verklärende Hauch. Doch auch bei ihnen giebt es keine Langweile, keine Kälte. Sie folgen der lustigsten Mode, die es jemals gab und folgen ihr mit großem Geschmack. Pater als erster hat den Schauplatz seiner Bilder aus der freien Natur in den Salon verlegt. Nachdem die neuen Hotels des Faubourg Saint-Germain erbaut waren und Oppenort für das Kunstgewerbe den neuen Stil geschaffen, konnte Pater die Symphonie des Salons dichten. Junge Damen, von schwellenden Kissen umstopft, wälzen sich auf seidenen Fauteuils. Der Abbé erscheint, um nach dem Befinden zu fragen. Die Modistin legt die neuesten Roben vor. Lakaien mit silbernem Tablett serviren den Thee. Eine Welt exquisiter Dinge — japanische Elfenbeinarbeiten, Broncen und orientalische Stoffe — ist um die Figürchen gebreitet. Aus Pfeilerspiegeln und Lyoner Kissen, aus zartblauen Jupons und grauseidenen Strümpfen setzt seine Welt sich zusammen.

Doch mehr noch spiegeln die Radirungen das Leben des Rococo wieder. Die Vorliebe für das Leichte, Flüchtige, Geistreiche kam gerade der Radierung zu statten. Unter Ludwig XIV. hatte auch der Kupferstich den ausschließlichen Zweck gehabt, dem König zu dienen. Die ruhmrednerischen Bilder des Versailler Schlosses, die Porträts der königlichen Familie und Berichte über die Hoffestlichkeiten wurden in Stichen verbreitet. Jetzt verliest er diesen höfischen Zug und wird Galanterieartikel wie alle Erzeugnisse des Rococo. Es war ein so feiner Reiz, eng aneinander geschmiegt zierliche Classikerausgaben zu betrachten.

In den älteren Blättern lebt noch die unschuldige Paradiesesstimmung Watteaus. Das Arkadische, Bukolische ist das Ideal des Salons. Junge Frauen träumen, blättern mechanisch im Musikheft, lauschen zerstreut den Worten des Cavaliers. Aus den späteren — etwa Saint-Aubins „Bal paré" — klingt das jubelnde Evoë der Freude. Rosige Amoretten lachen von

den lichten Wänden hernieder. Seidene Schleppen rauschen, seidene Schuhe hüpfen, Fächer kokettiren, Diademe und Colliers leuchten und funkeln. Der Duft von Theerosen und Veilchen strömt aus dem gepuderten Haar. Die Spiegel werfen das ganze glitzernde Bild zurück.

Das Rococo war die erste Zeit, die dieses Froufrou der Toilette zur Steigerung des sinnlichen Reizes verwendete. Ein Stückchen nacktes Fleisch, das über einem Mieder, unter einem Spitzenärmel vorschimmert, nicht größer als die Lippen darauf zu setzen, erschien pikanter als monumentale Nacktheit. Erst allmählich entdeckte man, daß es von bizarrem Reiz sei, die Wesen, die man gewöhnlich in Toilette sah, auch im Bad zu belauschen. So taucht das niedliche Körperchen der Rococodamen, bisher von knisterndem Seidenkleid umwogt, nun in paradiesischer Nacktheit auf. François Bouchers Kunst ist die Apotheose des Rococo. Nicht mehr die Menuette Watteaus malt er, sondern jene babylonischen Tänze, die das Balletcorps der großen Oper vor Ludwig XV. aufführte. Als Watteau auftrat, ergriff man den Pilgerstab. Jetzt ist das Ziel der Wallfahrt erreicht. Watteaus Heldin ist die Dame in seidenem Kleid und brabanter Spitzen, die ihr niedliches Pantöffelchen über eine Welt von Cavalieren schwingt. Bouchers Herrscherin ist Venus in Person — freilich gleichfalls eine Venus des Rococo: nicht die schreckliche, mordende Göttin, die Racine in der Phaedra gefeiert, sondern eine Courtisane großen Stils, eine lustige Marquise, die vom Balkon des Olymp duftige Rosen ins Leben streut.

Der nackte Weiberkörper ist der Traum von Bouchers Leben gewesen. Ihn zu feiern, setzt er den Olymp in Bewegung. Nymphen und Najaden schaukeln sich auf dem Meer in wollüstig weichen Verschlingungen. Musen tanzen. Venus verläßt ihren Taubenwagen, um ins Bad zu steigen. Oder er malt die drei Grazien, die den Cupido schaukeln, also Grazie und Liebe, die beiden Elemente des Rococo, benutzt das Motiv des Kirschensammelns, um junge Körper in allen Bewegungen zu zeigen. Denn das unterscheidet diese Rococobilder von ähnlichen der Renaissance. Damals liebte man eine königlich machtvolle, majestätische Schönheit. Die Sinnlichkeit des Rococo ist die Freude an verbotener Waare. Zart und nervös sind die Beine. Delicat ist die Taille, noch ganz unentwickelt die junge, kaum sich wölbende Brust. Die jugendlichsten, frischesten Balleteusen suchte Boucher sich aus, empfand ein raffinirtes Vergnügen, ganz kindliche, knospende Körper herauszufischen. Vornübergebeugt sitzen seine Göttinnen mit hoch übereinander geschlagenen Beinen da, als ob sie, auf dem Bettrand balancirend, sich die Schuhe bänden oder die Strümpfe abstreiften. Oft erhöht er den Eindruck des Entkleidetseins dadurch, daß er als Kleidungsstück ihnen ein Perlencollier läßt. Oder er steigert die pikante Wirkung, indem er das nämliche Persönchen in der nämlichen Pose erst in Kleidern, dann nackt malt. Dem **rideau levé** geht die Ouverture voraus.

Auf diesem Wege ging die Entwicklung weiter. Man hatte zu viel getanzt und zuviel geliebt. Statt sich selbst zu bemühen, will man nur noch zusehen, so wie der Pascha, Opium rauchend, apathisch in seinem Harem sitzt. Auch nackte Balleteusen tanzen zu lassen, hat keinen Reiz mehr. Nur durch pikante Dinge sind die Nerven noch aufzustacheln: wenn man durchs Schlüsselloch eine kleine Arbeiterin, die das Hemd wechselt, beobachten kann oder auf der Straße einer jungen Modistin nachgeht, die ihr Kleid so emporhebt, daß das Strumpfband zu sehen ist. So beginnt am Schlusse des Rococo die eigentlich galante Kunst, das **tableau vivant**. Stramme Burschen und hübsche Mädchen müssen den vornehmen Herren die Liebes-

scenen vorspielen, für die sie selbst zu blasirt geworden. Ein mattlüsternes Faunlächeln spielt über ihre schwammigen, jugendlich greisenhaften Gesichter, während sie, dem prickelnden Schauspiel folgend, in süß-schmerzlichen Erinnerungen schwelgen. Die Stimmung, die über den Werken ruht, ist der wohlige Kitzel, den Des Esseintes empfindet, wenn er jungen Leuten die Freuden der Liebe zahlt, oder die Pose, die Yvette Guilbert annimmt, wenn sie das Lied singt: ces vieux messieurs.

Baudouin betrat als erster dieses Gebiet. Sein ganzes Leben war der Erzählung galanter Abenteuer gewidmet. Da läßt sich ein junges Mädchen entführen, und der Liebhaber schwelgt, während sie über die Mauer steigt, im Vorgeschmack der Dinge, die sich weiter enthüllen werden. Oder einem alten Herrn macht es Freude, seine Geliebte mit dem Gärtnerburschen zu belauschen. Oder der Beichtstuhl wird zu interessanten Erörterungen benutzt.

Doch als geistreichster dieser Gruppe, überhaupt als einer der feinsten des Jahrhunderts, ist Fragonard, der nervöse Charmeur, zu feiern. „Nach Schluß der Salonausstellung 1763, erzählt Fragonard selbst, schickte ein Herr zu mir und bat mich, ihn zu besuchen. Er befand sich gerade mit seiner Maitresse auf dem Land. Zuerst überschüttete er mich mit Lobsprüchen über mein Bild und gestand mir dann, das er ein anderes wünschte: „Ich möchte nämlich, daß Sie Madame malen auf einer Schaukel. Mich stellen Sie so, daß ich die Füße des hübschen Kindes sehe — oder auch mehr, wenn Sie mich besonders erfreuen wollen." Diesem seltsamen Amateur dankt man das Bild „Die Schaukel". Während der Ehemann sie bewegt, folgt der Liebhaber, zu Füßen der Dame liegend, gespannt jeder Bewegung, die ihm ideale Perspectiven unter das Froufrou rosiger Seidenkleider eröffnet.

Nicht das Nackte, nur das Halbnackte spielt in Fragonards Bildern eine Rolle: junge Mädchen, die sich ausziehen oder in einer nachlässigen, fein berechneten Pose im Bette liegen, nicht ahnend, daß ihr feines Battisthemd herabgeglitten und ein Stück rosigen Busens, ein schwellender Schenkel sich indiscreten Blicken enthüllt. Oder er malt Liebesscenen, deren kitzelnder Reiz durch das Gefühl gesteigert wird, daß die Flügelthür nebenan plötzlich auffliegen kann. Ein junges Paar schreckt zusammen, weil draußen eine Hand auf die Klinke drückt. Mädchen stürzen in wilder Flucht auf ihre Kammer und schieben den Riegel vor oder veranstalten vor dem Schlafengehen eine lustige Flohhatz. Eines stürmt zum Zimmer hinaus, weil ihr Hemd in Flammen gerathen. Andere junge Damen leiden unter der Blasirtheit des Zeitalters. In Ermangelung eines anderen Verehrers spielen sie beim Erwachen in sehr gewagter Pose mit ihrem Hundchen. Oder sie entschädigen sich, indem sie als Herrenreiterinnen das Pferd besteigen. Gerade solche Blätter beleuchten blitzartig die Psychologie des Zeitalters, jene Epoche der Marie Antoinette, die trotz ihrer Ehe mit Ludwig XVI. Jahrelang Jungfrau blieb und später Prinzen bekam, die von den Eingeweihten für unecht erklärt wurden; jene Epoche, als die Franzosen selbst in Lüsten ergraut waren und nur die fremden Gesandtschaftsattachés, namentlich die ritterlichen Söhne des Nordens, noch einen Strahl Liebe in das öde Dasein der Frauen trugen; jene Epoche, als Marie Antoinette bei einer Soirée wie in Hypnose den jungen schwedischen Grafen von Fersen anstarrte, während Thränen über ihre Wangen rieselten.

Mit den zierlich gemessenen Menuetten Watteaus hatte die Redoute begonnen. Um Mitternacht, unter Anführung Bouchers, wurde der Cancan getanzt. Fragonard ist der Pierrot Lunaire, der beim Morgengrauen, blaß

und geisterhaft, seine Sprünge macht. Manche seiner Blätter, so toll sie sind, haben etwas von Gebeten. Altäre sind errichtet. Opferflammen züngeln lohend gen Himmel, und bleiche Menschen legen weiße Kränze zu Füßen des allmächtigen Eros nieder. Da heben Weiber flehend ihre Hände zu Satan empor und beten, ihnen das Geheimniß neuer, ungekannter Sensationen zu enthüllen, mit denen sie die müden Nerven der Männer noch stacheln könnten. Dort stürmt ein Paar in rasender Hast nach dem Springbrunnen der Liebe, und der Jüngling schlürft gierig das Naß, das ein Amor ihm reicht. Es ist kein Zufall, daß damals die Zeit der Geisterseher und der Wunderelixire begann; daß vornehme Herren zu Alchymisten wurden, in ihrem Laboratorium eingeschlossen, sich bemühten, den Geheimnissen des Lebens und Sterbens auf die Spur zu kommen; daß die Heiligen des Zeitalters jene Wunderdoctoren waren, die den müden, abgelebten Menschen ein Lebenselixir versprachen. Die Freude Fragonards an drallen Kindern ist ähnlich derjenigen, die der faustische Wagner empfand, als er in der Retorte den Homunculus braute.

So ist die Entwickelung des Rococo in den Versen über Salomo und David enthalten, von denen der eine, als er alt wurde, seine Sprüche, der andere die Psalmen schrieb. Alle Genüsse des Lebens waren ausgekostet. Immer wieder hatte Boucher gemalt, wie Venus bei Hephästos Waffen bestellt. Dieses Lager des Vulkan ist nun ausverkauft. Seine Esse ist ausgebrannt. Er kann nicht mehr dienen. So bestreut man am Aschermittwoch das Haupt mit Asche, leistet Abbitte für das, was man früher gesündigt. Wie Tacitus den Römern der Verfallzeit die alten Germanen, stellt Rousseau der vornehmen Welt den Naturmenschen vor Augen, der in seiner Tugend und Kraft den Kulturmenschen beschämt. Und die Damen begeisterten sich an Rousseaus Schriften. Es war eine neue pikante Sensation, inmitten glänzender Gesellschaften dem Kinde die Brust zu bieten. Es war so hübsch, nachdem man nur Modedame gewesen, zur Abwechselung Kinderzeug für Wohlthätigkeitsbazare zu stricken und Kuchen an nette Savoyardenbuben zu vertheilen. Sie gehen in die Wohnungen der armen Leute, nehmen die Kinder auf den Arm und überhäufen sie mit den seltsamsten Geschenken, mit seidenen Shawls und gehäkelten seidenen Börsen. Sie knieen an Altären und gehen mit den Prozessionen. Geistliche Concerte und Gluck'sche Oratorien kommen in den Tuilerien zur Aufführung. Auf die Orgien des Palais Royal mußte eine Orgie der Keuschheit, auf die galanten Schäferspiele ein Schäferspiel der Tugend folgen.

Greuze gab diesen Stimmungen das künstlerische Gewand. Hatte Fragonard für pikante Freuden gesorgt, so wurde unter Greuzes Händen das Bild zur Moralpredigt. Vorher war in dem aristokratischen Frankreich das Volksleben nie geschildert worden. Jetzt wird das Arkadien, das man bisher auf Robinsons Insel gesucht, in unmittelbarer Nähe entdeckt. Gleich vor dem ersten Bild, dem „Familienvater, der seinen Kindern aus der Bibel vorliest“, drängte sich die vornehme Welt zusammen, weil es nach dem geistreichen Atheismus so nagelneu war, von der simplen Frömmigkeit solch ehrbarer Landbewohner zu hören. Auch die zahlreiche Nachkommenschaft dieses Familienvaters imponirte. Die Frau des Rococo hatte geringschätzig über Mutterfreuden gedacht. Sie wollte nicht — wie die Jungfrau Maria — gebären ohne zu sündigen, sondern sündigen ohne zu gebären. Jetzt wurde der „kleine Mann“ auch wegen seines Kinderreichthums beneidet. Wie ein biblischer Patriarch schwingt er auf Greuzes Bildern inmitten einer hundertköpfigen Nachkommenschaft sein Scepter. Immer wieder malt er die

junge Mutter, die ihrem Baby die Brust reicht, und auch bei Mädchen weist er darauf hin, daß die Bestimmung des Weibes die Mutterschaft, die Ernährung von Kindern ist. „La Laitière“ lautet zuweilen die Unterschrift. Und „Milchmädchen“, auch wenn sie keinen Milcheimer halten, sind sie alle. Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen dem Aeußeren der jungen Damen und ihrer ländlichen Freude mit Marie Antoinette früh die Kühe zu melken.

Bouchers Schönheitsideal ist nicht unschuldiger, sondern raffinirter geworden. Nur bleibt Grenze sogar in solchen Bildern moralischer Künstler. Nicht die Freuden der Sinnlichkeit malt er, sondern die Trauer um die verlorene Unschuld. Rathlos wie ein aufgescheuchtes Reh blickt das arme Baby, dessen Krug zerbrochen ist. Rathlos, untröstlich starrt das junge Mädchen, das ihren Spiegel hat fallen lassen, auf die zerbrochene Scheibe. Alles Lebensglückes beraubt, thränenden Auges schaut ein anderes Kind auf sein gestorbenes Vögelchen. „Glaubt nicht, schrieb Diderot, daß es um den Krug, den Spiegel oder das Vögelchen sich handelt. Die jungen Mädchen beweinen mehr und sie weinen mit Recht.“

Greuze ist in dieser Mischung von Moral und Hautgout der echte Maler seiner Zeit. Denn von einer „Besserung“ war trotz äußeren Scheines nicht die Rede. Die Einfachheit und Sittsamkeit war nur Façade. Wohl bot Trianon, das „Klein Wien“ der Marie Antoinette, äußerlich einen ländlichen Anblick. Am Fuße waldiger Hügel, am Ufer eines stillen Weihers zogen sich die bäuerlichen Häuser hin. Es gab einen Pachthof und eine Mühle, eine Milcherei und ein Taubenhaus. Auf der Wiese spielten die Königskinder als Schäfer und Schäferinnen mit ihren Schafen und Ziegen. Doch im Innern von Trianon sah es geradeso aus, wie in dem künstlichen Dorf, das der Prinz von Condé im Park von Chantilly hatte bauen lassen. Auch da gab es Bauernhäuser: eine Mühle, eine Scheune, einen Stall, eine Dorfschenke. Aber die Mühle enthielt die herrschaftliche Küche, der Stall eine Bibliothek, die Dorfschenke einen Billardsaal, die Scheune ein Schlafzimmer mit zwei Boudoirs. Zuweilen, wenn unter dem Zelt im Freien getanzt wird, läßt man schmucke Bauernburschen aus der Umgegend kommen, um über ihre tölpelhaften Bewegungen zu lachen. Sonst ist durch den Anschlag: „De par la reine“ der Park im weitesten Umkreis gesperrt. Zwölf Staatsroben, zwölf Phantasieanzüge und zwölf Paradekleider schafft Marie Antoinette für jede Saison sich an. Das Jahresgehalt ihres Friseurs ist 240 000 Frcs. Dem Dauphin schenkt sie einen Wagen, dessen Räder und Ornamente aus vergoldetem Silber, aus Rubinen und Saphiren bestanden. Und daß die Sittlichkeit trotz Diderot nicht größer geworden war, erhellt aus der Bemerkung des Journal des Modes, daß Ludwig XVI. zwar keine Maitressen, andere dagegen — Maitres unterhielten.

Erst nachdem der Gipfel des Raffinements überschritten war, kam schließlich doch das Sehnen nach Einfachheit. Nachdem sie Kleider für Hunderttausende getragen, wandelt die Königin in einfacher Musselinrobe, ein weißes Fichu lose um den Hals geschlungen, einen schlichten Strohhut auf dem Kopf, einen Spazierstock in der Hand, von nur einem Diener begleitet durch die Laubgänge des Parkes. Man will „natürlich“ werden. So kam man vom Rococo zu den Griechen, träumte sich in die bukolische Zeit zurück, als es keinen Puder, keine Mieder, keine Reifröcke gab, als die Frauen schön wie Göttinnen dahergingen. In den Werken der Frau Vigée-Lebrun spiegelt dieses antike Schäferspiel sich wieder. Wie manche Thonfiguren aus Tanagra aussehen, als wären sie direkt aus Paris bezogen,

hat hier die weiche Grazie des Rococo sich mit hellenischer Einfachheit zu bestrickenden Harmonien verwoben. Es liegt über den Bildern die Stimmung eines theokritischen Zeitalters, das sich vor dem Hinscheiden an der Sonne einer alten Schönheitswelt wärmt, traumverloren den weichen Klängen der Syrinx lauscht, während von unten schon die Trommelwirbel eines neuen Weltalters heraustönen.

Der schöne lange Tag der alten aristokratischen Weltordnung naht seinem Ende.

Wohl gab es noch immer eine Stadt in Europa, die nichts davon merkte. Venedig, das uralte aristokratische Venedig, die Stadt der Goldoni, Gozzi und Casanova, feierte noch am Schlusse des Jahrhunderts in fieberhafter Lust und rauschender Festfreude, singend, kokettirend sein Rococo. Giambattista Tiepolo ist sein strahlender Lichtgott. Seine Fresken wirken, als hätte ein verspäteter Sproß der Renaissance sich in das 18. Jahrhundert verirrt. Auf ferne Prachtbauten, auf sonnegebadete Landschaften, in den Aether des Himmels blickt man hinaus. In wildem maenadischem Taumel schweben Engel und Genien durch den Raum, singen, lachen, überschlagen sich. Junge Ritter auf weißem Zelter, wehende Fahnen in der Hand, sprengen daher. Oder säulengetragene, baldachingeschmückte Loggien, Treppenhäuser und Terrassen erheben sich. Festlich gekleidete Menschen schauen von Balustraden hernieder. Musikanten spielen auf. Gelbe Aegypterinnen auf goldstrotzenden Elefanten, Mekkapilger, Mohrinnen auf Kameelen, Araber, Perser, Türken, Nubier, Indianer und kalifornische Goldsucher ziehen vorbei. Alle Zeiten und Zonen geben sich Stelldichein. Götter, Menschen und Amoretten, tropische Pflanzen, Vögel und japanische Sonnenschirme webt er zu Feenarchitekturen von exotischer Pracht zusammen. Neben Veronese ist er der größte venezianische Decorateur, der Erbe, Verwender und Verschwender einer alten Kultur. Der venezianische Geist, damals noch feierlich, ist zum geschmeidigen Jongleur geworden, fliegt, springt, tanzt, schlägt Capriolen.

Doch seine Oelbilder zeigen ihn von anderer Seite. Keine kecken prickelnden Gesänge hört man. Man sieht Visionen, Martyrien, Conceptionen. Todte Augen starren hoffnungslos uns an, blasse Lippen murmeln Gebete, bleiche Hände heben zum Kreuz sich empor. Nur weiche ersterbende Accorde liebt er von dunklem Schwarz und zartem Weiß, feine gebleichte rosa und lila Nuancen. Ueber seinen Frauentypen liegt der Hautgout der Verwesung. Wie Baudelaire schreibt: „Zwei Frauen wurden mir vorgestellt, die eine widerwärtig durch Gesundheit, ohne Haltung, ohne Blick, kurz die einfache Natur; die andere eine jener Schönheiten, die die Erinnerung beherrschen und bedrücken, ihrem tiefen eigenartigen Reiz die Beredsamkeit ihrer Toilette einen, Herrinnen ihres Ganges, bewußte Herrscherinnen ihrer selbst, mit einer Stimme wie ein gestimmtes Instrument und Blicken, die nur das ausdrücken, was sie wollen“ — so liebt Tiepolo nicht die gesunde sondern die kranke, die herbstliche ausgebrannte Schönheit, den Krater, der nur im Innern noch glühende Lava birgt, den Reiz der Cameliendame. Selten wird einem braunen Mädchen aus dem Volk die Rolle der Madonna überwiesen. Blasse Theerosen pflückt er von betäubendem Duft, verwendet als Heilige nur die Frauen der höchsten Stände, bleichsüchtige Comtessen mit müdem Lächeln und nervösen weißen Händen, die die Aufregungen des Spiels und alle zarten Sensationen einer überfeinerten Liebe kennen. Ein Hauch welker Décadence, die Atmosphäre eines schwülen und doch bleichen Herbsttages ist über seine Werke gebreitet. Sein Schaffen bedeutet für Venedig nur das Sterben in Schönheit.

Die beiden Canaletto kamen noch und fertigten die Todtenmaske der Königin der Adria an, malten die edle Schönheit der venezianischen Architektur, den phantastischen Glanz der Kirchen, die verwitterte Pracht der Paläste. Francesco Guardi kam, besang das glühende Licht, das über die Lagunen sich breitet. Bekränzte Gondeln gleiten feenhaft wie in den Tagen Carpaccios über das Grün der Kanäle; marmorne Prachtpaläste spiegeln ihre Säulen und Balkons, ihre Bogen und Loggien in den Wellen. Fremde Gesandschaften bewegen sich in großer Gala auf dem Marcusplatz, von dem stolzen venezianischen Adel begrüßt. Man plaudert, lorgnettirt, begrüßt chevaleresk die Königinnen der Schönheit. Es ist alles wie einst, nur mit dem Auge des Romantikers, nicht mit dem des Realisten gesehen. Denn als Guardi seine letzten Werke schuf, war das Dogenreich schon gefallen.

Es wankten selbst die Pfeiler des Madrider Königschlosses, wohin Tiepolo, der Aristokrat, sich geflüchtet. Spanien, das Land blinder Frömmigkeit glaubte nicht mehr, zitterte nicht, wenn mit Höllenstrafen gedroht ward. Ein wilder Plebejer, der in seinem Hirn dunkle Freiheitsgedanken wälzt, schleicht sich ein in die Mauern des Alcazar. Ein Skeptiker, der an nichts mehr glaubt, bemalt die Wände der Kirchen, die einst Zurbaran schmückte. Ein stiernackiger Bauernjunge wird Porträtist desselben Königshauses, dessen Hofmaler einst Don Diego Velasquez gewesen. Ein Zuchthengst stürmt unter die Wallachen. Francisco Goya ist ein Empörer, ein Agitator, ein Nihilist. So verschieden seine Radirungen sind, der Tyrannenhaß ist die durchgehende Note. Selbst die Bildnisse der königlichen Familie zeigen seine Gesinnung. Wie Carikaturen wirken sie, als hätte er gelacht über die pompöse Nichtigkeit, die da vor ihm stand. Als Sohn eines revolutionären Zeitalters nahm er den armen Fürsten, die ihm saßen, den Talisman der Majestät und ließ sie nackt vor dem Auge der Welt erscheinen.

So werfen die Ereignisse ihren Schatten voraus. Ein Stück nach dem andern ist abgestorben von der alten aristokratischen Welt. Das Gefühl des Weltunterganges ist da. Die französischen Radirungen, auch die Parkanlagen der 80er Jahre verrathen es. Zu Beginn des Jahrhunderts, in der Zeit der Festfreude, waren chinesische Lusthäuser beliebt. Dann, als durch die Rückkehr zur Tugend, zur idyllischen Einfachheit das Verderben verhütet werden sollte, wurden Bretterhäuschen, Meiereien, Tempel der Tugenden errichtet. Jetzt werden Grabesinseln mit Mausoleen erbaut und Urnen mit Thränentüchern aufgestellt. Schwermüthig säuseln die Pappeln, deren Wipfel die Gräber beschatten. Trauerweiden beugen ihre Aeste nieder. Inschriften weisen auf die Vergänglichkeit des Irdischen hin. In den Radirungen wie in den Gärten spielen die Ruinen die wichtigste Rolle. Zu allem Zerbröckelnden, Alten, Verfallenden fühlt man sich hingezogen, als habe man gewußt, daß eine alte Kultur verfalle. Selbst die Farbenanschauung macht noch eine Wandlung durch. Bleumourant wird die Lieblingsfarbe der Epoche. Sterbeblau sind die Kleider, sterbeblau Wände und Fußböden der Wohnungen. Oder schwarz, die Farbe der Trauer wird gewählt. Nicht die Möbel nur, früher hell, werden ebenholzschwarz. Auch an die Stelle der farbigen Miniaturbildnisse treten die schwarzen Silhouetten. So sehr als Schemen, so sehr dem Schattenreich verfallen kommen die Menschen sich vor, daß sie im Schattenriß sich porträtiren lassen.

1789 war der Würfel gefallen. Jenes „**Après nous le deluge**“ der Marquise von Pompadour war zur Wahrheit geworden. Man hatte so salbungsvoll von der Güte des Volkes gesprochen, hatte mit Greuze das Leben als ein Melodrama betrachtet, das mit dem Sieg der Tugend, der

Bestrafung des Lasters endet. Jetzt nimmt die Weltgeschichte die Bestrafung vor. Der Mann aus dem Volke, den die Bilder so lammfromm, so glücklich und zufrieden gezeigt, tritt in seiner wahren Gestalt auf die Bühne. Dunkel und verworren wie Sturmgetose brausen die Klänge des Ça ira und der Marseillaise daher, Klänge, die das alte Europa aus den Fugen reißen. Aus ihren Höhlen und Hütten, aus Kellern und Dachkammern, wüthenden Wölfen gleich, stürzen sie hervor: hohläugig, zerlumpt, schmutzig, mit leeren Magen und durstigen Kehlen, die Enterbten, das Volk, die Canaille. Wie eine Bande von Hexen und Dämonen, wie Gespenster, die die Erde ausgespieen, stürmen sie vorwärts, rothe Fahnen, Fackeln und Piken schwingend, die rothe Mütze auf dem Kopf, mit Messern und Beilen, mit Dreschflegeln und Hacken bewaffnet. Steine und Erdklumpen raffen sie auf. In die Gärten dringen sie, in die Paläste, die Salons. Die Megären der Revolution, die Damen der Halle, Fischweiber und Hökerinnen, in rasende Bacchantinnen verwandelt, sprengen mit Brechstangen die Thüren und stecken die seidenen Tapeten in Brand. Von Fluchen und Gekreisch hallen die Wände wider. Man trinkt aus Flaschen, stößt mit Muranogläsern an, daß die Scherben fliegen. Wüste Gesellen mit borstigem Haar, als römische Lictoren verkleidet, schleppen eine rothgestrichene Maschine mit blinkendem Fallbeil daher und erproben an Kaninchen die Schärfe des Eisens. Auf die Devise des Regenten: Vive la joie folgt die andere: vive la mort. Marie Antoinette, das Haar kurz geschoren, ein grobes Leinenhemd auf dem Leib, fährt vom Wuthgeheul des Volkes umjohlt, auf dem Sünderkarren nach dem Richtplatz. Für die Philanthropie, wie sie Greuze gemalt, wird den schönen Herren und Damen mit der Guillotine gedankt. Das Schlußtableau ihres Schäferspiels ist die elegante Verbeugung, mit der sie den Kopf unter das Fallbeil schieben. Und unter denen, die dem Schauspiel beiwohnen, ist ein junger Hauptmann, der mit Empfehlungsbriefen an Robespierre und Danton aus einer kleinen südlichen Garnison nach Paris gekommen, und hat, zur Guillotine aufblickend, wunderliche Gedanken in seinem bleichen Kopf, Gedanken, die Ajaccio, Austerlitz und Jena, Kaiserkrönung und Brand von Moskau heißen.

In dieser Sündfluth von Blut und Schrecken wurden auch die künstlerischen Ideale des 18. Jahrhunderts mit fortgeschwemmt. Als nach der Schreckenszeit wieder Künstler kamen, bestand kein Band mehr zwischen ihnen und den alten, in denen sich das Lächeln des Rococo verkörperte. Dieser Pulverqualm hatte sich zwischen Vergangenheit und Gegenwart gelagert. In die weißen Salons, die ehedem das Licht venezianischer Lüster durchflutete, leuchtet der bleiche Mondschein herein. Staub lagert in den Ecken, das Gold der Leisten ist abgebröckelt, die Gobelins fransen unten aus, die Plafondbilder sind verblichen, die Rosen vertrocknet, die seidenen Kleider von den Mäusen zerfressen. Spinnen ziehen ihre Fäden über die Elfenbeinfächer hin. Die altersschwachen Sofas wackeln auf ihren geschweiften goldenen Beinen. Auf das kultivirte Geschlecht der Aristokraten war das kunstfremde Bürgerthum gefolgt. Armeelieferanten, Börsenspekulanten und Kornwucherer umgaben sich mit den Schätzen, die die verarmten adeligen Familien verkauften. Prudhon, der Romantiker des Rococo, erinnert sich wehmüthig der vergangenen Zeiten: ein Sohn der vorsündfluthlichen aristokratischen Welt, der wie ein Phantom in das bürgerliche Jahrhundert hereinlebt.

Rundschau.

Ein Buch, das sehr zur rechten Zeit kommt, weil es einen offenbaren Notstand zwar nicht beseitigt, aber wenigstens von einem höheren Standpunkt als dem der Tageskritik und des Feuilletons beleuchtet, ist Carl Weitbrecht's ästhetische Betrachtung über „Das deutsche Drama". (Verlag der „Harmonie". Berlin 1900). Es beschäftigt sich in fortlaufender, etwas akademischer aber immer anregender Abhandlung mit den Grundfragen der Dramaturgie, dem Stoffe, der Handlung, Charakteren, Kompositionsgesetzen, mit der Sprache, mit dem Unterschiede von Dramatisch und Theatralisch, und wenn ich auch aus eigenem Standpunkte gegen manches dieser Kapitel etwas einzuwenden hätte, so bin ich doch dem Autor für manche Anregung über die Tagesfragen hinaus verpflichtet, wie Jeder, dem die augenblicklich so verfahrenen Zustände der deutschen Bühne am Herzen liegen. Herr Weitbrecht sucht an die Tradition anzuknüpfen, nicht indem er Gesetze giebt sondern indem er mit weitem Überblick aus allem, was sich auf der Bühne dauernd bewährt hat, die Gesetzmäßigkeit herauszulesen versucht, also keine Ästhetik von Oben sondern eine Art Nachahmung der naturwissenschaftlichen Beobachtung. Allerdings ist der Verfasser sehr vorsichtig gegenüber modernen Erscheinungen wie Ibsen und Hauptmann, die er doch mehr einer älteren Theorie unterwirft, als daß er von ihren neuen Wirkungen ausgehend neue Amendements zu den festgestellten Gesetzen beantragt. Doch ich müßte über dieses durch seine anregende Kraft wertvolle Buch des Guten zu viel sagen, um noch Raum zum Polemisieren zu haben. Stattdessen möchte die treffende Charakteristik unserer modernen Theateranarchie hier Platz finden:

Unsere Dramatiker wissen fast ausnahmslos nicht mehr, was sie wollen, so fest auch viele eine Zeit lang auf das schon wieder wackelige Dogma des Naturalismus geschworen haben. Die gangbare Kritik und Dramaturgie weiß ebenso wenig oder noch weniger, was sie will; sie treibt steuerlos in den Zeitströmungen mit, auch wenn sie nicht völlig in Reportertum und Reklamewesen verkommen ist. Das große Publikum vollends weiß garnicht mehr, wo es dran ist, es läßt sich vom augenblicklichen Theatererfolg, und sei dieser noch so plump oder künstlich gemacht, bald dahin, bald dorthin schleppen, läßt sich von der sogenannten Kritik heute das und morgen jenes einblasen, hört hie und da einmal etwas läuten von neuen, verheißungsvollen, mit allem Veralteten aufräumenden Theorieen in der Ästhetik und Dramaturgie, ist heute hingerissen und wird morgen stutzig, wird aber im ganzen vor eitel innerer Unsicherheit nahezu verdrießlich und gleichgiltig. Ernster Gebildete verspüren und zeigen etwas wie Abneigung gegen das Theater und übertragen sie auf das Drama selbst, wissen aber vielfach auch nicht recht, warum, und haben eine dunkle Ahnung davon, daß ihnen doch das eigentliche Urteil, ein wohlbegründeter Standpunkt in Sachen des Dramas fehlt. Wir sind eben in Deutschland noch ziemlich weit davon entfernt, für das Drama ein Publikum mit einigermaßen sicherem Geschmack zu haben — Geschmack im Sinne einer Urteilsfähigkeit, die auf instinktiv gewordenem sachlichem Verständnis beruht; und so hat das deutsche Publikum noch blutwenig Einfluß auf die Entwickelung unserer dramatischen Kunst, es ist dem Belieben und dem Geschäftsbetrieb der Theaterleiter, den herumtastenden Versuchen der Dramatiker und dem Lärm kleiner aber umtriebiger Parteien und großstädtischer Premierenbesucher wehrlos preisgegeben. —

* * *

Die erste Aufführung der Berliner Sezessions-Bühne am 10. Dezember gab ein treffendes Bild von dieser Ratlosigkeit des Publikums, die nur noch von der der Kritik übertroffen wurde. Diese Bühne ist von dem Schauspieler Herrn Paul Martin und von dem Germanisten Herrn Dr. Zickel begründet worden, der sich schon bei Gelegenheit der Goethefeier der Berliner Studentenschaft als ein feines Regietalent ausgezeichnet hatte. Die Herren haben kein Programm in die Welt geschickt, und wie mir scheint, mit Recht; denn es giebt heute keine einzelne Richtung, der zum Durchbruch verholfen werden muß, wie zur Zeit der Begründung der „Freien Bühne". Es giebt aber wie immer sehr verschiedenartige Talente, die an den Pforten der großen Bühnen vergeblich pochen, und denen

hier aufgethan werden soll. Es scheint als ob die Leiter des neuen Unternehmens das Gute, resp. das Schlechte, nehmen werden, woher sie es bekommen und daß sie zu den Pochenden nicht sagen: Woher kommst Du? sondern — Was bringst Du? Zunächst wurden ihnen zwei sehr verschiedene Dinge dargebracht, und ich habe im Gegensatze zu der Mehrheit der Berliner Kritik gerade aus dieser Vereinigung absoluter Kontraste den angenehmen Eindruck, daß die beiden Herren genau wissen, was sie wollen, indem sie sich ungefähr folgendes sagen: Die dramatische Litteratur hat augenblicklich keine entscheidende Richtung, kein Programm, kein Endziel, es giebt nicht einmal einen Haß gegen irgend welche Bestrebungen, höchstens freundliche Neugierde und mehr oder weniger unfreundlichen Skeptizismus. Wir haben genau so viele Stile als wir Talente unter den jungen Dramatikern haben, darum spielen wir jeden, wie er nach seinem Temperament gespielt werden muß, den Naturalisten naturalistisch, den Mystiker mystisch, den Satiriker satirisch, und was sonst noch vorkommt. Dabei kann der betreffende Autor sehr viel lernen, dabei werden wir, die Regisseure für unsere noch sehr vervollkommnungsfähige Kunst am meisten lernen, und vielleicht etwas auch die, welche sich nicht gern zu neuen Auffassungen bequemen, nämlich das Publikum und die Kritiker. Denn diese Versuchsbühnen sind eben dazu da, daß die beteiligten Parteien an ihnen lernen und sich in gemeinsamer Fühlung über gewisse neue Möglichkeiten des dramatischen Lebens verständigen. Vor allem darf das Publikum, dem das ehrende Verdienst zufällt ein solches Unternehmen zu erhalten, dort nicht mit dem Anspruch hingehen, sich auf jeden Fall amüsiren zu wollen. In dieser Beziehung kann nur auf das Verhalten des Pariser Publikums gegenüber den zahlreichen Versuchsbühnen wie L' Oeuvre, Bodinière, Théâtre des Escholiers u. s. w. rühmend hingewiesen worden. Man kann dort Vorstellungen erleben, wo man sich vor langer Weile schmerzvoll krümmen muß, aber es wird tapfer ausgehalten, und einer wenigstens höflichen Aufnahme ist auch das schwächste Experiment sicher.

Revenous à nos moutons! Es gab zuerst ein mystisches Drama in einem Aufzuge von Wilhelm von Scholz „Der Besiegte“, vor dem die Sage als eine grau gekleidete Frau einen Prolog sprach. „Kein Wort sagt euch, was ihr empfindet — es wird aus Wolken, bis es wolkig schwindet“. Die Hörer wurden also auf's Empfinden und nicht auf's Verstehen angewiesen. Fragt sich noch, ob und was sie empfunden haben. Der Besiegte ist ein geheimnisvoller Ritter, der ein ihm erst feindliches nach tiefster Wollust begehrendes Weib mit den geheimnisvollen Klängen seiner Laute bezaubert. Da sie hinschmelzend sich ihm geben will, verwandelt er sich in einen Mönch, in einen Mönch, den man der Sage nach bald hier, bald dort gesehen hat. Er spielt den Frauen die Wollust vor und singt die Lebenglühenden, Verlangenden in den Tod. Auch die Herrin bestattet er und an ihrer Leiche löscht er die Kerzen aus, von denen jede einen lebengebenden Wunsch, eine irdische Hoffnung, eine Befriedigung bedeutet. Diese Vorgänge, durch einen dunklen Gazevorhang in hüllende Dämmerung entrückt, ergaben schöne Bilder: die Herrin mit dem Laute spielenden Fremden, umgeben von Rittern, Knappentroß und Dienerinnen, dann die aufgebahrte Leiche der Frau im hohen gotischen Zimmer, von den düster flackernden Kerzen umrahmt, die langsam vor dem Hauche des Mönches erlöschen. Dazu der Klang der Laute, untergehende Sonne, Sturm und Wolken. Das war von der Regie musterhaft herausgebracht, mit der Wirkung eines figurenreichen Gobelins, das in der Dämmerung plötzlich gespensterhaft zu leben beginnt. Aber es fehlte die Hauptsache. Die weichen, wohllautenden Verse, die sich sehr gut im Buche lesen, versagten auf der Bühne, sie plätscherten an das Ohr wie dunkles Wellengemurmel, verflossen und verrannen im Sande. So blieb nur ein lebendes Bild, das eine ganze Stunde anzuschauen ein mehr als monotones Vergnügen ist. Meistenteils empfand man gar nichts. Die Leute starrten und staunten, und da sie auch im Einzelnen nichts verstanden, nahmen sie respektvoll an, daß das zum Mystischen gehörte. Ueberhaupt die Mystik! Herr von Scholz, der auf jeden Fall ein feiner vornehmer, Lyriker ist, scheint von ihr nur den Decor zu lieben, er fühlt sich zum Vagen, Unaussprechlichen der Symbole hingezogen, während die wahre Mystik als Weltanschauung etwas sehr Klares, Zweckbewußtes ist. Aber man muß nicht nur litterarisch sondern auch menschlich zu ihr erweckt sein, um auch Andere in ihre besondere Optik hineinzuzwingen.

Nach diesem mit interessierter Neugier aufgenommenen Bilde gab es etwas Greifbareres, Derberes, Frank Wedekinds „Kammersänger“. Der Verfasser hat sehr viel Talent, aber man weiß nicht recht, wozu. Vor Jahren schrieb er eine Kindertragödie „Frühlings Erwachen“, eins der frechsten und teilweise genialsten Werke, die in diesem Jahrhundert entstanden sein mögen, unaufführbar und auch lesbar nur für ganz reife Menschen, denen Menschlichstes Unmenschlichstes nicht fremd ist. Der etwas spätere „Erdgeist“, weniger genial aber besser gebaut, näherte sich den Forderungen des Theaters, weshalb er es auf einer Münchener Bühne bereits zu einem Durchfall mit Theaterskandal brachte. „Der

Kammersänger" hatte auf der Sezessionsbühne, von einigen ermüdenden Längen abgesehen, einen recht hübschen Erfolg, wenn dieser auch auf einem Mißverständnisse beruhte. Der viel umschwärmte Tenorist will kurz vor dem Abgang des Zuges noch die Partie des Tristan durchsingen, den er am anderen Tage in Brüssel spielen soll; er kommt aber nicht dazu, weil er eine aufdringliche kleine Engländerin hinauswerfen, die Oper eines verrückten alten Komponisten anhören muß, und weil sich seine Geliebte, die er nicht mitnehmen will, vor seinen Augen erschießt. Aber den Zug erreicht er wenigstens noch. Das hielt man für eine Satire, als ob Herrn Wedekind irgend wie daran gelegen sei, gegen die Eitelkeit der Kammersänger mit Entrüstung zu Felde zu ziehen. Etwas wurde diese Auffassung auch verschuldet, nicht von der Regie sondern von einigen Schauspielern, die aus den altbekannten Lustspieltypen nicht heraus konnten. Zu einer Satire gehört zunächst, daß die auftretenden Menschen über sich selbst im Unklaren sind, was hier durchaus nicht der Fall ist. Im Gegenteil, sie wissen genau, was sie sind und was sie wollen, sie haben jeder eine vorgeschriebene Geste, und der Gescheidteste, in diesem Falle der Kammersänger, ist der, welcher so will, wie er seiner Natur nach sein muß. Alle Personen haben, wie immer bei Wedekind, etwas Marionetten- oder vielmehr Klownhaftes, jeder macht seinen besonderen Sprung, mancher sein Leben lang vergeblich, mancher bricht sich dabei den Hals und findet es auch in der Ordnung; denn etwas anderes giebt es für ihn nicht. Wedekind läßt seine Marionetten tanzen und er findet an ihren grotesken menschenähnlichen Bewegungen ein ganz hämisches Vergnügen, besonders wenn er eine als tot zur Erde fallen läßt. Das giebt dann einen hübschen Schreck. Dieses Groteske, Puppenmäßige kam bei der Aufführung nicht recht heraus. Wie soll man das den Darstellern einpauken, wenn es überhaupt möglich ist? Andrerseits wurde auch nicht gebührend gewürdigt, daß man hier einen für deutsche Verhältnisse blendend geistvollen Dialog zu hören bekam. — Jedenfalls wurde die neue Sezessionsbühne in sehr interessanter Weise eröffnet, und aus den letzten Jahrgängen steht ihr noch weiteres Material an sehr lohnenden noch unaufgeführten Stücken zur Verfügung.

* * *

Ein etwas merkwürdiges Unternehmen hat sich Dr. **Wilhelm Bode** in einem kleinen Büchlein gestattet, das den Titel führt: „**Meine Religion.**" **Mein politischer Glaube. Zwei vertrauliche Reden von J. W. von Goethe.** (Berlin 1899. J. S. Mittler u. Sohn.) In der Vorrede giebt der Verfasser diese schwülstige Rechtfertigung: „Manch kostbares Buch, manch geistvoller Aufsatz ist über Goethe geschrieben und es wird auch in Zukunft nicht an Werken der Verherrlichung und Erläuterung fehlen. Aber ihn **selbst** reden zu hören, geht doch am tiefsten zu Herzen; und besonders wenn er aus seinem Innersten heraus verkündet, was er über die großen Fragen der Zeit und Ewigkeit gedacht und empfunden hat, da geben wir uns ihm am liebsten unmittelbar zu eigen. Da steht er vor uns, stolz und gerade, die Hände auf dem Rücken; aus dem gesunden gebräunten Gesicht sehen wir die großen dunklen Augen durchdringend leuchten, und die tiefe wohlklingende Stimme spricht Worte der Weisheit, nicht selten wärmer und lauter werdend von innerer Erregung, wenn er an alte Kämpfe denkt."

Der Verfasser macht also den Versuch, Goethe selbst sprechen zu lassen, indem er die beiden Reden, die man sich zwischen 1825 und 1830 gehalten denken muß, aus zerstreuten Aeußerungen als Mosaiken zusammensetzt. Die einzelnen Citate stammen aus den Unterhaltungen mit Eckermann, mit dem Kanzler von Müller und der Sammlung von Gesprächen mit Goethe, die W. von Biedermann herausgegeben hat. Um die einzelnen Stücke zu verbinden, hat der Herausgeber Einfügungen gemacht, und so geht Goethesches und Bodesches flott durcheinander. Diese Kühnheit übertrifft an Takt- und Geschmacklosigkeit bei weitem die ältere Art von Sammlungen, die sich als „Geistesblitze", „Blütenlesen" oder „Immortellenkranz" aus den Werken irgend eines Großen bezeichnen. Wer an Goethe ernstlich herangehen will, der wird sich auch die Mühe nehmen, die bedeutenden Stellen in seinen Werken, seinen Briefen oder Gesprächen selbst zu suchen. Die Anderen mögen ruhig draußen bleiben. Im Uebrigen ist es durchaus kein Genuß, diese beiden vertraulichen Reden zu lesen. Erstens ist es gar nicht möglich, Aeußerungen, die zeitlich auseinander liegen, die aus sehr verschiedenen Stimmungen stammen und mehr oder weniger durch die Art des berichtenden Zeugen gefärbt sind, selbst mit Bodeschen Einschiebseln in den Fluß einer Rede zu bringen, dann aber wirken alle diese tiefen und großen Worte, die sich drängen und stoßen, durchaus nicht mit derselben Kraft und mit demselben Sinne wie in der Fassung, aus der sie von dem Pretiosensammler gewaltsam herausgerissen worden sind. Der Verlag droht noch mit weiteren „vertraulichen Reden" Goethes. Hoffentlich wird ihn der Zorn der wahren Goethe-Verehrer von diesem sakrilegischen Unternehmen abschrecken.

* * *

Eine der interessantesten buchhändlerischen Unternehmungen, die alle litterarischen Feinschmecker in Europa in helles Entzücken versetzen muß, ist aus dem Pariser Verlage der Revue Blanche hervorgegangen, „Le Livre des mille Nuits et une Nuit“ Traduction littérale et complète par le Dr. J. C. Mardrus. Diese erste vollständige Uebersetzung des wundervollen arabischen Märchenbuches soll in funfzehn umfangreichen Bänden erscheinen, von denen zwei bereits in ebenso einfacher wie vornehmer Ausstattung vorliegen. Wir müssen die meist recht albernen Ausgaben vergessen, die bei uns zum Gebrauch der Kinder gemacht worden sind und trotz ihrer Reinigung von allem Verfänglichen meines Erachtens niemals eine recht kindliche Lektüre gebildet haben.

Die „Alf Lailah Oua Lailah“ sind eine Sammlung von Volksmärchen, der eine ältere persische Sammlung „Hazar Afsanah“ zum Vorbilde gedient hat. Wenigstens ist diesem heute verlorenen Dokument der persischen Dichtung die Einteilung nach Nächten entliehen, die List der Scheherazade und auch die Sujets von vielen einzelnen Erzählungen. Arabische Erzähler haben sie umgewandelt, sich zu eigen gemacht nach ihrer Religion, ihren Sitten, dem besonderen nationalen Zuge ihrer Phantasie, und in diesem Zauberspiegel von Tausend und eine Nacht spiegelt sich die ganze Muselmanische Welt von Damaskus bis Kairo, von Bagdad bis Marokko. Durch seine Uebersetzungen in das Persische, Türkische, Hindostanische ist das Werk zu dem beliebtesten, volkstümlichsten Gemeingut des ganzen Orients geworden, wie auch der ganze Orient durch Jahrhunderte lange stille Einflüsse von allen Seiten zu seiner Entstehung beigetragen hat. Erst in diesem Jahrhundert hat man versucht, eine Gesamtausgabe herzustellen, von denen aber keine eine unangefochtene philologische Geltung hat. Die älteste, von dem Scheikh El Yemeni, ist in Calcutta erschienen, andere in Kairo, Beyruth, Bombay und in Breslau. Auch Uebersetzungen sind öfters, namentlich in Frankreich, versucht worden, ihr Einfluß auf Europa bildet ein interessantes Kapitel der Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Man braucht nur an Voltaire und Wieland zu denken. Die älteste von Galland erschien in zwölf zierlichen Bändchen 1704—1717 bei der Wittwe Claude Barbin in Paris. Abgesehen von ihrer Unvollständigkeit, sie umfaßt nur ein Viertel aller Erzählungen, nimmt sie gerade durch die Willkürlichkeit ihre Aenderungen ein starkes kulturhistorisches Interesse in Anspruch. Aus dieser Uebersetzung sind alle Kühnheiten verbannt, ihr fehlt durchaus das Salz des Originals, es fehlen auch die Citate und Gedichte anderer arabischer Poeten, die in die Erzählung arabeskenartig einlegt sind. Die Sultane, Vezire, Favoritinnen bedienen sich der galanten Sprache, die man am Hofe Ludwigs XIV. in Versailles oder in Marly hörte. Am Ende des Jahrhunderts wurde die unvollständige Uebertragung fortgesetzt im „Cabinet des Fées“ einem Sammelwerke der phantastischen Litteratur, aus der namentlich Wieland mit Vorliebe geschöpft hat. Der große Romancier Stendhal wünschte zwei Bücher, den Don Quixote und Tausend und eine Nacht, immer wieder zu vergessen, um sie jedes Jahr mit neuer Wollust lesen zu können.

Mardrus, der jüngste Uebersetzer, ein ausgezeichneter Kenner des Orients und der arabischen Kultur, hat sich der Ausgabe von Boulak bedient, die 1835 in Kairo erschienen ist. In seiner Vorrede teilt er einige Eindrücke von seinen orientalischen Reisen mit. — Wer jemals als Künstler dort umhergestreift ist, wer die Kaffeehäuser des Volkes kennt in wirklich arabischen Städten, im alten Kairo, in Damaskus, Yemen, Beyruth, wer auf der reinen Matte des Beduinen von Palmyra geschlafen hat, wer brüderlich Brod und Salz gekostet mit dem prächtigen Ibn-Raschid, wer eine Plauderei von antiker Einfachheit geführt hat mit dem Nachkommen des Propheten Hussein Ben Ali Ben Aun, dem Emir des heiligen Mekka, der hat die Atmosphäre empfinden können, die in jeder arabischen Gesellschaft herrscht, nämlich die der tollen Heiterkeit, namentlich wenn der öffentliche Erzähler mit seinen beredten Gesten, jede Rolle mimend, fortwährend hin und her springend seine lächelnden, stumm ergriffenen Hörer in seinen Bann zwingt. Und ein sanfter Rausch ergreift uns, er kommt von den Worten, den Tönen, der aphrodisischen Luft, die von dem Dufte des Haschisch, Allahs bestem Geschenke, durchzogen ist. Die Araber betrachten alles unter dem Gesichtspunkt der Heiterkeit. Ihr erotischer Sinn führt sie nicht zur Begierde sondern zur Fröhlichkeit. Wo ein Puritaner Aergernis rufen würde, da lachen sie von ganzem Herzen. Für die Pornographie haben diese instinktreinen Menschen kein Verständnis. —

* * *

Es ist dafür gesorgt, daß der Humor nicht ausstirbt, namentlich so lange es so fleißige, so gewissenhafte und so ungeheuer gelehrte junge Leute wie im lieben Deutschland giebt. Fand ich neulich, mit dem Vergnügen des Zeitschriftenblätterns beschäftigt, in „Nord und Süd“ eine profunde Studie, deren Anfang ich wenigstens aus Dankbarkeit für gehabtes Pläsir wiedergeben möchte.

„Gilt es ein litterarisches Porträt zu umreißen, so spüren wir den geistigen Ahnen unseres Dichters noch, ehe wir auf das eingehen, was er seiner eigenen Zeit und dem

Milieu, in dem er sich entwickelt hat, verdankt. Wir suchen die einzelne Persönlichkeit in eine bestimmte litterarische Strömung einzugliedern; den jungen Goethe etwa erklären wir halb aus der tändelnden Anakreontik, halb aus der Sturm- und Drangperiode, deren erster Vorkämpfer er ist; Schillers Anfänge führen wir gleichfalls auf diese revolutionäre Epoche unserer Litteratur zurück; Grillparzer ist uns ohne Schiller und die ausgehende Romantik, Hebbel ohne Kleist nicht verständlich, kleinere Dichter ganz zu verschweigen, die über diese anfängliche Abhängigkeit hinaus zu einer selbständigen Individualität durchaus nicht gelangen."

Aus dieser Einleitung sprechen mehrere Kolleghefte und ein ganzes germanisches Seminar, ihre tiefste Komik besteht aber darin, daß mit ihr eine gewaltige Studie über Otto Erich Hartleben anhebt, dessen litterarisches Porträt hier wahrhaft „umgerissen" wird. „Er besitzt alle Stärken und Schwächen, die notwendigerweise jedem durchaus originellen Dichter anhaften." Das mag sich Hartleben gesagt sein lassen, wie er auch sonst hier noch manches zu lernen hätte, z. B. über die richtige litterarische Bedeutung seiner „Angele", die in höchst aufschlußreiche Beziehungen gebracht wird zu Kotzebues „Die beiden Klingsberg", Schillers „Don Carlos", Goethes „Mann von funfzig Jahren", Spielhagens „Quisisana", Hofmannsthals „Hochzeit der Sobeide", Friedrich Schlegels „Lucinde", Gutzkows „Wally", den Schriften der „sinnenfrohen" Bettina und Ibsen und Nietzsche im allgemeinen. Vielleicht ahnt er es nicht; denn „das Gedankliche, die Idee, tritt bei Hartleben stets zurück." — Diese jungen Philologen dienen einem Götzen, der Methode. Wie dieser Götze eigentlich aussieht, wissen sie nicht, habe ich doch auch einem mit Vertrauen gedient, ohne ihn zu kennen. Sicher war immer nur das eine, daß die andere Methode als unwissenschaftlich und oberflächlich unbedingt abzulehnen, hassenswerth und gänzlich verächtlich sei. Wer nun im Besitz der richtigen Methode ist, der hat einen Normalkäfig, in den er alles litterarische Getier hineinsperrt. Solchem wäre ein Gang durch den Zoologischen Garten zu empfehlen, wo er sehen würde, daß man z. B. für den Elephanten einen anderen Käfig baut als für die Riesenschlange, ferner, daß man Tiere nicht zusammenbringt, die sich beißen würden, daß man einige, namentlich von den stolzen und gefährlichen Sorten, gern allein läßt, andere in Familie und wieder andere in ganzen Rudeln unterbringt. Also immer je nachdem! So lange man nur die toten ausgestopften Dichter einsperrt, ist das Verfahren nicht so auffällig, aber die lebendigen Menschen sollte man lebendiger und menschlicher behandeln. Dazu gehört nichts als etwas Lebens- und Menschenkenntnis. —

* * *

Im Verlage des **Mercure de France** ist ein sehr zeitgemäßer Roman „**Les Boers**" von Eugène Morel erschienen, der sich durch einen Mischstil zwischen Chateaubriands „Atala" und dem modernen Symbolismus für die Lektüre nicht sehr vorteilhaft empfiehlt. Interessant an dem Büchlein ist der wütende Haß gegen England, der hier litterarische Rache für Faschoda nimmt. Die braven Buren sind hier als biblische Patriarchen geschildert, die sich vor der Aufdringlichkeit der Engländer in immer wildere Gegenden zurückziehen, wie auch die Kinder Israel durch die Wüste „trekkten." Die Engländer sind hassenswerter als die geschwollenen Vipern, gefährlicher als die Heuschrecken, denn diese verschwinden, wenn sie alles gefressen haben; die Engländer bleiben. Der Preis des Bodens steigt, wenn sie kommen, die einfachsten Gegenstände müssen mit Gold aufgewogen werden. Die Arbeit wird zum Gesetz, obgleich die Verräter die Sklaven befreien. Die Schmach, die Lüge, die schlechte Begierde geht vor ihnen her. Sie lesen auch in der Bibel, aber sie leben nicht christlich wie die Buren, die rechten Bibelleser, die Patriarchen. Diese Begeisterung für den Protestantismus wäre geeignet, im heutigen Frankreich Anstoß zu erregen. Zur Entschädigung hat der Autor einen Juden zum Fressen gegeben, der vor den Engländern hergeht und den alten ehrlichen Buren mit Verträgen, die sie nicht lesen können, das Land abschwindelt. Der vergiftete Pfeil des Betchuanen ist nicht so gefährlich wie der Honig seiner Worte. A bas les Englishs! Mort au Juifs! Morel's Büchlein ist sehr kurz, aber dasselbe hätte sich noch kürzer sagen lassen. —r.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Amerikanischer Sozialismus.

Von Prof. J. Platter.

Seit Februar 1897 erscheint in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine sozialistische Zeitschrift, die vermuthlich nicht vielen europäischen Lesern zu Gesicht gekommen ist. Der Titel der Zeitschrift ist Public Ownership Review, Herausgeber und hauptsächlichster Mitarbeiter ist Morrison J. Swift. Der Erscheinungsort war bis zum März 1898 Colorado Springs, Colo., von da an ist es Los Angeles in Kalifornien. Die Revue ist als Monatsschrift gedacht, erscheint aber nicht selten in Heften, die zwei und selbst drei Monate umfassen. Das Abonnement kostet 50 Cents im Jahr. Doch wir wollen den Leser der N. D. R. keineswegs zum Abonniren auffordern, sondern ihm vielmehr die Lectüre der Zeitschrift ersparen, indem wir ihm den wesentlichen Inhalt eines ganzen Jahrgangs möglichst getreu vorführen. Er wird daraus so ziemlich alles ersehen, was er von der Sache zu wissen braucht. Der Sozialismus, der hier erscheint, ist ein autochthon-amerikanischer und schon dadurch interessant. Er zeigt uns nämlich, daß man sehr gut ein Sozialist und doch kein Sozialdemokrat, ja daß man sehr freisinnig und weitherzig und antiautoritär und dennoch ein Sozialist sein kann, was derjenige, der nur den Sozialismus der offiziellen deutschen Sozialdemokraten kennt, kaum für möglich halten dürfte. Er zeigt uns, die wir an einen streng doktrinären Sozialismus gewöhnt sind, einen von der praktischen Sorte, der auf ganz bestimmte, sehr positive, sehr nahe liegende, aus dem Leben einer bestimmten Nation ganz deutlich sich ergebende Ziele losgeht. Er zeigt uns, die wir den Klassenkampf als wesentliches Grundelement des Sozialismus anzusehen gelehrt wurden, eine sozialistische Auffassung, die den Klassenkampf theoretisch und praktisch verwirft, ja geradezu perhorrescirt. Kurz er ist in gar vielen Dingen ein ganz anderes Wesen, als wir unter seinem Namen uns zu denken pflegen und so kann es immerhin zur Erweiterung unseres Gesichtskreises und zur Berichtigung unserer Begriffe beitragen, wenn wir auch in dieser Beziehung die neue Welt zum Vergleich mit der alten herbeiziehen. Auch der Sozialismus von dort drüben ist noch recht neu und jung und man sieht deutlich die heimatliche Scholle, aus der sein Keim schoß. Unser deutscher hingegen ist schon ein gewaltiger Baum geworden, aber die Erde, aus der er seine Wurzeln nährt, ist ein künstliches, chemisches, nach den strengen Dogmen einer dialektischen Horticultur verfertigtes Präparat, dessen Nährsäfte bald aufgezehrt sind, darum sieht der Baum schon recht alt aus, hat da und dort welke Blätter und dürre Aeste und einige verständige Leute haben recht, wenn sie nach etlichen noch lebensfrischen Zweiglein suchen, die kräftig genug sind, um in die natürliche, in unendlichen Massen vorhandene Erde des vaterländischen Bodens gesteckt, nach und nach zu einem hübschen, schatten-

Milieu, in dem er sich entwickelt hat, verdankt. Wir suchen die einzelne Persönlichkeit in eine bestimmte litterarische Strömung einzugliedern; den jungen Goethe etwa erklären wir halb aus der tändelnden Anakreontik, halb aus der Sturm- und Drangperiode, deren erster Vorkämpfer er ist; Schillers Anfänge führen wir gleichfalls auf diese revolutionäre Epoche unserer Litteratur zurück; Grillparzer ist uns ohne Schiller und die ausgehende Romantik, Hebbel ohne Kleist nicht verständlich, kleinere Dichter ganz zu verschweigen, die über diese anfängliche Abhängigkeit hinaus zu einer selbständigen Individualität durchaus nicht gelangen."

Aus dieser Einleitung sprechen mehrere Kollegheste und ein ganzes germanisches Seminar, ihre tiefste Komik besteht aber darin, daß mit ihr eine gewaltige Studie über **Otto Erich Hartleben** anhebt, dessen litterarisches Porträt hier wahrhaft „umgerissen" wird. „Er besitzt alle Stärken und Schwächen, die notwendigerweise jedem durchaus originellen Dichter anhaften." Das mag sich Hartleben gesagt sein lassen, wie er auch sonst hier noch manches zu lernen hätte, z. B. über die richtige litterarische Bedeutung seiner „Angele", die in höchst aufschlußreiche Beziehungen gebracht wird zu Kotzebues „Die beiden Klingsberg", Schillers „Don Carlos", Goethes „Mann von funfzig Jahren", Spielhagens „Quisisana", Hofmannsthals „Hochzeit der Sobeide", Friedrich Schlegels „Lucinde", Gutzkows „Wally", den Schriften der „sinnenfrohen" Bettina und Ibsen und Nietzsche im allgemeinen. Vielleicht ahnt er es nicht; denn „das Gedankliche, die Idee, tritt bei Hartleben stets zurück." — Diese jungen Philologen dienen einem Götzen, der Methode. Wie dieser Götze eigentlich aussieht, wissen sie nicht, habe ich doch auch einem mit Vertrauen gedient, ohne ihn zu kennen. Sicher war immer nur das eine, daß die andere Methode als unwissenschaftlich und oberflächlich unbedingt abzulehnen, hassenswerth und gänzlich verächtlich sei. Wer nun im Besitz der richtigen Methode ist, der hat einen Normalkäfig, in den er alles litterarische Getier hineinsperrt. Solchem wäre ein Gang durch den Zoologischen Garten zu empfehlen, wo er sehen würde, daß man z. B. für den Elephanten einen anderen Käfig baut als für die Riesenschlange, ferner, daß man Tiere nicht zusammenbringt, die sich beißen würden, daß man einige, namentlich von den stolzen und gefährlichen Sorten, gern allein läßt, andere in Familie und wieder andere in ganzen Rudeln unterbringt. Also immer je nachdem! So lange man nur die toten ausgestopften Dichter einsperrt, ist das Verfahren nicht so auffällig, aber die lebendigen Menschen sollte man lebendiger und menschlicher behandeln. Dazu gehört nichts als etwas Lebens- und Menschenkenntnis. —

* * *

Im Verlage des **Mercure de France** ist ein sehr zeitgemäßer Roman „**Les Boers**" von Eugène Morel erschienen, der sich durch einen Mischstil zwischen Chateaubriands „Atala" und dem modernen Symbolismus für die Lektüre nicht sehr vorteilhaft empfiehlt. Interessant an dem Büchlein ist der wütende Haß gegen England, der hier litterarische Rache für Faschoda nimmt. Die braven Buren sind hier als biblische Patriarchen geschildert, die sich vor der Au-
dringlichkeit der Engländer in immer w[illegible]
dere Gegenden zurückziehen, wie auch
Kinder Israel durch die Wüste „tref[illegible]
Die Engländer sind hassenswerter a[illegible]
geschwollenen Vipern, gefährlicher [illegible]
Heuschrecken, denn diese verschwinden
sie alles gefressen haben; die En[illegible]
bleiben. Der Preis des Bodens stei[illegible]
sie kommen, die einfachsten Ge[illegible]
müssen mit Gold aufgewogen wer[illegible]
Arbeit wird zum Gesetz, obglei[illegible]
räter die Sklaven befreien. [illegible]
die Lüge, die schlechte Begi[illegible]
ihnen her. Sie lesen auch i[illegible]
sie leben nicht christlich w[illegible]
rechten Bibelleser, die [illegible]
Begeisterung für den [illegible]
geeignet, im heutigen [illegible]
erregen. Zur Ent[illegible]
einen Juden zum [illegible]
den Engländern [illegible]
lichen Buren [illegible]
lesen können, [illegible]
vergiftete [illegible]
gefähr[illegible]
das [illegible]

Für unverlangte Manuskripte und [illegible]

übern[illegible]

Nach[illegible]

Verantwortlich für die Redaktion: [illegible]
Hofbuchhändler i[illegible]

Einrichtungen, gute Männer sind nothwendig, immer thätig, um gute Politik zu machen. Initiative und Referendum können ebensogut den Kapitalmagnaten und der Reaktion dienen, wie dem Fortschritt, wenn das Volk nicht aufgeklärt und aktiv ist. Wäre es das, so könnte es heute schon alles Mögliche erreichen. Es brauchte nur die richtigen Männer in Parlamente und Aemter zu wählen. Der Fehler liegt (in Amerika) lediglich im Volke, in der Parteisimpelei und Unselbständigkeit. Das Parteiwesen ist überlebt, aber nicht die Politik. Sie ist zeitgemäßer als je und hat ihre wirkliche und beste Arbeit erst zu thun. Eine echte soziale Bewegung muß mit der politischen, eine gute Regierung herzustellen, Hand in Hand gehen. Das soziale Problem löst sich schließlich in die Frage auf, ob die Reformer die Kraft und Fähigkeit haben, in der Politik neue Wege zu öffnen. Jetzt ist sie ein Privatgeschäft, ein Börsenspiel und die Politiker wollen davon leben. Sie sind die skrupellosesten Geschäftsleute, die niedrigste Menschensorte in Amerika. Sie wollen die öffentlichen Aemter für ihre Zwecke besetzen, die Gesetzgebung in ihrem Interesse beherrschen, so daß die großen Kapitalmächte genötigt sind, sie mit schwerem Geld zu bestechen, um ihnen nützliche Gesetze zu bekommen und sich von schädlichen loszukaufen. Dieser Handel ist sehr einbringlich und zieht die gemeinsten Elemente in jeder Partei groß. Anständige Leute überlassen ihnen die Politik und so beherrschen sie die Parteien. Denn alle Niedriggesinnten sind auf ihrer Seite und leisten ihnen jeden Dienst, wobei dann auch ein Brocken vom Staatstisch für sie abfällt.

Natürlich steigen dabei die Staats- und Gemeindeausgaben in's Ungeheuerliche und unsere Freiheit kommt in Gefahr, indem sich die Kapital-Großmächte mit den Politikern vereinigten, um die Gesetzgebung zu einem bloßen Departement der Trusts zu machen. Das alles regt allmälig bessere Naturen an, endlich auch wieder in die Politik einzugreifen. Aber nun stoßen sie auf den gewaltigen Widerstand der organisirten Parteiführer und — noch schlimmer — auf eine ausgebreitete Korruption im Volke selbst, einen Cynismus sondergleichen, als Frucht der langen Verderbniß. Daraus giebt es natürlich keinen Ausweg, als daß die besseren Elemente der großen Parteien ihre Parteistreitigkeiten vergessen und sich verbünden, um die professionellen Politiker vor die Thür zu setzen. Sie müssen die Politik als eine National-, nicht als Parteiangelegenheit betrachten, als eine heilige Pflicht, nicht als ein Mittel zu persönlichen Vortheilen. Individuelle Freiheit ist nur möglich durch Selbstregierung, diese nur, wo Jeder mitthut die Gesetze zu machen, die sein Gebahren bestimmen, seine Angelegenheiten regeln. Machen andere die Gesetze, so sind diese seine Herren und er ihr Unterthan. Das Gefühl solcher Unfreiheit ist schon vorhanden, darum sind die Leute unzufrieden und verdammen die Politik. Aber nur durch diese können sie wieder frei werden, ohne politische Thätigkeit kann niemand frei sein. Gerade die Unthätigkeit brachte sie um die Freiheit, das Volk machte die Politiker zu seinen Herren, indem es ihnen den Staat überließ. Diese sind die Einzigen, die die Mittel der Freiheit angewendet haben, und Sklaven sind jene, die alle ihre Rechte und Ansprüche auf Besitz und Uebung politischer Macht aufgegeben haben, die Nicht-Politiker, die bei jeder Wahl ihre Freiheit weggeben.

Es giebt 3 Stadien der Politik: das despotische, das scheindemokratische und das wirklich demokratische. Im ersten verwenden die Regenten oder Oligarchen alle ihre Energie auf die Politik, das Volk keine. Daher Staat und Volk Eigenthum des Monarchen, sein lebendiges Werk-

zeug, um ihm Reichthum und Macht zu verschaffen. Das Volk ist nichts und gilt nichts, er Alles.

Endlich lernt das Volk durch seine Leiden, daß es sich auch mit Politik befassen muß und es entsteht die Demokratie und Repräsentativverfassung. Ein großes Beispiel dieser Art bieten die Vereinigten Staaten. Der Erfolg war schwach, so daß man fragen muß: Ist die Demokratie ein Fehlgriff?

Aber wir haben die Sache ganz falsch angefangen. Der Unterschied zwischen unserer Demokratie und der Monarchie liegt nur darin, daß wir unsere Herrscher blos für eine gewisse Zeit anstellen. Aber unsere Selbstregierung besteht im bloßen Wählen. Der Gewählte kann dann machen, was er will. Nichts könnte undemokratischer sein. Das Volk glaubt mit dem Wählen seine politische Pflicht erfüllt zu haben, ist sorglos und schlecht unterrichtet in Bezug auf die Kandidaten und somit gewöhnlich verrathen. Der Erwählte thut, was ihm beliebt, und spielt den Herrn über das Volk. Ja er macht sich dem Despoten noch ähnlicher: er lernt seine Erhebung über das Volk als eine Quelle des Einkommens betrachten und gebraucht seine Stellung, um seine Taschen zu füllen. Er geht noch weiter und errichtet eine Art dauernden Königthums für sich und seinesgleichen, indem er die politische Maschine erschafft, deren ganze Existenz auf der Gewohnheit des Volkes beruht, an der Politik kein Interesse zu nehmen und alles den Politikern zu überlassen. Diese und die erwählten Beamten nützen selbstverständlich die Sachlage aus und errichten eine Oligarchie auf dem Gerüste des Parteisystems. Die Oligarchie besteht aus den leitenden Politikern beider Parteien, welche deren politische Maschinerie und damit die ganze Politik beherrschen, die ganze gouvernementale Macht des Landes.

Der Unterschied von einer Monarchie besteht nur darin, daß bald die republikanische, bald die demokratische Partei den Thron einnimmt und die Beute vertheilt. Sie bilden zusammen einen politischen Trust. Jede läßt zu Zeiten die andere machen, was sie selbst zu Zeiten macht. Unter der Fiktion einer demokratischen Regierung können nicht immerfort dieselben Leute herrschen, aber abwechselnd, in zwei Gruppen, können sie es. Die zwei Gruppen sind im Wesen eine, von gleichen Grundsätzen und Absichten und ihre Mitglieder vom selben Charaktertypus. Ihr Grundsatz: die Regierung in der Demokratie ist ein spekulatives Geschäft. Ihre Absicht: die Herrschaft in den beiden Gruppen und Kliquen zu erhalten und den Ertrag derselben für sie zu monopolisiren.

Ihr Charaktertypus: reiner Kommerzialismus niedrigster Art, ungemildert durch irgend einen Anflug von Gemeinsinn oder durch ein ehrliches Körnchen Patriotismus.

Diese Herrschaftsform ist viel schlimmer, als eine durch die öffentliche Meinung gemäßigte Monarchie. Hier ist die öffentliche Meinung schon befriedigt, wenn die eine Reihe von Despoten ausgeschaltet und die andere eingesetzt wird. Und jede Reihe findet es rentabler, eine kurze Zeit kräftig zuzugreifen und möglichst viel Beute zu machen, als sich zu mäßigen und dafür eine längere Periode die Macht zu besitzen. Größerer Profit in kurzen Perioden und häufigere Wiederkehr derselben ist das Motto.

Und das Volk versteht nichts von dem Spiele und meint, eine volksthümliche Regierung zu haben, wenn von Zeit zu Zeit die eine Reihe von Schurken abtritt, um der andern Platz zu machen. Das ist angeerbt aus monarchischen Zeiten. Man meint: eine republikanische Verfassung — das sei genug, und weiß nicht, daß jede Staatsform als Tyrannei und Piratenthum gehandhabt werden kann, wenn das Volk nicht wachsam ist.

Die dritte Stufe ist die wirkliche Demokratie. Sie setzt voraus, daß das Volk in seiner politischen Aktivität nie erlahmt, sie als seine tägliche Pflicht ansieht, wie jetzt die Erwerbsgeschäfte, daß es sich nicht auf Formen und nicht auf Schlagwörter und Vertreter verläßt. Nur so kann es wirklich frei sein. Und dazu muß es kommen, durch Erfahrung und Belehrung. Nicht direkte Gesetzgebung oder irgend ein anderes politisches Recht macht die wahre Demokratie aus, sondern die beständige politische Thätigkeit des Volkes. Das ist die wichtigste politische Wahrheit, der Weg zu einer besseren Zukunft der menschlichen Race, zu Moral, Religion, Reichthum und Schönheit.

II. Oekonomischer und politischer Fortschritt.

Die wichtigste Erscheinung der Gegenwart ist die Verwandlung gewisser für das Gemeinwohl wichtiger Privatbetriebe in öffentliche. Das vollzieht sich zunächst in den Städten. Es liegt darin die Anerkennung, daß die Privatbetriebe nicht befriedigten. Bisher betrachtete man alle Wirtschaft sammt ihrem Profit als ausschließliche Domäne der Privatpersonen und ließ sich daher von diesen schlechte Leistungen um den höchsten Preis gefallen. Heute begreifen wir, daß Gesundheit, Wohlbehagen, reichliche Bedürfnißbefriedigung einer großen Stadt viel wichtiger ist, als der Profit Einzelner. So wurden Wasser, Licht, Verkehrsmittel kommunalisirt. Wenn man aber in einer Sphäre gegen die Privatbetriebe vorgeht, so ist die Heiligkeit des alten Prinzips in jeder zerstört. Es tritt ein neues an die Stelle, nämlich das der möglichst vollkommenen Bedürfnißbefriedigung. Es frägt sich: Wie wird das Volk am besten bedient sein? Bei Wasser, Licht und Straßenbahnen ist die Sache bald klar. Die Gründe, weshalb der öffentliche Betrieb die Bedürfnisse Aller besser und billiger befriedigt, liegen zu Tage. Das Interesse der Gesammtheit ist deutlich. Aber wo hört es auf, wahr zu sein, daß das Volk sich selbst besser versorgen kann, als ein Individuum oder Syndikat, das das Volk versorgt nach dem geschäftlichen Grundsatz, möglichst wenig für einen möglichst hohen Preis zu leisten? Darin liegt die weitreichende, revolutionäre Bedeutung der Ersetzung des Privatbetriebs durch das Gemeindemonopol. Sobald es klar wird, daß das Volk als Stadt, als Staat, als Nation sich selbst besser versorgen kann, als der Unternehmer, hat dieser ausgespielt. Denn der Gedanke, gut und billig versorgt zu werden, statt schlecht und theuer, ist sehr anregend und einnehmend, er giebt der Gesellschaft einen lebhaften Antrieb. Im Vergleich mit ihm ist die Rücksicht auf die Wahrung der Privatinteressen einiger Monopolisten erbärmlich und widerlich. Daher wird die Gesellschaft sicherlich auf diesem Wege sehr weit fortschreiten und eine immer edlere Auffassung der Wirtschaft und des Lebens entwickeln. Die Menschen werden die Uneigennützigkeit nicht blos kennen lernen, sondern in derselben geradezu erzogen werden durch die lebendige Wirkung einer Methode, welche das allgemeine Wohlergehen über das des selbstsüchtigen Einzelnen stellt.

Die Erkenntniß der Vorzüge des öffentlichen Betriebs verbreitet sich sehr rasch. Selbst die schmutzigsten Geschäftsleute erfassen sie. Der Umschlag in kurzer Zeit ist gewaltig. Nur der erste Schritt war schwer. Jetzt ist die Hauptschlacht schon geschlagen und gewonnen. Jetzt handelt es sich um die praktische Umgestaltung. Das ist ein ungeheures Werk, das viel Geduld, Talent und Selbstlosigkeit erfordert. Die besten Männer müssen daran arbeiten. Eine Nation von siebzig Millionen soll von dem

System freier und schrankenloser individueller Selbstsucht in allen wirtschaftlichen Angelegenheiten in einen Zustand ökonomischer Harmonie und Einheit fortschreiten unter dem Prinzip, sich in allen Dingen selbst gut und billig zu versorgen. Dazu gehört ungeheuer viel praktische Thätigkeit, Weisheit, Selbstbeherrschung.

Das wirtschaftliche Programm der Zukunft besteht in der Verstaatlichung aller Monopole, die Trusts inbegriffen. Der Trust ist ein unentbehrlicher Organisator der Volkswirtschaft. Er bedeutet einfach: Vereinheitlichung zersplitterter Betriebe. Diese ist kein Uebel, sondern eine Forderung der Vernunft. Wer sich dagegen wehrt, ist übel berathen. Der Prozeß ist gut und bringt Gutes, er zeigt, daß der Mensch fähig ist, zu organisiren, zu vereinfachen. Zerstört die Monopole, und Ihr desorganisirt, Ihr kehrt zur Unordnung zurück, Ihr habt eine industrielle Armee ohne Leitung. Das Monopol zeigt an, daß die Wirtschaft ein höheres Niveau der Vernünftigkeit erreicht hat. Aber nicht das höchste. Waren jedoch die Menschen intelligent genug, bis zum Monopol zu kommen, so kommen sie auch weiter. Aus dem Monopol ergiebt sich die Verstaatlichung als Nothwendigkeit.

Die Monopolära im großen Styl datirt erst seit fünfzehn Jahren und man begriff nur langsam, daß die Verdrängung der Konkurrenz durch das Monopol kein bloß vorübergehendes Phänomen war. Man protestirte heftig gegen die Schäden, die man durch die Monopole erlitt, und der Protest wurde immer heftiger mit der Einsicht, daß diese Schäden nicht zufällig und vorübergehend waren. Die rechte Einsicht fehlte, daher auch die rechte Taktik. Nur wenige begriffen, daß nicht viel Grund zur Aufregung vorlag, daß die Monopolisten zumeist nur thaten, was sie aus geschäftlicher Nothwendigkeit thun mußten, daß sie die unbewußten Werkzeuge zur Vereinheitlichung und Organisation der Produktion sind, daß sie nicht von vornherein die Absicht hatten, Tyrannen zu werden, aber zum Zweck des Gelingens ihrer Aufgabe oft tyrannisch werden mußten. Ihre Aufgabe war, Geld zu machen, aber das ist die Aufgabe aller Amerikaner, und wenn jene Tadel trifft, so trifft er nicht sie allein. Wären die Amerikaner nicht durchschnittlich blos aufs Geldmachen aus, so wäre die Aera der Monopole rasch vorübergegangen, ohne viel Tyrannei. Der Durchschnittsmensch gab den Monopolisten im Stillen seinen Beifall, weil sie gerade das erreichten, was ihm das Höchste ist. Fünfzehn Jahre mußten vergehen, um die Ansicht, daß Geldmachen das Höchste in der Welt sei, beim gewöhnlichen Amerikaner zu erschüttern. Auch die große Mehrheit heutiger Reformer war noch vor viel weniger als fünfzehn Jahren mit Leib und Seele nur aufs Geldmachen aus.

Nun aber ist es an der Zeit, sich klar zu werden über die Mittel und Wege, von der Herrschaft der Monopole sich zu befreien und einen ökonomischen und politischen Zustand loszuwerden, der das höhere amerikanische Leben zerstört. — Daß eine ökonomische Reform im Sinn der Verstaatlichung eine bloße Farce wären, wenn nicht eine politische mit ihr Hand in Hand ginge, ist selbstverständlich. Vollständige Reform der Civilverwaltung, direkte Volksgesetzgebung, Proportionalvertretung und imperative Mandate sind die äußeren Mittel dazu. Das Wesen der Sache, das eigentlich Radikale in der politischen Reform aber muß darin liegen, daß sie vom Bürger einen neuen Geist seiner politischen Bethätigung fordert, nämlich einen nationalen Geist statt des Parteigeistes. Denn der rechte Weg zur Reform ist evolutionär, das ganze Volk muß zusammenwirken

im festen Willen, Klassengefühl, Parteigeist, Selbstsucht, Unwissenheit und Mißverständniß zu überwinden.

Die Parteigängerschaft ist ein Hauptübel der Politik. Jede gesunde Partei der Zukunft muß nicht-parteigängerisch sein. Ist das ein Widerspruch? Eine Partei ohne Parteigänger ist eine solche, zu welcher das Volk zeitweilig sich vereinigt, um auf politischem Wege ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Ist das geschehen, so ist die Aufgabe der Vereinigung gelöst. Es giebt keine dauernde politische Maschine, die Organisation ist vorübergehend.

Die Idee, die man ausführen will, ist alles; indem man ihr alle Aufmerksamkeit widmet, zieht man diese von der Organisation ab, die heutzutage zu einem Gegenstand der Verehrung wird, während die politischen Grundsätze, für welche die Partei da zu sein behauptet, eine ganz untergeordnete Rolle spielen. Eine vernünftige Partei ist nur ein Mittel zu einem guten Zweck, Parteigänger machen sie zum Selbstzweck. Um die Partei zu stärken, opfern sie willig die Grundsätze, zu deren Vertretung die Partei da ist. Versteht man einmal die Natur unserer gegenwärtigen Parteien, so kann die Zugehörigkeit zu denselben nicht mehr als ehrenvoll angesehen werden. Wesentliche Bestandtheile derselben sind nur die Leute, die Aemter inne haben, und die, welche Aemter suchen. Die bloßen Mitglieder sind Nullen. Für jene ist ein schroffer Parteigeist bei den Uebrigen sehr wichtig, denn er verschafft ihnen Stimmen bei den Wahlen. Die politischen Parteien sind nicht dazu da, Grundsätze zu pflegen und durchzuführen, sondern einer Klique Ruhm und Stellen zu verschaffen. Der Erfolg solcher Leute kommt lediglich aus dem Parteigeist; ohne diesen hätten sie keine Bedeutung. Die Aemterjäger aller Parteien sind so schädliche Wesen, daß das Volk allmählich ernstlich an ihre Beseitigung denkt, und wenn es einsehen lernt, daß der ganze Halt dieser verderblichen Klasse im Parteigeist liegt, dann hat ihre Stunde geschlagen. Eine richtige Partei soll nichts als eine Vereinigung von Bürgern sein, um eine als richtig anerkannte Maßregel einzuführen. Zu jedem neuen Zwecke entsteht eine selbständige Bewegung, darum wird oft fast das ganze Volk einhellig mitthun. Das Ideal politischer Reform ist: die besten Männer, die nicht Aemter und Auszeichnung suchen, in der Politik zur Wirksamkeit gelangen zu lassen, ungehindert durch politische Streber und Schwindler, die unschädlich gemacht werden müssen. Dies muß erreicht werden, wenn die Demokratie bestehen soll. Die wirtschaftliche Reform wird wesentlich dazu beitragen.

Die Anhänger der Public-Ownership-Bewegung in Kalifornien verpflichten sich durch Unterschrift, diese Bewegung nur so lang zu unterstützen und zu fördern, als sie wahrhaft national, nicht parteigängerisch ist. Sollte sie je in die Hände Ehrgeiziger fallen, die damit Ruhm und Gewinn für sich anstreben, so wollen sie sich davon lossagen und ihre Kraft anwenden für eine politische Vereinigung, die von solcher Verderbniß frei ist.

Aber auch der Klassenhaß ist kein Mittel des Fortschritts. Der Kampf um den Fortschritt ist ein geistiger; wo die größte Intelligenz, da wird der Sieg sein. Der Haß aber ist keine intellektuelle Kraft, er lähmt vielmehr den Verstand und es ist Wahnsinn, auf dem Sandboden des Hasses den sozialen Bau der Zukunft errichten zu wollen, indem man Mensch gegen Mensch, Klasse gegen Klasse stellt. Auf Vernunft und Einsicht gegründete Vereinigung, nicht aus Haß und Fanatismus hervorgehende Trennung ist die Form der Entwicklung. Die Reform muß von der Art sein, daß sie

die Ueberzeugung und Theilnahme der Männer des praktischen Lebens sowohl in Bezug auf die Ziele als auf die Wege dazu gewinnt. Sie darf durchaus nichts mit Gewalt und Revolution zu thun haben, sondern muß vom Geist des Wohlwollens beherrscht sein und beweisen, daß sie das Wohl des ganzen Volkes erstrebt. Ihr Aktionsmittel ist lediglich freundschaftliche Aufklärung. Die Bewegung darf durchaus nicht auf eine Klasse oder Partei beschränkt sein, sondern muß einen nationalen Charakter haben.

Ein versöhnlicher Geist ist ihr wesentlich und auch sehr angemessen, wenn man bedenkt, daß diejenigen, die heute die Reform wollen, vor kurzer Zeit in ihrem Streben von den Monopolisten sich gar nicht unterschieden. Wenn sie, trotz ihrer früheren Hartherzigkeit, zu sozialer Weisheit sich bekehren konnten, warum dann nicht auch die anderen? Die Menschen sind nicht feindselig aus Prinzip, sondern aus Mangel an Verständniß; und nur ein versöhnter Mann kann belehrt werden. Der Reform schädlich sind daher alle, die Haß zwischen den Klassen säen, erhalten, verstärken, die blinden Mammonsanbeter und -Lohnschreiber, die mit Hohn und Feindseligkeit von jeder Arbeiterbewegung und ihren Theilnehmern sprechen, und die angeblichen Arbeiterfreunde, die beständig von den Verbrechen und Schandthaten reden, welche von der Bourgeoisie an den Arbeitern verübt werden. Die Arbeiterfrage kann nur mit klarer Vernunft gelöst werden, nicht durch herausfordernden Trotz. Menschen in rachsüchtiger Wuth sind nicht geeignet, etwas Vernünftiges und Geeignetes zu thun. Rache ist nicht Reform und die proletarischen Haßpropheten sind nicht besser als die kapitalistischen. Wenn Verstand und Leidenschaft miteinander kämpfen, da muß zumeist die letztere gründlich unterliegen.

Die herrschende, besitzende Klasse nimmt die besten Intelligenzen zum Kampf für sich in Dienst, wo immer sie dieselben finden kann. Sie zieht sie durch Belohnung und Beförderung aus dem ganzen Volk heraus. Sie will das Volk seiner geistigen Kraft berauben und diese für sich zum Schutz des Besitzes verwenden. Die Reichen wollen das Wachsthum des großen Gehirns beim Volke verhindern und ihm blos die Kräfte des kleinen lassen, den kindischen Trotz, den Haß, den Zorn. Und gegen diese haben sie sich wohl geschützt durch Polizei, Armee, Marine, Arsenale u. s. w. Das Volk denkt noch immer, diese vom Geist getragene Macht mit seinem Kleinhirnzorn anzugreifen. Aber das führt nur zu nutzlosem Märtyrerthum, zu Entkräftung und Entmuthigung. Doch allmälig tagt es in den Köpfen, das Volk besinnt sich, daß es auch einen Verstand hat, daß es den Kleinhirnstandpunkt aufgeben und seine Interessen auf dem Boden des Intellekts verfechten kann. Das wird die Welt gründlich umgestalten, wenn die Massen einmal ihre Köpfe statt der Hufe zu gebrauchen anfangen. Dieser Tag bricht an. In unserer Zeit kann nichts Großes und Erfolgreiches von der Dummheit kommen. Man muß den Unsinn in jeder Gestalt bekämpfen und abthun, besonders auch, wo er unter dem Namen Volksfreund die Masse beschwindelt. Man darf nicht etwa glauben, das Volk könne und solle blind zu seinem Wohle geleitet werden. Eine solche Idee geht nur solange an, als die Menschen wie Pferde sind, wenn die Führer allein etwas verstehen, die Menge ganz dumm ist. Die höher Begabten müssen allerdings immer helfen und fördern, aber das Volk soll keine Vormünder haben. Gute können ihm ja nützlich sein für den Augenblick, aber auf sie folgen leicht schlechte, die von der Unfähigkeit der Masse, sich selbst zu helfen, profitiren, um sie zu unterdrücken. Heute giebt es Leute genug, die zu intelligent sind,

um sich blind führen zu lassen, und diejenigen, die das wollen, sind betrügerischer Absichten verdächtig.

III. Die Sozialdemokratie.

Aus allen diesen Gründen ist die Sozialdemokratie nach deutschem Rezept zu bekämpfen. Sie spielt zwar in Amerika keine Rolle. Die sog. sozialistische Arbeiterpartei, vor vielen Jahren gegründet, ist, mit Ausnahme von vielleicht 3—4 Städten, an politischer Bedeutung fast gleich Null. Aber wenn, wie es der Fall sein wird, gewisse, zunächst unbewußt wirksame sozialistische Tendenzen mit klarem Bewußtsein aufgenommen werden müssen, so ist es keineswegs gleichgültig, von welchem Geist und welcher Struktur die Parteien sind, die sie vertreten, und so verlohnt es sich, auch diese so unbedeutende sozialistische Arbeiterpartei einer genaueren Untersuchung zu unterziehen.

Sie wurde gegründet von enthusiastischen Ausländern mit eigenthümlichen Anschauungen über die Menschheit, wonach alle Nationen ohne Unterschied auf dieselbe Weise beglückt werden sollen, nämlich auf ihre. Sie leugneten alle Raceunterschiede, verlangten aber gebieterisch, die Amerikaner sollten die Eigenthümlichkeiten ihrer Race annehmen. Sie sagten, in sozialen Angelegenheiten gäbe es nichts dergleichen wie amerikanische Art und stellten dann das thönerne Kalb europäischer Art zur Anbetung für die Amerikaner auf. Sie wollten den amerikanischen Kontinent gnädigst regeneriren, ohne ihren erhabenen Geist auch nur einen Augenblick mit der Erforschung einer so gänzlich bedeutungslosen Sache wie der amerikanische Charakter zu bemühen oder einen freundlichen Blick auf die nationalen Gewohnheiten zu werfen, die überall in der Welt über das Gedeihen eines Unternehmens entscheiden. Sie schlossen ihre Augen, verstopften sich die Ohren und sagten: In Deutschland geht es so und so, daher wird und muß es auch in Amerika so gehen. Amerikaner, ihr sollt auf teutonisch erlöst werden.

Aber die Amerikaner wollten nicht. Darüber waren die fremden Apostel, die auf unbedingte Bewunderung Anspruch machten, sehr ärgerlich und machten ihrem Aerger über diese amerikanische Indolenz und Vornirtheit laut Luft. Das konnten die Amerikaner nicht begreifen. Sie wollten in Ruhe dem Gelderwerb nachgehen und da war eine Schaar lärmender Ausländer, die von ihnen gebieterisch forderten, sie sollten Sozialisten werden. Was war das? Das wußten sie nicht recht, aber daß diese Sozialisten nach den orthodoxen Geistlichen die bitterste Menschensorte waren, das sahen sie und das genügte ihnen. Die Sozialisten wurden immer bitterer, bis sie gar nicht mehr bitterer werden konnten, und die Amerikaner, die etwas davon wahrnahmen, dachten natürlich, der Sozialismus müsse die bitterste Sache in der Welt sein. So kam der Sozialismus in schlechten Ruf, durch die Schuld der Sozialisten. So war es vom Anfang an und so blieb die Organisation ein exotisches Gewächs, dem amerikanischen Sinn anstößig und widerwärtig. Die Partei schuf fort und fort dem Sozialismus immer mehr unversöhnliche Feinde. Ihr ganzes Wesen und Wirken beruhte auf dem offenbar falschen Prinzip, daß Engländer, Deutsche, Franzosen, Russen, Amerikaner und Chinesen durchaus dasselbe denken, wünschen und thun.

Diese Sozialisten meinen u. A., alles Gute liege in der Arbeiterklasse und nur, wer das Arbeiterbewußtsein annimmt, kommt für die Neugestaltung

in Betracht. Ein richtiger und verläßlicher Reformer sei nur, wer durch die materielle Noth zur Reform getrieben werde, Anderen solle man nicht trauen. Es mögen darunter einige wenige anständige Ideologen sich finden, doch das seien sehr seltene Vögel und ihr Reformgefieder nicht ganz in der Ordnung, weil sie durchs Gehirn und nicht ausschließlich durch den Magen Reformer wurden. Die Reichen fragen nicht nach Reform und die Mittelklassen sind ihre hartnäckigsten Feinde. Die Ideen bedeuten wenig. Erst wenn der Magen der Mittelklasse leer bleibt, wird sie nach Gerechtigkeit rufen, sonst nicht. Dieser Mittelklasse, die nichts Gutes an sich hat, muß also die Arbeiterklasse entgegentreten, die, außer ihrer Noth, auch nichts Gutes an sich hat, und man muß einen großen Klassenkampf heraufbeschwören. Diese Klassenkampftheorie kommt von den „Vätern“ des Sozialismus, und wer deren Aussprüche in Frage stellt, wird von den Sozialistensynoden als Ketzer verfolgt. Die amerikanischen Arbeiter wollen aber nichts davon wissen, das proletarische Klassenbewußtsein nicht annehmen, denn sie fühlen sich als zur Mittelklasse gehörig, und wer von ihnen verlangt, daß sie diese hassen sollen, der verlangt, daß sie sich selbst hassen. Der europäische Arbeiter hat Jahrhunderte von Proletarierthum in seinem Blut. Setzt ihm einen Tropfen Klassenbewußtsein zu, so wird das ganze schwarz davon. Aber ihr könnt dem amerikanischen Arbeiter aus einem Klassenbewußtsein-Hydranten einen Strom unter die Haut spritzen, es hilft alles nichts, weil sein Blut und seine Geschichte anders sind. Das ist wahr, wie schlecht auch seine gegenwärtige Lage als Arbeiter sein mag. Der amerikanische Arbeiter will seine Lage auf eine der Beschaffenheit seines Blutes angemessene Weise zu verbessern suchen und die Weise der sozialistischen Partei paßt nicht für ihn. Daher will er von dieser nichts wissen. Der Sozialist hatte beständig das Wort Revolution im Munde, das den friedlichen kommerziellen Sinn an Mord und Raub und Brandstiftung, an Robespierre, Marat und die Schreckensherrschaft erinnert, knüpfte seine ökonomischen Doktrinen vom künftigen sozialen Glück an den Schwanz dieser blutigen Bestie und trieb sie durch die öffentlichen Gedankenwege, um Schüler zu werben. Dann vermochte sein großartiger Geist nicht zu begreifen, warum das Volk ihn anspuckte und verwünschte, und er fühlte sich erhaben und edel, wie ein Märtyrer. Er wählte sich den größeren Theil des amerikanischen Volkes aus und nannte ihn spöttisch „Mittelklasse“, machte ihn zum Ziel seines Hohns und karikirte giftig seine Eigenschaften und Ansprüche, alles in der ernsthaften Absicht, den Sozialismus für alle Klassen der Gesellschaft anziehend zu machen. Mit Grobheiten bringt man die Menschen nicht zur Vernunft. Eine Lehre, die in den Augen von Durchschnittsmenschen aussieht, als ob sie alle Gesetze der menschlichen Natur umstürzen, plötzlich eine fundamental neue soziale Maschinerie einführen, alle Freiheit vernichten wollte, kann nicht für den Sozialismus wirken. Wem sie bedenklich und unwahrscheinlich vorkam, der wurde Dummkopf genannt und der Sozialist donnerte ihn an: er wolle die „Proletarier“ organisiren und ihm den Sozialstaat in seine skeptische Kehle stopfen, mit Stimmzetteln, wenn möglich, mit Kugeln, wenn nötig. Das Gespenst einer kooperativen Volkswirtschaft, organisirt durch Mord, mußte Schreck einflößen. Der Sozialismus sollte da quasi fix und fertig aus dem Nichts hervorgehen: man stimmt einfach das Alte weg und das Neue her. Heute gehen wir in der alten Welt zu Bette und morgen erwachen wir in der neuen. Die Erweckung eines Todten wäre eine Kleinigkeit neben diesem Wunder. Diese Sozialisten sind aus Glauben und Haß gemacht. Sie spotten über die Bekehrung einer einzigen

armen Menschenseele, aber das ganze soziale System, das alle Menschenseelen in sich faßt, soll in einem Augenblick umgewandelt werden, blos durch Versenken zerknitterter Papierfetzen in eine Stimmurne. Was würde man sagen, wenn einer die schwierigsten mathematischen Probleme lösen wollte ohne die einfachste Arithmetik zu kennen? wenn einer laufen wollte, der noch nicht gehen gelernt hat? Doch so lautet das Evangelium der Sozialisten von Fach. Sie lehren, daß der Sozialismus so verschieden ist von anderen menschlichen und natürlichen Dingen, daß Experimente in ihm, wie städtische Wasserwerke, Beleuchtungsanstalten, Straßenbahnen, zu seinem Verständniß eher schädlich als nützlich sind und daß alle wahren Kreuzfahrer der sozialistischen Religion es machen sollten wie der Mann, der das Schwimmen im Trocknen lernen will. Diese übernatürliche Methode, eine Kunst ohne Uebung zu lernen, nennen sie „wissenschaftlichen Sozialismus". Daß dieser bei der Art, wie seine Adepten ihn vertreten, keinen Anklang findet, ist begreiflich. Es braucht blos an irgend einem Orte eine Schaar solcher sozialistischen Heiligen aufzutauchen, so werden bald die meisten Einwohner zu tödtlichen Hassern des Sozialismus. Jahre geduldiger Aufklärung können das Unheil nicht austilgen, das ein Jahr sozialistischer Haßpropaganda gesät hat.

Die Bürger des Landes sind keine Narren, sie begreifen allmälig die Sachlage. Sie sehen, daß es mit der Konkurrenz zu Ende geht, daß etliche hundert Leute schließlich zu Eigenthümern der Vereinigten Staaten werden. Sie sehen auch, daß man die Trust-Bewegung ebenso wenig aufhalten kann, wie den Lauf der Sonne. Warum greifen sie nicht zu dem einzig möglichen Hülfsmittel, die Monopole der Trusts auf's Volk zu übertragen, wie die Schulen, die Post, die Universitäten, die schweizerischen Eisenbahnen, das Wasser, das Gas, die Elektrizität der Städte? Die fanatischen Sozialisten schrecken sie davon zurück. Diese brachten das Verstaatlichen jeder Art in so schlechten Ruf, daß wohlgesinnte Bürger eine wahre Gespensterfurcht davor haben. Sie spielen die Rolle gewisser alberner Ammen, die den Kindern im Dunkeln Gespenstergeschichten erzählen. Sie schwärmen in Altweibermärchen von dem großen Kladderadatsch, der kommen soll, bis einfache Leute in ihren bürgerlichen Betten bei der Vision des rasenden revolutionären Monstrums das Gruseln bekommen. Für vernünftigen echten Sozialismus ist das Volk schon zu haben und will ihn, aber nicht Euer Gift, Euren Klassenhaß, Euren Juden-Sozialismus, den Ihr aus irgend einem palästinischen Pompei herausgegraben, der auf Herrschsucht und krassen Individualismus hinausläuft. Man hat oft gesagt, daß die besonderen Formen und Methoden des deutschen Sozialismus aus dem deutschen Militär-System hervorgegangen sind. Um eine militärische Organisation zu bekämpfen, braucht man eine militärische Organisation. Der deutsche Sozialismus ist ein militärischer. Der Sozialismus der sozialistischen Arbeiterpartei in Amerika ist verpflanzter deutscher Sozialismus. Aber Amerika ist kein militärisches Land. Daher ist hier dieser militärische Sozialismus ein Fisch außer dem Wasser. Der Militarismus in's Gebiet der Politik übertragen ergiebt eine militärische politische Partei und eine solche haben die deutschen Sozialisten in Amerika hergestellt. Aber alle intelligenten Radikalen weisen eine solche Idee weit von sich, ihre Absicht ist, die Parteien immer weniger militärisch zu gestalten, die Parteidisziplin aufzulösen, den Parteigeist auszutilgen. Daher ist dieser Sozialismus ein überwundener Standpunkt. Er will demokratisch sein und vergißt, daß Demokratie und Parteigeist einander ausschließen und daß eine wahre Demokratie keine

„Macher" verträgt. Diese Sozialisten wünschen im Grunde einen verkleideten Absolutismus und keine Partei ist so vollständig von Machern beherrscht, wie die ihre. Den Schein der Demokratie hält man allerdings aufrecht und täuscht und befriedigt so die nicht allzu kluge Gefolgschaft. Zwei oder drei Leute in New-York sind die General-Diktatoren. Sie finden in anderen Städten ähnlich geartete Personen, die ihre Weisungen ausführen. Alle freigesinnten werden kalt gestellt oder hinausgedrängt und ein System militärischer Unduldsamkeit, das sich Sozialismus nennt, ist fertig. Die Masse der Mitglieder darf der Form halber die Befehle der regierenden Herren gut heißen und meint darum, das sei demokratischer Sozialismus. Bevor der Sozialismus in Deutschland ein Beruf oder Gewerbe wurde, war er geistig vom heutigen sehr verschieden. Da fand man bei seinen Vertretern moralischen Enthusiasmus, der jetzt sehr rar geworden. Von den sozialistischen Mitgliedern des Reichstags bis zu den zahlreichen sozialistischen Redakteuren und Schriftsetzern leben eine große Zahl von der „Sache" und von den Hauptquartieren wird jährlich eine große Summe Geldes ausgezahlt. Wir wissen in unserem Lande, was es heißt, wenn Jemand für ein Salär Moral predigt. Er ist Geschäftsmann und seine Moral hat den Geschäfts-Charakter. So geht es auch mit dem Sozialismus, der Geld einbringt. Seine Vertreter wollen ihn vor Allem rentabel für sich machen. Sozialismus als eine höhere Stufe der Sittlichkeit kann nur von Leuten entwickelt und verbreitet werden, die an eignen Vortheil dabei gar nicht denken.

Der doktrinäre Sozialismus gleicht in vielen Stücken dem doktrinären Christenthum. Beider Thorheit besteht in der Lehre: Gieb Zeugniß und Du bist erlöst. Aber deswegen, weil Einer sich Sozialist nennt, ist er noch keiner und das Gebäude des ökonomischen Sozialismus kann keinen Tag bestehen, wenn es nicht vom sozialistischen Geist gehalten wird. Man stelle sich eine blos mechanische Kooperation in der Gesellschaft vor, wo kein loyales Gefühl Alle zur Arbeit für das gemeinsame Wohl verknüpft. Das wäre Pseudo-Sozialismus, Sozialismus ohne den sozialistischen Geist. Die orthodoxen Sozialisten meinen, sie können die neue Gesellschaft einführen, indem sie einen antisozialistischen Geist, den Antagonismus, den Klassenhaß entwickeln. So machen es auch die Religiösen. Sie wollen durch fortwährende Ausübung unchristlicher Grundsätze die christliche Lebensordnung über die Welt verbreiten. Mit diesem angeblichen Ziele rechtfertigen sie ihre eignen höllischen Triebe. Habsucht und Rachgier treibt sie zum Kriege und sie sagen, es handle sich um die Beschützung der christlichen Civilisation gegen irgend ein schwächeres Volk oder um Herstellung der christlichen Ordnung. So machen es auch die Sozialisten.

Nach so vielen Jahrhunderten dieses verkehrten Christenthums — wie christlich ist die Welt geworden? Und glaubt Jemand, daß die Welt nach eben so vielen Jahrhunderten der falschen sozialistischen Methode der Marx-Profeten mit ihrem Haß und Neid und Klassenindividualismus wirklich sozialistisch werden würde? Das Geheimniß der Vorliebe dieser Schule für die Doktrin des Klassenkampfes und -Hasses ist der verzeihliche Ehrgeiz der Mitglieder, auf einer wissenschaftlichen Grundlage individuell hassen zu dürfen. Einfach zu hassen auf dem natürlichen Wege, weil man einen armseligen Sinn hat, ist ordinär und unrühmlich. Hingegen zu hassen mit der mächtigen Autorität der Wissenschaft hinter Dir, das ist befriedigend und vornehm. Kurz, wie jedes Verbrechen und jede Grausamkeit zum Zweck der Verbreitung des Glaubens auf Erden von der Religion

sanktionirt wurde, so etablirt der doktrinäre Sozialismus zum Wohl der Menschheit einen Kodex sozialer Brutalität zum Zweck der Einführung des Millenniums.

Die schmutzige Seite der Sachlage ist, daß die Führer der sozialistischen Arbeiterpartei unter dem Vorwand eines großen moralischen Kreuzzugs nur Stellenjägerei betreiben. Sie sind politische Macher, wie andere, um kein Haar 'besser. Daß gar manche untergeordnete Mitglieder der Partei etwas Besseres möchten, ist wahr, aber sie sind machtlos in der Hand der Hierarchie ihrer selbstsüchtigen Führer. Diesen nicht zu trauen liegt noch ein besonderer Grund vor. Es ist ihr Leibdogma, daß man nur unter dem Zwang und Druck der Noth ein guter und echter Sozialist sein kann. Also: so wie Einer von ihnen in ein Amt kommt, steht er nicht mehr unter diesem Druck und wir glauben gern, daß solche Leute dann aufhören, Sozialisten zu sein. Natürlich würden sie sich noch dafür ausgeben, wegen der Wiederwahl. Doch ihr Hauptgeschäft wäre, wie bei allen anderen Politikern, sich zu bereichern. Wir wollen sie zum Unterschied von wirklichen Sozialisten Sozialiten nennen.

Bezeichnend ist ihr Verhalten gegen die Gewerkvereine. Diese mußten vor Allem gewonnen werden, wenn der Sozialismus als Klassenbewegung Erfolg haben sollte. Man behandelte sie aber gerade wie die Mittelklasse. Kein Spott schien scharf genug, um ihn über „Nichtsalsgewerkvereinler" auszugießen. Nun sind diese voll Feindschaft gegen die Sozialisten, von denen sie bei vernünftigem Vorgehen leicht hätten gewonnen werden können.

Komisch ist es, daß die meisten von den sozialistischen Stellenjägern gar nicht zur Arbeiter- sondern zur Mittelklasse gehören. Sie wollen aus der Arbeiterklasse eine bequeme Wahlmaschine für sich machen. Daher muß sie mit der Klassenkampfdoktrin verdummt werden. Es ist nichts als ein neuer Kniff zu den vielen, mittelst welcher seit lange die Arbeiterklasse niedergehalten wurde. Diese Doktrin und Methode mag für Deutschland gut sein, für Amerika paßt sie nicht. Daher gelingt hier die Propaganda so schlecht. In Boston z. B. betrieb man sie seit 20 Jahren kräftig, in den letzten zehn Jahren über alle Massen, und bei der letzten Gemeindewahl brachten es die Sozialisten nicht ganz auf 800 Stimmen von 150000.

Sie halten sich in Allem sklavisch an das deutsche Muster, so z. B. in der Frage der Verstaatlichung der Eisenbahnen. Die deutschen Sozialistenführer wollen davon nichts wissen, weil solche Unternehmungen dem Staat die Mittel liefern zur Vergrößerung der Armee und Flotte. Das paßt aber nicht auf Amerika. Und so in allerlei politischen und sonstigen Reformfragen. Sie stehen ihnen gleichgültig oder gar feindselig gegenüber. Die politischen Reformen (direkte Volksgesetzgebung, Proportionalvertretung und dgl.) sollen nach ihnen reaktionär wirken unter den gegenwärtigen Verhältnissen, ökonomische Reformen, wie Verstaatlichungen gewisser Wirtschaftsbetriebe, bezeichnen sie höhnisch als Mittelklassenmaßregeln, die die kapitalistische Ausbeutung nicht vermindern und für den „wissenschaftlichen" Sozialismus keine Bedeutung haben. All das soll erst gut sein, wenn die Mehrheit des Volks zum Sozialismus bekehrt ist. Das heißt: sie glauben an den Sozialismus als ein Ideal, aber sie wollen nichts von alledem thun, was nothwendig ist, um ihn allmälig zu verwirklichen. Nach ihnen muß Alles auf einen Schlag geschehen. In ihrem Programm reden sie allerdings von „unmittelbaren" Reformen, die sie sofort verlangen, und zählen solche auf, und wenn Ihr Einem von ihnen vorwerft, daß sie mit einem Sprung in den Sozialstaat gelangen wollen, dann leugnet er das und

weist mit Stolz auf die „unmittelbaren Forderungen" des Programms hin. Aber sie weisen es durchaus von sich, mit irgend einer andern Partei für die Durchführung dieser Reformen zu arbeiten, sie ziehen es, wie sie sagen, vor, die Mehrheit des Volks zu ihrem Ideal zu bekehren, worauf sie dann den Sozialstaat einführen können, und sagen, es sei eben so leicht, das Volk zum ganzen wie zum theilweisen Sozialismus zu bekehren. Aber nun frägt es sich: wozu diese unmittelbaren Uebergangsmaßregeln (des Programms), wenn man das Ideal ebensoleicht gleich in vollendeter Gestalt haben kann?

Deutsche Methoden und Schlagworte passen nicht für Amerika, hier werden die Grenzen der Klassen täglich durchbrochen und mit dem Klassenkampf darf man darum dem gebornen Amerikaner nicht kommen. Da müssen die ökonomischen Veränderungen stufenweise vor sich gehen und man hat auch schon beträchtliche Fortschritte in der Richtung des Sozialismus gemacht. Das Postsystem, die öffentlichen Schulen, Parke, Bibliotheken u. s. w. sind lauter praktischer Sozialismus, der ohne Mithülfe der sozialistischen Arbeiterpartei zustande gekommen. Ein „kapitalistischer" Kongreß gab uns den australischen Abstimmungsmodus und wird uns wahrscheinlich die direkte Gesetzgebung, die Proportionalvertretung, die Staatseisenbahnen, -Telegraphen und -Telephone geben, wie es die „kapitalistischen" Parteien in anderen Ländern gemacht haben. Ich glaube in der That, daß 60 Prozent des sozialistischen Ideals von solchen Parteien werden eingeführt werden, die von demselben gar nichts wissen wollen. Sind wir im Sozialismus einmal soweit fortgeschritten, dann wird es noch immer Zeit sein, — nicht eine sozialistische Arbeiterpartei, aber — eine politische Sozialistenpartei aufzustellen, ohne „Klassenkampf" und „Klassenbewußtsein" und ohne die schlechten Methoden und schlimmeren Sitten der sozialistischen Arbeiterpartei. Und diese neue Partei wird nicht nöthig haben, alle ihr Fernstehenden Schurken und Dummköpfe zu nennen.

IV. **Der Krieg.**

Die Befreiung von Kuba wäre von Vortheil für die Welt, weil die Spanier dort die moderne kapitalistische Tyrannei mit den schlimmsten Auswüchsen der feudalen verbinden. Nicht blos die rechtlich anerkannten Wege der Spekulation und Profitmacherei werden da zur Bereicherung angewendet, sondern auch, besonders von den Sprößlingen des spanischen Adels, die barbarischen Methoden der reinsten Räuberei, wie sie nur je von einer herrschenden Race gegen eine unterworfene geübt wurden.

Auch für Spanien wäre der Verlust Kuba's eine Wohlthat, wenn es dadurch gezwungen würde, andere, zeitgemäßere, sittlichere Erwerbswege einzuschlagen.

In Kuba selbst würde man bald zur Einsicht gelangen, daß nationale Unabhängigkeit noch lange nicht wirkliche Freiheit bedeutet, daß es keine schlimmeren Tyrannen giebt, als die modernen Monopolisten. Die Kenntniß der wahren Quelle heutiger Unfreiheit ist aber die Hauptbedingung wirklicher Freiheit.

Für die Vereinigten Staaten und für Amerika überhaupt wäre es ein Vortheil, wenn die monarchischen Ideen und Einflüsse der alten Welt beseitigt würden, weil sie die sozialen Fragen verwirren und verwickeln.

Trotz alledem ist der Krieg mit Spanien nicht gerechtfertigt.

In unserer kapitalistischen Volkswirtschaft hat der Krieg für das Volk

eine neue Bedeutung. Jetzt ist das Kapital der wahre Herr der Welt, Throne sind seine Diener und die Kriege werden geführt im Interesse der Spekulation und des Profits. Das Volk muß daher vorsichtig sein in Bezug auf die alten Schlagworte der nationalen Freiheit und Macht und nicht mit fremden Völkern sich entzweien, bevor es sich nicht klar gemacht, welche Absichten dabei das Kapital verfolgt. Heutzutage wird es überhaupt kaum einen Krieg geben, der dem Volke nützt; es sollte sich daher weder durch blinde Instinkte, noch durch die wohlberechneten Interessen des Kapitals dazu verleiten lassen.

Die Senatoren und Abgeordneten und Zeitungsschreiber, die auf der Rednerbühne und in der Presse sich in patriotischer Begeisterung kriegstoll gebärden, ziehen nicht in den Kampf. Sie bleiben ruhig auf ihren Fauteuils sitzen und dirigieren die Staatsaffären ungefährdet zu ihrem eigenen Ruhm und Vortheil. Nur das gemeine Volk kämpft und bekommt die Kugeln in den Leib und stirbt.

Aber der Krieg hilft den Geschäften auf und vermindert die Unzufriedenheit!?

Es wird eine kurze Erleichterung eintreten, tausende von Unzufriedenen kommen um's Leben, denn das Schlachtfeld giebt unserer Armee von Arbeitslosen Beschäftigung. Das Geschäft belebt sich, denn die Regierung muß gewaltige Vorräte zusammenkaufen.

Im letzten Bürgerkrieg belief sich das „Geschäft“ auf 3700 Millionen Dollars, und wir genießen heute noch seine Erfolge. Bezahlt ist der Aufschwung allerdings noch nicht, und wird es wahrscheinlich nie werden. Aber das Geschäft ging damals doch wunderbar flott und schuf die Grundlagen der nationalen Prosperität, deren wir uns seither erfreuen: jene Riesenvermögen, die verschiedene von uns besitzen, und auf die wir so stolz sind, als ob sie jedem von uns gehörten, begannen sich damals zu häufen. Dann wurden damals die Grundrisse unseres nationalen Pensionsgeschäftes ersonnen, das heute die glänzende Höhe von 141 Millionen Dollars erreicht hat.

Ein Krieg mit Spanien wird der weiteren Entwickelung dieses Geschäfts sehr förderlich sein und es leicht um 50 Prozent steigern.

Die eigenthümliche Schönheit eines solchen Aufschwungs besteht darin, daß er fast beliebig gesteigert werden kann. Das Geld dazu kommt aus der Staatskasse und man braucht zu seiner Flüssigmachung nichts als einen Beschluß des Unterhauses, der in einigen Stunden fertig wird, und des Senats, der 26 Minuten erfordert. Der Eifer beider Häuser des Kongresses, die ersten 50 Millionen für Kriegszwecke zu bewilligen, glich nur ihrem Eifer in den letzten 6 Jahren, nichts für das wahre Wohl des Volkes zu thun. Das ist ein wunderbarer Weg zur Prosperität. Die Monopolisten haben Hunderte von Millionen, für die sie keine lukrative Anlage wissen, und die leihen sie der Regierung (dem Volke) zu vortheilhaften Bedingungen. Die Regierung (das Volk) geht dann zu denselben Monopolisten und kauft mit dem Gelde von ihnen Schiffe und Kriegsbedarf zu Bedingungen, die für die Monopolisten günstig sind. Dieser Kriegsbedarf wird im Kriege verbraucht und der Regierung (dem Volke) bleibt nichts als ungeheure Schulden an die Monopolisten. Zur Zahlung der jährlichen Pensionen müssen weitere Schulden bei den Monopolisten gemacht werden. Die Regierung schafft also durch den Krieg Prosperität, indem sie von den Monopolisten Geld borgt und das, was sie damit kauft, vernichtet.

Der Krieg beschleunigt den Prozeß der wirtschaftlichen Versklavung, den die Monopolisten durch ihre Machtstellung im Verkehr bewirken, er ver-

mehrt den Reichthum Weniger und fördert die Centralisation des Eigenthums. Er erschöpft die Energie des Volkes und erzeugt Sehnsucht nach Ruhe von allem Kampf, eine gewisse Senilität: man verweilt fort und fort bei den Vorstellungen der Wunderthaten, die man vollbracht, der Krieg lenkt die Menschen von ihren wahren Interessen ab und schwächt ihren Sinn für dieselben. Die meisten Menschen können sich nicht ernstlich zugleich mit zwei verschiedenen Angelegenheiten befassen; wenn sie mit Spanien zu thun haben, vergessen sie die sozialen Fragen. Sonst fortschrittlich gesinnte Leute verlieren im Kriegslärm ihren Verstand, lassen sich von den Politikern breitschlagen, vergessen ihre eigensten Gedanken und schwärmen für eine eingebildete Nothwendigkeit, die Ehre des Vaterlandes zu retten. Sie wollen Kuba befreien und denken nicht daran, daß die Befreiung von ihren eigenen Tyrannen tausendmal nötiger wäre.

Man weiß jetzt, daß Freiheit unmöglich, solange der Reichthum ein Monopol ist, und die besten Kräfte der modernen Welt haben sich vereinigt zur Zerstörung dieses Monopols. Jetzt aber heißt es: der Kampf dagegen muß eingestellt werden, bis Kuba befreit ist. Kuba soll befreit werden: aber wer kann sagen, daß die Sklaven in unseren Südstaaten nach ihrer Befreiung besser daran sind, als vorher? Sie wurden befreit, um vom Monopol versklavt zu werden wie wir Andern alle; so wird es auch mit Kuba geschehen. Die sog. Befreiung von Völkern ist sehr nebensächlich, solange man ihnen keine wirkliche Freiheit bieten kann. Sind denn, ehrlich gesprochen, die Kubaner, die für Spanien arbeiten, wesentlich schlechter daran als die Amerikaner, die für unsere Kohlenbarone u. s. w. sich abrackern? Kuba kämpft gegenwärtig um eine Scheinfreiheit, um nationale Freiheit — ein Ideal, das vor einem Jahrhundert galt und sich bald als Blendwerk enthüllte.

Doch findet das alte Schlagwort noch immer Gläubige; viele Amerikaner horchen darauf und fühlen sich wieder als Helden, wenn sie vom Kongreß die Befreiung Kubas fordern. Wirkliche Reformen werden dabei verschoben und hintangesetzt und der Scheinpatriotismus muß in manchem leeren Amerikanermagen Brot und Butter ersetzen. Mancher, der jetzt für die ewige Freiheit des Menschen kämpft, vergißt, daß er selbst ein Sklave ist und wird dann mit seiner sorgenbannenden Pension ein künftiger Müßiggänger.

So lange wir keinen auswärtigen Krieg hatten, gab es keinen Vorwand für eine große Armee und Flotte und die Jingos fanden keine militärische Basis. Jetzt, wo die Schranken gefallen sind und das Volk unter dem Vorwand der Nothwendigkeit sich das hat gefallen lassen, fordern wir Jedermann auf uns zu sagen, wo denn der kriegerische Geist seine Grenzen finden wird?

Es giebt gewisse Leute im Lande, die sich überall einmischen möchten; sie wollen neue Gebiete annektiren, Kuba, Hawaï, sie wollen der Stimme der Vereinigten Staaten im Orient Geltung verschaffen; sie wollen uns in ganz Europa geachtet und gefürchtet machen; sie sind überzeugt, daß wir unbedingt und in kurzem England wieder einmal züchtigen müssen und uns dazu bereit halten sollen.

Das sind abscheuliche Ideen, aber sie drängen sich immer mehr hervor und werden Einfluß gewinnen. Sobald man ihnen nur ein wenig nachgiebt, werden sie den Charakter unserer Nation ändern und uns in dem elenden Kriegsgeschäft auf das Niveau Europas herabbringen. Wir werden ein ungeheures bewaffnetes Lager werden wie Europa und unser Geld hergeben

zum eitlen Drill unserer Jugend und zur Ausbildung unserer Flotte, damit sie es mit der englischen aufnehmen könne. Unsere militärischen Führer werden immer Anlässe finden, die kriegerischen Rüstungen zu vervollständigen; denn sie haben dann über immer mehr Geld zu verfügen. Das Volk aber wird durch den Militarismus degradirt und brutalisirt werden. Der Militarismus hat die direkte Tendenz, den Geist der Freiheit auszutilgen. In einem militärischen Lande wie Deutschland sind bloße Civilisten ohne Ansehen und Achtung. Was kann das russische Volk gegen die Armee für die Freiheit thun? Man erinnere sich, wie jüngst in Frankreich die Ehre der Armee fast zum Schlachtruf einer neuen Revolution wurde, welche die Republik umstürzen wollte. Großbritannien allein von allen großen Nationen scheint nicht militärtoll zu sein, weil es eine Insel, seine Armee klein und wenig davon zu Hause ist. Eine stehende Armee in Amerika würde größtentheils im Lande sein, wegen dessen Größe. Sie würde nach und nach das Volk beaufsichtigen, vor Allem ein Auge haben auf die Arbeiterklasse, die Beschäftigungslosen und die Streikenden. Eine große militärische Maschinerie steht der übrigen Nation stets fremd gegenüber. Kein Volk kann frei sein mit einem solchen Corps in seiner Mitte. Man wird es in jedem Streitfall zu Gunsten der Privilegirten verwenden; es wird ein Werkzeug der wirtschaftlich und politisch Mächtigen sein.

Zwei Aussprüche von Pierre de Coubertin in der **Fortnightly Review** vom März d. J. (1898) über die französische Armee verdienen bemerkt zu werden: „Uebrigens weiß jeder aufgeklärte Franzose, daß ein allgemeiner Krieg, auch ein siegreicher, der Ruin des Landes und die Ursache unersetzlichen Schadens wäre“ und „Alle, die mit der geistigen Verfassung unserer Offiziere bekannt sind, behaupten deren völlige Unfähigkeit, bürgerliches Leben zu verstehen und einzurichten . . . Von den Grundsätzen des bürgerlichen Rechts haben sie keine Ahnung. Sie hegen ein in militärischen Kreisen überhaupt gewöhnliches Gefühl unverhüllter Verachtung für die Pekins, wie sie alle nennen, die keine Uniform tragen. Und diese Verachtung geht leicht von den Menschen auf die Institutionen über.“

Das ganze Vorgehen wäre ein anderes gewesen, wenn wir blos von Humanitätsrücksichten geleitet worden wären. Dann hätten wir uns zeitiger bemüht, das Loos der Kubaner durch offizielle Erforschung und Bekanntmachung ihrer Lage zu mildern, wir hätten versucht, einen für Spanien und Kuba zugleich annehmbaren Ausweg zu finden. Doch wir, als Nation, wünschten das nie ernstlich und thaten nichts dazu. Hätte es sich nur um Humanität gehandelt, so würde man auch auf Spanien einige humane Rücksicht genommen und sich vorerst versichert haben, daß jeder Versuch einer Befreiung Kubas auf gütlichem Wege aussichtslos sei. Vor allem würden wir als Nation und als Einzelne ohne Leidenschaft gegen Spanien vorgegangen sein.

Aber alles ging ganz anders. Unser Mitgefühl mit Kuba wurde erst akut, als der „Maine“ explodirte; und da riefen wir nicht nach Gerechtigkeit, sondern nach Rache. Haß, nicht Humanität, hat uns in den Krieg gezogen, die Verhandlungen im Kongreß zeigten alles eher als Vernunft, Ruhe und Gerechtigkeit. Wäre die Geschichte mit dem Maine in einem englischen Hafen vorgefallen, so würde sie ganz anders behandelt worden sein. Eine Kommission von Ingenieuren, amerikanischen, britischen und noch einer dritten Nation würde das Wrack untersucht und sich darüber ausgesprochen haben. Man muß leider zugeben, daß vom Anfang bis zum Ende Spaniens Schwäche unsere Stellungnahme zu ihm sehr beeinflußt hat.

Wir waren verschwenderisch in Beleidigungen, weil wir dachten, es sei kinderleicht, Spanien zu Boden zu schlagen. Wir schwelgten in der feigen Prahlerei eines großen Mannes gegen einen kleinen und das ist gerade das Schimpflichste bei der Sache.

„Spanien“, sagte Senator Lodge, „ist auf dem Totenbett, begraben in Schulden, aus jeder Ader blutend von der Revolution in seinen Kolonien, und seine Beamten und Offiziere rauben das sterbende Land aus vor den Augen der Welt.“ Und wir, hätte er hinzufügen können, versetzen ihm, dem hilflos und blutend daliegenden, in jugendlicher Kraft Fußtritte. Unsere Rolle war keine edle, die Erinnerung daran wird uns nicht stolz machen. Sie bildet ein Präzedenz, das uns einmal in Zukunft recht gefährlich werden kann, wenn **wir** einmal den Frieden wünschen.

Wir hätten nach und nach und in höflicher Form Spanien unseren Willen, daß Kuba frei sei, kundgeben sollen, ohne seinen Stolz zu demüthigen und ohne es aufzureizen durch die alberne Großmäuligkeit, die unser Vorgehen verunzierte. Hätten wir uns beständig in dieser Weise benommen, dann war die Befreiung Kubas zweifelsohne schließlich ohne Krieg zu erreichen. Die Verhältnisse drängten zu diesem Ende, sie forderten nichts als uneigennützige Weisheit und wahre Humanität.

Nehmen wir aber an, Spanien hätte all unseren freundschaftlichen Vorschlägen widerstebt und uns endlich den Krieg aufgezwungen. Dann war unser Vorgehen durch die höchsten Prinzipien sanktioniert. Eitelkeit, Selbstsucht, Muthwille, Rachgier spielten dann keine Rolle. Dann wären auch die Wirkungen des Kriegs auf unsere inneren Verhältnisse in jeder Richtung weniger schädlich gewesen.

Wenn wir beständig zur Gerechtigkeit stehen und unsere Friedensliebe durch die Geringfügigkeit unserer Kriegsmacht beweisen, dann wird jede Sache, für die wir einstehen, unangreifbar sein. Unsere geographische Lage befähigt uns, die Welt auf diesen Friedenspfad zu führen. Unsere höhere Bestimmung ist, einen Wettstreit nationaler Gerechtigkeit mit dem grausamen Gewaltsystem der alten Welt zu inauguriren. Während diese ihre unproduktiven Armeen mit ihrem Lebenssafte ernährt, ist es unsere wahre Aufgabe, alle unsere Hilfsmittel zu verwenden zur Entwicklung der Mächte der Industrie und des Friedens, und jene inneren Probleme zu behandeln, deren richtige Lösung unsere Nation moralisch und physisch unüberwindlich machen wird.

Wir sind nicht dazu da, die Praktiken und Grundsätze von Völkern anzunehmen, welche schreckliche Jahrhunderte damit zugebracht haben, sich gegenseitig auszurauben und abzuschlachten; wir sind nicht dazu da, ihre niedrige Verhimmelung nationalen Meuchelmords zu billigen und nachzumachen, unser Leben und unsere Politik darnach umzugestalten. Wir haben im Gegenteil die Aufgabe, all diesem mörderischen Unrecht und Wahnsinn entgegenzutreten. Wollen sie einander bekämpfen und vernichten, ohne daß unser kräftiges moralisches Eingreifen es verhindern kann, so laßt sie kämpfen, während wir auf unserem Kontinent eine neue Welt aufbauen, die nicht gegründet ist auf Kampf und Rüstung zum Kampfe. Und so gewiß Schaffen stärker ist als Zerstören, wird dieser Kontinent triumphiren und die ganze Welt zur Nachfolge bringen!

Aus einer „Adresse an die Philippiner.“

Wir senden Euch die Grüße der Freiheit. Wenn unser Volk versucht, Euch gegen Euren Willen zu beherrschen, so widersetzt Euch; Ihr könnt uns

lehren, daß Euer Recht auf Freiheit heilig ist. Glaubt nicht, daß alle Amerikaner Euch als Beute betrachten, viele von uns wissen, daß Ihr ein Recht auf selbständige Gestaltung Eures Lebens habet. Aber bildet Euch auch nicht ein, daß Amerika sich um Euch als menschliche Wesen scheert. Wir brauchen Eure Märkte. Es ist wahr, wir haben eine große Anzahl von Missionären aller Sorten, die für ein Salär und die Aussicht, sich Euer Eigenthum anzueignen, sehr gern zu Euch hinüberkommen und Euch zu Jesu bekehren. Doch wollt Ihr das Ende vom Lied kennen, so schaut nach Hawaii, das wir, nach 60 oder 70 Jahren der Bekehrung, soeben verschlungen haben. Der Wille der armen Hawaiier, deren Seelen wir ängstlich liebten, wurde beiseite geschoben und ihr Land von uns erhabenen Menschheitsbefreiern eingesteckt. Wir verachten die dortigen Eingeborenen, wie wir unsere südlichen Schwarzen verachten. Wollt Ihr wissen, wie wir Euch behandeln werden, wenn wir Euch in unsere Klauen bekommen, so seht nur nach, wie wir mit den Schwarzen verfahren, die wir aus Afrika herbeischleppten. Wenn sie sich gegen unsere Gesetze vergehen, so stellen wir sie nicht, wie es Recht und Verfassung fordern, vor Gericht, wir lynchen sie. Manchmal, wenn wir gut aufgelegt sind, hängen und erschießen wir sie; sind wir aber im Zorn, so braten wir sie am Pfahl. In diesem Styl zeigen wir unsere Theilnahme für farbige Racen. Laßt Euch gewarnt sein und haltet unsere liebenden Hände von Euch ab, so lange Ihr noch frei seid. Bildet Ihr Euch ein, wir werden Euch ein gleiches Stimmrecht geben wie den Weißen, wenn wir Euch zu einem amerikanischen Staate machen? Keine Idee. Ersticken wir nicht unser Neger-Stimmrecht mit Gewalt und List? Wenn Ihr meint, wir werden Euch zu Aemtern zulassen in Eurem Lande, sobald wir es in Besitz genommen, so leset nach, wie wir im Süden schwarze Postmeister ermorden, weil sie uns zukommende Aemtchen innehaben.

Und glaubt nicht, das sei ein Charakterzug bloß derjenigen, die zufällig in unserem Süden leben, es ist ein Zug des amerikanischen Volkes im Norden, Osten, Süden, Westen, der Zug eines Volkes, dessen National-Wildpret das Schwein ist. Macht einen Abstecher zu unseren Indianern, denen einst dies Land gehörte, wenn Ihr die Natur des Yankee-Herzens kennen lernen wollt. In drei Worten stellt sich unser frommes, nationales Verfahren mit ihnen dar, nämlich: stehlen, stehlen, stehlen — mit Wisky dazu. Ist das abscheulich? Was fragen wir darnach, ob es abscheulich ist, wenn wir Geld gewinnen! Auf Geld gehen wir aus, merkt Euch das und haltet Eure Leiber aus unserem Wege, wenn Ihr nicht in- und auswendig geschunden sein wollt. Spanien traf uns richtig, da es uns als Schwein darstellte. Wenn sich der Kongreß wieder versammelt, bekommt das Schwein in's eine Ohr eine Armee, in's andere eine Flotte und verbessert sich also. Dann werden wir überall auf der Welt herum niedrige Racen „befreien“ und sie als Kolonien annektiren und sie an die Arbeit setzen, das Schwein zu füttern. Gottlob, wir werden dann mit unserer Flotte schaffen, nicht mit unseren Händen. Es wird dann nicht mehr heißen: „Friß, Schwein, oder stirb,“ sondern: „Füttre das Schwein, oder stirb“ in Bezug auf alle farbigen Nationen, die wir zwecks „Befreiung“ auffinden können. Wenn sie die Opfer, die wir für ihre Befreiung bringen, nicht zu schätzen wissen — merkt Euch das! — so werden wir sie mit unseren Kriegsschiffen in Dankbarkeit zerpulvern. Wir sind endlich zu unserer Mission erwacht, der göttlichen Mission, alles zu pulverisiren, was England noch nicht pulverisirt hat, indem wir die Leute zu Kunden unserer Monopolisten civilisiren. Wir haben soeben eine Schaar ruchloser Indianer in

Minnesota umgebracht, weil wir sie seit lange beraubten und sie dafür bestrafen mußten. Wahrscheinlich werden wir auch gar manchmal einen Haufen Philippiner-Hunde umbringen müssen, um Euch einzuprägen, wie gut es für Euch ist, daß Ihr uns angehört, und Euch dankbar zu machen. Aber was seid Ihr eigentlich? Wesen niedriger Sorte mit jämmerlich wenig Seele. Man könnte Eure Inseln besser verwenden, als wenn man Euch leben läßt.

Ihr solltet es Euch fünf- oder sechsmal oder hundertmal überlegen, bevor Ihr Euch dem Onkel Sam hingebt. Onkel Sam ist nicht umsonst groß.

Habt Ihr je etwas gehört von einem Ort, den man Virden nennt? Es ist ein Bergwerksbezirk, bewohnt von Halbwilden, genannt Arbeiter, ganz ähnliche Leute wie Ihr. Arbeiter sind in diesem Lande gewöhnlich weiß, doch wir betrachten sie wie Unrath und Auswurf. Wenn sie sich gut aufführen, lassen wir sie leben, sofern sie das können ohne Beschäftigung und Nahrung. Bestehen sie aber auf diese äußerst überflüssigen Dinge, so erschießen wir sie. Wir haben in diesem Lande sogenannte „Kapitalisten". Wenn Ihr sie noch nicht kennt, so werdet Ihr von Ihnen hören, sobald wir Euch verschlingen. Ein Kapitalist ist ein Mann, der aus anderen Ländern billige Arbeit einschleppt, um die Leute, die schon da sind, bei Seite zu schieben und ihre Stellen zum halben Preis einzunehmen. Wollen sich die alten Arbeiter nicht willig verdrängen lassen, so miethet der Kapitalist andere Leute, nimmt sie in Eid, giebt ihnen Schießgewehre in die Hand und läßt sie die verdrängten Arbeiter umbringen. Unsere freiheitlichen Gesetze beschützen den Kapitalisten in diesem Treiben. Man nennt den Vorgang auf angelsächsisch „Schutz der geheiligten Rechte der freien Arbeit". Die geschützten Rechte sind die des Kapitalisten, einheimische Arbeiter zum Verhungern zu zwingen, und die der importirten Arbeiter, ihm dabei zu helfen. Die Rechte der ersteren Arbeiter kommen nicht in Betracht. Diese werden erst dann Schutz finden, wenn sie sich anderswo importiren lassen, um andere Arbeiter zu verdrängen.

Wir beabsichtigen nun, Euch diese seltenen Genüsse hoher amerikanischer Civilisation zu bringen, so bald wir Euch annektiren. Wenn Ihr davon nichts wissen wollt, so muß man Euch totschießen: seid ihr's zufrieden, so gewährt man Euch freie Fahrt durch den stillen Ocean in einem Vieh-dampfer-Zwischendeck, durch den Kontinent in einem Gepäckwagen und Arbeit in den Bergwerken zu halbem Lohn unter dem Schutz von Schießgewehren, so lange ihr's aushaltet. Seid Ihr widerspänstig, so wird man das als eine undankbare Auflehnung gegen die Prinzipien der amerikanischen Freiheit auffassen und Euch totschießen. Eure Annektirung wird uns sehr nützlich sein, dann brauchen wir nicht fremde Arme zu importiren; wenn wir Euch hieher verfrachten, ist das kein Import mehr, ihr reist dann nur in Eurem Vaterlande u. s. w.*)

Schluß.

Wir halten an unserer beim Ausbruch des Krieges dargelegten Anschauung auch jetzt, nach dem Ende desselben, fest. Der Krieg war ein schrecklicher Mißgriff, weil er unsere Aufmerksamkeit von den einheimischen auf die auswärtigen Angelegenheiten ablenkte und den Korporationen und

*) Inzwischen hat Morrisson J. Swift seine scharfsinnige und glänzende Polemik gegen die Ausdehnungs-Politik in einem sehr lesenswerthen Buche (Imperialism and liberty, Los Angeles 1899, 491 Seiten) zusammengefaßt.

Politikern willkommen Entschuldigung bot für ihre Vernachlässigung der sozialen Neugestaltung und weil er dem gedankenloseren Theil des Volkes eine eitle Aufregung brachte, eine neue Blechklapper, sich damit in den Schlaf zu klappern, wenn man hungrig ist und die Taschen leer hat. Portoriko, Kuba und die Philippinen werden hauptsächlich unseren elenden Politikern einen größeren Raum für ihre Circuskünste bieten. Natürlich möchten diese edlen Hanswürste gern Weltpolitiker werden, sich mit ihren hohlen, kleinen Köpfchen in fremde Angelegenheiten mischen und gelegentlich auswärtige Kriege anzetteln, um Ruhm und Lieferungsverträge zu erhalten. Ihre Söhne würden dann sämmtlich Brigadiere oder so was. Gewöhnlichen Leuten wird dabei immer übler und übler und es giebt keine Genesung, wenn nicht der unverdauliche kriegerische und imperialistische Unsinn aus dem Magen nach obenzu entfernt wird.

Der Ruhm der Generäle und der Profit der Korporationen, welche den Kriegsbedarf lieferten, scheinen die einzigen Dinge gewesen zu sein, an die man in diesem Kriege ernstlich dachte. Um die Soldaten kümmerte man sich nicht, die Lager wurden sofort zu Pesthöhlen, Massen von den Leuten starben für nichts. Die Geschichte wird einst, wenn sie die Wahrheit redet, sagen: Die ganze Affäre war eine theatralische Heuernte für Civil- und Militärbeamte und für die Monopolisten-Korporationen. Letztere sind für Landerwerb und Imperialismus, erstens um die überschüssige Bevölkerung im Kriege zu verbrauchen, zweitens, um durch eine große stehende Armee ihren Reichthum gegen das Volk zu schützen und drittens, um fremde Märkte zu gewinneu.

Dagegen müssen sich die guten Männer der republikanischen und demokratischen Partei einigen unter einem gemeinsamen Programm. Ein solches bietet **Public Ownership**. Beide alten Parteien erkennen darin ein gesundes Prinzip. Es giebt ehrliche Republikaner, die ein reelles, volksthümliches Programm wünschen mit ausgedehnter **Public Ownership** und gewissen sofortigen Reformen. Mit der jetzigen demokratischen Partei wollen sie nichts zu thun haben. Sie leistet nichts, verdient kein Vertrauen, hat kleinliche Mittel und Ziele. Sie muß sich umgestalten. Doch auch in ihr giebt es viele Anhänger von **Public Ownership**. Alle Anhänger dieses Prinzips müssen sich einigen in einem politischen Körper zu gemeinsamem Vorgehen und die Parteien zur Annahme ihres Programms zwingen.

Es handelt sich um eine Organisation, die ihre Grundsätze in allen Parteien verbreiten und das Volk zur Unabhängigkeit erziehen soll, nicht um eine neue Partei im hergebrachten Sinn. Alle anständigen und intelligenten Leute, die es mit wirtschaftlicher und politischer Freiheit ernst nehmen, werden ihr bald beitreten, die politischen Schurken und Macher haben in dieser Organisation nichts zu suchen und werden ihr fern bleiben.

Aber nichts kann geschehen ohne Muth. Wir müssen offen für unsere Grundsätze eintreten. Der Untergang der Freiheit droht. Die Arbeiter sind schon Sklaven, das Monopol hat schon den Mittelstand an der Gurgel gepackt. Die Plutokraten gehen auf die Herrschaft über die Nation los. Alles wird sich ändern, ist schon zu drei Viertheilen geändert.

Reichthum ist Trumpf, der Freiheitssinn entschwindet, bald wird der Reichthum die Gewalt organisiren, um uns alle zu versklaven. Noch ist's Zeit sich zu retten, aber die höchste Zeit. Und als Einzelne sind wir machtlos. Wir müssen uns organisiren. Vielleicht muß die Organisation im kritischen Augenblick die Basis einer Partei werden, doch höchstens erst, nachdem sie eine großartige politische Erziehung vollbracht hat.

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs.

Von Jakob Wassermann.

(1. Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel

1.

Renates Unrast trieb sie, unablässig Besuche zu machen und so zu leben, daß sie nicht gezwungen war, allein zu bleiben. Unter den Freundinnen, die sie aufsuchte, war auch Helene Brosam, die Frau eines Arztes, die sie ein Jahr früher auf einem Maskenball im Odeon kennen gelernt hatte. Zu ihr ging sie heute, an einem hellen, fast freudigen Tag im ersten Drittel des Oktobers. Sie wollte ein paar Stunden plaudern, oder vielmehr, sich von Helene Brosam vorplaudern lassen, — der Schmiegsamen, Scharfsinnigen, Katzenhaften.

„Ich habe Sie lange nicht gesehen," sagte Helene, setzte sich auf einen Lehnstuhl und baumelte mit den Füßen, die nicht bis zur Erde reichten.

„Wie geht es Ihnen immer?" fragte Renate, ziemlich eingeschüchtert durch den forschenden Blick der Freundin.

„Na . . . Sosolala. Aber Sie, Sie müssen doch ungeheuer glücklich sein. Ein Herzog! Das ist, wovon man in der Schule träumt."

Renate verzog kaum merklich den Mund. „Was macht Ihre Kleine?" fragte sie. „Ist sie immer noch so lustig?"

„Sie spielt jetzt mit den Buben im Hof. Mein Mann ist leider nach Bruck gefahren. Er hat dort einen Krankenbesuch."

„Sie leben wohl sehr glücklich?" fragte Renate in einem unwiderstehlichen Zwang von Neugierde und Zukunftsfurcht.

Frau Helene baumelte stärker mit den Füßen und kniff die Augen zusammen. „Glücklich . . . die Wurst im Wurstkessel ist vielleicht glücklich. Und auch das ist zweifelhaft."

„Aber ich meine so in der Ehe —"

„In der Ehe?" Helene spitzte boshaft die Lippen und pfiff leise. „Es ist ganz nett manchmal. Besonders anfangs. Später ist es auch oft nett, aber ohne den Herrn Gemahl. Im Ganzen kann ich die Sache nicht empfehlen."

Renates erschreckter Blick haftete an einem Bild über dem Sopha. Es war Doktor Brosam, ein schöner Mann. Stirn und Haartracht waren ähnlich wie bei Anselm Wanderer, so fand sie wenigstens.

„Was das Wichtigste ist," fuhr Helene mit komisch-pretiösem Stirn-

runzeln fort, „zwei Schlafzimmer. Bei Ihnen ist das selbstverständlich. Aber bei einem Doktor . . . Ein Mann ist etwas Gräßliches, wenn er sich nicht mehr zu genieren braucht.“

Renate errötete und mußte lachen. Im Innern war sie verwirrter als je. „Sagen Sie mir,“ fing sie wieder an, „haben Sie alles gewußt, was Ihr Mann vor Ihnen erlebt hatte?“

Helene Brosam richtete einen flüchtigen Blick des Verstehens auf Renate. Dann lachte sie gezwungen und hölzern. „Man nimmt das nicht so genau. Es ist eine schmutzige Welt. Die Männer sind auch nicht sauberer. Wir sind doch nicht da, um große Wäsche zu halten.“ Um ihre Gleichgiltigkeit zu zeigen, riß sie die Augen auf wie ein Clown, leckte an einem Stückchen Zigarettenpapier herum, bis es naß war. Dann klebte sie es an die Nase, daß es wie eine Fahne hing, schielte kokett-feierlich in den Spiegel und lachte. So saß sie, mit den Füßen baumelnd, als ihr Töchterchen zur Thüre hineinschoß und die Mutter zigeunerhaft wild abküßte. Wie einer alten Kameradin gab das Kind Renate die Hand und erzählte wichtig, daß es Herrn Gudstikker begegnet sei, der heraufkommen wolle.

„Ist das der berühmte —?“ fragte Renate.

„Ja. Stefan Gudstikker.“

„Ich möchte ihn gern kennen lernen.“

„Bitte. Er hat Marianne ein Kinderbuch geschenkt, und ihr etwas hineingeschrieben.“

In dem Buche, das Marianne zeigte, stand: Die Seele, die in dir gelebt, wandert zu fernen Höhen, um dort, was Du gelitten hast, erst deutlich zu verstehen.

Renate las es zweimal. Sie hatte bald gehen wollen, denn vieles lastete in diesen Tagen auf ihr. Solche Besuche durften nur heimliche sein, und die Stunden dazu erstahl sie sich. Der Herzog liebte es nicht, daß sie sich so unstät an allerlei Volk wandte, obwohl seine Vornehmheit nicht steifleinen war. Doch wollte er nicht gänzlich mit dem Hofe brechen. Heute Abend sollte große Gesellschaft in seinem Palais sein, und es hieß, die Mutter und einige Verwandten hätten sich bereit erklärt, die Braut kennen zu lernen. Diese Bereitschaftskundgebung hatte etwas aufgeweckt in Renate. Ihre Zurückhaltung war gewichen, und sie hatte gelacht. Frau Fuchs aber hatte gesagt: „Nun Renate, das ist merkwürdig, daß Du lachst. Ich finde das durchaus nicht komisch. Schließlich sind wir Unterthanen, jawohl.“

Die Seele, die in Dir gelebt, wandert zu fernen Höhen, um dort, was Du gelitten hast, erst deutlich zu verstehen. Sie wollte den Mann kennen lernen, der das geschrieben, deshalb blieb Renate. Ihr ganzes Wesen lechzte nach Rat und Aufschluß. Sie verstand es nicht, was sie litt.

2.

Es läutete energisch und kurz. „So läutet nur ein berühmter Mann,“ erklärte Helene Brosam und schickte das Kind hinaus. Renates Herz klopfte.

Die Thür that sich auf, und Stefan Gudstikker erschien mit der Miene eines aufs äußerste beschäftigten Menschen. Er strich durch das dichte, wellige Haar, knipste ein Stäubchen von der Manschette und eilte auf die

Hausfrau zu. Er war ein Mann von vierzig Jahren. Wenn man sagen kann, daß jemand von Wichtigkeit strahle, so that er es. Das schwarze Haar, der schwarze elegante Spitzbart, das zierliche Mündchen, die unruhigen Augen, der graziös sitzende Zwicker, alles war von Wichtigkeit übergossen. Er lächelte selten, und wenn er es that, gewissermaßen offiziell. Er hatte keine Zeit, zu lächeln.

„Stefan Gudstikker — Fräulein Renate Fuchs.“ Helene Brosam wurde sehr gravitätisch, indem sie vorstellte. Gudstikkers Benehmen erhielt sofort etwas Rücksichtsvolles und Wissendes, als billige er die vielbesprochene Heirat nicht geradezu, könne sie aber nicht völlig verurteilen.

„Woran arbeiten Sie jetzt?“ fragte Frau Helene. „Welche Abteilung des öffentlichen Lebens werden Sie vernichten?“

Gudstikker neigte den Kopf nach links. „Ich arbeite an einem Frauenroman,“ sagte er gleichgiltig thuend, mit müder Noblesse.

Renate beugte sich horchend vor.

„Meiner Ansicht nach sind die Zustände unhaltbar geworden. Die begabten Frauen verlieren sich, die unbegabten gehen zu Grund. Ueberall ist ein Schrei nach Erlösung, aus sozialer Not oder persönlicher Not. Die einen wollen zu Männern werden, mißverstehen ihre Kräfte, — verzeihen Sie, meine Damen, wenn ich mir eine Zigarette anzünde? — die anderen hängen unrettbar am Körperlosen. Die einen verachten den Mann, die andern verlangen Uebermenschliches von ihm. Und doch wird das Buch zu einer vernichtenden Anklage gerade gegen die Männer werden.“

„Also doch vernichtend,“ sagte Helene. Renate warf ihr einen bittenden Blick zu. „Wie nennen Sie das Buch?“ fragte sie, blaß vom Mitfühlen.

„Veronikas Ende. Der Titel sagt nicht sehr viel. Es wird kolossales Aufsehen machen.“ Gudstikker zog die Brauen zusammen, dachte angestrengt nach und zupfte an seiner Unterlippe. Während des ganzen Gesprächs hatte er das linke Bein nachlässig über das rechte geschlagen und mit weiten Augen ins Ferne geblickt.

„Sagen Sie mir nur das eine,“ begann Renate und wandte sich mit einer flehentlichen Bewegung der Hände zu ihm, „sagen Sie: ist es denn unabänderlich, daß die da drunten zu Grunde gehen müssen, damit wir anständig bleiben können?“ Sie brachte die Worte stockend heraus, und ihre Wangen flammten, noch mehr, als sie die Wirkung sah. Helene schüttelte mißbilligend den Kopf und spielte mit einer künstlichen Rose auf dem Spiegeltisch. Gudstikker starrte auf seine Kniee und zog bald den einen, bald den andern Mundwinkel gegen das Ohr. Nach einer langen Pause strich er rasch und kraftvoll durch sein Haar, lächelte verheißungsvoll, richtete sich auf und zerrte das Gilet glatt, beugte sich wieder vor, stützte das Haupt in die Hand, blies langsam und feierlich einen dünnen Rauchkegel von sich und hub an: „Vor dreizehn oder vierzehn Jahren kannte ich in meiner Heimat, ich bin nämlich aus Franken, einen ganz merkwürdigen jungen Menschen. Er hieß Agathon Geyer. Er war so eine Art Weltverbesserer müssen Sie wissen. Ich hab mal versucht, die Figur dramatisch zu verwerten, so eine Art Faust wissen Sie. Aber es gelingt mir nicht. Mein Feld ist der Roman. Kurz, dieser Agathon Geyer, ich will nicht weitschweifig werden, wollte unter anderm auch die Zustände reformieren, die Sie andeuten. Er heiratete eine Gefallene, (um das Beispiel zu geben), aber die Sache ging schief. Das Leben ist immer stärker als irgend ein Prophet. Ein verrückter Bursche, dieser Geyer, kaum zwanzig Jahre alt,

aber ich möchte fast sagen genial. Nebenbei bemerkt, ein Jude, so ein wenig mit messianischen Anwandlungen, edelster Typus, verstehen Sie. Später war er auf einmal verschollen. Ich möchte gerne wissen, was aus ihm geworden ist. Bei dem Reformieren ist eben nichts zu holen. Man beschränkt sich darauf, die Natur zu belauschen, solange man die Feder führt. Auf das große Uhrwerk haben wir keinen Einfluß. Ich habe einmal ein Gedicht gemacht; es beginnt, glaube ich, so: mir ist, als ob die Welt auf Schienen liefe, mein armes Ich läuft ohne Willen mit; und ob er auch von edler Tugend triefe, zerstampft wird jeder, der nur einmal glitt. — So ist es in der That."

Er schwieg. Es war eigentlich nur eine Effektpause, aber die erwartete Wirkung blieb aus. Seine Erzählung kam ihm ein wenig überflüssig vor.

Doch auf Renate hatte es Einfluß geübt. Ihre grüblerische Haltung aufgebend, sagte sie: „Ich denke, man kann erst Frieden finden, wenn man die ganze wilde Komödie gesehen hat, (sie sagte Komödi', im Dialekt). Sonst lebt man ohne Augen und Ohren. Ehe ich immer in der Angst lebe, in ein tiefes Loch zu fallen, eher will ich gar nicht leben. Ich denke mir, wer das Häßliche nicht sieht, kann auch vom Schönen nichts wissen. Ist es nicht so, sagen Sie doch selbst?"

Sie sah von einem zum andern, senkte plötzlich die Augen und lächelte schüchtern. Gudstikker blickte sie aufmerksam an, etwa wie eine Vase. Aber auch Helene war das Wesen der Freundin sonderbar. Sie ergriff Renates Hand und drückte sie in einer ihr sonst fremden, gütigen Weise.

„Ich weiß nicht, ich bin von robuster Natur," sagte Gudstikker. „Ich bin ein Bauernsohn, daher mag es kommen. Dieser Wissensdrang nach dem Moralischen hin ist entschieden Degeneration."

Renate, verwirrt und bedrückt, erhob sich, sagte Helene flüchtig Lebewohl, drückte Gudstikker ernst und warm die Hand und ging. Als die Thür geschlossen war, lauschte Gudstikker, schritt auf Helene zu und küßte sie auf den Mund. Helenes Züge blieben unbeweglich. „Sie hat mit mir kokettiert," sagte Gudstikker ernst.

Renate stand aufatmend im Thorweg und überlegte, ob sie den Wagen benutzen sollte. Vor ihr lag der Wunderbau der Akademie, darüber der krauszerzackte Spätnachmittags-Himmel.

3.

Sie hatte sich dafür entschieden, zu gehen, obwohl die Zeit gemessen war. Die Toilette für den Gesellschaftsabend mußte zwei Stunden in Anspruch nehmen. Sie befahl dem Kutscher, nach Hause zu fahren, und ein unüberwindliches Trotzgefühl trieb sie nach einer anderen Richtung, durch drei oder vier Straßen, bis sie vor der alten Pinakothek stand. Sie besann sich nicht lange, hineinzugehen. Selbst wenn Bekannte droben waren, konnte niemand etwas falsches glauben. So beruhigte sie sich und stieg die breiten Fließen empor.

Im dritten Saal schlenderte in der That Wanderer umher. Sie stellte sich nicht überrascht, sondern ließ ihn ruhig auf sich zukommen. „Ich wollte nur sehen, ob Sie wirklich jeden Nachmittag da sind", sagte sie lächelnd. „Ich bin gerade vorbeigegangen und habe an Sie gedacht."

Wanderer war bestürzt und suchte es zu verbergen. Er hatte ein Buch in der Hand, das er jetzt zuklappte und sagte, nur um rasch ein Wort zu finden: „Sie kommen spät. Es wird gleich geschlossen."

Sie fühlte, daß sie ihr Kommen begründen müsse. „Ja. Schon lange wollte ich die Saskia von Uhlenburg wieder sehen. Wer weiß, wann ich wieder einmal dazu komme. Ist es denn schon so spät?"

„Gleich dreiviertelfünf. Das Licht ist auch schon schlecht. Kein Mensch ist mehr da." In der That war die ganze Kette der Säle wie ausgestorben. Es war so still, daß man das Klirren der Glöckchen vernahm, mit denen die Trammaypferde behangen sind.

Ein kummervoller Zorn erwachte in Renate über die Nüchternheit des jungen Mannes, den sie in Wahrheit suchen gegangen war. Schweigend ging sie an seiner Seite durch die hallenden Räume, und Bild auf Bild zog ihr ungesehen vorbei: Helden und Kinder, Tiere und Landschaften, Interieurs und Still-Leben, bald in bunten, bald in dunklen Farben.

„Können Sie nicht begreifen, daß ich diesen Aufenthalt hier liebe?" fragte endlich Anselm Wanderer. „Hier bin ich in der besten Gesellschaft und unterhalte mich träumend, brauche gar nicht zu reden."

„Reden Sie denn so ungern?"

„Sehr. Viel besser ist schweigen."

„Alle jungen Männer sind so eitel", erwiderte Renate kopfschüttelnd. „Das ist doch auch nur Eitelkeit."

„Nein, manchmal ist es auch amüsant. Es ist amüsant, wenn die Leute anfangen unruhig zu werden, sobald einer schweigt. Sie vermuten dann etwas Gefährliches in ihm."

„Ja?" Das fröhlich-fragende Ja war entzückend an ihr. Er nickte und fuhr angeregt fort zu reden. „Sobald man aber spricht, hat man alles verloren. Da atmen sie auf und werden innerlich du und du mit einem. Als ich ein Kind war, wohnte ein Taubstummer in unserem Haus, ein harmloser, hübscher Mensch. Aber für mich war er beängstigend."

„Das ist wahr", bekräftigte Renate. Plötzlich ergriff sie beinahe stürmisch seinen Arm und deutete lautlos auf ein Bild in der Ecke. Es war die Saskia, die durch einen wunderlichen Zufall gerade in den feurigen Strahlen der untergehenden Sonne hing. So kam es, daß die Abendröte auf der Leinwand durch die wirkliche Glut wie übermalt schien. Die Mutter und das Kind auf ihrem Schoß schwammen in Sonnengold.

Wanderer sagte nichts, und Renate war ihm dankbar dafür. Sie fühlte sich von einem Frieden umarmt, der ihr neu war. Langsam ließ sie die Blicke zu Boden gleiten und sann.

Doch bald war es Zeit zu gehen. „Darf ich Sie denn begleiten?" fragte Wanderer etwas unsicher. Sie erschrak wie aus dem Schlaf geweckt und bejahte, nicht ohne geheimen Trotz, wie es ihm schien.

Als sie beim Obelisken waren, dämmerte es schon. Zwei junge Männer gingen vorbei, die höflich grüßten. Renate zuckte zusammen. Eine Erregung kam über sie, deren Grund sie nicht begriff. „Wer war es?" fragte sie.

Es war Dawill, der bleiche Student mit dem unverschämt-schüchternen Grinsen und irgend ein Zweiter, Unbekannter. Renate ging immer langsamer, je dunkler es wurde, denn ihr Ziel, und das, was sie dort sollte, erschien ihr mehr und mehr abscheulich und entwürdigend. Sie sprach über die Leistungen irgend einer Sängerin, und in ihrem Innern tönte es: sieht niemand, daß ich leide? Als sie hinter dem Hofgarten waren, wo der

unterirdische Bach neben der Kasernen-Ruine donnert, blieb Renate stehen und sagte: „Wenn mich jetzt einer nähme und bis nach Australien trüge, ich weiß nicht, wie dankbar ich ihm sein könnte.“

Wanderer blickte ihr eine Sekunde lang ernst in die feierlich glänzenden Augen. Die tiefe Unschuld, in der sie dies hingesprochen, ließ keine Phrase zu, vielleicht gar keine Antwort. Er kam sich machtlos und jünglinghaft vor. Doch sagte er: „Sie müssen mir einmal alles erzählen. Wollen Sie?“

Sie erwiderte nur mit einem seufzenden Lachen.

„Kann man es nicht sagen?“

„Nein.“

„Aber ich weiß es doch. Seit heute Nachmittag weiß ich alles. Wie komisch übrigens, daß ich Sie hier so begleiten darf, und in ein paar Wochen schon brauchen Sie mich nicht mehr zu kennen.“

„Ja, in ein paar Wochen,“ widerholte Renate mechanisch, und sie ging schneller und schneller, denn die Versäumnisse, welche sie wie in einem schmerzlichen Traum beging, erfüllten sie mit Angst. Nach fünf Minuten war sie am Thor der Villa, vor dem ein Diener geschäftig Ausschau hielt.

4.

„Nun Renate, das muß ich sagen, so etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Bist Du denn von Sinnen? Wie willst Du denn in einer Stunde fertig werden?“

„Ich gehe nicht zu dem Empfang,“ erwiderte Renate und fügte auf ein entsetztes und starres Schweigen der Mutter fast aus Mitleid hinzu: „Ich bin krank.“

Loni und Martha standen blaß wie zwei Lilien dabei, rissen die Augen auf. „Ja ich bin krank,“ wiederholte Renate.

Das Gesicht der alten Dame wurde fahl. Renate entledigte sich des Hutes und der Jacke und legte sich auf die Ottomane, ohne sich sonderlich um Mutter und Schwestern zu kümmern, die nun doch besorgt wurden. „Was fehlt Dir, Renate? Bist Du müde? Hast Du Kopfschmerzen? Sollen wir den Arzt holen? Warum denn nicht? Friert Dich?“ In das herzogliche Palais fuhr so schnell als möglich ein Diener. Wenn ich nur wüßte, was mir fehlt, dachte Renate. Was sie gesagt, war weder Ausflucht noch Lüge. In ihr war eine Bangigkeit ohne gleichen. Was hinter ihr lag, war finster, was vor ihr lag, bestand darin, daß sie morgen wieder hingehen könne, die Saskia von Uhlenburg zu betrachten.

Frau Fuchs tröstete sich. Nun, damals, da sie Fuchs heiratete, hatte es auch unvorhergesehene Zwischenfälle gegeben. Davon ist die Welt voll, schließlich wendet sich alles wieder zum Guten. Jawohl. Unter der Wärme solcher nachgiebigen Weisheit schmolz ihr Groll, und sie lenkte den schweren Schritt zum Schlafzimmer, das feine Seidenkleid mit dem gewöhnlichen Hauskleid zu vertauschen. Wenn Renate erst Herzogin ist, werden diese Aufregungen ein Ende haben, jawohl. Darüber wollte sie heute Abend Patience schlagen.

Renate lag. Rechts kauerte Loni, links Martha. Renate war stumm, aber die Schwestern unterhielten sich trefflich. „Hat Dich der blonde Leutnant bis ans Haus verfolgt?“ — „Bis ans Haus nicht, aber bis zur

Brücke." — „Ich habe ihn neulich gesehen. Sein Schnurrbart wird immer länger." — „Hat er Dich gegrüßt? Mich grüßt er immer." — „Weißt Du, an wen er mich erinnert? An den Assessor in ‚Moderne Frauen' —" — „Pst, wenns die Mutter hört." — „Ich hab ja das Buch so gut versteckt." — „Es ist furchtbar spannend." — „Ja, schrecklich interessant. Ob wohl die Komtesse merkt, daß er sie betrügt?" — „So weit bist Du schon? Betrügt er sie wirklich? Er war mir gleich verdächtig." – „Zum Schluß geht es gut aus. Ich hab den Schluß voraus gelesen." — „Schrecklich realistisch ist es geschrieben." — „Ach ja."

Renate wurde es kalt ums Herz bei diesem Gespräch. Sie saugte sich an unbestimmten Vorstellungen fest; von schönen Landschaften des Südens, von dem Gesichtsausdruck des Kindes auf dem Rembrandt-Bild, und schließlich tauchte ein Vers auf: die Seele, die in Dir gelebt, wandert zu fernen Höhen . . .

Im ersten Stock wurde eine Thür zugeschlagen. Die Magd kam, um Kohlen an den Kamin zu stellen. Ein leiser Pfiff ertönte auf der Straße, setzte sich in kurzen Pausen fort bis in die weite Ferne. Loni erzählte vom ersten Liebhaber des Hoftheaters, einem schönen Mann. Renate beobachtete gequält die tiefe Nüchternheit, die träg und endlos aus allen Ecken stierte.

Frau Fuchs kam mit einem Brief, den die Post eben gebracht. „Nun Kinder, hört einmal, was mir Fuchs da schreibt. Euer Vater hat also beschlossen, die hiesige Fabrik in ein Aktien-Unternehmen zu verwandeln. Eine gute Idee. Fuchs hat immer den Moment zu nutzen gewußt. Er will dann im badischen Schwarzwald ein Haus kaufen, eine Villa oder so. Ein guter Gedanke, jawohl. Die erste Versammlung der Aktionäre soll schon kommende Woche sein. Er will in den nächsten Tagen zurück sein."

Die Schwestern waren beglückt. Alles, was mit einer Reise zusammenhing, beglückte sie. Frau Fuchs erzählte weiter, daß Fuchs demnächst geadelt werden solle. Sie gab es feierlich kund, mit gefalteten Händen und halbgeschlossenen Augen. Renate richtete langsam den Oberkörper vom Lager auf und stützte den Kopf in die Hand. Die Rückkunft ihres Vaters berührte sie als ein Umstand, der Entschlüsse herausforderte. Aber welchem Entschluß sollte sich ihr schwaches Herz zuneigen? Fest blickte sie in den Ausschnitt des dunklen Abends, der zwischen den weißen Gardinen lag, und sie dachte an Flucht. Es war wie ein Wahnsinn. Das Zimmer wurde ihr zum Gefängnis. Das Wichtigste war, auf Befreiung zu sinnen.

Der Diener kam mit folgendem Billet vom Herzog: Liebe Renate, Du hast ein schweres Versäumnis mit diesem rätselhaften Unwohlsein begangen. Ich weiß kaum, was ich thun soll. Es wird sich nicht wieder gut machen lassen. Ich kann natürlich im Augenblick nicht kommen, werde aber in einer Stunde den Kammerdiener schicken und morgen früh selbst vorsprechen. Es ist eine böse Geschichte. Rudolf.

Ein wildes und glückliches Lächeln huschte über Renates Gesicht, als sie mit einem Ruck aufstand. „Ich gehe in mein Zimmer," sagte sie, „gute Nacht." — „Jetzt schon?" fragte Frau Fuchs erstaunt. „Nun, Du hast Recht, Renate. Der Schlaf heilt. Gute Nacht, mein Kind."

Sie kleidete sich droben hastig an, warf den Shawl über, schlüpfte die Treppe herab in den Flur, der schon finster war, — auf das Sparen mit Licht verstand sich Frau Fuchs, — da aber ein Geräusch im Salon und ein Rücken an der Thüre hörbar wurde, eilte sie hurtig wieder hinauf.

Sie verschloß ihr Zimmer von außen und nahm den Schlüssel zu sich. Klopfenden Herzens lauschte sie, stieg Stufe um Stufe hinab, öffnete das Thor, lauschte noch einmal zurück, hörte die Mädchen und den Diener in der Küche singen und eilte hinaus.

Das Gartenthor war schon verschlossen. Zornig nagte sie an den Lippen. Erregt wie vor einer That, die ihr ganzes Leben entscheiden sollte, ging sie auf und ab. Da fiel ihr das kleine Pförtchen bei der Weinlaube ein. Oft schon hatte sie den Leichtsinn des Dieners gerügt, wenn die kleine Thüre offen geblieben war. Jetzt kam es ihr selbst zu statten: die Klinke gab dem Druck ihrer Hand nach.

Der Wind schlug ihr ins Gesicht, faltete den schwarzen Shawl auseinander und ließ ihn flattern. Es war eine verlassene Nacht. Wind und Wolken hatten ein Bündnis gegen den Mond geschlossen, trüb schimmerte der Sandweg zum Neubau des Friedensdenkmals, doch die Stadt in der Tiefe mit dem geordnet-wirren Lichter-Heer war ein guter Wegweiser. Renate ging, so schnell die Füße sie trugen, ohne klares Bewußtsein dessen, was sie wollte.

5.

Der Palast des Herzogs war ein ausgedehnter, zweiflügeliger Bau aus rotem Backstein. Es war ein weiter Weg dahin. Renate traf kaum einen Menschen, und die anerzogene Furcht vor der nächtlichen Straße verlor sich allmählich.

Alle Fenster waren erleuchtet. Vor dem Portal befanden sich zwei berittene Gendarmen, aber ihre Mienen sahen nicht wachfreudig aus. Die Pferde schnaubten und warfen die Köpfe. Der majestätische Portier stand neben dem Schilderhaus und durchmusterte verächtlich die ganze Breite der Straße. Einige Neugierige vor ihm standen in unmittelbarer Linie seiner Geringschätzung. Kaum hatte sich Renate ihm genähert, so wurde er zusehends größer, und sein Kinn näherte sich dem Dachfirst. Doch nach den ersten Worten kehrte dasselbe Kinn wieder in eine angemessene Lage zurück. Dann senkte sich nicht nur sein Kinn, sondern auch der hoheitgewohnte Nacken und mit ihm die Schulter, die das ganze Gebäude von Ernst, Anstand und Würde zu tragen bestimmt war. Erstaunen und Ratlosigkeit verursachten, daß die Beine ihre respektwidrige Querstellung behielten.

Von da an wurde alles Vision eines zerrütteten Herzens. Ein dumpfes, düsteres Eckzimmer des Mezzanins; tiefgeschraubte Gasflammen; Möbelstoffe von moderigem Grün; ein Diener, der kommt und sich entfernt; Renate selbst, die ihre Lage überdenkt, als ob sie aus einem Buch läse; ein fester, (nicht übereilter) Schritt; der Herzog, der an der Thüre stehen bleibt; die Stille des Zimmers, die nun doppelt deutlich fühlbar ist; eine unwillige und staunende Stimme wie aus großer Ferne; Worte wie: Abenteuerlichkeit, Gerüchte, die im Keim erstickt werden müssen, und dann deutlicher —

„Warum schützest Du Krankheit vor, Renate? Warum diese Tollheit? Nach diesem Schritt muß ich Dir vorschlagen, einige Wochen zu meiner Mutter auf Schloß Giesingen zu gehen.“

Renate: „Ich weiß nicht. Ich wollte mich eine Stunde lang frei fühlen. Etwas aus mir selbst heraussthun. Und sehen wollte ich, — hier

wurde die Stimme kaum hörbar — ob Du das mitfühlen kannst. Aber Du kannst es nicht.“

„Ja Renate, was soll man dazu sagen. Ich bin keiner von den Ceremoniösen. Gewisse Dinge sind aber nötig, damit man friedlich in der Gesellschaft leben kann. Meine Herzogschaft achte ich für wenig. Es ist mein altes Ideal, eine Bürgerliche zu heiraten, das Blut zu erneuen. In Dir wurden meine Hoffnungen übertroffen.“ Eine Hand, die über Renates Haar streicht. Renate ist gequält durch das Ueberflüssige, fantastische ihrer nächtlichen Flucht. Denn es ereignet sich nichts. Es bleibt im Grunde alles wie zuvor.

Renate spricht, und es scheint, daß der Raum dunkler wird vor ihren gesenkten Lidern. „Du glaubst vielleicht, ich bin stolz, und fürchte, daß ich nur geduldet werde. Aber ich bin noch viel stolzer. Ich fürchte das gar nicht.“

Der Herzog lächelt unruhig, blickt nach der Thüre, lauscht nach oben, murmelt etwas vom Portier und vom Diener, denen man Stillschweigen befehlen müsse. Er kommt sich dem jungen Mädchen gegenüber machtlos vor, das in seinen Augen wächst, weil er aufhört, es zu verstehen. Er will Renate in die Arme schließen. Renate macht eine erschrockene Bewegung. Ihr Blick weist ihn unwiderstehlich zurück. Sie hat die bedrückende Empfindung, als ob alles, was ihre zagen Hände berühren, ekel und widerwärtig würde.

„Du bist mir teurer als alle Frauen der Welt,“ hört sie wie durch eine Wand. Sie ist erbittert und entgegnet, durstig nach einem lügenlosen Wort: „Ich kann nicht, ich ahne etwas, wovor mir graust.“ Sie legt das Gesicht in das Polster und bleibt unbeweglich. Der Herzog, kreidebleich, fragt nicht weiter. Er mißversteht sie. Frage und Antwort scheinen ihm gefährlich, denn e r blickt in die Wirrnis der V e r g a n g e n h e i t. Das Unausgesprochene läßt Renate begehrlicher erscheinen. Es ist, als sei sie die Herzogin, und er der erhobene Verlobte.

Der Herzog verhüllt sie dicht, bestellt den Wagen an ein Nebenthor und führt sie hin. Er verspricht sich Klärungen von morgen, er küßt ihre Hand, giebt dem Kutscher Befehle, die Pferde stürmen fort. Die Nacht ist doppelt dunkel, die entblätterten Sträucher sind doppelt nah. Zwanzig Schritte vor dem Haus hält der Wagen.

Sie gelangt unbemerkt in ihr Zimmer. Sie wirft sich angekleidet, bei brennender Lampe, aufs Bett und wundert sich, daß niemand im Hause sie gehört hat. Das Erlebte kommt ihr unwahrscheinlich vor. Jetzt erst hört sie die Dienstmädchen kichernd und schäkernd in die Mansarden hinaufschlürfen.

6.

Verehrtes Fräulein Renate, obwohl ich weiß, was ich mit diesem Brief begehe, muß ich ihn doch schreiben. Es giebt Dinge, die man thut, ohne daß der Wille in Frage kommt. Ich will Sie nicht verletzen mit dem, was ich jetzt schreibe. Nichts wäre mir schrecklicher, als zu wissen, ich hätte Sie verletzt. Sie dürfen mir auch nicht böse sein, d a ß ich schreibe. Der Inhalt wird Sie überzeugen, daß es nicht noch einmal geschehen wird.

Gestern sagten Sie, Sie kämen vielleicht noch einmal zur Saskia, wollten auch andere Bilder mit mir ansehen, und wir wollten darüber sprechen. Aber es ist nicht möglich. So gern ich es wünschte, ich kann nicht mehr kommen. Was in diesem Satz enthalten ist, Kämpfe für mich, das Beleidigende für Sie, — ich darf es nicht näher erklären. Ich will bald abreisen, verehrtes Fräulein, denn ich habe mir die Sache so überlegt oder ausgedeutet, daß es unheilvoll für mich sein könnte, zu bleiben. Doch warum soll ich Sie mit Rätseln belästigen. Es könnte anmaßend erscheinen, und andererseits habe ich nicht in meiner Macht, das, was so plötzlich über mich gekommen ist, plötzlich zu verbergen. Vielleicht stimmt Sie diese Andeutung versöhnlich. Erlauben Sie mir, Sie zu grüßen und Ihr künftiges Leben mit meinen Wünschen zu begleiten. Anselm Wanderer.

Loni kam ins Zimmer gehüpft. „Es ist so schön, wir wollen ausreiten, gegen Thalkirchen hinunter. Thust Du mit, Renate? Du darfst Dich heute nicht ausschließen, wie sonst.“

„Natürlich thu ich mit,“ entgegnete Renate mit einem so glücklichen Leuchten im Gesicht, daß die Schwester stutzte.

„Was hast Du denn für einen Brief bekommen, Renate? Mama sagt, es schickt sich nicht, daß Du für Dich Briefe erhältst. Also schnell, kleide Dich um, es ist wunderschön.“

Eine halbe Stunde später saß Renate auf ihrem Rappen, die Schwestern auf Grauschimmeln hinterdrein, zuletzt der Lakai.

Wie ein Kind im ersten Schlaf lag die Landschaft: duftig und frisch. Renates Augen glänzten, sie spornte ungeduldig das Roß, das seine leichte Last windschnell davontrug. Die Schwestern waren in heller Angst. Aber sie konnten kaum reden und sehen. Die Augen brannten vom Sonnenlicht, das blendend auf dem grünen Strom lag.

Sechstes Kapitel

1.

Da Anselm Wanderer gelogen hatte, indem er Renate an jenem Gesellschafts-Abend erzählt, er habe für Elwine Simon eine Stelle gefunden, trachtete er danach, diese Lüge wenigstens später zur Wahrheit werden zu lassen. Nichts konnte charakteristischer für ihn sein, als daß er in diesem Fall eine so unnötige Lüge ersonnen. Aus purem Mitleid konnte er zum Lügner werden, oder um grundlose Intriguen zu spinnen. Um zu gefallen, konnte er sich selbst verhöhnen und konnte mit Erlebnissen prahlen, vor denen ihm innerlich graute. Nicht anzustoßen, um nicht gestoßen zu werden, lieber zu renommieren als zu langweilen und alle Ungeradheiten einem scharfblickenden Beobachter noch erkenntlich zu machen, — das war Wanderer im Verkehr mit Andern. Allein dagegen: — ein galliger Grübler, tändelnd mit spitzen Wahrnehmungen oder ein langsamer Träumer; mit einer Neigung, auch die Träume gleich seiner Kleidung mit einem Zug ins Elegante auszustatten.

Es verursachte wenig Mühe, Elwine Simons Wohnung zu finden. An der Schwelle empfing ihn ein altes Weib mit kupplerischem Grinsen,

und er wurde in eine Stube geführt, in der ein eigentümlich morscher Wäschegeruch herrschte. Das Mädchen kam herein wie geschoben, blickte kaum vom Boden auf und begann mechanisch, die Bänder ihres Rocks aufzuschnüren. „Nicht, nicht," wehrte Wanderer ab und berührte sacht ihre Hand. Sie blickte ihn fragend an, kalt und gehässig. Etwas Verstoßeneres als ihr hülfloses und ergebenes Gesicht konnte sich Wanderer kaum vorstellen. Er begann nun zu reden und das, was er wollte, in ein paar matte Worte einzukleiden. Elwine stieß ein bleiernes Lachen aus, wie wenn man ihr gesagt hätte, daß sie die Tochter eines Königs sei. Doch als der junge Mann Renates Namen nannte, fing sie an zu zittern, und ihre Augäpfel irrten hin und her. Er sagte Fräulein zu ihr, und sie trat von ihm zurück, als ob sie den Titel durch die größere Entfernung rechtfertigen wolle. Mit ihrer klagenden und ermüdeten Stimme berichtete sie, wie viel sie der Inhaberin schulde und fügte zum Schluß hinzu: „Ich kann es gar nicht fassen." — „Was können Sie nicht fassen?" — „Daß es anders werden soll." In ihrem Gesicht wurde es wieder lebendig vom Anteil am Leben.

Wanderer hatte vorher ein billiges Zimmerchen in der Nymphenburgerstraße gemietet; drunten stand schon der Dienstmann, um Elwines Habseligkeiten dorthin zu tragen. Wanderer rief die Vermieterin und legte das schuldige Geld auf den Tisch. Das alte Weib wischte die Hände ab und gluckste vergnügt. Doch ein ungewisser Ingrimm verschwand nicht aus ihrem zerhackten Zügen. Sie fletschte nachdenklich die dicken polsterähnlichen Lippen, und als wollte sie gutmütig sein, krächzte sie eine freche Anspielung auf Elwines Zukunft. Schnellatmend stand das junge Ding dabei; wollte glauben und konnte nicht, Erinnerungen schienen sie festzuketten, und sie begriff das Neue so wenig wie ein jäh erwachter Schläfer den Tag.

Wanderer nahm sie bei der Hand, und sie riß sich los. Auf der Straße sagte er ihr, daß er ein Inserat in die Zeitung gegeben habe, um eine Stelle für sie zu finden. Er behandelte sie liebreich, fand es rührend wie sie neben ihm trippelte, sorgsam auf seine Schritte achtend. In dem neuen Heim wartete eine Ueberraschung auf sie. Ein dunkelbraunes Kleid mit großen, weißen Streifen lag über das Bett gebreitet. Es war durchaus nicht einwandfrei im Geschmack, doch Elwines Hand strich zärtlich darüber hin. Wanderer wartete unten, hatte sie gebeten, das neue Gewand gleich anzulegen, und sie wollten dann noch einige Besorgungen machen. Alles geschah angeblich in Renates Auftrag.

„Ich weiß gar nicht, wie ich das verdiene," sagte Elwine ängstlich. Doch wurde ihr warm im Bewußtsein der Geborgenheit, und sie ward zutraulich.

Sie liefen den ganzen Nachmittag herum, mit vielen Kleinigkeiten beschäftigt und Wichtigeres wieder aufschiebend. Elwine wurde müde, was sich bei ihr dadurch äußerte, daß sie mehr sprach als sonst. Ihr mageres Gesichtchen war gerötet, und als die Sonne unterging, stand sie auf der Brücke und staunte, als ob sie nie im Leben die Sonne gesehen hätte. „O das grüne Wasser!" sagte sie, oder „O der wunderbare Himmel!" Wenn Wanderer lachte, schwieg sie sogleich. Er gefiel ihr, bis auf die Augen. Er seinerseits fand, daß sie wie durch Zauberei unverdorben und naiv geblieben war, als ob ihre Seele bis heute in einem feuersicheren Schrank aufgehoben worden wäre.

Die gekauften Gegenstände wurden in Elwines Wohnung geschickt. Der Zufall fügte es, daß Wanderer einem Kaufmann begegnete, der ihm

und seinem Bruder befreundet war. Er hieß Dawill und war der Vater des bleichen Studenten. Es ergab sich in einem kurzen Gespräch und auf Wanderers Befragen, daß der Fabrikant ein ehrliches Mädchen für eine Art Spezialcassa brauchte. Sie sollte zugleich so gescheit sein, um eine Schreibmaschine neuen Systems handhaben zu lernen, an deren Erfindung er selbst beteiligt war. Ein Redestrom ergoß sich zunächst über die Erfindung. Anselm brauchte nur wenig Worte, um Dawill für Elwine einzunehmen. Die nahe Vergangenheit blieb Geheimnis, und Elwine sah nicht so aus, als könne sie die Gegenwart Lügen strafen. Das betäubend Neue raubte ihr die Sprache. Auf Dawill übte ihr Wesen einen gewissen Eindruck, den er zwar nicht deuten konnte, der ihn aber veranlaßte, das Mädchen komisch wohlwollend anzuschielen. Im Uebrigen benahm er sich famos.

Es war sechs Uhr geworden, — Nacht. Wanderer ging mit Elwine zum Hoftheater und kaufte zwei Logensitze für Fidelio. Elwine gestand, daß sie noch nie in einem Theater gewesen sei und beichtete das wie ein Verbrechen.

Während der Vorstellung achtete er weniger auf Spiel und Musik, als auf seine Begleiterin. Bisweilen spiegelte er sich vor, ein Menschenkenner zu sein, ein Beobachter. Zeitvertreib. Bei der Ouvertüre wurde Elwine blaß, und ihr Interesse für den Raum und die Menschen war verflogen. Lange, unbewegliche Blicke richtete sie in die Tiefe, wo das Orchester brodelte, und bei dem feierlichen Mittelsatz, der durch das Hornsignal eingeleitet wird, hob ein einziger, schwerer Seufzer ihre Brust, und zitternd beugte sie sich vor. Wanderer hatte ihr vorher die Züge der Handlung erklärt, und ihre stürmische Anteilnahme ergriff ihn jetzt. Er glaubte die Schauer zu spüren, die über ihren Rücken huschten, und sinnliche Bilder verknüpften sich damit. Als in der Gefängnis-Szene das Hornsignal wieder in das totenstille Haus schmetterte, lehnte sie sich abgehärmt in ihren Sitz zurück und hielt beide Hände vor die Brust, als fürchte sie, zu vergehen.

„Wir wollen bei mir zu Hause essen," erklärte Wanderer nach dem Theater. Elwine blickte ihn ergeben an. Müde nahm sie im Wagen Platz, und Wanderer schaute gespannt in ihre erschöpften Züge. Ihre Blicke waren ziellos und wartend; was an ihr selbst geschah, blieb ihr fremd.

2.

Zwei Tage später war das Zusammentreffen mit Renate in der Gallerie. Eine kurze Stunde, die es verursachte, daß Wanderer vor seinem eigenen Leben und Denken Halt machte. Als ihn Renate verlassen, erschien ihm die Dämmerung farbiger, das Rund des Himmels weiter und freier. Drei Mal stieß er an Leute, ohne von seiner Versonnenheit abgelenkt zu werden. Schließlich landete er vor dem Kaffeehaus, in welchem Süssenguth verkehrte. Der saß dort bis in die Morgenfrühen, „gerecht nur sich und stumm den lauten Jüngern", wie der Litterat Herz von ihm sagte. Auch Stieve verkehrte da, Salatsch, ein abgeschaffter Privatdozent von äußerst verkümmertem Aussehen, ein schwarzbärtiger Componist namens Uibeleisen, und der Schauspieler Xylander, der Bruder von Anna Xylander. Bisweilen kam auch Gudstikker, der sonst einen vornehmeren Stammtisch im Luitpold hatte.

Wanderer setzte sich an den Tisch zu Herz und bewaffnete sich mit seiner Beobachtermiene, etwa wie man eine Brille aufsetzt. Herz, ein Mann voll Anmut und Würde, beugte sich so weit herüber, daß sein Bauch auf dem Tisch lag, und fragte: „Pardon Herr von Wanderer, kennen Sie Gisa Schumann?"

Es schien, daß Gisa die Geliebte Süssenguths geworden war. Jedermann wollte etwas über die Fabelhafte wissen, obwohl das Verhältnis von Süssenguth selbst wie eine allgemeine Angelegenheit behandelt wurde. Er sprach darüber wie ein betrunkener Professor der Psychologie. Wanderer lauschte seiner hysterischen Begeisterung mit stiller Scham. Der Außenraum war schon leer; in der seitlichen Nische hier hallte jedes Wort.

„Sie, — diese Unbefangenheit! Wer das nicht empfunden hat, der hat nie gelebt. Ist denn das nicht viel schöner als eine Naturerscheinung? Als so ein Krater oder feuerspeiender Berg oder das Meer? Was kümmern mich eure Sonnenaufgänge, euer Meer, eure Gletscher! Ich habe Wald und See und Sonne und Mond in einem einzigen Wesen auf sechs Quadratmeter Raum."

Seine Hände griffen ins Leere, als tasteten sie einem entfliehenden Gegenstand nach, dann erstarrten sie in der Geste und sanken herab. Sein Gesicht war verzerrt, jeder Muskel war angespannt, als er fortfuhr: „Diese Mysterien der Mädchenseele! Das tiefe Sichselbst-Treusein! Das Niemals-aus der Rolle-Fallen! Jede ist eine Duse ihrer Mission, die höchste Competenz der Natur. Entdeckt das Weib in seinen tiefsten körperlichen Verrichtungen, und ihr findet es wieder in den geheimnisvollsten Regungen seiner Psyche. Bewahrt sie vor einer Indigestion, und ihr schützt sie vor einem moralischen Fehltritt. Denn nur im Dank gehört sie euch ganz. Lebe ich jetzt nicht das vollkommenste Glück? Wenn sie früh aufwacht und mich anlacht, — das ist m e i n Morgengebet. Sie, das ist m e i n Spaziergang, m e i n Studieren, m e i n Fortkommen, m e i n Carrieremachen! Freilich nichts für die Gudstikkers und Marlitts, für Sozialästheten und Sammlergehirne. Das ist für mich und für Sie und für Sie und für Sie!" Er deutete erregt auf die bei ihm Sitzenden, denn wer in seiner Gesellschaft war, gehörte stets zu den großen Ausnahmen, — so lange er eben anwesend blieb. Sein Gesicht war bleich geworden, fast grau, der Hals war intensiv gerötet.

„Großartig," sagte der Litterat Herz und nahm seine Zeitung wieder, die fast ebenso groß war wie er selbst. Stieve nickte anerkennend und hustete dann. Er ersparte sich dadurch oft die Unbequemlichkeit einer Replik. Uibeleisen und Xylander saßen mit offenem Mund. Uibeleisen, ein wenig Naturbursche, ein Temperament und Weiberheld, hatte wenig Verständnis für solche Dinge.

„Ich bitt Sie, was sind denn das für Männer, die selbst von den besten Frauen gewählt werden? Ausbeuter, Piraten, Börseaner des Lebens, Geschäftchenmacher. So viel Liebe geb ich dir, soviel bist du mir schuldig. Ich verlang mir nicht mehr vom Leben, als ein einziges Wesen so mit Treue zu überschütten, daß sie nicht mehr ein noch aus weiß. Jedes wirkliche Glück ist Sklaverei."

„Das ist wahr, das hab ich mir oft gedacht," bemerkte Xylander mit ergebenem Grinsen. Er wollte eine Geschichte erzählen, fand aber nicht den Knoten der Handlung. Stieve musterte sorgsam die Sprünge im Plafond.

Wanderer fror, indem er Süssenguth ansah. Sinnverdreher, dachte er mit raschem Unwillen. Er stand auf, ging unruhig von Tisch zu Tisch.

Die Fensterscheiben waren noch nicht verhängt, und er sah hinaus in die vorbeiströmende dunkle Menge. Jede Frauengestalt, die vorüberging, erschreckte ihn. Je mehr er seine Gedanken abzuwenden suchte, je mehr kehrten sie zu einem Bild zurück, zu demselben Bild. Er verlor alle Macht und Vernunft, wollte die Stadt verlassen, wollte schreiben, um sich mitzutheilen, aber wem sollte er Geständnisse ablegen, und welche Geständnisse? Verwegene Gedanken bestürmten ihn, sammelten sich zu einem verwegenen Entschluß. Mit rauher Stimme bestellte er Tinte und Papier. Was er an Renate schrieb, war von einer trüben Stunde eingegeben, bestand in halben Täuschungen, halbem Trotz. Aus der Nische drang wieder Süssenguths keuchende Stimme. Seine Worte erhielten immer mehr einen prophetischen Charakter. Messias der Frauen hörte er sich gern nennen.

3.

Mühsam schlich die Nacht vorbei, langsam der nächste Vormittag, dann Stunde für Stunde doppelt langsam. Um drei Uhr war Wanderer schon in der leeren Säleflucht der Pinakothek. Er wünschte, nicht geschrieben zu haben; es schien ihm, daß dabei nur ein Versteckenspiel mit ehrlicher Miene geglückt war. Er wußte, daß er nicht die Stadt verlassen würde, aber die edle Entsagung seines Schriftstückes schützte seine Selbstachtung. Er war viel allein gewesen, daher blieb er seinen Handlungen gegenüber empfindlich. Gesellschaft von Männern verdarb ihn sofort; jeder fremde Ton wurde der seine, und er heuchelte sich in eine fette Behaglichkeit hinein. Aehnlich war es mit den Bildern. Ihm gefiel nur die Vorstellung, daß er seine Zeit einsam bei Kunstwerken verbrachte.

Gegen vier Uhr kamen Besucher, aber um halb fünf war es schon wieder leer. Das Licht war heute schlecht. Ein Landregen war gekommen. Aus dem hallenden Treppenhaus hörte Wanderer leichte Schritte über die Steinfließen. Erbleichend wandte er sich zu einem Gemälde an der Rückwand und blieb in kindischer Befangenheit unbeweglich stehen. Ein Gruß, mit halber Stimme gesprochen, ließ ihn zusammenfahren. Renate tippte ihn leicht am Aermel und sagte: „Ich wußte ja doch, daß Sie da sind.“

Hilflos sah er sie an, und mit leisem Schauer fühlte er, daß sie heftiger atme. „Setzen wir uns ein wenig nieder,“ schlug Renate vor, „ich bin müde vom Gehen.“ Der Ton, die Stimme, dies: ich bin müde vom Gehen, — Wanderer wußte nicht zu antworten. Gleich feierlichen Schatten floß die werdende Dämmerung durch die Gallerie. Die tiefroten Wände, der rote Stoff der Sessel, die goldnen Rahmen, die Gesichter aus den Bildern, alles eine Welt für sich, schweigend und unberührt.

„Ich wollte nur noch Ein Mal hieher kommen,“ sagte Renate weich, als bäte sie um Verzeihung. „Ihr Brief hat mich erschreckt. Freilich, ich dachte mir, so ein Brief müßte einmal kommen. Damit ich mich erinnere, was ich mir wert bin, — und Andern. Aber es wäre besser gewesen, jemand hätte es mir gesagt, Sie hätten es mir gesagt. Geschrieben macht es einen unsicher.“

„Fräulein Renate, ich bin jetzt vor Ihnen schuldig. Sie können Rechenschaft von mir fordern. Aber es war kein Vorsatz, nicht einmal ein Wunsch. Eine blinde Gewalt. Sie selbst vielleicht. Ja, Sie selbst, ohne daß Sie es wußten.“

„Das kann ich mir denken. Da brauchen Sie sich nicht zu verteidigen," sagte Renate, beständig an ihrer Unterlippe nagend und den Schleier bis zur Stirn emporhebend. Plötzlich stand sie auf. „Und wenn ich Ihnen nun folgen würde, wohin Sie wollen, zu allem bereit was Sie wollen?"

Es war Wanderer, als befinde er sich plötzlich in einem versengend heißen Raum. Er sah nicht mehr die eigenen Hände, die er unwillkürlich ineinander verkrampfte. Renate stand regungslos vor ihm. Bisweilen lief ein Zittern durch ihre Arme; ihr Gesicht war bleich von Scham, Furcht und Erwartung. „Mir ist nicht ein Mann wie der andere," fügte sie mechanisch und voll mädchenhafter Trauer hinzu. „Ich werde nie den Herzog heiraten. Um zu verkümmern, dazu brauche ich keinen Palast, keine Krone." Was trieb sie eigentlich zu alldem? Wahllos griff sie ins Rad der Loose wie ein Kind mit verbundenen Augen.

„Wenn Sie das wollen," sagte Wanderer in einer Erregung, die dem Wahnsinn nahe war, „dann würde ich wissen, was Glück ist."

„Ach Glück," erwiederte Renate betrübt und unsicher, „damit ist es nicht gethan."

„Es ist zu viel auf einmal," murmelte Wanderer, den es wie im Fieber fröstelte. Zugleich empfand er einen Schrecken, dessen er nicht Herr wurde. Das fremde Schicksal, das von seinem eigenen Besitz ergriff, lähmte Gedanken und Entschlüsse. Die Zukunft, die er ahnungsvoll voraus zu sehen glaubte, erschien ihm wild und ungangbar.

„Ja, ich will fliehen," wiederholte Renate in der leidenschaftlichen Begierde nach einer Entscheidung. „Mein ganzes Leben hier ist mir verhaßt."

„Die Zukunft, die ich Ihnen bieten kann, ist sorgenlos," sagte Wanderer hastig. Es war ihm durchaus unklar, wie das werden solle und wie sie sich das vorstellte.

„Zukunft," entgegnete Renate zornig. „Ich denke nicht daran. Ich will nicht jedes Zimmer wissen, wo ich für alle Zeiten wohnen soll. Sie sollen mich auch gar nicht heiraten. Sie sollen nur wissen, was ich will und was ich bin. Denn ich selbst, ich weiß es ja kaum."

„Und vor den Folgen ist Ihnen nicht bange?" fragte Wanderer besorgt und furchtsam.

„Haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie mich lieben?" flüsterte Renate mit einem verzweifelten Klang der Stimme. „Oder war der Brief nur etwas zum Zeitvertreib? Und ich, ja, ich habe mich geprüft, ich habe mich geprüft. Das ist alles. Wie kann es anders sein. Ich habe gewußt, daß Sie die Leute verachten, die um mich sind, und wenn ich mich beleidigt gefühlt habe, dachte ich an Sie. Das ist kein Leben. Nirgends sich wärmen können und mit schönen Betten die furchtbarsten Träume zudecken. Ich will mich nicht für einen Titel verkaufen, nein, da will ich mich lieber verschenken. Ich stehe da, mit nichts bin ich gekommen, und wenn Sie wollen, will ich arbeiten wie niedere Frauen. Das quält mich auch, ich möchte wissen, wie es da drunten ist, was sie treiben die hunderttausend Weiber, die uns verfluchen. Da soll ich in einem Schloß wohnen? Immer die fernen Stimmen hören? Nein, nein!" Mit aufgerissenen Augen wartete sie auf seine Antwort. Er nannte ihren Namen und beugte sich auf ihre Hand nieder, die er küßte. „Und soll ich nicht zu Ihrer Mutter gehen —?"

Renate fuhr zusammen und lachte bitter. „Sie denken, ich will Abenteuer, ich will romantische Abenteuer."

„Nur unnütze Gefahren wollte ich vermeiden."

„Gefahren? Wenn Sie das thun, könnte ich Sie nicht mehr mögen. Schon deshalb nicht, weil Alle Sie beschimpfen würden. Ich will vergessen, was zurückliegt. Kleinliche Händel kann ich nicht ertragen. Meine Mutter denkt nur noch an diese Herzogs-Heirat."

Ihr Wesen wurde zusehends bedrückter. Es war zu viel, was sie sagen wollte und zu wenig, was sich ihr in Worte fügte.

„Ich verstehe Sie," sagte Wanderer in seiner schwerfälligen Art zu sprechen. „Für Sie ist das keine Flucht, sondern eine Empörung. Flucht ist mutiger für Sie als Kampf."

„Ja, das ist wahr, das ist riesig wahr," rief Renate plötzlich freudig lächelnd. Sie sagte ‚riesik' mit einer kindlich-wichtigen Betonung.

„Sie wollen nicht beschmutzt werden durch Vorwürfe und Kränkungen. Empörung ist Ihnen das edelste Gefühl. Sie wollen dem Mann, dem Sie sich anvertrauen, keine Verpflichtungen auferlegen dadurch, daß er an Sie geschmiedet ist. Ich verstehe das alles sehr gut, Renate."

„Anselm!" stammelte das junge Mädchen beglückt.

„Aber ob Sie nicht bereuen werden, das ist die beständige Furcht. Den Leuten braucht man es ja nicht ins Gesicht zu rufen, doch müssen Sie nicht fürchten, daß Sie geirrt haben? Fällt nicht jeder falsche Ton zehnfach ins Gewicht? Kann nicht jedes Wort zum Feind werden? Man muß genau mit sich rechten. Keine Lüge darf geheim bleiben."

„Ich werde es nicht bereuen," erwiderte Renate. „Was daraus folgt, kommt auf mich selbst. Nur für mich selbst kann Schuld daraus kommen. Und Lügen? ich lüge nie. Ich wollte nur wählen für mich allein. Ich bin stolz, das glauben Sie gar nicht. Und nicht nur für mich, sondern für alle Frauen bin ich stolz, von meiner Mutter und meinen Schwestern angefangen." Sie sagte das so herzlich einfach und bescheiden, daß der Grund von Leiden deutlich aus den Worten schimmerte wie Wasser aus einem Schacht.

Ein wie seltsames Wesen, dachte Wanderer, der innerlich ratlos war. Alles war jetzt Beschluß geworden, was vorher unerreichbar geschienen hatte. Ueber Abgründe hatte ein handfertiges Geschick schnell Brücken gebaut.

Es schlug fünf Uhr: eine halbe Stunde war vorbei, die im Raum der Erlebnisse die Verantwortung wie Jahre trug. Der Landregenhimmel rötete sich, plötzlich wurde er gelb, eine Färbung von gespenstischer Grellheit. Der alte Diener kam, um durch sein Erscheinen anzudeuten, daß man die Gallerie schließe. Renate sah mit strahlendem Gesicht zu Wanderer empor, — er war nur wenig größer als sie, — dann gingen sie im stummen Einvernehmen zum Bild der Saskia. Nur ein Blick im Vorübergehen; ein paar helle Augen blickten aus dem Schatten, der die Leinwand schon verhüllte. Schwärmerische und getäuschte Augen. Galeotto war das Bild . .

4.

Mit ihrer sanften Stimme und in der ruhigen Weise, bei der sie nicht die Arme bewegte, erzählte Renate auf dem Weg durch den englischen Garten, daß die Mutter und die Schwestern morgen dem Vater bis Innsbruck entgegenreisen wollten. An diesem Tage war Renate allein. Eines der Dienstmädchen besaß ihr Vertrauen und sollte packen helfen, die andern und den Diener wollte sie auf die Auer-Dult schicken. Wanderer

redete nicht sehr viel. Aus Furcht, falsche Gefühlstöne anzuschlagen, fand er oft nicht die wahrhaften. In der Angst allzu aufrichtig zu sein, wurde er grundlos ironisch. Doch fremde Ironie erschreckte ihn und machte ihn empfindlich. Von einer Leidenschaft überrumpelt, wußte er nicht aus noch ein, lebte er nur noch in der Furcht, sich nicht zu blamieren. Renates Entschlossenheit, die etwas heldenmütiges hatte, erweckte seine Bewunderung; aber in der Tiefe seiner Grübeleien fanden sich Erinnerungen an gewisse Romane, und er suchte sich zu waffnen gegen einen unbestimmten Jemand, der das Alles vielleicht verspotten könnte. So verzwickt war, was er that und dachte.

Renate, bei der jeder Vorsatz etwas Unabänderliches hatte, gleich den Absichten der Natur selbst, war heiter und frei. Es war auf einmal ein schöner Abend geworden. Dumpf leuchtete das Grün durch die Halbdunkelheit, und Regentropfen fielen auf die dürren Blätter nieder. Renate hatte bald alles gesagt, was zu sagen war, sachlich und ohne Abschweifung. Jetzt schwieg sie, scheinbar dem Abendläuten zulauschend, das von der nahen Ludwigskirche herüberdröhnte. Die lallenden Klänge hatten etwas Verschlingendes. Die Landschaft schien zu beben. Wanderer hatte als Reiseziel ein kleines Grundstück am Bodensee vorgeschlagen, das seit langem seiner Familie gehörte. Ein alter Soldat, der bei Königgrätz ein Bein verloren, hatte die Wirtschaft inne. Wanderer wollte ihm noch in der Nacht telegraphieren. Renate stimmte bei, und das Zubereitete, Vorsichtige in Wanderers Erklärungen verdroß sie nicht. Ich gehe mit ihm, frei und allein. Ich habe gewählt und bin doch gewählt worden. Das Leben öffnet mir alle seine Thore, — von solchen Gedanken war sie erfüllt. Erst hatte sie Briefe schreiben wollen, an die Mutter, an den Herzog, aber sie scheute die Nüchternheit und das Entweihende, das für sie selbst daraus hervorgehen mußte.

Beim Abschiednehmen fragte Anselm, ob sie ihn denn liebe. Sie sah ihn fassungslos an und lächelte bestürzt. Es war eine Frage, deren Sinn sie nicht begriff; daß sie gesprochen war, machte sie bleich vor Scham. Wanderer schaute zu Boden. Ihr bestürztes Lächeln beim Schein einer dürftigen Straßenlaterne blieb ihm unvergeßlich. In diesem Augenblick verwandelte sich seine ratlose Sympathie in Leidenschaft.

Nachdenklich ging Renate noch die wenigen Schritte zur Maria-Theresia-Straße. Morgen Nachmittag um vier Uhr wollten sie sich im Centralbahnhofe treffen. Das war alles, was sie unter dem Wort Zukunft begriff. Grübeln war nicht ihre Sache; sie dachte nur in Bildern, entweder in dunklen oder in frohen. Dabei war das Bewußtsein von der Nähe der großen Wandlung eigentlich berauschend für sie. Jeder Stein, den ihr Fuß betrat, erschien ihr in seltsamer Uebertragung ihrer Gefühle liebenswert. Mit einem Blick nahm sie Abschied von dem sanften Abend, der das große Thor für das Morgen bildete.

„Nun Renate,“ sagte Frau Fuchs, die auf dem Lehnstuhl saß, ein Kohlenbecken unter den Füßen, „es ist doch gar zu merkwürdig, was Du treibst. Den ganzen Nachmittag bist Du fort, ohne Wagen, ohne Begleitung. Ich versteh das nicht. Du hast doch Pflichten. Ich an Deiner Stelle würde anders handeln, jawohl.“ Loni und Martha gaben durch ihr andächtiges Zuhören kund, daß sie an Renates Stelle ebenfalls anders handeln würden, jawohl.

Durch den abwesenden Ausdruck in Renates Gesicht stutzig gemacht, schüttelte Frau Fuchs den Kopf und fügte wehmütig hinzu: „Ich bin krank.“

Voll Schrecken blickte Renate die Mutter an. „Du bist krank?“ Und schnell beugte sie sich zu ihr nieder.

„Nun, Du brauchst Dich nicht ängstigen, Renate, ich danke Dir mein Kind. Es ist eben die alte Geschichte.“

„Da wirst Du doch morgen nicht reisen, Mutter,“ sagte Renate entschieden. Dann preßte sie entsetzt die Unterlippe zwischen die Zähne. Eine Lüge! Es war wie ein Blitz in ihrem Innern.

„Nun, ich werde doch wohl reisen, Renate,“ erwiderte Frau Fuchs mit unverminderter Wehmut. „Die Kinder freuen sich so, und ich, wer weiß ob ich die Berge da drunten wiedersehen werde. Fuchs will ja bald fortziehen. Ach Gott!“

Martha wußte eine drollige Geschichte, die sie zwang, fortwährend zu lachen. In der Brienner Bäckerei war ihr „dieser“ Süssenguth vorgestellt worden. Nein, und was ihr der alles gesagt hatte! Sie hatte es ganz auswendig gelernt, hihi. „Ihre Schwester Renate, mein Fräulein, ist für mich einfach das Ideal. Mit ihrem Schicksal auf der Stirn geht sie offen durch die Straßen. In herrlicher Unbekümmertheit wandert sie ihren Weg zum Leiden. Une femme douloureuse. — Ist das nicht komisch, hihi?“

Heftiger als sonst verwies Frau Fuchs den beiden das ‚dumme Zeug‘ da. „Nun ich muß sagen, ihr verirrt euch. Nette Bekanntschaften, das muß ich sagen. Ich will davon nichts mehr hören. Ihr werdet diesen Menschen nicht mehr kennen.“

Sie hatte offenbar keine Silbe verstanden, aber eine mütterliche Ahnung mochte einen Widerhall der Wirkung erwecken, die das Gehörte auf Renate ausgeübt, selbst durch das Geschwätz der Schwestern hindurch. Von neuem fielen Süssenguths Worte wie wilde Schlaglichter auf ihren Pfad.

Heute muß ich noch einmal Clavier spielen, dachte sie; irgend etwas Feuriges und Leidenschaftliches muß ich spielen. Ihre Wangen röteten sich, als sie sich an den Flügel setzte und mit den wuchtigen Anfangstakten der „letzten“ Sonate begann. Aber bald ermatteten ihre Hände und sehnten sich nach weicheren Tönen. Im Zimmer war es still geworden, und vor ihren Augen erschien mit rätselhafter Deutlichkeit ein Gesicht, das sie unbesonnen küßte.

Siebentes Kapitel

1.

Ein Tag von wundervoller Klarheit hatte die Reise der drei Damen begünstigt. Loni und Martha hatten die ganze Nacht hindurch nicht geschlafen; sie fieberten vor Erwartung. Anders Renate. Je näher die erwartete Stunde rückte, je ruhiger wurde sie. Als Mutter und Schwestern fort waren und sie sich allein im Hause befand, ging sie voll Besonnenheit an das Packen ihrer beiden großen Koffer. Anette, ein junges Ding, seit Mai im Haus bedienstet und Renaten herzlich ergeben, half ihr dabei. Um halb vier kam ein bestellter Mietswagen; Renate ließ eine Karte mit wenigen Worten, die deutlich und fest klangen, auf ihrem Schreibtisch liegen. Dann überzeugte sie sich durch ein kurzes Nachsinnen, daß sie nichts vergessen hatte, und ging mit einem merkwürdig frauenhaften Lächeln zum Wagen.

Anselm Wanderer hatte am Bahnhof schon gewartet. Ohne andere Verständigung, als eine stumme Begrüßung, besorgte er die Aufgabe des Gepäcks und nahm dann im Schnellzug Platz, — nicht in Renates Abteilung. Es war eine verabredete Vorsicht, denn sie wollten nicht müßigen Gehirnen frühschnell zu denken geben. Die Welt ist klein für Leute, die allein sein wollen. Jetzt erst, beim Anblick der roten Plüschstoffe, pochte Renates Herz und weil sich kein Passagier mehr hier befand, schlug sie die Hände vors Gesicht, da der Zug die Halle verließ: als sei sie geblendet durch das plötzlich hereinströmende Licht. Gleichgiltig war ihr die Landschaft, die völlig eben hinlief bis in die Ferne, gleichgiltig auch das Kommende wie das Vergangene. Nur daß sie hier auf einmal so einsam war, machte sie bestürzt, erschien ihr wie eine üble Vorbedeutung. Eilig, mit rhythmischen Stößen rollten die Räder; Renate begleitete das Stampfen unwillkürlich mit einer Melodie und ebenso unwillkürlich paßten die Versworte auf diese Melodie: die Seele, die in dir gelebt . . . um dort, was du gelitten hast . . .

Endlich war die Station da, wo Wanderer zu ihr kommen wollte. Sie bangte nach ihm. Es war schon dunkel geworden, als er mit dem Träger kam, (den er nervös entlohnte) und sich dann mit den Koffern beschäftigte. Warum spricht er nicht? dachte Renate befangen. Als die Fahrt wieder begann, wandte er sich hastig zu ihr, nahm ihre beiden Hände und fragte sie, ob sie nicht bereue. Wieder dieser fassungslose Blick, wieder das bestürzte Lächeln. Und wieder die Scham Anselms und die Unschlüssigkeit, was er ihr sagen sollte. Er seufzte, und es kam ihm einen Augenblick lang vor, als sei er mit leise schmerzenden Wunden wie überdeckt. Ihre Anwesenheit, ihr Anblick, ihre Ruhe, ihr feines blasses Gesicht, ihre großen Augen weckten in ihm ein Gefühl, das der Ehrfurcht glich. Sie lächelte zu ihm auf, und das Kindliche, das dadurch zum Ausdruck kam, ermutigte ihn. Sachte, mit zitternden Fingern, hob er den Schleier bis an die Stirn, wo er wie ein dichter schwarzer Vorhang liegen blieb, beugte sich nieder und küßte sie. Daß er das that, erschreckte ihn noch nicht so sehr, als der kühle und feuchte Mund, den er berührte. Ein Mund, der nichts Verlangendes hatte, sich aber auch dem Druck seiner Lippen nicht verschloß. Staunend und flehend blickte sie ihn an. Er selbst verfiel in ein zielloses Staunen über die Stunde und die Möglichkeiten, die sie herbeigeführt.

Sie sprachen wenig: von Büchern, von Malern, vom Ziel der Reise, den Schönheiten des Bodensees. Sie waren sich ja noch so fremd, daß Keines wußte, was dem Andern gefallen mochte. Daher eine halb tändelnde, halb scheue Unsicherheit des Gesprächs und Wanderers etwas täppische Ironie, wenn er von seinem eigenen Leben sprach. Renate blickte ihn dann immer an, als wollte sie den Ernst dahinter suchen, den sie für alle Dinge nötig hatte, und einmal meinte sie naiv: „Ich kenn mich da gar nicht aus." Im Grund war das eine Klage, und er verstand es nicht. Sie war verwundert, daß sie sich so fest in die Gegenwart gefunden hatte, ohne den Wunsch, zurückzublicken, ohne Bedenken und Erinnerungen. Sie war dankbar gegen sich selbst gestimmt.

In Lindau lag schon das Dampfschiff keuchend im Hafen. Kalt und fern stand der Mond zwischen zwei Wolken, die wie lauernde Katzen aussahen, und weit hinaus in den See strömte das Licht wie gelbes Perlengerinsel. Gegen Süden und Osten lagerten schwarz und ungeheuer die Berge und dahinter in Weißlicht schimmernde Schneekappen wie Silber-

beschläge. Die Luft roch von Seewasser und Tang, und Möven schrieen heiser. Renate konnte nicht sprechen, wenn sie so gepackt war wie jetzt, und sie stand an der Schiffsbrüstung, während Anselm die kleinen Dinge der Reise besorgte.

Während sie so in Schauen versunken war, das Gesicht verschleiert, die Hände fest am Holzgeländer des Verdecks, empfand sie ein Unbehagen, dem sie sich anfangs zu entziehen suchte, das sie aber bald gefangen nahm. Sie wandte sich zur Seite und sah die Blicke eines Mannes auf sich gerichtet, den sie im Leben sicher nie gesehen hatte, der aber in ihrer Phantasie das Bild einer bösen Erinnerung annahm. Es war eine kurze, gedrungene Gestalt von bewußter Haltung, in einem gelben Ueberrock und mit einem Calabreser auf dem Kopf. Das Gesicht war im Schatten des Dampfschlots, doch sah Renate einen schmalen Ziegenbart, der wie aufgeklebt aussah. Auch als das junge Mädchen unwillig den Kopf abwandte, ließen seine Blicke nicht ab, jede Bewegung, jede Kleiderfalte, jedes Augenzucken an Renate förmlich zu verschlingen. Erst als Wanderer kam, that er gleichgiltig und setzte eine Virginia hinter vorgehaltenen Händen in Brand. Beim Aufflackern des Hölzchens gewahrte Renate ein Gesicht voll kalter Ruhe, scharf, entschlossen, durchwühlt vom Leben und wie versteinert, mit einem cynischen und grausamen Mund. In der ganzen Erscheinung war eine so sonderbare Mischung von Gravität und Unbekümmertheit, von Tierischem und Weltmännischem, von Teilnahmlosigkeit und Wildheit, daß selbst Wanderer dem Auf- und Abgehenden kopfschüttelnd nachschaute.

Renate konnte sich nicht mehr der Landschaft widmen. Ueberall fühlte sie den Blick jenes Menschen. Wie sie sich auch bewegte, war sie gehemmt und unfrei, als sei ihren Schritten eine Grenze gezogen.

Sie stand am Steuerbord und dachte: wohin?

2.

Um neun Uhr landete der Dampfer an einer Haltestelle vor Constanz. Der einbeinige Hausverwalter war mit seiner Tochter und einem Burschen da und begrüßte die „junge Frau" mit der formvollendetsten Verbeugung, die vielleicht jemals gemacht worden ist. Die Generalprobe dieses Bücklings lag kaum eine halbe Stunde zurück und hatte unter den untrüglichen Kenneraugen des Nachtwächters Kiesewetter stattgefunden. Kiesewetter, ein Mann von Welt! Er besaß zwei Katzen und vier Hunde, denen er in durchdringender Weise die Formen höfischen Lebens beigebracht hatte.

Das tadellose Compliment des Herrn Winiwaak, welches Renate belustigte, verursachte bei dem Herrn mit dem Calabreser einen Heiterkeitsausbruch, der weniger wie Lachen, als wie das Schnauben eines Dampfrohres klang. Renate zuckte zusammen.

„Ein gefährlicher Bursche," keuchte Winiwaak, und suchte seinen Zorn mit dem Respekt gegen die Herrschaft zu vereinigen. „Wohnt im weißen Hahn. Fährt wöchentlich zwei Mal an die Schweizer Grenze. Verdächtiger Bursche."

„Lassen Sie nur," beschwichtigte ihn Wanderer. Er war zerstreut und erregt. Erregt auch durch die Landschaft, die mit sammtgrauem Nebel bedeckt sich hinbreitete, durch das leise Rauschen des Sees, durch all das Plötzliche, das seine langsamen Sinne vergebens zu umfassen suchten.

Als Renate die Zimmer des einsam an einem Hang gelegenen Landhauses betrat, wurde sie von einer so großen Bewegung ergriffen, daß sie nur verschwommen die Dinge um sich her zu erkennen vermochte. „Ist etwas geschehen?" fragte Wanderer besorgt.

Renate schüttelte den Kopf und versuchte zu lächeln. Und dann, mit einer überhastigen Wendung, warf sie sich ihm an die Brust. Ihre halboffenen Lippen ließen die feuchtweißen Zähne durchschimmern, als ihr erwartunsvoller Blick ihn traf. In diesem Blick lag die äußerste, die schmerzlichste Anstrengung, seine Gedanken zu ergründen. Nun wurde vom Dorf drüben, vielleicht aus einer Schenke, eine Tanzmelodie hörbar, vom Baß komisch unterstrichen. Anselm lachte, — ein thörichtes Lachen. Renate ließ den Kopf sinken, trat zurück, ging zum Fenster, lehnte die Stirn an die Scheibe. Mitten in dem Schweigen klopfte Winiwaak ans Zimmer, steckte ehrfurchtsvoll seinen erschreckend dünnen Kopf in die Thürspalte und „vermeldete gehorsamst," das Essen sei bereit.

In einer Befangenheit, die er noch nie gefühlt, trat Wanderer zu Renate, bog ihren Kopf zurück und küßte sie mutlos auf die Augen. Seufzend ließ sie es geschehen. Ihr Gesicht war bleich geworden. In einem seltsamen und quälenden Durst betrachtete Wanderer diese Züge. Sie schienen ihm wie ein Buch, das in einer ihm fremden Sprache geschrieben war, mit deutlichen und klaren Lettern und doch unenträtselbar. „Wo weilen jetzt die Gedanken?" fragte er, schüchtern die vertrautere Anrede vermeidend.

„Ich weiß es nicht," erwiderte Renate sanft.

„Wir werden es schön haben hier," fuhr Wanderer fort und seine Worte klangen ihm hohl und ausgeblasen. „Den ganzen Tag Sonne und den See. Wälder und Berge und alte Schlösser und alte Kirchen. Und einen großen Hund will ich anschaffen; er soll uns auf unsern Spaziergängen begleiten." Er sagte das, als fürchte er, sie könne sich mit ihm allein langweilen.

„Einen Hund? Das wird herrlich. Einen russischen Steppenhund vielleicht?"

„Ja, oder einen englischen Hühnerhund. Renate darf nie traurig sein. Darf nie vergeblich wünschen. Darf keine Gedanken haben, als —"

„Als —?"

„Das will ich nicht sagen."

„Doch, bitte!"

„Es ist gefährlich. Worte sind so gefährlich."

„Oft auch, wenn sie nicht gesprochen werden."

„Aber muß ich denn r e d e n, Renate?"

Erschreckt sah sie ihn an. Er selbst begann zu zittern. „Es ist hier wie in einem Waldhaus," sagte Renate etwas bedrückt. Wanderer erwiderte nichts. Er fühlte, daß sie ihm entglitten war und fand sich wunderlich erleichtert dadurch. Sinnend nahm er ihre Hand, die kühl und trocken war und etwas berückend Ruhiges in ihren Formen hatte. Er war ihr dankbar, daß sie so fein war, jede Spannung und Schärfe des Gesprächs unmerklich zu umgehen. Darin bestand sein Sinnen. Und dann sagte er banal, daß ihr das schwarze Kleid gut stehe, überhaupt schwarz.

Das gemeinsame Nachtmahl bestärkte in beiden die Empfindung von außerordentlicher Abgeschiedenheit. Aber beide dachten mit verstärkter Kraft ein und denselben Gedanken und suchten sich durch weit abliegende Gespräche zu täuschen. Es schlug zehn Uhr und Anselm war aufs Höchste

erstaunt, daß es noch so frühe war. Alle Stunden, die folgen sollten, lagen nun wie in einem Hinterhalt, aus dem sie sich, höhnisch und forschend, langsam erhoben. Renate war müde geworden und ruhig sagte sie, sie möchte schlafen. Doch als sie aus dem Weinglas getrunken hatte und es auf den Tisch stellte, bebte ihre Hand, das Glas fiel um und der Wein rann wie dickes Blut über das weiße Linnen. Beide lachten, doch wagten sie sich nicht anzuschauen, und Renate zürnte Anselm, daß er kein befreiendes Wort fand. Sie begriff das alles kaum. Sie fühlte sich ihm überlegen und begann etwas Dunkles, Fernes zu fürchten. „Anselm," sagte sie schmeichelnd, „weshalb so schweigsam?"

„Ich kann es ja gar nicht fassen, Renate", erwiderte Anselm. „So still bist Du eingekehrt in meinem Leben, und jetzt liegt das Unterste zu oberst. Wenn ich Dich ansehe, fürchte ich wahnsinnig zu werden. Ist es möglich, daß man so schnell sich verliert. Oft bin ich Dir so nahe, innerlich, daß ich glaube, Deine Gedanken zu hören. Und wenn eine Zeit kommt, wo Du nicht mehr lächelst, wenn ich etwas Dummes sage, bin ich sicher der unglücklichste Mensch."

Renate sah ihn mit klaren und lachenden Augen an, doch jene Furcht nahm zu. Sie glaubte Schritte in der Allee draußen zu hören, die langsam sich entfernten, wieder näher kamen, aussetzten, wieder fern wurden. Am Fenster stehend sah sie den Calabreser lustwandeln, in seiner ganzen Quartier-latin-Eleganz. Sie zuckte zusammen, trat zu Wanderer, der etwas künstlich bekümmert am Tisch saß, lehnte sich an seine Schulter und strich mit der Hand viele Male über sein dunkles, welliges Haar. Wie in einer Wolke von Glück verharrte Anselm und wagte nicht zu atmen.

3.

Es kamen nun Tage für Renate, in denen eine so beglückende Lebensfülle auf sie einströmte, daß sie sich in der beständigen Illusion befand, als müßten alle Dinge um sie her, die stummen wie die tönenden, an ihr und ihrem Schicksal teilnehmen. In elementarer Kraft trat das Bewußtsein davon aus ihrem Wesen, verschönte ihren Gang, adelte jede einzelne ihrer Thätigkeiten, durchdrang das Gleichgiltige und Triviale ebenso wie das Hohe und Feierliche. Was an ihr selbst geschah, bedachte sie kaum, nicht aber, was unter dem Eindruck davon an friedlichen und hoffnungsvollen Vorstellungen in ihrem Innern zurückblieb. Bisweilen deutete Anselm an, ihren Bund „gesellschaftlich zu sanktionieren," wie er sich auszudrücken pflegte. Aber er beobachtete, wie dergleichen Worte in ihr einen mistrauischen Schrecken hervorriefen, den sie zwar nicht äußerte, der aber noch lange in nachdenklich gezogenen Worten unterirdisch nachhallte. Nichts fürchtete sie so sehr, als daß er einer falschen oder nur conventionellen Auffassung des Schrittes zuneigen könne, der sie zueinander geführt. In der That war es die seltene Innigkeit einer edlen Ueberzeugung, die das Freieste, Reinste in ihrem gegenwärtigen Glück ausmachte. Jedoch seinem offenen und beharrlichen Willen hätte sie kaum widerstanden, wenn sie auch wußte, daß ein solcher Wille unterblieb, weil er Zartheit genug besaß, diese feinen Instinkte Renates zu würdigen. Ein solches Verhältnis, frei in der Luft schwebend, jedem leisesten Zittern eines Windes ausgesetzt, unberührt von widrigen Umständen, erhielt ja seine tiefste Weihe erst durch den Reiz

der Ungewöhnlichkeit. Das Neue, festlich Heitere und Planvolle an diesem Glück machte Beide in einem unerhörten Maß empfindlich für jeden auch nur hingeträumten oder halbgedachten Mißton und gab andererseits jeder Zärtlichkeit einen Wert und eine Bedeutung, die weit hinaus reichte über den Augenblick, in welchem sie gewährt worden war. Renate konnte stundenlang nachdenken über den Ton einer Anrede, den Sinn einer Gebärde; denn bei ihr selbst hatte jede Liebkosung eine so scheue Zurückhaltung, daß schon als leidenschaftlicher Ausbruch wirkte, wozu andere sorglos am hellen Tag vor fremden Augen bereit sind. Alles war lautlos an ihr, vom zagen Kuß bis zur beschwörenden Abwehr; keine Erfüllung konnte das Schwebende, Sehnsüchtige ihres Wesens mildern, kein geräuschvoller Liebesbeweis ihr immerwaches Mistrauen verringern.

Die Leute in dem kleinen Ort waren stolz auf die schlanke, vornehme Dame, als hätte durch sie das Dorf an Schönheit gewonnen. Die jungen Dirnen und Burschen standen regungslos, wenn sie vorbeiging. Renate war dann verlegen und wagte nicht aufzublicken. Der Calabreser hatte sich nicht mehr sehen lassen. Anselm konnte nichts Bestimmtes über die bizarre Erscheinung erfahren. Er hieß Graumann, Peter Graumann. Weiter wußte man nichts.

Schöne Tage brachte die Jahreszeit. Morgens war es immer kalt; See und Hügelhänge vergingen unter bleiernen Nebelmassen. Aber an den Mittagen wurde es warm, und Renate sagte, wie sehr sie den Herbst liebe, und daß sie niemals einen so wundervollen Spätherbst erlebt habe. Es war, als hätte sie immer da gelebt, hätte immer die gelbgraue Fläche des Bodensees wogen gesehen, immer die pfauchenden Dampfschiffe still träumend mit den Blicken verfolgt, wäre immer zur Zeit der Dämmerung durch die ruhigen, ja stummen und traurigen Wälder gegangen, wo rote Blätter herabfielen, um einen Teppich für Renates zögernden Fuß zu bilden. Bisweilen ging sie mit Anselm, bisweilen auch allein. Sie ging gern allein, hatte durchaus keine Furcht, auch nicht, wenn es zu dunkeln begann. Dann sah sie auf den See hinunter, dessen Fläche langsam den Glanz verlor, wie eine Spiegelscheibe, die man mit grauen Tüchern verhüllt. Die roten und grünen Dampferlichter schimmerten durchdringend, und an den Hügelwänden echoten die schrillen Schreie der Maschinenpfeifen.

Das Schönste waren die Nachmittage im Wald, ob nun die Sonne da war oder nicht. Eine unbändige Lust zu jagen, kam da manchmal über Renate, und sie führte eine innerlich beredte Zwiesprache mit den Dingen der Natur, und Anselm, der ihre plötzliche Lebhaftigkeit nicht verstand, fühlte eine unbestimmte Eifersucht. Sie wollte ihm nicht gestehen, was sie wünschte. Bitten konnte sie nicht und auf Umwegen oder mit halben Andeutungen ein Ziel zu erreichen, verschmähte sie. Auch kam die Angst, Anselm könne gar zu sklavisch gehorchen und bestärkte sie in ihrem Schweigen. Doch wenn sie von der Graneпp aus den Weg zur alten Schloßruine wanderte, hörte sie in den Ställen des Grafen Zoest laut ein Füllen wiehern, als sollte es ein Jagdgruß für Renate sein und Erinnerung an vergangene Herbste. Da bekam sie solches Herzklopfen, daß sie kaum weitergehen konnte.

Auch nach Constanz gingen sie, der alten Stadt. Aber es gab solches Aufsehen, Fensteraufreißen, Stehenbleiben, Wispern, Mundaufsperren, daß Renate die Lust verlor und es nur am Abend wagte, die Straßen zu betreten. Sie fand es komisch, und vielleicht schmeichelte es ihr ein wenig, auch um Anselms Willen, doch gerade das erweckte ihr zum ersten Mal die

Empfindung des Abenteuerlichen, des Sich-auf-der-Flucht-Befindens. Es war ein Stich wie bei der Erinnerung an einen vergessenen Traum: an ihr früheres Leben, jenseits des Wassers, jenseits des Wachens. Zu Hause dann beim Abendthee beugte sich Wanderer herüber, um sie zu küssen, und sie erwiderte seinen Kuß feuriger als sonst. Es lag etwas Schutzsuchendes darin.

In der Mitte des November wurde das Wetter trüb. Die Wege blieben beständig nebelnaß, und zum Bootfahren war der See zu erregt. Das Clavierspiel wollte Renate keine rechte Freude mehr machen; mitten im Takt ließ sie oft die Arme sinken und blickte abwesend auf das Notenblatt.

Anselm war von der Stadt zurückgekommen und saß im Erkerzimmer gegen den See. Er wollte an seinen Bruder schreiben und machte vergebliche stilistische Versuche, als die plötzliche Stille, das Mittenabbrechen in Renates Spiel ihn stutzig machte. Froh, einen Vorwand zu haben, um aufzustehen, ging er hastig hinüber und fragte sie, weshalb sie aufgehört. Renate fiel eine Veränderung in seinem Gesicht auf, hauptsächlich in den Augen, die etwas übertrieben Beschäftigtes hatten. Unter ihrem aufmerksamen Blick lächelte er und wiederholte seine Frage.

„Das Clavier ist verstimmt," sagte Renate ausweichend.

„Ich war in der Stadt," bemerkte Anselm scheinbar absichtslos. Er ging ruhelos auf und ab.

Renate beobachtete jeden seiner Schritte. Sie war gespannt, doch wollte sie nicht mit Fragen zuvorkommen. Sie wußte, wenn es etwas Wichtiges war, würde er es nicht für sich behalten können. Da er aber schwieg und seine Wanderung fortsetzte, ging sie zum Spiegel und löste ihr Haar. Indem sie es mit dem Kamm strählte, daß es beständig knisterte wie von Funken, beobachtete sie jede Miene Anselms im Spiegel. Sie sah, daß er bei jedem Hin- und jedem Hergehen flüchtig nach ihr hinschielte. Plötzlich gab er sich einen Ruck, griff in die Tasche, nahm eine Zeitung heraus, entfaltete sie mit einer möglichst unbeteiligten Miene und reichte Renate das Blatt, die es mit fragendem Ausdruck ergriff und den Kamm zur Erde fallen ließ.

„Daß wir noch nie auf den Gedanken gekommen sind, die Münchener Blätter zu lesen," sagte Anselm, während er sich nach dem Kamm bückte.

Renate runzelte die Stirn und suchte nervös auf den Spalten der Zeitung. Anselm trat neben sie, legte den Arm um ihre Schulter, lehnte seine Wange an die ihre und deutete mit dem Finger auf einen Absatz. Ihre gelösten Haare streiften sein Ohr, und Wärme durchrieselte ihn. Renate las langsam und entzog sich ihm dabei.

In üblem Journalistendeutsch hieß es da, daß die vielberedete Skandal-Geschichte nun in ein neues Licht getreten sei. Die betreffende Dame sei nicht allein entflohen, sondern mit einem jungen Manne, der in den Kreisen der Gesellschaft eigentlich ganz unbekannt sei. Eifrige Nachforschungen seien im Zuge. Das hohe Mitglied des Fürstenhauses, das dem unglückseligen Vorfall nah stehe, habe eine tiefe Gemütserschütterung erlitten und weile zur Zeit im Gebirge, um an den Hofjagden teilzunehmen.

Renate las zuerst mechanisch weiter über Unglücksfälle, Vereinsnachrichten und Taschendiebstähle, dann ließ sie mit einem bodenlosen Blick das Blatt zur Erde fallen. Unreines kroch an sie heran. Sie wußte, daß Wanderer dastand, und darauf wartete, was sie sagen würde, aber das Wort, das sie sprechen sollte, kam ihr ekel vor.

4.

Von da an glaubte Anselm, eine Veränderung in Renates Wesen wahrzunehmen. Sie ging öfter nach Constanz hinüber, mit stets wachsendem Abscheu vor dem Aufsehen, das die Leute um sie machten. Doch es war, als wünsche sie sich zu quälen. Sie verschaffte sich alle Nummern der Zeitung, die seit ihrer Flucht erschienen waren und suchte mit verächtlicher Miene, doch gierig jedes kleinste Wort, das im Zusammenhang mit ihrer Person stehen konnte. Sie blickte oft lange auf den See, als erwarte sie, ein Schiff käme, sie zu rauben. Es gab Stunden, wo eine beständige Anstrengung des Lauschens ihre Züge doppelt wach erscheinen ließ. Am Abend schrak sie vor ihrem Schatten zusammen, und wenn Wanderer sie mit allgemeinen Worten beruhigen wollte, argwöhnte sie Gefahr, weil er so sprach.

Es waren lauter milde Tage in dieser Zeit, aber mit trübem Himmel; kaum daß die Sonne eine halbe Stunde lang ein messinggelbes Licht auf die Landschaft warf.

„Könnt es nicht auch schönes Wetter sein?“ sagte Renate, willens, einen Scherz zu machen.

„Es ist wahr,“ erwiderte Anselm, der im Zimmer herumging und mit den Fingern knipste. In der Zerstreutheit versäumte er es, darauf einzugehen wie auf einen Scherz.

Renate folgte ihm lange aufmerksam mit den Augen; endlich sagte sie klagend: „Du machst mich ganz nervös.“

Er hörte auf zu gehen, stellte sich neben sie, nahm ihre Hand und streichelte sie. „Hast Du einen Wunsch, Renate?“ fragte er leise und beugte sich über die Lehne des Sessels, daß er den Geruch ihres Haares einatmen konnte.

Rasch und erstaunt blickte sie auf. Der unsichere Ausdruck seiner Augen erfüllte sie eine Sekunde lang mit einem ziellosen Groll und sie antwortete nicht. Sie entwand ihm nur ihre Hand.

„Du weißt doch, was ich meine, Renate,“ fuhr er fort, widerspenstige Haare aus ihrer Stirn streichend.

„Ach geh,“ erwiderte Renate. „Du weißt doch, ich kann das nicht leiden. Ich kann Dir ja gar nicht sagen, wie mir ist, wenn Du damit kommst. Es ist so entwürdigend.“

„Aber ich habe Sorge. Du wirst so wortkarg, Renate. Du willst mir nichts anvertrauen von dem, was Dich drückt. Früher war nicht ein Schatten auf Deiner Stirn. Jetzt sind Schatten da.“

Renate schüttelte den Kopf. „Früher! Du sprichst wie von zehn Jahren. Ich kenn Dich ja noch gar nicht und Du kennst mich nicht.“

Anselm erschrak und richtete sich auf. Renate nahm begütigend seine Hand. „Heiraten“, sagte sie und blickte auf den Boden, als läse sie dort die Worte, „mir ist, als würde dadurch alles zerstört. Wenn Du meiner so sicher wirst, scheint Dir kein Kuß mehr der Mühe wert und mir vielleicht auch nicht. Dann wird alles, was wir gethan haben, eine kindische Geschichte. Daß Du das nicht verstehst, Anselm. Ich glaube, du verstehst mich halt nicht.“ Sie schwieg mit einem halben Lächeln, das viel beredter war, als ihre Zunge.

Anselm blickte durstig auf die weichen Lippen, die sich von ihm wandten, als fühlten sie seine Wünsche. Zornig seufzend nahm er mit beiden Händen ihren Kopf bei den Schläfen, drückte ihn rückwärts und küßte die Widerstandslose auf den Mund. Renate blieb ohne Regung

unter seinem Kuß und hatte die Hände im Schoß gefaltet. Er fühlte es, wie der schwere Gang ihrer prüfenden Gedanken stockte und die Besorgnis von ihr wich. Wie erschütterten ihn ihre unerfahrenen Küsse, ihre müd geschlossenen Augen, ihre Lautlosigkeit, ihr bebender Körper! Wenn sie dann die Augen aufschlug, war immer etwas Forschendes, angstvoll Forschendes darin, als fürchte sie, daß er lachen könne.

Es klopfte an die Thüre, Winiwaaks schüchternes Pochen. Mit umständlichen Gebärden schob er sich herein und berichtete, heute früh, da er auf dem See draußen gewesen, sei ein Mann gekommen und habe mit seiner Tochter Marianne gesprochen, habe sich erkundigt, wer hier wohne, und wie lang die gnädige Frau schon hier sei. Marianne habe sich aber auf nichts eingelassen, sondern den Fremden an den gnädigen Herrn selbst gewiesen.

„Recht so," sagte Anselm erregt und fing wieder an, auf und ab zu gehen. „Nun, — und? Will er kommen?"

„Wer war es denn? Wie sah er aus?" verhörte Renate mit weitgeöffneten Augen. Aber Winiwaak wußte nichts und Marianne war gerade in der Stadt. Sein Benehmen zeigte plump, daß er wohl verstehe, hier gebe es ein Geheimnis zu bewahren.

Anselm, um die Geschichte nicht wichtig erscheinen zu lassen, gab Winiwaak Verhaltungsmaßregeln für den Hund, der gestern von der Züchterei gekommen war. Er fragte, ob es ein verläßliches Thier sei, nahm den Hut, um nachzuschauen, was Angelus treibe, — so hieß der Hund.

„Eigentlich ein dummer Name: Angelus. Findest Du nicht, Renate?" sagte er, als Winiwaak gegangen war. „Ein überflüssiger Name. Ein Hund kann Sixtus heißen oder Theodor oder Schnapp, — aber Angelus . . ."

Er wollte sie zum Lachen bringen, doch sie verzog keine Miene. Sie fand ihn ein wenig abgeschmackt, wenn er Witze machte. Seinen Mißerfolg erkennend, fügte er rasch hinzu: „Wir müssen reisen, Renate, willst Du?"

Wir müssen reisen, Renate, willst Du! Das verstand sie nicht. Entweder man mußte oder man wollte etwas. Sie schüttelte den Kopf. Ich habe da was angestellt, dachte Wanderer und wurde unsicher. Schließlich fragte er, ob sie zu Hause bleibe; es werde wahrscheinlich regnen. Ja, sie bleibe zu Hause, sie wolle lesen. Er seinerseits gehe nach Constanz hinüber, um Hundefutter zu kaufen. Eine vortreffliche Quelle sei ihm empfohlen worden.

„Geh nur," sagte Renate, „ich bin gern ein wenig allein. Aber Du mußt mir Zeitungen mitbringen."

„Zeitungen? Wirklich?" Er war froh, daß sie einen Wunsch äußerte. Er zündete sich eine Cigarre an, mit einer Behäbigkeit, der sie Bewegung für Bewegung folgte. „Ich möchte wissen, wer das gewesen ist, der Frager da," murmelte er schmauchend. „Irgend so ein Müßiggänger jedenfalls."

Bevor er ging, wollte er sie küssen, aber scherzhaft gähnend wehrte sie ab. Er stutzte. „Wenn Du rauchst, mag ich Dich nicht," sagte sie mit heiter glänzenden Augen. Er lachte und ging, ein italienisches Lied trällernd.

Seltsam, dachte Renate, daß ich hier sitze, Tag aus, Tag ein, statt durch die Welt zu fahren und alles Schöne zu bewundern, wovon ich gelesen. Es fing schon an zu dämmern; sie schlug den Regenmantel um und verließ das Haus. Im Garten stand Marianne und knixte, wie es Renate schien, ein wenig vertraulicher als sonst. Deshalb gab sie es auf,

das Mädchen anzusprechen und zu fragen, wie sie anfänglich gewollt. „Ich gehe ein wenig in den Wald hinüber," rief sie freundlich und schlug das Thor zu.

Ruhig zogen die Wellen des Sees ans Ufer, ein gleichmäßiges Atmen. Das düstere Rot des Himmels spiegelte sich im Wasser mit zerbrochenen Streifen. Rein schimmerte der Kies des Wegs und klirrte unter Renates Tritten. Als sie den Wald betrat, verstummten viele Geräusche mit einem Mal und beängstigend. Hier dunkelte es schon, aber da sie den selben Weg oft und zu allen Tageszeiten gegangen, wollte sie jetzt nicht feig sein. Die Wege waren ihr bekannt; sie wußte, dorthin ging es zum Gipfel, dorthin an die Seestation, dorthin in den tiefen Wald. Sie wandte sich zum tiefen Wald, wie aus Trotz. Gleich schimmernden Pokalen blitzte das ferne Rot durch die Baumzwischenreihen, und der Forst war finster wie der Mund einer Höhle. Sie hörte neben sich ein Rascheln. Mit einem leisen Schrei blieb sie stehen. Peter Graumann stand vor ihr, sich höflich verneigend und den Calabreser lüftend.

5.

Wie er so dastand, sein Gesicht zu einem devoten Grinsen verziehend, das zugleich ebensogut Schadenfreude und Spott bedeuten konnte, die Stirn ein wenig gerötet im Reflex der Abendfarben und die übrige, hündisch gebückte Gestalt im Dunkel der Walddämmerung vergraben, hatte Renate eine Empfindung, als sei er dem Erdboden entstiegen, und ein Grauen überfiel sie. Schweigend wandte sie sich, zur Villa zurückzukehren.

„Gnädige Frau, ich habe Sie erschreckt, ich bitte sehr um Verzeihung. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle." Und er nannte seinen Namen. Es war eine tiefsonore Stimme, die Renate mit seltsamer Gewalt am Weitergehen hinderte, fast wie ein Befehl. Jedes Wort war deutlich, in sich selbst pointiert wie bei einem Schauspieler; das R war ein Gaumenlaut und langgedehnt, es war der Träger der respektvollen Bestimmtheit, die in der Stimme lag.

„Sie verfolgen mich," erwiderte Renate unwillig und herrisch, herrischer als sie wollte. Sie verbarg ihre Furcht und ihren Schrecken damit.

„Ich bin gänzlich unschuldig," sagte Peter Graumann mit übertriebener Bestürzung. „Es ist wahr, damals als ich Sie zuerst auf dem Schiff sah, wünschte ich, Ihnen folgen zu können wie ein Hund. Denn es ist angenehmer, ein Hund zu sein, als ein Mensch wie ich. Doch ich habe resigniert. Feig genug, aber ich habe resigniert."

„Sie haben heute Vormittag im Garten nachgeforscht," entgegnete Renate herb, fast erleichtert durch diesen Gedanken. Doch war es unwahrscheinlich, daß Winiwaak den Gegenstand seines besonderen Hasses unerwähnt gelassen hätte. Graumann beteuerte seine Unschuld mit einer pathetischen Uebertreibung, die wie Ironie wirkte, und Renate mußte sich entschuldigen.

„Warum sind Sie mißtrauisch, gnädige Frau?" fuhr Graumann fort, als ob er unglücklich wäre über ein solches Mißtrauen. „Sie haben keinen Grund dazu. Es war mein Schicksal, daß ich Sie treffen mußte, und es war das Ihre, das Sie heute Abend in den Wald geführt hat. Und wenn es nur diese Viertelstunde ist, für mich ist sie wie ein Flammenzeichen. Ich bin herumgegangen, habe gewartet, habe gewußt: heute wird es sein." Er schwieg und trocknete mit dem Taschentuch die Stirn.

Renate hatte nie ein so vollendet artikuliertes Deutsch reden hören. Das fiel ihr zunächst auf. Damit aber wuchs eine Unruhe in ihr, deren sie sich nicht erwehren konnte, die ihre Gedanken lähmte und ihre Lippen verschloß.

„Und warum mußte es sein?“ begann Peter Graumann wieder mit seiner vollen, unerbittlichen Stimme. „Weil es von Anfang meines Daseins der feste und mir unbekannte Entschluß meines ganzen Wesens war, Sie zu finden. Ich bin nicht von Gefühlen blind, wenn ich das sage, glauben Sie das nicht. Aber wenn Sie mir entrinnen wollten, das wäre gerade so wie wenn der Mond der Erde entlaufen wollte, die ihn hält. Glauben Sie mir das.“

Renate atmete hastiger, ging schneller, Furcht stieg ihr wie ein Rausch zu Kopf. Bald war der Waldrand erreicht, und sie stockte, wie durch eine Schranke gehalten, vor dem Bild der Landschaft. Ueber dem südöstlichen Himmel lag der Schimmer des Mondes. Leichte Wolken waren vorn zusammengeweht wie der Staub, der sich über einer fernen Reiterschar erhebt. Dann schienen dunkle Florstreifen sich von der Staubwolke zum Himmel emporzuheben, als ob sie vom Mond kämen. Höher hinauf wurden sie zu glitzerndem Silberflor. Unfern lag die Villa mit dem Dach in leichter Mondglut. Renate schämte sich ihrer Befürchtungen und ging langsamer. Kühn blickte sie zur Seite und sah ihren Begleiter prüfend an. Seine abenteuerliche und zweifelhafte Eleganz reizte ihre Lachlust, und sie fragte spöttisch: „Frieren Sie denn nicht im Sommerrock?“

Peter Graumann verzögerte seinen Schritt und sagte dann bedächtig wie zu sich selbst: „Ich habe mich doch elend getäuscht. Ich bitte Sie um Verzeihung, aber ich war in dem Wahn, Sie könnten begreifen. Was ich gethan und gefragt habe, ist wahrscheinlich in Ihren Augen ein Verbrechen. Gut, sei es ein Verbrechen. Mein tausend und erstes. Die andern tausend sind nämlich auch von der Art. Oder noch schlimmer. Die bürgerliche Welt ist undurchdringlich. Ich mache mich zum Hund, und wachsam bleib' ich vor den verschlossenen Thüren liegen.“

„Aber was wollen Sie denn von mir!“ rief Renate unruhig.

„Ich habe hier ein kleines Notizbuch, gnädige Frau. Da ich seinen Inhalt auswendig kenne, brauche ich kein Licht, um es zu lesen. Elisabeth Körner, zu Grund gegangen, Margret Holmsen, zu Grund gegangen. Anna Malling, zu Grund gegangen. Sabine Hallander, zu Grund gegangen. Edith von Saar, zu Grund gegangen. Elwine Simon . . .“

„Elwine Simon?“ flüsterte Renate nach. „Was soll denn das alles heißen?“

„An einer einzigen Krankheit: unnütz vergeudete Liebe. Nicht unglückliche Liebe, durchaus nicht, davon wird man in den meisten Fällen gesund. Aber wenn ein Dichter alles, was er fühlt und ist und kann mit einem einzigen Gedicht in den Sand schreibt, weil er weder Feder noch Papier hat, und der Wind kommt und verweht die ganze Geschichte, — unwiederbringlich, das ist es, was ich meine. Unwiederbringlich! Einer, der sein ganzes Vermögen einem schlechten Schiff anvertraut. Das ist es. Und alle diese Frauen haben keine Ohren. Schweigend gehen sie dahin und tragen, tragen. Und wenn man sie in der Dunkelheit anspricht, laufen sie davon, rufen den bürgerlichen Anstand zu Hilfe. Kiesewetter, den Nachtwächter. Zu wählen verstehen, das ist alles im Leben.“

Beide standen jetzt auf dem niedern Gipfel. Unten lag die Wanderer-Villa, und Winiwaaks rauhe Stimme schallte herauf. Auf dem See pfiff

der Bregenzer Dampfer, schrill und dumpf. Bleich sah Renate hinaus. Der Calabreser auf dem Haupt des Ziegenbärtigen erschien ihr nicht mehr komisch, bekam mehr und mehr etwas Grauenhaftes. „Ich verstehe nichts davon," sagte sie achselzuckend.

Graumann zog den Mund breit und grinste faunisch. „Eine Handbewegung sagt mir mehr als eine Lebensgeschichte. Für Männer habe ich eine ganz besondere Stärke. Das ganze Möblement von Männlichkeiten taxiere ich besser als ein Gerichtsvollzieher." Er verbeugte sich tief, mit grimassenhafter Höflichkeit und stapfte über den Rain davon.

Im Garten unten rief Wanderers ängstliche Stimme: „Renate, Renate!" Sie antwortete nicht und stieg nachlässig hinab.

Achtes Kapitel

1.

Für Renate war das Alles wie ein Fiebertraum gewesen. Als sie vor dem Thorgitter ankam, stand Wanderer da, der in Pausen von halben Minuten nach ihr rief. Er hatte den Hund Angelus an der Seite, der ungeduldig schnupperte, und als Renate sichtbar wurde, vor Freude zu heulen begann. Dabei hatte sie das Thier erst einmal gesehen und ihm Futter gebracht. Jetzt fühlte sie sich sicher, und heiter rief sie Angelus Namen, denn der Hund umkreiste sie unablässig und scharrte die Erde mit den Vorderpfoten. Sie gab Wanderer, der sie stumm und besorgt fragend ansah, die Hand und küßte ihn rasch auf den Mund, als wolle sie ihn bitten, nicht nachzuforschen. Und es war so, daß er alles vergaß über diesem flüchtigen Kuß. Aber als sie beide den matterhellten Corridor entlang gingen, wo verblaßte Landschaftsbilder hingen, stand sie einen Augenblick still und wie verzweifelt dachte sie: eine Lüge. Zum zweiten Mal. Doch sie konnte es Anselm nicht erzählen. Nicht nur, daß eine tiefe Scheu sie daran hinderte, die Bilder und Erinnerungen der vergangenen Stunde wieder zu beschwören, sondern sie fand sich auch in einem Punkte tief schuldig. Deshalb hatte sie Anselm geküßt, und dieser Kuß wollte sagen: ich habe zu wählen verstanden, Peter Graumann.

Anselm sprach jetzt, und erschrocken blickte Renate empor, indem sie weiter gingen und das Eßzimmer betraten. Eben jener Name war es, den er ausgesprochen. „Weißt Du, was es mit diesem Graumann auf sich hat? Du erinnerst Dich doch, Renate? Sehr interessant. Er soll ein Anarchist sein, wenigstens theoretisch, den man ausgewiesen hat, und der sich nun, wie ein Raubtier auf der Lauer, an der Schweizergrenze aufhält."

„Woher weißt Du denn das?" fragte Renate tonlos und ging zum Ofen, um sich zu wärmen. Sie öffnete das Eisenthürchen und hielt die Hände vor die Glut.

„Ach . . . so; man erfährt es eben. Wie kannst Du so lang draußen bleiben, Renate! Du bist ja ganz blau vor Kälte. Ach Du Einzige, was Du nur immer treibst." Er beugte sich herab und drückte leidenschaftlich ihre Hand an die Lippen.

„Hast Du mir die Zeitungen mitgebracht, Anselm?"

Komisch bestürzt schlug er die Hände zusammen. Das hatte er nun vergessen.

„Ja, wo warst Du denn so lange?"

„Im Clubhaus.“

„Im —? Giebt es denn das in Constanz? Und was hast Du denn da gemacht?“

„Gespielt, Renate.“ Er stand am Fenster, ihr abgewandt.

Sie schwieg. Sie schloß die Augen und sah ihn am Kartentisch sitzen, in trockener Behaglichkeit, wie ein Mann, der seiner Sache sicher ist. Macht Dir denn das Freude, Anselm? glaubte sie zu fragen. Aber die Worte tönten nur innerlich.

Dann saßen sie beim Essen, und Wanderer plauderte. Er hatte eine Art Charmeur in sich entdeckt. „Du hast ja die alte Stadt gar noch nie genau angesehen, Renate. Wir müssen einmal die alten Winkel und Straßen, die alten Häuser aufsuchen. Das Haus z. B., wo Huß gefangen war, den sie verbrannt haben, und die entzückenden stillen Plätze, wo nie ein Mensch geht, wie der Kirchenplatz. Und alte Paläste giebt es, da mußt Du staunen; das sind Geschichtsbücher.“

„Ich mag Geschichtsbücher gar nicht.“

„Aber Geschichtenbücher, was?“

Auf einmal ertönte im Hausflur ein Hin und Her von Stimmen, die immer lauter wurden. Die eine Stimme war die Winiwaaks, die andre war eine fremde. Renate erhob sich rasch. Sie zitterte und blickte nach der Thüre. Jetzt begann auch Angelus zu bellen, und zwar voll Heftigkeit und Ingrimm, aber es näherten sich rasche Schritte; die Thür ging auf, und ein Mann trat auf die Schwelle, den Wanderer nicht kannte. Er war schlank und hatte etwas unaufdringlich Vornehmes. Sein blonder Bart, im Viereck geschnitten, rahmte ein fein geformtes Gesicht ein, dem die Jahre kein fest erkennbares Merkmal hinterlassen hatten. Er blieb unbeweglich stehen, den sehr erregten Winiwaak hinter sich, und blickte starr auf Renate, nachdem er den Zwicker von der Nase genommen hatte.

Renate blieb wie aus Stein, bleich wie ein Hemd.

Der Fremde trat ein, schloß die Thür vor Winiwaak, der zu Wanderer hin schnell noch bedauernd die Achsel zuckte, und legte den Hut mit einer kurzen, fast gedrückten Verbeugung auf einen Stuhl. „Du wirst sehr erstaunt sein, mich zu sehen, Renate,“ sagte er, sichtlich bemüht, Höflichkeit und Ruhe zu bewahren. „Aber einmal mußte ich noch mit dir sprechen. Es giebt da Einiges, das gesagt werden muß, so frei und selbständig Du Dich auch wähnst. Ich denke also, Du hörst mich an.“ Seine Stirn rötete sich, aber es war deutlich, daß er gewaltsam kämpfte, eine längst vorgefaßte Ueberlegenheit und Klarheit nicht zu verlieren.

„Du kannst alles sagen, Vater,“ erwiderte Renate mit mühsamen Worten, tiefaufatmend. Sie machte eine ebenso mühselige, aber beredte Geberde, die alles enthielt, was an Erklärungen betreffs Wanderer notwendig erscheinen mochte.

„Es ist gar nichts zu sagen,“ erklärte der Fabrikant, indem er die Hände glatt zusammenschlug und dann ein Stück Papier aus der Brusttasche zog. Er suchte sich den Anschein eines fast advokatisch kühlen Wesens zu geben, doch sah es Renate, daß seine Hände zitterten, als er das Papier entfaltete. „Nur ein paar Worte hast Du uns hinterlassen,“ begann Herr Fuchs wieder. „Wir fanden den Wisch erst viel später; der Wind hatte ihn unter den Schrank geweht, und deine Mutter fand ihn zufällig, als sie eines Tages in Deinem Zimmer aus einer Ohnmacht erwachte. Du hast es für gut befunden, uns mit einigen Worten . . . nun höre selbst: ich folge einem Mann in freier Wahl, durch keinen Zwang gefesselt. Verzeiht und

laßt mich ziehn. Laßt mich mein Schicksal finden, und wenn ich unglücklich werden sollte, laßt es mich auf eigene Faust werden. Viele Grüße und behaltet mich im Andenken."

Es war Renate kaum möglich, sich aufrecht zu erhalten. Was sie so ergriff, war die Art, wie ihr Vater die wenigen Zeilen vorlas. Das Blatt dicht vor den Augen, buchstabierte er wie ein des Lesens Ungeübter, und seine geröteten Augenlider schlossen sich angestrengt, wenn ein Satz zu Ende war. Außerdem erinnerte sie sich an viele Stunden, wo sie ihren Vater lustig und ausgelassen gesehen hatte, besonders nach einem guten Diner, wo seine sorglose Aufgeräumtheit immer etwas Hinreißendes besessen hatte.

„Ich nehme aber an, Renate, daß es nur eine romantische Schrulle gewesen ist, was da steht von keinem Zwang. Das wollt ich Dich nur fragen, deswegen bin ich hier, hab Tag und Nacht nicht geruht, zu erfahren wo du bist, wenn es auch leichter ging, als wir einmal wußten, wen Du erwählt hast. Also das hab ich angenommen und frag Dich jetzt, ob Du in Ehren so lebst, wie Du jetzt lebst, und ob ich vor der Welt sagen kann, daß du meine Tochter bist."

Die richterliche Härte in der Haltung ihres Vaters machte Renate krankhaft aufmerksam und schärfte schmerzlich ihre Sinne. Ihre Ergebenheit wurde zu Trotz; ihre Weichheit erstarrte, es schien ihr, als wolle man sie in ein Gefängniß zurückschleppen. Ein wildes, ein freies Sicheinsfühlen mit Anselm erwachte plötzlich in ihr und gab ihr die stürmischen Worte: „Es ist wie es ist, Vater. So will ich leben und wollt ich leben. Frei wie Du's nennst, anständig wie ichs. Wachen und leben will ich jeden Tag, und nicht in einer Gewohnheitsliebe innerlich sterben. Keine Sicherheit ist mir dafür gut genug, nur ein Sarg."

Einige Minuten blieb es still im Zimmer, und Renate verharrte in tiefem Staunen über ihre eigenen Worte. Der Fabrikant nahm seinen Hut, schaute mit leeren Augen umher, zog mechanisch die Uhr und sagte, anfangs stotternd: „Es ist gut. Sehr gut, daß ichs weiß. Schlecht für Deine Mutter, schlecht für uns alle. Ich verfluche Dich Renate, ja, ich verfluche Dich und hoffe, daß Du einst als Bettlerin armselig vor meiner Thür winselst."

Ein schwacher Aufschrei Renates, das Zuschlagen der Thüre, schwere Schritte, die sich entfernten, das Branden des Sees, das leise Rauschen der Gasflamme . . .

Renate weinte, lautlos. Anselm ging auf und ab, knipsend wie gewöhnlich, ziemlich ärgerlich, daß er bei dem ganzen Auftritt so wenig in Frage gekommen war. „Verfluchen, haha," murmelte er. „Wie in einem Küchenroman." Er lächelte schief. „Komm sei gut, Liebste, nicht weinen. Wozu denn. Dein alter Herr hätte sich diese effektvolle Szene wahrhaftig sparen können. Du hättest ihm auch solche Sachen nicht gerade ins Gesicht schleudern brauchen. Das hat keinen Zweck. Du hättest ihm ruhig sagen können, es ist so wie er will. Wenn es auch nicht so ist. Früher oder später müssen wir ja doch den Leuten den Willen thun. Sie sind am Ruder. Du denkst eben zu hoch von der Welt. Schau Renate, angenommen, ich wäre ein kalter Spekulant und ließe Dich nun im Stich und liebte Dich nicht so toll —"

Er hatte lustig weiter geredet mit dem Bewußtsein, der Ueberlegene in einer verwickelten Situation zu sein. Er hatte nicht bemerkt, daß Renate aufgehört hatte, zu weinen und ungläubig entsetzt zuhörte. Erst ihr eisig lebloses Gesicht und die zusammengebissenen Zähne ließen ihn stocken.

(Fortsetzung folgt.)



Intime Musik.

Ein Vortrag.

Von **Oscar Bie.**

Im Jahre 1881 veranstaltete der Petersburger Verein für Kammermusik eine Concurrenz für die beste Schrift über die Geschichte dieser Kunstgattung. Ludwig Nohl erhielt den Preis und wir lesen heut in seinen breiten Auseinandersetzungen doch mit einem gewissen Vergnügen das Interesse heraus, das ein wagnerisch gebildeter Musiker für die intimste aller Musiken empfinden konnte. In kluger Erwartung des russischen Preises setzt er zuletzt seine Hoffnungen auf die Slaven — er ahnt dabei nicht, daß in Smetana's Quartett „Aus meinem Leben“ und in Tschaikowski's pathetischer Symphonie uns wirklich von dort die erschütterndsten Zeugnisse einer intimen modernen Musik gekommen sind. Was ihn geschichtlich fesselt, ist die Entstehung unserer Kammermusik diesseits der Alpen bei Haydn, eine Entstehung aus einem inneren Bedürfnis, ihre Pflege in den unvergeßlichen Salons von Altwien und ihre rapide Entfaltung über Mozart, Schubert, Beethoven zu Schumann. Würde man heut zu seiner Schrift ein letztes Kapitel hinzufügen sollen, so würde man seine Hoffnung auf die erneute Pflege der besseren Hausmusik in eine gewisse intime moderne Bewegung setzen, die bereits angefangen hat, die bildenden und architektonischen Künste, wie das litterarische Empfinden zu sublimiren, aber vorläufig noch vor der Musik Halt macht. Die Quartettvereinigungen haben sich vermehrt, wie sich aller Concertbetrieb vermehrte. Im böhmischen Streichquartett hat sich das würdige romantische Gegenspiel zu Joachim gefunden. Aber von einer privaten Steigerung der Kammermusik und ihrer Bedeutung hört man nichts. Oft stehen die musikalischen Vorführungen in unsern Salons in einem schneidenden Contrast zu der Intimität der Möbel und Bilder und Bücher. Und noch weniger hört man von einer aristokratischen Cultur des Quartetts, die von einer ähnlich impulsiven Bedeutung für diese Gattung wäre, wie es zu den Zeiten Haydns und Beethovens der Fall gewesen ist, als jener seine Quartette für Fürnberg, dieser für Galizyn componirte. Es ist kein Zweifel, daß das Interesse für die Oper, das Concert, die Virtuosität hier gute Keime erstickt hat. Es scheint, daß die Musik im 19. Jahrhundert zu eifrig die Kunst des Tages geworden ist, um ihrer Intimität noch leben zu können.

Und doch stimmt eine genauere Untersuchung optimistischer. Wir wollen die beiden großen Welten des Musikbetriebes, die virtuose und die intime, einmal recht deutlich zu scheiden versuchen. Wir wollen ihre Charakteristika und ihre Geschichte prüfen. Wir werden dann den Wellengang der Entwickelung begreifen, der nicht in einer Ebene läuft, aber doch vorwärts geht. Dann, glaube ich, werden wir erkennen, daß

auch für die Musik der Tag nicht mehr fern zu sein braucht, wo sie sich mit der Malerei und der Zierkunst, mit der Baukunst und der Litteratur der Vorzüge alter aristokratischer Culturen erinnern darf, die unser persönlich empfindendes Geschlecht wieder liebgewonnen hat.

Es ist merkwürdig, daß die feinfühligste aller Künste von jeher eines der gröbsten Interpretationsmittel gebraucht hat, daß die Musik die Virtuosität nötig hatte, um sich erfolgreich mitzuteilen. Das Grobe an der Virtuosität liegt nicht in der technischen Vollendung, die gerade bei der Musik vollkommen im Geistigen aufgehen kann, sondern in der Oeffentlichkeit, in dem weiten Zurschaustellen intimer Auffassungen und errötender Gefühle. Die Musik ist ihrer Natur nach eine verkapselte Kunst, sie ist aus dem Träumen geboren und, wenn man sich metaphysisch ausdrücken darf, sie ist die reinste Erinnerung an die große unbewußte Welt, an den ewigen, unzerteilten Gang der Gesetze, aus dem wir in dieses zerrissene und bewußte Leben herausgerufen werden. Wenn Schumann in der Dämmerstunde an seinem Klavier sitzt und ihm nach einigem Präludiren die ersten Linien der Phantasie „des Abends" kommen, dann befinden wir uns an den Quellen der Musik, wo der Mensch in einem fast hypnotischen Zustande für einige Augenblicke den Zusammenhang mit dem tiefen Dämmerlande alles Werdens — Wagner hat im Tristan dies Land geschildert — empfindet. Wenn aber Liszt einer tausendköpfigen Menge nach genauem Programm in letzter spielender Vollendung Beethoven vorträgt, so ist aus der Musik eine große Schauspielerei in Tönen geworden, eine Wasserleitung des Urquells. Die Musik ist heimlich; die Virtuosität prostituirt sich vor der unbekannten Vielheit. Die Musik ist improvisatorisch; die Virtuosität geht immer mehr in einer lehrhaften Interpretation auf. Die Musik ist keusch; die Virtuosität muß mit dem Erfolge buhlen.

Dies sind Begriffe, an denen wir uns die Gegensätze klar machen, die die Geschichte vereinigte. Die Geschichte hat aus allen Künsten öffentliche Angelegenheiten gemacht, weil es ihre Aufgabe ist, die Extreme, die an unserem Leben stehen, das Private und Publike, das Individuelle und Typische in Kampf und Einheit zu bringen. Es ist von höchstem Interesse zu beobachten, wie sie diesen Prozeß bei der Musik durchführte, die die ursprünglichste und schüchternste aller Künste ist. Es ist eine Art Schauspiel, das sich vor unseren Augen vollzieht. Es werden Völker berufen, die geeignet sind, die Musik zu popularisiren. Es werden Formen geschaffen, in denen die Musik ein öffentliches Interesse gewinnen kann. Freilich dauert es bei dieser verträumten Kunst recht lange, bis sie in ihrer ganzen Breite Volkskunst wird. Die griechische Musik mit ihren mathematischen Spezialisirungen und ihrer verwickelten Monodie liegt hinter uns wie ein gewaltiges System der Melodie, das uns nicht im Geringsten mehr rührt. Die niederländische Contrapunktik des Mittelalters ist für die Gelehrten ein reicher Schatz, für das Volk nur ein ebensolches riesiges System der Harmonie, das ihnen nicht die kleinste Rührung verursacht. Jahrtausende brauchte man, um diese beiden Reiche, das melodische und das harmonische, für sich zu entwickeln, ohne die Musik aus ihrem zünftigen Wesen befreien zu können. Es ist erst dreihundert Jahre her, daß unsere Musik, die das Melodische mit dem Harmonischen vereinigt, ihre ersten Versuche macht. Damals hielten es Viele für das Ende, es war aber eine Neugeburt. Von diesem Moment an datirt die Entzunftung der Tonkunst, die allmählich nun aus einer gelehrten Beschäftigung zu einer Lebenssache wird. Ein ähnlicher Fall ist in der ganzen Kunstgeschichte nicht zu be-

obachten. Die griechische Plastik wurde ein Kulturbestandteil. Die griechischen Dichter sind uns Dichter. Die Musik begann ihre Geschichte dreimal mit ganz neuen Kunstgattungen. Der tiefere Grund liegt in ihrem Wesen. Sie weigert sich so lange, der Oeffentlichkeit ein freies Gesicht zu zeigen. Sie hat nicht die weltmännische Elastizität der andern Künste, weil sie nicht die engen Beziehungen zum Leben hat. Sie ist in Griechenland wie in den Niederlanden fast ganz Dienerin des Cultus und der Religion, und wenn man im Mittelalter eine kunstgerechte Chanson componirte, so mußte sie ein contrapunktisches Gewebe haben. Im Volke cursirten fast unbeachtet alte melodische Tanzweisen, die die geheimnisvollen Eltern moderner Musik wurden. Selbst hier drängten sich die Canon's ein, wie sie die Leute bei Shakespeare singen, die niedrigsten Senkzweige der allherrschenden Contrapunktik.

Die Geschichte hatte Italien für die moderne Musik-Geburt ausersehen, weil die Romanen sich ganz vorzüglich zur Entzunftung und Popularisirung der Tonkunst eigneten. Es war schon kein Zufall gewesen, daß die Griechen die melodisch-einstimmige und die Niederländer die contrapunktisch-harmonische Musik einseitig gepflegt hatten. Dort im Süden gab es die ersten Virtuosen, den Dithyrambiker Timotheus von Milet, den Flötenspieler Telephanes von Samos, die die Monodie und Melodie brauchten, um mit ihrer Person zu glänzen. Hier im Norden war von keiner Virtuosität die Rede, es handelte sich um Chöre und corporative Musik, in der der Einzelne untergeht. Die griechische Musik, ganz auf Vortrag, die niederländische, ganz auf Zusammenarbeiten gestellt, vereinigten sich in Italien, wo die Melodie *auf* der Harmonie geboren wird, eine Verschmelzung, die der Kern der modernen Musik und die Möglichkeit ihrer Popularisirung wurde. Der Italiener bietet die Musik auf der flachen Hand dar. Seine Geberde ist das Produkt einer langen Bewegungscultur, die unter dem Licht des freien Tages aufgewachsen ist, seine Resonanz ist die schöne weite Oeffentlichkeit, die mit seinen Tönen freudig mitschwingt und ihnen das Impulsive der Eitelkeit giebt. Seine Kunst ist ein Wiegen im Genuß, ein Sinnenrausch, es ist Liebeswerben um Schönheit in ganz großem Stile.

Der Italiener löste die Mittel der Musik, um sie virtuos brauchbar zu machen. In der Markuskirche teilen sich zuerst die Chöre, um ein dramatisches Leben zu gewinnen. In der Palestrinamusik tauchen die kleinen empfundenen Subjektivitäten freier mit ihrem Gesicht aus dem Meere der Kontrapunktik auf und die großen accordlichen Wirkungen, in denen die Harmonie als melodische Masse gefühlt wird, geben ihre Cäsuren. In Venedig probirt man die Soloinstrumente und beginnt ihre Eigenart zu studieren. In Florenz entdeckt man den einfachen Melodiegesang auf harmonischer Grundlage, der der Einzelstimme die weite Bahn öffnet und die Einzelperson vorn an das Podium bringt. Es bilden sich diejenigen musikalischen Formen aus, die ihre Charaktere nicht von der Arbeit, sondern von der Wirkung bestimmen lassen: die Cantaten, die Concerte, die Oratorien, die Opern. Die Dacapoform wird die Grundlage der meisten Vortragsstücke, die Exercitienform bestimmt zum ersten Mal die Physiognomie der freieren Werke. Es hebt ein gewaltiges Klingen und Singen an, wie es sich die Musik niemals erträumt hätte, der bel canto bringt zum ersten Mal in den Schulen des Caccini und Pistocchi das System des menschlichen Gesanges, das Clavier unter Scarlatti, die Violine unter Corelli rivalisiren mit dem Instrument der Stimme in der Schönheit der Wirkung und des Eindrucks, die sich mit der Musik identifiziren. Die Virtuosität bestimmt die

Entwicklung. Hier war ein neues Phänomen. Die italienische Musik, diese neue buhlerische Kunstgattung, erobert sich **a tempo** die Welt. Den alten Engländern war es kaum beschieden gewesen, einen tieferen Einfluß mit ihrer blühenden elisabethanischen Musik auszuüben. Die Franzosen setzten sich nur in beschränktem Gebiete durch. Die Deutschen haben später sehr, sehr lange Zeit gebraucht, um Bach, Beethoven, Schumann zu exportiren. Die Italiener aber wurden mit federnder Schnelligkeit europäisch, sie stempelten die neue Kunstgattung mit ihrer Nationalität, und gerade heut beobachten wir, wie wenig wir diese Grundlage der modernen Musik uns aus den Gliedern reden können; Italien hat von Zeit zu Zeit seine Siege sicher, weil der Mensch die Römerzüge zu seinem Leben braucht.

Italien prägte die Musik äußerlich und formell. Die Formen der Sonaten und Concerte, die wechselreichen Vereinigungen von verschiedenen Sätzen, Arien und Recitativen haben dort ihre grundlegende Entwicklung erfahren. Die Bezeichnungen dynamischer und rhythmischer Art, wie **piano, forte, crescendo, diminuendo, andante, allegro** sind von dort her zur internationalen Signatur geworden. Die Soloverwendung der Instrumente und Stimmen und ihre technische Durchbildung hat dort ihren fruchtbaren Boden gefunden. Und die Stellung der Musik zu ihrem Publikum, die für die neue Wendung der Dinge von einschneidender Bedeutung war, erhielt dort ihre bindenden Formen. Die Musik wird zu einer Gesellschaftsangelegenheit. Es ist nicht mehr die leichte Lautenunterhaltung aus Boccaccio's Dekamerone in improvisirtem Gewande, sondern es ist ein Fest und ein Umschwärmen der Persönlichkeit. Zuerst vor dem Parterre des Hofes und Edelmanns, vor dem Cardinal Ottoboni, dem Maler Tintoretto, den Patriziern Venedigs, dann vor der Menge. Wenn erzählt wird, daß sich schon viele Tausende von Menschen in der Peterskirche zusammenfanden, um Frescobaldi Orgel spielen zu hören, so sind das erste Siege der Virtuosität, aus denen sich allmählich die breiteste Concertöffentlichkeit entwickelt. Keine Concertöffentlichkeit im nordischen Sinne, wie wir sie zuerst in London um 1800 auftauchen sehen als modern-industrielle und genossenschaftliche Erscheinung, sondern in Italien bleibt sehr charakteristisch das Concertwesen fast ganz an die Kirche und die Oper gebunden, die beide von Fürsten und Patriziern gegründet und unterstützt werden. In ihrem Rahmen entwickelt sich die Virtuosität, und was an Kammermusik emporblüht, wie die Cantaten Carissimi's und die Duette Steffani's, geht schleunigst in das Ensemble der Oper auf. In den Kirchen glänzen die Castraten und die Nonnen, und zu der singenden Nonne Verovia im Kloster Santo Spirito findet eine wahre Wallfahrt des Publikums statt. Die Kirchen und die Opern sind die ersten gegebenen Localitäten der Oeffentlichkeit. Der Saal wird erst später als passende Form entwickelt. Mozart muß seine italienischen Concerte in Kirchen und Theatern veranstalten. Ein Concertleben im Saale ist bis heute in Italien nicht sehr gang und gäbe, weil die Oper, der Triumph der Virtuosität, alles öffentliche Interesse verschlingt. In Berlin ist die Oper erst seit 100 Jahren dem Publikum zugänglich, in Venedig gab es schon 1637 im Teatro Cassiano die erste öffentliche Oper, und 15 private Unternehmungen folgen ihr baldigst in derselben Stadt. Die Operntheater zeigen — bis heute — in Italien eher eine gebundene Form des Publikums, als des Bühnenpersonals. Die Logen sind eher in festen Händen, als die Bühnen. Die Organisation geht von den Zuschauern aus, die die Künstler als Objekte ihrer Schauleidenschaften betrachten. Die Zuschauer besuchen sich in den langen

Pausen, das große Ballet bezeichnet den Höhepunkt des gesellschaftlichen Abends, der letzte Akt ist nur für die Dramaturgen da. Von einer bedeutenden Regie ist bis heute noch keine Rede auf den italienischen Bühnen, da man nicht Stimmung verlangt, sondern nur Stimmen. Die Kostüme sind bis heute durchschnittlich in einem gewissen billigen Phantasieschema stecken geblieben, nur die Primadonnen dürfen den Luxus in den Kleidern entfalten, der ihrem Gesangsluxus entspricht. Der Concert- und Opernabend ist ein Rendezvous des Publikums, das sich seine Zerstreuung bezahlt hat (in Altitalien war er oft ein Sport von verfeindeten Parteien verschiedener Diva's), und die Künstler danken für das ihnen bewiesene Wohlwollen, wie es heute noch bei minderwertigen italienischen Sängern zu beobachten ist, mit circensischen Kußhänden. Und doch ist diese Form nur der demokratische Rest der wahren, großen Renaissancemusikfeste, wie sie italienische Fürsten und nach ihrem Muster französische Könige boten, Feste, in denen das höfische Publikum sogar soweit die Vorstellung in ihrem gesellschaftlichen Charakter bestimmte, daß zwischen Bühne und Zuschauer, zwischen Kostüm und Civil gar kein Unterschied war, daß die Festgeber und Festdarsteller identisch waren. In vereinzelten Wohlthätigkeits-Veranstaltungen finden wir heut noch kümmerliche Reste dieser Form, die mit aller carnevalistischen Kultur zu verschwinden scheint.

So hat Italien für die Musik selbst und die Musikpflege die Formen gefunden, die die virtuosen und populären Elemente dieser neuen Kunstgattung mit der größten Lebhaftigkeit ausbildeten. Wir sind uns bewußt, daß in jedem unserer Concerte, jedem unserer Liederabende und Opernvorstellungen ein Stück dieser italienischen Form steckt, die wir ebenso wenig schnell wieder entfernen können, wie die Geschichte sie klug eingeführt hat. Die moderne Musik, also überhaupt unsere Musik, wäre ohne diese Grundlage nicht aufgewachsen. Aber es ist vielleicht heut der Zeitpunkt gekommen, daß wir diese italienischen Elemente der Musikpflege nicht mehr als Selbstverständlichkeiten nehmen, sondern als einen historischen Prozeß. Ja bei genauerem Zusehen werden wir in der Entwicklung, die die Musik seit hundert Jahren genommen hat, manche Anzeichen für eine neue Wendung der Dinge erkennen. Es kommt nur darauf an, diese Zeichen richtig zu deuten und in den richtigen Zusammenhang zu setzen.

Seit Sebastian Bach ist die deutsche Musik die tonangebende. Ihr Export fällt schwer, weil sie sehr wenig liebenswürdig ist, aber im weltgeschichtlichen Bild hat sie die Führung und langsam erobert sie Europa. Die Nordländer mußten anders empfinden, als die Romanen. Ihrer Natur nach waren sie musikalischer; ihre Musik war echter und innerlicher, als die eitle Schönheit der südländischen. Sie bewegte sich nicht in eleganten Formen, aber sie hatte jene ungebrochene und intuitive Kraft des Schöpfergeistes, die uns Nordischen allmählich unsere ganze Aesthetik bestimmt und umgewertet hat. Das Fatale war nur, daß die Deutschen auftraten, nachdem schon die romanischen Formen die Weltherrschaft errungen hatten. Sie konnten diese sieghaften Eindrücke nicht ignoriren, sie konnten sie nicht beiseite stellen, sie mußten mit ihnen kämpfen. Dieser Kampf ist der blutige dreißigjährige und viel länger als dreißigjährige Musikkrieg Deutschlands. Der eine fällt, der zweite ist verwundet, der dritte siegt. Händel fällt, Bach siegt. Händel wirft sich mit Wonne dem italienischen Zauber in die Arme und schafft, zumeist in dem an sich unselbständigen England, in weltmännischer Klugheit, vielfach zugleich als Unternehmer, seine Opern und gewaltigen Oratorien, die sich in eindrucksvoller monumentaler Schönheit

an die Massen wenden. Bach sitzt indessen still in seinem Organistenstübchen und schreibt, halb für sich, höchstens mal zur Klavierübung oder für einen Gottesdienst, seine Offenbarungen auf, die in ihrer keuschen Intuition und mystischen Weisheit die größten Thaten nordischer Musik wurden. Bach hatte „Italien“, ohne es vergessen zu dürfen, innerlich überwunden. Seine Musik zeigt in Formen und Ausdruck bereits sämtliche Kennzeichen des reinen nordischen Empfindens. Keine Spur von Virtuosität und Effekt ist in ihr. Der Musik ist ihre erdenlose Ursprünglichkeit wieder gewonnen. Gerade weil Bach für uns Nachgeborene nun über dem Zeitlichen steht, bedeutet sein Werk ein Ewigkeits-Dokument der sich selbst genügenden Musik, die sogar im Concertsaal keinen rechten Aufführungscharakter gewinnen will, — nennen wir sie intime Musik.

Es ist heikel über Musik, die so ganz auf praktische Uebung gestellt ist, in allgemeinen Ausdrücken reden zu müssen. Doch liegt mir in diesem Falle gerade daran, die allgemeinen Züge herauszuheben, weil nur unter so weitem Gesichtsfeld die Zusammengehörigkeit der Kennzeichen klar wird, die den intimen Charakter der nordischen Musikentwicklung verraten. Wir haben auf alle Regungen zu achten, die die Selbständigkeit des cisalpinen Empfindens gegenüber der herrschenden italienischen Convention bezeichnen. In den Literaturgeschichten wird auf diese Dinge eher geachtet, als in den Musikgeschichten, weil die Musik gewöhnlich international gefaßt wird. Wenn man von Mozart aus, dessen Empfinden noch ganz romanisch ist, über die Hamletnatur Beethovens und die Experimentalnatur Webers zu Wagner fortschreitet, sieht man deutlich, mit welcher namenlosen Schwierigkeit hier in einer Kunstgattung, die im Grunde genommen eine italienische Spezialität sein sollte, die deutsche Emanzipation erfolgt. Ein titanischer Geist, der Genius Wagners, gehörte dazu, eine deutsche Oper überhaupt möglich zu machen. Wir haben eben erlebt, wie sie mißverstanden wurde und wie oft ihr Erfolg gar nicht ihr Wesen war. Wagners ganzer großer Kampf bestand darin, den Schwerpunkt dieser romanischen Kunstgattung vom Zuschauerraum auf die Bühne zu verlegen. Es gehört zu den staunenswertesten Leistungen nordischer Energie, daß ihm dies bis zu einem gewissen Grade überhaupt möglich wurde.

Es ist eine reizvolle historische Vorstellung, sich die Contraste eines romanischen Festes mit Musik und Tanz und eines nordischen Bühnenfestspiels vorzuführen. Es sind wunderbare Kulturextreme. Jene Feste sind die großen Gipfelpunkte der carnevalistischen Kultur, die die halbe Kunst der transalpinen Länder geboren hat, — diese sind die Zeugen einer Art Massen-Intimität, die wie eine gewaltsame Reaktion gegen den „wälschen Tand“ erscheint.

Wir begeben uns an den Hof eines französischen Königs im XVI. Jahrhundert, wo man die Bühnenfeste der italienischen Fürsten, die Katharina von Medici in ihrer Heimat erlebt hatte, so nachzuahmen und zu übertreffen sucht, wie Franz I. in den Dekorationen von Fontainebleau die italienischen Muster übertrumpfen wollte. Das berühmte Ballet de la reine wird zur Hochzeit der Stiefschwester von Heinrich III. aufgeführt. Wir können es nach Kupferstichen kontrolliren und die Musik ist erhalten. Um 10 Uhr Abends begann man, um 4 Uhr Morgens war man fertig. Der Hauptinhalt ist eine Verzauberung und Entzauberung, wobei Circe ihre beliebte Rolle spielt und jeder Schluß in ein Compliment gegen das Königspaar ausläuft. Die Königin selbst wirkt als Amphitrite mit und erscheint auf einem Seepferdwagen mit parfümirter Fontaine. Edelleute

teilen sich in die übrigen Rollen. Unerhörte Dekorationskünste werden entfaltet: Aufzüge zu Wasser und zu Lande; Riesenballets, die geometrische Figuren darstellen; blendende Pracht der Costüme. In der Kuppel des Saales, aus der Jupiter niederfliegt, sitzen zehn Musikquartette. Alle Mitwirkenden haben neben ihren Attributen Musikinstrumente und üben die verschiedensten Gesangsnummern aus. In diesem mythologischen Musik- und Tanzdrama beobachten wir Chöre und Arien und recitativische Dialoge. Es ist der Embryo der französischen Oper. Eine besondere Bühne giebt es nicht, die Dekorationen sind im Saale selbst angebracht, zwischen Darsteller und Zuschauer ist keine Grenze. Der Verfasser, Balthasar genannt **le beaujoyeux**, ein italienischer Geiger, wurde zum Intendanten und **valet de chambre** ernannt.

Dreihundert Jahre später berief ein schwärmerischer bayrischer König einen Musiker, dessen Pläne ihn ergriffen. Er gab ihm zu leben, und dieser Musiker errichtete, auf einem Fonds von fast lauter Versprechungen und Hoffnungen, in einer abgelegenen kleinen Stadt ein Theater für sich allein. Es begann um 4 Nachmittags und endigte um 10. Er ließ die Leute, die es besuchten, durch Fanfaren nach den schönen langen Pausen, die man im Grünen zubrachte, zu den Akten einladen. Wenn der Vorhang — ein wirklicher Vorhang — sich teilte, hörte man kein Klingelzeichen, es wurde nur ganz finster. Das Orchester und den Dirigenten sah man nicht, man hörte es um so schöner. Die Bühne trat wie ein Gemälde vor die Zuschauer, die auf einer amphitheatralischen Terrasse sehr gut saßen und sich feierlich still verhielten. Die Sänger schienen das Publikum zu ignoriren. Sie traten nicht an die Rampe und boten nicht ihre Künste feil. Wenn der Vorhang sich schloß, ertönte oft kein Beifall, und kein Darsteller dankte. Das Publikum hatte den Dank im Herzen. Es vergingen oft viele Jahre, bis wieder eine dieser Aufführungen stattfand.

Die Erziehung Wagners spüren wir heut an allen Gliedern unseres Theater- und Concertwesens. Was er gefunden hatte, war die gesellschaftliche Form der Musik, die dem nordischen Empfinden entspricht, war die Intimisirung der Oper. Das nordische Empfinden drängt dazu, die Kunst nicht als Zerstreuung und Dekoration, sondern als innerliche Geistesarbeit zu nehmen und den Genuß, der darin eingeschlossen liegt, zu isoliren. Dem Deutschen ist nicht das Rendezvous des Publikums, sondern die Vollendung des Kunstwerks eine Bedingung des Genusses. Es fehlt ihm von Natur jener karnevalistische Zug, der dem Südländer die Formen der Kunst mit bestimmen half. Es entgeht ihm dadurch oft die große Tröstung des **Carpe diem** und die wunderbare Elastizität des Spielens mit dem Augenblick, es entgeht ihm die Ueberlegenheit der Selbstentäußerung, die der tiefe Grund der Schauspielkunst ist, aber er gewinnt dafür die Kraft des sachlichen Aufgehens, die Empfindungstiefe des Erlebens außerhalb und innerhalb der Kunst. Der ganze Kampf, den Wagner ausfocht, war der Drang, die Formen für diese nordische Seele zu finden, und das Schicksal wollte, daß er es auf dem entferntesten Gebiete, dem Theater, am eifrigsten ausprobte.

Die Emanzipation von Italien dämpfte den Glanz der Virtuosität, beseitigte die technische Ueberschätzung, unterband den Personencultus und löste die Stereotypie der Kunstformen, die Uniformirung der Kunstübung wieder in Freiheit auf. Nicht aber die Oper, sondern das absolute Orchester ist es, in dem sich das nordische Empfinden restlos durchsetzte. Die menschliche Stimme, das Klavier und die Violine sind die hauptsächlichsten Ruhmes-

Instrumente Italiens. Es sind Virtuoseninstrumente. Die Bläser, zur Virtuosität nicht so sehr geeignet, erfahren schon mehr in Frankreich ihre künstlerische Entwicklung und die späte Clarinette wird erst in Deutschland erfunden. Der Zusammenklang aber aller Instrumente, jener wunderbarste Apparat, den sich je eine Kunst bestellt hat, das kleine und das große Orchester ist aus minimalen Anfängen in Italien und Frankreich erst in Deutschland zu dem Musikkörper geworden, der einen so außergewöhnlichen Einfluß auf die Entwicklung der Tonkunst selbst ausübte. Mit Haydn, der man kann sagen vom Klavier her auf die Fähigkeiten des Orchesters geführt wurde, beginnt die glänzende Reihe deutscher Symphoniker, welche in reißender Schnelligkeit diese Instrumentalkunst entwickelten, die in Beethoven den ersten großen Durchbruch der nordischen Seele erlebte. Die Aesthetik des Orchesters ist überaus klar. Der Einzelne, der Virtuose verschwindet, es ist ein Zusammenwirken von Farben und Rhythmen, das in einem einzigen Körper aufgeht. Hier hatte der Norden sein neues großes Instrument, das keine eitlen Prätentionen stellte, das ihm die Farben und Rhythmen in der ganzen Vielseitigkeit gab, die ihn lockte, und das vor Allem in keinem Mißverhältnis stand zu dem Concertsaal, der sich in seinen größeren Dimensionen immer mehr als nöthig erwies. Was der Klavierspieler im Zimmer, was das Streichquartett in der Camera, war das Orchester im Saal. Hier war eine ganz reinliche Problemlösung, eine völlig einwandfreie Vermittlung der Bedürfnisse und der Empfindungen. Das deutsche Concertorchester war eine bezwingende neue Form der musikalischen Darbietung, die sich die Welt erobern mußte. In Mannheim, am Ende des Jahrhunderts, strahlt es fast schon in europäischem Glanze. In Italien und Frankreich gewinnt es bald an Boden. In Paris unter Habeneck findet man sogar die ersten feineren Interpretationsconcerte und der Orchesterphantast Berlioz muß sich den Deutschen zuwenden. Ja es ist uns jetzt verständlich, wie die symphonische Form, in der Wagner seine Dramen empfand und in der die Singstimme dem Orchester eingemischt wird, so ganz aus dieser Ueberlegenheit des Orchesters in der symphonischen Kunst Deutschlands hervorgehn mußte. Die Entwicklung der deutschen Symphonie ist infolge dieser günstigen Lebensbedingungen ein fascinirendes Blatt der Musikgeschichte geworden. Vom Formalismus Haydn's über die Sprache Beethovens zu den Bildern Liszts und den Gedichten von Richard Strauß ist ein glänzender Weg von hundert Jahren. In den symphonischen Dichtungen von Strauß scheint das letzte erreicht, was an Zwiesprache zwischen dem Orchester und dem Publikum möglich ist. Der Saal wird zur Kammer, in dem eine musikalische Seele sich bis in ihre sublimsten Regungen enthüllt, doch alles in den Dimensionen des modernen Orchesterkörpers. Wieder diese seltsame Massenintimität, ein ganz eigentümliches Produkt aus dem Wesen und den Bedürfnissen der modernen Musik. Vielleicht ging der Prozeß der Orchesterkunst so schnell, daß das Publikum der rein sachlichen Entwicklung nicht immer folgen kann und im vergötterten Dirigenten wieder einen Gegenstand der Virtuositäts-Anbetung finden wird.

Langsam kamen auch die äußerlichen Kennzeichen der Emanzipation von Italien. Das f und p behielt man nun schon bei, aber die stereotypen Etiketten für Tempo und Stimmung, die die Italiener geprägt hatten, wichen zugleich mit ihrer individuelleren Schattirung den deutschen Bezeichnungen. Statt Andante ma non troppo steht nun über den Stücken: Mäßig, aber nicht schleppend. Das ist viel besser. Wir stoßen bei Beet-

hoven auf den Kampf der deutschen und italienischen Bezeichnungen, die in einem Falle sogar (in der Sonate op. 101) neben einander geschrieben sind. Bei Wagner treffen wir die ganze Fülle der nüancirten Ausdrücke, die sich himmelweit von den italienischen Typen entfernt haben. Ich sagte, das sei äußerlich. Aber das Aeußerliche ist nur die Folge eines Innerlichen.

Um die Mitte des Jahrhunderts schien der Kampf gegen das Italienische sogar hoch aufzulodern. Wer die Geschichte der Rivalität von Spontini und Weber nebst ihren Parteigenossen kennt, weiß, wie viel Zeichen sich damals — und damals zuerst — für ein deutsches musikalisches Empfinden zeigten. Es gehört zu den reizvollsten Studien der historischen Psychologie, die nationalen Kämpfe auf diesem internationalen Felde zu beobachten. Mit Wagner war der Sieg erfochten, gerade weil Wagner den Mut und das Genie hatte, auf dem internationalen, ja fast undeutschen Felde der Oper für die nordische Seele zu kämpfen. Heut dürfen wir auf diese Kämpfe historisch zurückblicken und ich halte die Zeit nicht mehr für fern, wo man die italienischen Opern Mozarts und die Werke Verdis, statt in stilwidrigen oder mindestens unbequemen Uebersetzungen, endlich wieder wird italienisch geben können. Es wäre ein wunderbarer Erfolg unseres Stilgefühls, die Opern wieder ihrer natürlichen Sprache zurückzugeben, die wir aus einem Kampf gegen die Nation dieser Sprache jahrzehntelang in den sinnlosesten Textverzerrungen uns anhören mußten.

Es ist noch ein Wort über die nordischen Formen der Musik zu sagen. Sie beginnen gleichzeitig mit der Emanzipation des Orchesters. Vielleicht haben sie ihre Eltern in den zwei- und dreistimmigen kleinen sogenannten „Inventionen und Symphonien", die uns Bach hinterlassen hat, als heute noch in ihrer Art unübertroffene feine Kabinetsstücke. Die moderne Kabinetsmusik beginnt mit Schubert, und gewiß würde dieser wunderbare Künstler dafür in unseren Musikgeschichten noch einen ganz anderen Platz zugewiesen erhalten, wenn sie nicht alle unter einer gewissen italienischen Perspektive geschrieben wären. Als Schubert seine Impromptu's und namentlich seine Moments musicals dichtete, war er sich als Erster darüber klar, daß unsere tiefen, leuchtenden, intimen, nordischen Empfindungen weder in einer Sonate noch in einer Suite auszusprechen waren, sondern daß sie ihre eignen, kleinen, intimen Formen verlangten, die die momentane Improvisation nur leicht stilisiren. Dem lyrischen Grundtone Schuberts folgte Schumann, folgten Alle, die mit dem hiesigen Klima sich auseinanderzusetzen wußten. Manchmal kam über sie, besonders über Schumann, die Lust, die großen Linien des Südens nachzuzeichnen, sie machten Sonaten, aber diese Sonaten zerfielen doch wieder in die kleinen, feinen Gedichte. Heute begreifen wir, daß in diesen Coins de la nature nicht weniger Landschaft ist, als in der Riviera.

Aber es wäre thöricht, gegen die Riviera der Musik zu eifern aus Zerstörungslust; es ist nur der Wunsch nach klarer Scheidung. Wir würden uns einer Kultur berauben, wenn wir die heiße Luft des Virtuosentums, die süßen Sinnenreize des bel canto, die prickelnden Anregungen, die aus dem ständigen Kontakt des Künstlers mit einem großen, vielköpfigen Publikum hervorgehen, wenn wir uns die ewig wiederkehrenden und ewig neu belebenden Reize der Concertluft ausreden wollten. Leichte Melodien ziehen über uns hin, die schmiegsame Sängerin in mondäner Toilette steht für uns auf dem Podium, sie singt die alten Weisen aus der Traviata, die wie weiße Erinnerungen um unsere Jugend spielen, der Saal ist lautlos in seinem gepreßten Lauschen, die Lichter und die Wandbilder und die

Accompagnateure warten auf das Ende der weichen, schlingenden, lebensfrohen Cadenz, und alles bricht in Jubel aus und alle stolzen Eigenschaften, die Dankbarkeit, die Eitelkeit, der Ruhm, der Reichtum finden sich in diesen dröhnenden, betäubenden Salven — eine Beraubung wäre es, uns diese Welt, die Welt der Virtuosencultur, wegzuleugnen. Aber wir müssen dabei der stillen Gegnerin nicht vergessen, die keine Mittel hat zum Lärm der Oeffentlichkeit. Sie sitzt daheim, die Kabinetsmusik, sie braucht keine Phrasen und keine Fanatismen, sie fühlt ganz, ganz tief sich hinein in ein Traumland, dessen Glück gegen den Strudel der Oeffentlichkeit gewogen, die Schale reichlich senken würde. Ich weiß nicht, ob man sich den wahren Wert der virtuosen Musik und den der intimen Musik und ihren ganz getrennten Inhalt immer klar genug vor Augen gehalten hat, sonst würde man manche Grausamkeit im Saale und manchen Dilettantismus im Zimmer schärfer empfinden. Man kann beobachten, wie hier und da die unmöglichen Mischungen schon zu allerlei Erwägungen führen. Das Orchesterlied, das den Dimensionen des Concertsaales entspricht, wird jetzt sehr erfolgreich cultivirt. Man empfindet aber überhaupt den virtuosenhaften Vortrag des Liedes, wie ihn unsere Künstler noch ständig ausüben, nicht klimagemäß. So schlägt der Eine, ein Phantast, vor, die Künstlerin möge im Kostüm, in Dekorationen, ja unter dem Duft des betreffenden Parfüms ihr Lied singen. Der Andere, eine Art Impresario der Intimität, der Direktor der Roulotte, erfindet die Chansons animées, die das Lied auf der Bühne als Monologscene im Kostüm vortragen lassen. Anzeichen der Zeit sind es. Es ist wahrhaft Zeit, daß wir hier von dem widersinnigen und peinlichen Podiumvortrag im Gesellschaftscostüm für die Lieder von Schubert, Schumann, Brahms zurückkommen, daß wir sie wenigstens durch intimere Vorträge in angebrachter Stellung ersetzen. Dann stehen die Lieder erst in ihrer Sphäre. Die moderne Bewegung entwickelt eine gewisse Gesellschaftscultur, die zwischen Saal und Zimmer in der Mitte bleibt, sie wäre der geeignete Boden für intime Concerte. Es würde langsam wirken. Man würde die réunions intimes, die schon Chopin gab, nicht mehr als vereinzelte historische Thatsache anstaunen. Man würde schließlich auch weiter gehen und zur Reformation der Oratorienvorträge schreiten, wo heut noch ein Herr im Frack den lieben Gott und eine Dame im Spitzentüll die heilige Jungfrau singt und der Chor der Samariterinnen sich um die erste Reihe schlägt. Alles das wären ja nur Folgerungen der großen That von Bayreuth, die die viel schwierigere Oper intimisierte. Es ist das Bedürfnis unserer feineren Empfindung, die nur die Emanzipation von Italien fördern konnte, die Musik weniger zu sehen, als zu hören.

In den sichtbaren Künsten sind wir eben dabei, die Erinnerungen an die Renaissance, die einmal mit einer großen, dann mit einer kleinen Welle über die Welt kam, zu Gunsten eines persönlichen und empfundenen Stils abzustreifen. Dieses ist das innere Motiv aller unserer „dekorativen" Bewegung. Im Musikbetriebe stehen wir noch völlig unter denselben Renaissanceformen, deren Wesen stets das Wesen der Virtuosität ist. Wir haben bemerkt, wieso es historisch nötig war, daß die Musik in diesem Virtuosenkleide in die Welt trat, und wir haben uns dazu bekannt, gegen diese Tradition nicht undankbar sein zu wollen. Aber wir sahen auch, daß der Nordländer unwillkürlich sich gegen diese fremden Formen auflehnte, und wir fühlten durch die ganze Geschichte ein Ahnen der Zukunft intimer Musik, das sich über die Ausführung nur nicht immer klar war. Was Wagner bei der Oper erreichte, durch die Erziehung der deutschen Symphonie, das haben

wir heut beim Solistenconcert und bei der Kammermusik anzustreben, in Fortbildung alter aristokratischer Culturen. Lassen wir der industriellen Virtuosität ihre breite Oeffentlichkeit, wie wir den Monumentalbauten ihre Renaissance lassen. Aber rühren wir daneben die Hand, um im Hause die Kammermusik, statt sie nur spielen zu lassen, zu pflegen und zu fördern und auf neue Bahnen zu führen, und reinigen wir den Gesellschaftsabend von den lächerlichen dilettantischen Virtuosenproduktionen, die eine Dekoration sind wie ein aufgeklebtes Maschinen-Muschelornament. Wir müssen wieder von den Salons hören, die die Componisten heben, und von den Compositionen, die nur für den bestimmten Salon geschrieben sind. Wir müssen von den intimen Concerten hören, in denen neue Werke und neue Künstler in einer angemessenen Form das Interesse gewinnen. Wir müssen wieder die Improvisation lieben lernen statt der ewigen schulmäßigen Interpretation. Das Podium und der Frack müssen ihre kalte Ceremonie aufgeben, der Sänger soll wie ein Stück unserer Gesellschaft sein. Es ist sonderbar, daß ich immer an die Cabarets des Montmartre denken muß, um mir die Silhouette dieser intimen Musik zu zeichnen. Dort ist Improvisation und Schöpfungsluft. Die Cultur, die ich uns wünschen möchte, ist eine ähnliche, nur auf aristokratischen Boden gehoben.

Man wird mir sagen, daß eine solche intim gepflegte Musik heut darum wenig Lebensfähigkeit habe, weil sie nicht in die industrielle Form paßt, die auch der Kunst jetzt ihre Betriebsart zu bestimmen beginnt. Ich glaube im Gegenteil, daß eine solche „Hausarbeit", richtiger „Handwerksarbeit" neben dem Fabrikbetriebe für viele Werke und viele Künstler von wirtschaftlich förderndem Wert sein kann. Denn die große Oeffentlichkeit — wir beobachten es an der Entwicklung des Berliner Concertwesens — diese grausame Oeffentlichkeit, die heut vor jede musikalische Thätigkeit ihr Thor aufbaut, ruinirt tausend Hoffnungen und Existenzen, die bei einer Beschränkung dieses Unwesens erst garnicht bis zur Illusion gekommen wären. Eine intimere Einführung wäre ein gutes Sieb und eine gute Vorschule. Heut öffnen sich in der Regel unsere Salons den Künstlern, nachdem sie von der Oeffentlichkeit gestempelt sind. Es wäre im Gegenteil zu wünschen, daß dies in vielen Fällen vorher geschähe und daß der Künstler weniger eine Decoration, als ein Produkt des Salons sei. Von einer wirtschaftlichen Auffassung ganz abgesehen, ist es mein Empfinden, daß genug feinere Kultur in unseren wohlhabenden Kreisen vorhanden und flüssig ist, um solche Ziele sich vorstecken zu können. Dichter gehen durch diese Kreise hinaus, Bilderkäufe für die alten Gallerien werden durch sie, oft schon in geschlossenen Vereinigungen, fundirt, die ganze moderne tektonische Bewegung ist auf diesem Acker aufgeblüht, — man sieht nicht ein, warum die Musik zu kurz kommen soll, die als erste das Recht hat, intim genommen zu werden. Vielleicht bedarf es nur eines kleinen Anstoßes. Denn deutliche Ansätze bemerkt man bereits hier und da, an verschwiegenen Stellen unserer Gesellschaft, und auch die Komponisten bleiben nicht ganz verborgen, deren Kunst so beschaffen ist, daß sie durch den privaten Genuß gehoben, durch die virtuose Oeffentlichkeit aber zerstört werden würde. Ist erst der Strom im Fließen, dann werden sich, nachdem die Musik ein so breiter Lebensweg geworden ist, zahllose Formen des Betriebes und der Produkte finden, die sich meine Phantasie kaum ausmalen kann.

Eine kleine Entdeckung nur will ich zum Schluß anführen, die mir fast zufällig in die Finger gekommen ist. Vorläufig ist es eine Kleinigkeit, aber meine musikalischen Freunde glauben mit mir, daß es seine Zukunft

sicher hat. Es handelt sich um ein Instrument, bei dem mir interessant war, zu beobachten, wie es trotz seiner reichen Vortragsmöglichkeiten sich absolut nicht bekannt machen wollte, einfach weil es kein virtuoses Instrument ist und weil es nicht durch die Oeffentlichkeit einzuführen war. Man hat das Harmonium durch die amerikanische Erfindung der Saugluft (statt der Stoßluft) bereits seit Jahrzehnten auf einen Klang gebracht, der zu den wunderbarsten Ohrsensationen gehört, die man sich denken kann. Durch eine sinnreiche Anordnung von Registern ist es möglich, auf diesen Instrumenten die zartesten und gewaltigsten Stimmungen, wahre Landschaftsbilder hervorzubringen, die mit der richtigen Legatotechnik gespielt, von einem intimen Reiz sonder Gleichen sind. Das Harmonium ist bisher wie ein Surrogat der Orgel behandelt worden, es hatte keine eigene Technik, selbst vom Klavier kamen Einflüsse herüber, es hatte nicht einmal seine eigene Schrift, da die grundlegenden Registerbezeichnungen fehlten. Nun beginnt man es von dem persönlicheren, aber nicht so elementaren Klavier und von der elementareren, aber nicht so persönlichen Orgel zu emancipiren und findet auf einmal eine Welt, die unbegreiflich lange schlummerte. Ich kenne nichts, was mir die elementaren Musikeindrücke im Zimmer, ein selbst gespieltes Orchester im Zimmer lebendiger darbieten könnte. In dieser Landschaftsmusik zu improvisiren, in ihr sich zu baden, ist eine unbeschreibliche Lust. Es sind Pastellfarben, die von leichter Hand in einander gemischt werden, eine Coloristik in Harmonien, die in ein Zukunftsland der Musik zu führen scheint. Die Unmöglichkeit jeder Virtuosität hat es lange nicht aufkommen lassen. Die Virtuosität hat es selbst heut, wo sich seine wahren Gaben entwickeln, fälschlich ins Concert gelockt, wohin es niemals gehört, wo es sich nur compromittiren kann. Sein ganzer Zauber blüht im stillen Zimmer.

Aus dem Leben und Werke Ernst Häckels.

Von Wilhelm Bölsche.

II.

Die Rede auf der Naturforscherversammlung von 1863 war ein erstes notwendiges Bekenntniß vor der Oeffentlichkeit gewesen.

Die wahre Arbeit für die neuen Ideen aber begann daheim in Jena. Nichts lag Häckel damals ferner als das Ziel, bloß zum popularisierenden Wortführer Darwins in Deutschland zu werden. In Laienkreisen hat man ihn später oft so genommen. Mit höchstem Unrecht! Er hatte den Mut, Farbe zu bekennen vor wem es auch sei. Und der Grundton seiner Farbe war fortan allerdings Darwin. Im Uebrigen war er aber eine viel zu eigenstarke, durch und durch individuelle Natur, um nicht augenblicklich die grobe Zimmermannsaxt selber in die Hand zu nehmen und nachdrücklich selber weiterbauen zu helfen.

Darwin hatte sein Buch mit einer Fülle des besten Materials aus Zoologie und Botanik gestützt. Aber es war ein anderes, eine theoretische Darlegung allgemeiner Art mit geschickt gruppierten Exempeln aus dem vorhandenen Thatsachenbau zweier Wissenschaften erläutern, — und diese Wissenschaften von Grund auf selber neu bauen auf der Basis jener neuen Theorie. Häckel verfügte in jener Zeit über eine beispiellose Arbeitskraft, körperlich wie geistig. Seine Gesundheit war eisern. Im Jahr der Stettiner Rede, 1863, gewann er auf dem Turnfest zu Leipzig einen Lorbeerkranz im Weitsprung, mit einem Riesensatze von sechs Metern. Ja diese physische Kraft schien so unverwüstlich, daß sein Gastgeber Engelmann ihm damals im Scherz ein paar schwere eiserne Hanteln ins Bett legte, aus Vorsorge, falls er vielleicht auch Nachts noch sich üben wolle. Alles schien sich für die nächsten Jahre aufs glücklichste zu vereinen, um ihm den vollen Einsatz dieser Kerngesundheit und Kraft für die große Geistesaufgabe zu ermöglichen.

Seine Lehrthätigkeit engte ihn nicht mehr ein, als an einer kleinen, für Naturforschung erst in bescheidensten Verhältnissen eben emporkeimenden Universität, wie Jena, nötig war. Das glücklichste Familienleben mit der geistig hochstehenden Frau, die alle seine Ideen jungfrisch teilte, begann den unruhigen Wandrer mit nicht unlieber Fessel bei der Scholle zu halten. Immerhin durfte er erwarten, jährlich nach alter Müllerscher Art seine „See-Ferien" zum Studium seiner kleinen meerbewohnenden Spezial-Lieblinge aus der niederen Tierwelt mit dem sonst ständigen Sitz im guten Saalethal zu vereinigen. Die Wärme guter, im Höchsten anregender Freundschaften breitete sich über sein Leben. Alle besten Auspizien einer völlig harmonischen äußeren Stellung also vor dem großen Werk.

Er hätte zunächst Arbeitsstoff genug gehabt auch ohne Darwin. Noch von Müllers Zeiten ging ihm ein zweiter Spezialstoff, ähnlich wie die Radiolarien nach. Die Quallen oder Medusen.

Das Schiff durchschneidet den Ozean. Wie eine hohe Festung ragt es



aus dem endlosen blauen Plan, der am Horizont die weißen Wolken trägt. Seit Tagen kein Land mehr. Gestern ruhte sich noch ein armer windverwehter Schmetterling auf dem Takelwerk aus. Heute ist auch er verflattert, alles Meer, nur Meer. Da aber tauchen sie lautlos, plötzlich auf in dem blauen Spiegel selbst: geheimnißvolle Scheiben, rosenrot wie die Anemonen einer römischen Frühlingswiese hier, golden wie Herbstlaub auf einem dunkeln märkischen Schloßteich dort, und dann wieder selber bläulich, doch wie ein höheres Lichtblau, badend in dem allgemeinen Azur. Das sind die Quallen. Auf einmal ist das Schiff in einer ganzen Schaar, tausende, hunderttausende, Millionen, eine wahre Milchstraße von bunten Sternen. Und morgen wieder nichts. Kein Geschöpf des Ozeans erscheint so verwachsen mit ihm, so seine eigenste Kreatur. Das ganze Tier nur eine Nüance fester als das Wasser selbst. Du ziehst es herauf, willst es fassen. Wie Brennesseln wirkt es auf Deine Hand, — seine einzige Waffe. Aber dann ist es auch schon zerstört, zerflossen, ein formloses Nichts. Du legst es auf Löschpapier und es trocknet ein bis auf einen gespenstischen Schattenriß, den winzigen „Fettfleck“ gleichsam seiner ganzen Existenz.

Und doch ist diese Seifenblase des flüssigen Elements ein echtes Tier. Sein durchsichtiger Leib bildet eine Art Glocke, die sich durch regelmäßige Zusammenziehungen und Dehnungen wie eine athmende Lunge im Wasser bewegt. Da wo die Glocke ihren Klöppel haben sollte, hängt in Wahrheit ein Magen mit einem fressenden Maul daran nach unten aus der Wölbung herab. Am Rande aber der Wölbung sitzen vielfach lange Fäden, die eine nahende Beute umstricken und durch Nesseln wehrlos machen. Dann packt sie das Maul und frißt sie nach oben hinauf in den Magen hinein. Es ist natürlich ein recht niedrig stehendes Tier, solche Qualle oder Meduse. Aber immerhin doch schon ein sehr viel höher entwickeltes als etwa eins jener winzigen Radiolarien-Tierchen. Das Radiolar besteht bloß aus einer einzigen Zelle. Die Qualle ist schon ein Zellenstaat, eine Genossenschaft zahlreicher Zellen, unter denen Arbeitsteilung eingetreten ist. Diese Zellen bilden die Glockenwand, jene die Nesselfäden, jene endlich den fressenden und verdauenden Magen. Hierin nähert sich also die Qualle uns Menschen schon mehr als dem Radiolar. Gewisse solcher Zellen bewirken auch die Fortpflanzung dieser Qualle. Eizellen und Samenzellen lösen sich vom Verbande des Quallentiers, verschmelzen miteinander und legen so den Grundstock zur Entstehung einer kleinen neuen Qualle. In den meisten Fällen geht es dabei aber noch seltsam genug zu. Aus jener Keimzelle erwächst nicht sofort wieder eine eigentliche Qualle, sondern es bildet sich zuerst ein am Boden festhaftender Polyp, ein Tierlein, entfernt vergleichbar einer jener schönen Seerosen, die in unsern Aquarien das Auge erfreuen. Erst dieser Polyp gebiert dann aus sich wie eine Pflanze, die Knospen treibt, echte Quallen, — sei es, daß er sie wirklich wie Knospen auf sich wachsen und dann wie losgelöste Blüthen frei fortschwimmen läßt, — oder sei es (bei andern Arten) daß er sich allmählich ganz in eine Kette Quallen auflöst, von denen erst die oberste sich ablöst, dann die nächste und so weiter.

Seit diese absonderliche Fortpflanzungsart zuerst in den dreißiger und vierziger Jahren bekannt geworden, mußten die Quallen dem Tierkundigen eines der interessantesten Objekte seines ganzen Bereichs werden. Eine heillos schwere Arbeit aber boten diese zerfließenden Meereskinder zugleich dem dar, der sich ihnen wirklich widmen wollte.

Als Häckel mit Johannes Müller 1854 auf Helgoland gewesen war, hatten sie es ihm zum ersten Mal angethan. Sein Künstlerauge erfaßte ihre

Schönheit wie später die der Radiolarien. „Niemals," erzählt er, „werde ich das Entzücken vergessen, mit dem ich damals als zwanzigjähriger Student die erste Tiara und Irene (Namen der Quallen-Arten), die erste Chrysaora und Cyanea beobachtete und ihre prächtigen Formen und Farben mit dem Pinsel wiederzugeben suchte." Der Maler, der Künstler hatte vor dem Zoologen kapituliert. Alle seine Künstler-Lieben traten einstweilen in dessen Dienst zu etwas strengerer Erziehung. Die Radiolarien erfuhren das zuerst. Auch die einmal angebahnte Quallen-Liebschaft rostete aber so nie mehr. 1856 in Nizza lernt er die Mittelmeer-Medusen kennen. Gegenbaur's „Versuch eines Medusen-Systems" giebt zugleich hier guten Anhalt wie später Müller's Abhandlungen zu den Radiolarien. In Neapel und Messina wird auch für dieses Gebiet das eigene Bild rund. Als die Radiolarien mit der großen Monographie 1862 vorläufig abgeschlossen sind, erscheint als nächste große Facharbeit eine „Monographie der Medusen" am Horizont der fast selbstverständlichen Wünsche. Noch sollte viel Zeit bis zur Erfüllung der Arbeit im Glanz dieses Wortes vergehen. Eine Arbeit von Agassiz, die abschließen soll, aber seiner Ueberzeugung nach nur den Stoff verwirrt, (beide Agassiz, Vater wie Sohn, waren ihm stets hinlänglich unsympathisch und der Alte zumal sollte in den darwinistischen Kämpfen ja bald sein giftigster Gegner werden) spornt ihn gerade jetzt an.

Es scheint ihm am besten, wenn er in langsamer Folge der Studienmöglichkeit für diesen Fall eine Medusen-Familie nach der andern monographisch behandelt. Die erste dieser Einzelabteilungen ist 1864 und 1865 erschienen und umfaßt die sogenannten Rüsselquallen. Hätte sich Häckel in diesen Jahren bloß als Spezialist gefühlt, so lag hier Stoff genug, um ihn für das ganze sechziger Jahrzehnt und noch länger ausgiebig zu beschäftigen. An die Stelle des ersten Fachkenners und Bearbeiters der Radiolarien trat dann einfach der intime Quallenforscher. Neue Foliobände häuften sich, mit prachtvollen Tafeln, die aber doch nur der engste Fachzoologe sich je aus der Bibliothek ausgrub. Still und verborgen für die große Menge, wie es thatsächlich der Name seines Freundes Gegenbaur im Wesentlichen geblieben ist, wäre auch seiner dahingegangen.

Das Wörtlein Darwin sorgte, daß es nicht so kam.

Das Schwergewicht seiner Leistung ging hier herüber und nur die ganze Größe seiner Kraft wird klar, wenn man sich erinnert, daß er außerdem noch solche Detailstudien wie die Medusen-Arbeiten weitertrieb.

Ein ungeheures Wühlen und Gähren der darwinistischen Ideen fand damals in ihm statt. An allen Ecken und Enden wuchsen ihm aus der Grundtheorie Darwin's die verwegensten praktischen wie theoretischen Probleme auf. In der Stettiner Rede ist alles im Umriß angedeutet. Aber daheim in Jena sollte das nun echte wissenschaftliche That nach seiner Absicht werden. Zunächst müssen zwei Ecken bei Darwin, scheint ihm, ein ganz eigenes, ganz originales Gesicht bekommen. Unten die Ecke am Stammbaum, wo das Leben überhaupt beginnt. Oben die Krone aller irdischen Entwickelung: die Art, wie der Mensch sich in diesen Stammbaum fügt. Die philosophische Ader bestimmte bei ihm im Grunde beide Punkte. Seine einheitliche Philosophie, die überall an die Stelle Gottes natürliche Entwickelung setzte, — also auch dort unten und dort oben, bei der Urzelle und beim Menschen. Aber die Art, **wie** er das jetzt angriff, war weit entfernt von aller bloß folgernden Allgemein-Philosophie. Der ganze strenge Fachzoologe kam darin gerade erst recht zum Ausdruck. Und das war das eigentlich Neue. Jene Schlüsse ziehen konnte auch, einmal in die rechte Bahn gebracht, jeder Dutzend-Philosoph hinter dem

Ofen. Auch er mochte sehen, daß wenn zwei mal zwei vier war, auch ein mal eins eins sein werde und drei mal drei neun. Häckel aber ging den Dingen ganz anders und real zu Leibe.

Er zieht die Zellen Theorie in den Darwinismus, — unten. Die ersten Wesen, die Wurzelwesen des großen Stammbaums, waren Wesen, die nur aus einer Zelle bestanden. Soweit führte schon die Logik der Zellen-Theorie selbst. Aber ist die Einzel-Zelle wirklich die allereinfachste Lebensform? Es gab da einen alten Zwist der Definitionen. Zuerst sollte die Zelle bloß eine Art festes Häuslein sein, wirklich wie eine Zelle in einer Bienenwabe. Dann schien es, daß der gallertige, bewegliche Stoff in diesem Zellenhäuslein das Wesentliche, der Träger des Lebens sei. Man konnte sich diese Schleimmasse schließlich auch ohne feste Hülle, ohne Häuslein denken. Aber allemal in dieser Masse, schien es dafür jetzt, lag ein festes Körperchen, der sogenannte Zellkern. Das schien denn also die Grunddefinition des Notwendigen zu einer Zelle: ein Klümplein gallertigen belebten Stoffes und darin aus irgend einem Zweck eine verdickte, verhärtete Masse, der Kern. War das die Grundform, das absolut Notwendige allein, so mußte jetzt also auch die darwinistische Urform und Anfangsform alles Lebendigen auf Erden ein solches Lebenströpflein mit festem Mittelkern — eine kernhaltige Einzelzelle — gewesen sein.

Aber wie ging es jetzt von solcher Urzelle ins „Anorganische", „Unbelebte", „Tote", in die gewöhnliche Materie von Stein, Metall, Crystall hinüber? Häckel glaubt, einen ersten Schritt weiter darin nachweisen zu können — nicht theoretisch und philosophisch, sondern praktisch — indem er zu zeigen sucht, es gebe noch jetzt lebende Wesen auf Erden, die faktisch noch unter der echten Zelle ständen — maßen dessen sie noch nicht einmal einen festen Kern im weichen Gallertleibe besäßen. Er entdeckt in dieser Zeit mehrere kleine Geschöpfchen, die eine einheitliche belebte Gallertmasse zum Körper haben, aber noch keinerlei Kern darin zeigen. Der Kern scheint der erste Ansatz eines Organs. Auch der fehlt hier also noch. So werden diese Ur-Sonderlinge M o n e r e n genannt, die Ganz-Einfachen zu deutsch. Es ist um diese Detailuntersuchungen, ob so ein winziges Schleimtröpfchen einen mehr oder minder durchsichtigen Kern wirklich besitzt oder nicht, ein sehr schweres Ding. In der Folge ist oft behauptet worden, auch diese damals von Häckel beobachteten Moneren genügten noch nicht der vollen Forderung an Lebewesen noch ohne Zellkern, also Urgeschöpfe gewissermaßen sogar noch jenseits der einzelnen Zelle. Gewiß bleibt, daß es heute noch bei Bazillen eine ganze Fülle einfachsten Gelichters giebt, in dem auch mit besten Mitteln noch kein ungläubigster Thomas bis jetzt einen Zellkern wahrgenommen hat. Schließlich steckt hier heute, wo wir sonst in der Entwickelungslehre allenthalben mit beiden Beinen fest stehen, überhaupt keine so entscheidend wichtige Frage mehr. Damals aber war die Methode alles. Häckel schloß nicht philosophisch in's Blaue hinein. Er glaubte ad oculos Wesen demonstrieren zu können, die sogar noch unter der Zelle standen. Mindestens wurde klar, daß die Sachforschung in diesem Grenzgebiet von Lebendig und „Unlebendig" noch erst in den Anfängen stehe und Wunder über Wunder feststellen könne, ehe noch die große Welt sich vom ersten Schrecken über Darwin erholt hatte.

Und nun die andere Ecke, — beim Menschen.

Auch da ging's nicht mehr bloß: aus philosophischen Einheitsgründen muß es so sein, daß er vom Tier entstammt. Huxley in England hatte die Sache vom Menschen und Affen schon ganz zoologisch scharf gefaßt. Er kam auf den wichtigen Satz, daß der Mensch sich vom höchsten Affen, dem Gorilla oder Schimpanse, zoologisch w e n i g e r unterscheide als dieser höchste Affe vom niedrigsten Affen. Und das wurde an Schädeln und Gehirnen fachzoologisch

nachgewiesen, nicht mit philosophisch abstrakten Sätzen. Jedem Studenten, der einige anatomischen Fachkenntnisse besaß, konnte es im Museum oder zoologischen Institut ebenso demonstriert werden wie die Existenz und Lage dieser oder jener Skelettknochen sonst. Häckel faßte das aber noch viel weiter.

Er konstruierte den Stammbaum noch tief über den Affen hinab. Der Affe leitete zum Halbaffen. Der Halbaffe, dieses gespenstische Nachttier Madagaskars, kam vom Beuteltier Australiens. Das Beuteltier führte zum Schnabeltier. Das zur Eidechse. Die Eidechse zum Molch. Der Molch über den Molchfisch zum Stör und Hai. Der Hai zum Neunauge. Noch niedriger als das Neunauge, ja die unterste Grenze der Wirbeltiere überhaupt, war der Anghiozus-Fisch. Er mußte, wie, war allerdings noch dunkel, aus Würmern gekommen sein. Und so ging's hinunter bis zum einzelligen Urwesen, zur Amöbe und Monere.

Diesen Stammbaum fand freilich keiner, der nicht eine Riesenarbeit zuvor that. Das ganze neue System der Tiere und Pflanzen überhaupt als Stammbaum gefaßt, mußte im Umriß ihm erst aufsteigen. Dann erst leuchtete darin wieder der engere Faden vor, der zum Menschen führte. — der heilige Ariadnefaden der obersten Gott-Natur.

Beide Ecken, die unterste bei den Moneren und die oberste beim Menschen, sind erst 1865 und zum Teil noch später zusammenfassend von ihm dargelegt worden. Die eingehende Monographie der Moneren erscheint erst 1868. Der Stammbaum des Menschen wird Oktober 1855 in einem „Privatkreise zu Jena" durch zwei Vorträge festgelegt. Diese Vorträge sind aber ebenfalls erst 1868 in der Virchow-Holtzendorffschen Sammlung erschienen. Doch in beiden Fällen ist die eigentliche Ideenarbeit wie Thatsachenarbeit natürlich wesentlich älter. Und diese Arbeit wieder war nur möglich im Zusammenhang mit einer Welt noch weiteren Schauens. Ueber Urzeugung, Leben und Tod, Krystall und Zelle, mathematische Form der Organismen, Individualität, — über Methode des Forschens, — über Naturphilosophie — über Gott!

Grenzenlos weite Programme, die da aufwuchsen in einer Paradiesesfrische den Unberührtheit. Alles neu und groß. Und alles in dem einen stolzen Denkerkopf. Nur mit einem tauschte er seine Ideen, wie sie so wuchsen, aus, — mit dem, der zweifellos auch selber einen unkontrollierbar großen Einfluß darauf gehabt hat: mit Karl Gegenbaur. Rührend ist Häckel's nie endende dankbare Anerkennung in allen folgenden Tagen gewesen gegenüber Gegenbaur. „Du warst es" schreibt er wenig später schon an ihn, „der mich vor sechs Jahren veranlaßte, meine akademische Lehrthätigkeit in unserem geliebten Jena zu beginnen, an der Thüringer Universität im Herzen Deutschlands, welche seit drei Jahrhunderten als das pulsirende Herz deutscher Geistes-Freiheit und deutschen Geistes Kampfes nach allen Richtungen ihre lebendigen Schwingungen fortgepflanzt hat. An dieser Pflanzschule deutscher Philosophie und deutscher Naturwissenschaft, unter dem Schutze eines freien Staatswesens, dessen fürstliche Regenten jederzeit dem freien Worte eine Zufluchtsstätte gewährt, und ihren Namen mit der Reformations-Bewegung, wie mit der Blüthezeit der deutschen Poesie untrennbar verflochten haben, konnte ich mit Dir vereint wirken. Hier haben wir in der glücklichsten Arbeitstheilung unser gemeinsames Wissenschafts-Gebiet bebaut, treu mit einander gelehrt und gelernt, und in denselben Räumen, in welchen Goethe vor einem halben Jahrhundert seine Untersuchungen „zur Morphologie der Organismen" begann, zum Theil noch mit denselben wissenschaftlichen Hülfsmitteln, die von ihm ausgestreuten Keime der vergleichenden und denkenden Naturforschung gepflegt. Wie wir in dem harten Kampfe des Lebens Glück und Unglück brüderlich mit einander getheilt, so haben sich auch

unsere wissenschaftlichen Bestrebungen in so inniger und beständiger Wechselwirkung entwickelt nnd befestigt, in täglicher Mittheilung und Besprechung so gegenseitig durchdrungen und geläutert, daß es uns wohl Beiden unmöglich sein würde, den speciellen Antheil eines Jeden an unserer geistigen Gütergemeinschaft zu bestimmen. Nur im Allgemeinen kann ich sagen, daß das Wenige, was meine rasche und rastlose Jugend hie und da Dir bieten konnte, nicht im Verhältniß steht zu dem Vielen, was ich von Dir, dem acht Jahre älteren, erfahrneren und reiferen Manne empfangen habe."

Goethe, sieht man, stand hinter den Freunden wie ein stiller Genius loci, der auf der alten Stätte jedem, der in seinem Geiste schuf, den Segen gab. Und der Ort selbst spielte mit. „Manches" schreibt Häckel „durfte selbst das Produkt des erhebenden gemeinsamen Naturgenusses sein, welchen uns die malerischen Formen der Jenenser Muschelkalk-Berge bereiteten, wenn sie im letzten Abendsonnenstrahl uns durch die Farben-Harmonie ihrer purpurgoldigen Felsenflanken und violett-blauen Schlagschatten die Zauberbilder der kalabrischen Gebirgskette wieder vor Augen führten."

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der vergängliche, baut?"

Von einem totkranken Dichter waren diese Worte einst an derselben Stätte gedichtet worden, die jetzt diese beiden starken Geister trug. In Mitten aller Hoffnungen und Entwürfe trifft Häckel ein Niobe-Pfeil. Am 16. Februar 1864 genau auf seinen dreißigsten Geburtstag, erliegt seine Frau, selber erst neunundzwanzig Jahre alt, in blühender Kraft des Geistes und der Liebe, erschütternd jäh einem Gallenerguß ins Blut . . . . .

Ich blättere in dem dicken Bande der Häckel'schen „Monographie der Medusen," Teil Eins. Das System der Medusen. Mit einem Atlas von vierzig prachtvollen Tafeln. Erschienen bei Gustav Fischer in Jena erst 1879. Wenige Menschen außer sacherpichten Fachzoologen haben dieses schwerleibige Werk wohl je zur Hand genommen, — wie sollten sie auch. Es ist schwere Arbeit, trockene Diagnosen. Wenn irgendwo, so erscheint der Autor hier losgelöst von allen allgemeinen Fragen, in der absoluten Stille seines Arbeitszimmers. Diese reine Stoffanhäufung für Wahrheitszwecke geht nicht an das Ohr des Tages, es lagert sich Material ab für Fernen, vor denen das Individuum verschwimmt, — rein registrierendes Material der abgeschlossensten Wissenschaft. Und doch, wie ich in diesen Seiten blättere, erscheint mir ab und zu ein kleines Bild, selbst vergleichbar der lieblich rosenroten oder goldbraunen Meduse im unfruchtbaren endlosen Ozean. Er ist ja eigentlich nicht unfruchtbar und dieses Buch auch nicht. Aber doch grau und weit. Und wie dort die treibende Meduse, so freut mich hier ab und zu ein kleines Temperamentszeichen des Verfassers. Bei der Wahl der lateinischen Namen. Ein kleines Kränzlein spinnt sich hier von der Aesthetik zur Naturwissenschaft. Ich finde allerhand schöne Namen da, die der Professor verliehen hat. Er hat neue Spezies der Medusen entdeckt und durfte, mußte also taufen. Ich merke aber, daß sein Herz bei diesen Dingen war. In solchen Momenten, da das lateinische oder griechische Lexikon gewälzt wird, stiehlt sich mit ihm wohl ein humanistischer Lichtblick in die strengste Naturforscherseele. Ich lese da, daß eine Diskomeduse Nausicaa Phaeacum genannt wird, dann „Nausicaa Phaeacum beobachtete ich im April 1877 auf Corfu, am Strande der Phäaken, am Busen der Nausikaa." Eine Cyaneide wird Melusina formosa getauft, gewiß auch ein schöner Name. Mit herzlichem Bedauern wird erwähnt, daß ein so „schöner und klassischer Medusen-Name" wie Oceania aus wissenschaftlichen Gründen gestrichen werden müsse. Zwischen Spezies-Diagnosen in strengwissenschaftlicher, dem prüden Leser gradezu

entsetzlicher Sprache, zwischen Gonaden, Mundgriffeln, perradialen Tentakel-Bündeln und Ocellar-Bulben heißt es bei der Qualle Lizzia Elisabethae: „Da Forbes das liebliche Genus Lizzia blondina einer „blonden Lisbeth“ gewidmet hat, so thue ich hier deßgleichen und denke dabei sowohl an die heilige Landgräfin Elisabeth von Thüringen als an die „blonde Lisbeth“ von Immermann und an mein eigenes liebes Töchterlein Elisabeth.“

In Mitten dieses großen Bandes aber findet sich nun auf Seite 189 auch folgende Stelle. Eine Meduse wird Mitrocoma Annae benannt. Die Benennung erfolgte im April 1864 in Villafranka bei Nizza. Diese Meduse gewährte damals dem Entdecker „einen zauberhaften Anblick,“ die Tentakeln hingen „gleich einem blonden Haarschmuck“ herab. Zu dem Namen liest man, daß diese Meduse benannt sei „zum Andenken an meine unvergeßliche theure Frau, Anna Sethe. Wenn es mir vergönnt war, während meiner tellurischen Pilgerfahrt Einiges für die Naturwissenschaft und die Menschheit zu leisten, so verdanke ich es zum großen Teile dem veredelnden Einflusse dieser hochbegabten Frau, die mir 1864 durch einen jähen Tod entrissen wurde.“ In den „Kunstformen der Natur,“ dem Werke Häckels von 1899, findet sich eine Diskomeduse Desmonema Annasethe ähnlich — nach 25 Jahren! — apostrophiert: „Der Speziesname dieser prachtvollen Diskomeduse — einer der schönsten und interessantesten von allen Medusen — verewigt die Erinnerung an Anna Sethe, die hochbegabte feinsinnige Frau (geb. 1835, gest. 1864), welcher der Verfasser dieses Tafelwerks die glücklichsten Jahre seines Lebens verdankt.“

Wer die Tiefen eines Menschengemüts zu erfassen vermag, der muß mit Rührung nachempfinden, was in solchen Worten grade bei solcher Gelegenheit liegt. Das letzte leise Fortvibrieren tiefster Seelenerlebnisse bis in das scheinbar ganz indifferente fachwissenschaftliche Material hinein. Ein wie gleichgültiger, vielleicht lächerlicher Gegenstand ist dem Laien eine Meduse. Der Forscher sieht in ihr mit seinem gründlicheren Wissen eine wunderbare Naturoffenbarung, das Auge des Goethe'schen Gottes strahlt ihn daraus an. Indem er sich aber lange Jahre seines Lebens ihrer strengsten Erforschung gewidmet, hat sie ihm zugleich einen naiven individuellen Gemütswert gewonnen, die Genossin einsamster, allem Ringen und Begehren der Welt fernster Beobachterstunden am Herzen der Natur. Nur das Tiefste, Allerinnerlichste des Gemüts geht auch in solche Stunden mit. Und so prägt er grade hier sein Denkmal. In einem lateinischen Namen, den die Wissenschaft in ihren Registern jetzt kalt weiterführen wird bis in entlegene Tage .... Ich meine, diese Thatsache spricht schlichter zum Herzen im Rahmen dieses echten Menschen, dem nichts Menschliches fremd, als es lange Erzählungen vermöchten.

* * *

Als der alte Sethe 1806 den Staat Preußen zusammenbrechen sah, an dessen Unbesiegbarkeit er wie an ein Evangelium geglaubt, rettete er sich in den Trost der Arbeit. „Dadurch gelang es mir, mich gewissermaßen zu betäuben, ich habe damals an mir selbst erfahren, daß starke Arbeit in Wahrheit ein lindernder Balsam ist, welcher der langsamen Heil-

kraft zuvoreilt.“ Der Enkel jetzt erprobte dasselbe Heilmittel, in noch weit schwererer Lage und an sensitiverer Stelle bis auf's Herzblut versehrt.

Genau dreißig Jahre später, als zu Häckels sechzigstem Geburtstage die Kränze wehten und die Festreden stiegen, als ganz Jena ihn als den seinen feierte und die Hülle von seiner Marmorbüste im zoologischen Institut fiel, zu der über siebenhundert glänzende und glänzendste Namen des In- und Auslandes die Beiträge gezeichnet, — da gedachte der Jubilar jener schwarzen Stunden. „Ich glaubte damals nicht, daß ich diesen Schlag überwinden könnte, hielt mein Leben für abgeschlossen und wollte alle die neuen Gedanken, welche Darwin's eben aufblühende Entwickelungslehre in mir angeregt hatte, in einer letzten größeren Arbeit zusammenfassen. So entstand unter schweren Kämpfen die „Generelle Morphologie“; sie wurde in weniger als Jahresfrist niedergeschrieben und gedruckt. Ich lebte damals ganz als Einsiedler, gönnte mir kaum drei bis vier Stunden Schlaf täglich und arbeitete den ganzen Tag und die halbe Nacht. Dabei lebte ich in so strenger Askese, daß ich mich eigentlich wundern muß, heute noch lebendig und gesund vor Ihnen zu stehen.“

Das schlichte Bekenntniß nennt zugleich das entscheidende Wort: Generelle Morphologie.

In dieser Stunde des Zusammenbruchs setzt sich Häckel nieder und schreibt sein „Lebensbuch“. Für ein Werk unter solchen Aspekten gab es eigentlich nur zwei Möglichkeiten. Es mußte sehr schlecht werden oder sehr gut. Wenn ein junger Mann, der eben die dreißig überschritten, in dieser Weise bereits alles auf eine Karte wirft und ein Werk ausgesprochen schreibt wie ein Testament, in dem man zum letzten Mal spricht, aber Alles sagt, — so war das eine verzweifelte Goldprobe auf das, was er mit seinen drei Lebensjahrzehnten schon angehäuft hatte und derartig kühn auf einmal zu sagen hatte. Die Probe gelingt über jedes Erwarten hinaus.

1866 erscheint die „Generelle Morphologie der Organismen.“ Mit dem Untertitel als „Allgemeine Grundzüge der organischen Formen-Wissenschaft, mechanisch begründet durch die von Charles Darwin reformierte Deszendenz-Theorie.“ Zwei dicke Bände des gedrängtesten Drucks, im Ganzen über zwölfhundert Seiten. Die Vorrede ist vom 14. September 1866 datiert. Und das ist jetzt eines der wichtigsten Werke der gesammten Geistesarbeit in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. In der Methode naturwissenschaftlicher Forschung bedeutet es einen Markstein, an dem man diese ganze Jahrhunderthälfte charakterisieren und werten kann. Für die allgemeine biologische Systematik beginnt mit ihm eine neue Epoche in der Weise, wie es fünfzig Jahre vorher bei Cuvier und nochmals über fünfzig weiter zurück bei Linné der Fall gewesen ist. Was es für die Zoologie im engeren Sinne ist, hat ein gewiß kompetenter Urteiler wie Richard Hertwig dreißig Jahre später in das einfache Wort zusammengefaßt: daß „wenige Werke so viel beigetragen haben, das geistige Niveau der Zoologie zu heben.“ In Häckels Lebensleistung aber steht das Werk geistig auf dem Gipfel, so viel er auch darüber hinaus im Einzelnen geleistet hat. Wenn man von gewissen Spezialuntersuchungen absieht und ihn in erster Linie als den Mann der großen Ideen faßt, so war hier schon das ganze Programm. Die „Natürliche Schöpfungsgeschichte“, die seinen Namen um die Erde getragen hat endlos weit über alle Zoologie hinaus, ist nur ein Auszug aus diesem Buche. In ihm gab er sein Herz. Der Rest sind nur immer vervollkommnete Adernetze, teils Verdoppelungen

teils Vereinfachungen. Das ist nicht zu Liebe und nicht zu Leide gesagt, bloß als Ausdruck der Thatsache. Auf dieses Werk wird die Nachwelt zurückgehen, wenn sie Häckel fassen will, polemisch wie apologetisch.

Der Mitwelt ist das nun nicht eben leicht gemacht. Das Buch ist damals ziemlich geräuschlos herausgekommen, hat im Stillen kolossal gewirkt, ist aber eines Tages radikal aus dem Buchhandel verschwunden. Es ist vergriffen bis heute, ohne je neu aufgelegt zu werden. Auf Bibliotheken pflegt es, wie mich Erfahrung gelehrt hat, dauernd ausgeliehen zu sein, sintemalen es ja noch fort und fort im Stillen intensiv „gebraucht" wird. In Buchhändlerblättern wird es ab und zu gesucht; der antiquarische Preis ist dort, noch vierunddreißig Jahren und noch zu rüstigen Lebzeiten des Autors, bei der blanken Hundert angekommen. Es giebt zur Zeit nur ein paar an den Fingern abzuzählende Werke der deutschen Litteratur, die dieses amüsante Schicksal teilen: gleichzeitig noch hochaktuell und vergriffen zu sein. Vischer's Aesthetik zählt hierher, ferner die erste Auflage von Keller's „Grünem Heinrich". Der gute Meister Gottfried hatte allen, die diese erste (von ihm nicht zum Vorteil umgearbeitete) Auflage des Heinrich je neu veröffentlichen würden, angedroht, die Hand solle ihnen zum Grabe herauswachsen. Einstweilen wächst aber bloß den Liebhabern die Rechnung beim Antiquar. Ich habe also das Gefühl, wenn ich hier von Häckel's „Genereller Morphologie" handle, ich bespreche ein Buch, das so rar geworden ist, daß man von ihm wie von etwas ganz Neuem reden darf, einem Codex, der nur ein paar Händen zugänglich ist. Der Laie kennt das Werk ganz gewiß überhaupt nicht.

Versuchen wir es, in drei Worten wenigstens einen groben Querschnitt durch den wichtigsten Ideengehalt zu gewinnen.

Alles, was von geistigen Mächten bisher auf Häckel eingewirkt hatte, schloß sich jetzt zu einer Gesammtleistung zusammen. Voran Goethe. Er gab zunächst das Titelwort: Morphologie.

Nackt genommen heißt Morphologie einfach Lehre von den Formen. Wenn ich mir Häuser, Möbel, Statuen, Fische, Blumen, Crystalle beliebig nehme und auf ihre Form hin betrachte und beschreibe, so bin ich im schlichten Sinne Morphologe. Goethe hatte aber, als er den Begriff erfand, auch schon versucht, dem Worte gleich eine festere Definition zu geben. In seinem altmeisterlichen Stile, aber hinreichend klar, Jena 1807. Wir haben Naturgegenstände vor uns, meint er, besonders die lebendigen. Und wir suchen Einsicht in den Zusammenhang ihres Wesens und Wirkens. Wir sind ja, wohlverstanden, nicht bloß einfache Beschauer, sondern Philosophen. Und von hier gehen wir in's Zeug! Da erscheint uns wohl der beste Weg zunächst in der Trennung der Teile zu liegen. „Wie denn auch wirklich dieser Weg sehr weit zu führen geeignet ist." Chemie und Anatomie sind im Sinne solcher rein zersetzenden Forschung zu nennen, beide hochachtbar und erfolgreich. Aber dieser Erkenntnißweg hat doch auch sein Mißliches. „Das Lebendige ist zwar in Elemente zerlegt, aber man kann es aus diesen nicht wieder zusammenstellen und beleben. Dieses gilt schon von vielen anorganischen, geschweige von organischen Körpern." Was thun? „Es hat sich daher," fährt Goethe fort, „auch in dem wissenschaftlichen Menschen zu allen Zeiten ein Trieb hervorgethan, die lebendigen Bildungen als solche zu erkennen, ihre äußerlichen sichtbaren, greifbaren Teile im Zusammenhange zu erfassen, sie als Andeutungen des Innern aufzunehmen, und so das Ganze in der Anschauung gewissermaßen zu beherrschen." Also: „Man findet daher in dem Gange der Kunst, des

Wissens und der Wissenschaft mehrere Versuche, eine Lehre zu gründen und auszubilden, welche wir die Morphologie nennen möchten."

Man wird sich die Sache, die Goethe meint, vielleicht am besten vergegenwärtigen, wenn man sich ein wundervolles Kunstwerk denkt, etwa die Venus von Milo, — und sich dann ausmalt, wie jene verschiedenen Wissenswege auf sie eindringen würden.

Die rein zerschneidende Anatomie würde das Marmorbild in seiner entzückenden einheitlichen Kunstform einfach auflösen zu einem Schutthaufen von Marmorstücken.

Und die Chemie würde diese Marmorstücke noch wieder zersetzen bis auf ihre chemischen Grundelemente, aus denen auch sonst jeder beliebig geformte Marmorblock besteht. Die „Form" fiele einfach in die Versenkung. An dieser Form hängt in diesem Falle aber — die Venus von Milo. Man sieht auf den ersten Blick, daß hier noch ein besonderer Wissenszweig und Forschungszweig neben Anatomie und Chemie gefordert ist: eben die Morphologie oder die Lehre von der einheitlichen Form, in der uns dieses Stück Marmor hier zur Venus individualisiert entgegen tritt. In diesem Falle, vor dem Kunstwerk, würde diese Morphologie allerdings mit Aesthetik zusammenfallen oder wenigstens mit einem Zweige der Aesthetik. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß die erste und stärkste Nötigung zur Aufstellung einer besonderen Wissenschaft der Morphologie aus künstlerischen, ästhetischen Kreisen und Bedürfnissen stammt. Nicht umsonst hat der grandiose Dichter Goethe sie erfunden, und, wie gleich gesagt sei, der prachtvolle Malerkopf Häckel sie am erfolgreichsten im neunzehnten Jahrhundert ausgebaut. Aber das thut nichts dazu, daß der Sachverhalt von der Venus von Milo, die zufällig im Beispiel ein menschliches Kunstwerk ist, auch genau so paßt auf jede individualisierte Naturform: auf jeden Crystall, jede Pflanze, jedes Tier. Goethe selbst trug die Morphologie sofort in's botanische Gebiet, mit einer solchen Energie, daß das Wort heute noch im engeren Sinne als ein speziell botanischer Fachausdruck gilt. Die ganze Welt gehört aber hinein, insofern sie in „Formen" uns entgegentritt. Häckel, als er das Wort für sich aufnahm, schränkte es ganz im Sinne der universalen Definition bewußt ein, indem er sein Werk als „Morphologie der Organismen," also Formenlehre der Tiere und Pflanzen, bezeichnete.

Es lag aber eine Gefahr in dem Begriff einer Morphologie der Tiere und Pflanzen. Daß man sie als reine äußerliche Beschreibung faßte. So und so viel tausend Pflanzenarten, sauber beschrieben, etikettiert, mit laufender Nummer versehen. Ein ungeheures Kabinet ausgestopfter Bälge und Heu-Herbarium. Ein ganzer Zweig der Naturforschung seit Goethe hatte sie immer wieder so gefaßt. Etwa so, wie wenn dieser oder jener die Aesthetik erledigt glaubte mit einem illustrierten Realkatalog sämmtlicher Kunstschätze der Welt, einem Realkatalog, in dem die Marmorleiber vom Parthenon und der Moses des Michelangelo auch nur eine Nummer so und so viel waren in Rubrik so und so viel.

Vor dieser Ablenkung wahrten, außer Goethe selbst, die engeren Meister in Häckels Leben. Voran und universal Johannes Müller. In der zweiten Linie Schleiden, der Botaniker. Aus nächstem Einfluß Gegenbaur.

Jener Sorte äußerlicher Museums-Morphologie hatte man zur Stunde genug und über genug. Es lag nicht entfernt in Häckel's Absicht, ein neues vielbändiges Compendium der Tier- und Pflanzenkunde hergebrachten Stils zu liefern. „Generell" sollte seine Morphologie werden. Allgemein, großen Stils, ein Programm. Er sah seine Wissenschaft, wie Richard

Hertwig später einmal sehr hübsch gesagt hat, nicht so wie sie damals war, sondern wie sie seiner Meinung nach sein sollte.

Die Wissenschaft von den Formen sollte in voller Kraft eine „Philosophie dieser Formen“ werden. Zoologische Philosophie hatte ein rundes halbes Jahrhundert vorher der arme glückverwaiste Lamarck in Frankreich ein Werk genannt, das im Geburtsjahre Darwin's die kühnsten darwinistischen Ideen schon vorwegnahm. So galt es in Wahrheit auch hier eine neue „Philosophie der Zoologie und Botanik.“ Der Titel nennt die Zauberformel, die den Mut gab, das verpönte, im allgemeinen Hexenkessel der „Naturphilosophie“ scheinbar auf ewig ausgebrühte Wort resolut wieder zu erfassen: die von „Charles Darwin reformirte Deszendenz-Theorie“. Zwei Untertitel zerspalten das ganze Werk von hier aus in zwei Teile. Teil Eins: kritische Grundzüge der mechanischen Wissenschaft von den entwickelten Formen der Organismen (also der Tiere und Pflanzen). Teil Zwei: ebensolche Grundzüge der mechanischen Wissenschaft von den entstehenden Formen der Organismen.

In diesen Titeln liegt der entscheidende Schritt über Johannes Müller hinaus. Goethe hatte es schon betont: die Morphologie kann als solche auch eine echte Wissenschaft mit aller Tiefe einer solchen sein. Sie registriert dann nicht bloß pedantisch Formen. Sie vergleicht diese Formen. Sie sucht das „geheime Gesetz“ in der Erscheinungen Flucht. Sie faßt große Linien, mit denen der Menschengeist die Fülle der Gesichte wirklich erobert. Das hatte Johannes Müller für das engere Bereich des Lebendigen nur immer wieder bekräftigen können. Hier lag der Nerv, der die Zoologie und Botanik selber belebte, zu einem Geistesgebiet im höheren Sinne schuf. Aber jetzt: welche Gesetze zeigten sich, in welcher Folge des Denkens lagen sie? Müller hatte die Theorie. Seine Praxis war noch schwach. Da standen die „Formen“ der Tiere und Pflanzen. Was verknüpfte sie in Wahrheit, welche Realität antwortete dem philosophisch strebenden Verstand? Müllers nächste Schule, die Generation genau vor Häckel, hatte die Lösung auch hier, so schien es, angedeutet. Die Du Bois-Reymond, Virchow und Andere mehr. Sie hatten an Stelle der vagen, von älteren Einflüssen unruhig durchwühlten Müller'schen Gesammtanschauung über die Gesetze der Morphologie und des Lebens überhaupt eine einzige große Forderung geschoben. Wir versuchen die Natur als Einheit zu fassen. An einer Stelle der Natur sind wir vorgedrungen auf tiefe, anscheinend grundlegende Faktoren. In der Physik und Chemie. In ihren schlichten Naturgesetzen, Naturkräften. Versuchen wir jetzt, vom Einheitsgedanken aus und zugleich nach dem schlichtesten aller philosophischen Prinzipe, das „vom Bekannten auf's Unbekannte schließt,“ auf diese Naturgesetze der Chemie und Physik auch die Lebenserscheinungen, die Formen des Lebens zurückzuführen. Untersuchen wir, ob nicht die ganze Formenwelt der Tiere und Pflanzen, das Gesammtgebiet also der engeren „Morphologie“, sich zurückzuführen lasse auf jene gleichen, dort im Chemischen und Physikalischen schon erkannten Naturgesetze. Die Erdkugel ist Objekt der Chemie und Physik. Sollen diese paar grünen oder sonst gefärbten Dinger da an der Grenze von Luft, Wasser und Gestein, die man als Thiere und Pflanzen bezeichnet mit Einschluß des Menschen, — sollen sie im Ganzen der Erde, ein winzigster Prozentsatz „Natur“, nicht auch den Gesetzen dieses Objekts rechtlos unterliegen? Es thut nichts zur Sache, daß gerade die besten Müller-Schüler von ehemals, später sowohl der alte Dubois wie der alte Virchow (wir sahen: Virchow sogar schon sehr früh) diesen ihren konsequenten

Standpunkt mehr oder minder undeutlich gemacht haben Die nochmals jüngere, mit Müller gleichsam nur noch in der Abschiedsstunde verknüpfte Generation, zu der Häckel gehörte, empfing damals kein anderes Evangelium. Aber wie jetzt da weiter durchbrechen? In der Chemie und Physik hatte man die tiefe Schicht vor Augen, die gute mechanische Gesetze gab. Die erste Physiologie nach Müller, beispielsweise bei Du Bois-Reymond, gab auch für das Organische einige gute Fingerzeige. Aber nun die ganze Morphologie von hier in Fluß bringen ...? Auf Gesetze, mechanische, der Physik und Chemie entsprechende Gesetze das unermeßliche Formen-Labyrinth dieser tausend und tausend Tier- und Pflanzen-Formen des Museums zurückführen, — sie erklären damit?

Darwin war die Rettung. Nun auch er gegeben war, glaubte Häckel arbeiten zu können. Die Stunde war da und der Mann.

Mit Darwin kam ihm die erste Möglichkeit, die Morphologie zu einer erkennenden Wissenschaft zu erheben, ebenbürtig und geschwisterlich zu Physik nnd Chemie und damit einen Schritt näher zum Monismus, der Einheit unserer Erkenntniß vor einer einheitlichen Welt. Bisher war die Morphologie der Tiere und Pflanzen herumgetaumelt. Ein Gott, der nur als „höherer Mensch" gedacht war, hatte diese „Formen" willkürlich erschaffen, hier die Palme, dort das Moos, hier die Schildkröte, dort den Menschen. Auf bestimmte Zwecke hin, wie ein Mensch, der für sich Maschinen baut. Jetzt so schien es, wurde die tiefere Schicht endlich auch hier offenbar. Gesetze, die Himmel und Erde sonst gebaut, durchdrangen auf dem Wege der Darwin'schen Zuchtwahllehre und Anpassungslehre auch Moos und Palme, Schildkröte und Mensch.

Es war Häckel's eigenste, individuellste That, daß er diesen Weg als die wahre Linie ansprach. Damals überhaupt neu; heute auch dem Gegner wenigstens mit dem ganzen festen, historisch nie mehr zu erschütternden Markzeichen einer konsequenten Parteinahme nach einer Seite hin, für die es keine Wenn und Aber mehr giebt. Es hat sich in der Folge auch abgesehen von den offenkundigen Renegaten der freien und bedingungslosen Wahrheitsforschung, wie Virchow, eine Schule von Zoologen und Botanikern ausgebildet, die gerade im Darwinismus keinerlei Zurückführung der Lebensdinge auf die einfachen Gesetze der übrigen Welt, also rund die chemisch-physikalischen, anerkennen wollen. Ihnen ist der Darwinismus teils Thatsachen-Irrtum, teils nebelhafte Verschwommenheit, ja wohl, wie ich schon oben einmal gesagt habe, gar selber wieder Mystik und Metaphysik. Im Sinne dieser Beurteiler, deren verwickelte Gedankengänge selber vielfach an Nebel und Verschwommenheit nichts zu wünschen übrig lassen und den Teufel oft durch des Teufels Großmutter austreiben möchten (es ist das hier nicht weiter zu untersuchen), hätte Häckel damals den wahren Anschluß also verfehlt, indem er grade den Darwinismus als die Lösung des Du Bois-Reymond-Virchowschen Problems von der Zurückführung der Lebensdinge auf die Gesetze des unbelebten Stoffes faßte. Selbst diese Richtung wird ihm aber das eine heute unumwunden zuerkennen müssen: daß er jedenfalls ein Opfer doch seines konsequenten und ehrlichen Suchens nach einem solchen Anschluß geworden wäre. Jedenfalls müßte er logisch damals die richtige Linie gesehen haben, die auch jene antidarwinistische, aber angeblich streng mechanistische Schule heute anerkennt. Und sein individueller Irrtum wäre bloß gewesen, daß er sich über den Fortgang der Linie getäuscht und den Darwinismus dafür gehalten hätte. Doch lassen wir das.

Häckel selbst sah in jenen Zeugungsstunden seines größten Werkes in

Darwin den absoluten Sesam für alle Pforten der denkenden Morphologie. Mit diesem Sesam hatte es einen vollkommen neuen Reiz, die Naturgeschichte der tierischen und pflanzlichen „Form“ zu schreiben. Genau so, wie der Aesthetik eine ganz neue Welt, eine überhaupt erst denkenswerte neue Welt sich aufschließt in der Sekunde, wo sie von einem Realkatalog aller Kunstwerke der Welt überspringt zur Erkenntniß auch nur eines ersten Gesetzes künstlerischen Schaffens, nach dem auch nur ein einziges Kunstwerk jemals thatsächlich zu stande gekommen ist. . . . .

Man kann nicht gut allgemeiner beginnen, als dieses Buch beginnt. Um die Methode der neuen darwinistischen Morphologie darzulegen, wird die Methode naturwissenschaftlicher Forschung überhaupt dargelegt. Mit einer Ruhe, die der Mehrzahl der zeitgenössischen Zoologen und Botaniker eine wahre Gänsehaut erzeugen mußte, wird der verpönte Begriff Naturphilosophie wirklich wieder aus der Rumpelkammer geholt. „Alle wahre Naturwissenschaft ist Philosophie und alle wahre Philosophie ist Naturwissenschaft. Alle wahre Wissenschaft aber ist in diesem Sinne Naturphilosophie.“ Kaltblütig werden die Entwickelungsepochen der Morphologie in ein Schema nach dieser Seite gebracht.

Der Kampf zwischen reiner Beschreibung der Formen des Tier- und Pflanzenreichs und philosophischer Klarlegung der Gesetze, die hinter diesen Formen stehen, hat abwechselnd diese Epochen bestimmt. Im achtzehnten Jahrhundert, bei Linné, erfolgt eine Hochflut der reinen Außenbeschreibung und Außensystematik. Ihr folgt im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts eine Blüthe der philosophischen Betrachtung der Thier- und Pflanzenformen. Das hebt mit Goethe und Lamarck an und steigert sich zu der sogenannten älteren (jetzt allgemein so böse beleumundeten) phantastischen Naturphilosophie. Gegenstoß ist abermaliger Umschlag. Mit Cuvier kommt abermals die möglichst unphilosophische Betrachtungsweise auf. Immerhin ein Fortschritt. Beschrieb Linné nur grob äußerlich die Formen und setzte sie in den Katalog, so dringt die Epoche Cuviers in den inneren Bau, die innere Formenwelt vor und fördert so ein großes Stück. Auch bahnen ihre letzten und größten Gestalten, Müller, Schleiden und Verwandte, schon aus der Hochblüthe selbst heraus einen abermaligen Umschwung an. Häckel vollzieht das jetzt als die „That von ihren Gedanken“. Mit Darwin hebt ihm und in ihm die vierte Epoche an. Zum zweiten Mal Herrschaft der Naturphilosophie. Aber auch sie jetzt durch und durch vertieft, geläutert, alles frühere, auch das, was Cuvier und die Seinen geliefert haben, vollständig umfassend wie ein äußerster Jahresring, bloß ohne die Zaghaftigkeit, die dort waltete. Wir wollen erst recht jetzt, da wir der Form des Lebendigen noch ganz anders als je zuvor in das Innerlichste des Körperbaus, in die Anfangsstufen der Embryo-Entwickelung im Ei oder Mutterleibe, in die Ur-Vergangenheit alter Erdepochen nachgegangen sind, denken vor dieser Form. Denken mit allen Mitteln. Durch Schlüsse, Zusammenfassungen. Ja durch Phantasie, wo ein Voraufeilen zum großen Zusammenschluß, ein Neu-Zusammendenken des lückenhaft Ueberlieferten nötig ist. Wie sagt Johannes Müller? „Die Phantasie ist ein unentbehrliches Gut; denn sie ist es, durch welche Combinationen zur Veranlassung wichtiger Entdeckungen gemacht werden. Die Kraft der Unterscheidung des isolierenden Verstandes sowohl als der erweiternden und zum Allgemeinen strebenden Phantasie sind dem Naturforscher in einem harmonischen Wechselwirken notwendig.“ Das ist Häckel aus der Seele gesprochen und er läßt es gesperrt drucken.

Nichts ist lustiger, als bei den späteren strammen Gegnern Häckel's vor dieser oder jener Spezialfrage Sätzen zu begegnen wie: dies oder das bei Häckel entspringe der „Phantasie", also dem völlig unwissenschaftlichen Ding, das der Naturforscher wie die Pest zu scheuen habe! Oder: an dieser oder jener Stelle verfalle Häckel naiv dem Todfeinde aller echten Forschung, der bösen Naturphilosophie. Wie ein großer Fund, vor dem er einfach kniefällig zu Kreuz kriechen sollte, wurde ihm das vorgehalten. Ihm, der sich so unzweideutig klar in seinem ersten theoretischen Werk über diese Dinge ausgesprochen hatte. . . .

Krystallklar in der That sind diese ersten methodologischen Kapitel des ersten Bandes. Seltsame Ueberschriften schon der Kapitel ja für den, der jede philosopische Schulung in der Zoologie und Botanik entbehren zu können glaubte und auch in einer „generellen Morphologie" bloß von Zellen, Geweben, Stengeln, Blättern, Knochen, Schuppen und so weiter zu hören verlangte! Da giebt es ein Kapitel: „Empirie und Philosophie (Erfahrung und Erkenntniß)". Ein anderes: „Analyse und Synthese." Und ferner so fort: „Induktion und Deduktion." „Dogmatik und Kritik". „Teleologie und Causalität (Vitalismus und Mechanismus)", „Dualismus und Monismus". Die letzten drei Doppel-Rubriken faßt ein Obertitel zusammen als „Kritik der naturwissenschaftlichen Methoden, die sich gegenseitig notwendig ausschließen müssen." Ein solcher Titel erhellt blitzschnell die ganze Situation. Viele Jahre später hat Häckel von seiner Generellen Morphologie selbst geurteilt, sie sei ein weitschweifiges und schwerfällig geschriebenes Werk, das nur wenige Leser gefunden hätte. Mindestens dieser ganze erste, also am meisten begrifflich schwierige Teil des Buches muß gegen diese Kritik des eigenen Vaters in Schutz genommen werden. Wenn es heute noch bei weitem nicht genügend gewürdigt ist, vor allem von Fach-Philosophen nicht, so liegt das ganz gewiß nicht an seiner stilistischen Form, die ein Muster von Klarheit für jeden auch nur einigermaßen philosophisch Gebildeten ist. Das Uebel lag daran, daß man von philosophischer Seite die Anregung hier nicht suchte. Der Titel „Morphologie der Organismen" schmeckte nach Fach. Der leere Raum zwischen Fach-Philosophie und Fach-Zoologie ist aber noch heute endlos. Vollends vor vierunddreißig Jahren. Bücher wie Büchners oberflächliche Popularschrift „Kraft und Stoff" oder auch Häckels eigene spätere „Natürliche Schöpfungsgeschichte", die neben der „Morphologie" auch nur als kurzer und unvollständiger populärer Auszug gelten darf, so famos sie sonst ist, — sie sind in die Philosophie der Zeit hineingesaust wie Füchse mit brennenden Strohwischen am Schwanz. Ueber sie ist von Fach-Philisophen eine ganze Bibliothek zusammengeschrieben worden. Der Fall berührt eben einen Grundschaden unserer offiziellen Philosophie: daß sie durchweg so gut wie gar keine Fühlung mit den echten naturwissenschaftlichen Fachwerken hat, ja solcher Fühlung im Bewußtsein ihrer Kenntnißschwäche ängstlich aus dem Wege geht, und daß sie also, genau wie jeder beliebige allgemein interessierte Laie sonst, erst auf leicht zugeschürzte Popularisierungsversuche warten muß, um zu merken, was drüben im andern Lager los ist. Wer heute gegen mechanistische Naturauffassung kämpfen will, der sollte sich mit diesen Kapiteln der Morphologie in erster Linie auseinandersetzen, an sie anknüpfen. Wie viele kennen aber überhaupt nur den Titel des Buchs? Wie viele, die Häckel's Namen unausgesetzt polemisch im Munde führen?

Es enthält nicht bloß die methodologische Einleitung. Sie füllt nur die ersten hundert Seiten. Das ideelle Programm war ja damit gegeben.

Also mit vollen Segeln in eine neue Epoche des Denkens, der Naturphilosophie. Aber Hand zur Stirn. Als tiefer Kern, zu dem Darwin nur das Mittel gab, lag unter allem die Forderung: das Lebendige, Tier und Pflanze, zurückzuführen auf das sogenannte Anorganische. Seine Gesetze sollten nur gewisse Complikationen sein der einfachen, der Chemie und Physik unmittelbar zugänglichen, die allgemein in der Natur herrschten. Eine notwendige Aufgabe der generell gedachten Morphologie mußte sein, auch da einmal reine Bahn zu schaffen. Das Lebendige und das sogenannte „Tote“ waren mit einander zu vergleichen. Die drei starren Naturreiche Linné's gegeneinander zu wiegen in neuem Sinne: Tier und Pflanze — und Mineral. Häckel hatte selbst jene „Moneren“ entdeckt, lebende Schleimklümpchen, die noch nicht einmal den Form-Wert einer einzigen echten Zelle zu besitzen schienen. Hier war offenbar die unterste Ecke des Lebendigen. Damit wird jetzt die morphologisch, das heißt in der individualisierten Form interessanteste, entwickeltste Sorte des Anorganischen berührt: der Crystall. Die Unterschiede scheinen zu schwanken. Welche wunderbar ähnlichen Leistungen! Aus toter Mutterlauge baut sich, bloß durch chemisch-physikalische Gesetze, das köstliche Form-Kunstwerk des Crystalls. Von niedrigster belebter Schleimmasse ohne besondere Organe, wie sie jene Radiolarien darstellen, werden jene ästhetisch prachtvollen Kiesel-Gehäuse geformt, die Häckel in Messina in solchen Massen gesammelt hatte. Ist der Schritt von dort zu hier nicht bloß noch auf eines Messers Schneide? Je tiefer wir bei den Lebewesen abwärts steigen, desto geringer die Unterschiede gegen die sogenannte „tote Materie“. Je höher wir umgekehrt in der Crystallbildung bei dieser ansteigen, desto auffälliger die Aehnlichkeiten mit dem Lebendigen. Zwei Gedankenketten scheinen hier gradeswegs aufeinander loszusausen. Alles „Tote“ ist in Wahrheit belebt. Alles Lebendige folgt in Wahrheit den Gesetzen des „Toten“. Die Lösung ist der vollkommene Monismus auch hier. Lebendig und Tot sind gar keine Gegensätze. Die Natur im Ganzen ist nur eins. Aber wir sehen sie auf verschiedenen Entwickelungsstufen. Diese nennen wir Crystall, jene Zelle, Monere, Urwesen, jene Pflanze, jene Tier. Geschichtlich hängt das alles einmal ineinander. Und die gleichen Gesetze walten heute noch überall. Je nachdem ich meine willkürlichen Definitionen anlege, kann ich wirklich beliebig sagen: alles Tote ist lebendig; oder alles Lebendige ist prinzipiell nicht vom Toten gesondert. Der Mensch stammt in der Kette des Lebendigen von der Urzelle, der Monere. Diese Monere aber hat sich ebenso aus noch Früherem entwickelt, — natürlich entwickelt. Bloß der gangbare Begriff „Leben“ gleitet für die Vorstufen dieser Monere aus der Hand. So reden wir hier von „Urzeugung“, da ein Totes für unsern gewöhnlichen Sprachgebrauch zum Leben wird. In Wahrheit ist's nur genau so glatte Entwickelung in einem Einheitlichen. Kein Riß, kein Sprung, kein aparter Akt. Denn Tot und Lebendig sind überhaupt nie Gegensätze gewesen.

Ganz individuell „Häckelisch“ ist dabei besonders die scharfe Betonung, daß nicht nur das Lebendige dem Anorganischen entgegen komme, sondern auch das Anorganische dem Lebendigen. Die Ausführungen über das „Leben“ der Crystalle gehören zu den vorzüglichsten des ganzen Buchs. Auf diese Dinge wird die Nachwelt noch besonders zurückgehen. Wir denken heute durchweg viel zu einseitig bloß daran, daß das Leben bis zum Menschen hinauf von der Entwickelungslehre auf den sogenannten toten Stoff zurückgeführt werde. Wir vergessen, daß auch dieser „Stoff“ jählings thurmhoch steigt, indem er auf einmal das Leben, ja den Menschen

als Krone dieses Lebens **umfaßt**. Mancher meint, den Menschen vom „toten Stoff“ ableiten, heißt: einen König zum Bettler machen. Sie vergessen, daß hier ein Bettler umgekehrt zum König wird. Wenn ich sage: das Leben stieg eines Tages aus dem Anorganischen, sagen wir grob: ein Crystall etwa wurde zur Zelle, — so enthält das innerlich faktisch auch das umgekehrte Geständniß: das Anorganische umfaßt, enthält in sich auch das „Leben“. Sonst bleibt das alte mystische Wunder, wo das Etwas aus dem Nichts springt trotz aller Urzeugung. Häckel ist sich über diesen Punkt stets sehr klar gewesen. Seine späteren Studien über Atom- und Plastidul-Seele vervollständigen nur bestätigend die absolut logische Darlegung, die schon diese Kapitel des ersten Bandes der „Morphologie“ geben.

Eine Nebenfrage bloß: was entstand nun im Engeren wieder zuerst: Tier oder Pflanze? Tier und Pflanze sind natürlich vollends keine starren Gegensätze. Sie sind zwei große Hauptstämme nur in der darwinistischen Entwickelung der lebendigen Formen. Oben unabhängig, unten zusammen. Gegenbaur hatte das schon Jahre vorher (1860) in ein Bild gebracht, das Häckel in seiner Radiolarien-Monographie von 1862 citiert. Das ganze Reich der lebendigen Naturkörper sei aufzufassen „als eine kontinuierlich zusammenhängende Reihe, innerhalb deren von einem gemeinsamen Mittelpunkt aus nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin eine stufenweise Differenzierung und Entwickelung der Organisation stattfindet“. Die Endpunkte beider Richtungen (höchstes Tier, höchste Pflanze) seien stark verschieden, gegen jene gemeinsame Mitte hin aber verwische sich mehr und mehr die Differenz, bis die niedrigsten Stufen beider Reiche überhaupt nicht mehr zu trennen seien. Für diese niedrigsten Stufen vollzieht Häckel nun noch etwas, was sich gradezu aufdrängt. Er begründet für sie **ein neues Reich des Lebendigen**. Zu Tier und Pflanze das Ur-Reich jener, die schon Leben in der gangbaren Form unzweideutig zeigen, aber doch noch weder Tier noch Pflanze sind. **Protisten** werden sie getauft. Zu Zoologie und Botanik tritt die Protistik.

Das Wort Protisten (von Protiston, das Ursprünglichste, Erste, abgeleitet) ist heute in der Biologie jedermann geläufig. Wenn sich eine eigentliche Protistik als besonderer Wissenszweig bisher noch nicht fest eingebürgert hat, so liegt das wesentlich an dem Umstande, daß eine scharfe Grenze nach der tierischen, wie pflanzlichen Seite nicht besteht, also doch bald der Botaniker, bald der Zoologe praktisch in's Revier gerät. Bedenkt man aber, daß zu Häckels Protisten auch jene jetzt vielberühmten Bazillen gehören, über die neuerdings eine ganze Bibliothek heranwächst, so wird doch in absehbarer Zeit schon rein des Umfangs wegen hier ein besonderes Fachgebiet abgegrenzt werden müssen, ob man nun an den Darwinismus glaubt oder nicht.

Grade an solchen grundlegenden Neuerungen von größter Tragweite im Fach zeigt sich eklatant, wie fruchtbar und echt diese neue „Naturphilosophie“ war. Man muß sich an die haltlosen, nie und nirgendwo praktisch fördernden, als dilettantische Spielerei sofort wieder vergessenen Ordnungsversuche der Hegel, Schelling, Steffens, ja selbst in vielem des trefflichen Oken auf wirklichem, naturwissenschaftlichem Gebiete erinnern, um den ganzen Abstand zu messen zwischen dem, was man in diesen sechziger Jahren dem „Rufe“ nach immer noch mit dem Wörtchen Naturphilosophie ärgerlich verband — und der wirklichen Reformphilosophie, die Häckel jetzt gab. Und das wird mit jedem Schritt tiefer in das Werk hinein immer deutlicher. Das erste Buch hat die Methode festgelegt, die

zur „Morphologie", zur Formenlehre, führt. Das zweite hat die organischen Formen, Protisten, Pflanzen, Tiere gegen die anorganische, sogenannt „tote" Formenwelt abgegrenzt, so weit dies von dem neuen Standpunkt aus überhaupt möglich ist. Der Schritt scheint nahe, daß das dritte jetzt sofort zu Darwin überspringt und diese engere organische Formenwelt durch die Darwinistischen Entwickelungsgesetze erklärt.

Damit wäre das Programm im Wichtigsten erfüllt. Häckel schiebt aber noch zwei ganze Bücher dazwischen. Die „eigensten" des Werkes grade. Denn die Entwickelungslehre „übernahm" er ja nur, wenn er sie auch weit über Darwin fort in's Praktische trieb. In jenen beiden Büchern aber steht er ganz auf sich. Es sind die schwersten der ganzen Arbeit zugleich. Noch heute steht er mit ihnen in einer gewissen einsamen Höhe ganz abseits von dem großen und wilden Kampfe um den Darwinismus. Ich hege den Glauben, daß die Zeit erst bevorsteht, die auch hierher mit dem ganzen Nachdruck zurückkehren wird. Häckel wird von hier aus eine Rolle in der Philosophie spielen, die in ihren Wirkungen nach gar nicht abzusehen ist.

Es giebt ein Wort, das mit dem Worte Form unzertrennbar verknüpft ist: das Wort Individuum.

Die Morphologie, indem sie nicht zersetzt, sondern die Form-Einheiten als Ganzes, als Einheitliches betrachtet im Sinne jener Definition Goethes, gerät ganz von selbst auf die Betrachtung von Individuen.

In jenem Kunstbeispiel ist die Venus von Milo, wie eine Form-Einheit, so auch zugleich ein ästhetisches Individuum. Indem ich ihre Form zertrümmere, fällt auch ihre Individualität.

Wenden wir das aber auf ein beliebiges höheres Tier, eine höhere Pflanze an.

Hier ist eine Schildkröte.

Ein bestimmtes Individuum verkörpert die bestimmte Form, die ich nenne. Auch diese Form wird als solche grob zerstört, wenn ich die Schildkröte auseinander hacke bis zur Unkenntlichkeit. Die Grenze der morphologischen Betrachtung scheint genau so wie bei der Venus von Milo bei der Unverletztheit, der „Ganzheit" des Individuums Schildkröte zu liegen. Und doch besteht bei der lebenden Schildkröte noch ein himmelweiter Unterschied.

Wenn ich die Venus von Milo zu Pulver zermalme, so bin ich mit diesem Pulver sofort in einer ganz anderen Welt, stehe beim Rohstoff der ästhetisch absolut unberührten Natur. Ich kann bei diesem Kalkpulver in die Welt der Krystalle, Moleküle, Atome sichtbar oder hypothetisch vordringen. Das ist aber keine ästhetische Morphologie mehr dann. Es ist Morphologie des Anorganischen, also ein ganz anderer Zweig. Wie aber geht's bei der lebenden Schildkröte?

Gewiß: ich kann auch die Schildkröte zu einfacher chemischer Substanz pulverisieren. Dann mache ich allerdings genau denselben Sprung: ich verlasse die organische Morphologie, um mit demselben Salto mortale wie bei der Venus von Milo in dieselbe, viel tiefere anorganische Morphologie hinabzutauchen. Aber ich betrachte den Organismus des noch lebenden Individuums Schildkröte vor mir und finde doch eine große Besonderheit.

Denken wir uns, ich zerschlüge das herrliche Kunstwerk der Venus von Milo nur bis zu gewissem Grade. Oder, weniger vandalisch und wirklich besser, ich durchleuchtete es ohne Zerstörung bis zu gewissem Grade etwa mit Röntgenstrahlen auf seine Innenstruktur hin. Und ich gewahrte, daß dieses eine ästhetische Individuum in sich selbst wieder zusammengesetzt sei

aus Millionen viel kleinerer ästhetisch schöner und in sich einheitlicher Gebilde. Nicht wieder aus Millionen Wiederholungen der großen Venus en miniature. Aber doch aus echten und unverkennbaren kleinen Kunstwerken, deren jedes, für sich angeschaut und nicht in seiner engeren Individualität gestört, vollkommen so gut Gegenstand der ästhetischen Formbetrachtung sein könnte wie die ganze Venus. Bei der Venus von Milo ist das thatsächlich natürlich Unsinn. Es giebt nichts der Art. Und die paradoxe Möglichkeit wurde nur angesetzt, um zu zeigen, was bei der Schildkröte wirklich ist.

Das organische Individuum Schildkröte läßt sich bei genauer Betrachtung thatsächlich zunächst auflösen in eine Summe von so und so viel einfacheren organischen Individuen, die als solche unanzweifelbar auch noch in's Gebiet der organischen Morphologie fallen. Es sind die Zellen. Die Lehre Schleidens, Schwann's und Virchow's mündet hier einfach ein in die Morphologie. Jedes höhere Tier, jede höhere Pflanze ist für sich Individuum, — sie sind aber innerhalb dieses Individuums noch wieder Conglomerate, Genossenschaften, Staaten niedrigerer Individuen, die als solche auch noch ihr Leben und ihre entsprechende individuelle Lebensform besitzen. Der Mensch selbst, als höheres Tier, ist ein „Zellenstaat". Lehrte Virchow! Der Mensch, jeder einzelne von uns, ist ein Individuum. Als solches Gegenstand der Morphologie. Die Zelle, jede einzelne Zelle in jedem von uns, ist aber ebenfalls ein Individuum. Und als solches also ebenfalls Gegenstand der Morphologie. Die Morphologie der Organismen bekam also die Aufgabe, diese einzelnen höheren Individuen nicht nur als solche zu beschreiben, sondern sie ideell auch noch als Glashäuser mit so und so viel Stockwerken, Einschachtelungen, Innen-Häusern niederen Grades zu sehen. Und diese Innen-Schachtelei ebenfalls mit derselben Liebe Stück für Stück zu beschreiben.

Es genügt, glaube ich, zum allgemeinen Verständniß die Sache bis hierher aufzurollen. Die große Aufgabe, die der Morphologie für ihren generellen, allgemeinen Teil von hier zunächst offenbar erwuchs, war die genaue Feststellung aller jener einzelnen Schichten von Individualitäten, die sich da in der Masse der Tiere, Pflanzen und Protisten zeigten und nach oben hinauf immer abenteuerlicher miteinander verwurstelten.

Der Gegensatz: etwa Schildkröte oder Mensch — und Zelle, die zu Millionen vereint diese beiden bildet, blieb ja nicht der einzige. Dazwischen schienen sich noch wieder ganz oder fast individuelle Glieder einzuschieben. Man denke an den Begriff Organ. Was ist mein Herz? Es besteht auch schon aus vielen Zellen-Individuen, wie ich im Ganzen. Aber aus solchen Zellen bildet es in mir selber noch wieder eine Art Zwischen-Individualität. Das geht nun weiter. Was ist ein Wurmglied, was ein Seesternarm? Sie sind so selbständig, daß sie eventuell weiter leben, durch rapide Zellenvermehrung eine neue Ueber-Individualität Wurm oder Seestern bilden, wenn ich sie losschneide. Vollends bei der Pflanze wurde die Ordnung sehr schwer. Wo stecken hier überhaupt die Individualitätsstufen, die meinen tierisch-menschlichen entsprechen? Zelle und Zelle sind hier wie dort klar. Das Individuum Pflanzenzelle entspricht dem Individuum Tierzelle. Aber wem entspreche „ich", als tierisch-menschliches Vielzell-Individuum, bei der Pflanze? Dem Eichbaum da draußen etwa? Gewiß ist auch der Eichbaum ein Individuum. Aber es scheint, daß vielmehr sein einzelner Sproß dem entspricht, was ich bin. Was ist nun der Baum im Verhältniß zu diesem Sproß?

Hier dämmern noch verwickeltere Bilder auf. Wir Menschen-Individuen schließen uns ja auch zu gewissen höheren Genossenschaften zusammen. Das ganze Wörtchen „sozial“ stammt hierher. Soziales, Nation, Volk, Menschheit. Unverkennbar vollziehen wenigstens die nächsten dieser Stufen schon gewisse einheitliche Handlungen, werden verdächtig, neue Individuen zu bilden oder bilden zu wollen. Wir reden vom sozialen Organismus, vom Volkskörper, der Volksseele ....

Bei allerhand Tieren nun sehen wir das noch viel handgreiflicher. Individuen, die unserem Begriffe Einzelmensch entsprechen, wachsen zusammen, bilden Stöcke, Colonien, mit Arbeitsteilung. So bei Quallen, Korallen, Moostieren, Manteltieren, Würmern. Erst solcher Tierstock, dem in viel freierem Sinne auch unsere menschlichen Sozialverbände entsprechen, giebt die Stufe, die der Baum im Pflanzenreich darstellt. Unendliche Perspektiven. Aber auch unendliche Verwickelung. Und unendliche Aufgaben der Morphologie, sich in diesem Labyrinth ineinander geschachtelter Stockwerke der Individualisierung zurecht zu finden.

Die Sache wird ja noch viel komplizierter, wenn ich die Reihe der Lebewesen von unten nach oben entlang sehe. Ich, Mensch, bin Individuum bestimmter Stufe in meiner eigentlichen Gesammtleistung. Bestehe freilich aus Millionen Zell-Individuen, die aber in mir, von dem Ganzen aus gesehen, nur Bausteine bilden. Jetzt aber ist hier ein Wesen aus jener Protistenwelt unterhalb Tier und Pflanze. Es ist Individuum hinsichtlich seiner Gesammt-Leistung genau wie ich, also eigentlich mir in der Stufe hier gleichzustellen. Zugleich aber besteht es nur aus einer einzigen Zelle! Baustein und Ganzes bei mir fällt hier in eins zusammen. Der Baustein ist Ganzes. Es scheint eine Sisyphus-Arbeit, das in ein System zu bringen.

Und doch hat es Häckel vollbracht.

Crystallklar gliedert sich ihm alles aufeinander, aneinander, ineinander. Vom organischen Ur-Individuum, das noch nicht einmal echte Zelle ist, — jenen Moneren, die er selbst eben entdeckt hat. Mit ihnen beginnt die organische Morphologie als erstem Objekt. Erste geschlossene Individualität, — erste „Form“. Was noch tiefer liegt, fällt nicht mehr in's abgesteckte Revier. Die letzte faßbare anorganische Individualität ist vielleicht das Atom. Aber das gehört nicht mehr hierher. Ueber die Vor-Zellen und echten Zellen steigen dann als Form-Einheiten die Organe. Ueber die Organe nach ein paar noch raffinierteren Zwischenstufen die „Personen“. Ein neues Wort für das, was wir bisher konventionell „Individuum“ nannten, wenn wir eine Schildkröte, einen Vogel, einen Menschen, kurz ein „ganzes“ höheres Tier bezeichnen wollten. Bei der Pflanze entspricht der Sproß. Nochmals das Stockwerk über der „Person“ (unsere liebwerte eigene gehört ja zu dieser): der „Stock“; man könnte ebenso gut sagen: das soziale Individuum; bei der Pflanze der Baum, bei der Koralle der Korallenstock, bei uns die soziale Genossenschaft mehrerer oder vieler Menschen zu gemeinsamem Thun.

Man muß sich an jene Rede Virchow's erinnern. Wie dort das „Bewußtsein“ in die Debatte über den Zellenstaat platzte. Welche seelischen Perspektiven aus dieser Individuenlehre! Jede Form-Einheit, jede einzelne Individualität der Kette mit — Seele! Solche Seelen sich vereinigend zu Gesammtleistungen, aus denen höhere psychische Einheiten hervorgingen. . . !! Es giebt keine engere Ecke in Häckel's ganzer Lebensarbeit, wo er kühner, freier, genialer, philosophisch befreiender gewesen wäre als hier. In licht-

voller Darlegung ist eine Philosophenfrage der Jahrtausende selber auf ein ganz neues Stockwerk erhoben.

Das, ist das vierte Buch.

Das fünfte giebt nochmals etwas Anderes. Nehmen wir also jene ganze wunderbare Individuenlehre, die Lehre von den inneren Stockwerken der Form, in die organische Morphologie auf. Und treten dann nochmals ganz unbefangeu vor diese unendlich erweiterte Fälle der lebendigen Formen. Wie ordnen wir jetzt das unendliche Gewimmel mit dem reinen Blick? Die künstliche Systematik hat sich herumversucht, uferlos, hundertfältig, immer auf dem Holzweg. Es giebt von dieser Seite thatsächlich nur einen Weg.

Den mathematischen.

Ich vergleiche mit streng mathematischen Figuren. Ich bestimme Achsen, mathematische Verhältnisse der Formen. Vielleicht giebt das immerhin ein praktisches Resultat. Die einzige Art eines künstlichen Systems, das doch nachher in der darwinistischen Folge sich verwerten, sich in sie lückenlos überführen ließe und in ihr hülfe durch die Schärfe seiner Linien! Aber geht es? Hier ist ein Crystall. Ein Gebilde aus der Morphologie des Anorganischen. Er ist in seiner Beschreibung der strengen Mathematik zugänglich. Aber nun ein Seestern, ein Wurm, ein Mensch? Und doch: auch diese organischen Gebilde haben eine geheimnißvolle Grundbeziehung auf gewisse mathematische, stereometrische Formen. Man möchte fast sagen: auf Denkformen des Menschen. Alles ist im Organischen in seltsamem Fluß. Aber in allem Strom leuchtet ein Schattenbild gleichsam eines festen Grundes auch hier durch. Etwas wie mathematische Idee.

Eine Art Platonik der lebenden Formen dämmert vage auf.

Häckel zieht Linien, Achsen, Kreise, Strahlen, rhythmische Gebilde aller Art. Es scheint doch: die ungezählten Individualformen der Lebewesen passen sich im Schema so und so viel begrenzten mathematischen Formen an. Es ist streng genommen keine ganz echte Morphologie des Lebendigen, die hier getrieben wird. Nur schemenhaft zeigen sich ja diese krystallartig starren Normen im wilden Formfließen der Protisten, Pflanzen und Tiere. Nur wie eine Reminiszenz der Gesetze des rein Anorganischen, die der Blick des Beschauers noch einmal als allertiefstes Gefüge aufdeckt.

Promorphologie, Vor-Morphologie der Organismen, nennt Häckel also diesen Exkurs.

Es ist wahr, daß er, der alles Lebendige ins einfachste Schema zusammendrängen möchte, der am schwierigsten lesbare des ganzen Werkes geworden ist. Für jedes stereometrische Schema, auf das sich die Tier- und Pflanzenformen zurückführen lassen, werden mehr oder minder schwerfällige Fremdwörter gebildet. Zwanzig Jahre später urteilte Häckel (im zweiten Teil der Radiolarien-Monographie) selber, daß diese Stereometrie der organischen Formen wenig Eingang in die Biologie gefunden hätte „wohl hauptsächlich wegen der schwerfälligen und verwickelten Nomenklatur." In der Sache fühle er sich nach so viel Jahren aber noch völlig sicher.

Und in der That ist auch hier, wie mir zweifellos scheint, eine riesige Vorarbeit gethan nicht so sehr für eine eigentlich sachgemäße Systematik, als für eine wirkliche Philosophie der Botanik und Zoologie der Zukunft.

Diese Wiederkehr stereometrisch scharfer Gebilde nicht nur im Crystall, sondert verschleiert, aber doch vorhanden auch im Bereich des Lebendigen, muß noch einmal eine Erkenntnißquelle ersten Ranges werden, in einem Sinne, über den allerdings bei Häckel selbst noch nichts so steht.

Schon wir heute wachsen in eine Zeit hinein, die ein Ahnen davon ergreift, daß die tiefste Klanggewalt Beethovenscher Tonkunst, wie Goetheścher Dichtung, die tiefste Augengewalt Rafaelscher Malerei und Michelangeloscher Bildhauerkunst zugleich eine äußerst geheimnißvolle Offenbarung der raffiniertesten mathematischen Verhältnisse und Wirkungen ist. Wirkungen, hervorgebracht ohne bewußtes Ueberschauen dieser Verhältnisse, obwohl im Ganzen ein Menschengeist darüber steht! Trotz alles „Bewußtseins" unterscheidet sich das dunkel Intuitive dieser menschlichen Kunstleistungen offenbar nur sehr wenig von der seltsamen Kraft, mit der ein Radiolar der Tiefsee sein Gehäuse baut, oder eine Frühlingsfliege ihren rhythmisch schönen schneckenähnlichen Panzer sich fügt. Und es ist auffällig in beiden noch wieder dieselbe tiefste, krystallartig bildende Ur-Fähigkeit, die einst den Flügel des Schmetterlings, die Federpracht des Vogels, die an streng mathematische Formen anklingende Körperform aller Tiere und Pflanzen hervorgebracht hat, — im Beethoven und Rafael nicht bewußter oder unbewußter, nicht klarer oder dunkler, nicht mystischer oder natürlicher als im armseligsten Wurm oder solch einem Radiolar von mikroskopischer Kleinheit. Wozu sich ja noch viel sagen ließe, was aber hier zu weit führt .... Die Aesthetik des zwanzigsten Jahrhunderts wird diese Ideen aufgreifen.

Ein gewaltiges Buch! Wie viele im ganzen neunzehnten Jahrhundert können sich messen mit dem Ideenreichtum schon dieses ersten Bandes. Und doch ist es nur der erste Band. Noch ist in unserer Betrachtung der Gedanke nicht erwähnt, der für Häckels eigene Entwickelung der stärkste, der suggestiv wirksamste überhaupt darin war. Seit 1862 ist Häckel Darwinianer. Seit 1866, seit der „Generellen Morphologie" steht er in all seiner Weiterarbeit im Banne eines einzigen engeren Gedankens aus der Darwin'schen Ideenwelt. Durch ihn ist dieser Gedanke so in den Vordergrund geschoben, so unablässig vervollkommnet, abgerundet, ausgesponnen und schließlich auf alle Gassen hinausgerufen worden, daß man sich einfach gewöhnt hat, ihn als seinen, ja den typisch ihm eigenen anzusehen.

Unzertrennbar scheint er von seinem Namen.

In jedem denkbaren Zusammenhange der Zukunft, wo immer Häckels Name erklingt, wird man das Wort hinzusetzen müssen, das von 1866 an gleichsam Besitz von ihm genommen hatte, das seine Spezialarbeiten wie Populärschriften, seine philosophischen, seine polemischen, kurz alle seine öffentlichen Aeußerungen als prägnanter Einzelbegriff ebenso bestimmt und durchdringt wie im weiten und obersten Sinne das Wort Monismus.

Das biogenetische Grundgesetz.

Schon im ersten Bande der Morphologie klingt es hier und da an wie ein Motiv, das aber der Leser noch nicht klar fassen kann. Im zweiten wächst es empor, bis es den ganzen Band beherrscht.

Das Wort ist heute ungeheuer verbreitet. Teils durch Häckel's impulsive, laut redende Person selbst. Vielleicht zum größeren Teil aber auch durch seine innere sachliche Gedankenmacht. Auf hundert Gebieten taucht es auf. In der Psychologie, der Ethik, der Philosophie allgemein. In Kunst und Aesthetik. Bis in die Mystik habe ich es hinein verfolgen können. Bezeichnend ist nur augenblicklich noch, daß es mit einem wahren Fanatismus verkehrt angewendet, unvollständig definiert wird. Verkehrt und unvollständig grade der schönen und unzweideutig klaren Fassung gegenüber, die ihm Häckel selbst gegeben hat.

Die eigentliche Urquelle ist, wie gesagt, der zweite Band der Morphologie. Dieser Band will die Entstehungsgeschichte der organischen Formen geben. Was bei Darwin mehr plaudernd in fast Sokratischer Manier entwickelt ist, soll in eine Reihe scharfer Gesetze geschmiedet werden. Grade diese ganze Methode einer Festlegung mehr oder minder hypothetischer, neuer, schwankender Ideen in der Form von Gesetzen hat in der Folge oft Widerspruch erregt. Die Einen hat sie verführt, diese Ideen starr dogmatisch hinzunehmen, gleichsam schon auswendig zu lernen wie aus einem Brevier. Andere haben daraus dann wieder die Schuld der Dogmengebung auf Häckel selbst zurückgeworfen. Es ist richtig, daß ein Mißverstehen möglich war. Selbstdenken ist nicht Jedermanns Sache und die Gesetzesform kann dann eine Faulbank werden. Blindes Auswendiglernen bringt aber wirklich stets Schaden. Und doch läßt sich sagen, daß die Ideen grade in dieser nackten, unverbrämten Form auch die beste Handhabe für eine besonnen einsetzende Kritik boten, grade weil sie so prägnant die Meinung sagten. Ich kann nicht finden, daß Ordnen und logisch scharf Definieren jemals in der Welt an und für sich geschadet hat, einerlei, was nun geordnet und definiert wurde. Im Gegenteil. Man muß nur Ordnung nicht mit Glaubenszwang verwechseln. Für diesen aber steht in dem ganzen Buche kein Wort, wohl aber findet sich einmal an markanter Stelle eine ausdrückliche Verwahrung dagegen. „Wir wollen damit" heißt es im zwanzigsten Kapitel, „nicht sowohl eine Gesetzsammlung der organischen Morphologie begründen, als vielmehr einen Anstoß und Fingerzeig zu einer solchen Begründung geben. Eine Wissenschaft, die so sehr in primis cunabulis liegt, wie die Morphologie der Organismen, muß noch bedeutende Metamorphosen durchmachen, ehe sie es wagen kann, für ihre allgemeinen Sätze den Rang von unbedingten, ausnahmslos wirkenden Naturgesetzen in Anspruch zu nehmen."

Doch das sei nun, wie es wolle: jedenfalls kam gerade bei diesem provisorischen Gesetz-Definieren das berühmte biogenetische Grundgesetz selber zu stande. Und damit im Engeren des Darwinismus ein Geist, der seinen Meister Häckel nicht mehr losließ.

Suchen wir wieder eine einfachste Grundthatsache. Hier ist ein grüner Wasserfrosch. Und hier ist ein Fisch, etwa ein Hecht.

Beide besitzen eine feste Wirbelsäule im Leibe. Beide müssen also zu den Wirbeltieren gerechnet werden. Innerhalb dieser Tiergruppe sind sie aber recht von einander verschieden. Der Frosch hat vier wohl ausgebildete Beine, sein Leib endet äußerlich in keinen Schwanz und seine Athmung erfolgt durch Lungen genau so wie bei einem Vogel, Hunde oder Menschen. Der Fisch hat Flossen, er schwimmt mit Hülfe dieser Flossen und eines großen Ruderschwanzes durch's Wasser und er athmet durch Kiemen unmittelbar die im Wasser enthaltene Luft ein. Wenn wir die Wirbeltiere in eine Reihe bringen, mit dem Menschen an der Spitze, so kann gar kein Zweifel sein: der Frosch steht seinem ganzen Bau nach höher als der Fisch. Er steht tiefer als Eidechse, Vogel oder Säugetier, aber trotzdem steht er diesen dreien immerhin schon ein Stück näher als der Fisch. Das hat schon der alte Linné erkannt und entsprechend als Rangordnung festgesetzt. Die Fische sind die niedrigste Gruppe der Wirbeltiere, und die Frösche gehören zu der zweithöheren. Jetzt sehen wir uns aber an, wie ein einzelner solcher Frosch heute vor unsern Augen entsteht. Die Frösche sind eierlegende Tiere. Die Froschmutter legt ihre Eier im Wasser ab und aus jedem dieser Eier, so erwarten wir nach löblichem Brauche der Natur, wird ein neues junges

Fröschlein hervortreten. Es tritt auch etwas hervor, das aber vom erwachsenen Frosch sich entschieden ganz wesentlich unterscheidet.

Es entsteht die sogenannte Kaulquappe. Sie besitzt zunächst noch keine Beine. Dafür hat sie einen langen Ruderschwanz, mit dem sie sich im Wasser munter schwimmend bewegt. Und sie athmet in diesem Wasser mit Kiemen genau so wie ein Fisch. Erst indem dieser Kaulquappe vier Beine wachsen, der Schwanz schließlich eintrocknet und die Kiemen am Halse sich schließen, dafür aber echte Lungenathmung durch den Mund eintritt, wird die Kaulquappe zum echten Frosch. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Kaulquappe in den wesentlichsten Dingen dem Fisch unverhältnißmäßig viel mehr gleicht als dem Frosch. Zwischen dem Froschei und dem Frosch liegt eine Stufe der Entwickelung im Leben jedes werdenden Einzelfrosches, von der man ungefähr sagen kann: der junge Frosch muß erst noch einmal Fisch werden und dann erst wird er Frosch.

Wie sollen wir das nun deuten?

Die nächste Annahme wäre etwa folgende.

Alle Wesen erscheinen in der Natur prächtig ihrer Umgebung, ihren Lebensverhältnissen angepaßt.

Einerlei einmal jetzt, woher das kommt.

Es bestehe nur als nackte Thatsache. Nun legt der Frosch seine Eier in's Wasser. Die Jungen kriechen aus und sind zunächst also selber im Wasser. Die praktischste Anpassung ist: sie wimmeln mit einem Schwanz und athmen durch Kiemen wie Fische. Erst später finden sie das Land, kriechen hinauf und verfallen jetzt in eine entgegengesetzte Anpassung, mit Beinen und Lungen.

Bei dieser Lösung bleibt die Frage dunkel: warum legt der Frosch seine Eier in's Wasser?

Doch auch das könnte irgendwelche Nützlichkeit, irgend eine Schutz-Notwendigkeit für ihn haben. Aber wir betrachten einige andere Fälle.

Es giebt einzelne Arten von Laubfröschen, von Kröten, von verwandten Amphibien wie den Salamandern, die ihre Eier thatsächlich gar nicht in's Wasser bringen. Sie bergen sie teils äußerlich in Hautfalten des Leibes, teils (wie der Alpensalamander) nach Art der Säugetiere im Mutterleibe selbst. Dort entwickeln sich aus dem Eie die jungen Tiere. Auch dort aber, wo von Wasserleben also thatsächlich keine Rede ist, nehmen diese jungen Frösche, Kröten, Salamander zuerst jene Fischgestalt mit einem Flossenschwanz bei Fröschen und Kröten, mit Kiemen bei Frosch, Kröte und Salamander an. Es scheint ein inneres Entwicklungsgesetz zu walten, daß diese Fischform beim Frosch und Verwandten noch einmal hervorbringt in seiner individuellen Entwickelung auch ohne jede besondere äußerliche Anpassungs-Nützlichkeit.

Jetzt denken wir aber einmal etwas darwinistisch: Glauben an Entwickelung.

Es liegen allerhand Gründe vor, die uns wohl annehmen lassen könnten, die Frösche und Molche, die im System höher als die Fische stehen, hätten sich einfach vor Zeiten im Gange ansteigender Entwickelung aus Fischen entwickelt. Sie wären voreinst überhaupt einmal Fische gewesen. Dann würde jene sonderbare Erscheinung besagen: jeder junge Frosch gleicht noch einmal diesen Fisch-Ahnen. In jedem Einzelfalle entsteht aus dem Froschei heute noch einmal zuerst das Frühere, Gewesene, die Ahnen-Stufe: der Fisch. Und in schnellstem Fluge wird der dann erst zum Frosch. Die Einzelentwickelung rekapituliert noch einmal ein großes

Kapitel der Vorgeschichte des ganzen Froschvolkes. Das in ein erstes grobes Gesetz gebracht, lautete etwa: jedes neu geborene Einzelwesen muß noch einmal, ehe es in der Form seinen Eltern gleich wird, schnell die Form der Vorfahren dieser Eltern durchmachen. Soll ein neuer Einzel-Frosch werden und waren die Vorfahren des ganzen Froschstammes Fische, so wird aus dem Froschei zunächst noch einmal ein Fisch und der erst gestaltet sich dann zum Frosch.

Das ist der holzschnittmäßig hahnebüchene Umriß dessen, was das Wort „biogenetisches Grundgesetz“ besagt.

Damit aus der einen Frosch-Fisch-Thatsache ein „Gesetz“ werde, ist freilich mehr nötig als diese eine Thatsache.

Aber wir schauen herum und die verwandten Dinge liegen allen Ernstes knüppeldick.

Denken wir uns, die darwinistische Entwickelung ist über gewisse Amphibien fort zu Eidechsen und von da zu Vögeln und Säugetieren gegangen. Das ist ein langer Weg. Aber schließlich bliebe immer: da die Amphibien (wie Frosch und Molch) von Fischen als Ahnen abstammten, so stammen damit auch alle jene höchsten Klassen daher. Bis zum Menschen hinauf. Da müßte jenes Gesetz doch wohl auch diese Ahnenform der kiemenathmenden Fische bis zu uns hinaufgetragen haben!

Verrückte Vorstellung.

Der Mensch sollte wie der Frosch einmal Kaulquappe werden.

Und doch. Da hilft kein Beten, wie Falstaff sagt. Im Mutterleibe hat auch der Keim oder Embryo jedes Menschen einen Zustand, da er Kiemen am Halse zeigt, genau so wie ein Fisch. Und der Hund, das Pferd, das Känguruh, das Schnabeltier, alle haben sie's so. Der Vogel, das Krokodil, die Schildkröte, die Eidechse. Und es bleibt nicht bei der einen Sache. Aus dem Fisch etwa wird ein Amphibium. Daraus eine Eidechse. Und aus der Eidechse, denken wir uns darwinistisch, ein Vogel. Die Eidechse hat durchweg solide Zähne im Maul. Der Vogel hat einen zahnlosen Schnabel. Heute hat er ihn! Als er noch Eidechse war, hatte auch er Zähne. Hier liegt also noch eine Zwischenstufe seiner Ahnenreihe zwischen dem Fisch und ihm. Man könnte erwarten: sein Embryo oder Keim im Ei wird auch davon noch etwas spiegeln. Und in der That: im Maul junger Papageien im Ei finden sich zuerst Zähne, ehe der Schnabel wurde. Als man das zuerst entdeckte, kannte man noch nicht die echte Uebergangsform zwischen Eidechse und Vogel, die später wirklich in Solenhofen gefunden worden ist als Steinabdruck aus der Jura-Zeit: die Archäopteryx, die schon Federn hatte wie ein echter Vogel und doch noch Eidechsenzähne Zeit ihres Lebens im Maul. Dieser Fall ist schon in doppeltem Sinne lehrreich. Einmal zeigt er, wie wir hier aus der Keimform des Vogels richtige Schlüsse rückwärts hätten ziehen können, auch wenn die wahre Uebergangsform von der Eidechse zum Vogel niemals realiter wäre gefunden worden. Und dann sehen wir hier im jungen Vögelchen im Ei schon *zwei* Ahnenstufen, die hintereinander liegen, gespiegelt: erst in den Kiemen den Fisch, dann in den Zähnen die Eidechse. Das Gesetz einmal in Kraft, würde ja in dem letzteren nichts sonderbares liegen. Wenn *eine* Ahnenstufe wie der Fisch im jungen Tier einer höheren Gruppe noch einmal gespiegelt wird, — warum nicht mehrere, schließlich alle? Der Stammbaum der höheren Formen ist ja endlos lang, zweifellos. Wie endlose Stufen bis zum Fisch schon! Und dann Amphibium, Eidechse, Vogel. Oder gar Säugetier bis zum Menschen herauf.

Warum soll das Gesetz nicht lauten: die ganze Ahnenreihe muß noch einmal erscheinen in der Entwickelung jedes Einzelwesens?

Jetzt sind wir auf dem Punkt, den Häckel'schen Gedanken in seiner Weite zu zu verstehen.

Freilich auch mit seinen sehr besonnenen Einschränkungen ..

Zunächst noch zwei geschichtliche Worte.

Im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts spukten, wie erzählt ist, vielfach in der Naturphilosophie vordarwinistische Entwickelungsideen.

Goethe, Lamarck sind allbekannt heute in diesen ihren Ideen. Ein Denker der Richtung war vor allem aber auch jener Lorenz Oken, der die Naturforscherversammlungen begründet hat. Oken hatte sich sehr nachhaltig auch mit Embryologie, mit der Wissenschaft von den Keimformen der Einzelwesen, befaßt. Mindestens wußte er hier Bescheid, so weit seine Zeit es ihm an die Hand gab. Ich schlage einen alten, auf Löschpapier schaudervoll gedruckten Band von Okens „Allgemeiner Naturgeschichte für alle Stände" von 1833 auf. Es ist im vierten (zuerst ausgegebenen) Bande auf Seite 470.

Wir hören, daß die Raupe des Schmetterlings einer Entwickelungsstufe der tierischen Form gleiche, die tiefer als das Insekt steht. Dem Wurm. Und Oken sagt: „Es ist kein Zweifel, daß hier eine auffallende Aehnlichkeit besteht, welche die Idee rechtfertigt, daß die Entwickelungsgeschichte im Ei nichts anderes sei als eine Wiederholung der Schöpfungsgeschichte der Tierklassen." Oken wußte auch schon sehr gut, daß das Hühnchen im Ei Kiemenspalten zeigt wie ein Fisch. Und er begründete seine „Idee" auch damit. So nahe stand Oken dem, was Häckel groß gemacht hat. Aber Oken wurde ausgelacht. Seine Lehre galt für eine Absurdität von 1833 bis 1866. Es ist nicht zu leugnen, daß die Ursachen in gewissem Sinne in ihr selbst lagen. Oken verkannte zweierlei. Beides hat Häckel mit einer Klarheit ohne gleichen entwickelt. Dazu kam dann aber als Wichtigstes, daß die natürliche Entwickelungslehre, die überhaupt das Wort „Ahnen" wieder möglich machte, in Okens Tagen selber Aschenbrödel blieb.

Kaum war sie wieder da, so kam auch das Prinzip jener alten Lehre über die Keimformen zurück.

Darwin betonte es sofort. Aber Häckel sollte es erst im Großen ausspinnen. Zwei Korrekturen legte er an. Oken und seine Leute hatten etwas Unglückseliges geglaubt. Sie glaubten an einen Stammbaum der Lebewesen. Aber sie faßten ihn im Sinne des alten Systems. Linné hatte gezählt: Säugetiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten, Würmer. Eine einzige grade Kette. Für die erste grobe Ordnung gewiß die beste Kette. Nun kam Oken mit der natürlichen Entwickelung, faßte aber diese Kette selbst einfach als den Stammbaum. Die Säugetiere gingen aus den Vögeln hervor. Die Fische aus den Insekten. Und so immer grade aus. Sollte das wirklich so sein, so mußten die höchsten Tiere sämmtliche Tier- und Pflanzenstufen in ihrer individuellen Entwickelung wiederholen im Sinne jener „Idee." Der Mensch nicht nur Eidechse und Fisch, sondern auch Vögel, Käfer, Krebse. Und so fort. Dem entsprachen nun absolut nicht mehr die Thatsachen. Und so schien alles auf dem Spiel.

Nun ein Blick auf Häckel's Stammbaumtafeln. Niemals hatte nach ihm der Stammbaum sich aufgegipfelt in der steifen Eiffelthurm-Façon des Linnéschen Systems. Unten Protisten, Urwesen. Gleich von da zwei parallele Stämme: Tiere und Pflanzen, — die sich nie mehr kreuzten, also auch nicht in

Embryo-Formen wiederholen konnten! Dann der engere Stammbaum der Tiere fast an der Wurzel wieder zerteilt in mindestens fünf selbständige Aeste, die jeder für sich gingen. Einer gipfelte in den Insekten, über Wurm und Krebs hinauf. Ein ganz davon unabhängiger lieferte die Wirbeltiere. Und der verästelte sich noch wieder. Jenseits der Eidechsen zum Beispiel wuchsen Säugetier und Vogel abermals getrennt als Parallelen auf. Absoluter Unsinn also, daß je ein Säugetier im Mutterleibe Vögel-Formen, oder Krebs- und Käfer-Formen, oder Muschel-Formen und Quallen-Formen zeigen sollte und wenn auch zehnmal das biogenetische Grundgesetz in Thätigkeit war.

Mit diesem Gesetz war dann noch ein zweites Wörtchen selber zu sprechen. Oken meinte: koste es, was es wolle, dieses Gesetz muß immer gelten. So betrachtete er den Schmetterling. Zwei seltsame Embryo-Stufen durchlief er. Raupe erst, dann Puppe. Die Raupe entsprach dem Wurm. Das ließ sich zur Not hören. Aber die Puppe mußte auch etwas sein. Zwischen Wurm und Insekt stand im System der Krebs. Er hatte eine harte Schale. Die Puppe auch. Also wiederholt die Puppe den Krebs. Mit solchen tollen Schachzügen ging's nun im neuen Sinne unmöglich weiter.

Häckel stellte fest: das biogenetische Grundgesetz besteht.

Es giebt eine Grundnorm, die uns die Embryologie erklärt und zugleich (man denke an das Beispiel von den Eidechsenzähnen des Vogelembryo) die wunderbarsten Fingerzeige für den Weg der Ahnenentwickelung geben kann.

Aber seine Grenzen findet das in Folgendem.

Die Anpassungen im Sinne der Darwinschen Gesetze haben sich, je höher die Stammbaumzweige stiegen, mehr und mehr doch auch auf die Embryo-Zeiten der Wesen erstreckt. Die lange Rekapitulation der Ahnenstufen geriet oft in bösen Zwist mit den Schutzbedürfnissen der jungen und jüngsten Individuen. Erfolg war, daß durch die Darwinschen Anpassungsgesetze das biogenetische Grundgesetz selber eingeschränkt wurde. Die allzu lange Folge der Ahnenportraits wurde gekürzt, verwischt, übereinander gestülpt. Es blieb nur ein schattenhafter Rest schließlich, immer noch ein äußerst lehrreicher. Aber man muß von ihm nicht das Unmögliche verlangen. Und so erhielt das nackte und grobe biogenetische Grundgesetz eine gleichsam erst salonfähige, wirklich biologiefähige Fassung: die individuelle Entwickelungsgeschichte jedes Einzelwesens ist ein gedrängter, verkürzter, teilweise stets veränderter Auszug aus der Entwickelungsgeschichte der Ahnen. Das war bescheidener, aber es war erst die eigentliche Wahrheit. Das Lehrreiche hinsichtlich der Ahnengeschichte war nicht an sich und vorkommenden Falles bestritten, im Gegenteil. Aber die Lücken, Sprünge, Widersprüche waren erklärt.

Ein geschichtliches Detail ist hier noch nachzutragen, nachdem Oken in seiner Rolle gewürdigt ist.

In der Zeit seit Oken waren diese Ideen zwar verspottet worden von großen und kleinen Fachgelehrten, aber sie waren doch nicht eigentlich „tot zu kriegen“ gewesen. Agassiz, der ausgesprochenste Schöpfungs- und Dualismus-Zoologe, der im 19. Jahrhundert gelebt hat, hatte sie gelegentlich wie ein Kuriosum Gottes ausgespielt. Er sah ja in der ganzen Zoologie nur ein mystisches Kuriositäten-Kabinet. Je kurioser, desto besser. So spielte er auch mit diesem Gedanken, bestätigte ihn, aber faßte ihn erst recht dann bloß als geistreiche Redeblume. Ein armer Kerl, dieser Agassiz. Er erlebte noch Darwin wie manche eleganten Salonphraseure über Menschenrechte die französische Revolution erlebt haben. Plötzlich ging ihm alles über den Kopf. Womit er unter Rosen gespielt, das wurde jetzt Brandfackel. Als blöder

Schäfer taumelte er bei Seite und zeterte gegen die Scheusale, die aus seinen Scherzen Ernst machten und bitteren Ernst.

Als Darwin kam, war dieser Ernst da, — auch für jene Embryo-Frage. Da nun war der Erste, der das nach Darwin sah, ein Mann fern in Südamerika, Fritz Müller.

Fritz Müller, 1822 geboren, in den Annalen der Zoologie einer ihrer trefflichsten Pioniere, hatte Oberlehrer werden wollen, war aber am Staatsdiener-Eid gescheitert. Er schrieb 1849 an das Ministerium, man solle ihm die Formel: „So wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum" erlassen. Abschlägig beschieden, geht er nach Südamerika, um ein einsames Forscherleben im Urwald zu beginnen, von dem die Zoologie auf lange Zeit zehren wird. Darwin nannte ihn den „König der Beobachter". Dieser Fritz Müller veröffentlicht 1864 ein Schriftchen von 91 Seiten mit dem guten Titel: „Für Darwin." Er betont und verbessert zugleich streng darwinistisch den alten Gedanken Oken's und liefert neue Beiträge dazu aus der Naturgeschichte der Krebse, die geradezu verblüffend wirken. Es ist hinzuzusetzen, daß das Positive, was er damals auf Grund des Gesetzes für den Stammbaum der Krebse festgestellt zu haben glaubte, in einer, wie es heute scheint, berechtigten Weise später angezweifelt worden ist und gerade von Anhängern des Gesetzes, wie dem trefflichen Arnold Lang, völlig umgedeutet werden mußte. Das schließt aber nicht aus, daß die Anregung nachdrücklich genug war. Häckel hat voraussetzungslos bekannt, wie stark sie auf ihn gewirkt hat. Aber es bleibt alles trotzdem wahr, was Häckel's Priorität in der Größe der Anwendung und Ausgestaltung des Gesetzes, ja in seiner endgültigen Formulierung betrifft.

Als Häckel sich des Stoffs bemächtigte, schuf er zunächst die nötigen scharfen ordnenden Worte. Wie der Gott der Legende nannte er den Tag Tag und die Nacht Nacht. Die Geschichte der Ahnen, des Stammes, taufte er Phylogenie, Stammesgeschichte. Heute ein geflügeltes Wort. Die Geschichte des Individuums vor seiner Vollendung hieß durch ihn fortan Ontogenie, Keimesgeschichte. Das Gesetz lautete dann: Die Ontogenie ist ein gekürzter, oft gefälschter Auszug der Phylogenie.

Auf das „Gekürzt" und „Gefälscht" kam ein solider Drücker.

Zwei Fremdwörter werden auch hier erfunden. So weit die Keimesgeschichte echte Wiederholung der Stammesgeschichte war, hieß das fortan Palingenesis, echte Wiedergabe des Ahnenhaften. War die Geschichte umgekehrt durch neue Anpassungen verwischt, so hieß das Cenogenesis. Zu deutsch Fälschungsgeschichte.

Wohlfeile Hanswürste haben daraus gemacht, Häckel lege der Natur unter, daß sie sich selber beschummele. Der wahre Sinn ist sonnenklar, wenn man den Irrgang Okens im Auge hält.

„Fälschungsgeschichte" ist in diesem Falle nichts anderes als Ausdruck der Thatsache, daß unsere Gesetze, die wir erfinden, Idealformen, nicht jedesmal passende Realitäten sind. Wir lernen auswendig: die Erde ist eine Kugel, die Erdbahn ist eine Ellipse. Keiner der beiden Sätze ist streng richtig. So wenig eine mathematische Figur je Realität hat.

Die Erde ist schon allein durch die Anziehung des Meerwassers durch die Continente eine in Worten gar nicht mehr faßbare mathematische Irregularität. Die in Perioden unablässig sich ändernde und noch dazu in ihrem Verhältniß zu einer selbst bewegten Sonne verknäuelte Sonnenbahn der Erde exakt als bestimmte Ellipse zu bezeichnen, ist der größtmögliche Unsinn.

In dieser Weise erleidet jedes Naturgesetz naturgesetzliche „Fälschungen“.

Stößt man sich nicht an dem Worte, so ist der damit verbundene Begriff aber sogar höchst wichtig für jede weitere Benutzung des biogenetischen Gesetzes. Ohne ihn verwirrt es sich selbst, besonders in Laienhand, in den völligen Unverstand. Die Ahnengeschichte, liest man nur zu oft, ist identisch mit der Geschichte des Einzelwesens. Sie wird von dieser wiederholt. Das wird nun in Psychologie, Aesthetik, wer weiß sonst wo, blindlings angewendet. Paßt es zufällig, — Triumph! Paßt es nicht, (wie in tausend Fällen) so wird auf Häckel geschimpft.

Man findet, daß „das biogenetische Grundgesetz hier versage“ und wirft nur gleich den ganzen Darwinismus hinterher.

Der zweite Band der „Morphologie“ ist das dauernde Palladium gegen all diesen Unsinn. Hier scheiden sich die wahren Leser und echten Anhänger Häckel's — und die Phraseure, die ihm nachlaufen, weil er berühmt ist, und ihn ebenso gewissenlos um einer andern Mode-Berühmtheit willen verlassen.

Das Buch will freilich gelesen sein.

Die umgestürzte Postkutsche.

Eine Geschichte aus der guten alten Zeit.

Von **Svend Leopold**.

„Nun wollen Wir alle sparen, wo man sparen kann," sagte Se. Majestät kurz nach seiner Thronbesteigung. Das war nur so ein Wort an der Tafel gewesen. Se. Majestät nahm es nicht so genau mit der Sparsamkeit; aber das geflügelte Wort flog durch das offenstehende Schloßfenster hinaus, flog über Stadt und Land, und die Folge war, daß die ganze Monarchie bis zur Eider hin plötzlich sparen wollte. Alle nahmen das Königswort buchstäblich, man sparte in Ribe, man sparte in Tönder; die Frau Bürgermeisterin mußte sich mit einem Schnürleib ohne pariser Stangen begnügen, auf Landrats Assemblee bekamen die Damen Kandis zum Thee; das Sparen ging nämlich meist über die Damen her.

Am schlimmsten war es jedoch, wenn aus der Sparsamkeit geradezu Unfälle entstanden.

In der Petrikirche war die Kanzel altersschwach und bedurfte einer Stütze, aber da half keine Menschenseele; gespart sollte werden, und darum mußte der Probst mitten in seiner zierlichsten Redewendung hindurchplumpsen.

Das Aarhus-Packetboot „Adonis" lag in Nyhavn und sog Wasser wie ein Schwamm, da half kein Reden, nach Aarhus sollte es doch; man sagt, die Passagiere hätten sich bei „Anholt" an's Land gerettet, und das war ihr Glück.

Aber es gehörte noch ein Unglück dazu, bis diese Manie ihren Todesstoß bekam.

Und das kam auch — es wurde eine ganze Katastrophe.

Die Diligence stürzte zwischen Korsör und Slagelse um. — —

Vor diesem unglückseligen Ereignis kamen natürlich noch viele kleine Unfälle vor, Herrn Professor Oehlenschlägers Tragödien wurden dünner und dünner, dermaßen wurde mit den göttlichen Genie-Funken gespart, aber das schadete ja hauptsächlich nur den Buchhändlern. Daß Ole Bull, der ein Concert gab, den „Carneval de Venise" durchaus nur auf einer Saite spielen wollte, anstatt auf vier, und die Tänzer in Mr. Bournonvilles Balletten nur auf einem Bein tanzten, um das andere zu schonen, war ja auch ein Aergernis, aber nur ein kleines. Es war wohl auch recht unangenehm, daß bei dem Comitée des Thorwaldsen-Museum's absolut nichts einlief; aber was sollte man auch mit Marmorgöttern in einer vernünftigen und sparsamen Zeit?

„Sinn für das Schöne" hätte man, aber ein Riksdaler war und blieb doch ein Riksdaler, und eine Sparkasse war etwas Solideres, als ein Museum mit nackten Figuren, in das man seine Mädelchen doch nicht schicken konnte, wenn es wirklich einmal fertig wurde. Man steckte den Riksdaler in die Sparkasse und rief dem Professor Thorwaldsen Hurrah zu, wenn er von Nysö zur Stadt kam, da war Vernunft darin.

Aber dann geschah es also, daß die Affaire mit der Diligence die Leute in Schreck versetzte.

Ein Banquier, ein hochachtbarer Mann mit vielseitigen Kenntnissen, hatte eine Rippe gebrochen, einem Litteraturkritiker von der Kopenhagen-Post war das Nasenbein eingedrückt, ein Philosoph hatte den Verstand verloren, da war wohl nicht so

wenig zu verlieren gewesen, eine Hoflieferantin war zu früh niedergekommen, und eine junge Dame aus einem der respektabelsten Häuser der Stadt, die ihrem Verlobten entgegenreiste, hatte ihre ganze Jugendanmut verloren.

Das mit der jungen Dame war das Traurigste, denn daß die Hoflieferantin zu früh niedergekommen war, war ja nur erfreulich, obschon der Hoflieferant vor zwei Jahren gestorben war und also seinen Erben nicht zu sehen bekam.

Drei Madams aus der eleganten Welt waren bei der Sache unbeschädigt davongekommen, mit ein bischen Migräne und zerbrochenen Fischbeinärmeln, das waren bei ihnen die ganzen Folgen. Die Leute ärgerten sich im Stillen darüber, daß sie so billig weggekommen waren; man war um einen interessanten Beinbruch in der „großen Welt" betrogen.

* * *

Sie war das schönste Mädchen in ganz Kopenhagen.

Sie hieß Ludowika Mathilde Juliane.

Obschon sie die Tochter eines der ersten Häuser der Stadt war, konnte man ihr doch nichts nachreden. Vor der eleganten Pforte des Hauses von Etatsrats auf dem Hauser-Platze blieb das Geschwätz stehen und gaffte und guckte an der Façade hinauf: aber da gab es nichts, worüber man schwatzen konnte, und so gab das Geschwätz das Thema auf und ging wo anders hin, wo es mehr zu thun gab.

Ludowika war kein geistvolles und belesenes Mädchen, sie schrieb nicht „Alltagsgeschichten" nach sieben Uhr bei der Astrallampe, sie verbarg nicht ihre Gedanken im Nähtisch und sie verstand auch nichts von Liberalismus und Politik.

Ludowika hatte einfach nicht Zeit zu dergleichen. Sie nahm sich mehr des Haushalts an, besorgte die feinere Wäsche, stärkte, bügelte, machte Früchte ein, bereitete Marmelade, versah die Astrallampen und schnitt Lichtmanschetten aus. Ihr ganzes Leben wurde zu einer „Alltagsgeschichte" sodaß ihr durchaus keine Zeit blieb, eine solche zu schreiben.

In Rosarot regierte sie Papa, den Etatsrat, der Wittwer war, und zwei weißbehaubte Fynensche Mädchen, von denen sie sagen mußte, daß sie in jedem und allem unmöglich und zu aller feineren Hausarbeit unbrauchbar waren.

Aber lebhaft war sie, jung und munter, nicht nur ihr Kleid war rosarot.

Wenn sie am Abend auf der Wallpromenade einen Spaziergang machte, flogen ihre Gedanken lebhafter herum, als die Mühlenflügel dort. Ihre Haltung war vornehm, ihr Gang schwebend, die Frisur à l'enfant. Mehr als ein piquéwestiger Dandy mußte sich sagen, sie wäre ein verteufelt flottes Jüngferchen, und ein Witzbold hatte den Einfall gehabt, sie „die sechzehnjährige Königin" zu nennen. Königin war sie über hundert Herzen, hätte sie nur eines der vielen Herzen durch die breite Pforte von Etatsrats hineinlassen wollen.

Volle Herzen und leere Beutel gingen meist Hand in Hand, meinte der Etatsrat, und das war ein Mann, der Geld im Sack und Haare auf den Zähnen hatte.

„Ludowika, mein Mädchen, sei vorsichtig, wenn Du auf den Wall gehst," sagte der Vater, der mit seiner Podagra zu Hause im Rollstuhl sitzen und Banknoten zählen mußte.

Und Ludowika war vorsichtig bis ganz in die Dreißig hinauf, vorsichtig auf dem Hauser-Platz, vorsichtig auf dem Wall; aber da ihr Kleid stets rosarot und ihre Frisur ständig à l'enfant war, da sie immer guter Laune blieb, konservierte sie sich vortrefflich. Die Gedanken gingen weiter wie Mühlenflügel, Ludowika besorgte weiter ihre Wäsche, stärkte, bügelte, bereitete Marmelade, schnitt Lichtmanschetten aus, und endlich kam ein Freier und zwar einer mit Vermögen und den feinsten Manieren.

Es war ein Kanzleirat, ein älterer Junggeselle aus Nyborg.

Ludowika mußte vier Morgenschürzen in den Abendstunden nähen, ehe der

Kanzleirat das entscheidende Wort gesprochen hatte; aber dann kam es doch endlich heraus.

„Fragen Sie Papa", sagte Ludowika und sie weinte.

Der Kanzleirat hatte mit Papa gesprochen, und dann war die Geschichte in Ordnung.

„Gutes und verehrungswürdiges Mädchen" sagte der Kanzleirat und küßte seinem Mädchen die Hand auf der äußersten Spitze der fünf rosafarbigen Nägel.

Am nächsten Morgen kam der glückliche Freier mit einem Rosentopf und einem ziemlich langen Gedicht angetänzelt. Der Kanzleirat hatte nämlich eine dichterische Ader, die er in „Iversens Zeitung" und „Elmquist's Lesefrüchten" ausströmen ließ. Es waren gewöhnlich kleine gallengelbe Satiren über die neueste Hauptstadt-Litteratur, es ging heidenmäßig her über aufsprießende Talente und über die „neuen" Ideen. Des Kanzleirats Pegasus, der in Nyborg angeschirrt stand, war nämlich ein seltsames Thier: es hatte Klauen, statt der Hufe, und konnte kratzen und beißen.

Nun kam eine schöne Zeit; man ging in „Königs-Garten", man ging auf den „Wall", in die Komödie, zur Assemblée.

War man allein zu Hause, briet der alte Papa Aepfel und legte Patiencen, die Verlobten küßten sich auf dem Sopha, ästhetisierten, wenn das Mädchen hineinkam, machten Fidibusse und sangen zweistimmig.

Papa arrangierte auch kleine Abendgesellschaften mit auserwähltem Publikum.

Es war meist der alte Bekanntenkreis des Etatsrats: ein Oberkassierer an der Königlichen Kreditkasse, eine Stiftsdame aus dem Stövringgaards-Kloster, die dort zum Besuch weilte, ein Oberlandesgerichts-Advokat mit Staar im rechten Auge, ein Finanzrat und ehemaliger Zuckerraffineur aus der Helsingörngasse, der Holmener Probst mit Jungfer Tochter in Tarlatan und ein sehr begüterter Sekretär an der Kopenhagener Armenkasse, der am Stock ging und schnupfte.

Man bekam Kapaunenbraten und gewärmten Rotwein.

Der Finanzrat, der ehemalige Zuckerraffineur, hielt eine dreiviertelstündige Rede auf das Brautpaar, das am Tischende saß und die Köpfe hängen ließ, wie Fuchsienblüten. Die Stiftsdame, in bronzefarbiger Seide, saß da und schwatzte laut mit sich selbst, lauter und lauter, kurze Ausrufe und lange Reden; offenbar bekamen die Colleginnen in Stövringgaard ihr Teil.

Der Finanzrat gebrauchte viele technische Ausdrücke aus seiner aufgegebenen Raffinerie, die er sinnreich auf das Brautpaar anwandte. Da kam sowohl ein „gleichmäßiges Sieden", als „eine sorgfältige Abschäumung" vor. Der Holmer Probst, der mit gekreuzten Armen dasaß, nickte mehrmals nachdenklich und verständnisvoll der im Geheimen gähnenden Ludowika zu.

„Reiner Unsinn, mein Lieber!" rief auf einmal die alte Stiftsdame unten.

Der Finanzrat hielt an, wie eine Uhr, die plötzlich entzweigeht. Die allgemeine Bestürzung war groß. Aber als sich dann zeigte, daß die alte Dame nur im Schlaf sprach, klärten sich alle Gesichter auf, man lächelte einander wieder verständnisinnig zu, und der Finanzrat fuhr unbeirrt fort:

„. . . finden mögen Frieden und Ruhe in glücklichen Verhältnissen, in gesegneten Umständen — — sie leben hoch!"

So endete die Rede, und es war Zeit, daß der Finanzrat zum Schluß kam; die Lichter brannten schon in die Leuchter hinein, der Etatsrat saß bereits mit einem riesigen Lichtlöscher da und löschte nnd löschte, aber da er kurzsichtig war, entstand ein solcher Dunst, daß die Stiftsdame erwachte, sich in ihrem gestickten Lehnsessel aufrichtete und sagte: „Guten Morgen!"

Dann gingen die alten Herren zu einem Whistpartiechen in's Nebenzimmer, und die Tochter des Probstes setzte sich an das Fortepiano.

Das Brautpaar aber verschwand.

Das weißbehaubte Mädchen, das Tortenreste hinaustrug, sagte zur Köchin, sie fände das „ganz despektierlich", und dann holte sie vom Tellerbrett einen „Johannes Wildt" herab und setzte sich auf dem Hackblock zurecht zum Lesen.

„Das ist eine schöne Lectüre," sagte sie zur Köchin und feuchtete sorgfältig einen Finger an. „Man fühlt was dabei! Die Christiane, die Blutegel verkauft,

hat es mir heute morgen geliehen, es sind vier Bände, die beiden ersten bekomme ich erst später; aber man ist gleich gut mitten d'rin; höre nur:

„Wir wollen nun die Gräfin besuchen, die matt ausgestreckt auf dem Wochenbett . . . "

„Es beginnt sehr hübsch," sagte die Köchin bei der Aufwaschwanne, dann setzte sie sich auf den Küchenstuhl und hörte zu.

* * *

Der Kanzleirat war nun wieder in Nyborg.

Sein poetischer Rosenstock blühte, gelbe Theerosen, die mit der Packetpost nach Kopenhagen gingen, die Dornen kamen in „Iversens Zeitung" in Form von Rezensionen.

Ludowika nähte an ihrer Aussteuer, sie begann mit den Lichttellern.

Es ging gegen den Herbst, die Bäume auf der Wallpromenade waren gelb, die Jungen schlugen Wallnüsse herab, obwohl es streng verboten war; das Sonnenlicht hatte reicheren Glanz; am Abend um die Sonnenuntergangszeit sah es aus, als wenn die roten Dächer der Stadt über den dämmerungsstillen Gassen glühten und brannten.

So wurde denn beschlossen, daß die Hochzeit im Herbst stattfinden sollte, Ludowika, die soviel eingesessen hatte, um zu nähen, sollte ihrem Bräutigam entgegenreisen, in Korsör sollte man sich treffen, und sie zusammen nach der königlichen Residenzstadt Kopenhagen zurückfahren.

Der Etatsrat geleitete seine rosagekleidete, lachlustige Tochter bis zur Eisenpforte.

Die gelbe Diligence hielt in der Allee, der Postillon blies, die Passagiere drängten sich um den Wagen und machten allerlei Bemerkungen darüber, daß das eine Hinterrad schon ganz los wäre, und das sei unverantwortlich, im höchsten Grade unverantwortlich; aber der Postillon, der in seinem roten Jacket prahlend umherstolzierte, knallte mit der Peitsche, hob seine rote Nase hoch in die Höhe, knallte abermals über den Köpfen der Passagiere und sagte voll Würde:

„Im Postwesen muß gespart werden; wir haben höhere Ordre dazu erhalten; wir müssen überall sparen, wo gespart werden kann. An dem Rade fehlt freilich ein Zapfen und zwei Speichen, der Wagenkasten ist ein wenig morsch; aber gespart soll werden, die geehrten Passagiere werden daher gebeten einzusteigen und sogar etwas flink, und kein Gerede zu machen. Bergab fahren wir langsam und bergauf können die Herrschaften aussteigen und nachschieben, dann geht's schon, drei Räder sind solide und das Verdeck ganz neu, die Bagage liegt oben drauf, es hat keine Not, bitte sehr, Sie müssen einsteigen, wir fahren gleich los."

Und der andere Postillon, der hoch oben saß, blies und blies mit seinem gewundenen Horn; aber es klang freilich wie ein Trauerchoral und war durchaus nicht erbaulich.

Die Passagiere murrten und brummten, sie schoben sich und pufften sich, denn keiner wollte der erste sein. Eine Hoflieferantin jammerte, sie „ginge" mit einem Kleinen, ein Philosoph zitterte wie Espenlaub, er hatte ganz die Contenance verloren, denn er war gerade Magister geworden und wollte daher ungern sein Leben verlieren.

Aber dann war da eine niedliche, rosagekleidete junge Dame mit weißem Bindehut, die auf die erste Stufe des halsbrecherischen Wagentritts hüpfte, und man sah weiße Strümpfe und schmale Füßchen langsam hinaufsteigen. Nun stand sie ganz oben bei der Thüre, ein seidener Shawl wehte zum Etatsrat hinüber, der in seiner Kalesche saß.

„Adieu, Papachen, adieu!"

Ein Fingerkuß und die Dame ging in den Wagen hinein.

Die Passagiere kletterten den Tritt hinauf, ein wenig verlegen über ihre Feigheit.

Der Philosoph kam zuletzt, er sah gefaßt aus, seine Taschen strotzten von ellenlangen Abhandlungen über die Bedeutung der Lehre der Stoiker.

Der Wagen war nun gestopft voll, es war ganz gemütlich, die Hoflieferantin hatte man stillschweigend dorthin plaziert, wo man sich das fehlerhafte Hinterrad befindlich dachte. Das war freilich hinterlistig; aber jeder ist sich selbst der Nächste und jedem ist sein Leben lieb, und wenn eine Hoflieferantin dumm aussieht, muß sie eben vorausgehen und auf dem Uriasposten sitzen.

Die Fensterscheiben klirrten, man kroch schauernd zusammen, die Peitsche knallte, der Postillon blies seinen Trauerchoral, so fuhr man los.

Die alten Bäume draußen in der stillen Allee wehten mit ihrem welken Laube, der Etatsrat wehte, die Verwandten der Passagiere wehten, langsam rumpelte der gelbe Wagen davon, er krachte und knackte und prasselte, die Hoflieferantin schrie auf, wenn die Räder gegen kleine Steine stießen, und weinte, wenn sie über große humpelten, sie saß schon einen Zoll niedriger, als die übrigen Passagiere.

Kein Zweifel, das eine Hinterrad gab nach.

Es seufzte und schrammte dort unten, und man war noch nicht einmal außerhalb der Fredriksbergallee! Der Philosoph hatte eine ganz weiße Nase. Aller Augen schimmerten vor unterdrückter Angst, im Stillen klammerte man sich an die Taschenklappen des Nachbars fest; fiel man, wollte man wenigstens in Gesellschaft fallen, das war ja der einzige Trost.

Es gab nach, es gab nach, das fatale Rad.

Man war gerade mitten auf dem Fredriksberghügel.

Nun ging es bergab, das war das Schrecklichste.

Die Pferde jagten, der Kutscher fluchte, die Passagiere saßen da und sagten „Ah!“ Es war, als wenn der Wagen sich auf die Seite legte, die Hoflieferantin sank ganz hinab mit ihrem Jammer, plötzlich stieg sie dann wieder; aber niemals war sie im Gleichgewicht.

„Wir stürzen, wir stürzen,“ flüsterte der Philosoph geheimnisvoll seinem Nachbar, einem Banquier zu, der hochachtbar war und aus den besten Kreisen.

Ludowika's Gedanken waren rosarot, sie vergaß ganz die drohende Gefahr, sie saß warm und gut in ihrer Ecke, der Wagen war gepolstert, ihre Gedanken waren so seltsam weich, so jugendlich frisch; wenn das Herz jung ist, sind alle Dinge jung. Sie dachte an ihren Kanzleirat und an des Kanzleirats letztes Gedicht „Getreu fürs Leben.“ Nun, wie sie da saß, traten ihr die Thränen in die Augen.

„Ich bin Dein, getreu Dir bis an's Ende,“ stand da im Anfang.

Die Fortsetzung wußte sie zwar sich nicht; aber diese lange Dauer eines edlen Gefühles war so rührend für sie.

Die klirrenden und rasselnden Scheiben summten mit „Ich bin Dein, ich bin Dein —“ Der Lärm der Räder ward ihr zur Herzensmelodie, ja selbst der heisere Schrei der Zugvögel hoch über dem Verdeck der Diligence bekam seine Musik; „bis an's Ende —“ tönte es in hundertstimmigem Chor von den fortziehenden Wildenten. So lösen sich alle Dissonanzen des Lebens zu lauter Harmonie in des Verliebten Ohren.

Nun sitzt Papa zu Hause und brät Aepfel und legt Patiencen, dachte Ludowika, und die Mahagonikommoden stehen ringsumher in den Stuben mit all' ihrer Aussteuer, es wird einsam für den Alten werden, wenn ich und die Kommoden nun nach Nyborg ziehen — — —

Die Gedanken kamen und die Gedanken gingen, die Kirchtürme von Roeskilde lagen bereits hinter ihnen in bläulichem Dunst, die Diligence sauste bergab, es war eine Lebenslust in dem alten Wagenkasten, eine Jugendlichkeit, eine Beweglichkeit, bald lag er auf der rechten, bald auf der linken Seite, bald wippte er vorwärts, bald rückwärts; daß jemand von einer königlichen, priviligierten gelben Postkutsche denken konnte, sie könne umstürzen! Es ging ja wie im Fluge, die Bagage hinten schwankte wie im Seegang. Die tolle Lustigkeit des Wagens steckte die Passagiere drinnen an, sie fanden es allmälig immer piquanter, es ging ja wirklich wie geschmiert, die Pferde konnten kaum mitlaufen, wenn die Postkutsche bergab ihre Lauflust bekam. Man hatte dem einen Hinterrad wirklich Unrecht gethan, man sah es erst hinter Ringsted ein, mit einer Art Schamgefühl, und dann ließ der Philosoph eine Flasche Johannisbeerliqueur umgehen, man trank sich Galgen=

humor an, trank und sang, erfrischte die verängstigten Lebensgeister und stimmte ironisch das Trinklied an „Trink aus Dein Glas, harrt Deiner auch der Tod!“

Slagelse war passiert. Man wurde ganz übermütig in der alten Diligence.

Der Philosoph philosophierte laut und mit großen Bewegungen der Hoflieferantin vor, die leise kluckte, weil sie zuviel Johannisbeerliqueur bekommen hatte. Es war ein Jubeln und Lachen in dem beweglichen Wagen, der hinten in übermütiger Lebenslust auszuschlagen begann. Eine Dame traktierte mit gebratenen Hühnchen und Gurkensalat; es war, als wenn alle eine Familie bildeten; die gemeinsame Gefahr hatte brüderliche und schwesterliche Bande geknüpft zwischen den guten Leuten, die da so satt und wohlgestimmt saßen und sich nach dem Hühnchengenuß den Mund abwischten. Hätte nicht die Hoflieferantin ihre fettigen Finger an der kostbaren Abhandlung des Magisters, die aus seiner Tasche herausgeglitten war, abgetrocknet, so wäre die Stimmung eine ungemischt vortreffliche gewesen. Nun saß der gute Mann und maulte, weil Fett in seine Einleitung gekommen war. Der hochachtbare Banquier machte indessen Hahnenbeine vor Ludowika, die unter ihrem koquetten Bindehut strahlte. Die Freude der Erwartung leuchtete in ihren lebhaften Augen, jugendliche Schelmerei umspielte ihren feinen Mund, kleine Eroten, die für den Kanzleirat bestimmt waren, spielten in aller Unschuld auf ihrem keusch verschleierten Busen, eine bebende Röte lag wie hingehauchtes Rosa auf ihren daunenweichen Wangen. Da waren hunderte von Reizen, hunderte von Geheimnissen, sie kamen und gingen, leuchteten und verschwanden wie ein ersterbender Ton und glitten von Neuem hervor. Der hochachtbare Banquier war davon überzeugt, daß Ludowika noch auf der richtigen Seite der Dreißig wäre. Er war erregt, Junggeselle, und ihn dünkte, ein goldner Pfeil säße in seiner linken Seite, mitten durch all' seine Banknoten hindurch, sie steckten wie aufgespießte Schmetterlinge und starben auf der süßschmerzenden Waffe, und sein Herz, das hinter zwanzig Schichten Banknoten eingefroren war, erwachte und begann gerade an dieser Stelle zu blühen, wie die Blumen, die mit einem Knall aufspringen, Knospe und Blüte im selben Augenblicke.

Ludowika hörte nur den leisen Knall im erwachenden Herzen des Banquiers und lächelte.

„Ich bin Dein, getreu Dir bis an's Ende,“ sang und klang es draußen in dem gelben Spätsommerabend, die roten Georginen in den Bauerngärten sangen es mit, Alles stimmte mit ein, es wurde zu einem brausenden Chor.

Sie lehnte sich zurück und sah durch das Fenster hinaus, es durchzuckte sie plötzlich.

Da draußen lag Korsör an dem blauen Belt, wie ein heiterer Gruß für die Fahrenden.

„Korsör in Sicht,“ ging es wie ein Sturm durch die gelbe Diligence. Die Kreuzfahrer konnten nicht mit mehr Begeisterung „Jerusalem“ gerufen haben. Man richtete sich in die Höhe, fuhr auf, Alle wollten sehen, es entstand ein Jubeln, ein Triumphieren, der Wagen war wie mit Uebermut geladen, ein gefährlicher Sprengstoff für eine alte Postkutsche, es mußte biegen oder brechen, Knall oder Fall, — — so wählte der alte Wagen den Fall, es ging ganz still vor sich, wie wenn ein müdes oder abgehetztes Thier zusammenbricht.

Sie lag auf der Seite und streckte ihre drei Räder von sich, kläglich und hilflos, das vierte Rad war in's Laufen gekommen, es sauste den Hügel hinab, in schwindelnder Eile, als wollte es in der Stadt Korsör Hilfe holen.

Die Pferde standen mit der zersplitterten Wagendeichsel und machten philosophische Gesichter, als hätten sie das Ganze vorausgesagt.

Der Kutscher lag in einer Dornenhecke und fluchte, sein rotes Jacket hatte im Rücken einen Riß bekommen, der Postillon lag im Graben und stieß schwermütige Töne auf seinem geborstenen Horn aus.

Dann kam der Kutscher aus der Dornenhecke heraus, schüttelte sich und ging schlendernd zu der umgestürzten Kutsche hin, er beeilte sich nicht und schnarrte ärgerlich durch eine zersplitterte Scheibe hinein:

„Ist jemand von den Herrschaften zu schaden gekommen?“

Da niemand antwortete, sagte er ganz ruhig:

„Gut, dann fahren wir weiter.“

Da hörte man von drinnen ein Gebrüll.

Es war der Philosoph, der brüllte; beschwörend streckte er seine lange, weiße Hand durch die zerbrochene Scheibe hinaus, als wollte er den Himmel um Erlösung von der Weiterfahrt anrufen.

* * *

Zwei Wochen lang saßen der Etatsrat und der Kanzleirat an dem weißen Bett der bleichen Ludowika. Der Etatsrat war untröstlich, der Kanzleirat sah aus, als wenn er einen Beschluß gefaßt hätte.

Dann eines Morgens, als der Arzt erklärt hatte, daß alle Gefahr überstanden wäre, daß aber Ludowikas Gesundheit schwankend sein und bleiben würde, da erklärte sich auch der Kanzleirat. Er gäbe jeden Gedanken an Ehestand auf, er hätte Bedenken bekommen und träte mit tiefem Schmerze zurück. Er müßte eine frische und gesunde Frau haben, ganz und ohne Risse im Guß. Er fühlte für das gute Mädchen brüderliche Liebe; brüderliche Liebe würde er immer für sie fühlen; käme er nach Kopenhagen, würde er nach ihr sehen.

Da Ludowika es ganz gleichgültig aufzunehmen schien, zog der Kanzleirat seine weißen Handschuhe an und verschwand.

In der Stube nebenan in dem Korsörer Krankenhause saß der hochachtbare Banquier mit einer halbgeheilten Rippe in einem grünen Rollstuhl.

Da er Reconvalescent war, wünschte er ein wenig auf Krankenvisite umherzurollen, und so rollte er erst zur Tochter des Etatsrats hinein.

Er war die Teilnahme und Zärtlichkeit selbst; langsam, aber sicher rollte er sich auch in Ludowika's wiedererwachendes Herz hinein.

Als er um sie freite, gab sie ihm ein mattes Ja und ein bleiches Lächeln zur Antwort.

„Dein für ewig", sagte der gerührte Freier.

* * *

Im ersten Jahre ihrer Ehe weinte Ludovika viel; in einem loseherabfließenden, blaßroten Mousselinkleide lag sie auf einem Sopha und weinte ihre rührendsten Thränen; es war ihr unmöglich, ihre erste Liebe zu vergessen.

Sie hatte ihr Teil bekommen, als sie mit der Diligence zwischen Slagelse und Korsör umstürzte; sie war freudig gewesen, nun war es mit der Freudigkeit vorbei.

Da kaufte der fürsorgliche Ehegatte einen Viererwagen und fuhr mit ihr auf ganz Seeland herum; das half, endlich hörten die Thränen einmal auf.

Als Ludowika eines Tages vor ihrer kleinen Staffelei saß und auf blauem Grund kleine rote Engelchen hervorzauberte, da ein halbentschwundenes Talent für Malerei neuerwacht war, kam ihr Mann singend zu ihr hinein; offenbar hatte er ihr etwas Freudiges mitzuteilen.

„Warum bist Du denn so froh?" fragte Ludowika, ohne von ihrer Staffelei aufzublicken; es war ihr heute unmöglich, wohlproportionierte Engelsbeine auf die Leinwand zu bringen.

„Sieh hier" sagte er strahlend und reichte ihr ein neues, unaufgeschnittenes Buch.

„Die umgestürzte Postkutsche, Alltagsgeschichte in drei Teilen", stand da in Golddruck.

„Auch Du", sagte Ludowika mit größter Ueberraschung; sie mußte an des Kanzleirats „Theerosen" denken. Dann flog sie ihrem Manne an den Hals. Er bekam Engel-Rot auf die Nase; aber ihre Absicht war ja so gut, sie wollte ihm von Herzen danken. Es war ja der höchste Wunsch ihres Lebens gewesen, die Frau eines Dichters zu werden.

„Konstantin!"

„Ludowika!"

Und ganz im Stillen widmete sie der gelben Postkutsche einen freundlichen Gedanken; sie war es ja, wo sie sich zum ersten Mal getroffen hatten.

— —

Unten bei der Wasserkunst liegt das kleine Künstlerheim.

Der Mann, der sich nun ganz seiner Schriftstellerei widmet, sitzt in seinem Arbeitszimmer und schreibt kleine „Alltags-Geschichten“, die er in ganz kleinen Zwischenräumen herausgiebt. Sie werden immer in den Zeitungen gerühmt, denn er kennt alle Rezensenten und schreibt überdies bisweilen selbst die Rezensionen.

Ludowika, die noch immer trotz etwas vorgeschrittenen Alters, für das Rosarot schwärmt, sitzt in der Wohnstube und malt Altartafeln für die Kirchen um Slagelse und Korsör.

Ein berühmter Kunstkenner hat gesagt, daß selbst Frau Ingemann in Sorö es unmöglich besser machen könnte; es wäre Schwung in den Engeln, ein Reichtum in den Linien und Wolken, der geradezu verblüffend wirkte. Und es ist ein erfreuliches Zeugnis für alle Kunstfreunde, daß die Leinwandflächen von Jahr zu Jahr größer und größer werden, sodaß man mehr Platz für die Wolken und Platz für die Gewänder erhält.

Der alte Etatsrat steht Modell als Heiliger im blauen Gewande; er steht mitten in der Sonne mit gefalteten Händen und sieht sehr vergnügt aus.

„Es war gut zu was, Kindchen, daß der alte Rumpelkasten umstürzte, Ihr kriegtet Euch, und ich wurde ein Heiliger, mag dann der Kanzleirat segeln, wo er will!“

„Steh still, Papa!“ sagt Ludowika, keineswegs sanft.

Sie hat das Kommando, sie ist Herrin in ihrem Haus. So ist es recht!

Epilog.

Von **Alfred Kerr.**

„Wenn wir Todten erwachen —"
Ibsen.

I.

Tout est matière pour vous! ruft jemand grollend den Künstlern dieser heutigen Zeit entgegen. Ein Franzose, ein Bußprediger, ein Seelenprofessor, ein Romandichter. Damit ich's kurz zusammenraffe: Paul Bourget.

Das ist der Kern seines ganzen Lebenswerks. Im Vordergrund der Künstlermensch, der Menschen künstlerisch benutzt, nicht Menschen menschlich liebt. Der das Liebesleben ertötet. Bourget sah früh die große Sünde darin. „C'est le grand péché intellectuel, un de ceux dont il est écrit qu'ils ne seront pas pardonnés".

Den Künstler Ibsen, am Ende seiner Kunst, überschleicht derselbe Gedanke. Er schafft ein Frauenbild, an dem die große Sünde vollbracht wurde. Ihre Seele ist wie entseelt. Sie ist mißbraucht worden, zum Mittel; beschränkt worden, zur Episode. Ein „junges heißblütiges Weib" starb. Ihre Keuschheit wollte den Mann tödten, der sie berührte. Doch weil er sie nicht berührte, wollte sie gleichfalls ihn tödten. Sie hat alles preisgegeben für ihn: die Heimat, die Freunde, die Seele. Und fühlt sich preisgegeben. Der Seelenmord stößt sie hinunter, in der Welt Unfläterei. Die Schandthat an der Menschlichkeit weckt in ihr den Haß: sie führt den Dolch mit sich. In dem Bildhauer liebte sie den Menschen. Von seiner Kunst, was sie dazu gegeben; nicht seine Kunst. Sie hätte „richtige" Kinder haben wollen. Kurz: sie ist ein reines weibliches Weib. Vielleicht ein Weib der älteren Art.

Gleichviel. Diese Gestalt und die Luft, die sie umschwebt, malt der Alte mit seiner einsamen Rattenfängerkunst; in der doppelbodigen, unheimlichen Weise, mit der tiefen kalten Dämonie, die zwischen Komik und Schauern entlangschlurft, urbildhaft und nicht vergeßlich. Die Welt des Unerforschten streift hier den Alltag; die Welt des Grauens lugt in die elektrische Zeit der Variétés und Luftkurorte. Gespenster, längst Gestorbenes. gehn um. Das Reich des Gestorbenseins wird umwittert von einer verstummten, zerbrochenen, erinnerungstiefen Pein. Und die Mordatmosphäre wird umsungen von einer alternden Sehnsucht. Zuletzt schlagen Flammen empor; unter dem Eise. Schnee deckt alles zu; auch diese Flammen.

Die letzte Gestalt, die Ibsen schuf, ist: Eirene. Das letzte Wort, das er spricht: P a x vobiscum. Die letzte Stimmung, die er zeichnet: die große Stille.

In dem Krieg zwischen Hellas und Juda stimmt Bourget für Juda. Der Kunsthasser Tolstoi noch entschlossener für Juda. Ibsen träumt, vor dem Einschlafen, von einem Bund zwischen Hellas und Juda.

II.

Rubek, der Bildhauer, hat die Züge des Künstler-Egoisten. Hingebung widerstrebt ihm. „Rebelle à l'abandon" nennt diesen typischen Krankenzug der

Fachmann Bourget. Und Maja sagt: „Du bist eben kein Gesellschaftsmensch, Rubek, du gehst am liebsten deinen eigenen Weg für dich und beschäftigst dich mit deinen eignen Interessen“. Er ist gütiger gegen Dinge als gegen Lebende. Sieht in den Dingen das Lebende; sieht die Lebenden als Dinge. Er ist ein Mittelbarer. Er sucht noch Musik in Szenen, wo Unmittelbare nur die Störung fühlen. Sein Gegenbild Ulfheim ist altruistischer; dieser Bärentöter kümmert sich um Rubek's und Irenen's Rettung; er will sie gewaltsam bergen lassen. Dieser Unzusammengesetzte liebt auch das Gethier: Hunde sind seine Freundschaft. Der Andre braucht Thierbilder, um etwas verächtlich zu machen. Der eine bleibt im Animalischen, der Andre ist, um ein Goethesches Wort zu brauchen, Uebermensch. Die Erdentferntheit macht seinen Unwert und seinen Wert. Der Eine lacht und lebt; der Andre stirbt und lächelt.

Also ein „zahmer Raubvogel“. In der christlich-distinguirten Gegenwart bewahrt er die alte, die selbstische Verfassung. Er sieht ein Weib, das sich vor ihm entkleidet. Nicht das Weib, das sich für ihn entkleidet. Die Zweite nimmt er als Spielzeug. Er verjagt sie: durch spielerische Souveränität, durch offne Abkehr. Noch diese Maja würde gern auf seinen Knieen sitzen; sie ist eine Frau. Naturen wie Rubek sagen das Liebloseste, und wissen nicht, daß sie es gesagt. Irene war ihm — mehr. Doch er fürchtet von der Hingabe für sein Kunstwerk. Rebelle à l'abandon.

Diese Stellung zum Weib ist der ewige Kampf des Schaffenden, wo die Abstoßung mit der Anziehung Krieg führt. Die großen einsamen Ringer hätten eine Gemeinschaft kaum ertragen: doch sie war stets ihre Sehnsucht. Beiläufig kam Raffael mit einer Maja aus. Goethe mit Irenen und Majas durcheinander. Michel Angelo vielleicht, an beider Statt, mit Jünglingen. Beethoven kannte mehr Phantasieliebe als ein Auskosten des Glücks. Und Flaubert war Mönch; für das ganze Dasein hat ein Jugendvorgang ihm genügt — zu gelegentlichem Zurückdenken. Flaubert schrieb auch den Satz:

Un homme qui s'est institué artiste n'a plus le droit de vivre comme les autres.

Er starb wie ein Hund.

III.

Also was ist das Gefühl Rubeks? Vielleicht eines, das wir spüren, wenn ein sehr geliebtes Weib neben uns schläft. Wir beten sie an im Leben, und sehn dennoch auf die Schlafende und fühlen dennoch: du bist du, und ich bin ich. Allen verschiedenen Graden der Kultur zugetheilt; mit allen verschiedenen Graden der Leidenschaft geliebt, wecken sie immer diesen Gedanken: du bist du, und ich bin ich. Ist es ein Getrenntsein nicht von der Einzelnen, sondern von der Rasse? Wer schafft, der fühlt in ihr eine holde Ablenkung, doch eine Ablenkung. Etwas wundersam am Wege Liegendes, doch wundersam im Wege Liegendes. Das „Fesselnde“ und das Fesselnde.

Rasend weltlich kann Einer sein, ganz frauenverliebt — und ist doch im Atelier, am Klavier, am Schreibtisch ein Heiliger. Er ringt mit Farben, er hascht Rhythmen ab, er balgt sich mit dem Semikolon. Ach, man wartet auf die Musik der Einschnitte und kämpft mit einer dunkeln Gewalt wie Jakob kämpfte mit dem Engel. Und es hat kein Ende. Die Pause ist ein Zurückfallen in den Urzustand. Jede Pause wird vom Schatten umspielt: wiederanfangenmüssen. Und dort schläft sie, die Ablenkerin. Selbst die Beste, die Friedenbringende, die Eirene, die Erfüllung — übersieht man sie nicht? beurtheilt man sie nicht? rückt man ihr Bild nicht in den Hintergrund? mag es über Menschen mit Schweinsköpfen emporragen! und gruppirt man nicht das Ganze und weist mutterseeleneinsam Jedem die Stelle zu?

Und hätte man fünfzig Jahr neben ihr geschlafen, wird man nicht auf die geschlossenen Augen immer noch blicken, immer noch auf den geliebten Hals und immer noch sprechen:

Du bist du, und ich bin ich — in Ewigkeit.

IV.

Vielleicht empfindet das Rubek. Die Wahrheit ist folgende. Indem man leidenschaftlicher Künstler ist, verwirft man das Weib. Indem man tiefen Lebensdrang spürt, verwirft man die Kunst. Der erste Fall schließt den zweiten nicht aus, im Lauf einer einzigen Jugend. Für Kunst läßt sich allgemeiner Schaffen setzen. Irene ist das fremde Opfer des Schaffens. Doch es fordert eigne Opfer, am eignen Leib. Rubek erfährt es. In dem unsterblichen Bel-Ami fragt ein alter Schriftsteller den jüngeren Kollegen, aufrichtig wie die meisten Franzosen: „Was soll mir das Ziel, der Ruhm, wenn ich ihn nicht in der Form von Liebe pflücken kann?“ Und er fügt die wundervollen Worte warnend hinzu: „Encore quelques baisers, et vous serez impuissant.“ . . . . Johann Strauß im Alter wie ein Gott gefeiert, beinah sogar wie ein König, nahm die Gratulanten beiseite und sprach erschüttert: „Aber ich kann ja nicht mehr —! ich **kann** nicht mehr!“

Bei Zola ist eine Analogie: Pascal Rougon sieht im beginnenden Alter rückwärts, wie Ibsens Bildhauer. Dieselben Flüche. „Certaines nuits, il arrivait à maudire la science, qu'il accusait de lui **avoir pris le meilleur de sa virilité**.“ „De toute cette passion solitaire, il n' était né que des livres.“ Das ist die schlichte Sehnsucht nach dem Weib, nach der Jugend vor der beginnenden Eiszeit. Pascal hätte sich, gemeinverständlich als Franzose, noch schlimmstenfalls mit Maja vertragen: denn sie ist jung, sie ist jung, sie ist jung. Bei dem germanischen Künstler geht die letzte Sehnsucht gläubiger nach dem einzigen Weib, das die Seele erfüllt hätte. Er glaubt an die Einzige! Und der herrliche Wikinger Ibsen zeigt keine Furcht vor der Lächerlichkeitsgefahr: diese frühere Liebste in gealtertem und ramponirtem Zustand noch einmal ernsthaft in Frage kommen zu lassen. Hier ruht die innigste Tragikomik; vor der man auf die Knie fallen darf.

Vor Jahren überging er sie, da sie jung war und leuchtend Der Champagner stand da, doch er trank ihn nicht. Jetzt ist sie elend, entweiht, zertreten; ein Schatten ihrer Frühzeit und Blühzeit; eine Todte auferstanden, nicht wiedergeboren. Auch er umschattet und getrübt und verhäßlicht. Zwei Gespenster umarmen sich.

V.

Doch sie umarmen sich.

Ja: dieses Werk ist ein tiefer reuevoller Lebensschrei. Der Gesang eines Todten auf das Leben. Schwermüthige, strahlende Seligpreisung der verlorenen Zeit. Du bist du, und ich bin ich, — aber Du bist wie ein Ruf zur Rückkehr auf die Erde. Du rufst mir zu: Entschwebe nicht! Sei wieder Mensch! Verdorre nicht! Rubek fühlt: sie darf nicht sterben, die Liebe, die von dieser Welt ist, „von dieser köstlichen, wundersamen, dieser räthselvollen Welt.“ Mit zweiundsiebzig Jahren verkündet das ein Genius. Wie glücklich dürfen wir sein, daß wir es schon mit Dreißig gewußt haben.

Im Kampf des Formens und Umformens geben sie die Säfte dahin, die Strebensmenschen. Für wen! O du mein Heiland! Für ein paar Liebhaber? Für ein paar Kunsthändler? Für die Abonnenten einer Zeitschrift? Für eine kleine

Nachwelt, die uns nicht mehr küssen und nicht mehr bezahlen kann? Und wenn es eine ganze Welt ist: für wen!

Dem Schaffenden allein würde die Vorstellung genügen. Sie ist bekanntlich schöner, diese Vorstellung des Ungeborenen, als das Geborene. (Das Druckenlassen, sagt Friedrich Schlegel sehr weise, verhält sich zum Denken wie eine Wochenstube zum ersten Kuß.) Also das Herzblut vergießen umsonst, die Kraft dahingeben umsonst, alt und runzelig werden wie Rubek umsonst. Das Leben zieht vorbei. Und erwachen wir Todten, ist es zu spät. Es wechselt unser Urtheil über das Kunstwerk; doch was wir erleben ist dahingenommen für alle Ewigkeit.

Für alle Ewigkeit.

VI.

Immerhin, dies ist nur die Wiege des Schlußgedankens. Nicht der Schlußgedanke. Zwar scheint es Rubek werthvoller, ein Leben in Sonnenschein und Schönheit zu führen, als sich „in einer naßkalten Höhle mit Thonklumpen und Steinblöcken zu Tode zu plagen". Doch er weiß in andren Stimmungen, daß er schaffen muß, dem Drange folgend, Werk auf Werk. Ibsen giebt ein Memento vivere: aber nicht die leichte Maja behält Recht, die mit dem gesunden Tiermann in die Niederungen steigt. Auch nicht der Präger dieses Worts „memento vivere", Friedrich Nietzsche. Unser alter Meister singt Gesellungspoesie, nicht Isolirungswahn. Für den letzten Ibsen ist die Einheit wirklich nicht der Mensch, sondern das Paar. Der Stärkste wirklich Der, der zu zweien steht. Das Gesetz der Umwandlung scheint vergessen. Man sehe die Bildnisse des Dichters aus dem letzten Jahr: die Haare starren nicht mehr straff gen Himmel; sie sind fast lockig geworden. Sie stechen nicht mehr. Und das Antlitz trägt einen wundersam lyrischen Zug; es hat ihn vorher nie gehabt. Das ist das Ende. Irene führt Rubek aufwärts. Dort liegt der Einklang zwischen Kunst und Menschsein; zwischen Seel' und Körper; zwischen dem Himmel und der Erden; zwischen Streben und Genießen.

Wieder steht am Schluß: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan." Den Staubgeborenen scheint nichts Gescheiteres einzufallen. Es bleibt ein Elend.

VII.

Goethe, der das Jahrhundert begann, entfesselt den christlichen Olymp. Ein positiver Akt der Begnadung erfolgt. Ibsen, der es schließt, endet mit einem positiven Akt der Verneinung. Ein ehrlicher Entgötterer, ein Gefestigt-Hoffnungsloser, ein Schmerzvoll-Kalter noch im Aufjubeln, ein Zweifler, ein Verzichtender, und sich selbst getreu. Keine Himmelskönigin wartet. Es kommt der Tod — vor Sonnenaufgang. Ibsen war nie ein Antworter, stets ein Frager. Er fragt: sind wir auf dem Weg, das Erdenreich zu errichten? Und eine Lawine schneidet die Lösung ab.

Ein Spezialist am Ausgang des gewesenen neunzehnten Jahrhunderts, steht dem Umfasser Goethe, von seinem Anfang, gegenüber. Ein Spezialist, der mit der Gesammtheit seiner Spezialitäten wieder ein Umfasser wird. Goethe handhabt die Farbe, Ibsen die Linie. Die kluge, sparsame Linie. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß, sagt der Eine; der Andre bildet solche Gleichnisse. Er ist der ausschließlichste Gleichnißdichter, der eigentliche Gleichnißdichter, der reichste Formelschrein in seinen Gestalten für die kommende Menschheit. Für Einzelne, und für Beziehungen von Einzelnen.

Die Zeiten werden exakter. Farbiges Phantasiren am Beginn; lineares

Grübeln am Ende: so muß es sein. Schumann sagt: lebte Mozart heut, er schriebe nicht Mozart'sche Konzerte, sondern Chopin'sche. Der Mann im Anfang konnte noch zusammenfassen, als ein Ausläufer; auch allgemein hinweisen, als ein Vorläufer. Am Ende dieses unglaublichsten Jahrhunderts scheint analytisches Vorgehn die einzige Möglichkeit. Ibsen ist der Analytiker des neuen Anfangs.

Wir sehen die Gerade, von einem Gipfel zum andern. Faust kämpft im Sterben für die Gemeinschaft der Menschen; Ibsen schließt mit dem Ruf zur Gemeinschaft. Es ist die grade, zugleich wohl die aufwärtsführende Linie. Ueber dem Zwischenfall Nietzsche ruht der Nebel.

VIII.

Ibsen: der lineare Analytiker des neuen Anfangs. Gerhart Hauptmann: der farbige Analytiker des neuen Anfangs. Sein Werk ist erfüllt von der „Liebe, die von dieser Welt ist, von dieser köstlichen, wundersamen, von dieser räthselvollen Welt." Bei ihm dampft wieder die Erde. Er kommt vom Leben, und hundert Jahre Entwicklung liegen auch zu seinen Füßen. Hauptmann schließt das deutsche Jahrhundert mit dem farbigen riesenhaften Novum: Florian Geyer.

So scheint Ibsen verknüpft mit sämmtlichen drei „H", welche das Gerippe dieser deutschen hundert Jahre bilden: Hauptmann, Hebbel, Heine. Kleist, Grillparzer Keller sind nicht so sehr neunzehntes Jahrhundert. Ibsen gilt lange als Heine-Nachahmer. Bei Garborg sagt noch Aas, der drollige Freund des dunklen Gabriel Gram: „Ja, Ibsen, dea ist doch etwas, ea hat doch so viel Veastand, daß ea einen wiaklichen Dichta nachmacht." Heute scheint die Aneinanderrückung fast unglaublich. Ein himmlischer Spatz und ein himmlischer Eisbär. Das Tertium liegt in der Mischung phantastischer Dinge mit der allerrealsten Welt; zweitens in der letzten Respektlosigkeit, die bei dem Einen lacht, bei dem Andren sinnt.

Der Riese Hebbel erscheint als Stifter des neuen Dramas überhaupt. In der hundertjährigen Bewegung nicht der Gipfel, aber das stärkste Moment. Hebbel und Ibsen sind Vettern in der Zusammensetzung: phychologischer Realismus, dicht bei dem mystischen Zug ins Unendliche. Schilderung eines ganz individuellen Falls, dicht bei verstohlenem Blinzeln nach dem Typischen. Das Grauenvolle im Weib ist vor der Frau vom Meere und vor Hedda in Judith Fleisch geworden. Und Mariamnens Grundwort „das kann man thun, erleiden kann man's nicht", um das sich ein Lebensdrama entspinnt, faßt alle die sittlichen Subtilitäten von Freiheit und eigner Verantwortung, in sich. Die feine Mißachtung des innersten Menschentums ist schon damals Mord der Seele und ein Zwang zur Scheidnng. Und das Verhältnis von Mann und Weib, die unterirdische Verquickung von Haß und Liebe, die Anziehung im Abstoßenden: alles ist vorbereitet.

Die Jahrhundertbewegung ging rückläufig: von Goethe, Heine, Hebbel zu Ibsen; und von Ibsen zurück nach Deutschland.

Ibsen gleicht nach seiner Stellung der Edda. Die Nibelungensage hat den gleichen Weg gemacht: von Deutschland nach dem Norden, und vom Norden zurück.

Das Rassengemeinsame, Germanische, ist zunächst: der Kampf um die Ethik (das Factum Nietzsche beweist nur die Ethik als unterscheidliches germanisches Merkmal); zweitens: eine gewisse Art der seelischen Tiefbohrung. Hier aber deckt sich der Epilogist zugleich mit den Slaven: sie haben das Merkmal der Psychologie, und einer empirisch-exakteren als die Germanen. Bei den Germanen mehr ahnungsvoller Dämmer, gefühlsmäßiges Versenken, bei den Russen mehr Thatsachenschärfe; Ibsen gleicht einem Produkt aus beiden. Zugleich Annäherung an die Lateiner, in Zolas Determinismus; ohne diesen sind die Gespenster kaum vorstellbar. Für die Technik kommen Otto Ludwig und die Franzosen in Betracht. Für das Ganze Henrik Ibsen.

IX.

Süßes Leben! schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens!... Ich soll Deine Hand fassen, Dir noch einmal in die Augen sehn . . .

Jeder mag zu diesem Epilogdrama seinen Epilog sprechen. Er mag Grüße senden an den Rhein, oder an das abendliche Schloß Ambras über dem Innthal, oder an die kleine steile rue Tholozé auf dem Märtyrergebirg' auch Montmartre genannt, oder zur Insel Chioggia, bei Venedig, oder an die Kneipe zum capello nero dortselbst, oder an das ersterbende Farbenmeer des Ortes Frascati, bei Rom.

Bei Rom —.

Und er mag Grüße senden an an Verschollene und Gegenwärtige, an die Eine oder die Andre. Einen Gruß an Elly und Maria und Vally und Elisabeth, die alle gestorben sind und alle leben. Und einen Gruß an Irene oder Senta, die Ihr kommen sollt.

Wofern Ihr nicht, was niemand weiß, schon gewesen seid. Denn ob Irene nicht Elly war oder Vally oder Maria oder Elisabeth: wer kann das sagen.

So ist das Leben. Such is life. Questa è la vita. Que voulez-vous, — — c'est la vie, c'est la vie, c'est la vie.

Rundschau.

In der Wiener Rundschau spricht Camille Mauclair über die „Materielle und moralische Stellung des Schriftstellers in Paris." Seine Ausführungen sind sehr geeignet, das glänzende Bild, das wir uns von diesem Leben machen, zu verdunkeln und uns selbst einen resignierten Trost zu geben, wenn fremde Misere über die eigene hinwegzuhelfen vermag. Mauclair nimmt als mittleren Typus den Fall eines Mannes an, der von seinem Beruf als Romanschriftsteller, Novellist und Kritiker in dem modernen litterarischen Paris mit einer Durchschnittsberühmtheit und unter gewöhnlichen Bedingungen ohne besonderes Glück oder Pech lebt.

Der junge Schriftsteller bringt einen Roman heraus. Das Durchschnittshonorar beträgt 40 Centimes per abgezogenes Exemplar und die Auflage eines Erstlings-Romans übersteigt fast nie 1500 Exemplare. Der allgemeine Durchschnitt ist aber ein mühseliger Verkauf von 900—1000 Exemplaren. Als zweite Einnahmequelle bietet sich dem Schriftsteller der Journalismus. Es giebt in Paris sieben bis acht bedeutende Revüen, die drei oder vier Romane jährlich veröffentlichen können, also ungefähr fünfundzwanzig im Ganzen. Für die glücklichen Gewinner in diesem ungeheuren Wettbewerbe kann ein Roman 1500 bis höchstens 4000 Fr. abwerfen. Dazu kommen kritische Aufsätze, Essais, Studien, die er ebendort veröffentlichen kann, womit er bei schon angestrengter Arbeit auf ein Einkommen von 8000 Fr. kommt, der Durchschnittsverdienst vieler ausgezeichneter Romanschriftsteller, die eine Karriere von zehn bis fünfzehn Jahren hinter sich haben, sehr geachtet, sogar dekoriert, sehr thätig, beweglich und vom Glück begünstigt sind.

Bleiben noch die Zeitungen übrig. Die kapitalistischen Unternehmer ziehen Schriftsteller von Talent und Namen heran, sie lassen sich Skizzen, Novellen u. A. gegen festes Gehalt liefern. Diese Mitarbeiterschaft vermehrt ihre Einnahmen um 200—500, ja sogar um 1000 Fr. monatlich für zwei bis vier Feuilletons oder Erzählungen. Aber die Folgen dieser „Wohlthat" sind schrecklich trotz ihrem verführerischen Anschein. Ist der Schriftsteller glücklich bei einer Zeitung eingedrungen, so muß er ihre Parole annehmen und darf die bei den Aktionären angesehenen Leute nicht anrühren; nach kurzer Zeit langweilt ihn diese Mäßigung, und er schmiert seine Artikel herunter. Auf jeden Fall verliert er den Stil und den persönlichen Stempel, zwingt sich, alle acht Tage über irgend etwas zu schreiben, und wird notwendig banal. In Wirklichkeit machen die Zeitungen ein schlechtes Geschäft, weil sie Namen statt der Werke kaufen. Ihre Autoren, haben sie einen kräftigen Einfall, so bewahren sie ihn lieber für einen künftigen Band auf. Infolge dieses gegenseitigen Betruges sieht man in Pariser Zeitungen Artikel von berühmten Leuten und Akademikern, die ein Anfänger nicht anzubieten wagen würde. Wenn ihre Sachen zwischen Reklamen und Nachrichten aus der Halbwelt stehen, so verletzt das weder sie selbst noch das Publikum. Der Journalismus trifft häufig auch die moralische Persönlichkeit, indem er zu peinlichen Händedrücken, zu verdächtigem Verkehr, zum Caféleben und zum Boulevardbummel verpflichtet. Man gerät unwillkürlich in einen Sumpf, aus dem man sich immer noch im letzten Augenblick zurückziehen zu können glaubt, Fast alle bleiben in ihm stecken. Der Journalismus ist der moralische Krebs der Litteratur. Es ist unmöglich, von einem Buche in einer Zeitung zu sprechen, ohne daß die Sache als bezahlte Reklame behandelt wird. Das Lancieren eines Bandes ist eine Geldfrage geworden, nur noch in den Revüen findet man wirkliche Kritik. Welches ist nun die Haltung und soziale Stellung des so geschilderten Schriftstellers? Meistens ist er ein Zeitvertreiber. Er fabriziert gelbe Bände, die zur Zerstreuung der Frauen und Müßiggänger auf der Reise dienen; er figuriert in den Salons. Der Schriftsteller fühlt, daß er trotz seinen Anstrengungen unnütz ist, er fühlt sich als das Opfer einer ungeheuren Untauglichkeit, er ist nirgends an seinem richtigen Platze und lebt in einem entnervenden Zweifel an sich selbst. Dazu kommen die Schmerzen, die aus seinem Werke selbst stammen, die Wehen der künstlerischen Geburt, alles verschärft durch die Ungesund-

heit des litterarischen Milieus, die Hypochondrie, Pessimismus, nervöse Sensitivität erzeugt und ihm vor allem den zur Hervorbringung der Schönheit nötigen Glauben nimmt. — Nach dieser Schilderung kommt Mauclair zu folgenden Schlüssen. Die Litteratur ist keine Karriere, sie ist in Wirklichkeit eine moralische Mission und eine schwere mit dem gewöhnlichen Leben unverträgliche Verpflichtung. Wenn der Schriftsteller begriffen hat, daß es nicht seine Aufgabe ist, in Premièren zu glänzen, sein Knopfloch zu schmücken, in der Oeffentlichkeit und namentlich vor den Frauen zu paradieren, d. h. daß es nicht seine Aufgabe ist, Komödiant zu sein, wird er in der freiwilligen Beschränkung einfacher Lebensweise zu sich selbst kommen und das Heil in sich, in seiner Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit finden. Deshalb muß er Paris mit seinem Klatsch und seinen Kliquen fliehen, wie es Mauclair selbst gethan hat, und zwar nicht nach entmutigenden Mißerfolgen, sondern gerade als er sich unter der jüngeren Generation in kurzer Zeit eine sehr beachtenswerte Stellung errungen hatte.

* * *

Die Bernsteinsche Schrift über die Voraussetzungen des Sozialismus, die zu der großen Debatte auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitage führte, hat **Peter von Struve** zu einer ungemein geistvollen Studie über die heutige Krisis des Marxismus veranlaßt. (Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik). Die bürgerliche Welt ist in eine Art freudiger Aufregung ob der kritischen Auflösung des Marxismus gekommen, es scheint ihm aber als ob dieses stürmisch begrüßte „Ende des Marxismus“ vielleicht gerade seinen Anfang bedeute. Große Systeme, auch wissenschaftliche, haben ihre Widersprüche und selbst Ungereimtheiten, sie sind ja prächtige architektonische Schöpfungen individueller Geister und nach ästhetischen Gesichtspunkten zusammengefügt. So steht es auch mit dem Marxschen Systeme, dem großartigsten Bau der neuen Sozialwissenschaft, aber um von der Wissenschaft wirklich benutzt zu werden, muß es gewissermaßen um seine ästhetische Integrität gebracht, es muß eben zerstört werden. Marx's System beruht auf zwei scheinbar unversöhnlichen Grundlagen, auf einer realistischen und einer utopischen. Einerseits konstatiert er die Verelendung des Proletariats und den Ruin der mittleren Klassen im Fortgange der kapitalistischen Entwicklung. Dasselbe Proletariat soll aber eine solche politische und soziale Reife erreichen, daß es das kapitalistische System stürzen und durch das sozialistische ablösen kann. Die Verelendungstheorie zog Marx aus den gegebenen wirtschaftlichen Verhältnissen der vierziger Jahre, und gerade aus dieser realistischen Voraussetzung ließ sich garnicht die Entwicklung zum Sozialismus ableiten, der ja für ihn eine Blüte der Kultur mit Erhaltung aller Errungenschaften der bourgeoisen Epoche bedeutet. Marx hat unter dem Eindruck der Thatsachen die Verelendungstheorie wohl modifiziert aber nie ganz aufgegeben. So lange er von ihr ausging, mußte seiner theoretischen Begründung des Sozialismus notwendig ein utopischer Zug anhaften. Seither ist aber der reale Boden der Entwicklung zum Sozialismus geschaffen worden, d. h. die wirkliche wirtschaftliche und politische Machtentfaltung der Arbeiterklasse innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Die Verelendungstheorie wurde hinfällig, dagegen wurde seine Utopie zur Realität. Der wissenschaftliche Sozialismus ist eben keine Reinkultur der Wissenschaft; als soziales Ideal ist er notwendig eine Verbindung von Wissenschaft und Utopie. Diese ist der in der Wissenschaft nicht aufgegangene autonome Rest des sozialen Ideals. Man verhilft auch der Utopie zu ihrem Recht, wenn man eine reinliche Scheidung zwischen ihr und der Wissenschaft verlangt. Sie soll der Wissenschaft nicht widersprechen, sonst aber kann und will sie autonom sein. Bernstein, der sozialdemokratische Kritiker des Marxismus, wollte allzu wissenschaftlich sein und den Wert wie die Würde des Sozialismus von der nach vielen Richtungen noch zweifelhaften oder ausstehenden wissenschaftlichen Begründung abhängig machen. Man vergaß, daß Sozialismus ein soziales Ideal ist und als solches immer ein göttliches Recht auf ein gut Stück Utopie besitzt. Eine Reaktion gegen die orthodoxe Pseudowissenschaft, die den ganzen Sozialismus in sich absorbieren will, kann deshalb nicht ausbleiben. — Jedem Sozialisten ist das Utopische und Revolutionäre an ihm ebenso teuer oder noch teurer als das Realistische. Unwahr ist nur der Utopismus, der sich als Wissenschaft giebt. Daß Marx und Engels Utopisten und Revolutionäre waren, macht ihre menschliche und zum guten Teil auch geschichtliche Größe aus. Aber insofern sie sich die titanische Aufgabe stellten, das zu vollständiger Deckung und Einheit zu bringen, was immer und immer eine Einheit zu werden strebt und nie dazu gelangen kann: das Sein und das Seinsollen, scheiterten sie und mußten scheitern als Männer der Wissenschaft. Dieses wissenschaftlich aussichtslose Streben hat sie aber als Männer der That emporgehoben und ihnen die ungeheure Macht über den Geist gegeben.

* * *

Im Oktober vorigen Jahres wurde in dem Arbeiterviertel Faubourg-Saint-Antoine die erste Pariser Volkshochschule (Université populaire) eröffnet. Die Gründung ist noch bescheiden, sie verfügt vorläufig nur über ein Kapital von 15000 Fr., aber sie stellt ein in sozialer Hinsicht epochemachendes Ereignis vor, weil sie ihre Entstehung der vereinigten Initiative von Männern sehr verschiedener Schichten, Kaufleuten, Gelehrten, Arbeitern verdankt, und weil diese Leute mit dem in Frankreich üblichen Grundsatz gebrochen haben, alles von der Regierung und nichts von sich selbst zu fordern. Nach englischem Muster soll sie nicht nur Gelegenheit zur Erweiterung des Wissens, zur gegenseitigen Bildung und Belehrung geben, sondern auch zur Zerstreuung und Erholung, damit die arbeitende Bevölkerung, oder vorläufig wenigstens ihre Elite, der in Frankreich furchtbar um sich greifenden Verheerung des Alkoholismus entrissen wird. So bietet diese Stiftung neben den Lese- und Unterrichtssälen auch Räume zum Spielen und ein Theater. Aber der Hauptzweck ist ein moralischer, aus der „Coopération des Idées“, aus der gegenseitigen Verständigung und Aufklärung soll das Streben nach dem gemeinsamen menschlichen Ideal hervorgehen, wie Gabriel Séailles, der bedeutende soziologische Forscher an der Sorbonne, in der Eröffnungsrede ausgeführt hat. Seine Rede ist ein Musterstück französischer Beredsamkeit mit ihrer Verkündung des moralischen Idealismus, der sich von schönen Worten getragen gern über die Widerstände der wirklichen Verhältnisse erhebt. „Wir vereinigen unsere Intelligenzen und unseren guten Willen, wir nähern unsere Ideen, um sie zu vergleichen, wir suchen uns zu verstehen. Wir wissen, daß wir alle bei diesem freien Austausch von den Niedrigsten bis zu den Höchststehenden nur gewinnen können, indem wir uns von unseren Vorurteilen befreien, indem wir uns kennen und lieben lernen, indem wir unseren Geist gerechter, unserer Herz offener machen und unsere Idee von der Menschheit erweitern.“ —

Von dieser Pariser Gründung ausgehend giebt Jules Delvaille in der Revue des Revues eine kurze Uebersicht über ähnliche Bestrebungen in Europa. Hier steht England weit voran mit seiner University-Extension genannten Bewegung. Allein die von Barnett begründete Toynbee-Hall verfügt über ein Vermögen von dreihunderttausend Fr. Ihre Bibliothek hat fast 7000 Bände. In jedem Jahre zu Ostern findet dort eine von den besten Meistern beschickte Kunstausstellung statt, die über sechzigtausend Besucher anzieht. Der Schwerpunkt dieser Volkshochschule liegt in Vorträgen und Unterricht allgemein wissenschaftlicher oder spezialistischer Natur. Von großer Anziehungskraft und von größter volkshygienischer Bedeutung ist aber auch die physische Erziehung der Jugend, für die alle Arten der nationalen Spiele organisiert werden. Ein äußerst konfortables, großartiges Haus im East-End, ein wahrer Volkspalast wurde von der Königin selbst eröffnet. Von belgischen Unternehmungen kennt man „Maison du Peuple“ in Brüssel, den „Temple de la Science“ in Charleroi, und auch die berühmte Consumgenossenschaft „Vooruit“ öffnet ihre Räume zu Zwecken der Bildung und anständigen Zerstreuung. In Deutschland giebt es an nennenswerten Unternehmungen nur die der Sozialdemokratischen Partei, denen das Leben von der löblichen Polizei meistens recht sauer gemacht wird, denen aber auch schon durch die politische Tendenz gewisse Grenzen der Ausdehnung und Wirksamkeit gezogen sind. Eine Zeit lang schien es, als ob akademische und Arbeiterkreise sich nähern würden, aber die von Bismarck geschaffene Kluft zwischen Reichsfreunden und Reichsfeinden war zu tief gegraben, unser öffentliches Leben ist noch zu unausgeglichen, um gemeinsame Arbeit auf Grund menschlicher Gleichberechtigung zu erlauben. Wir haben weder den Begriff „citoyen“ noch „gentleman“ und unterscheiden noch getrost zwischen „Herr“ und „Mann“. Die Professoren steigen ja seit einigen Monaten mehr als je zum Volke herab, aber sie verbrauchen ihren Enthusiasmus und ihre Redekunst ausschließlich, um für die Flottenpläne Propaganda zu machen.

* * *

„Was die Berliner Studenten lesen.“ Mit dieser Frage beschäftigt sich H. Kantorowicz in einer recht interessanten kleinen Broschüre. (Berlin 1900. Leonhard Simion.) Wenn man sie mir vor zehn Jahren vorgelegt hätte, würde ich nach meinen persönlichen Eindrücken geantwortet haben: Nichts! Doch ich will nicht ungerecht sein. Durch die genaue Kenntnis des Kommersbuches wurde immerhin ein Zusammenhang mit der deutschen Poesie aufrecht erhalten, und wenn beim Barbier am Vormittag der Scheitel gezogen wurde, las man wohl auch die „Fliegenden Blätter“ oder den deutsch-ungarischen „Caviar“. Von der Ansicht oder von der Hoffnung, daß das in den letzten Jahren gestiegene Interesse für die Litteratur auch die Berliner Studentenschaft ergriffen habe, mußte ich leider nach der Bekanntschaft mit diesem Büchlein vollständig zurückkommen. Der Beobachtungsposten des Verfassers ist die Akademische Lesehalle, die den Studenten die denkbar bequemste und billigste Gelegenheit zur Lektüre bietet. Ihre Bibliothek wurde von 335 Studierenden unter 5000

benutzt. Da der Student im allgemeinen wohl keine Bücher kaufen kann, haben wir in dieser kleinen Menge das eigentlich litterarische Publikum der Berliner Universität vor uns. Sehr interessant ist die Feststellung seines Geschmackes, wenn auch die statistischen Beobachtungen des Verfassers auf mathematische Genauigkeit keinen Anspruch machen wollen. Schon die Zusammensetzung der Bibliothek ist aufschlußreich, weil sie vollständig von den Wünschen der Benutzer abhängt. Ein Drittel aller Werke gehört der modernen Richtung an, deren Bevorzugung mit dem Auftreten Sudermanns beginnt! Ein modernes Werk wird im Durchschnitt fünf Mal so oft als ein älteres gelesen. Von den neueren Dramatikern steht Hauptmann in erster Reihe, ihm folgt Sudermann in kurzem Abstand, dann Halbe und Maeterlinck. Aeltere Lyrik wird in Vertretern wie Bodenstedt, Roquette, Baumbach und gar Julius Wolff immer noch gewürdigt, während von Poeten neueren Geschmackes nur Liliencron und Dehmel eine stärkere Beachtung finden. Doch die normale Speise des Lesenden ist immer der Roman, 68 Prozent der gesammten Lektüre. Gutzkow, Fritz Reuter sind unbekannt, Heyse fast vergessen, Freytag wenig gelesen, dagegen wird Spielhagen immer noch stark verlangt und auch Dahn und Ebers verstauben noch nicht. Unter den Modernen schlägt Sudermann jede Konkurrenz, in großem Abstand folgen ihm Fontane, Tovote und Bierbaum. Litterarische Feinschmecker erquicken sich immer noch an E. Sue's „Geheimnissen von Paris“ oder G. v. Beaulien's „Das weibliche Berlin.“ Einige zarte Gemüter bekennen sich sogar zur Eschstruth und zur Marlitt. Im allgemeinen stellt der Statistiker fest, daß die Beliebtheit eines Werkes zumeist von der Reichlichkeit der Erotik abhängt. Tolstoi's „Kreuzersonate“ wurde 18mal so oft bestellt als sein „Krieg und Frieden.“ Einen geradezu blendenden Erfolg hatten Prévost's „Demivierges“, von Zola zieht „Nana“ am meisten, während die besten Ausländer Jakobsen, Ibsen, Flaubert, Goncourt seit einiger Zeit stark vernachläissigt werden. Der Verfasser hält diese Abkehr für eine Folge der deutschnationalen Bewegung. Wenn diese Bewegung nun wenigstens die Studenten auf unsere deutschesten vom Ausland am wenigsten beeinflußten Männer zurückführen würde! Aber die Reuter, Raabe, Storm, Keller werden gänzlich unbehelligt gelassen. Aehnlich steht es mit dem Bismarck-Kultus. Wohl wird der Reichsschmied brünstig gefeiert, aber nur mit dem vollen Schoppen in der Hand. Bibite ex! Rasender Enthusiasmus. — Die gesammte Bismarck-Litteratur, Briefe, Reden, Schriften über ihn, wird ehrfurchtsvoll ignoriert. Nur die „Gedanken und Erinnerungen“ machten bei ihrem Erscheinen eine Ausnahme, weil man von ihnen sensationelle Enthüllungen erwartete. Dagegen ist eine Nachfrage nach Nietzsche vorhanden und in erster Reihe nach seinem „Zarathustra.“ Wie aber steht es mit den Klassikern? Shakespeare, Goethe, Schiller, Lessing, Kleist werden von keiner frevlen Hand berührt. Hier möchte ich dem allzu pessimistischen Statistiker nicht mehr folgen. Schon der Gymnasiast hat diese Klassiker in seinem Besitz, er ist ja dazu durch den deutschen Unterricht gezwungen. Nehmen wir an, daß er sie zwar nicht vollständig, aber wenigstens eine Auswahl in Reclambändchen hat, die ihn von der Schule zur Universität begleitet haben. Diese Illusion wollen wir uns noch erhalten!

* * *

Der große Pan ist tot! oder wenigstens verstummt in geistiger Umnachtung. Sein heidnisches Lachen wurde zu einem kindlichen Lallen. Das ist tragisch. Traurig aber ist, wenn nicht zugleich komisch, daß einige Lämmer, die nicht mehr Herdentiere sein wollen, in munteren Sprüngen ausbrechen, sich in eine Löwenhaut kleiden und mit einem Brüllen, das immer noch nach dem alten friedlichen „Mäh!“ klingt, Herden und Hirten nächtlich erschrecken wollen. Herr Wilhelm Uhde, der „Am Grabe der Mediceer“ Florentiner Briefe über die deutsche Kultur schreibt, ist kein lachender Löwe und nicht geeignet, uns zu erschrecken. Er hat dem Vaterlande „kalt und bitter den Rücken gekehrt, weil es seinen Söhnen nicht mehr die notwendigen geistigen Lebensbedingungen gewährt, weil das Gewand der Geistigkeit, von den Großen verächtlich abgelegt, ohne Feinheit und Grazie vom Pöbel weiter getragen wird.“ Er geht also im Gewande der Geistigkeit in Florenz spazieren und wirft uns nordischen Barbaren von dort ein Schlagwort an den Kopf, wie es einst vom entgegengesetzten Pole unseres Geisteslebens der Rembrandt-Deutsche mit mehr Temperament und anderer Wirkung gethan hat. Medici! „Der Name Medici ist der Ruf an alle, welche der Kleinheit und Selbsterniedrigung der Menschen überdrüssig sind, welche den Mut haben, ihr höchstes Recht, selbständige Menschen zu sein, geltend machen wollen, welche nicht vom Staate sich ihre Meinung befehlen lassen, sondern als die Herren selbstherrlich ihre Befehle dem Staate diktieren. Der Name Medici ist ein Ruf an alle, welche sich offen zu sich bekennen, welche die Fesseln abschütteln, die den Geist sklavisch an einen anderen ketten, welche die Thatsache leugnen, daß es notwendig ein Heiligtum giebt, in dem alle anbeten müssen.“ Um das zu wissen, muß man erst nach Florenz fahren, in Konkurrenz mit dem Konversationslexikon einen Abriß

über Renaissancekultur geben, und uns die gesammelten Lesefrüchte aus Taine, Burckhard, Nietzsche und vielen Anderen vorsetzen? Seit einigen Jahren ertönt in Deutschland ein großes Geschrei über die Kultur, die wir nicht haben. Worin die Kultur nun eigentlich besteht, darüber sind die meisten Kritiker möglichst uneinig. Viele suchen sie darin, daß das ganze Volk zur gleichen Zeit Mittag essen muß, daß dieses ohne Käse und Dessert barbarisch ist, und daß es ebenso Unkultur verrät, wenn man den Kaffee nicht gleich hinterher trinkt. Etwas ähnliches (was ich übrigens durchaus nicht unterschätze) scheint dem Autor vorzuschweben, wenn er am Schlusse seiner Invektiven einer einzigen deutschen Stadt, nämlich Hamburg, die Entwicklung zu einer Art von deutschem Florenz in Aussicht stellt. Das wäre also schon das zweite „Elbflorenz". „Ein Staatswesen aber giebt es im Deutschen Reiche, in welchem große Kräfte latent sind, und von dem das Beste erhofft werden kann, nämlich Hamburg. Seine gesunde, in vornehmen Ueberlieferungen reif gewordene Bürgerschaft überragt bei weitem Deutschlands geistiges Niveau. Man trifft hier ferner einen kräftigen Materialismus und eine Frische des Sinnenlebens, die sich erheblich von dem krankhaften Egoismus und der nervösen Ueberreizung unterscheiden, welche sonst unsere Zeit kennzeichnen. Die gesünderen Existenzbedingungen geben der Behandlung geistiger Fragen einen fruchtbaren Boden, und wir finden in Hamburg thatsächlich die Vorbedingungen einer höheren Kultur. Es steckt in ihm etwas wie Mediceertum, und ich glaube, daß aus ihm ein neues Florenz, der Ausgangspunkt eines neuen und reichen Geisteslebens sich bilden ließe." Man setze eine Art platonischer Akademie in die schattigen Alstergärten, und die schönste Renaissance ist da! Man lasse uns doch einmal mit der lateinischen Renaissance in Ruhe! Nur ein Teutomane wird leugnen, daß die romanische Kultur älter, reifer, geschlossener ist als die germanische, aber nur ein Blinder wird übersehen, daß der germanische Individualismus seit fast zwei Jahrhunderten gegen den romanischen Formalismus im Felde liegt, und wenn wir Deutsche es zu einer nationalen Kultur bringen sollen, so wird es eben keine fremde, importierte, sondern eine deutsche Kultur sein. Dem reichsverdrossenen Verfasser würde ich empfehlen, einmal einen Aufenthalt in Lyon, Toulouse oder Bordeaux zu nehmen, er würde sich bald überzeugen, daß bescheidene deutsche Handelsstädte, daß die kleinsten unserer Universitäten und Residenzen gegen diese Centren geistig und künstlerisch wahrhafte Großstädte sind.

* * *

Nie werde ich den schönen Tag vergessen, an dem ich zum ersten Male Ludwig Jakobowski's „Loki" (Minden J. C. C. Bruns' Verlag) las. Das war vier Stock hoch in einem vergrauten und verstaubten Pariser Hotel und am offenen Fenster. Schmeichelnder Frühlingswind wehte, die Luft war süß und weich wie Schlagsahne. Auf dem hübschen Square vor dem Hotel spielten und lärmten die Kinder, kleine Mädchen haschten nach den Serpentinen, die noch von mi-carême her die kahlen Bäume phantastisch bekleideten, sie wanden sich die bunten Papierschlangen um den Hals, steckten sie als Blumen kokett ins Haar und spazierten mit dem errafften Schmuck auf den frisch geharkten gelben Kieswegen selbstgefällig umher. Der Tag war für die Lektüre vielleicht nicht günstig, da ich zu viel nach den spielenden Kindern sah. Das Buch sagte mir nichts, und ich begrüßte die letzte Seite mit Erleichterung. Nach Deutschland zurückgekehrt bemerkte ich mit Schrecken, daß ich ganz ahnungslos das Werk eines Genies in der Hand gehabt hatte. In langen und gründlichen Artikeln war der symbolistische Gehalt dieses Götterromans blosgelegt, der ein Kulturbild des Denkens unserer Zeit sein sollte, eine eigene Broschüre stellte den Verfasser als eine monumentale Persönlichkeit hin, die das dekadente fin de siècle riesengroß überragend uns ins zwanzigste Jahrhundert führen soll, ein bedeutender und fruchtbarer Publizist behauptete, daß dieser Meister Ludwig, ein Weltempfinder höchster Weisheit und holdester Naivetät, die drei monumentalsten Formen des Seelenlebens, die kindliche, künstlerische und philosophische in innigster Verwandtschaft vereinigte. Das war nicht der Lärm einer Klique, die Stimmen kamen aus zu verschiedenen Lagern, das war ehrliche Anerkennung. Etwas gedemütigt und zum Widerruf geneigt nahm ich den Band wieder vor, diesmal in der richtigen Umgebung, hinter einem wohl verschlossenen beeisten und bereiften Fenster, in einem schlecht geheizten Zimmer, wo es kalt war wie unter Urds Welteschе. Ein zäher grauer Nebel verdunkelte den an sich schon trüben Wintertag, der Rauch vorüberrollender Stadtbahnzüge machte das Dunkel noch dunkler, das schönste Niflheim um mich herum, und dennoch begrüßte ich die letzte Seite wieder mit froher Erleichterung. Aber nun merkte ich wenigstens, woher die Bewunderung kam. — Ein geistvoller französischer Kritiker sagte von einem schnell beliebt gewordenen Werke: „Il lui manque d'être incompris". Dieser Mangel wird aber meistens ein Vorteil sein, jedenfalls ist er der des Lyrikers, Epikers, Dramatikers Jakobowski. Alles ist bei ihm so bequem, so einfach, so klar, so selbstverständlich. Seine tiefste Weltanschauungs-

poesie geht so lieblich ein, daß man kaum zu schlucken braucht, und die jungen Leute, denen das Dichten noch schwer wird, sehen in seiner formalen Gewandtheit, im glatten Flusse seiner Gedanken ein hohes aber erreichbares Ideal. Jakobowski kennt kein Grauen, keinen Schwindel, er reitet jeden Tag über einen Mummelsee. Wie er die soziale Frage in einem Einakter gelöst hat, so macht er aus Lokis Schicksalen einen symbolistischen Roman. Der schwarze Gott ist der Revolutionär in Walhall, Prometheus, Faust, Mephisto zu gleicher Zeit und auch Lassalle und Bebel. Nicht genug, daß er sich gegen die Asen empört, er wiegelt auch die Menschen gegen diese satten Götter der Reichen auf, und er hetzt die Bauern gegen die Jarle, die Sklaven gegen die Bauern, im Himmel Anarchist, auf Erden sozialistischer Agitator, Alles was Herr J. in die Hand nimmt, das Größte, Grauenhafteste, Ahnungsschwerste wird so gegenwärtig, so niedlich, so handlich und im Innersten so butterweich, so freundlich und harmlos. Es giebt da eine köstliche Szene, wie der arme, ausgestoßene, hungrige, schmutzige kleine Loki die hübschen, lustigen, wohlgepflegten, reingewaschenen Asenkinder zum ersten Male bei ihren Spielen sieht, und wie der Haß der Enterbten, Freudelosen in ihm aufsteigt. Die Szene spielt ja auch eigentlich nicht in Walhall sondern im Berliner Thiergarten zwischen Kommerzienratskindern und einem kleinen Proletarier. Darauf deutet in symbolistischer Weise schon der blasse Feuilletonstil, der sich etwas gewaltsam zum Götterpathos aufbläht. Aber die Bewunderer werden sagen: Du Tropf! darin steckt ja eben das Bedeutende, das sind ja die ewigen immer wiederkehrenden Gegensätze, das ist ja die immer gleiche Tragik alles Menschlichen, die große Weltanschauung Jakobowskis, dessen monumentale Persönlichkeit sich zwischen zwei Jahrhunderten erhebt. Darauf würde ich antworten: Auch ich habe meine Freude an der anständigen, liebenswürdigen Persönlichkeit des Herrn Jakobowski, den ich obendrein als einen schätzbaren Lyriker schätze, und wenn ein bedeutender und fruchtbarer Publizist behauptet, daß er die drei monumentalsten Formen des Seelenlebens, die kindliche, die philosophische und die künstlerische in sich vereinigt, so gebe ich gern zu, daß er die erste dieser Formen bereits vollständig besitzt. Auch seinen „Loki" habe ich gut, sehr gut, zu gut verstanden, aber dieses Verständnis wird mir erst Freude machen, wenn man mir einen erwachsenen Menschen, vom Sekundaner an, aufweist, der diesen symbolistischen Götterroman nicht verstanden hat.

* * *

Im Verlage des Mercure giebt **André Gide**, der talentvolle Verfasser von „Le Voyage d'Urien" und „Paludes" ein hübsches Capriccio unter dem Titel „Le Prométhée mal enchainé." Damocles geht auf dem Boulevard spazieren, wobei er von einem alten Herrn eine Ohrfeige und 500 Fr. bekommt. Der Geber dieser beiden Dinge ist Zeus der Banquier. In einem Café der Boulevards sitzt auch Prometheus, der sich die Weste hochzieht, damit der Adler an seiner Leber fressen kann. Zum Schlusse ißt Prometheus den Adler, sodaß der arme Kerl endlich anfängt zuzunehmen; denn der Adler ist so etwas wie das Ideal oder die sittliche Forderung. Das schwirrt alles lustig durcheinander, der Gott, der Titane, ein Cafékellner, der Adler und die 500 Fr. und die Ohrfeige, die schließlich an den richtigen Mann kommt. Dieser Unsinn, der zuweilen recht geistvoll ist, wird in angenehmster, kurzweiligster Art verzapft. Man kann sich etwas dabei denken, aber man braucht nicht unbedingt. Und darin liegt gerade der Reiz der Sache.

E—r.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Aus Theorie und Geschichte der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung.

Von **Werner Sombart.**

I.

Johann Jacoby hat bekanntlich einmal den Ausspruch gethan, daß die Gründung des kleinsten Arbeitervereins ein größeres historisches Ereignis sei, als etwa die Schlacht von Sadowa. In diesen Worten drückt sich zweifellos eine ganz bedeutende Unterschätzung der nationalen Konflikte und ihrer Lösung für den Gang der Geschichte aus. Aber was an ihnen ebenso unzweifelhaft richtig ist, ist die Hervorkehrung der Wichtigkeit jener Neuorganisation der Gesellschaft, wie wir sie in der modernen Gewerkschaftsbewegung beobachten, die jetzt zu einem überall gleichmäßig wiederkehrenden Bestandteile der sozialen Entwicklung in allen Kulturländern, d. h. also in allen Ländern mit kapitalistischer Produktionsweise zu werden mehr und mehr sich anzuschicken scheint. Wenn es unter diesen Umständen zumal in Ansehung der letzthin wieder lebhafter geführten Debatte über Wert oder Unwert der Gewerkvereine keines weiteren Wortes zur Rechtfertigung des Themas bedarf, so sind doch vielleicht einige Bemerkungen am Platze, um die Art und Weise zu erklären, in der im Folgenden das Thema abgehandelt werden soll.

Diese findet ihre Erklärung in der Thatsache, daß ich die Ehre und das Vergnügen habe, vor einem aus bürgerlichen Elementen und Arbeitern gemischten Kreise von Zuhörern zu sprechen*): also vor Fachleuten und Laien. Hätte ich nur zu Arbeitern zu reden, so wäre die Aufgabe leicht. Ich würde über die just zur Zeit im Schwange befindlichen praktischen Probleme der gewerkschaftlichen Bewegung mich auslassen können und damit auf Ihr Interesse, meine Herrn Arbeiter, ohne weiteres rechnen dürfen. Ich würde behandeln etwa die Frage: ob lokale oder zentrale Organisation, Industrie- oder Berufsverbände zweckmäßig seien, wie sich die Gewerkvereine zu den Lohnformen — Stück- oder Zeitlohn? — zu den Ueberstunden zu stellen hätten; ob und wie die Lösung der Probleme der Arbeitslosenunterstützung oder des Arbeitsnachweises in Angriff zu nehmen sei, was sich an Erfahrungen in neuerer Zeit in Bezug auf Kassenführung, Kontrollwesen

*) Was hier zum Abdruck gelangt, waren ursprünglich Vorträge, die ich diesen Winter in Breslau vor großem Auditorium, von dem 3/4 Arbeiter, 1/4 Bürgerliche waren, gehalten habe. Obwohl ich bei der Niederschrift manches geändert und vor allem vieles ergänzend hinzugefügt habe, sodaß es sich um eine im wesentlichen neue Bearbeitung des Themas handelt, glaubte ich doch durch gelegentliche Anwendung der rednerischen Form die Erinnerung an den Ursprung dieser Auslassungen im Leser wach erhalten zu sollen. Als Lesepublikum denke ich mir etwa dasselbe wie ich es bei meinen Reden hatte.

und andere Fragen der innern Verwaltungsorganisation ergeben habe u. s. w. Mit alledem aber würde ich das nicht fachmännisch gebildete bürgerliche Publikum ermüden und deshalb muß ich einen andern Kurs zu steuern versuchen, bei dem ich doch auch die Gefahr vermeide, Ihnen, meine Herrn Arbeiter, allzu bekannte Dinge zu sagen. Ich will nämlich den Ausweg wählen: mein Thema so allgemein, d. h. so prinzipiell wie möglich zu behandeln, d. h. ich will versuchen, Ihnen in ganz großen Umrissen, Wesen und Bedeutung der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung zu zeichnen, will Sie gleichsam aus der Vogelperspektive dieses Gebiet sozialen Lebens schauen lassen. Das, denke ich, wird instruktiv für beide Teile meiner Zuhörerschaft sein: die Einen, die die Gegend noch gar nicht kennen, erhalten so den ersten Ueberblick, den ersten Gesamteindruck; die andern, die seit vielen Jahren in dieser Landschaft zu Hause und mit allen Gassen und Winkeln wohl vertraut sind, werden gern die Gelegenheit benutzen, um durch eine Betrachtung aus der Vogelschau sich über die ganze Anlage, den Charakter, die Ausdehnung und Gliederung ihres Heimatlandes einen zuverlässigen Einblick zu verschaffen.

* *
*

Die modernen Gewerkvereine sind nur das letzte Glied einer langen Kette von Gemeinschaftsbildungen ähnlicher Art. Wir wissen ja jetzt, daß der Mensch, wo auch immer wir ihm begegnen, das Bedürfnis empfindet, mit Gefährten, mit Genossen sich zu dauernden oder losen Verbindungen zusammenzuschließen. Es scheint in der That, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei. Er ist im guten wie schlimmen Sinne ein Heerdentier, das in der Vereinsamung verkommen muß. Zum Alleinsein sind nur die wenigen, großen Naturen der „Solitärmenschen“ befähigt, den andern wohnt ein Drang nach Zusammenschluß inne. Sie bedürfen gleichsam einer Wärmeschicht zwischen sich und der eiskalten Umgebung, in der wir zu leben haben. So ragen denn aus den Anfängen der Kultur bis in unsere Zeit zunächst jene natürlichen Verbände herein, die auf der Blutsverwandtschaft oder der Nachbarschaft beruhen: Stamm, Großfamilie, Dorfgemeinschaft, jene organischen Gebilde, wie sie ein geistvoller Forscher genannt hat, in denen der einzelne gleichsam nur als Glied eines unteilbaren Ganzen wächst und gedeiht. Jetzt zerfallen die alten urwüchsigen Gemeinschaften mehr und mehr. Die Individuen werden aus ihrem Erdreich, in dem sie gewurzelt hatten, herausgerissen, in den modernen Staaten und namentlich den modernen Großstädten durcheinandergewirbelt: zunächst ohne Zusammenhalt, ohne irgendwelche andere Gliederung als sie die staatliche oder kommunale Registratur erzeugt, finden sie sich in neuer Umgebung wieder: nicht organischer verbunden als eine Reihe von Kleidungsstücken, die in einer Garderobe aufgehängt sind, oder wie die einzelnen Körner in einem Haufen Flugsand. So konnte das treffende Wort von der Öde des großstädtischen Lebens entstehen.

Aber wie ein Ameisenhaufen, der durch einen Fußtritt zerstört ist, alsobald wieder sich neu zu gruppieren anschickt, so beobachten wir auch in der bunt zusammengewürfelten Menschenmasse allerorts ein Streben, sich in irgend welchen neuen Verbänden wieder zusammen zu finden. Es entstehen die künstlichen Gemeinschafts- oder Gesellschafts-Gebilde, die ihre gemeinsame Mutter in der Interessengemeinschaft bestimmter Personengruppen haben. Die rauchen, die singen, die turnen,

die radeln zusammen. Dort entstehen Kunst- oder Wohlthätigkeits- oder andere Zweckverbände. Hier endlich finden sich alle diejenigen zusammen, die am gleichen Seil der Alltags-Pflichten ziehen, die eine gemeinsame Beschäftigung mit zahlreichen gemeinsamen Interessen erfüllt: es entsteht die wichtige Gruppe der Berufsvereine.

Zu ihnen kann man nun auch die Gewerkvereine oder wie sie sonst auch heißen: die Gewerkschaften, Fachvereine — die englischen Trade Unions, die französischen syndicats ouvriers, die italienischen Società operaie (di resistenza) und ähnliche Gebilde — zählen, obwohl sie wesentlich von andern, echten Berufsvereinen, wie es etwa die Zünfte der alten Zeit waren, abweichen. Wenn man sie, in denen die moderne Lohnarbeiterschaft sich organisiert, „Arbeitergilden" genannt hat, um damit ihre Verwandtschaft mit, ja sogar ihre Abstammung von den alten Handwerkergilden zum Ausdruck zu bringen, so ist das doch nur mit erheblichen Einschränkungen zulässig. Denn gerade in dem, was die Gewerkvereine der Gegenwart von den Handwerkerzünften und selbst den Gesellenverbänden der Vergangenheit unterscheidet, müssen wir einen wesentlichen Zug ihres Charakters erblicken. Wenn wir die Gewerkvereine selbst als Berufsvereine bezeichneten, so ist doch gleich hinzuzufügen, daß schon dieses Merkmal, daß ihre Mitglieder gleichen Berufen angehören, wenigstens im alten handwerksmäßigen Sinne nicht mehr vollständig zutrifft. Der alte Beruf des Handwerkers wurde abgegrenzt durch eine eigentümliche gleichgerichtete Handfertigkeit, durch ein gleiches Können, oft ein gleiches Wissen von Berufsgeheimnissen, gleichen Lehrgang, gleiche Schicksale. Er begründete eine innere Zusammengehörigkeit und selbstverständliche Abschließung gegen die Vertreter anderer Berufe: die Berufsehre ist der bezeichnende Ausdruck für diese Berufsgenossenschaften handwerksmäßigen Schaffens, die sich bei der langsamen Entwicklung der empirischen Technik in Jahrhunderte langem Werdegange herausgebildet hatten.

Das wissenschaftliche Verfahren im Dienste der kapitalistischen Unternehmung zertrümmert diese alten Schichtungsverhältnisse. Täglich läßt sie Jahrhunderte alte Handwerke zu Grunde gehen, um täglich neue Verfahrungsweisen erstehen zu lassen. Und was seit jeher zusammengehörte, wird getrennt, was getrennt war, wird zu einheitlichen Betrieben vereinigt. So verwischt sich die alte handwerksmäßige Berufhaftigkeit, verwischen sich die starren Begriffe des gleichen Berufs, der Berufsgenossenschaft und Berufsehre und es schließen sich Arbeiter früher ganz verschiedener Berufszweige zu Verbänden zusammen, die dann selbstverständlich nach außen hin nicht die Abgeschlossenheit bewahren, wie sie den früheren Berufsgenossen eigen gewesen war. Ich denke beispielsweise an die in neuerer Zeit häufiger sich bildenden sog. „Industrieverbände," wie der Holzarbeiter, der Metallarbeiter, der baugewerbliche Arbeiter u. a., in denen die verschiedensten früher getrennten Berufe nun zu einheitlicher Organisation zusammengefaßt sind.

Aber die modernen Gewerkvereine sind auf der andern Seite mehr als Nur-Berufsverbände — und unterscheiden sich auch darin von den alten „Gilden" — weil sie weniger als alle Berufsangehörigen umfassen. Sie sind ja Verbände von Lohnarbeitern, also von solchen Berufsgenossen, die ihr ganzes Leben lang immer nur in einer Sphäre beruflicher Thätigkeit, in der der ausführenden Arbeit verharren und der Regel nach nicht in die andere Sphäre, die der organisierenden oder leitenden Arbeit oder unter Umständen auch Nichtarbeit hinübertreten. Die ehemalige Ein-

heit der Berufsangehörigkeit ist zerrissen, es giebt in jedem Berufe, in dem kapitalistische Produktion herrscht, die scharf geschiedenen Gruppen der Unternehmer, denen die oberen Beamten großer Werke oft nahe kommen, und der Arbeiter. Letztere unterscheidbar als obere, leitende und untere, ausführende Arbeiter. Jene meist den sogenannten gebildeten Ständen und bürgerlichen Klassen, letztere dem Proletariat angehörig: Lohnarbeiter. Es ist nur eine Spielerei beispielsweise von einem Berufe der „Hammerschmiede" in unserer Zeit noch sprechen zu wollen und in ihm nichts als eine Hierarchie allmählich abgestufter Arbeitergruppen zu erblicken, die Reihe also ununterbrochen von dem hundertfachen Millionär-Unternehmer bis zum letzten Handlanger fortzuführen. Das eben ist ja gerade der Unterschied gegen die frühere Ordnung. Früher war der Geselle nur angehender Meister, der Meister ehemaliger Gesellen. Heute ist zwischen Unternehmern und Arbeiterschaft eine unüberbrückbare Kluft: die beiden rekrutieren sich ständig aus verschiedenen sozialen Klassen und es macht einen wesentlich bestimmenden Zug der modernen Gewerkvereine aus, daß sie stets nur Angehörige der Lohnarbeiterklasse zu Mitgliedern haben. Es würde ein Berufsverband kein Gewerkverein sein, der in dieser Richtung nicht exklusiv wäre. Die Abgeschlossenheit äußert sich also in einer andern Richtung als früher. Ehedem war sie eine solche zwischen Berufen, aber nicht immer zwischen den Angehörigen eines und desselben Berufs, heute besteht sie zwischen den verschiedenen sozialen Klassen eines und desselben Berufs, während Klassengenossen verschiedener Berufe sich längst nicht mehr ausschließend gegenüberstehen. Parallelerscheinung: die moderne Handels- oder Gewerbekammer. An die Stelle der senkrechten Schichtung ist die wagerechte getreten. Und wenn wir danach einen modernen Gewerkverein richtig kennzeichnen wollen, so müssen wir in erster Linie betonen, daß er ein Verband von Lohnarbeitern, d. h. Klassengenossen ist und dürfen erst zur weiteren Bestimmung hinzufügen: die sich nach Berufen oder Berufszweigen miteinander vereinigen.

Also Verbände von Lohnarbeitern sind die Gewerkschaften der Gegenwart. Dem Lohnarbeiter, diesem ganz modernen Gebilde, wollen sie die Vorteile des Zusammenschlusses, der Gemeinschaft bieten. Ihn wollen sie gleichsam durchs Leben begleiten, ihm Tröster und Freund, Helfer und Berater in allen ernsten Lebenslagen sein. Sie wollen dort ihr Wirken entfalten, wo des einzelnen Mut und Kraft versagen. Des Einzelnen, den wir also kennen müssen, um die Eigenart der Gewerkvereine zu begreifen.

Allmählich weiß man nun wohl auch in Laienkreisen, was der m o d e r n e L o h n a r b e i t e r ist: ein rechtlich freier Mensch, der weder die nötigen Mittel besitzt, um als Rentner oder als selbstständiger Produzent, noch die erforderderliche Bildung oder die unentbehrlichen Kenntnisse und Fertigkeiten, um als Gelehrter, Künstler, Beamter oder dgl. leben zu können, der vielmehr nur über eine einzige Hülfsquelle verfügt: seiner Hände Arbeitskraft, die er dem Inhaber von Produktionsmitteln und Organisator der Industrie gegen ein Entgeld zu vorübergehender Nutzung überläßt. Der Lohnarbeiter ist also der Ausdruck der kapitalistischen Produktionsweise nach ihrer einen Seite hin: er ist so da, wie er ist, weil unser Wirtschaftssystem 1. auf dem Zusammenwirken zweier getrennter Klassen der Bevölkerung: der Inhaber der Produktionsmittel und der Besitzer der (ausführenden) Arbeitskraft beruht und 2. dieses Zusammenwirken in der geschichtlich bestimmten Form freihändigen Vertrages, des Lohnvertrags, zu Stande kommt.

Dieses Lohnarbeiters Interessen also wollen die Gewerkvereine wahren,

und zwar — was notwendig noch hinzugefügt werden muß — im Rahmen des kapitalistischen Wirtschaftssystems.

Denn diese Einschränkung ist es, durch die sich die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung scharf von der sozialistischen Arbeiterbewegung, der im engeren Sinne sozialen Bewegung unsrer Zeit scheidet. Derjenigen Bewegung also, deren Endziel zwar auch in erster Linie Wahrung der Interessen des Proletariats ist, aber dadurch, daß an die Stelle der kapitalistischen die sozialistische Wirtschaftsorganisation treten soll. Es ist grobe Unkenntniß oder grobe Böswilligkeit bei demjenigen anzunehmen, der diesen Unterschied der beiden Arbeiterbewegungen nicht als den grundlegenden, wahren, bestimmenden anerkennen will. Wir werden sehen, daß beide Bewegungen, die gewerkschaftliche wie die sozialistische Arbeiterbewegung vielerlei Berührungspunkte aufweisen; aber es heißt auf jede klare Erfassung sozialer Erscheinungen verzichten, will man nicht von der Wesensunterscheidung der beiden Bewegungen für seine Betrachtungen den Ausgangspunkt nehmen.

Wollen wir die Gewerkschaften als Berufs- oder Klassenvereine kennzeichnen, so müssen wir absehen von ihren Leistungen auf freundschaftlichem und geselligem Gebiete. Gewiß ist es nicht gering anzuschlagen, was sie dem Einzelnen an Wohlthaten erweisen, aber ihr Wesen macht es nicht aus. Dieses kann nur gefunden werden in den die spezifischen Arbeiterinteressen vertretenden Funktionen. Als solche aber erscheinen bei äußerlicher Betrachtung zwei: 1. die Fürsorge für den Arbeiter oder die Seinigen in Zeiten unfreiwilliger Arbeits- bezugsweise Erwerbslosigkeit und 2. die Fürsorge für den Arbeiter in Zeiten der Arbeit und somit der Erwerbsfähigkeit.

Jene erstere Funktion umfaßt alle jene Leistungen, die als Leistungen von Unterstützungsvereinen oder Hilfskassen angesehen werden können. Sie beziehen sich auf Darreichungen an Geld oder naturalen Unterstützungen in den Fällen der Krankheit, der Invalidität, des Unfalls, des Alters, des Todes. Durch gemeinsame Beitragsleistung Vieler sollen hier Leistungen an die Mitglieder solcher „Kassenvereine" ermöglicht werden, die das Einzelbarvermögen übersteigen (Versicherungsprinzip!) oder wenigstens durch Sparzwang soll der Arbeiter in den Besitz größerer Summen für die Notfälle des Lebens gesetzt werden, die ohne gemeinsame Kasse aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vorhanden sein würden. Diese Unterstützungskassenfunktion ist nun nach allem was wir wissen, in den Anfängen der Gewerkvereinsbewegung die wichtigste, zum Teil sogar die einzige gewesen. Sie ist vielfach das Bindeglied, das allerhand nicht eigentlich gewerkschaftliche Verbände mit den modernen Gewerkvereinen verknüpft.

Aber so bedeutsam das Kassenwesen auch historisch für die Gewerkvereine sein mag, so sehr es noch heute eine hervorragende Rolle in sehr wichtigen und großen Arbeiterverbänden spielt: deren eigentliches Wesen macht es nicht aus. Kranken-, Unfall-, Sterbe- und ähnliche Kassen können bestehen und bestehen auch ebensogut für Nichtarbeiter, wie für Arbeiter. Die Friendly Societies in England, die Società di mutuo soccorso in Italien sind noch heute dem kleinen Beamten, oder Bauern, oder Handwerker ebenso geöffnet wie dem modernen Lohnarbeiter. Und wenn letztere in ihnen einen großen Prozentsatz ausmachen, so beweist das eben nur, daß die Lohnarbeiterschaft sich in hervorragendem Maße in einer Vermögenslage befindet, die die Benutzung der Kassen wünschenswert erscheinen läßt; aber es hat nichts zu thun mit der eigenartig sozialen Stellung des Proletariats. Aber auch ihre frühere Funktion, die Arbeitermassen durch die größere Plausibilität ihrer Zwecke zunächst einmal überhaupt anzulocken und zu Ver-

bindungen zu veranlassen, gleichsam den Stab zu bilden, an dem sich die eigentlich gewerkschaftliche Verbandsthätigkeit emporrankte, auch diese Funktion hören die Unterstützungskassen heute mehr und mehr zumal auf dem Festlande auszuüben auf. Einmal deshalb weil die gewerkschaftlichen Ziele selber an Deutlichkeit und einleuchtender Wichtigkeit gewinnen, sodann aber vor allem auch deshalb, weil die Aufgaben, die früher ausschließlich die freien Vereinigungen zu lösen unternahmen, dem Arbeiter in Krankheits- und anderen Notfällen Unterhalt zu verschaffen, weil diese Aufgaben in wachsendem Umfange in den verschiedensten Ländern nach dem Vorgange des deutschen Reichs vom Staate übernommen werden. An die Stelle der freiwilligen Versicherung tritt die staatliche Zwangsversicherung oder die gesetzliche Verpflichtung des Unternehmers oder der öffentlichen Gewalten, den erwerbsunfähigen Arbeiter zu unterstützen. In welchem Umfange dieser Uebergang als ein Fortschritt, als eine Förderung des Wohles der Arbeiterschaft und der Interessen der Kultur erscheint, werden wir in anderem Zusammenhange erst zu prüfen haben. Hier ist nur die Thatsache festzustellen, daß die Uebernahme der Unterhaltung erwerbsloser Arbeiter durch öffentlich-rechtliche Einrichtungen ohne allen Zweifel die Bedeutung der Gewerkvereine in ihrer Eigenschaft als Unterstützungskassen ganz wesentlich vermindert hat. Diese Erwägung im Zusammenhang mit der oben gemachten Feststellung, daß wir in dem Hilfskassenwesen der Arbeiterverbände gar nichts spezifisch gewerkschaftliches zu erblicken haben, bestimmt mich diese Seite der Gewerkvereine aus dem Kreis unserer Betrachtungen überhaupt auszuscheiden und unser Augenmerk in Zukunft nur noch auf die spezifisch gewerkschaftliche Funktion der Arbeiterberufsvereine zu richten.

Wollen wir diese selbst zunächst ganz allgemein umschreiben, so können wir sagen, daß sie darin besteht, die Chancen des Arbeiters bei Festsetzung seiner Arbeitsbedingungen zu verbessern. Zu diesem Behufe stecken sich die Gewerkvereine zunächst das Ziel: die Marktverhältnisse zu Gunsten des Arbeiters zu beeinflussen. Die Verhältnisse des Arbeitsmarktes, auf dem man Angebot und Nachfrage schalten und walten sieht, wie auf dem Warenmarkte. Dieses Streben nach Einfluß auf die Gestaltung des Arbeitsmarktes wird von der Einsicht geleitet, daß man es bei der Arbeitskraft des Arbeiters mit einer Ware zu thun habe. Die Konstruktion der Arbeitskraft als Ware ist seit altersher beliebt und wie man sich auch ihrer theoretischen Richtigkeit gegenüber verhalten mag: sicherlich hat sie eine große Bedeutung durch ihre Einwirkung auf das praktische Verhalten der Arbeiterverbände gehabt. Der Arbeiter, so etwa lautet das Räsonement, besitzt in seiner Arbeitskraft eine Ware, durch deren Verwertung er sich seinen Unterhalt beschaffen will. Unsere Rechtsordnung weist ihn zu diesem Zwecke auf den freihändigen Verkauf oder richtiger den freihändigen Mietvertrag hin, mittels dessen er in freier Vereinbarung mit dem kapitalistischen Unternehmer für eine bestimmte Zeit, zu meist bestimmten Verrichtungen gegen einen bestimmten Entgelt diesem die Nutzung seiner „Ware" Arbeitskraft überläßt. Die Beobachtung lehrte, daß die Höhe des Entgelts — also des Mietspreises für die genutzte Arbeitskraft — abhängig ist von der Gestaltung des Arbeitsmarktes, d. h. von dem Verhältniß von Angebot zu Nachfrage. Laufen zwei Kapitalisten, so hatte es schon Ricardo ausgedrückt, Einem Arbeiter nach, so werden sich die Arbeitsbedingungen für diesen günstig gestalten; umgekehrt ungünstig, wenn zwei Arbeiter Einem Kapitalisten nachlaufen. Also galt es, das Ziffern-, das Quantitätsverhältniß von Angebot und Nachfrage stets zu Gunsten des Arbeiters zu gestalten, d. h. also

ein Ueberangebot von Arbeitskräften zu verhindern. Dies war zunächst dadurch zu erreichen, daß man örtlich die Mengen der zur Verfügung stehenden Arbeitswilligen ausglich: das Zuviel an einem Orte mit dem Zuwenig an einem anderen. Man mußte dementsprechend sich Kenntniß von der Marktlage an den verschiedenen Orten zu verschaffen suchen und man thut dies durch Organisierung des Arbeitsnachweises: dieser ersten und elementarsten Leistung der Arbeitervereine. Wußte man erst, daß in Breslau zehn Hutmacher gesucht wurden, die in Berlin keine Arbeit fanden, so war der erste Schritt gethan, um den Druck, den die zehn überschüssigen Hutmacher an ihrem Orte auf den Arbeitsmarkt ausübten, zu beheben. Freilich mußte sogleich ein zweites hinzukommen: es mußte von Gewerkvereinswegen den überschüssigen Zehn auch die praktische Möglichkeit geboten werden, sich zu dislocieren. Hierzu mußten ihnen die erforderlichen Mittel zur Verfügung gestellt werden und dies geschieht durch die Gewährung von Reiseunterstützung.

Aber Arbeitsnachweis und Reiseunterstützung verfangen doch nur dort, wo ein Ausgleich der angebotenen Mengen von Arbeitskräften zwischen verschiedenen Orten vorzunehmen ist. Ergiebt sich ein Ueberschuß aller angebotenen über die nachgefragten Arbeitskräfte, so versagen jene Praktiken. Alsdann gilt es, statt wie erst einen räumlichen, gleichsam einen zeitlichen Ausgleich herbeizuführen. Es gilt den Druck der überhaupt überschüssigen Arbeitskräfte zu beseitigen und damit die Gesamtlage des Arbeitsmarktes zu Gunsten der Arbeiter zu beeinflussen. Der Druck wird aber nur dann weggenommen, wenn man die überschüssigen Arbeitskräfte nicht mehr sich anbieten läßt, weil man ihnen auch ohne Beschäftigung Unterhalt gewährt. Dies geschieht, wie Sie wissen, durch die Arbeitslosenunterstützung, die eine der wichtigsten Aufgaben der Gewerkvereine bildet. Unterhaltung also derjenigen Arbeiter, die arbeiten könnten, auch wollten, aber im Interesse der in Stellung befindlichen Kollegen nicht arbeiten sollen. Damit unterscheidet sich diese Form der Unterstützung wesentlich von der Streikunterstützung und erscheint recht eigentlich in ihrer Eigenart als eine Maßnahme zur Bessergestaltung der Marktlage in unserem Sinne d. h. des quantitativen Verhältnisses von Angebot zu Nachfrage. In ihrem Grundgedanken geht sie auf die Vorstellung zurück, daß eine richtige Anpassung der Arbeitskräfte an die Bedürfnisse des Marktes die Arbeitsbedingungen zu verbessern vermöge.

Nun mußte aber wachsende Erfahrung und fortschreitende Durchdenkung bald die Einsicht erzeugen, daß es mit einem Insgleichgewichtsetzen von Angebot und Nachfrage nicht abgethan sei. Man mußte bald zu der Erkenntniß fortschreiten, daß die Festsetzung der Arbeitsbedingungen nicht erfolgt auf rein automatischem Wege, wie ein Uhrwerk oder ein Umschaltemechanismus bei bestimmter Stellung einen stets gleichen und unveränderlichen Effekt erzielt, daß vielmehr auch bei äußerlich ganz gleicher Marktlage — etwa einem Sichthatsächlichdecken von Angebot und Nachfrage — sehr verschiedene Wirkungen für die Arbeiter sich ergeben können. Analogien aus der Sphäre des Waarenmarktes mußten diese Einsicht beschleunigen helfen. Man brauchte nur etwa des bei den Möbelmagazinen mit seinem Karren voll Möbel herumziehenden Tischlermeisters, des trôleurs sich zu erinnern, der Woche für Woche einen gleichen Absatz hat, auch gar keine Ueberschußware liefert, sondern stets der Nachfrage angepaßt bleibt: der aber trotzdem zu immer ungünstigeren Bedingungen seine Ware an den Mann bringt, warum? Weil er der Schwächere in dem Kampfe ist, der über die Kaufbedingungen entscheidet. Man lernte auch die Festsetzung der Arbeitsbedingungen nicht als

einen automatischen Vorgang unter leblosen Körpern, sondern als einen Kampf zwischen lebendigen, entgegengesetzt interessierten Menschen begreifen. Womit sich nun für die Berufsvereine der Arbeiter ganz neue Perspektiven eröffneten. Denn sie hatten nun ihre Aufgabe nicht mehr nur darin zu erblicken, den Arbeitsmarkt zu regulieren, sondern den Arbeiter im Kampfe mit dem Unternehmer zu stärken. Hatten sie bisher die Marktlage zu Gunsten des Arbeiters gestalten wollen, so mußten sie jetzt seine Machtlage zu verbessern suchen.

Zu diesem Behufe mußte man zunächst die spezifischen Schwächen des Arbeiters beim Abschluß des Arbeitsvertrages erkannt haben. Und das gelang bald. Heutzutage weiß jedes Kind, daß der Arbeiter in jenem Kampfe um die besten Arbeitsbedingungen deshalb der schwächere Teil ist, weil er zu rascherer Verwertung seiner Arbeitskraft gedrängt wird als der Kapitalist zur Verwertung seines Kapitals und weil aus dieser Situation ganz von selbst eine schärfere Konkurrenz der Arbeiter unter einander als der Kapitalisten unter einander sich ergiebt. Zwar sind beide au fond gleichmäßig auf einander angewiesen, um existieren zu können: gerade wie der Möbelmagazininhaber und der verhökernde Tischlermeister nicht einer ohne den andern bestehen könnten. Und trotzdem ist in dem schließlichen Handel der Tischlermeister benachteiligt. Der Arbeiter ist aber nichts weiter als ein solcher trôleur, der nicht abwarten kann. Das ist die sattsam bekannte Lage der Dinge, aus der nun die Aufgabe der Gewerkvereine folgt, den Arbeiter zum Abwarten zu befähigen: voilà tout.

Diese Aufgabe enthält zwei Teile:

1. Fürsorge dafür, daß die von einem zum Abwarten geneigten Arbeiter freigelassene Arbeitsstelle nicht von einem andern eingenommen wird;

2. Fürsorge dafür, daß der abwartende, also verdienstlose Arbeiter leben kann.

Als womit die Ihnen allen vertrauten beiden Seiten der Thätigkeit aller Gewerkvereine als Organisatoren des Kampfes um die besten Arbeitsbedingungen klar in ihrer grundsätzlichen Bedeutung vorgezeichnet sind. Denn daß es zur Erfüllung jener Aufgaben einer kollektiven Zusammenfassung vereinzelter Arbeiterindividuen zu geschlossenem Auftreten bedarf, ist ohne weiteres klar. Nur wenn die Arbeiter einer Fabrik, einer Stadt, eines Bezirks gemeinsam fordern, nur wenn sie es erreichen können, daß anders woher nicht Arbeitswillige kommen — „Zuzug fern zu halten" ist das Leitmotiv aller modernen gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung, das so recht eigentlich deren Grundgedanken ausspricht — nur dann erfüllen sie jene erste Bedingung erfolgreichen Forderns, daß an den nötigenfalls verlassenen Arbeitsposten kein anderer als Ersatz tritt. Und nur wenn sie durch Stiftung gemeinsamer Kassen solidarisch für die Mittel aufkommen, die etwa erforderlich werden, um den freiwillig arbeitslosen Arbeiter zu sustentieren, machen sie ein Abwarten möglich. Wo das Abwarten nun planmäßig wirklich erfolgt, sprechen wir von einer Arbeitseinstellung, von einem Streik. Man hat die Gewerkvereine Streikorganisationen genannt. Mit demselben Rechte, mit dem man die modernen Heere Organisationen des Krieges nennen kann. Aber die Kriege sind ebenso wenig Zweck unserer Rüstungen, wie die Streiks Zweck der Gewerkschaften; beides sind vielmehr nur Mittel zum Zweck der Machtentfaltung. Ohne parodox zu sein, kann man beide Organisationen ebensogut

Organisationen des Friedens nennen: von der Erwägung ausgehend, daß zwischen zwei gegen einander strebenden Mächten nur dann „Friede“ möglich ist, d. h. der Anreiz zum Kampfe unterdrückt wird, wenn beide zum äußersten Grade ihrer Machtentfaltung und zu vollkommenster Schlagfertigkeit gelangt sind. Wie thöricht die Ansicht ist: die Gewerkvereine erzeugten die Streiks, werden wir noch einsehen dort wo wir sie würdigen. Hier haben wir nur ihr oberstes Ziel erkennen müssen: Machtorganisationen zu sein, denen als eines — vielleicht das bedeutendste — ihrer Mittel die Arbeitseinstellung passend erscheint.

Welches sie aber bereitwilligst mit einem andern vertauschen, sobald ihnen ein geeigneter Ersatz geboten wird. Und als solcher tritt ja mehr und mehr im Laufe der Entwicklung eine kollektive Vertragschließung hervor, wie man die Vorausregelung der Arbeitsbedingungen für ein ganzes Gewerbe auf Grund von Vereinbarungen der organisierten Arbeiterschaft mit der organisierten Unternehmerschaft wohl genannt hat. Selbstverständlich: wenn dasselbe Ziel, die günstigen Arbeitsbedingungen erreicht werden kann, ohne daß der offene Kampf ausbricht, mit seinen verheerenden Wirkungen für beide Teile, wenn das Schreckgespenst des Streiks im Hintergrunde genügt, um die Machtlage des Arbeiters zur höchsterreichbaren zu machen, so müßten Frivolität oder Starrköpfigkeit ihre Hand im Spiele haben, wollte die Arbeiterschaft trotzdem auf der Anwendung des Streiks als einzigen Mittels zur Erzielung eines Erfolges bestehen. So ist man zu Einrichtungen gelangt, die man wohl nicht ganz genau und sich mehr an die äußere Erscheinung haltend als solche „zur Vermeidung und Beilegung von Arbeitseinstellungen“ bezeichnet hat; Einrichtungen, deren Zweck Verständigung auf der Grundlage einer Machtentfaltung beider kämpfenden Parteien ist. Inhalt der Vereinbarungen ist hauptsächlich Regelung der Arbeitszeit (Maximalarbeitstag) und des Arbeitslohns (Standardlohn). Wir nennen in Deutschland das Ergebniß solcher Verständigungen „Tarifgemeinschaften“ und haben erst wenig Fälle, an denen wir diese höhere Entwicklungsstufe der Gewerkschaftsbewegung studieren können Das Hauptbeispiel ist die Tarifgemeinschaft der Buchdrucker, neben denen die der Buchbinder, der Steinarbeiter, der Töpfer u. e. a. zu nennen ist. Dagegen ist diese neue Form gewerkschaftlicher Organisation in England bereits zu hoher Blüte gelangt, weshalb unser Blick unwillkürlich auf England gelenkt wird, wenn wir die Wesenheiten gewerkschaftlichen Lebens und Wirkens in seinem Wachstum verfolgen wollen. Das Marxsche De te fabula narratur, mit dem er sein „Kapital“ nach Deutschland hinüberschleuderte, gilt heute mehr als je gerade auch für die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung Englands und deshalb wollen wir zunächst uns einen Ueberblick zu verschaffen suchen über den Gang der Entwicklung der englischen Gewerkvereine: ein Unterfangen, das um so mehr reizt, weil es Erfolg verspricht. Und das deshalb, weil die englische Gewerkschaftsbewegung bislang die einzige ist, die einen einigermaßen anständigen Geschichtsdarsteller gefunden hat. —

II.

Noch heute ragt England als ein Koloß an äußerer Kulturentfaltung über alle andern Nationen hinweg; noch heute ist seine wirtschaftliche Blüte von keinem andern Lande auch nur annähernd erreicht, so sehr Deutschland und Nordamerika seit einem Menschenalter den Abstand zwischen

sich und England zu verringern sich haben angelegen sein lassen. Aber noch heute ist Englands Handelsflotte so groß wie die Flotten aller andern Länder der Erde zusammengenommen — sie umfaßt 21 Millionen Tonnen gegen 42 Millionen Tonnen überhaupt — noch heute beziffert man sein Volksvermögen auf beinahe die doppelte Summe als das deutsche: 5400 Mk. auf den Kopf der Bevölkerung gegen 3000 Mk. in Deutschland. Und bei alledem das Land höchstentwickelter Arbeiterorganisationen! Doppelt Grund, diese stets in ihrer Entwicklung und Eigenart uns vor Augen zu halten.

Neues über die Geschichte der englischen Gewerkvereine, die Trade Unions, zu sagen, ist kaum möglich. Höchstens die Anordnung des Stoffes kann individuelles Gepräge tragen. Da sehe ich denn dem heutigen Stande der Dinge zwei wesentlich von einander und von den gegenwärtigen Verhältnissen unterscheidbare Geschichtsperioden voraufgehen, deren erste das Jahrhundert von etwa 1720—1825 umfaßt, während die zweite sich über einen Zeitraum von weiteren fünfzig Jahren: von 1825 bis rund 1875 erstreckt.

Man kann die erste Periode (1720—1825) als die Zeit der ersten Anfänge bezeichnen. Langsam seit dem zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts, als die kapitalistische Entwicklung ein lebhafteres Tempo einschlägt — die ersten Trade Unions sind die der Schneider, der Hutmacher, Wollarbeiter —, rascher im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, seit die bedeutsamen technischen Neuerungen der Großindustrie zum schnellen Aufblühen verhelfen, entfalten sich allerorts die Keime zu den neuen Gebilden der Arbeiterberufsvereine. Was am deutlichsten seine Bestätigung findet in der Quittung, die die herrschenden Klassen dem Proletariat auf diese seine ersten Regungen ausstellt: dem Verbot der Koalierung und der Androhung strafrechtlicher Verfolgung jedes Versuchs eine Verständigung behufs gemeinsamer Festsetzung von Arbeitsbedingungen herbeizuführen. Das ereignete sich an der Jahrhundertswende: 1800. Und während so auf der einen Seite jedes Unterfangen des Lohnarbeiters mit Strafe bedroht wurde, sich durch Zusammenschluß mit seinen Gefährten gegen die Uebergriffe des Kapitalismus zu schützen, fielen auf der andern Seite die letzten Schranken, die die Gesetzgebung seiner Ausbeutung gezogen hatte: 1813/14 wurden die alten Elisabethschen Handwerkerschutzgesetze, die schon lange thatsächlich außer Uebung waren, ausdrücklich aufgehoben. Der Arbeiter war nun völlig vogelfrei und dem kapitalistischen Unternehmer auf Gnade und Ungnade ausgeliefert.

Die verheerenden Wirkungen dieses Zustandes auf die Lage der Arbeiterschaft sind hier nicht zu verfolgen. Hier ist nur festzustellen, daß das gänzliche Verbot der Koalierung zwiefaches wirkte: Entstehung heimlicher Verbindungen und häufige Ausbrüche verbrecherischer Leidenschaften. Wie der Quell, dessen Ausgang verschüttet wird, nicht aufhört zu fließen, sondern nur seinen Weg unterirdisch sich zu bahnen sucht und dabei gelegentlich mit elementarer Gewalt die Erddecke zersprengt und sich ins Freie hinaus Bahn bricht.

Nicht näher darzulegende Verumstandungen führen mit dem Jahre 1825 in die zweite Periode englischen Gewerkvereinslebens hinüber, die in ihrem Wesen gekennzeichnet wird zunächst durch die in jenem Jahre ausgesprochene gesetzliche Gestattung der Verbindungen und Verabredungen zum Zwecke, eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen herbeizuführen.

Aber mit dieser gesetzlichen Gestattung war nichts als ein rein formales

Prinzip ausgesprochen. Die Gewerkvereine waren damit noch nicht in der Welt. Es ist vielmehr der Inhalt des nun folgenden halben Jahrhunderts, daß sie sich ihren Platz im sozialen Leben Englands erkämpfen. Und dazu bedurfte es der Ueberwindung zahlloser Feinde, Feinde drinnen wie draußen. Zweierlei mußte im Schooße der Gewerkvereine selber überwunden werden. Zunächst und vor allem der Utopismus, die Verquickung der Gewerkschaftsbewegung mit politisch-revolutionären Phantastereien. Insbesondere die Jahre von 1829 bis 1842 waren reich an solcherart weitausspannenden Plänen gewesen. Der Einfluß Owenscher Ideen, die Wirkung des Chartismus hatte zusammengewirkt, um den englischen Arbeitern die Köpfe zu verdrehen und sie zu allerhand abenteuerlichen Unternehmungen, denen allen der reale Untergrund des wirklichen Lebens fehlte, geneigt zu machen. Es scheint eine überall wiederkehrende Erscheinung in der Geschichte der Gewerkschaftsbewegung zu sein, daß sie in ihren Anfängen nach den Sternen greift und dabei unweigerlich zunächst zu Fall kommt. Sie strebt danach, in kurzer Zeit eine Gesamtorganisation aller Lohnarbeiter herbeizuführen und endigt nach einigen Jahren großer Ziffern in kompleter Erfolglosigkeit und Mutlosigkeit. Gebilde wie der englische unter Owens Einfluß emporgeblühte „Grand national" und der von Schweitzer ein Menschenalter später ins Leben gerufene, deutsche „Gewerkschaftsbund" haben außerordentlich viel verwandte Züge, weil sie beide aus einem gleichen, dem utopistischen Geiste geboren sind. Und was für die Strebung gilt, gilt in übertragenem Sinne für die Formen, in die sich die Gewerkschaftsbewegung kleidet. Die zweite Reihe innerer Widerstände, die die englische Gewerkvereinsbewegung während der zweiten Periode ihrer Entwicklung zu überwinden hat, sind daher Organisationsschwierigkeiten. In dieser Zeit bildet sich langsam erst jener Typus des modernen Gewerkvereins heraus, wie wir Epigonen ihn heute schon nicht anders kennen, der aber selbst erst die Frucht harter Arbeit und unverdrossenen Suchens sein mußte. Jener Typ, der in einer glücklichen Vereinigung von lokalen Ortsvereinen und zentralisierter Leitung beruht und dessen erstes großes, bahnbrechendes Beispiel die berühmte Organisation der Vereinigten Maschinenbauer (1851) gewesen ist.

Aber fast noch wichtiger und vielleicht noch mühsamer als die Ueberwindung der innern Schwierigkeiten, war die Besiegung der äußeren Widerstände, die den englischen Gewerkvereinen ebenfalls in diesem erfolgreichen Halbjahrhundert jünglinghaften Emporwachsens gelingt. Und hier ist es nun, wo unser Interesse als Deutsche besonders rege wird, weil wir uns so heimisch fühlen in einer Lage der Dinge, wie sie in England zu jener Zeit geschaffen war.

Die Gewerkvereine waren durch das Gesetz von 1825 gestattet. Das bedeutete zunächst eine systematische Bekämpfung seitens aller Faktoren des öffentlichen Lebens, also der herrschenden Klassen, soweit eine solche bei gesetzlicher Gestattung möglich war. Und sie war es in weitem Umfange. Regierungs- und Gerichtsbehörden, Unternehmertum und „öffentliche Meinung" wetteiferten mit einander, den Arbeiterverbänden das Leben sauer zu machen. Es ist zu reizvoll für uns Deutsche am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts in den Geschichtsdokumenten jener Zeit*) zu blättern. Man fühlt sich wirklich so angeheimelt!

So wenn wir in einem Brief des „Kronanwalts der Bergarbeiter"

---

*) Sie sind fast vollständig zusammengetragen in dem sehr gewissenhaften Werke des Ehepaars Webb, History of Trade Unionism 1894. Deutsch 1895. Ihm sind auch die meisten der im Text angeführten Beispiele entnommen.

Robert an die **Friendly Societies** der Hartglasarbeiter aus dem Jahre 1851 folgende Kennzeichnung der Gerichte lesen: „Aber es ist ungemein schwer, jene aus der Euch feindlich gegenüberstehenden Klasse hervorgegangenen Leute dazu zu bringen, die Dinge in diesem Lichte zu sehen. Ich sage das nicht sarkastisch, sondern spreche damit nur eine durch lange Erfahrung befestigte Beobachtung aus. Es giebt in der That in den Gerichtshöfen Männer, die ehrlich genug sind, und den Wunsch haben, ihre Pflicht zu erfüllen. Aber alle ihre Neigungen und alle äußeren Umstände sind gegen Euch. Sie hören Euren Gegnern zu, nicht nur oft, sondern mit Vergnügen; so lernen sie den Fall stets mehr in einer Euch ungünstigen als vorteilhaften Beleuchtung kennen. Euch hören sie auch an; aber in der Stimmung der Anrede: „Angeklagter, Ihr habt das Recht, alles zu sagen, was Ihr für nötig erachtet und der Gerichtshof muß Euch anhören; aber habet acht, was immer Ihr sagt" u. s. w. In dem einen Falle werdet Ihr ein wohlmeinendes Lächeln, im andern ein spöttisches Lächeln auf ihren Lippen beobachten können. Weil man Eure überwältigende Macht kennt, wenn Ihr geschlossen handelt, so wird selbstverständlich der Wunsch rege, Euch um jeden Preis Widerstand zu leisten . . . . Ich behaupte nicht, daß alle Richter in dieser Weise oder alle in gleichem Maße befangen sind, aber es ist sicherlich zum Mindesten ein nicht sehr aussichtsreiches Unterfangen, für einen Arbeiter zu plaidieren, in einer Sache, die auch nur im geringsten zu seinen Ungunsten ausgelegt werden könnte. Ich habe noch nie einen Richter angetroffen der eine Verabredung zwischen Unternehmern, einen „lästigen Burschen" nicht zu beschäftigen, als ungesetzliches Vorgehen betrachtet hätte; kehrt den Fall um, und es wird daraus sofort eine schreckliche Verschwörung, die es mittels des starken Arms des Gesetzes niederzuschlagen gilt" — u. s. w.

Oder wenn wir vernehmen, daß im Jahre 1834 sechs Arbeiter von Dorchester für den bloßen Akt der Abnahme eines Eides zur Bekräftigung des Versprechens gemeinsamen Handelns mit 7 Jahren Deportation bestraft worden.

Oder wenn wir von einer im Auftrag der Regierung von nationalökonomischen und juristischen Sachverständigen abgefaßten „Denkschrift" aus demselben Jahre hören, die zwar unter den Arbeitern niemand befragt, wohl aber jede Angabe der Unternehmer, selbst den auf Hörensagen gegründeten Klatsch als wertvolles Material verwertet hatte und daraufhin zu folgenden Schlüssen kam: „Es rief in uns die Ueberzeugung hervor, daß, wenn der unschuldige und fleißige Arbeiter und dessen Familie ohne Schutz gelassen werden gegen die feige Wut, mit der er jetzt angegriffen wird, wenn der Fabrikant sein Kapital . . . nur unter der Diktatur seiner kurzsichtigen und raubgierigen Arbeiter gebrauchen darf . . .; wenn es einigen Agitatoren gestattet sein soll, einen Streik anzuordnen, der erst die Industrie der besonderen Klasse von Arbeitern lähmt, über die sie tyrannisch herrschen, und dann sich in immer wachsendem Umfange über tausende und zehntausende solcher ausbreitet . . ., wenn all dies straflos und fast sanktioniert sein soll durch die Aufhebung der Gesetze, durch welche es früher unter Strafe gestellt war, — daß es dann vergeblich ist zu hoffen, daß wir noch lange die Industrie, das Geschick und das Kapital behalten werden, von denen unsere Ueberlegenheit in der Fabrikation und mit dieser Ueberlegenheit unsere Macht und geradezu unsere Existenz als Nation abhängt." Und wenn wir dann die amtlichen Gutachter ihre praktischen Vorschläge dahin formulieren sehen, daß man zwar die Koalitionsfreiheit nicht antasten dürfe, wohl aber in Zukunft mit strengen Strafen „alle Versuche oder Auf-

forderungen, Verbindungen, Subskriptionen und Aufforderungen zu Verbindungen" belegen müsse, die darauf hinausgingen, die Prinzipale zu bedrohen, Streikbrecher zu überreden oder selbst blos Arbeiter anzugehen, der Union beizutreten. „Wir empfehlen", heißt es in dem Gutachten „daß Aufforderungen an irgend eine Person, einer Koalition beizutreten, auch zu gleichen Zwecken Geld beizusteuern, auf Grund summarischer Ueberführung mit einer kurzen, sagen wir zwei Monat nicht überschreitenden Gefängnisstrafe bestraft werden." Das Ausstellen von Streikposten sollte auf jeden Fall, wie friedfertig es auch immer geschehe, verboten und unbarmherzig bestraft werden.

Wenn nun auch die damalige Regierung Englands, an deren Spitze Lord Melbourne stand, klug genug war, den Versuchungen falscher Ratgeber zu widerstehen und von einer Aenderung des bestehenden Vereins- und Versammlungsrechts Abstand nahm, auch sogar darauf verzichtete, „die Auswüchse der Koalitionsfreiheit" durch gesetzgeberische Maßnahmen zu beschneiden, so hielt doch das feindselige Verhalten der tonangebenden Faktoren im öffentlichen Leben Englands den Trade Unions gegenüber noch über ein Menschenalter an. Ja erst Ende der 1860er Jahre schien die Erbitterung gegen die Arbeitervereine ihren Höhepunkt erreichen zu sollen. Es war bei Gelegenheit eines Streiks in Sheffield im Jahre 1867 und in Folge einiger damit im Zusammenhang stehender Ausschreitungen, daß ein Sturm der Entrüstung über das Unwesen der Arbeitervereine durch das ganze wohlgesinnte England brauste und — für die englische Art bezeichnend! — ein allgemeiner Ruf nach einer amtlichen Enquête erscholl. Diese Untersuchung fand thatsächlich statt, aber statt die Unterlage für eine arbeiterfeindliche Verfolgungspolitik zu liefern, wirkte sie das gerade Gegenteil. Die unparteiische Klarstellung der Sachlage ergab, daß von den behaupteten und gefürchteten Uebelständen nur ein kleiner Teil der Wirklichkeit entsprach, während auf der anderen Seite zahlreiche Vorzüge und viel segensreiches Wirken der Gewerkvereine durch die Untersuchung weiteren Kreisen bekannt wurden. Statt eine Steigerung der Feindseligkeiten herbeizuführen, wurde die amtliche Enquête so die Veranlassung zu einem Umschwung der öffentlichen Meinung zu Gunsten der Trade Unions.

Die Kraft, die stets das Böse will
Und stets das Gute schafft

war wieder einmal am Werk gewesen.

Zunächst brachte die Trade Union Act vom Jahre 1871 die gesetzliche Sanktionierung der Gewerkschaftsbewegung durch eine Reihe von Vergünstigungen, die den Gewerkvereinen gewährt wurden: Ermöglichung einer Einschreibung als Vermögensvereine, Schutz der Vereinsgelder u. dgl.

Und ein gewaltiger Aufschwung der ganzen Bewegung war die nächste Folge in den kommenden Jahrzehnten, mit denen die letzte, die **Gegenwartsepoche der englischen Gewerkvereine** eröffnet wird: die Zeit ihrer Eingliederung in den Organismus des öffentlichen Lebens Englands. Heute sind die Trade Unions eine Macht geworden, mit der jedermann zu rechnen hat: und ein höheres Ziel kann eine soziale oder politische Bewegung nicht erreichen.

Ueber ihre äußere Entfaltung unterrichten folgende Ziffern:

Es betrug 1898 die Zahl der

Gewerkvereine 1267

ihrer Mitglieder 1644591, darunter 116016 Arbeiterinnen.

Von den hundert bedeutendsten Gewerkvereinen bezifferten sich
die Mitgliederzahl auf rund zwei Drittel der Gesammtziffer
die Einnahmen „ „ 38½ Millionen Mark
die Ausgaben „ „ 30 „ „
das Vermögen „ „ 54 „ „

Die wichtigsten Trade Unions sind folgende (1897):

Bauarbeiter	mit 138	Gewerkvereinen	und 219072	Mitgliedern
Bergarbeiter	„ 64	„	„ 282432	„
Metallarbeiter, Maschinen- und Schiffbauer	„ 272	„	„ 317518	„
Textilarbeiter	„ 244	„	„ 217217	„

Die Mitglieder der Gewerkvereine dieser vier Industriezweige machen also etwa drei Viertel aller Gewerkvereinler aus.

Der bedeutendste Gewerkverein Englands ist noch heute der der Vereinigten Maschinenbauer. Er hatte (1897)

91444 Mitglieder
541349 £ Einnahmen
156852 £ Vermögen
7 £ 11 sh., also über 150 M. Ausgaben auf den Kopf jedes Mitglieds.

Nach einer Schätzung der Webbs beträgt die Zahl der in Gewerkvereinen organisierten Arbeiter in England etwa 20 % der erwachsenen männlichen Lohnarbeiter.

Aber viel bedeutsamer als diese äußeren Erfolge sind die Eroberungen, die die Gewerkvereine auf dem Gesamtgebiete des öffentlichen Lebens in England gemacht haben. Hier hat sich thatsächlich alles zu ihren Gunsten gewandt; hat alles, was maßgebend ist, sein Damaskus gefunden. Staatsbehörden, städtische Behörden, Gerichte, Presse, „öffentliche“ Meinung wetteifern unter einander, um der Arbeiterbewegung bei jeder Gelegenheit, die sich bietet, ihre Reverenz zu machen. Es ist auf diese für uns Deutsche so auffällige Thatsache gerade in letzter Zeit wieder häufig aufmerksam gemacht worden. Trotzdem scheint es immer noch nicht überflüssig, aber- und abermals diese Zustände zum Vergleich mit den unsrigen einem größeren Publikum zu Gemüte zu führen. Ungezählte Aussprüche hochgestellter Personen bestätigen nicht minder als vielerlei Anzeichen, daß es durchaus jetzt der Stimmung aller politisch maßgebenden Kreise Englands entspricht, in den Trade Unions einen Faktor fortschrittlicher Entwicklung zu erblicken. Zu den Anzeichen, die auf solche Stimmung schließen lassen, rechne ich die unlängst erfolgte Berufung eines langjährigen Gewerkvereinsbeamten zum Fabrikinspektor mit der besonderen Begründung, daß er durch seine bisherige Berufsthätigkeit die nötige Vertrautheit mit den Zuständen und Bestrebungen der Arbeiterschaft erworben habe; rechne ich die Sitte der englischen Stadtverwaltungen, die Gewerkvereinskongresse in den Mauern ihrer Stadt zu begrüßen und festlich zu bewirten; rechne ich die immer mehr und mehr sich einbürgernde Gepflogenheit der Stadtverwaltungen, ihre Submissionsbedingungen unter Zugrundelegung der Gewerkvereinstarife zu gestalten; rechne ich die Gerichtspraxis, in Fällen von Lohnstreitigkeiten, wenn nichts besonderes ausgemacht ist, die Tarife der Gewerkvereine stillschweigend als vereinbarte Lohnsätze anzunehmen und vieles andere.

Aber was vielleicht am interessantesten ist, ist die Beobachtung, die wir in England machen können, daß auch ein großer und grade der bedeutendste Teil der Unternehmer die Gewerkvereine als eine überwiegend segensreiche Einrichtung anerkennt.

Da lasen wir aus der Feder des Mr. Mather, eines großen englischen Arbeitgebers in der **Contemporary Review** vor ein paar Jahren (1892) Ausführungen etwa folgenden Inhalts: Die englischen Unternehmer seien den Gewerkvereinen zu großem Danke verpflichtet. Die von ihnen mit großer Energie und Hartnäckigkeit durchgesetzten Reformen seien der Industrie im ganzen zu gute gekommen und trügen das Hauptverdienst an ihrem Emporblühen. Die Trade Unions richteten zwar ihre Anstrengungen vor allem auf Steigerung der Löhne und Verkürzung der Arbeitszeit, ihr leitender Gedanke sei aber immer die Förderung ihres Gewerbes als einer stetig fortschreitenden Industrie gewesen. Und hörten in der Nineteenth Century (November 1892) den Birminghamer Großindustriellen und späteren Minister Chamberlain sich äußern wie folgt, nachdem er die Vorteile gewürdigt hatte, die die Gewerkvereine ihren Mitgliedern verschafft haben: „Diese Vorteile sind im allgemeinen ohne jede Schädigung der Unternehmer und der Industrie erreicht worden, obwohl es natürlich einzelne Fälle unsinnigen und willkürlichen Vorgehens auf Seiten der Gewerkvereinler so gut wie auf jener der Arbeitgeber gegeben hat. Sobald die Vereine Erfahrungen gesammelt hatten, haben die leitenden Beamten fast unentwegt unbillige und übermäßige Forderungen zurückgedrängt und oft dazu verholfen, einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen, wo ohne Organisation unzweifelhaft eine Arbeitseinstellung ausgebrochen wäre."*) Ein Gedankengang, den sich David Dale, einer der größten Grubenbesitzer Englands, zu eigen machte, als er die Worte äußerte: „ich möchte auf das ausdrücklichste erklären, als Ergebnis langer und verschiedenartiger Erfahrung, daß die beste Sicherheit der Arbeitgeber für die Herrschaft der Vernunft und die Beachtung der Verträge seitens der Arbeiter ein an Zahl starker Gewerkverein ist, mit einer fähigen, das Vertrauen der Arbeiter besitzenden Exekutive." **)

Und wie eine Mähr aus einem Fabellande, deren Inhalt aber doch mit allem, was wir sonst über die Stellung der Gewerkvereine im öffentlichen Leben Englands erfahren, in Uebereinstimmung sich befindet, mutet uns ein Bericht an über die Ehrung eines Herrn Robert Knight, des bekannten Generalsekretärs der Boilermakes Society, aus dem sich — nach einer Notiz der „Sozialen Praxis" VIII 494 — ergiebt, daß Arbeitnehmer und Arbeitgeber Herrn Knight ein Bankett gegeben und ihn mit einem silbernen Präsentierteller sowie mit einem Check über 10000 Mark beschenkt haben, um ihm „einen Beweis zu geben von ihrer Achtung für seine edlen und probehaltigen Eigenschaften als Organisator, Führer von Trade Unions und Diplomaten in der Verhinderung und Beilegung von gewerblichen Streitigkeiten."

Dieser letzte Satz führt uns in unseren Betrachtungen einen Schritt weiter. Weil er schon einen Hinweis enthält auf die Gründe jenes Umschwungs zu Gunsten der Gewerkvereine in England. Diese sind nämlich zu suchen vor allem in deren eigentümlichem Gebahren, darin, daß sie bereits in weitem Umfange jene höhere Stufe der gewerkschaftlichen Bestrebungen erklommen haben, auf die wir am Schlusse der ersten Rede unser Augenmerk gerichtet hatten, jene Stufe der Entwicklung, die zunächst ganz allgemein gesprochen, gekennzeichnet wird dadurch, daß auf ihr der

---

*) Siehe weitere Belege für die hier gekennzeichnete Stimmung bei Herkner, Arbeiterfrage, Fünftes Kapitel.

**) Vgl. Schriften des Vereins für Sozialpolitik 45, 247 f.

moderne Lohnarbeiter-Vertrag eine Fortbildung erfährt, sofern an Stelle einer Reihe von Einzelverträgen zwischen Unternehmer und Arbeiter eine gemeinsame Vereinbarung zwischen Unternehmer- und Arbeiterorganisation tritt; oder — wenn man die Analogie zwischen den nationalen und sozialen Kämpfen liebt —: daß der offene Krieg — der Streik — ersetzt wird nach Möglichkeit durch den bewaffneten Frieden und eine Reihe von Einrichtungen, die drohende und schlimmsten Falls auch ausgebrochene Streitigkeiten rasch beizulegen bezwecken. Da diese Weiterentwicklung eine typische zu sein allen Anschein hat, so begrüßen wir also in diesen modernen Bestrebungen der englischen Gewerkvereine das eigentliche Wesen des Gewerkvereins der Zukunft überhaupt und müssen, was in England vorgeht unter dem Gesichtspunkte beobachten, daß wir hier ein Stadium eigener zukünftiger Entwicklung vor uns haben. So oft daher auch schon die Eigenarten jener neuzeitlichen Gewerkschaftsbestrebungen in England dargestellt sein mögen: der Popularisator der Gewerkvereinsidee darf sich die Mühe nicht verdrießen lassen, sie immer wieder in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen und sie zum Gegenstande seiner Mitteilungen zu machen, wo er auf völlige Vertrautheit mit diesen Dingen nicht ohne weiteres rechnen kann. Deshalb zeichne ich Ihnen im Folgenden noch einmal in großen Umrissen die Methode der modernen englischen Gewerkvereine zur Verhütung und Beilegung von Arbeitsstreitigkeiten, wie sie die einen nennen, zum Zweck kollektiver Vertragsschließung, wie sie von den andern genannt werden, vor.

Eine Einrichtung, die zwar schon jenen Methoden zuzurechnen ist, die aber doch nur einem Anfangsstadium der Gesamtentwicklung angehört und die deshalb heute bei hochstehenden Gewerkvereinen als veraltet gilt, ist das Schiedsgericht. Seine Geschichte knüpft sich an die beiden Namen Mundella und Kettle an, die beide denselben Gedanken mit jedoch je einer unterschiedlichen Nuance vertraten — ein Raiffeisen und Schulze-Delitzsch der Schiedsgerichtsidee. Beiden Nuancen gemeinsam war der Gedanke, daß eine Arbeitsstreitigkeit durch ein für diesen bestimmten Zweck gewähltes Schiedsgericht aus dessen eigenster Machtvollkommenheit heraus endgültig abgeurteilt und damit beigelegt werden sollte so, daß die beiden streitenden Parteien sich dem Schiedsspruch dieses Gerichtshofes ohne Einrede zu fügen hatten. Nur daß Mundella das Schiedsgericht aus gewählten Vertretern der Arbeiter und Unternehmer, Kettle aus gewählten Unparteiischen — Friedensrichtern, hohen Beamten, Geistlichen od. dgl. — bestehen lassen wollten.

Diese Form der Einigung war in der englischen Gewerkvereinswelt während der Zeit von etwa 1850 bis 1875 außerordentlich beliebt, dann kam sie in Mißkredit; das letzte Schiedsgericht war in Northumberland 1877, in Durham 1879 thätig. Und heute ist diese Einrichtung bei allen wohlorganisierten Gewerben geradezu unbeliebt. Woher diese Wandlung? Sie ist leicht zu erklären. Die ganze Natur des Schiedsgerichtsverfahrens ist derart, daß es für die Anfänge der Organisation der Arbeiter paßt, in den Zeiten der ersten Ausbildung der Gewerkvereinsbestrebungen einen unverkennbaren Fortschritt in der Regelung der Arbeitsbedingungen bedeutet, dagegen bei weiterer Entwicklung der Gewerkvereine und ihrer Bestrebungen diesen ein Hinderniß auf ihrem Wege wird. Das ergiebt sich von selbst aus den spezifischen Vorzügen und Nachteilen der Schiedsgerichte. Ihre Vorteile bestehen darin, daß in ihnen sich der Unternehmer überhaupt erst einmal einer allgemeinen Regel unterwirft, daß in ihnen überhaupt erst

einmal ein Zwang zu einer Aussprache, zu einer kontradiktorischen Verhandlung zwischen Unternehmer und Arbeiter geschaffen wird, die Regelung der Arbeitsbedingungen also erstmalig der ausschließlich individuellen Festsetzung zwischen einem Unternehmer und einem Arbeiter entzogen wird. Ihre Nachteile dagegen liegen vor allem in dem Umstande begründet, daß in ihnen das Schicksal von Unternehmern und Arbeitern der willkürlichen Entschließung Dritter, zumal wo dies Unparteiische sind, also vollständig fremden Personen unterworfen wird. Das aber widerspricht dem Selbstbewußtsein eines wohlorganisierten Arbeiters wie dem eines Unternehmers, sich von Professoren und Pastoren sagen lassen zu sollen, wie sie ihre Verträge zu gestalten haben, ob sie höhere Löhne oder nicht vereinbaren sollen und dergl. Ganz abgesehen davon, daß sachlich auch die Gefahr besteht, daß der „Unparteiische", trotz aller Erhebungen und Befragungen doch am Ende ein der ökonomischen Lage des Gewerbes nicht entsprechendes Urteil fällen möchte. Deshalb ist man in den bestorganisierten Gewerben allmälig von der arbitration zur conciliation fortgeschritten, d. h. hat an Stelle gelegentlich gebildeter Schiedsgerichte dauernde Einigungsämter aus Vertretern der beiden Parteien gebildet, die, in steter Fühlung mit ihren Auftraggebern ohne Dazwischenkunft einer Gelegenheitsperson oder eines Gelegenheitskollegiums die thatsächlich der Markt- oder Machtlage der gegnerischen Seiten jeweils entsprechende Entscheidung zu treffen wenigstens einige Garantie bieten, ganz abgesehen von ihrer mehr technischen Funktion als Verständigungsrat, wie man die eine Seite ihrer Thätigkeit nennen könnte.

Es genügt, wenn ich Ihnen ein Bild gebe von derartigen Einrichtungen in der Lancashirer Baumwollindustrie, wo die höchste Stufe der Entwicklung des Einigungsverfahrens bisher erreicht zu sein scheint.

Dort giebt es zwei verschiedene Methoden zur Vermeidung bezw. Beilegung von Arbeitsstreitigkeiten. Die erste ist die Erledigung der Streitfälle durch Beamte der betreffenden Zweigvereine beider Organisationen — derjenigen der Arbeiter und Arbeitgeber. Diese Methode gelangt zur Anwendung überall dort, wo es sich um sogenannte individuelle Streitfälle in einer Fabrik handelt, d. h. um Anwendung der allgemeinen Regel, des kollektiven Arbeitsvertrags, auf einen einzelnen Fall. Wenn bespielsweise die Berechnung des Lohnsatzes für eine bestimmte Qualität Baumwolle oder Garn von den Arbeitern angefochten wird, mit der Behauptung, daß die Leistung einer Spindel bei dieser Qualität nicht die von der Fabrikleitung angenommene sondern eine geringere sei u. dgl. Oder wenn Klagen über die Behandlung von Arbeitern, über bestimmte hygienische Uebelstände und ähnliches verlautbaren. In allen diesen Fällen begeben sich die beiden Sekretäre der betreffenden Organisationen an Ort und Stelle und suchen durch Aussprache mit den beteiligten Personen und geschickten Ausgleich den häufig unbedeutenden Streitpunkt so rasch wie möglich aus der Welt zu schaffen.

Das Amt eines solchen Sekretärs ist ein sehr verantwortungsvolles und seine Besetzung wird deshalb mit aller Sorgfalt vorgenommen. Man unterzieht die Bewerber einer eingehenden Prüfung, die sich auf Schönschreiben, Stil und Orthographie, auf ihr Geschick, Arbeitsstreitigkeiten würdig zu behandeln, sowie namentlich auf ihre rechnerischen Fähigkeiten bezieht. Hier werden recht hohe Ansprüche gestellt. So lautet bespielsweise die erste von 8 Rechenaufgaben für Kandidaten, die sich um die Sekretärstelle der Operative Cottonspinners Provincial Association of Bolton and District bewerben, wie folgt: „Berechne die Zahl der in einer Woche gemachten Auszüge und den Preis für hundert von ihnen, der erforderlich ist, um

einen Bruttowochenlohn von 3 Pfund 9 Schilling 7 Pence pro Mulepaar zu erzielen, aus den folgenden Daten: Zahl der Spindeln einer Mule 1090. Von einer Arbeitszeit von $56^1/_2$ Stunden ziehe $2^1/_4$ Stunden für Reinigung und zufällige Störungen der Maschinerie und 1 Stunde und 10 Minuten für das Abnehmen der Kötzer ab. Geschwindigkeit jeder Mule 4 Auszüge in 75 Sekunden." Hier soll also der Mann mit den eingehenden Fachkenntnissen die Rolle des Streitschlichters spielen: gewiß ein gesunder, die Uebertreibungen des demokratischen Prinzips vermindernder Gedanke, daß man, wo sie besseres leistet, die bureaukratische Maschinerie arbeiten läßt.

Aber der Geschäftskreis dieser besoldeten Berufsbeamten ist immerhin ein beschränkter. Ihre Thätigkeit endigt überall dort, wo die sog. *Grafschaftsfrage* beginnt, d. h. die Festsetzung von Arbeitsbedingungen für einen ganzen Bezirk, die kollektive Neuregelung des Arbeitsvertrages für ein ganzes Gewerbe. Hier tritt an Stelle der Sekretäre die *Vertreterschaft der beiden Organisationen* selbst; sei es in Gestalt eines Ausschusses, sei es in Gestalt des Plenums der Vertreter der Arbeiter- und Unternehmerverbände. In welcher wohlgeregelten, beide Teile ehrenden vornehmen Weise hier die Besprechung der strittigen Fälle erfolgt, wird am besten ersichtlich werden aus der ebenso echt englisch-ledernen wie eingehenden Schilderung einer der bedeutenderen Verhandlungen der letzten Zeit, jener die den großen Baumwollstreik von 1893 beendete.

„Die Unternehmer hatten eine Reduktion von 10 % verlangt, während die Arbeiter aufs Nachdrücklichste es für besser erklärt hatten, die wöchentliche Arbeitszeit zu verkürzen. Die Arbeitseinstellung hatte nicht weniger als zwanzig Wochen gedauert; thatsächlich waren alle Fabriken der ganzen Industrie geschlossen gewesen. Die Erregung war auf beiden Seiten groß gewesen, aber nach zahlreichen Verhandlungen und unaufhörlichen Erörterungen des Themas durch die Presse waren die Streitpunkte enger bestimmt worden, und beide Parteien fühlten das Bedürfnis, den Kampf zu beenden. Um den Reportern zu entgehen, hatte man den Versammlungsort geheim gehalten und einen ländlichen Gasthof, zu dem sich die Vertreter gemeinsam in demselben Zuge begaben, dazu bestimmt. Die Zeit war drei Uhr Nachmittags. Von Unternehmern war Mr. A. E. Rayner da, dem man den wohltätigen Einfluß seiner Ferien in Bourne mouth ansah. Nach ihm kamen sechzehn oder siebzehn andere, darunter Mr. Andrew, Mr. John B. Tattersall und Mr. James Fletcher aus Oldham. Außerdem waren da Mr. John Fletcher, Mr. R. S. Buckley und Mr. Smethurst aus dem Distrikt Ashton, die Mr. Dixon zu ihrer Unterstützung mitgenommen hatten. Mr. Sidebottom von Stockport gab dem Kreise seiner Gefährten etwas Militärisches, während Mr. John Mavall aus Moseley durch seine Anwesenheit der Sache Würde lieh, wobei ihn Mr. W. Tattersall, der Sekretär der Föderation unterstützte. Auf der Arbeiterseite vertraten Mr. Ashton, Mr. Meller und Mr. Jones Oldham; Mr. Word, Mr. Rhodes und Mr. Carr den Distrikt Ashton; des Interesse der Gesamtheit wurde von Mr. Mullin, Mr. Mawdsley, Mr. Fielding und einem Dutzend anderer wahrgenommen, während Mr. Holmes, Mr. Wilkinson und Mr. Buckley die Verhandlungen im Interesse der Aufwinder und Haspler verfolgten. Wir dürfen vielleicht nicht zu erwähnen vergessen, daß die Unternehmer Mr. Hesketh Booth, den Sekretär der Oldhamer Friedensrichter, mitgebracht hatten, dem Mr. Ascroft, ebenfalls ein Solicitor aus Oldham, der die Kardierraumarbeiter begleitete, das Gegengewicht hielt.

Die Genannten und einige andere bildeten eine Gesellschaft von dreißig bis vierzig Personen. Nach einigen Minuten der Erholung von der Eisenbahnfahrt machten sie sich an die Arbeit. Mr. A. E. Rayner wurde einstimmig zum Präsidenten gewählt . . . Beide Parteien hatten eine Reihe von Vorschlägen ausgearbeitet und drucken lassen und die Unternehmer die Vorschläge beider Parteien nebeneinander auf einem Bogen vereinigt. Eine ganze Anzahl war mit Ausnahme des Wortlauts einander gleich, da der Gedanke in beiden Fällen derselbe war. Der Paragraph, der sich mit der Reduktion beschäftigte, war der erste in der Reihe; die Unternehmer hatten den Betrag freigelassen, während die Arbeiter sie auf $2^1/_2$ Prozent fixiert hatten. Die Unternehmer wollten diesen Punkt zum Schluß verhandeln; die Arbeiter dagegen fühlten, daß die ganze auf die andern Paragraphen verwandte Verhandlungszeit nutzlos verschwendet wäre, wenn man sich über diesen Punkt nicht einigen könnte und verlangten daß über ihn zuerst verhandelt würde. Die Unternehmer zogen sich dann zurück, kamen nach einiger Zeit wieder und boten eine Reduktion von 3 %

an. Dann zogen sich die Arbeiter zurück und boten bei ihrer Rückkehr nach einer langen Abwesenheit die Annahme einer Reduktion von 7 Pence auf das Pfund (= 2,916 %) an. Dann vertagte man sich, um Thee zu trinken. Später folgten weitere Debatten über den Gegenstand. Dieselben wurden durch Deputationen der einen Partei an die andere geführt, da man sich davon überzeugt hatte, daß man auf diese Weise bessere Fortschritte machen würde, als wenn alle zusammen waren und lange resultatlose Reden gehalten würden. Man einigte sich schließlich auf 7 Pence. Einige unbedeutendere Paragraphen wurden nun erledigt und die Diskussion wandte sich darauf dem wichtigen Punkte: Bestimmung der Perioden, innerhalb deren die Löhne unverändert bleiben sollten, zu. Diese Diskussion füllte die Zeit bis 10 Uhr aus; jedermann war müde und wollte nach Hause gehen . . . Da aber alle Aussicht für ein schließliches Uebereinkommen vorhanden war, so wollte man nicht Gefahr laufen, die Resultate der bisherigen Sitzung durch eine vorzeitige Beendigung wertlos zu machen. Um aber den ermüdeten Männern eine Gelegenheit zu geben sich zu erholen, vertagte man die Sitzung mit aller Zustimmung auf eine halbe Stunde, innerhalb deren die kalten Ueberreste des Thees verschwanden. Dies in Verbindung mit einer Zigarre und einem Spaziergang in frischer Luft brachte Jedermann wieder in's Loth und als die Sitzung wieder aufgenommen war, ging alles auf's Glatteste weiter. Die Unternehmer sprachen nur wenig zu dem Paragraphen: daß die Gewerkvereinler mit Nichtgewerkvereinlern freundschaftlich zusammen arbeiten müssen und ebenso wenig zu dem andern: daß jeder Vorschlag, den Lohn zu ändern, den Zustand des Gewerbes während der letzten drei Jahre in Berechnung ziehen muß . . . Nachdem diese Arbeit hinter uns lag, wurden die übrigen Paragraphen, die es für wünschenswert erklären, daß Unternehmer und Arbeiter zusammen für den Erlaß solcher Maßregeln arbeiten, die dem allgemeinen Interesse des ganzen Gewerbes dienlich sind, schnell erledigt, und um vier Uhr morgens stürzten die ermüdeten Streiter hinaus um etwas frische Luft zu schöpfen, während der Vertrag aus den Haufen von Protokollen zusammengestellt und in eine geeignete Form gebracht wurde. In diesem Stadium verursachte die Ankunft eines Wagens einige Unterhaltung. Er brachte den Reporter einer in Manchester erscheinenden Zeitung endlich an die richtige Stelle, nachdem er das ganze südliche Lancashire nach dem Versammlungsort abgejagt hatte. Dieses Husarenstücklein wurde mit einigen sechs Zeilen belohnt, worauf der Reporter verschwand, um zur rechten Zeit in die Redaktion zu kommen. Kurz nach 5 Uhr (nach 14stündiger Arbeit) waren die Schriftstücke abgefaßt, die nötigen Unterschriften gegeben und mit einigen offenbar aufrichtigen Beglückwünschungen des Präsidenten und einer Dankeserklärung an ihn schlossen die Verhandlungen."*)

Die *Wertung solcher Einigungsverfahren* muß nun selbstverständlich ganz verschieden ausfallen, je nachdem es sich um sog. „individuelle" oder „allgemeine" Fragen handelt. Bei jenen, d. h. also genau gesprochen in allen Fällen bloßer *Auslegung eines bestehenden Vertrages* kann die Bedeutung und die Wirksamkeit von Veranstaltungen zur gegenseitigen Verständigung gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Hier muß es bei gutem Willen beider Parteien thatsächlich erreicht werden können, daß jede auftauchende Meinungsverschiedenheit durch Aussprache und Aufklärung beglichen wird. Und daß es hierzu vor allem sachverständiger Beurteilung bedarf, daß diese aber auch vollständig ausreicht, ist ebenfalls außer Zweifel. Deshalb erscheint in der That die Einrichtung der Sekretärkonferenzen, bei der der schwerfällige Apparat eigentlicher Einigungskammern vermieden wird, hier die glücklichste Lösung und wirklich eine Lösung des Problems darzustellen.

Anders natürlich, wenn *neue Vertragsbedingungen erst festgestellt* werden sollen. Hierbei wird man nun aber, um zu einem Urteil zu gelangen, ebenfalls erst wieder unterscheiden müssen. Ob es sich nämlich nur darum handelt, unter Festhaltung eines bestimmten Anteilverhältnisses des Arbeitslohnes am Gesamtertrag einer Unternehmung, d. h. unter Zugrundelegung einer sich gleichbleibenden Relation zwischen Arbeitslohn und Profit lediglich eine der *veränderten Marktlage* entsprechende Neuordnung der Arbeitsbedingungen vorzunehmen. Also beispielsweise die Arbeitslöhne zu erhöhen oder zu vermindern, je nach dem Preisstande des

*) Mitgeteilt bei Webbs, Industrial democracy, deutsche Ausgabe 1898, 1, 178/180.

Arbeitserzeugnisses, z. B. der Kohle. Hier läuft es thatsächlich oft nur auf eine rechnungsmäßige Festsetzung hinaus, die geradezu automatisch erfolgen kann, wie es ja auch wirklich der Fall ist überall dort, wo die sog. gleitenden Lohnskalen bestehen, denen zufolge ohne weitere Erörterung die Löhne den (namentlich Kohlen-) Preisen schematisch folgen. In den meisten Industrien wird diese automatische Regelung der Arbeitsbedingungen schwer angängig sein, es kann aber doch sich nur darum zu handeln brauchen, ob der veränderten Marktlage entsprechend eine Abänderung der Arbeitsbedingungen, namentlich also der Lohnsätze oder der Arbeitszeit, eintreten müsse, damit das einmal zu Grunde gelegte Anteilsverhältniß zwischen Profit und Arbeitslohn gewahrt bleibe. In solchen Fällen, wo es also darauf ankommt, durch Studium der Marktberichte, Vorlegung nötigenfalls der Geschäftsbücher ꝛc. den Nachweis einer thatsächlich veränderten Marktlage zu führen, in solchen Fällen ist recht eigentlich die Einigungskammer der Vertreter beider Organisationen am Platze; und in solchen Fällen, sollte man sagen, muß auch fast immer bei einigermaßen gutem Willen, eine Einigung der streitenden Parteien erzielt werden können. Denn im Grunde handelt es sich ja auch in diesen Fällen um nichts anderes als eine sachgemäße Anwendung einer von beiden Seiten anerkannten allgemeinen Regel. Eine von Grund aus veränderte Sachlage wird nun aber dann geschaffen, wenn der Streit sich nicht mehr bloß um eine der Marktlage entsprechende Aenderung früher vereinbarter Lohnsätze dreht, sondern wenn wirklich eine Neuregelung in Frage steht; wenn, um es in der schon einmal gewählten Ausdrucksweise zu wiederholen, das Anteilverhältniß der Arbeit am Produktionsertrage auf neuer Grundlage stabiliert werden soll. Oder noch anders gewandt: wenn beispielsweise die Arbeiter erklären: sie erkennten sehr wohl an, daß der veränderten Marktlage eine Herabsetzung ihrer Löhne entsprechen würde; sie dächten aber trotzdem nicht daran, in eine solche zu willigen. Möchten die Unternehmer sehen, wie sie sich mit den höheren Löhnen, trotz verschlechterter Konjunktur abfänden, möchten sie schlimmstenfalls ihre Unternehmungen derelinquieren, dann würden Genossenschaften oder öffentliche Körper versuchen, die Geschäfte an ihrer Statt weiter zu führen. Das etwa war thatsächlich der Gedankengang der Antworten, die vor einigen Jahren die englischen Bergarbeiter ihren Arbeitgebern zukommen ließen als diese in ganz loyaler Weise einer Verschlechterung der Marktlage entsprechend eine Lohnreduktion wollten eintreten lassen. Dann ist dem Arbeiter alles was nach Lohnskala aussieht ebenso wie aller buchmäßige Nachweis verringerten Verdienstes papperlappapp. Er erklärt kaltblütig: so und so viel brauche er, um leben zu können, so viel müsse also sein Wochenlohn betragen, alles übrige überlasse er der Findigkeit des Unternehmers. Das ist der Gedanke, der zur Verkündung der sog. „living wages“, der Mindestlohnsätze wie wir es übersetzen können, geführt hat. Ganz ähnlich liegt der Fall, wenn irgend ein Streitpunkt von prinzipieller Tragweite vorliegt, der mehr idealer Natur ist: wie Anerkennung einer Arbeiterorganisation oder dgl. Offenbar ist nun unter solchen Verhältnissen das Problem, das den Einigungskammern gestellt ist, ein wesensanderes. Alle rechnungsmäßigen Nachweise versagen jetzt ihre Wirkung. Es gilt nur noch die Kraftprobe als letztes Auskunftsmittel. Und es ist klar, daß hier in sehr vielen Fällen die Einigungsversuche überhaupt ohne jeden Erfolg sind. Wer der Meinung war, in den Schiedsgerichten und Einigungskammern sei thatsächlich das Mittel gefunden, um die Kämpfe zwischen Unternehmern

und Arbeitern aus der Welt zu schaffen, den haben die Riesenstreiks, die England gerade wieder in den letzten Jahren erlebt hat, gründlich von seinem Irrtum heilen müssen. Alle Einrichtungen der gedachten Art sind natürlich niemals im Stande, die Interessengegensätze und damit auch nicht die Streiks zu beseitigen. Ebensowenig wie internationale Schiedsgerichte die Kriege würden aus der Welt schaffen können. Daß sie da sind, liefert ja gerade den Beweis, daß auch noch Gegensätzlichkeiten bestehen und solange diese vorhanden sind, wird niemals — so lange die Menschennatur bleibt wie sie ist — (welche Hinzufügung übrigens als eine wesentlich nichtssagende Phrase anzusehen ist und deshalb auch weggedacht werden kann) die ultima ratio, der wirkliche Kampf von der Erde verschwinden. Aber — gerade darum, gerade weil der Kriegszustand ohne weiteres als der normale anerkannt wird, werden sich unsere Sympathien allen Bestrebungen zur Herbeiführung höherer Austragsform, wie es die Einigungskammern in England sind, zuwenden müssen. Denn daß solche Einrichtungen, auch in Streiksachen der letzten Art, außerordentlich viel Unheil verhüten können, ist sonnenklar. Auch in diesen Fällen, wo der Entscheid nicht berechnet, sondern erwogen wird, nützt die Möglichkeit einer Aussprache zwischen den streitenden Parteien, die Gewöhnung an ruhige parlamentarische Erörterung zum mindesten dieses, daß sich die Parteien vor übereilten Schritten hüten. Der Einblick in die Stimmung der anderen Partei, das Anhören der Gegengründe, die Beobachtung des Eindrucks, den die eigene Forderung auf den Gegner macht, die Klarheit, zu der man sich stets erst selber durchringt, wenn man alle Einwände hat widerlegen müssen, dieses und vieles andere, was das Einigungsverfahren als Frucht nebenbei zeitigt, ist ganz gewiß dazu angethan, die Partei vor manchem dummen Streiche zu bewahren.

Wie weit oder wie eng man nun aber auch wieder die Wirksamkeit von Schiedsgerichten und Einigungskammern zu stecken geneigt sein mag, Eines muß sich als sichere und unverlierbare Einsicht aus einer Betrachtung der Dinge ergeben: daß nämlich für das gedeihliche Funktioniren aller ähnlichen Einrichtungen notwendige Voraussetzung eine starke Rüstung der beiden gegnerischen Parteien ist. Und mit dieser Erwägung finden wir den Weg zurück zu unserm Ausgangspunkt: den Gewerkvereinen. Denn darüber darf kein Zweifel obwalten, daß nur sie es sind, die dem Arbeiter jene notwendige Vorbedingung erfolgversprechenden Paktierens mit dem Unternehmer zu erfüllen vermögen: eben jene Stärkung seiner Machtstellung. Alle Versuche, Schiedsgerichte und Einigungseinrichtungen ins Leben zu rufen, ehe die beiden Parteien zu strammen Organisationen gelangt sind, müssen als verfehlt, als totgeborene Kinder angesehen werden. Es hat gar keine praktische Bedeutung, wenn beispielsweise das italienische Gesetz über die Probi viri die Gewerbegerichte mit schiedsgerichtlicher Machtvollkommenheit ausstattet, es würden auch die deutschen Gewerbegerichte nur unvollkommen als Einigungsämter funktioniren dort, wo ihre Entscheide nicht einen Rückhalt an den Organisationen der Unternehmer oder Arbeiter fänden. Denn es ist klar: wo nicht ein drückender Zwang ausgeübt wird, will der zum Nachgeben gezwungene Teil häufig gar nicht die Vereinbarungen halten, zu denen er sich um des lieben Friedens willen vor dem Einigungsamt bereit gefunden hat; kann er sie aber auch oft genug gar nicht, auch beim besten Willen nicht, einhalten, weil ihm die Mittel zur Durchführung und Aufrechterhaltung der festgesetzten Arbeitsbedingungen fehlen. Es ist eine häufig gemachte Erfahrung, daß Verabredungen, Verständigungen, Einigungen zuweilen gar nicht so schwer zu erzielen sind, daß

sie aber oft den nächsten Tag nicht überdauern. Oft kommt, gerade bei unorganisirten, also sehr elenden, ärmlichen Arbeiterschichten — man denke an die Streiks der Konfektionsarbeiter und ähnlicher Arbeiterkategorien! — unter dem Druck der öffentlichen Meinung eine Verständigung mit den Unternehmern zu stande. Ein Tarif wird aufgestellt, alles scheint den Arbeitern günstig zu verlaufen. Aber siehe da! acht Tage später ist unter allerhand Vorwänden der vortreffliche Tarif längst außer Anwendung gekommen, die Arbeiter müssen froh sein, zu den alten Bedingungen wieder Arbeit zu erhalten. Diese Erkenntniß, daß das Einhalten getroffener Verabredungen oft schwieriger ist als die Verständigung selbst, hat nun die Unternehmer- und Arbeiterorganisationen in England veranlaßt, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie gemeinsam festgesetzte Arbeitsbedingungen aufrecht erhalten werden können.

Das einfachste Mittel, den gewünschten Erfolg zu erzielen wäre ja die Anerkennung einer zivilrechtlichen Klagbarkeit für die Abmachungen der beiden Parteien. Diesen Ausweg zu wählen, hat thatsächlich das bekannte Minoritätsvotum der königlichen Arbeitskommission, die vor einigen Jahren in England eine Untersuchung über die Lage der Arbeiter angestellt hatte, verlangt. Es ist das ein gewiß beherzigenswertes Anzeichen von tiefer Einsicht in das Wesen moderner Arbeitsverfassung und ebenso gutem Willen, zumal wenn man in Betracht zieht, daß es sechs Großindustrielle, mit dem Herzog von Devonshire an der Spitze waren, die dieses Votum fällten. Nun ist aber selbst in England dieser äußerste Schritt einer gesetzlichen Anerkennung kollektiver Vertragschließung noch nicht gethan, steht wohl auch kaum in nächster Aussicht, sodaß einstweilen die beteiligten Kreise sich gezwungen sehen, auf Umwegen das gleiche Ziel zu erreichen. Da haben sie denn eine ganze Reihe von Maßnahmen zur Anwendung gebracht, die sich naturgemäß danach unterscheiden, ob es sich um organisirte oder nicht organisirte Vertreter der abgeschlossenen Verträge handelt.

Im ersteren Falle, wo also Mitglieder einer vertragschließenden Unternehmer- oder Arbeiterorganisation vertragbrüchig werden, wird entweder ein unmittelbarer Zwang zur Einhaltung der Vertragsbedingungen ausgeübt oder derselbe Erfolg gleichsam auf disziplinarischem Wege durch Zuerkennung von Strafen zu erreichen versucht.

Wie oft diese Disziplinargewalt ausgeübt wird und welche empfindlich hohen Bußen dabei verhängt werden, kann man aus einem einzigen Monatsbericht der Kesselmachervereinigung ersehen (mitgeteilt bei Webbs 1, 185). Ueber die folgenden Mitglieder hat der Ausschuß im April 1897 verhandelt:

F. F., Vorarbeiter, weil er zugleich zwei Aufträge in Hayes übernommen hatte, 40 sh.;

T. B., Plattennieter, weil er die Arbeit der Plattenleger verrichtete, 10 sh;

E. T., Plattenleger, weil er seine Arbeit in Folge Trunks vernachlässigte, 10 sh.;

J. J., Plattennieter, weil er die Arbeit der Plattenleger verrichtete, 20 sh.;

H. R., wegen übermäßiger Ueberarbeitzeit, 30 sh.;

T. C., weil er den Streiksekretär beschimpfte, 10 sh.;

R. T., weil er in schamloser und empörender Weise den Vorarbeiter Herrn W. H. beschimpfte, 10 sh.

Was aber besonders erfreulich zu beobachten ist, ist dieses: daß ebenso wie Vergehen der Vereinsmitglieder gegen die Interessen ihrer Arbeits-

genossen ebenso auch Vertragsverletzungen der Arbeiter zu ihren Gunsten also zum Nachteil der Unternehmer rücksichtslos von der Vereinsleitung geahndet werden. Um nur ein paar Fälle anzuführen, so sagte der Generalsekretär des Vereins der Kesselschmiede vor der Kgl. Arbeitskommission wie folgt aus (Gruppe A, Frage 20718 nach der Uebersetzung a. a. O.): „Vor Kurzem wurde in Hartlepool ein Schiff repariert. Die Arbeiter wußten, daß die Reparatur eilig war und hielten es für eine günstige Gelegenheit, eine Lohnerhöhung zu erlangen. Sie gingen also zu dem Vorarbeiter und forderten eine wöchentliche Lohnsteigerung von zwei Schillingen. Der Vorarbeiter, der den Vertrag zwischen unserm Verein und dem Verein der Unternehmer kannte, weigerte sich, die Lohnerhöhung zu gewähren und telegraphierte sofort an mich nach Newcastle. Im Auftrag des Rates antwortete ich dem Unternehmer und empfahl ihm, die geforderte Lohnerhöhung zu gewähren. Wir wollten nämlich eine Arbeitseinstellung verhindern und die Reparatur des Schiffes, da sie eilig war, schnell erledigt haben. Der Unternehmer zahlte den Arbeitern die Lohnerhöhung; wir aber baten die Firma um Angabe des Betrags, den sie an die Arbeiter als Lohnerhöhung für diese Arbeit gezahlt hatte. Nachdem die Arbeit erledigt war, wurden die Einzelheiten und die Namen der Arbeiter, die an der Arbeit beteiligt gewesen waren und die Lohnerhöhung gefordert hatten, uns nach New-Castle übermittelt. Darauf befahl der Rat den Mitgliedern, welche das Geld empfangen hatten, den Betrag der Lohnerhöhung an den Verein zurückzuzahlen und wir schickten vom Hauptbureau aus an die Firma einen Check über den gleichen Betrag. In einem andern Falle verlangten die Arbeiter eines Unternehmers, von dem sie wußten, daß er ein Schiff innerhalb einer bestimmten Zeit fertig zu stellen hatte, plötzlich eine Lohnerhöhung. Der Verein schlug genau dasselbe Verfahren gegen sie ein. Außerdem wurden die Arbeiter noch bestraft, weil sie in unehrenhafter Weise sich gegen einen Unternehmer, der durch einen Lieferungsvertrag gebunden war, vergangen hatten."

Schwieriger ist es natürlich, die nicht organisierten Unternehmer oder Arbeiter eines Gewerbes zur Anerkennung kollektiver Verträge zu zwingen, auch dann, wenn alle Mittel, sie zum Eintritt in die Organisation zu veranlassen, fehlgeschlagen sind. Alsdann kommt es vor allem auf ein einträchtiges Zusammenhandeln von Unternehmern und Arbeitern an und das beobachten wir denn auch in der That in zahlreichen Industrieen Englands. Die Webbs teilen uns aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen eine ganze Menge von Fällen mit, in denen die Unternehmer die Arbeiter und andere, in denen die Arbeiter die Unternehmer im Kampfe gegen ihre nicht-organisierten Klassengenossen unterstützen. Sie meinen sogar, es könne jetzt schon als Regel angesehen werden, daß, wenn die vereinigten Unternehmer eines Gewerbes einen Vertrag mit einem Gewerkverein abschließen, die gemeinsame Satzung von den Unternehmern gewöhnlich als selbstverständlich auf alle Arbeiter ihrer Fabriken ausgedehnt werde, einerlei, ob diese Mitglieder eines Gewerkvereins seien oder nicht. Ein Brauch, der wesentlich unterstützt wird durch den Schiedsspruch des Handelsministeriums, wonach die Entscheidungen der lokalen Einigungskammern, wenn nicht mit einer ausdrücklichen Beschränkung erlassen, in gleicher Weise auf Gewerkvereinler und Nichtgewerkvereinler anzuwenden wären, wenn auch die letzteren keine vertragschließende Partei seien. (Schiedsspruch vom 6. Mai 1896 in der Labour Gazette, Mai 1896.) Diese allgemeine Anwendung eines kollektiven Arbeitsvertrages auf Arbeiter, die bei seinem Abschluß gar

nicht beteiligt waren, äußert ihre durchgreifende Wirkung vor allem bei der gleitenden Lohnskala. In den Eisenwerken des Nordens und Midlands, berichten uns die Geschichtsschreiber der englischen Gewerkvereine (a. a. O. S. 186 ff.), regeln die Schiedssprüche der Rechnungsprüfer, die von den gemeinsamen Ausschüssen der Arbeiter und Unternehmer angestellt sind, gewohnheitsmäßig alle Lohnkontrakte in den betreffenden Betrieben, wie wenig auch das ganze Vorgehen einer besonderen Gruppe von Arbeitern gefallen mag. In Süd-Wales gar, wo von 120000 Arbeitern nur etwa ein Drittel Gewerkvereinler sind, werden die Löhne der gesammten Arbeiterschaft, mit ganz geringen Ausnahmen, jeden Tag automatisch durch den Schiedsspruch des Rechnungsprüfers bestimmt. Und wie in diesen Fällen die Unternehmer es sind, die durch ihr vertragsfreundliches Vorgehen den organisierten Arbeitern, obwohl diese nur in der Minderheit sind, zu Hülfe kommen, so finden wir in andern Industrieen, daß die Gewerkvereine im Bande mit den organisierten Unternehmern ihre Zwangsmaßregeln gegen widerstrebende Unternehmer in Anwendung bringen, die sich weigern, der Vereinigung beizutreten und der vom Gewerbe als Ganzem anerkannten Anordnungen sich zu fügen. So finden wir beispielsweise in der Geschichte der lokalen Einigungskammern im Stiefel- und Schuhgewerbe zahlreiche Aufforderungen der vereinigten Unternehmer an den Verein der Stiefel- und Schuharbeiter seinen Einfluß dahin geltend zu machen, daß widerspenstige Firmen zur Anwendung der allgemeinen Vertragbestimmungen, wir würden sagen, der Tarifgemeinschaft beizutreten, gezwungen würden.

In manchen Industrien ist es sogar üblich geworden, daß die Unternehmer von allen ihren Arbeitern zwangsweise Beiträge erheben zur Deckung der durch die Einigungskammer und ähnliche durch die kollektive Vertragsschließung bedingten Einrichtungen entstehenden Kosten. Den Gipfel gewerkvereinsfreundlicher Gesinnung ersteigen aber die Unternehmer in dem Rhoadda Thal und einigen andern Distrikten des Kohlengebiets von Süd-Wales, wo sie ihren Arbeitern monatlich einige Pence als Beitrag zu dem Gewerkverein abziehen. Der größte und wichtigste Gewerkverein der Bergleute in Südwales kennt keine andere Beitragszahlung als durch diese zwangsweisen Abzüge an der Zahlstelle des Unternehmers!

So steht, wenn wir Rückschau halten, die englische Gewerkvereinswelt als ein mächtiger, wohlgefügter, auf Jahrhunderte des Bestehens berechneter Bau sozialer Organisation vor unseren Blicken da. Nicht als das Grab des Sozialismus, nicht als das Ende selbständiger Arbeiterpolitik wie man so oft gemeint hat, vielmehr, wie wir noch sehen werden, als Bundesgenosse all' dieser Bestrebungen, die wir zusammenfassend die Emanzipationsbestrebungen des Proletariates zu nennen gewohnt sind.

Eine Erscheinung englischer Sonderart, wie das Quäkertum und der Plum-pudding? oder ein Gebilde allgemeinkapitalistischen Geistes? Beides, wenn man will. Und darum müssen die Gründe für die hohe Blüte gewerkschaftlichen Lebens ebenso in der Eigenart englischen Volkstums, in der Eigenart englischer Wirtschaftsentwicklung wie in allgemeinen ökonomischen Entwicklungsthatsachen gesucht werden. Wir müssen unterscheiden: ob wir nach Gründen fragen, die erstens ein Menschenalter lang — bis in die 1880er Jahre hinein — in England ein Nur-Gewerkvereinlertum, das sich ablehnend gegen Politik wie gegen Sozialismus verhielt, erzeugt und zweitens den ungewöhnlich raschen Aufschwung der Gewerkvereine herbeigeführt haben und denen, die die hohe Entwicklung des Gewerkvereinswesens an sich bewirken. Jene liegen überwiegend in der Eigenart

der englischen Verhältnisse und sind von mir in anderem Zusammenhange (vgl. meinen Sozialismus, 3. Aufl. S. 36 ff.) bereits dargelegt worden. Es sind vor allem die industrielle Ausnahmestellung, die England von 1850—1880 einnahm, die eigentümliche Gestaltung des englischen Parteilebens, die Schaukelpolitik der beiden großen englischen Parteien, die eine selbständige Arbeiterpartei entbehrlich machte, endlich die eigentümliche Gemütsveranlagung des englischen Arbeiters, sein nüchternes Wesen, sein „gerissener" Sinn.

Alle diese Umstände wirkten zusammen, um die englischen Gewerkvereine verhältnißmäßig rascher als anderswo ihre Kinderkrankheiten überwinden zu lassen, mehr und stärker alle Kräfte zur Entwicklung der Gewerkschaftsorganisation in Bewegung zu setzen und vorübergehend ein engherziges Nur-Gewerkvereinlertum zu erzeugen. Aber sie sind doch alle nur bestimmend für gewisse Zufälligkeiten der englischen Gewerkvereinsbewegung geworden; daß diese überhaupt sich heute zu der Blüte entfaltet hat, wie wir sie gesehen haben, daß das englische Gewerkvereinswesen dem aller übrigen Länder um so sehr viel voraus ist: das hat seinen Grund doch in der allgemein-ökonomischen Thatsache, daß Englands wirtschaftliche Entwicklung überhaupt eine höhere als die irgend eines andern Landes ist und unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, erscheint dann die englische Gewerkschaftsorganisation als Zukunftsbild für alle übrigen Länder kapitalistischer Entwicklung.

Daß aber diese Erwägungen der Wirklichkeit entsprechen, zeigt nichts deutlicher als eine Gegenüberstellung der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Denn aus dieser lernen wir sowohl die spezifisch englischen Eigenarten dieser Erscheinung eben durch die Kontrastierung mit den spezifisch deutschen Zügen, als auch die beiden Ländern gemeinsamen Entwicklungsreihen kennen. Die vergleichende Methode sozialwissenschaftlicher Betrachtung versagt auch hier ihren Dienst nicht. Und darum bitte ich Sie mir nunmehr Gehör zu schenken für eine Darstellung der Gewerkschaftsbewegung in Deutschland.

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs.

Von Jakob Wassermann.

(2. Fortsetzung.)

2.

Als Renate am anderen Morgen erwachte, schlief Anselm noch. Sie erhob sich ein wenig und stützte den Kopf auf den Arm. Nachdenklich betrachtete sie sein gerötetes und von Träumen erregtes Gesicht mit den hereinfallenden, schlaffeuchten Haaren und den dicken Lippen. Dann blickte sie gegen das Fenster, das nicht behangen war, weil nichts hereinschaute als der graue Himmel und ferne, dunstige Waldzüge.

Plötzlich wachte Anselm auf, und sein Blick fiel auf Renate. „Was hast Du?" fragte er, sogleich vollkommen klar.

Renate lächelte und strich ihm mit der freien Hand die Haare aus der Stirn. Er zog sie an sich, doch da sie seufzte und flüchtig forschend zu ihm emporsah aus den Kissen, wiederholte er seine Frage. Renate schaute in den Himmel hinaus und flüsterte: „Du bist so erfahren." Errötend ergriff sie seine Hand und preßte sie fest. Das Verlangen, jetzt sein Gesicht zu sehen, brannte in ihr, jedoch sie wagte es nicht. „Aber das konntest Du Dir doch denken," erwiderte Anselm beschwichtigend. Sie machte eine rasche Bewegung und wandte ihm das Gesicht zu, als habe sie nicht gut verstanden. „Aber Anselm, Du sagtest doch damals, — erinnerst Du Dich nicht? Erinnerst du dich nicht an jenen Abend bei uns, wo wir am Kamin gesessen sind, beide, und Du hast mir gesagt —?"

„Ja, Renate. Ich habe Dir gesagt, daß ich von Liebe nichts weiß."

Renate schwieg einige Augenblicke, als wolle sie jedes seiner Worte sorgsam abwägen, dann sagte sie kalt und mit innerem Widerstreben: „Das ist also nicht dasselbe, Anselm?" Sie legte beide Hände schlaff auf die Decke, — eine enttäuschungsreiche Geberde. Jetzt sah sie viel deutlicher als da sie es vor sich gehabt, das von Zorn überwältigte Gesicht ihres Vaters.

Anselm vermied es, davon zu sprechen. Den Vormittag über unterhielten sie sich über Reisepläne, denn in der ersten Hälfte des Januar wollten sie nach dem Süden, nach Italien, nach Griechenland, sogar ins Kleinasiatische hinüber. Renate wünschte sehr, das zu sehen, wovon sie märchengläubig in namenlosen Büchern gelesen. Anselm vermied es auch, über das zu reden, was ihm seit dem letzten Abend doppelt nah am Herzen lag. Freiheit war für ihn ein leeres Wort; wer den Zwang nicht kennt, weiß nichts von Freiheit. Und die Freiheit, die Renate meinte, schien ihm gleichbedeutend mit Unsicherheit, so lange er sie, wie jetzt, mit seinem ganzen Leben liebte und noch im Traum ihr Bild erglühen sah. So war es doch

mehr die selbstsüchtige Ruhe behaglichen Besitzes, die er herbeisehnte, als der Wunsch, vor Welt und Gesellschaft nicht unterschieden durch eine gebrandmarkte Ungewöhnlichkeit zu sein. Seinen Willen herrisch durchzusetzen, dazu war er zu schwach, fürchtete auch, ihre Illusionen über seine Person zu verwunden. Deshalb suchte er alles mit einem undurchdringlichen Mantel von Zärtlichkeiten zu bedecken, der sie am Sehen hindern sollte, jedoch ihn selbst kurzsichtig machte für das, was in ihrem Innern vorging. Er mietete einen eleganten Kutschierwagen, damit sie ausfahren könne; er abonnierte auf Moden-Journale und bestellte teure Toiletten aus Paris. Er ließ wertvolle Kunstgegenstände kommen, um damit das Haus zu schmücken und gab unbedenklich große Summen hin für Dinge, an denen sie einmal flüchtig ihr Gefallen geäußert hatte. Er bestellte Staffelei, Rahmen, Leinwand und Farben, aber es zeigte sich, daß Renate die Lust am Malen verloren hatte. Als sie zum ersten Mal wieder Pinsel und Palette in der Hand hielt, um vom Fenster aus ein Stück Seewinkel mit dem Waldrand zu skizzieren, überfiel sie ein eigentümlicher Widerwillen dagegen. Auch der neue Flügel, den Anselm aus Wien hatte schicken lassen, hatte keine Töne mehr für sie. Sie liebte es, stundenlang müßig zu sein, las Romane und neigte am meisten zu den Büchern, in denen ein Frauenschicksal geschildert wurde, in welchen Farben, mit welcher Kraft immer: es fesselte sie. Unter andern fiel ihr auch ein Buch mit dem Titel: ‚Unwiederbringlich‘ in die Hände. Sie las es gespannt, jedoch am Schluß fand sie sich enttäuscht. Sie sprach mit Anselm darüber, doch er fand, daß es ein gutes Buch sei, von einer guten Hand. Er drückte sich affektiert aus, Gott weiß weshalb. Dann teilte er Renate mit, daß er heute im Clubhaus Graumann kennen gelernt habe, der von einer seiner geheimnisvollen Reisen zurückgekehrt sei.

Renate erschrak, aber sie stellte sich, als höre sie nur achtlos zu. Sie zuckte gleichgültig die Achseln, verließ das Zimmer. In dem kleinen Gemach des ersten Stockwerks, das sie für sich eingerichtet hatte, setzte sie sich an den Schreibtisch, kritzelte mit der Feder, sah in die Landschaft, nahm ein Buch zur Hand, eine illustrierte Zeitschrift, fand aber keine Ruhe. Sie hörte Anselm das Haus verlassen, trat ans Fenster, verbarg sich hinter der roten Gardine und blickte ihm nach, bis der Weg sich vom See abkrümmte. Dann verließ sie das Zimmer wieder, weil sie drunten Klavier spielen wollte.

Noch auf der Treppe blieb sie betroffen stehen. Wüstes Durcheinander-Schreien klang herauf: eine weinende Stimme, eine schrille, keifende, ein tiefe wilde, eine beschwichtigende und schließlich das übliche Gebell von Angelus. Rasch eilte Renate hinab und sah, etwas undeutlich durch die Dämmerung, Winiwaak mit einem knorrigen Stock auf seine Tochter schlagen, daß er schwitzte, während die Mutter mit geballten Fäusten alle Schläge billigend unterstützte. Kiesewetter, der Nachtwächter, der offenbar als Besuch anwesend war, trachtete bald den einen,- bald die andre zu beruhigen. Als Renate im Flur stand und erschreckt, unwillig und furchtsam keinen Schritt weiter ging, wurde es still. Alle sahen nach ihr hin. Sogar Angelus hörte auf zu bellen, obwohl es ihm viel Vergnügen zu bereiten schien; er tappte freundlich wedelnd um die Herrin herum und knurrte, als Marianne Winiwaak auf den Knieen zu Renate herankroch und wimmernd ihren Kleidsaum nahm. Renate schauerte zusammen und trat zurück. All das ging auf dem Teil des Flurs vor sich, an dem die Winiwaaks wohnten. Die Alte war in ängstlicher Dienstbeflissenheit bemüht, Licht zu machen; Kiesewetter stand barhaupt und andächtig wie in der Kirche, Winiwaak starrte

verstört die Wand an. Renate fragte, was es denn sei, obwohl sie ahnte, was man ihr antworten würde. Sie hätte ein Stück ihres Lebens hingegeben, wenn die Antwort jetzt nicht erfolgt wäre.

„Das Lueder hat sich mit eme' Kerl eingelasse," grollte Winiwaak düster. Er trat näher, erhob den Stock, und das Mädchen kuschte tierisch zusammen.

Kiesewetter mischte sich darin, mit überredender Nachsicht und bedeutender Weltkenntnis. Er wollte die Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen, ohne seine wahrhaft humane Gesinnung äußern. Angelus begann erbittert zu bellen, so daß des Nachtwächters Trost- und Friedensbotschaft ungehört verhallte. Es erwies sich, daß Kiesewetter für Angelus ein Gegenstand teuflischen Hasses war. Im Innern wie gelähmt von diesen Vorgängen, richtete Renate das junge Mädchen liebreich auf, nahm ihr Taschentuch und trocknete das thränen-nasse Gesicht. Ohne weiteren Anlaß begann die Alte erbärmlich zu heulen, und Winiwaak versuchte sich in einem seiner bewährten Bücklinge. „So lieb, so gut," stammelte das verprügelte junge Ding mit geschlossenen Augen.

Renate verließ den Flur, nachdem sie Winiwaak gebeten, seine Tochter zu schonen. Gedankenvoll ging sie im Zimmer auf und ab, vergaß Licht zu machen oder zu bestellen, setzte sich im Dunkeln ans Klavier und spielte vor sich hin. So saß sie noch, als Anselm kam und erstaunt die Hände zusammenschlug, als er sie im Finstern fand. „Ich bringe einen Gast, Renate!" rief er belebt, zündete rasch die Flammen an, und Renate sah Peter Graumann in devoter Höflichkeit auf sich zukommen. Er küßte die Hand, die sie ihm mechanisch gereicht und gab durch nichts die Möglichkeit einer früheren Begegnung zu erkennen. Infolgedessen kam mühelos ein Gespräch in Fluß, und Renate, mit einer Findigkeit in Worten, die ihr unbegreiflich schien, erzählte den Aufhorchenden, was bei Winiwaaks vorgefallen war. Anselm sagte, das sei schändlich, ohne sich näher zu erklären, Graumann zog nur die Mundwinkel auseinander, strich mehrmals mit der flachen Hand die Haare vom Hinterkopf nach vorn und schnappte wie ein Fisch. Anselm wurde verlegen und bat Renate, sie solle etwas spielen. Sie drehte sich lächelnd um, klappte den Deckel auf und spielte, wie in einer Unterrichtsstunde, Schumanns „erster Verlust."

3.

Das Nachtmahl war vorüber. Peter Graumann nahm eine wissenschaftliche Miene an und sagte mit der scharfen Deutlichkeit seiner Stimme: „In den untern Volksklassen, wo man noch dem nackten Instinkt folgt, herrscht eigentlich ein viel größerer Wille zum Glück."

„Wille zum Glück?" fragte Renate.

„Jawohl, Wille zum Glück nenne ich nämlich das Vergessen aller Vorurteile, welche über unser sinnliches Leben so verbreitet sind wie die Phrasen im Buchdeutsch."

„Sie haben Recht," bemerkte Wanderer. „Die Menschen wagen noch zu handeln."

„Ja! Ja!" bekräftigte Graumann mit seinem seltsamen, sarkastischen Pathos. „Und es ist klar, daß die Wahrscheinlichkeit so zu handeln geringer werden muß, je höher wir in den Ständen steigen. Eine Aristo-

kratin, die dem Beispiel des Fräulein Winiwaak folgen würde, müßte unfehlbar zu Grunde gehn.“

„Warum müßte sie zu Grunde gehn?“ fragte Renate erblassend.

Graumann schaute mit blitzartigem, cynischen Grinsen zur Seite. Etwas Flackerndes, Ungreifbares lag darin. „Dem entarteten, oder wenn Sie wollen, dem verfeinerten Körper ist es unmöglich, ein sinnlich gesundes Leben zu führen. Und darum handelt es sich. Zunächst um den Bankerott der sogenannten Illusionen. Das ist klar: wer einmal den anämischen Idealen der Gesellschaft den Rücken gekehrt hat, den verstößt sie in ewige Nacht. Selbsterhaltungstrieb. Ich kann mir ein Weib denken, das mit einem richtigen Instinkt begabt, das Opfer ihrer sozialen Stellung brächte, — aus dem dunklen Trieb, sich, wie soll ich sagen, sich auszuleben. Aber sie müßte ersticken und erblinden. Die Welt wäre licht- und luftlos für sie, und da die Thore, die sie verlassen, auf ewig versperrt sind, müßte sie ihr Instinkt, man kann es auch Sehnsucht nennen, immer tiefer treiben. Und geraubte Illusionen lassen sich bekanntlich nicht durch Lebenskraft ersetzen. Ich kenne viele derartige Beispiele, und es war immer dieselbe Geschichte. Christliche Demut und Selbstvergessenheit ringen da mit der Unbefriedigtheit von Generationen. Das ist wunderbares Material für einen kommenden Religionsstifter: diese Frauen, die müde sind vom Warten auf Begeisterung. Aber ich denke, wir brechen das Thema ab. Gnädige Frau, bitte, spielen Sie doch noch etwas: Kennen Sie französische Chansons?“

„Ich glaube, so . . . deutlich ist es nicht sichtbar, wie Sie es ausdrücken“, sagte Renate, die letzten Worte ganz überhörend. „Jeder lebt doch für sich, auf eigene Rechnung. Wir sind doch nicht wie Eisenbahnwagen, die von einer einzigen Maschine gezogen werden.“

Darauf antwortete Graumann mit seinem pustenden Lachen, das er aus Gründen der Schicklichkeit möglichst abzudämpfen suchte. „So sind wir, gerade so sind wir,“ entgegnete er mit nachsichtiger Heiterkeit und etwas verbissenem Wohlwollen. „Deshalb sind die Worte eben überflüssig. Die Maschine arbeitet für uns. Selbst wenn einer mal revolutioniert und das Notsignal zieht, muß er es bitter bezahlen.“

„Also Ihre Anschauung ist, daß die Sinnlichkeit im Mittelpunkt des Lebens steht?“ fragte Wanderer schüchtern und höflich.

„Ja! Ja!“ Graumanns Gesicht zeigte eine parodistische Feierlichkeit.

„Aber Sie sind doch Anarchist?“

„So? So? Woher wissen Sie das, Herr Wanderer? Abgesehen vom Zusammenhang mit unserem Thema, — aber etwas muß man doch sein. Der eine ist Kutscher, der andere Minister. Wenn mir die Regierung einen Hofratsposten anbietet, werde ich Hofrat sein.“

Gequält stand Renate auf, hatte die Empfindung, als müsse sie unbemerkt entweichen. Es war peinlich, diesem Mann gegenüberzustehen, dessen Blicke sie ungehindert berührten wie Finger, für den Kleider wie Glas zu sein schienen und dessen Worte für sie noch einen ganz anderen Klang, eine viel drohendere Bedeutung hatten, als obenhin zu bemerken war. Sie setzte sich in einen Lehnstuhl, der seitwärts im Schatten stand.

Peter Graumann erzählte von seinem Leben. Sein Vater sei im Bürgerkampf gefallen. Er selbst sei wahrscheinlich in Australien geboren, er wisse es jedoch nicht mehr genau. Er sei Koch auf einem atlantischen Dampfer gewesen und Heizer in einem Hochofen. Er habe in den californischen Minen ein Vermögen erworben und es in vierzehn Nächten in Paris verpraßt.

Alles das trug durch irgend ein Ungreifbares den Stempel der Wahrheit. Graumann brachte es mit offenbarer Selbstverhöhnung vor, wobei der ganze Rumpf sein Gleichgewicht zu verlieren drohte, vermied Gewagtheiten mit sichtlicher Anstrengung und schloß mit einem frivolen Citat aus Bruants Liedern, das er leise, mit vorgebeugtem Oberkörper trällerte, und wozu er mit den Händen die Guitarre-Begleitung markierte. Irgend etwas befriedigte ihn außerordentlich; das sah Renate an dem halb lüsternen, halb lauernden Lächeln, das nicht von seinem Mund wich. Vielleicht war es die Spannung und Erregtheit Wanderers, dessen Aufmerksamkeit etwas Beängstigendes hatte. Wenn Graumann ihn fixierte, nickte er mechanisch, als wolle er Beifall spenden. Jeder Blick zeigte von einer freiwilligen Unterwerfung. Renate war gereizt, konnte ihn nicht mehr anschauen, fühlte sich bitter verlassen. Sie hatte ihn trotziger geglaubt, unbefangener, unfügsamer, stolzer, fester in seinen Meinungen, skeptischer gegen einen Mann wie diesen, mit Gegengründen bewaffnet, nicht mit jünglinghafter Sympathie sich gefangen gebend. Ja, sie hätte gewünscht, daß seine Aufmerksamkeit nur erheuchelt sein möchte, daß sie sich als Falle für den Andern enthüllen möchte, die deutlich seine Ueberlegenheit zeigte. Du bist so erfahren, hatte sie ihm gesagt. Doch ihre Enttäuschung dabei war vielleicht nur das Kleid eines Geständnisses: ich bin unerfahren, schütze mich, Wissender. Sie hätte gewünscht, daß Anselm all das geringschätze, was Jener geringschätzig als billige Weisheit der Welt oder lachend als Schicksale eines Abenteurers gab.

Als Peter Graumann ging, nachdem er sich respektvoll, mit gespreizter Galanterie von Renate verabschiedet hatte, begleitete ihn Wanderer vor das Thor. In der lauen Nacht, deren wolkiger, flaumiger Himmel zitronengelb schimmerte, standen sie eine Weile schweigend. Graumann, die Hände in den Manteltaschen, blickte mismutig auf den See hinaus und pfiff durch die geschlossenen Zähne. Plötzlich sagte er: „Ich gratuliere Ihnen.“ Und als Wanderer ein verblüfftes Gesicht machte: „Nun, zu diesem Weib. Donnerwetter nochmal!“ Er schnalzte mit der Zunge. Unangenehm berührt, senkte Wanderer den Kopf. Dann fragte Graumann gleichgiltig, mit gänzlich veränderter Stimme, doch mit wissenschaftlichem Ernst: „Können Sie mir fünfzig Franken borgen?“ Wanderer gab ihm errötend fünf Goldstücke, (es waren Mark). „Ich danke Ihnen,“ sagte Graumann pathetisch und nachdrücklich und empfahl sich mit einem freundschaftlichen Händedruck. Seine Hand war dick, feucht und kalt. Wanderer blickte ihm nach, wie er schwankend dahin ging im unsicheren Licht, — der Calabreser eine Kuppel und der untersetzte Körper ein Rechteck. Es sah fantastisch aus.

Als Wanderer zurückkam, fand er Renate nicht mehr. Sie war schon ins Schlafzimmer gegangen. Er folgte ihr, trat rasch auf sie zu und wollte sie küssen. Aber sie preßte die Lippen zusammen und schüttelte ernst den Kopf. Sie saß im Hemd da, und die weiche Haut ihres Halses und ihrer Schultern leuchtete durch den matterhellten Raum. Anselm nahm ihre Hand, setzte sich neben sie und drückte die Lippen auf ihren Nacken. Mit fast frauenhafter Zärtlichkeit umfing er sie und fragte: „Sind wir nicht glücklich, Renate? Bist Du nicht gücklich?“

Sie runzelte leicht die Stirn und blickte zur Seite. Das alles liebte sie nicht an ihm. Er durfte nicht weich sein. Er durfte nicht wehmütig sein, auch nicht in stillster Nacht, wenn der Mond noch so silbern scheinen mochte. Doch, — sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und schloß die Augen. Sie wollte nicht denken.

So blieben sie, bis die Glocke elf schlug. Dann kniete Wanderer auf den Boden, um ihr die Schuhe auszuziehen. Während er damit beschäftigt war, fragte sie: „Glaubst Du an Gott, Anselm?“

Er schaute überrascht auf und lachte: „Wie kommst Du denn darauf, Renate?“

„Ach, eigentlich hab ich nie ernstlich darüber nachgedacht. Es kommt mir nur alles so verwirrt vor. Irgend etwas muß doch da sein, so . . . über den Zufällen, meinst Du nicht?“

Anselm wußte nichts zu antworten. Er fing an von Graumann zu sprechen, um Renates Urteil zu hören. Aber sie war schläfrig geworden.

Zwei Stunden nachdem alles in tiefster Ruhe lag, läutete es heftig am Hausthor. Wanderer und Winiwaaks Tochter kamen zu gleicher Zeit in den Corridor. Es war ein Eiltelegramm von Anselms Bruder: Sei bis Sonntag in Wien. Anwesenheit dringend notwendig. Dein und mein Vermögen auf dem Spiel.

4.

Als Anselm, von Frost geschüttelt, wieder das Zimmer betrat, glaubte er seine Fassung wenigstens so weit gewonnen zu haben, um Renate die Nachricht für die Dauer der Nacht verheimlichen zu können. Doch Renate hatte die Glocke nur im Halbtraum gehört und schlief schon wieder. Der Ausdruck ihres Gesichts hatte etwas Kindliches, Friedenerfülltes. Die weiße Stirn, von dunklen Haaren umrahmt, sah aus wie ein Schild gegen Gefahren.

Anselm lag wachend während der ganzen Nacht, schloß die Augen nicht, dachte nur an Eines, von solcher Herzensangst ergriffen, die sein Bett zu einem qualvollen Aufenthalt machte. Nicht eine Stimme war es, die in ihm tönte, sondern ein Nachklang von vielen Stimmen. Vor den Fenstern dehnte sich lichtlos die Landschaft; er stützte die Arme auf das Kissen, und allmählich vermochte er sein Bild im Spiegel zu sehen, weiß und fern. Auf einmal erblickte er noch ein Bild dort und erschrak, daß er glaubte, sein Herz sei in den Hals gestiegen. Renate war aufgewacht und fragte sanft, warum er nicht schlafe. Und jetzt sagte er offen, ganz aus seinem Schrecken heraus: „Renate, könntest Du ertragen, arm zu sein? Arm wie Winiwaak, ja noch ärmer —?“

Renate lachte herzlich, (ein melodisches Lachen) und antwortete: „Du bist komisch. Deshalb wachst Du? Komisch.“

„Nein, Renate; sag nicht komisch, sondern denke nach.“

„Ja . . . was soll ich da sagen! Ich weiß nicht. Ich war noch nie arm.“ Sie lachte wieder und hauchte einen Kuß auf seine Wange.

„Mein Bruder, — hast Du nicht läuten hören, Renate? mein Bruder telegraphiert, ich soll bis Sonntag in Wien sein. Unser Vermögen steht auf dem Spiel.“

Renate schlug die Hände zusammen, wollte etwas sagen, schwieg aber.

„Jedenfalls hat er spekuliert,“ fuhr Anselm grübelnd fort. „Na Renate, was sagst Du jetzt?“

Renate schwieg. Sie fühlte eine seltsame Schwere in ihrem Körper. Nach langem, vielleicht viertelstündigem Stillschweigen zwischen Beiden fragte Renate: „Wann reisest Du?“

„Morgen Abend um acht Uhr. Um zehn geht der direkte Zug von Bregenz.“

„Und nimmst mich mit?“

„Nein, Renate, das geht nicht; denk nur —“

„Und willst mich allein hier lassen?“ Renate drängte sich angstvoll flehend an ihn an. Wanderer redete lange, um sie zu überzeugen, daß es nötig sei.

„Ich will nicht hier bleiben,“ flüsterte sie. „Hier ist es schrecklich einsam.“

„Für drei Tage, Renate. Vielleicht ist alles nur blinder Lärm, dann reisen wir. Schlaf jetzt wieder ein, Renate, komm mein Mädchen.“ Er zog sie ganz in seinen Arm, und sie entschlummerte wieder. Eine gewisse Ruhe war über sie gekommen, da er so fest auf seinem Willen bestand. Das andere, „Armsein“, war für sie zwar ein schreckhaftes, aber leeres Wort. Ihre Gedanken wußten nichts damit anzufangen, spielten nur damit.

Endlich dämmerte der Tag für Anselm; er sah zu, wie man das Vorrücken eines Uhrzeigers beobachtet, — erst grau, düstere Farbenflecke im Grauen, dann ein rotes Band, mehr und mehr erglühend, dann strömten prachtvolle Lichtbündel den Himmel hinauf wie sichtbar gewordene Fanfaren-Musik. Ein altes Schauspiel, dachte Anselm, wie um sich zu trösten; denn für ihn lag eine Drohung in der Morgenröte, und er hätte lieber gewünscht, daß es immer Nacht bleiben möge, als diesen Tag zu erblicken.

Er erhob sich, kleidete sich an, ging hinaus und wanderte am Ufer entlang, von Angelus begleitet, der fröhlich schnuppernd kreuz und quer sprang. Bald kehrte er wieder zurück, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb eine ziemlich ratlose Epistel an den Bruder, worin er die Stunde seiner Ankunft mitteilte, in welchem aber sonst mehr von Liebe als von anderem zu lesen war. Er trug den Brief zur Post, schlenderte dann im Dorf umher, schenkte einem kleinen Burschen ein Markstück, wandte sich wieder zur Villa und erfuhr von Marianne, daß Renate noch immer schlafe. Dann kam die Frühpost, die nur Zeitungen brachte. Anselm ließ seinen Koffer herbeischaffen, packte ein, schließlich aber ward er des Alleinseins müde, schlich an ihr Bett und weckte sie liebkosend auf. Sie lächelte ihn an, etwas beschämt, daß er schon munter war und schlang die Arme um seinen Hals. Ihre Sorglosigkeit vermehrte seine nagende Unruhe.

Nicht anders als sonst vergingen der Vormittag und der Nachmittag. Um fünf Uhr, gegen die Dunkelheit, war Anselm reisefertig. Er beauftragte Winiwaak, um acht Uhr mit dem Koffer am Bahnhof zu sein. Er war zu ungeduldig, um mit dem Schiff zu fahren. Auch die spätere Post hatte keinerlei Aufklärung aus Wien gebracht. Renate fand es rücksichtslos, Anselm sah üble Vorzeichen darin, — Verwirrung, Hoffnungslosigkeit; er grübelte schweigend nach, als er mit Renate den Weg nach Konstanz wandelte.

Es war ein warmer Tag, ohne Herbstkälte, ohne Novemberwind. Septemberliche Lüfte gingen, doch der See hatte starken Wellengang. Am Hafen setzten sie sich auf eine Bank; das schwermütige Schauspiel des vergehenden Tages fesselte sie. Ein wenig elegisch gestimmt, saßen sie Hand in Hand. Das Wasser plätscherte an den Steinwall des Ufers, Boote fuhren über die erregte Fläche, und wenn ein Dampfer kam, klatschte das Wasser hoch hinauf in oft wiederholten Stößen. Da es Renate doch zu kalt wurde, gingen sie in die Stadt, von Straße zu Straße, in spärlicher Unterhaltung, mit dem deutlichen Vorgefühl kommender Ereignisse. Renate hatte sich darein gefunden, allein zu bleiben und suchte einen naiven Trost darin,

daß sie täglich Briefe von Anselm empfangen sollte. „Ich liebe es, Briefe zu bekommen," sagte sie. Anselm wunderte sich, wie viel Herzliches und Harmlos-Kindliches hinter dem scheinbar Spröden und Damenhaften ihres Wesens verborgen war. Aber es erschreckte ihn, daß sie nicht begriff, was sich in den nächsten Tagen entscheiden sollte.

Die Stadt kam ihm, beim abendlichen Gange, doppelt freundlich und entzückend vor. Er wurde nicht müde, jedes Gäßchen, jeden Erker, jedes Häuschen schauend zu genießen. Auch Renate entdeckte Manches, was ihr längst vertraut schien. Sie waren weit in Kreuzlingen, als sie von einer Schenke her Musik und eine Singstimme vernahmen. Neugierig näherten sie sich. Die Straße war menschenleer; in einem Garten nebenan stand eine mächtige Ulme. Die niedrigen, schmalen Fenster der Stube waren verhangen, und sie hörten jetzt nur das Instrument, eine Geige, die eine Art Zwischenspiel zirpte. Dann hob eine Frauenstimme im Alt an zu singen. Es war eine volle Stimme, wohllautend und schwer, ganz hingenommen von dem Gegenstand. Renate senkte den Kopf und hörte deutlich die Worte:

Rosen, zwei Rosen am Strauch
Müssen zu Erde verderben,
Starb mir der Liebste auch,
Kann doch sein Bild nicht sterben.
Rosen, zwei Rosen am Strauch.

Lilien, zwei Lilien am Band,
Frühling und Sommer vergehen,
Glück, das verrinnet im Sand
Eins nur bleibet bestehen . . .
Lilien, zwei Lilien am Band.

5.

Den ersten Abend verbrachte Renate mit Lektüre und Clavierspiel und schon um elf Uhr schlief sie. Doch der nächste Vormittag brachte schon jene leeren Stunden, die durch nichts ausgefüllt werden können, durch keine Erwartung, keine Arbeit, keine Erinnerung, die träg wie Oel hinfließen und allein schon durch ihre Bedeutungslosigkeit die Stimmung verdüstern. Dazu der graue Einerleihimmel und gegen Mittag Schneefall in großen weißen Flocken, — unaufhörlich. Die Flocken nahm der See in sich auf wie ein hungriger Rachen, und die Berge wurden weiß, das Dorf verschwand in Weiß, nur der Nadelwald blickte finster herab. Renate ging im Zimmer umher. Ich bin eingeschneit dachte sie fortwährend. Auf der Flurstiege saß Marianne und sang: freut euch des Lebens, immer dieselbe Strophe, mit hellen Tönen und einer gewissen Zuversicht. Renate kamen die Worte wunderlich vor aus solchem Mund. Freilich, Marianne hatte die Rose gepflückt, ehe sie verblüht war, und wie armselig auch das Lämpchen glühen mochte, sie freute sich des Lebens.

So verging der erste Tag, und nicht anders der zweite. Kein Brief. In der dritten Nacht konnte Renate nicht mehr schlafen; als sie sich vom Bett erhob, erschrak sie über ihr Bild im Spiegel. Die Morgenpost brachte nichts. Ruhelos ging Renate treppauf, treppab, von Zimmer zu Zimmer, holte den Hund herbei, als suche sie bei der Kreatur Schutz und Trost, und Angelus vollbrachte das Aeußerste an Zuvorkommenheiten. Es sah aus, als

suche er sein zutäppisches Wesen absichtlich zu übertreiben, damit die Herrin belustigt werde; umsonst. Renate aß nicht, trank nicht, stand nur am Fenster gegen das Dorf, um die blaue Uniform des Briefboten auftauchen zu sehen; umsonst. Sie wollte telegraphieren, aber ihre Gedanken begannen, sich krankhaft zu verwirren.

Um vier Uhr wurde es schon dunkel. Winiwaak stelzte herein, machte umständliche Gesten, meldete Herrn Graumann, fügte gleich hinzu, es sei doch Niemand zu Haus und freute sich im Voraus, den Verhaßten abweisen zu dürfen. Doch Renate dachte nicht daran, klammerte sich an den Besuch, wie an eine letzte Hoffnung. Als Graumann eintrat, schaute sie ihn so erwartungsvoll an, daß jener mit säuerlichem Lächeln den Blick wie eine Intimität quittierte. „Ich hörte, der Herr Gemahl ist verreist," begann er ernst, als ob er einen Vortrag zu halten im Begriff sei. „Da wollte ich nicht versäumen . . ." Er stockte, zog die Handschuhe aus und blickte unsicher auf seine Stiefelspitzen, da Renates Benehmen ihn stutzig machte.

Mechanisch, wie ein gewesener Soldat bei einem Kommandoruf zusammenzuckt, wurde sich Renate ihrer gesellschaftlichen Verpflichtungen bewußt. Sie setzte sich hin und versuchte zu plaudern, wie sie früher so oft gethan, doch eine andere, ihr fremde Stimme sprach in ihr. Sie hatte an Graumann eine Frage richten wollen, die ihr vordem wichtig erschienen, aber die fremde Stimme schwemmte alles mit hinweg. Plötzlich wurde sie wach; Graumann hatte mitten in die Unterhaltung einige Worte geworfen, salopp und angeblich in gutmütiger Teilnahme, und die Worte hatten auf Anselm Bezug. Er sagte: „Ich hätte nie für möglich gehalten, daß Sie einen Mann wie Wanderer lieben könnten."

Renate erhob den Kopf und blickte Graumann durchdringend an. Er suchte ihrem Blick zu entschlüpfen, zog den Mund breit, wobei die Unterlippe ganz unter den Zähnen verschwand und fuhr fort, anfangs ein wenig stotternd: „Ich will damit nichts gegen ihn gesagt haben. Im Gegenteil, ich halte ihn für einen vortrefflichen Charakter. Aber, großer Gott, — genügt Ihnen das? Fordern Sie nicht einen Mann? Oder fordern Sie ein schwammiges Etwas von bürgerlichem Durchschnitt? Sie empfinden das selbst, aber Sie sind zu stolz, es sich einzugestehen. Sie kennen ihn genau. Er wird stets aus Schwäche das thun, was er um keinen Preis thun darf. Ein vortrefflicher Typus unserer jungen Leute: farblos, leblos, rückgratlos, ohne Faust, ohne Fähigkeit zu genießen, ohne Talent, Werte zu schätzen. Wenn ihm eine Katze stirbt, wird er sich grämen, nicht aus Liebe zu dem Tier, sondern aus Sentimentalität. Jeder neue Weg wird ihn in Bestürzung versetzen, jeder wirkliche Mensch wird ihn erschrecken. Ich weiß wohl, was ich jetzt thue. Mögen Sie es immerhin einem moralischen Defekt in mir zuschreiben, nennen Sie es getrost gemein. In solchen Dingen bin ich Anarchist, in andern schwerlich. Sie sehen ja, ich bin eine zerknitterte Existenz. Verurteilen Sie mich nur."

Renate erhob sich und sagte kalt: „Sie haben sich ja meine Antwort schon selbst gegeben. Ich verstehe auch gar nicht, was Sie wollen. Wenn Sie auch in den Sachen Anarchist sind, hier brauchen Sie keine Bomben werfen."

„Nein! nein! Sie mißverstehen mich!" rief Graumann mit einer Verzweiflung, die komisch war. „Mich entsetzte nur der Gedanke, daß Sie an einen solchen Mann geschmiedet sein sollen, lebenslang!"

„Geschmiedet," machte Renate verächtlich. „Ich bin nicht geschmiedet,

und er ist es nicht. Jeder ist frei. Wir waren bei keinem Amt, in keiner Kirche."

Renate! schien eine warnende Stimme zu rufen. Aber trotzig wandte sie sich und lehnte die Stirn an die kühle Fensterscheibe. Sie bemerkte nicht Peter Graumanns maßlose Verblüffung. Sein Wesen verwandelte sich in einem Nu sonderbar, als ob Fesseln von seinen Gliedern genommen würden. Er stand auf und durchschritt, die Hände auf dem Rücken, das Zimmer. Ueber seinen Zügen lag ein professoraler Ernst, der bisweilen durch ein huschendes Grinsen verscheucht wurde. Plötzlich blieb er neben Renate stehen, nahm väterlich ihre Händ und sagte: „Armes Kind!" Er ließ die Hand wieder los und stierte das junge Mädchen mit mühsam beherrschter Lüsternheit an.

Renate war es, als ob sie versinken sollte. Die Arme schienen ihr bleiern und die Luft ringsumher schlaff. In den glitzernden braunen Augen ihres Gegenüber las sie alles wie beim Schein eines Blitzes: unverhohlene Freude, eine berauschte Gier, den Triumph: er hat dich verlassen, und die Sicherheit: du wirst mir gehören. Sie hatte geglaubt, mit ihrer Antwort könne sie alles, was von Bewunderung und Rücksicht in irgend einem Mann der Welt verborgen sei, wachrufen. Darum traf sie dies jetzt schwer. Intensiver, unabweisbarer, untrüglicher als bisher hatte sie das Gefühl, als ob Unreines herankomme.

Da es zu dämmern begann, holte sie, (alles mit eingelernten Bewegungen) eine kleine Stehlampe vom Ecktisch, um sie anzuzünden. Sie wagte nicht, die Gasflammen am Luster in Brand zu setzen. Krankhaftes, ja fieberisches Schamgefühl redete ihr ein, die Bewegung mit dem Arm in die Höhe könne sie in den Augen jenes Menschen entkleiden. Als die Lampe brannte, ließ sie an den Fenstern die Roll-Läden herab, und das knatternde Geräusch beruhigte sie ein wenig. Sie schaute in den Garten hinab, ob Winiwaak nicht da sei; sie hätte ihn gerufen. Aber hoch und einsam lag der bläulich schimmernde Schnee vor ihren Augen. Sie suchte sich vorzustellen, daß sie allein sei, doch wie im Rad rollten ihre Gedanken um die Gestalt, die ruhig wie aus Stein am Spiegel stand und jede ihrer Gesten auf das Aufmerksamste verfolgte. Als das Fenster geschlossen war, faßte sie den Vorsatz, das Zimmer zu verlassen, und sie nahm die Lampe, die auf dem Flügel stand. Da fühlte sie mehr als sie es hörte, daß Graumann sich hinter ihr näherte. Ein Entsetzen, von dem sie glaubte, daß es ihr das Herz zerreißen müßte, überfiel sie. Mit unheimlicher Raschheit drehte sie sich um, und die Lampe in ihrer Hand warf einen flammenden Schein auf Peter Graumanns Gesicht. Er lächelte. Nie vergaß sie das einladende und zuversichtliche Lächeln. Er erhob den Arm nach ihr, und sie ließ die Lampe zu Boden fallen, ohne einen Laut von sich zu geben. In demselben Augenblick stand das Zimmer im Feuer.

Trotzdem sie bewußtlos lag, glaubte sie doch scharf zu hören, was vorging: die schreienden Leute, die herbeigestürzt kamen; wie man sie selbst hinaustrug, als die Flammen schon ihrem Körper nahe krochen; ja sogar Graumanns kühle und weltmännische Erklärung des Vorfalls. Dann verdunkelte sich ihr Bewußtsein völlig.

Als sie erwachte, saßen Marianne und der Konstanzer Arzt an ihrem Bett. Der Doktor, ein witziger Alter, war sehr bemüht um sie und freute sich seines Erfolgs. Ihre erste Frage war, ob ein Brief gekommen sei, und die Antwort lautete bejahend.

Neuntes Kapitel

1.

Liebste Renate, die Erlebnisse der letzten Tage haben es wirklich vermocht, daß ich nicht einmal die Kraft fand, Dir zu schreiben. Auch jetzt thue ich es nur halb, denn was ich Dir sagen muß, ist das Schlimmste. Ich kam hier an, fuhr nach dem Rennweg in die Wohnung meines Bruders, traf die allergrößte Verwirrung, ratlose Gesichter, Gerichtsleute, den Arzt. Meine bösen Ahnungen sind bestätigt. Mein Bruder hatte sich in der Nacht erschossen. Wozu soll ich Dir den Eindruck schildern, den das auf mich machte. Ich kann es nicht. Ich weiß auch nicht, was jetzt werden soll. Wir sind arm. Renate, ich bin arm. Ich bin von heute an bettelarm. Mein Bruder hat sein und mein Vermögen in einem höchst zweifelhaften Unternehmen angelegt, und jetzt ist alles hin. Ich glaube nicht, daß ich nach den allgemeinen Abrechnungen mehr als tausend Gulden übrig haben werde. Das Haus in Wien, das Grundstück bei Goisern, die Villa am Bodensee, alles ist hin. Mein Bruder hatte sich noch tiefer verpflichtet, als mit barem Geld.

Was soll nun werden? Ich habe keine Verwandten und eigentlich auch keine Freunde, stehe völlig allein, vor bitterer Armut. Du weißt nicht, was das heißt, Renate. Auch ich wußte es nicht, aber die Zukunft wird mir nichts von dem ersparen, was viele Millionen schweigend dulden müssen. Aber Du! Du Renate! Mein Verstand steht mir still. Wirst Du so stark sein, kannst Du so stark sein, es zu ertragen, Wildgeliebte? Jetzt noch viel mehr als sonst Geliebte? Zitterst Du nicht vor Entbehrungen? Wirst Du nicht bedauern? Wirst Du so viel Vertrauen in dir finden, um an meiner Seite auszuharren, bis ich mir ein neues, festes Haus gebaut habe? Solche Gedanken zermartern mich Tag und Nacht. Ich wäre stolz, Dir zu zeigen, was meine Arme für Dich vermögen, aber wirst Du so standhaft sein, mir zu helfen, dadurch, daß Du an mich glaubst?

Was jetzt geschehen muß, ist folgendes. Ich reise heute noch ab, und zwar nach München. Dort habe ich noch die meisten Aussichten, — einige Verbindungen, die mir meine chemischen Kenntnisse und Beschäftigungen gebracht haben. Auch Du sollst abreisen, und wenn Du Furcht hast, allein zu fahren, hole ich dich. Schreibe sofort an meine Münchener Adresse. Ich kann es mir denken, mit welchen Gefühlen Du diese Stadt wieder betreten wirst, aber gieb Dich nicht dem Ausmalen des Verhaßten hin, Geliebte. Wir bleiben höchstens acht Tage, dann geh ich nach Berlin. Du wirst verborgen bleiben, Niemand wird ahnen, wo Du bist. Deine Eltern sind ja schon fortgezogen. Ich kann Dich nicht länger entbehren. Die wenigen Tage waren ein nagender Hunger nach Dir. Schreibe mir, was Du denkst, verheimliche mir nichts von Deinen leisesten Gedanken, und glaube mir, daß ich durch die weite Ferne jeden Schatten gewahren kann, der über Dein teures Gesicht huscht. Ich hätte nie geglaubt, daß eine Leidenschaft mein ganzes Wesen so unterwühlen könne. Dein Anselm.

Lieber Anselm, es hat gebrannt bei uns. Die Politur am Flügel ist teilweise kaput, die blaugestickte Decke und ein Vorhang sind verkohlt, sonst ist nichts geschehen. Sei nicht bös, aber ich war ungeschickt mit der Lampe.

Lieber Anselm, ich begreife nicht, daß Du so viele Worte machst. Es ist ja selbstverständlich, daß ich thue, was Du verlangst. Ich fahre nach München, hier ist es ohnehin zu einsam. Hier könnte ich nicht bleiben. Man muß doch auch Menschen sehn. Vor den Leuten hier habe ich Furcht. Wenn wir nur wenige Tage in München bleiben, liegt ja nichts daran. Es liegt auch nichts daran, was die Leute reden. Ach, Anselm, sei doch nicht so zaghaft über Deine Armut. Du wirst schon Geld verdienen, mehr als wir brauchen. Du bist ja geschickt und klug. Es hat mich ergriffen, daß Dein Bruder sich das Leben genommen hat. So was in der Nähe ist immer schauerlich, bei Fremden hört man darüber hin. Ich glaube, ich würde nie dazu fähig sein. Ich habe das Leben viel zu lieb. Wie Dir zu Mut war, kann ich mir denken. Ach, manchmal ist auch mir vor der Zukunft bang, aber nicht, weil wir jetzt arm sind. Ich kann es Dir nicht so ausdrücken, auf dem Papier schon gar nicht. Morgen reise ich noch nicht, weil ich Zeit haben muß, zu packen, und weil Freitag ist. Also Samstag mit dem Zwei-Uhr-Zug. Wenn wir nur schon beisammen wären. Ich hatte fast Angst, weil so lange kein Brief kam. Herzlich küßt Dich Deine Renate. Angelus nehme ich mit.

2.

Mit leichtem Herzen hatte Renate Abschied genommen von See und Wald, von der Villa und von Constanz, der Stadt. Als einzige Erinnerung lag Angelus zu ihren Füßen, blickte sie mit seinen braunen Augen forschend an und gab sich dann dem behaglichen Schlummer hin, der durch das eintönige Räderrollen begünstigt wurde. Doch wuchs in Renate von Stunde zu Stunde die Furcht vor der Stadt. Sie gestand sich, daß ihre Unbefangenheit und Wahrhaftigkeit bei den Erlebnissen der vergangenen Wochen sogleich zur Waffe gegen sie selbst geworden war. Sie begriff nicht, daß sie den Entschluß hatte fassen können, dorthin zu gehen, wo scheelsüchtige Augen jeden ihrer Schritte bewachen, jeden Winkel der Vergangenheit ausspähen würden. Und doch hatte ein edler Trotz und das Gefühl ihres Rechts sie gedrängt, jenen ins Gesicht zu sehen, die sie bisher als ihre Feinde im Dunkeln betrachten mußte. Sie glaubte, ein herzliches, ehrliches Wort müsse jede Feindschaft ersticken; heimliche und offene Feindseligkeit vernichten. Sie sehnte sich darnach, durch persönliche Mühe jene Sympathien zurückzugewinnen, die sie nur deshalb verloren glaubte, weil die Freunde den Beweggrund ihrer Handlungsweise mißverstanden. Und sie hatte sich nur schwer entschlossen, in eine fremde Stadt zu gehen, als sie anfing, den Verkehr mit der Gesellschaft zu vermissen, die ihr auf einmal in einem schönen, milden Licht erschien. Sie hatte das Gefühl gehabt, als gebe sie Unentbehrliches mutwillig verloren.

Sie wußte nichts von Welt und Menschen.

Um sieben Uhr abends donnerte der Zug in die Halle des Zentralbahnhofs. Anselm wartete, führte Renate zum Wagen und suchte die leidenschaftliche Begrüßung des Hundes Angelus möglichst zu dämpfen. Als Renate, ermüdet und zugleich erregt im Einspänner saß, der holpernd, mit klirrenden Fensterscheiben über das Pflaster fuhr, empfand sie ein zielloses Grauen vor der Wandlung der Verhältnisse, die sie unter dem Wort Armut begriff. Sie blickte Anselm an; er war blaß und abgespannt und

beobachtete mit krankhafter Aufmerksamkeit jeden Zug in Renates Gesicht. Weiß von Schnee lagen alle Straßen, taghell beleuchtet durch die Bogenlampen. Beide saßen stumm im engen Wagen. Sie hatten sich nacheinander gesehnt, der eine aus Liebe, die andre aus Verlassenheit und wußten jetzt nichts zu reden.

In Anselms Wohnung fanden sie warme Zimmer und den Tisch gedeckt zum Abendbrot. „Ich habe mit der Hausfrau die Vereinbarung getroffen, daß ich zwei von den Zimmern behalte,“ sagte Wanderer. „Die Möbel der übrigen Räume kauft sie mir ab und vermietet alles.“ Er setzte sich neben Renate auf den Divan, umarmte sie heftig, zog ihren Kopf an seine Schulter. Nach einiger Zeit fühlte sie bang, daß sein Körper wie von Stößen erschüttert wurde, und sie hörte ihn weinen. In lähmendem Entsetzen wagte sie sich nicht zu rühren, wagte nicht aufzuschauen. Sie hatte nie einen Mann weinen sehen. Doch bald überwand sie ihre Scheu, strich mit den Händen zärtlich und mitleidig über seine Wangen. In ihrem tiefsten Jammer grollte sie ihm. Noch spät in der Nacht vor dem Einschlafen dachte sie grübelnd: er hätte doch nicht weinen sollen.

Sie hörte ihn lange draußen auf- und niedergehen, und sie fand keinen Schlaf. Obwohl es stille war, glaubte sie einen Strom unterirdischer Geräusche an ihr Ohr fließen zu hören. Das war die Stadt. Das war der Atem der Stadt, das Pochen ihres Blutes, die dumpfen Traumlaute, die sie im Schlaf ausstieß. Anders nahm sich hier der Nachthimmel aus, förmlich sorgenvoller; schneller schienen die Wolken zu fliegen, und das Sausen des Schneewindes hatte etwas Klagendes. Renate war froh, daß es Nacht war, und daß sie warm im Bette lag. Sie stellte sich vor, daß sie auf ödem Feld sei, durch die Kälte über den Schnee müsse sie allein einem Haus zueilen, das noch unermeßlich weit entfernt war. Darüber schlief sie ein, gewahrte nicht mehr, daß Anselm mit dem Licht in der Hand an ihr Bett trat, um sie zu betrachten, als könne er auf ihrer friedlichen Stirn Zukünftiges lesen.

Am andern Morgen beim Frühstück fragte Renate heiter: „Also wie viel Geld haben wir denn, Anselm?“

Er schüttelte den Kopf und antwortete: „Es ist besser, Du fragst nicht. Wir müssen ja nicht hungern, Renate.“

Renate lachte, aber das Wort hungern, wie er es aussprach, hatte einen neuen, nie gehörten Klang für sie bekommen. Anselm ging in die Stadt und verabschiedete sich mit einer Miene, als gälte es, große Entschlüsse auszuführen. Als er zurückkam, sagte er finster, daß er einige Bekannte getroffen habe und alle wüßten es schon: Renate Fuchs sei wieder hier. „Es ist ganz rätselhaft,“ meinte er naiv. „Als ob man in ein Spionen-Nest geraten wäre.“ Am Nachmittag ging Renate fort, und er schrieb, — stundenlang. Erst beim Anbruch der Dunkelheit kam sie wieder nach Haus, und sie schien ihm äußerlich verändert. Als er sie aufmerksam ansah, bemerkte er, daß sie eine neue, pelzverbrämte Winter-Jacke trug. „Na, wie gefall ich Dir?“ rief sie triumphierend, mit glänzenden Augen. „Es war aber auch dringend notwendig.“

„Wie viel kostet die Jacke?“ fragte Anselm beklommen.

„O riesig billig. Achtzig Mark nur. Es ist ein Gelegenheitskauf.“

„Hast Du denn noch Geld gehabt, Renate?“

„Mein letztes. Schön ist die Jacke, nicht wahr? Steht mir gut?“ Sie war wie ein Kind. Er wagte kein Wort des Vorwurfs, sondern stützte schweigend den Kopf in die Hand. Renate ahnte sofort, was ihn bewegte.

Sie wußte nichts mehr zu sagen, blickte nur hilflos vor sich hin. Wir sind ja arm, dachte sie und zog die Brauen zusammen, als suchte sie den Sinn dieser Worte zu durchdringen. Sie beugte sich zu Anselm herab, strich sinnend mit der Hand über sein Haar und blätterte in dem Manuscript herum, das vor ihm lag. Es führte den Titel: Ueber die Albuminate oder Eiweißkörper.

„Was machst Du denn da, Anselm?"

„Ich arbeite."

„Wirst Du viel dafür bekommen?"

„Ich weiß nicht Liebste."

„Mehr als hundert Mark?"

„Kaum den vierten Teil, Renate. Kaum die Aermel Deiner Jacke könnte man damit zahlen."

Renate zog die Jacke aus und setzte sich schweigend in einen Winkel. Warum solche Umwege? dachte sie bitter. Bald darauf rüstete sich Anselm zum Ausgehen. Er sagte, er habe eine Zusammenkunft mit Stieve, einem Journalisten. Unruhig gemacht durch ihr Schweigen, trat er dicht vor sie hin. Sie versuchte, seinen Blick zu erwidern, aber es war, als fänden seine Augen keinen Halt. In diesen wenigen Sekunden spürte Wanderer, indem sich sein Gesicht leidend verzerrte, die Liebe als ob ihn eine unsichtbare Riesenhand in einen gluterhitzten Raum gesteckt hätte. Gänzlich betäubt davon, und weil er glaubte, reden zu müssen, fragte er halb scherzhaft, halb in jünglinghafter Thorheit: „Bist Du mir auch treu gewesen, Renate, während ich in Wien war?"

Renate zuckte zusammen, als hätte man ihr mit einem Schlag gedroht. Sie hatte eine Vorstellung, wie wenn Jemand in einem hellerleuchteten Raum alle Lichter verlöscht hätte. In der That war es einige Zeit ganz finster um sie. „Das ist ja kindisch," flüsterte sie, stand auf und wollte in das andre Zimmer gehen. Aber Wanderer ergriff sie mit fast brutaler Heftigkeit, und sie fiel ihm beinah in die Arme. Hilflos, willenlos lag ihr Kopf an seiner Schulter. Sein Hut fiel auf die Erde, und er küßte sie, wie ein Verhungerter sich auf Nahrung stürzt. Renate erwiderte seine Küsse nicht. Sie preßte die Lippen zusammen und glaubte sich selbst von außen zu sehn, wie sie immer blasser wurde. Er hat mich genommen, als ob ich sein Gegenstand sei, dachte sie.

3.

Es schneite nicht mehr. Feierlich still, wie mit aufgespanntem Linnen bedeckt, lagen die Straßen, durch die Wanderer mit der Zufriedenheit eines satten Menschen stampfte. Er nahm eine Hand voll Schnee und näßte seine Schläfen, die ihn brannten. Dann summte er ein Lied, nach dessen Rhythmus er seinen Schritt regelte, blickte nach den Sternen, deren Geglitzer den Himmel lebendig machte und prophezeite sich gutes Wetter. Einen der Sterne, er glaubte, daß es Jupiter sei, ernannte er mit einer Art Feldherrngefühl zum Stern seines Schicksals. Grünfunkelnd wie ein Smaragd lohte der zwischen den zwei Türmen der Ludwigskirche, als sei er das Führerlicht über einem Himmelsthor.

Also gutgelaunt kam Wanderer, — ein Mensch, der seiner Angelegenheiten sicher ist, — in die kleine Malerkneipe, die ihm Stieve als Stell-

dichein bestimmt hatte. Uebeldunstig schwälte der Tabaksrauch gleich Nebelfäden oder dünnem Sammt umher, und ein paar junge Akademiker verübten mit Kartenspielen einen Lärm, der sie als Herren dieser etwas verschmierten Oertlichkeit kennzeichnete. Stieve saß in eine Ecke gedrückt, die langen Beine schläfrig ausgestreckt, vergraben in den Rauch seiner Cigarre, aus dem er alsbald seinen dünnen, eiförmigen Kopf herausstreckte, daß im Qualm etwas wie ein Fenster entstand. Mit seiner verschüchterten Höflichkeit und dem resignierten und ängstlichen Lächeln reichte er Wanderer die dürren Finger, die dieser nur vorsichtig drückte, als könnten sie zerbrechen.

Stieve sprach zuerst ziemlich einleuchtend über die Notwendigkeit eines Witterungswechsels, über die schlechte Luft im Lokal, schwieg aber bald und begab sich wieder in sein Rauchzelt. Wanderer überreichte ihm sein Manuscript, denn Stieve wollte die populäre Abhandlung in einer Zeitschrift unterbringen, mit der er in Beziehung stand. Stieve nahm es an sich, nickte mehrmals dankend mit dem Kopf und fragte Wanderer scheinbar gleichgiltig, ob er Piquet spiele.

Sie spielten und Stieve verlor. Verlor immerzu, wurde nervös, mischte die Karten mit zitternden Fingern, lächelte bisweilen grundlos liebenswürdig, was seinem Gesicht etwas Gramvolles gab. Endlich entschuldigte sich Wanderer, er müsse der vorgerückten Stunde halber aufhören. Stieve nahm die Tafel, rechnete mit vertieftem Eifer an den Ziffern herum, addierte, zog Striche, und ließ schließlich mit einem bestätigenden Hm den Griffel fallen. Dann grub er eine kleine Lederbörse aus der Tasche, die zerrissen war und aussah wie die schmutzigen Lappen auf einem Harlekinskleid. Er wühlte mit den Fingern in den Fächern, in denen ein paar Nickelmünzen klimperten, blickte sinnend in sein Glas, tastete an seine Rockbrust und entschuldigte sich dann mit bedauerndem Ernst, daß er ‚sein‘ Geld vergessen habe. Wanderer beruhigte ihn und fragte, ob er ihm dienen könne. Stieve schlug es nicht aus: er drückte zwei Finger an die Stirn und bejahte. Doch bat er, Wanderer möge ihn morgen erinnern, sonst könne man das leicht vergessen. Er schüttelte in unbestimmten Zweifeln den Kopf und drehte mit den Händen die Schnurrbartspitzen auseinander. In seinen Bewegungen war etwas Verzweifeltes, wie bei einem eingekerkerten Vogel.

Sie traten zusammen auf die Straße; es hatte wieder in dünnen Flöckchen zu schneien begonnen. Durch das Siegesthor fuhr ein Milchwagen, und die kleine Laterne unter der Deichsel glühte rot auf dem Schnee. „Also Sie haben sich entschlossen mit journalistischer Thätigkeit Ihr Brot zu verdienen?“ fragte Stieve etwas hochtrabend, indem er fröstelnd seinen nicht allzu dichten Mantel schloß. Und ironisch fügte er hinzu: „Papier genug giebt es ja dazu.“ Er stelzte mit seinen langen, wankenden Schritten unhörbar über den Schnee, seinem Schatten nach, den Kopf gesenkt, die Hände tief in die Manteltaschen vergraben.

„Haben Sie denn so schlechte Erfahrungen dabei gemacht?“ fragte Wanderer, der mit seinen Gedanken schon zu Hause war.

„Erfahrungen! Mein Leben hab ich verpfuscht damit. Ich kann es ruhig aussprechen: verpfuscht, verpfuscht, die ganze Geschichte. Geist haben, ist ja eine ganz schöne Sache. Aber man soll Geist haben, wie man etwa ein hübsches Gesicht hat. Es thut nichts dazu im Leben. Es fehlt vielleicht, wenn es nicht da ist, aber es thut nichts dazu. Wenn man Geist haben soll, um damit sein Brot zu verdienen, das ist bitter. Wenn man sich jeden Morgen hinsetzen soll um Geist zu fabrizieren, seitenweise, bogenweise,

das ist bitter. Ja, ich habe wohl Erfahrungen darin und kann sie Ihnen aus ganzer Seele empfehlen."

„Sie sehen doch vielleicht zu schwarz", meinte Wanderer befangen.

„Erlauben Sie, das ist eine Phrase, ich sehe gar nicht, ich ziehe eine Bilanz, ganz kaufmännisch. Ja, mit der neuen Freude an Dingen und am Leben sich hingeben und sie schildern ist ja ganz nett. Ist schön, wenn man den Drang dazu hat. Aber bei dem Gewerbe vergeht Ihnen das. Ihr innerstes Wesen in einem Feuilleton über den Palmsonntag oder über den Weihnachts-Abend auszuschütten, darum ist Ihnen doch leid. So greift man zu Redensarten, von denen Sie angeekelt werden. Hundertfach angeekelt, wenn dann Ihre guten Bekannten kommen und das „herrliche Stimmungsbild" loben. Zuerst finden Sie es merkwürdig, daß die guten Leute auf den Leim gegangen sind. Dann wird Ihnen klar, daß es allen höchst gleichgültig ist, oder daß man Sie belogen hat. So werden auch Sie gleichgiltig und verlogen. Die Wahrheit in der Welt ist nur für die, die sie selber fühlen. Sagen läßt sich da nichts. Und vergessen Sie nicht, der Palmsonntag und der Weihnachtsabend kehren wieder, kommen unerbittlich wieder, jedes Jahr. Und jedes Jahr gehts weiter bergab. Sie sitzen im Theater, stumpf und skeptisch, denn Sie sehen alle Rückseiten. Kein Schauspieler kann Sie mehr ergreifen, denn Sie kennen ja diesen intriguanten Liebhaber, der so ehrlich feurig thut, kennen den dummen Raisonneur und den eitlen Laffen von Heldenvater; kennen die Mätzchen der Heroine und die Gefühlstöne der Naiven so genau wie Ihren Kleiderschrank. Und spielt man noch so schändlich, noch so elende Stücke, Sie müssen schweigen; schweigen müssen Sie, wenn Sie auch vor Zorn krepieren, denn der Chefredakteur hat ein Verhältnis mit der Dingsda, oder der Direktor hat ein Stück von Ihrem Freund angenommen, oder der Tenor ist der Bräutigam des Fräulein Soundso, deren Vater den Herausgeber des Blattes mit Geldmitteln unterstützt. Die Unbekannten und Mißliebigen darf Ihre Feder zerkratzen, und Mancher ist dabei verblutet. O, ich kenne das. Von Patriotismus und den andern schönen Sachen gar nicht zu reden. Sie kommen in eine Versammlung und der schreiende Schafskopf am Rednerpult muß gepriesen werden. Alle Idioten, die sich dort um Hekuba erhitzen, müssen gepriesen werden. Jeder Commerzienrat muß gepriesen werden. Und der kleine Beamte mit dem Jubiläum und der treue Dienstbote, und das Invalidenheim und der Männergesangverein und der Kretinismus in litterarischen Vereinen, alles muß gepriesen werden, oder doch „ernsthaft gewürdigt". Dabei werden Sie entlohnt wie ein Holzhacker und haben das Vergnügen, durch das ganze Netz von Intriguen, Bosheiten, Eitelkeiten, Impotenz, Brutalität, Willkür und Dummheit zu schauen. Anfangs erstarrt Ihnen das Herz dabei; denn sonst haben Sie keins. Dann aber werden Sie blöde. Sehen zu, wie die Schwindler sich hinaufschwindeln und die Ehrlichen untenbleiben, sich schinden, zehn Pfennig per Zeile und abends mit schmierigen Karten spielen wie ich. Die ganze Welt erscheint Ihnen nur noch wie ein großes Papierlager, und der Himmel ist schwarz von Druckerschwärze. Jeden Morgen finden Sie denselben Stoß Zeitungen auf Ihrem Bureautisch, angefüllt mit den hunderttausend Nichtigkeiten, die von allen Philistern mit derselben gierigen Gleichgiltigkeit verschlungen werden wie einen Morgen zuvor. Da sehen Sie auch alles Elend und alle berechnete Gaukelei aufgestapelt wie hinter einem durchsichtigen Schleier. Unmöglich zu begreifen, daß es immer so weiter gehen soll, die eintönige Begeisterung um nichts, die Anpreisungen und wahnsinnigen Reklamen. O anfangs! Anfangs hab'

ich auch meine Ideale gehabt, und vielleicht auch meine Talente. Jetzt ist es aus. Der Karren ist im allgemeinen Dreck stecken geblieben. Ekel, Ekel, das allein bleibt übrig, Ekel und Gleichgiltigkeit, glauben Sie mir. Sie waren einmal so gütig mit jene Banknote, darum sag ichs Ihnen. Das Geld damals war wie Wasser auf glühendes Eisen. Mir kann keiner helfen, außer er nimmt mir die fünfzehn Jahre wieder weg, die ich bei dem Mörderberuf zugebracht habe. Nichts bedeutet mir noch was, Kunst, Poesie, Liebe, Freundschaft, nichts. Mir ekelt blos. Und auch das nicht immer."

Stieve schwieg. Wanderer anwortete nicht, wußte nichts zu antworten. Kein Mensch war den beiden begegnet, trotzdem es eben erst zwölf Uhr schlug, — von allen Türmen aller Kirchen, fern und nah, in dumpfen und hellen Schlägen, in verweilenden und hastigen, leichtsinnigen. Jeder konnte da wählen, wie er gemahnt werden wollte, der Gedankenvolle wie der Eilfertige. Dazu bellten ein paar Hunde in den Höfen der Veterinärschule, und von jenseits des Parkes war der stumpfsinnige Chorgesang betrunkener Zecher durch die klare Winterluft zu hören.

„Eine gemütliche Stadt," sagte Stieve. „Hier kann einer unter strengster Diskretion zu Grund gehn."

„Jaja," machte Wanderer seufzend, der sich diesem verzweifelten Sarkasmus gegenüber wortlos fühlte. Sein Schweigen sollte zartsinnig und teilnahmsvoll erscheinen, doch im Innern waren ihm diese Eröffnungen ein wenig peinlich. Der Unverwundete kann nicht Wunden bluten sehen. Eine fremde Seele, die sich in Krämpfen wand, wie fern! Stieve schüttelte Wanderer freundschaftlich die Hand und verschwand im Dunkel. Er mochte glauben, seine Geständnisse hätten ihm Wanderer nahe gerückt. Und doch wußte auch er, daß man nur seinen sorglosen Freunden ein wahrer Freund ist.

Leise schloß Wanderer die Thüren der Wohnung auf, machte Licht und schlich an Renatens Bett. Er beugte sich nieder und hauchte einen Kuß auf ihre Stirn, fast ohne die Haut zu berühren. Er bemerkte nicht, daß sie sich nur schlafend stellte.

4.

Frau Corvinus, die Vermieterin war zu Renate gekommen, als sie allein war, — eine junge Frau mit einem bereitwillig lächelnden Gesicht, das kokottenhaft hübsch war. Sie hatte einen vorsichtigen Gang, und ihre Art zu reden, war nicht minder vorsichtig. Sie suchte sich stets möglichst liebreich auszudrücken, und Renate faßte daher Mißtrauen gegen sie. Doch hatte sie die Manieren einer Dame und die Klugheit jener Frauen, die mehr listig als leidenschaftlich gekämpft haben. Sie erzählte Renate mit freundlicher Unermüdlichkeit Ehegeschichten und Jungemänner-Geschichten, war sehr boshaft, und verstand es geschickt, sich selbst außerhalb des Erzählten zu setzen. Sie lobte Wanderer mit überschwänglichen Worten, und Renates Mißtrauen wuchs. Ungebeten erzählte Frau Corvinus von seiner früheren Lebensweise, — so viel sie eben davon wußte. Lachend gestand sie, daß ihr manche seiner Briefe kein Geheimnis geblieben waren, denn er sei rührend vertrauensselig. Renate stellte sich heiter und amüsiert. Dann erzählte die gutgelaunte Dame von einem Mädchen, das ihr ausnehmend gefallen habe, und das eine Nacht hier gewesen sei, zwei Tage vor seiner Abreise. „Zwei Tage?" murmelte Renate, die ein Gefühl hatte, als sei die Luft um sie

her unsäglich dünn geworden. — „Es können auch drei sein, sogar vier. Sie werden sich doch nichts daraus machen? Dann schweig ich lieber. Sehen Sie, ich habe längst aufgehört, Männer und Männerart ernst zu nehmen. Also, es war eine blasse, ich sehe sie noch deutlich vor mir. Ich brachte das Frühstück und sie versteckte sich hinter den Vorhang. Herr Wanderer lachte und führte sie wieder an den Tisch, und ich sah, wie verweinte Augen sie hatte, und er nannte sie immer Elwine und neckte sie und machte sich lustig."

So schwatzte Frau Corvinus weiter mit ihrem norddeutschen Akzent, — man solle nur keinem Manne trauen, das Seil straff ziehen, die Zügel nicht aus der Hand geben. Renate dachte nur über den Namen nach, den sie gehört, heftete die Laute einzeln zusammen, sah die Buchstaben an der Decke stehen, über dem Lampenschirm, in der Finsternis vor den Fenstern als leuchtende Würmer, und jeder zeigte ein fratzenhaftes Gesicht und Frauenhare hingen wie Flammen herab.

Auf dem Korridor rief eine gezierte Stimme: „Clotilde!" und Frau Corvinus erhob sich mit spöttischem Augenzwinkern: „Das ist mein Gatte." Angelus, der sich sein Lager neben der Thür eingerichtet, knurrte, denn es machte ihm wenig Vergnügen, Pförtner für solch zweifelhafte Persönlichkeiten zu sein. Mit ihm war ein seltener Menschenkenner geboren worden.

Renate ging zu Bett, löschte das Licht, und die sechs Lettern begannen einen Fackeltanz zu vollführen. Und doch, Renate freute sich, morgen früh, in der frischen Winterkälte ausgehen zu können, die neue, pelzverbrämte Jacke angezogen, an die sie auf einmal mit einer gewissen Zärtlichkeit dachte. Als Wanderer kam und ihr ins Gesicht leuchtete, flatterten ihre Gedanken wie aufgescheuchte kleine Vögel umher. Aber die Augen wollte sie nicht öffnen. War er es denn? Konnte es nicht ebensowohl ein Fremder sein? Anselm, ein fremder Name; Wanderer, ein fremder Klang. Sie wußte, daß er dastand und lächelte, als ob er sagen wollte: arme Renate! aber ich muß Dich lieben. Nun würde er sie küssen. Sein Atem, der nach Cigarren roch, würde sie streifen. Dann kleidete er sich aus mit der zufriedenen Gemächlichkeit, die sie kannte, als ob nun die Angelegenheiten der ganzen Erde für jene Stunden schlafen müßten, wo Anselm Wanderer schlief. Er löschte das Licht, klopfte behaglich seine Bettdecke, — das erbitterte sie, — seufzte ein wenig, und bald war es wieder still wie zuvor. Der Wind blies leise in dürren Aesten, Schnee flockte an die Scheiben wie das Pochen eines Fingers, irgend etwas kratzte an der Mauer und ein Droschkenpferd trabte faul vorbei, wie auf Filzsohlen im Schnee.

Am Morgen bat Herr Corvinus Wanderer „um eine Audienz". Es gab Meldeschwierigkeiten, Renates wegen. Anselm wußte Peinliches zu umgehen und fand den außerordentlich devoten Corvinus, dessen Augen vor Hilfsbereitschaft ganz gläsern wurden, discret und verständnisvoll. Ottmar Corvinus war ein zierlicher und feiner Mann. Er war fähig, mehr als hundertzwanzig Worte in der Minute zu sprechen und that es auch stets. Sein Wesen hielt die goldene Mitte zwischen ängstlicher Zudringlichkeit und impertinenter Freundlichkeit. Er war ein geübter Jasager, spielte immer ein wenig den Winkeladvokat, erspähte das kleinste Profitchen in der größten Entfernung, wo man noch ein Teleskop brauchte, redete beständig mit der Erregtheit eines unschuldig Verurteilten und war immerwährend voll geheimer Missionen, Aufträge, Unternehmungen. Er war ein Ehrenmann. Seine linke Hand wußte genau, was die Rechte that. Angelus hatte jedoch

eine ungerechte Meinung von Herrn Corvinus und wurde deshalb von Wanderer mit einem Fußtritt bezahlt. Verdientermaßen.

Anselm kam in das Zimmer zurück, wo Renate, die anfing überall Gefahren zu wittern, ängstlich gewartet hatte. Er erklärte ihr, was Corvinus gewollt, fing aber so rasch von anderen Dingen zu sprechen an, daß Renate wußte, hier drohe eine Ungelegenheit. Er versuchte sich wieder als Charmeur, diesmal mit Zukunftsplänen. Dann stand er auf, nahm Renates Hand, die sie ihm verwundert überließ und sagte ernst: „Liebste, Süße, es ist jetzt endlich Zeit, daß ich ganz offen mit Dir bin. Ich weiß ja, wie Du darüber denkst, und Du weißt es bei mir. Im Innern bleiben wir doch, was wir waren, aber äußerlich dürfen wir das Herkommen und die Gesetze der Gesellschaft nicht umstoßen wollen. Ich werde nicht aufhören, Dich auf Händen zu tragen, glaube mir, keine Sorge lass' ich an Dich herankommen. Schließlich brauchen wir nicht den Pastor dazu. Nur vor der Welt will ich, daß wir aufrecht gehen können . . . Renate, so bleib doch, was hast Du, ich verstehe Dich nicht.“

Renate hatte sich erhoben. Sie blickte die Wand an, und ein festes Nein antwortete ihm. Wer weiß, gestern noch wären ihr seine Worte willkommen gewesen. Gestern noch wäre sie bereit gewesen, die lustigen Träume von ehemals preiszugeben, denn sie war stärker durch sein Vertrauen, als durch ihre Träume, deren Kraft erlahmte.

Stutzig gemacht durch ihre herbe Weigerung, drängte Wanderer nur umso mehr in sie. Jener Schritt erschien ihm plötzlich wichtiger als alles andre, (durch ihren bloßen Widerstand) und er führte Gründe an, die er vordem aus Zartgefühl wohl nie berührt hätte. Renate erbat sich Bedenkzeit. Sie war müde durch seinen Ansturm mit Worten. Aber das konnte nicht sein Schweigen erzielen. Er setzte sich neben sie, gefangen genommen durch ihr blasses ergebenes Gesicht, sagte ihr, wie unaufhörlich er arbeiten wolle, wie er Reichtümer aufzuhäufen beabsichtige, wie das verflossene Unglück nur dienlich war, ihn zu stählen, ihn seine Talente und Kräfte fühlen zu lassen.

Renate senkte den Kopf und glaubte ihm. Nicht ohne Zweifel, denn sie hatte keine Vorliebe für Versprechungen, von deren Erfüllung sie ihr Glück gar nicht einmal abhängig machte. Als Anselm sie fragte, ob sie ihn denn noch liebe, war sie nicht mehr bestürzt darüber, sondern lehnte sich seufzend an seinen Arm und bejahte. Sie wollte ihm irgend etwas anvertrauen, vielleicht nur, um sich gegen Gedanken zu wehren, die an ihm zweifelten, und sie erzählte ihm, was mit Peter Graumann in der Villa sich ereignet hatte. Die Art ihres Berichtes hatte etwas Entschuldigendes, als ob sie für Graumann um Verzeihung bäte. Als sie fertig war, ging Anselm lange schweigend im Zimmer auf und ab. Offenbar hatte es tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wenigstens im ersten Augenblick. Doch da ja alles gut gegangen war, dachte er darüber nach, welches Gesicht er Renate zeigen solle, die sichtlich eine ganz bestimmte Wirkung von ihrem Geständnis erwartete. So vertauschten seine Züge ihren nachdenklich düsteren Ausdruck mit einem zornigen, verhalten und machtlos zornigen. Renate beobachtete ihn furchtsam, und als er beim Vorübergehen ihr Kleid streifte, ergriff sie bittend seine Hand. Er lächelte, gewissermaßen mitten in der Schlacht seiner Gefühle und küßte sie. Das aber hatte Renate nicht erwartet. Flüchtig sah sie in seine Augen, während sein Gesicht so nahe war und erblickte Elwines Bild darin.

Wanderer, der jede verborgenste Aenderung ihrer Stimmung empfand,

besann sich, ob er ihr nichts Erfreuliches sagen könne. Nichts fiel ihm ein. Und er berichtete, der Redakteur jenes Journals, mit dem er in Verbindung stehe, sei gleich mit Stieve gekommen und habe seinen Essay angenommen. Renate zeigte wenig Teilnahme, und er bereute, gelogen zu haben. Wie ein Brennen spürte er Bangnis vor kommenden Lügen. Und während er dies dachte„ zwang ihn etwas Teuflisches zu den obenhin gesprochenen Worten; „Ja, Stieve meint selbst, daß im Journalismus ein Mensch von Talent noch am besten seinen Weg machen kann.“

5.

Nun begann die Stadt drückend auf Renate zu wirken. Sie hatte eine Empfindlichkeit gegen Lärm, welche ihr bisher fremd geblieben war. Die starrenden Blicke der Männer verletzten sie; wenn Jemand längere Zeit hinter ihr herging, erfüllte sie eine beklemmende Furcht. Bisweilen kam sie nach Hause, schnellatmend, die Hände vor die Brust gepreßt, blaß von Erregung. Nicht wenig hatte dazu ein Vorfall beigetragen, der ihr nicht aus dem Sinn kam.

Sie ging beim Hofgartenthor, nachmittags gegen die Dämmerung, und wollte in die Briennerstraße hinüber. Sie war stets allein, wenn sie ausging, das hatte sie mit Anselm verabredet. Es war Tauwetter und der breite Platz voller Kot. Vorsichtig hob sie die Kleider und achtete mehr auf den Weg als auf die vielen Fuhrwerke. Da schoß vom Siegesthor her eine elegante Karosse, und weil einige Wagen, die quer gegen die Residenz fuhren, die Bahn versperrten, ließ der Kutscher die Pferde langsam traben. Mechanisch blickte Renate in das Gesicht des Kutschers und stutzte ... Doch schon konnte sie in das Innere des Wagens sehen, wo der Herzog saß, unbeweglich in eine Ecke gelehnt. Er sah Renate an wie vorbereitet, und kein Zug veränderte sich in seinem Gesicht. Aber erschreckend war für sie der Blick demütigender und messender Verachtung, den er auf sie heftete Seine Augen waren in dem unbestimmten Licht wie zwei grünleuchtende Seen; etwas Lachendes, Kaltes, Giftiges lag darin.

Das dauerte kaum Sekunden. Sie blieb stehen, unfähig, den Fuß weiter zu setzen und starrte dem Wagen mit kindlicher Bestürzung nach. Eine kräftige Hand riß sie zurück, daß sie taumelte, und im selben Augenblick raste ein zweiter Wagen dicht an ihr vorbei, dem des Herzogs nach und voran. Tieferschrocken blickte sie dem Entschlossenen ins Gesicht; es war Gudstikker, der sie mit bleichen Mienen noch immer am Arm festhielt und dann die Wortlose über die Straße geleitete. Sie hatte ihn anfangs nicht erkannt. Er hatte sich ihrer sogleich entsonnen, da er ein ungewöhnliches Unterscheidungsvermögen für Physiognomieen habe, wie er leicht plaudernd bemerkte. Renate reichte ihm die Hand, dankte rasch und wirr und eilte davon. Noch schmerzte der Arm vom harten Griff. Gesenkten Blickes verfolgte sie ihren Weg, weiter und weiter, bis es dunkel war, denn sie glaubte sich von gierigen Augen verfolgt, die Zeuge der Szene mit Gudstikker gewesen waren.

Wanderers populäre Abhandlung wurde mit einem höflichen Dankschreiben zurückgesandt. Renate erfuhr davon nichts. Zur selben Zeit empfing er die Nachricht, daß die Güter am Bodensee und im Salzkammergut von den Concursverwaltern verkauft seien. Der Erlös hatte kaum hingereicht,

die Schuldenlast zu decken. Eine große Enttäuschung für Wanderer, der gehofft hatte, daß seine spärlichen Ueberbleibsel einen Zuschuß erfahren könnten. Auch davon erfuhr Renate zuerst nichts. Im Gegenteil, Anselm täuschte sie geflissentlich über seine Lage, eine Unklugheit, die sich rächte. Denn als Renate einige Tage später zufällig einen der Briefe fand, die darauf Bezug hatten, wurde sie von Befürchtungen erfaßt, die sie schwindeln machten. Die dürren, geschäftlichen Worte hatten etwas Unverwischbares und Folgenschweres in ihren Augen, und es kam ihr vor, als ob sie jetzt Vieles begriffe. Lange mußte sie darüber nachdenken, weshalb Anselm ihr in einer so wichtigen Angelegenheit nicht die Wahrheit gesagt hatte. Aber wie immer vermochte sie auch diesmal nicht zu reden, als er nach Haus kam. Er merkte, daß etwas vorgefallen war, denn sie schien zerstreut, verstört. Durch vieles, vielzuvieles Fragen entlockte er schließlich krumenweise, was sie ihm vielleicht doch eröffnet hätte, wenn er zurückhaltender gewesen wäre. Das Bewußtsein seiner Heimlichkeiten machte ihn jedoch unsicher. Als er es wußte, verschwendete er viele, vielzuviele Worte daran, ihr klar zu machen, daß er recht gehandelt, wenn er sie nicht unnütz in Sorgen gestürzt. Er sagte ihr, daß all das gar nichts bedeute bei seiner Jugend und seinen Fähigkeiten, daß es ihn mutig mache, zu sehen, wie viel er erreichen könne, und daß, was Andern gelungen sei, doch wohl ihm nicht minder gelingen dürfte. Müde lauschte sie seinen Erklärungen, und ein wenig mißtrauisch seinen Hoffnungen. Ihr wäre es lieber gewesen, wenn er sich gleichgiltig gezeigt hätte gegen ihre Skrupel. Schließlich umarmte er sie und küßte sie, als wollte er sagen: jetzt ist alles wie vorher. Er kennt mich nicht, dachte Renate bekümmert, während sie schweigend seine Küsse duldete. Doch allmälich vergaß sie dabei selbst, worüber sie hatte grübeln wollen, und nur ein dumpf bittender Blick traf ihn, sein Ungestüm zu mildern.

Er teilte ihr aus freien Stücken mit, daß sie beide nichts Schlimmes zu befürchten brauchten, daß er Hilfsquellen genug besitze. Er habe auch ein Klavier bestellt, vielmehr gemietet, damit sie nicht mehr so viel denken könne. Renate lächelte und schaute ihn, froh geworden, aufmerksam an. Angelus gesellte sich jetzt dazu und wedelte freundlich, als ob die entwichene Wolke der Verstimmung auch auf ihm gelastet habe. Er besaß eine ungewöhnliche Liebe zu Renate.

In Wahrheit lag es so mit Wanderer, daß ihm von „Hilfsquellen" durchaus nichts bekannt war. Seine Leidenschaft und die Angst, Renate vor Sorgen zu bewahren, ließ ihn Dinge als wirklich sehn, die er nur gewünscht. Vielleicht glaubte er, daß Freunde ihm aushelfen würden, vielleicht g l a u b t e er an seine Freunde, Gott weiß, was er sich vorstellte. Seine lebhafte Fantasie ließ ihn hinter dem nahenden Dunkel noch die hinabgesunkene Sonne sehen. So trog er sich und trog Renate mit.

Das Klavier, das am nächsten Tag kam, vermochte Renates Achtung nicht zu erringen. „Ein alter Klapperkasten", scherzte sie und suchte es zu beweisen, indem sie einen Gassenhauer klimperte. In der That klang es blechern, verlebt. Mit Wehmut gedachte sie ihres Steinways im Elternhause und ließ das Instrument meist unberührt. Auch sonst brachte Wanderer Kleinigkeiten, — Geschenke für Renate. Dieser nervöse Hang, ihr Geschenke machen, war neu an ihm. Meist waren es wertlose Dinge, eine Decke, ein Shawl, feines Briefpapier, — für welches sie gar keine Verwendung hatte — oder Näschereien. Das alles war für Renate peinlich; sie fühlte eine stille Forderung zum Dank dabei heraus, und die Erwartung,

daß Geschenke ihre gute Laune erhalten könnten. Wie sehr wäre ihre Abneigung gegen diesen seltsamen Tribut seiner Gefühle gewachsen, wenn sie gewußt hätte, daß er anfing, gewisse Wertgegenstände zu verkaufen, die meist alte Familienerbstücke waren. Einige Trödler waren schon abgerichtet auf seine Art und beuteten ihn herzhaft aus. So kam es, daß er für einige Zeit mit ausreichenden Geldmitteln versehen war, und daß er für den Tisch der Herz, Uibeleisen, Xylander, wo er Nachmittag für Nachmittag Karten spielte, eine willkommene Errungenschaft bedeutete. Er fühlte sich wohl in der Atmosphäre der Scheinfreiheit, der gewaltsamen Ungebundenheit, des rauschartigen Leichtsinns, der witzigen Melancholie. Es betäubte ihn, machte, daß ihm die Ansprüche des Tags geringfügiger erschienen, ließ die Besonnenheit verblassen, die nötig ist, um dem Schicksal gegenüber wenigstens scheinbar Herr zu bleiben. In der Mitte der Leute, die mit ihren ausgetrockneten Hoffnungen Ball spielten, fühlte er sich gefahrlos und unabhängig, ja geradezu gefestigt. Er lernte Gudstikker kennen, war entzückt von dem Wesen des Schriftstellers und pries Renate die Bekanntschaft in überschwänglichen Worten. So geriet er immer mehr in den Strudel jener gewissen Gewohnheiten, die anspruchsvoller und aufreibender sind als wirkliche Arbeit. Daneben lief seine täglich wachsende Liebe zu Renate, die ihn rastlos machte, weil er ahnte, daß sie nicht mit gleicher Glut erwidert werde, die ihn je mehr in die wirren Geselligkeiten drängte, je mehr er sich von Renate still und scheu beobachtet wußte. Wenn sie einige Stunden beisammen waren, fing Renate an, aus irgend einem geheimnisvollen Grund verstimmt zu werden. Sie konnte sich darüber nicht Rechenschaft geben. Manchmal reizte sie eine gewisse Gespreiztheit seiner Anschauungen und Urteile, sodann sein bedrücktes Wesen, hinter dem sie Heimlichkeiten ahnte; kleine Eigentümlichkeiten, die sie früher nie bemerkt; Gewohnheiten, die ihr komisch erschienen, und die sie verspottete. Statt darüber hinwegzugehen, wurde er bleich, starrte sie traurig an und war beleidigt. Da lachte sie gutmütig und schüttelte den Kopf über ihn. Und ihr war zu Mut, als erwache sie aus einem Schlaf, der sich nur langsam von ihren Gliedern lösen wollte.

6.

Das Leben des Ehepaars Corvinus war ein wenig tragische Posse. Da die Wohnung der Beiden dicht anstieß, hörte Renate, auch mitten in der Nacht, zänkische Reden, wobei Frau Clotildes Stimme leicht den Vorrang behauptete. Sie besaß eine artige Vollendung in der Kunst, einen Mann zu reizen. Gewöhnlich endete das Wortgefecht mit einer Prügelei. worauf Frau Clotilde jämmerlich heulte und die Polizei zu rufen drohte, Bald wurde es aber still, und man war einigermaßen überrascht, mehrere Stunden darauf das Ehepaar zärtlich schnäbelnd am Fenster zu sehen. Herr Corvinus, wenn er Renate begegnete, grüßte und verbeugte sich in wahrhaft zerfließender Ehrfurcht, und sein glührotes Gesicht wurde feierlich vor Andacht. Wenn sie vorbei war, blieb er stehen, kniff die großen leeren Augen zusammen und sah ihr nach wie ein pfiffiger Händler, der den Preis prüft. Einmal bemerkte es Renate, und ein Schauer lief ihr vom Nacken bis zu den Zehen. Das elegante Herrchen war wohl in einige krummlinige Geschäfte verwickelt, das entnahm Renate den freimütigen

Erzählung Frau Clotildes, die zu allem Ueberfluß ihre gesamten Liebesabenteuer beichtete, die ehelichen Conflikte und jede Lächerlichkeit, auch die intimste, die sich Ottmar zu Schulden kommen ließ. Sie schwärmte sogar von Idealen, verschwundenen Idealen, wie ein Kleinbürger, der vom Planetensystem spricht. Ihre einzige Erhebung bilde das Lesen schöner Bücher. Sie brachte Renate einiges ihrer Litteratur, und Renate las mit Langeweile und Ekel süßliche, moralische und schmierige Schriften vom großen Jahrmarkt. Aber einmal bekam sie auf solche Weise Gudstikkers neues Buch in die Hand, „Veronikas Ende." Veronika, schuldig und doch ohne Schuld, gleitet aus sicheren Verhältnissen in die Tiefe, verliert den Mann ihrer ersten Wahl, greift nach der Hand des zweiten, voll Müdigkeit und Scham nach der des dritten, giebt sich voll Ekel aller Welt preis. Ein wenig weit und breit war das geschildert, doch mit Eindringlichkeit und geriebener Kunst. Davon verstand Renate nicht viel, aber das Stoffliche ging ihr nahe, und Veronikas Schatten verfolgte sie. Nichts wünschte sie inniger, als mit Gudstikker selbst darüber reden zu können, obgleich sie nicht wußte, wozu es führen könne. Anselm begriff dergleichen nicht, begriff nicht das Tiefe ihrer Seele. Sie sah es, wußte es jetzt. Zweifel bestürmten sie, deren sie sich nicht erwehren konnte. Frau Corvinus ihrerseits fand keinen Geschmack an der Geschichte Veronikas. Ich bitte Sie, wie lang, wie poesielos. Es ist ja keine Handlung da, keine spannende Verwicklung, und ich habe das Romantische gern, bin selbst eine romantische Natur. Nein, schade für das Leihgeld.

Gern hätte Renate den Verkehr mit der Frau beendet. Aber sie wagte es nicht. Sie hatte Furcht. Auf allen Gassen lief der Klatsch. Alles konnte sie jetzt eher ertragen, als feindselige Blicke und scheele Mienen. So blieb sie liebenswürdig und zuvorkommend, mehr als es nötig war, selbst um den Preis der Aufrichtigkeit und der Ruhe. Ihr Herz war voll Sehnsucht, schwellend wie die Flut.

Wenn sie ausging, war sie tief verschleiert, als könne sie sich so vor dem schillernden Schmutz des Geredes auf ihre Weise schützen. Einige Zeit war es recht kalt gewesen, jetzt hatte man wieder milderes Wetter. Der Himmel war dunstig blau, von langgespannten Wolken wie weißen Muskeln durchzogen. Renate liebte es, in der Dämmerstunde spazieren zu gehen. Zuerst wandelte sie die Königinstraße hinunter bis zur Prinzregentenstraße. Dort wohnten Terkes, und instinktiv trieb es sie hin, da Wanderer ihr gesagt hatte, er wolle den Nachmittag bei Terkes verbringen. Die Baronin war ihm begegnet und hatte ihn dringend zum Thee gebeten. Renate wußte bitter, daß Neugierde das Motiv bilde, aber dennoch hatte sie gierig gelauscht, als Wanderer ihr davon erzählt hatte, dennoch hatte sie ihn, der Unlust zeigte und sogar von Taktlosigkeit sprach, gedrängt, die Einladung anzunehmen. Es schien, als sehe sie hoch oben das Thor einer Welt, der auch sie einst angehört und der sie entflohen war. Stolz suchte sie ihr Nachdenken davon zurückzuhalten, aber daß sie sich darum bemühen mußte, machte sie von Neuem nachdenklich. Früher hatte sie das Thor in der Tiefe gesehen, in der Nacht, unbegehrt, gleichgiltig. Nun war Wanderer bei Terke — glich es nicht einem Brückenbau? Nicht das Eigen-Erlebte war es, das ihr Herz verwirrte, sondern vielmehr das Bild fremder Schicksale, das geschäftig ihren Pfad mit den Pfaden vieler Anderer verband. Sie erinnerte sich, daß sie vor einigen Tagen Elwine mit einem jungen Mann, dem bleichen Dawill, in den Gasteig-Anlagen gesehen. Das Mädchen war auf sie zugeeilt, lächelnd und heiter, in frischer Blüte, schön und

verliebt. Renate blickte sie kalt an, wandte sich ab und ging weiter. Sie sah nicht die Thränen in Elwines Augen, nicht, daß jene stehen blieb, bis Renate verschwunden war. Sie hatte nicht mit Ueberlegung gehandelt, nicht aus Feindseligkeit. Daß Anselm die Lippen geküßt, die nun ihr zulächelten, war ihr gleichgiltiger, als sie geahnt hatte; sie hätte es tragen und verhehlen können. Aber ein andres Gefühl war es, herrisch wie der Selbsterhaltungstrieb. Sie wußte sich Elwine näher, als sie wünschte, wollte gewaltsam alles Gemeinschaftliche abstreifen, das durch Worte oder durch Lächeln entstehen konnte. Sie fühlte es, daß ein Unglück erst dann besiegelt ist, wenn man die Gefährten kennt, mit denen man es teilt.

Während sie so in Gedanken versunken war, sah sie Gudstikker in geringer Entfernung daherkommen. Er grüßte schon von weitem, und sie dankte freundlich. Er blieb stehen, und sie beantwortete offen und warm die förmlichen Fragen, die er stellte. Seine Miene war wohlwollend, sein Blick forschend, so unablässig forschend, daß Renate errötete.

„Ich habe Ihr letztes Buch gelesen,“ sagte sie mit fast dankbarem Blick.

Er zuckte die Achseln, als lege er wenig Gewicht darauf, daß man seine Bücher lese.

„Es ist schön,“ fügte Renate verlegen hinzu.

Gudstikker sah sie wieder mit dem durchdringenden Blick an und erwiderte: „Es ist typisch. Uebrigens der Schluß ist überhastet. Verfrüht vielleicht. Darüber hätte man nicht das letzte Wort sprechen sollen. Ich bekomme täglich Briefe von Frauen, die wissen wollen, wie ich mir das oder das gedacht. Wie langweilig. Mein Buch ist gar nicht für die Frauen. Es ist für die Männer. Wenn eine Frau sich um derlei Dinge zu kümmern anfängt, ist es schon schlimm mit ihr bestellt. Eine Frau an sich ist nichts. So wenig wie ein Musikinstrument an sich. Es giebt natürlich populäre Instrumente, Drehorgeln, Spieldosen, die kann jeder spielen. Aber die persönlichen, da muß sich der rechte Mann dazu finden. Frauenfrage? Unsinn. Man läßt sie fragen, giebt keine Antwort.“ Nach solch einsichtsvoller Rede starrte Gutstikker mit zusammengezogenen Brauen auf die gelben, kahlen Wiesen des Parks, dann sagte er noch: „Wir haben eben bei Terkes über dasselbe Thema gesprochen. Das sind müßige Discurse, unheizbare Oefen. Schauen und Schaffen, voilà tout.“

„Sie waren bei Terkes?“

„Ja, Herrn Wanderer traf ich auch dort. Ein stiller, angenehmer junger Mensch. Ein bißchen verdöst kommt er mir vor. Aber sehr sympathisch. Er renommiert übrigens gern mit Ihnen.“

„Mit mir —?“

„Na, na, das braucht Sie nicht zu erschrecken. Es ist ganz harmlos. Er ist ja schweigsam. Ich liebe die Vielredner nicht und bin immer lieber im Winkel gesessen als auf dem Präsentierstuhl. Freilich, Duckmäuserei hab ich nie betrieben; ich habe manche Kette im Stillen zerrissen. Mein Beruf schließlich.“

„Waren viele Leute bei Terkes?“

„Ziemlich. Eine ko—mische Tante ist diese Baronin. Oft weiß man nicht, wer die Baronin ist, sie oder der Hund.“

„Sagen Sie, Herr Gudstikker —“

„Was, mein Fräulein —?“

„Ich möchte so gern Ihre andern Bücher lesen. Sagen Sie mir die Titel.“

„Na, wenn Ihnen daran gelegen ist, ich schicke sie Ihnen. Bitte,



keine Umstände, nicht einem Jeden würde ichs thun. Vielleicht schreiben Sie mir dann ein paar Zeilen über die Eindrücke, die Sie gehabt haben."

„Gern."

„Also adieu liebes Fräulein, auf Wiedersehn."

„Adieu, Herr Gudstikker."

Da lag schon die dunkelnde Straße zur Universität. Renate verließ schnellen Schrittes den englischen Garten. Zu Hause wartete Anselm mit Ungeduld.

7.

Anselm erzählte, ohne daß es einer Aufforderung bedurft hätte, von der Gesellschaft bei Terkes. Die Baronin sei sichtlich älter geworden, die Gräfin sichtlich prüder. Aber Adele sei melancholisch geworden und habe ihn oft mit fragendem Ausdruck angesehen. Gudstikker sei dagewesen, ferner ein paar litterarisch angehauchte Damen. Man habe die Rede auf die moderne Frau gebracht, und er, Anselm, habe gesagt, es gebe keine moderne Frau, so wenig wie es eine moderne Wiese gebe. Man könne die Frauen mit den Instrumenten vergleichen. Manche spielten sich von selbst: Drehorgeln, Automaten, manche forderten aber den rechten Mann. Dem hätte man auf das Entschiedenste widersprochen.

Renate war erstaunt. Sie lächelte, wollte aber damit nur ihre Verwunderung und eine jäh aufkeimende Verachtung bemänteln. Dieser Hjalmarsche Zug an ihm erregte ihr tiefen Verdruß. Als Anselm sie küssen wollte, entzog sie sich ihm hastig und sagte, daß sie Kopfschmerzen habe.

„Weißt Du was, Renate," meinte Anselm. „Wir müssen verreisen. Wir müssen fort. Du bist auffallend verändert seit einiger Zeit."

„Geh, wie willst Du denn fort," erwiderte Renate unwillig.

„Ich werde es schon erreichen," sagte Wanderer düster. „Es muß eben sein. Du leidest ja geradezu. Mir ist, als könnt ich dich irgendwo wieder ganz gewinnen, nur hier nicht. Du sehnst dich doch selbst fort, nicht wahr?"

Renate schwieg.

Am nächsten Tag schickte Gudstikker die Bücher, und als Anselm den Hergang erfuhr, war es, als wage er nicht, Vorwürfe zu machen, als wollte er es nicht riskieren, gekränkt zu sein. Er schien überdies mit andren Dingen beschäftigt. Verstört kam er am Abend nach Hause, ging gleich wieder fort, kam nach einer Stunde wieder, war gekünstelt aufgeräumt, dann schweigsam, zerstreut und nervös. Renate war so sehr mit Lektüre beschäftigt, daß sie ihn nur nebenbei beobachtete. Wahrscheinlich hat er beim Kartenspiel verloren, dachte sie und verweigerte sich trotzig jede Frage. Bis spät in die Nacht las sie, und als sie endlich einschlief, hörte sie ihn draußen auf- und abgehen, ruhelos, unermüdlich. Als sie am Morgen aufwachte, war er schon fort.

Nachmittags ging Renate ein wenig aus. Zusehends sanken graugelbe Nebel. Die Sonne war am Untergehen; die Luft, der Erdboden, der Himmel, alle Gegenstände trugen eine schmutzig violette Färbung. Als sie an der Residenz angekommen war, verschwammen schon die Giebel der Häuser im dicken Nebel. Durch die grünen Reflexdächer der Laternen war das feuchte Pflaster die Straße hinunter von einem langen, grasgrünen Lichtstreifen durchzogen, der sich zerflossen abhob von den Nebeldünsten.

Als sie um die Ecke gegen das Hoftheater bog, sah sie zehn Schritte vor sich die Terkes auf sich zukommen, die Gräfin, die Baronin und Adele. Sie war so beklommen, daß sie im Weitergehn glaubte, sie könne nicht von der Stelle. Sie sah jede Falte, jedes Zucken, jeden Gedanken auf jedem der drei Gesichter, die sich gleichgiltig von ihr wegwandten, um dem Militärposten am Portal ihre Aufmerksamkeit zu widmen.

Traurig ging Renate nach Hause. Ihre Schritte waren von außerordentlicher Langsamkeit, als wisse sie nicht, wohin, als fürchte sie ihr Ziel. Anselm saß am Fenster und starrte auf die Straße. Er regte sich nicht, als Renate die Lampe anzündete und sie auf den zierlichen Tisch beim Ofen stellte. Erst als sie unschlüssig stehen blieb und in das Licht sah, kam er zu ihr her.

„Ich bin so schrecklich verstimmt, Anselm," sagte sie aus freiem Antrieb zu ihm und reichte ihm die Hand.

Er fragte nicht nach dem Grund, sondern tröstete sie, so gut er konnte. Obwohl die Stunden vorrückten, dachten sie an kein Abendessen. Renate legte sich ermattet auf die Ottomane, und Anselm saß bei ihr, ihre Hand an seine Lippen gepreßt. Später ging sie zum Klavier und versuchte, die alte Freudigkeit zur Musik wieder zu finden. Nur einem Gedanken, einem einzigen hing Renate nach, und den wollte sie sich auch aus dem Sinn musizieren. Sie war so hingenommen von ihrer Stimmung, daß sie Anselms Verstörtheit, die viel größer war als gestern, kaum bemerkte.

Sich mit ein paar Küssen betäuben, darin lag noch etwas wie flüchtiges Entrinnen.

Zehntes Kapitel

1.

Lieber Herr Gudstikker, mit dem, was Sie im letzten Brief behauptet haben, bin ich nicht einverstanden. Nachdenken hat es mich jedoch lassen. Ich will mich nicht lächerlich machen und philosophieren. Aber das Leben ist doch nicht wie ein Markt, wo nur das feilgeboten wird, was man grad haben will. Und wenn Sie behaupten, daß man nur den Schein von freiem Willen hat, widerlegen Sie sich doch selbst. Lachen Sie mich nur aus, ich bitte Sie, ich verstehe wirklich nichts davon. Sie fragen, ob ich unglücklich bin. Darauf weiß ich keine Antwort. Seh ich doch jeden Tag viele, die viel unglücklicher sind oder sein müssen. Ich sehe viele Frauen, denen auf dem Gesicht geschrieben steht, was auch mich bedrückt. In Ihren Büchern ist mir so sehr aufgefallen, wie sie die Frauen schildern. Als ob alle warten würden, Schönes und Großes zu erleben, und sie werden gemein und hausbacken, weil statt des Schönen und Großen Gemeines und Hausbackenes kommt. Aber ich schreibe so, und das ist es gar nicht, was ich empfinde. Die Worte sehen aus, als wollte ich imponieren. Das ist nicht der Fall. Ich glaube, es kommt im Leben nur darauf an, daß man sich selber kennt und nicht überrascht wird durch den Weg, den einen sein Temperament führt. Es giebt jetzt viele nachdenkliche Sachen für mich, mehr als früher. Aber ich finde keinen Halt und quäle mich nur. Bald giebt

es dies, bald das zu sorgen. Schreiben Sie mir nur bald wieder. Ich freue mich, wenn ein Brief von Ihnen kommt, da giebt es immer Neues. Ich kann nur Ihre Schrift schwer lesen. Sie ist so klein. Die meine ist doch leserlich? Ich gebe mir aber auch Mühe. Bestens grüßt Renate Fuchs.

Verehrtes und liebes Fräulein, ich bin gewöhnlich kein Freund vom Briefschreiben, doch bei Ihnen kommen mir neue Sympathien dafür. Ich kann Ihre Briefe oftmals lesen, denn sie haben einen Duft der Einfachheit an sich, der sich nicht bezeichnen läßt. Fürchten Sie nicht, daß ich schmeichle. Damit muß man vorsichtig gegen Sie sein, denn Sie sehen nicht — aber Sie fühlen scharf. Wenn ich an Sie denke, und das ist oft, klingt in mir nur eine Stimme: das hast du versäumt. Ja, ich habe Sie versäumt. Darüber kommt selbst mein Fatalismus nicht hinweg. Mein Gott, wie leb ich auch dahin! Was für ein schmutziges Metier, das Litteratengeschäft. Man verkehrt mit einigen Idioten, die gerade den Rahm der Sache verstehn, die davon leben, Tinte zu schwitzen, und mit einigen Hundert, welche die Natur blos als Speisebehälter benutzt. Und der elende Fetzen Ruhm, wie unnütz! Er besteht darin, daß einem ein paar verlorene naive Gemüter zugrinsen, daß einige hysterische Weiber sich verliebt anstellen, daß man vom Kot der öffentlichen Angelegenheiten bespritzt, daß man vergessen wird, wenn man nicht unter die Leute geht, daß einen die Freunde um die Bücher betteln, die man geschrieben hat und die sie sich nicht kaufen mögen, und daß einige Esel vom Fach berechtigt sind, uns lehrerhaft zu behandeln. Freundelos steh ich da, bin jetzt vierzig Jahr alt, habe aufgehört zu suchen und ernstlich angefangen, zu verachten. Ich schicke Ihnen da das kleine Gedicht „Der Schatten“ mit, das noch zuguterletzt aus dem spärlichen Born meiner Lyrik geflossen ist. Ueberzeugen Sie sich von der Stimmung meiner Nächte. Ich habe viele Frauen gekannt und manche geliebt, und nicht ein Fingerring ist mir davon geblieben. Als ich vor langer Zeit die Heimat verließ, die schönen, stillen Ebenen Frankens da oben, geschah es mit unvergleichlichen Hoffnungen. Meine Seele war voll unausgeträumter Träume, das Leben war wie ein buntes Kleid für mich, das man nur anzulegen braucht, um sich und Andern zu gefallen. Seitdem! Bittere Zeiten sind über mich hinweggeschritten. Und wie sonderbar, daß ich dastehe und alles betrachten kann und die Hände rühre, während unsichtbare Mächte mich als Stein unter Steinen den Berg hinunter zum Abgrund stoßen. Doch wohin gerate ich! Seien Sie nicht ungehalten über den Tumult von Worten, aber Sie sehen daraus, welchen Einfluß Sie schon auf mich üben. Die ganze Salbaderei wird Sie kaum interessieren, ist vielleicht nur gut, daß Sie Offenheit mit Offenheit vergelten. Was Sie schreiben, ist nur ein Schweigen über das Wichtige. Sie sind eine verschwiegene Natur. Ich begreife, daß Ihre Feder sich sträubt, doch vielleicht zeigt Ihr Mund sich williger. Ich bin eine Art geborener Beichtvater. Es kommt vor, daß gleichgiltige Leute mir bei ganz gleichgiltigen Gelegenheiten ihre Lebensgeschichte erzählen. Sie aber, Sie haben eine fast beunruhigende Teilnahme in mir erweckt. Erwartungsvoll Stefan Gudstikker. Nachschrift. Natürlich hat, was der Klatsch aussprengt, dabei einigen Anteil. Das Geschwätz ist wie Tinte, die, statt zum Schreiben verwandt, einfach über das Papier gegossen wurde. Nun ist alles schwarz und schmierig. Im Uebrigen bin ich nicht der Mann, durch die Geheimnisse des Jourfix-Pöbels lecker zu werden.

2.

Lieber Freund Stieve, Du hast aus ehrlicher Teilnahme zu wissen begehrt, welchem Umstand wir die Wandlung im Wesen des jungen Anselm Wanderer zuschreiben sollen. Das Gemunkel in der letzten Zeit ist lästig geworden. Ganz ohne mein Zuthun ist mir Aufklärung gekommen, der ich vertrauen darf. Ich teile Dir alles mit, da Du ein näheres Verhältnis zu Wanderer hast, als ich und ihn selbst um völlige Klarheit bitten sollst. So wie wir sind, werden wir nicht gleich den Moralbesen schwingen. Also höre. Wanderer hat der Gräfin Terke einen gefälschten Brief gezeigt, wonach er noch einen Teil seines Vermögens in einem Jahr von irgend einem Verwandten zu erwarten hätte. Er war in der größten Bedrängnis, bat die Gräfin um ein größeres Darlehn, aber die Vorsichtige wandte sich ohne Wissen Wanderers an den angeblichen Schreiber des Briefes, einen Wiener Rechtsanwalt. Die Geschichte war dumm und jugendlich gemacht, aber die Gräfin war empört und verbot ihm ihr Haus. Trotz des Widerstands der Baronin hat sie es in ihrem Jourfix erzählt. Bitter für den jungen Menschen. Es ruiniert seine Zukunft. Die Gräfin hat nachher bereut, und Jeden, der es wußte, um Discretion gebeten. Aber Zungen, die etwas zu verschweigen haben, sind nicht zu halten. Außerdem hat Wanderer viele Feinde wegen der dummen Weibergeschichte. Es fragt sich nur, wie wir uns zu der Affaire stellen. Und das hängt davon ab, wie Wanderer sich Dir gegenüber aussprechen wird. Ueberlege Dir die Sache gut, und geh vorsichtig zu Werk. Dein alter Richard Uibeleisen.

Dieser ziemlich flüchtig geschriebene Brief betrübte Stieve sehr; einerseits wegen des Falles selbst, denn er mochte Wanderer gut leiden, dann aber, weil man von ihm verlangte, er solle dabei etwas unternehmen. Er war aufrichtig betrübt, daß die Ruhe und Gleichmäßigkeit seines Elends durch eine so anstrengende Mission gestört werden sollte und fiel in revolutionäre Gedanken über die Unverläßlichkeit der Freunde.

Die Angelegenheit wurde wie eine schwierige Parlamentsvorlage im Café erörtert. Herz behauptete mit jenem Pathos, das ihm zum Leben nötig war wie die Luft, man richte sich nicht für eine Frau zu Grunde.

Süssenguth war elektrisiert. „Für eine Frau? Nein. Für Renate Fuchs? Ja. Sie ist die Beste, Edelste, Reinste. Ich versteh überhaupt diese Beratungen nicht. Wir sollen einfach hingehen und ihm sagen: Du hast recht gethan!"

Süssenguth sah in eine Reihe verblüffter Gesichter und fuhr fort: „Der Mann leidet! Trägt die Hölle in sich! Bereut bis in den letzten Schlaf seiner Nächte! Kommt schmal und blaß und demütig daher, dürstet nach Erlösung. Sieh, und da soll ich nicht hingehn und ihn erlösen? Gut, er hat unehrenhaft gehandelt. Gut, es war verwerflich. Das ist die eine Seite. Die andre ist: er hat sich weggeworfen, hat sich aufgeopfert. Kann ich die Moral vom Isarthorplatz nicht wie einen alten Mantel wenden? Ist er mir nicht schuldig genug, um mich in meiner Ueberlegenheit zu versöhnen? Muß ich die Arme über die Brust kreuzen? Und was ist denn Schuld? Weiß ich denn von mir und wissen Sie es und Sie es, ob unsere Natur und unser Temperament uns davor geschützt hätten? Wir Alle sind Schuld. An allem. Ich werde zu ihm hingehn und sagen: lieber Freund, was grämst Du Dich, ich habe gestohlen. Nun und hab ich nicht gestohlen? Sitz ich nicht in tausend Zuchthäusern der Erde als Dieb, als Mörder, als Brandstifter, schuldig für Alle und alles? Und der sich auf-

geopfert hat, zerkleinert hat für Renate Fuchs, dem sollt ich etwas zu verzeihen oder zu übersehen haben? Ein Verbrecher wäre ich."

Die Gesellschaft saß stumm und unbehaglich und merkte nicht, daß es Abend wurde.

Mit Wanderer war eine solche Veränderung vor sich gegangen, daß sie auch Fernstehenden nicht wohl entgehen konnte. Er war ängstlich in seinen Bewegungen, er lächelte liebenswürdig, auch ohne hinreichenden Grund. Wenn sein Name genannt wurde, zuckte er zusammen und gab sich den Schein übertriebener Aufmerksamkeit, wenn man das Wort an ihn richtete. Er stimmte bei, wo Zustimmung vorteilhaft schien, und sobald er unbefangen sein wollte, lag in seinem Wesen etwas Tiefzerquältes. War er unbeachtet, so versank er in ein brütendes und starres Schweigen, spielte bei falschen Anlässen den Empfindlichen, errötete leicht, hatte auf der Straße ein übermäßig beschäftigtes, oder ein krankhaft gelangweiltes Aussehen, verwickelte sich in grundlose Lügen, von denen er in einer Art Wahnsinn glaubte, daß sie sein Ansehn erhöhen könnten, sprach gern und viel von Renate, als ob ein Abglanz ihrer Vorzüglichkeit auf ihn fallen müsse, horchte unauffällig wie ein Spion auf jede versteckte Andeutung, oder witterte in gleichgiltigen Fragen ein unaufrichtiges Interesse. So sahen ihn seine Bekannten. Er sagte, er hasse Gesellschaft, aber er wurde schwermütig, wenn er allein war. Er glaubte sich umgangen, ausgeschlossen, gemieden, sobald man nur rücksichtsvoll war. Er wollte vertrauensselig sein und erzählte die Leiden seiner Leidenschaft. Erregte er dann Mitleid, so nagte der Groll über seine Schwäche in ihm. Stellte er eine Behauptung auf, so wirkte er nicht überzeugend, denn er war nicht überzeugt. Er sprach von Fortgehen, von der Flucht aufs Land und begann kleine Beträge schuldig zu bleiben.

So trieb er sich umher, in Bangnis nach einer friedlichen Stunde. Sah lauter Arme, über die Brust gekreuzt, lauter unnachsichtige Augen.

3.

Der Schatten.

Im Finstern lieg ich, wartend auf den Schlaf.
Der mich aus schlimmen Aengsten endlich rette,
Er kommt nicht, kommt nicht, wie ich mich auch bette;
Weiß nicht, warum mich solches Unheil traf.

Ein grauer Schatten steht an meinem Lager,
Spricht Worte und ich kann sie nicht verstehn,
Haucht Seufzer, die wie Flüsterton verwehn
Und beugt sich immer tiefer auf mein Lager.

Ich liege schweigend, und ich wache bang.
Das Haus ist leer. Mein Rufen muß verhallen.
Kein Stern hängt in den Wolken. Ueber allen
Dingen liegt Finsternis. Die Nacht ist lang.

Die Nacht ist lang, die keinen Schlummer hat,
Der keine Uhr tickt, keine Glocke klirrt.
Und deutlich kauert, bis es morgen wird,
Der Schatten stumm an meiner Lagerstatt.

Stefan Gudstikker.

Die Corvinus waren in Höflichkeit dringend geworden. Freilich hatten sie selbst nicht die Butter zum Brot. Ihre Mägen wurden vom Zufall gespeist. Waren ein paar Groschen im Haus, so vertrieb sich Herr Ottmar

die Zeit, indem er lieber sang, Cigarren rauchte, zum Fenster hinaussah, kaufmännische Berechnungen anstellte, wie aus einem Thaler deren hundert werden könnten, ohne daß mühselige Arbeit einem die Laune verdarb. „Du schwitzest ja ordentlich, Männchen,“ sagte dann Frau Clotilde. „Ja, Schätzchen, ich habe da eine anstrengende Sache vor,“ erwiderte das Männchen, krebsrot im Gesicht und über die ehernen Gesetze der Arithmetik erstaunt und verzweifelt. Klopfte dann Schmalhans an die Thüre, so verschwanden die Zärtlichkeits-Verkleinerungen aus dem Gespräch, und aus dem Männchen wurde über Nacht ein Faultier und Thunichtgut, ein Schnapphahn und Nichtskönner. Worauf das Schätzchen eilig seinen Rücken in Sicherheit brachte. Herr Ottmar hielt sich durch den schnellen Verbrauch des Geldes für betrogen und behauptete heldenmütig seinen Posten. Wenn aber um zehn Uhr noch kein Heerdfeuer brannte, und um elf Uhr auch nicht und um zwölf Uhr die Reinlichkeit der Küchengeräte durch kein Stäubchen Mehl getrübt wurde, so sah sich der Herr des Hauses genötigt, eigenhändig seine Stiefel zu wichsen, grollte düster in sich hinein, ließ die kaufmännischen Berechnungen im Stich und schob in eleganter Kleidung auf die Suche nach einem Mittagessen.

Renate hatte einen Teil ihres Schmuckes dem Leihamt übergeben müssen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr sie, daß Wanderer alle Wertgegenstände, die er besaß, längst veräußert hatte. Jetzt gewahrte sie, daß seine Bibliothek zusammenschmolz, erst billigere Werke, dann die kostbaren. Zudem hatte er Glück im Spiel; schaudernd fühlte sie die niedrige Leidenschaft heraus, die ihn zu den Karten trieb.

Es gab wenig Tage, an denen sie das Haus verließ. Ihre Einkäufe waren spärlich und konnten wohl in der nächsten Gasse besorgt werden. Wenn sie auch stundenlang fortgeblieben war, sie empfand nichts von der Befriedigung, die ein heimgehender Mensch empfindet. Daß es allmählich Frühling wurde, daß die kahlen Zweige im englischen Garten grüne Knöllchen und Spitzen bekamen, daß eine milde, weiche Luft von den Alpen herüberwehte, — das waren nicht die Dinge, mit denen sie sich beschäftigen konnte. Sie war viel allein. Doch fand sie sich der Ruhe zur Lektüre beraubt. Sie konnte still sitzen und froh sein, wenn die Sonne ins Zimmer schien. Gern sah sie die Leute auf der Straße vorübergehen, beurteilte die Kleidung der Damen, die neuen Frühjahrsmoden. Aber wenn Wanderer kam, wenn er mit halblauter Stimme die Tageszeit wünschte, die Augen langsam von der Erde erhob wie mit dem Vorsatz, Renate anzuschauen, dann jedoch vorzog, verschiedenen Gegenständen im Zimmer seine Betrachtung zu widmen, da empfand sie eine quälende und andauernde Bitterkeit, die keiner Worte fähig war. Bisweilen war er schweigsam, bisweilen redselig. Er redete wie ein Trunkener, erzählte von neuen Bekanntschaften, durch die er „lancieren“ werde, von großen Stellungen, die er in Aussicht habe, von einem Oheim in England, — Emphase war ihm zur Natur geworden. Sie wußte, daß er log, blieb aber zu stolz, ihn zu fragen. Einige Male kam er, und sagte: ich war heute bei Terke, man hat dies und das gesprochen, auch von Dir, Renate, und ganz nett und versöhnlich. Renate wußte aber von Gudstikker, daß Terkes nach Tirol gereist seien. So kamen ihr seine Worte rätselvoll, ja beinahe grauenhaft vor. So kam es auch, daß nichts, was sein Mund sprach, ihr ein Nicken der Zustimmung entlocken konnte. Sie ertrug es, aber die Hand, die er ihr reichte, drückte sie nicht mehr, die Liebkosungen, die er ihr bot, suchte sie zu verhindern. Seine äußere Erscheinung war im Verfall begriffen, seine Kleidung war vernachlässigt, seine

Haltung unaufrecht, seine Manieren klebrig oder gekünstelt schroff, und bang und bänger blickte Renate an jedem Tag einer jeden Nacht entgegen, wo er sie mit wilden, fassungslosen Zärtlichkeiten zu umgarnen suchte. Sie klagte nicht, sie lachte nicht, sie stritt nicht, sie bemängelte nicht. Aber staunen konnte sie über sich selbst und ihren Weg.

Er hatte die Bekanntschaft irgend eines Barons gemacht, der mit seiner Frau aus Wien zugereist war und brachte die Beiden zu Besuch herauf. Renate benahm sich nicht anders, als Erziehung und Gewohnheit es sie gelehrt, aber in den Augen der Beiden las sie die Kenntnis des nimmermüden Hörensagens. Man schien sie wie ein Curiosum zu betrachten, fand es belustigend, außerhalb der Gesellschaft den treu copierten Gepflogenheiten der großen Welt zu begegnen, und Renate fühlte das Blut ihren Wangen entweichen, hörte die Zeit lästig und in schleppenden Schritten vorbeigehen, und ihr war, als führe sie ein Schattenleben, spräche Schattenworte, lächelte ein Schattenlächeln. Sie blickte auf ihre Hände nieder und dachte: was habe ich gethan! Wäre sie das Weib eines Straßenwärters gewesen, die Augen dieser Leute hätten ihren amüsierten Glanz verloren, und die Frau Baronin oder was sie sein mochte, deren Stirn der Hochzeitskranz geschmückt, hätte nicht schelmisch gutmütig gezwinkert und den Mund verzogen. Wohin war Renate geraten, wohin durch Sehnsucht und Vertrauen!

Anselm Wanderer war entzückt, ja begeistert von der Liebenswürdigkeit des Ehepaars. Der Baron, sagte er, wie man sagt: seine Majestät. Sie hatte Mitleid mit ihm, denn jetzt ahnte sie die Tiefe, in die er sich verstoßen glaubte, weil sie selbst von der Stunde ab sich als eine Verstoßene fand. Not und Sorgen sahen sie mit neuen, furchterfüllten Blicken an. Sie verließ am selben Tag das Haus in einem Zustand qualvoller Verwirrtheit. Ihre Begriffe verfinsterten sich; Angst trieb sie an, rasch zu gehen; in den Straßen glaubte sie die Blicke auf sich gerichtet. Es kam ihr vor, als sei sie ärmlich gekleidet, obwohl ihr Anzug sich durch nichts von dem früherer Tage unterschied. In der Theatinerstraße war ein großes Damen-Modegeschäft, wo sie seit je hatte arbeiten lassen. Sie öffnete den Laden und ging hinein. Man empfing sie ehrfurchtsvoll, war eilig zu ihren Diensten. Das erleichterte sie. Wie wachsam sie auch jedem Wort lauschte, das der vornehme Besitzer und die angestellten Damen an sie richtete, nichts ließ sie auf eine Verringerung des Respektes schließen, den sie hier zu finden gewohnt war. Darum wurde sie ruhiger im Innern, ja eine Wandlung ihres Geschicks erschien ihr nicht unwahrscheinlich. Sie war freundlich mit dem blonden Fräulein, das ihr Stoffe brachte, bewegte sich unbefangen in dem hohen, geschmackvollen Raum mit den Ebenholzmöbeln und echten Teppichen. Sie fand Gefallen an einem wertvollen Seidenstoff, sie sagte dem Inhaber, sie würde herschicken und einige Meter holen lassen. Verbeugungen und abwehrende Gesten seitens des höflichen Mannes und ein unglückliches Gesicht bei Renates Weigerung, den Stoff an ihre Adresse senden zu lassen. Aber die undurchdringliche Miene des Kaufmanns hatte sie doch getäuscht. Er wußte und argwöhnte.

Sonderbar, daß sie getröstet den Rückweg antrat. Es erschien ihr überaus wünschenswert, jenen Stoff zu besitzen und sie sann hin und her, wie sie es ermöglichen könne. Zuhause fand sie Anselm und erzählte ihm mit kindlicher und harmloser Begehrlichkeit. Sie saß neben ihm und plauderte wie seit langem nicht, während der Tag sich draußen der Dämmerung zuneigte.

„Ja, ich muß Dir den Stoff verschaffen und lasse Dir auch das Kleid dazu machen,“ sagte Wanderer mit verzerrtem Gesicht und einer Erregung, die seine Hände zittern ließ.

Der Ton, die Stimme, das leidenschaftliche Versprechen ernüchterten Renate sofort. „Womit willst Du es denn bezahlen?“ fragte sie kalt. „Sogar das Klavier ist ja gestern geholt worden, weil Du es nicht bezahlen kannst.“

„Ich werde Angelus verkaufen,“ murmelte er hastig.

Renate sah ihn befremdet an. „Den Hund hast Du mir doch geschenkt“, erwiderte sie mit bleichen Lippen. „Das ist sehr merkwürdig.“

Anselm blieb am Fenster stehen und preßte die Stirn an die Scheiben. „Es ist wahr“, flüsterte er unterwürfig. „Ich weiß nicht, was ich thun soll. Sei nicht mißtrauisch, Renate. Schau mich nicht so an. Du wirst mich um den Verstand bringen.“

Renate lachte höhnisch — und erschrak darüber. Sie stand auf und zündete die Lampe an.

„Soll ich das Essen bestellen, Renate?“ fragte Anselm scheu und noch ergebener als vorher.

„Ich will nicht essen.“

„Renate!“

„Ich kann nicht essen. Was willst Du? Warum schreist Du?“

„Ist denn alles vergebens? Siehst Du nicht, wie ich Dir diene, nur für Dich lebe, nur an Dich denke? Ich bin Dein Sklave geworden O ich ahne, daß wir uns mißverstehen.“

„Ja. Ich verstehe Dich nicht mehr.“

„Wirst du heute Nacht wieder so grausam sein, wie gestern, Renate?“

„Ja.“

„Ja? Sag nein! Du weißt nicht, was Du sprichst. Renate, ich ermorde Dich ja, du Einzige.“ Er umschlang sie mit Armen wie von Eisen; sie stieß einen Schrei aus, wand sich wie ein Wurm, warf den Kopf tief in den Nacken, preßte, drängte ihn fort, atmete schwer, stammelte, biß die Zähne zusammen und stieß ihn endlich mit übermenschlicher Kraft gegen die Ecke, wo er seltsam grinsend stehen blieb.

Schweigend standen sie sich gegenüber, Renate bleich. Endlich sagte sie: „Das ist erbärmlich. Das hätt ich nie gedacht.“

Anselm lachte convulsivisch und trostlos. Er zog seinen Mantel an, setzte überlangsam den Hut auf und sagte: ich gehe. Renate schwieg. Er entledigte sich schnell wieder des Mantels, als hätte er etwas vergessen und ging auf und ab. Es wurde Nacht. Die verschwimmenden Laute der Geschäftigkeiten draußen drangen durch die Fenster. Eine Magd schrie sehr erregt. Wanderer begann zu reden, lange Litaneien, worin er seinen Zustand psychologisch zu zergliedern suchte. Tiefe Trauer lag in seinen Worten, aber Renate hörte darüber hinweg und lauschte aufmerksam dem Geschrei der Magd. Schließlich bat er niedrig und knechtisch um Verzeihung, maß sich alle Schuld bei, versprach und bettelte. Renate erhob sich. Von einem stürmischen Ekel erfaßt, ging sie zum Spiegel und betrachtete sich. Aber das dumpfe, rötliche Licht der Lampe genügte nicht, daß sie deutlich ihre Züge sehen konnte.

Anselm war still und gedachte in brennendem Schmerz des für immer verlorenen Stolzes. Wer sich einmal wegwirft, kann sich nie mehr finden, dachte er. Sein haßerfüllter Blick folgte Renate, und alle Wichtigkeiten der Welt wurden ihm wertlos gegenüber diesem Wesen, das sich ihm ent-

zog. Er dachte an Gudstikkers Briefe, und es erschien ihm sicher, daß Jener ihm Renate geraubt. Das nie weichende Gefühl einer Schuld, die er verbergen zu müssen glaubte, entwickelte Fähigkeiten des Argwohns in ihm, wie sie nur bei untergeordneten Charakteren zu treffen sind. Er sah sich belauert, verleumdet, verlassen, verraten und durfte nicht einmal den Märtyrer spielen. Offene Bekenntnisse verweigerte seine störrische und eigenliebende Natur. Der Richter in ihm spielte eine zerfleischende Rolle, aber der Vertheidiger war geschickt in Tröstungen und Gründen. Daß er einer gemeinen Handlung fähig gewesen, war das Hemmnis zu jeder fruchtbaren That. Oft bereute er mit einer Glut, die seine Selbstachtung völlig vernichtete, und da er vor aller Welt die Stirne in den Staub legte, wortlos um Verstehen und Verzeihen flehte, entschwand ihm alles Selbstbewußtsein wie die Bretter eines versinkenden Schiffs. Zu versinken schien ihm noch angenehm, wenn es nur von Renates Liebe umfangen geschah. Oft predigte er sich Stolz und Entsagung in einsamen Stunden, doch kaum ihr nahe, schritt er besinnungslos von einer Demütigung zur andern. Was galt es ihm, die Freunde zu verlieren, die Hoffnungen zu verlieren, wenn nur Renate blieb. So entfalteten sich durch das unheilvolle Zusammentreffen der Umstände die verderblichsten Keime seines Wesens, die sonst auf ewig geschlummert hätten, wie sie bei vielen andern unerweckt und ungekannt bleiben.

4.

In der Kneipe spielte er. Sobald er die Karten hingeworfen hatte, stürzte er nervös davon und nach Hause. „Ich vermute: eine defekte Psyche," sagte Salatsch, der abgeschaffte Dozent, ziemlich tiefsinnig. „Er hat sieben Mark gewonnen," bemerkte Stieve seufzend. „Wenn ich Quietist wäre wie Süssenguth," begann Uibeleisen, „würde ich sagen, (er äffte Süssenguths keuchende Extase nach): das sind alles unerhörte Schwächungen, zu verlieren, zu gewinnen, zu spielen."

Es war Nacht. Von Norden kam der Wind, und der Umhang von Wanderers Mantel flatterte hoch auf. Die Schritte schallten wie in einer Halle, und der Weg wurde lang durch Ungeduld. Es kam ein Mann von der Kirchentreppe herab, sah aus wie der Schellenbube. Der Brunnen vor der Universität stellte unleugbar das Eichelaß dar. Kneipendunst, Kneipenvisionen. Selbst im Dunkel des englischen Gartens saß ein Spielkönig der Trumpf-Farbe mit Krone und eisigem Karten-Lächeln.

Renate lag im Bett. Sie schlief nicht, erwiderte aber kaum seinen Gruß. Das Licht war im andern Zimmer, und aus dem Halbdunkel leuchteten ihre Augen feucht und klar. Anselm nahm einen Stuhl und setzte sich an ihr Lager, nahm ihre Hand in die seine. Sie sah zur Decke, als ob sie das Spiel eines Schattens in Spannung versetzte und bat ihn so, mit aufwärts gerichteten Blicken, die Lampe hereinzubringen. „Fürchtest Du Dich denn vor mir?" fragte Anselm mit schüchternem Lächeln. Sie aber dachte, daß es ungefähr so sein könne, wenn ein grauer Schatten an ihrem Lager säße. Kein Stern hing in den Wolken, über allen Dingen lag Finsternis, und verhallen würde ihr Ruf. Anselm durfte nicht seine Lippen den ihren nähern, sie litt es nicht. Bis zum Hals herauf hüllte sie sich in die Decke, und ihr Gesicht war voll Erwartung und Mißtrauen. Anselm war bettelarm an Worten. Er versuchte, zärtlich zu sein, sie stieß ihn zurück.

Es kam zu einem üblen Wortgefecht, an dem sie mit ruhiger Verachtung, Anselm aber mit der Glut seiner Sinne teilnahm. Er wußte sich nicht mehr zu beherrschen, seinen Kopf erfüllte eine brennende Hitze. Er ergriff Renate, zerrte sie aus dem Lager, und in einem Atem flehte er um Erbarmen und drohte mit dem Aeußersten. Da sprang Angelus aus der Ecke. Mit fletschenden Zähnen wandte er sich gegen den Herrn und Anselm ließ ab, fiel in einen Zustand verzweiflungsvoller Nüchternheit. Renate blieb regungslos auf dem Teppich liegen, winselnd umschritt sie der Hund, beleckte ihre fahlen Wangen, die entblößte Brust, das nackte Bein. Sie rührte sich nicht. Anselm stand am Fenster, und sein Körper erzitterte: eine eiskalte Hand preßte sich um seinen Hals. Seine Augen, die in den schwarzen Himmel sahen, hatten einen brünstig-bittenden Ausdruck: Verhängnis laß mich los. Er wagte nicht, ins Zimmer zurückzuschauen, die Stille darin berührte ihn wie die Stille nach einem Mord. In seinen Gedanken rief er Leute, die er kannte, zu Zeugen auf, daß er nicht Böses gewollt. Süssenguth spielte die Rolle eines Versöhnungs-Apostels. Stieve war mehr klug, als liebreich und meinte: Fallende dürfen nicht lieben: sie reißen alles mit sich, was sie im Fallen berühren. Ach, welch ein Opfer könnte er Renate anbieten, daß sie dies vergäße? In den Fensterschweiß der Scheibe schrieb er mit trägem Finger: mein Herz ist zerrissen. Dann wandte er sich um, und ihm schwindelte bei Renates Anblick. Näher kommend, murmelte er verstört in sich hinein, aber Angelus begann heftig zu knurren. Anselm jagte ihn fort und beugte sich nieder, Renate aufzurichten. Sie zuckte so zusammen, daß er erschrak. „Soll ich hinausgehen?" fragte er sanft. Renate nickte. Ein wunderlicher Laut wurde vernehmlich, als ob sie innerlich schluchzte. Er ging, schloß die Thüre, zündete draußen Licht an, nahm am Schreibtisch Platz und schrieb großzügig: Memoiren des Anselm Wanderer; auf dem Wege verunglückt, schuldig aus Liebe, verzweifelt aus Liebe, gewaltthätig aus Schwäche, prahlerisch aus Angst, hat er sich an Renate Fuchs vergriffen. Darunter eine Fratze mit einer kleinen und eine mit einer großen Nase, dann viele Male das Wort Ich. Es war ein Verzweiflungsausbruch, vielsagender als Thränen.

Als er wieder ins Schlafzimmer ging, lag Renate im Bett, an dessen Seite Angelus mit aufmerksamem Wächterblick hockte. Es war, als ob sie schliefe. Anselm nahm den Mantel, verlöschte die Lichter und verließ das Haus, streifte durch die Gassen, die still lagen wie in einer toten Stadt. Ein Mann ging vor ihm her, der jede zweite Laterne abschraubte. In der Adalbertstraße begegnete ihm Gudstikker, der jetzt erst, es schlug zwei Uhr, aus einer Gesellschaft kam. Sein Mantel war offen, und das Frackhemd leuchtete wie Milchglas. Er blieb stehen, schimpfte über die Soiréen und Gastereien und sagte, daß die Gewohnheit, höflich zu sein, einen zur Memme mache. Er wußte, was mit Wanderer vorgegangen war, aus dessen eigenem Mund, aber auch, tendenziöser gefärbt, aus dem der Gräfin. Er hatte sich ein wenig als Papst gefühlt, damals, da er im Namen aller Gütiggesinnten ihm verziehen. Aber wem man einmal hat verzeihen dürfen, der hört auf, ein Gleichgestellter zu sein. So bewahrte auch Gudstikker gegenüber Wanderer einen onkelhaften Ernst und quittierte dessen scheue Dankbarkeit mit kleinen Grausamkeiten der Dialektik. „Warum sind Sie nicht zu Hause?" fragte er. „Liebeskrank?" Und er schüttelte bedenklich den Kopf. „Anselm, werde hart! Verliebtheit nimmt man selber ernst, die Andern finden sie komisch. Für Sie giebt es nur einen Weg: Einsamkeit und Arbeit, Arbeit. Nicht beirren lassen! Nicht herumschleichen und horchen.

Ich habe da mal ein Gedicht gemacht, worin die Stelle vorkommt: Wenn es gilt, einen Gefallenen zu lästern, werden alle Menschen zu Brüdern und Schwestern."

„Das ist wahr."

„Na, sehen Sie."

„Wie geht das weiter? Es interessiert mich."

„Weiter? Warten Sie —:

Ein Jeder lebt die Zeit, die ihm gehört,
Ein Jeder lebt sein Leben willenlos.
Keiner ist frei. Und wer die Ordnung stört,
Trotzig der ehernen Bestimmung wehrt,
Ihm wird das sichre Unheil riesengroß.

„Das ist wahr." Im Stillen empfand Wanderer jedoch den Widerspruch der Verse mit jenen Ratschlägen wohl.

„Also, Kopf hoch, gute Nacht." Mit einem herzlichen Händedruck, der wie voll Zufriedenheit war, für seine Verse einen lebendigen Wahrheitsbeweis gefunden zu haben, entfernte sich Gudstikker. Aber es wollte keine gute Nacht werden für Wanderer. Auf dem einsamen Spaziergang fand er plötzlich einen düsteren Haß gegen seine Freunde in sich. Keiner reichte die Hand. Jeder ging mit dem stillen Versprechen weiter, das nächste Mal bereit zu sein. Und ihr Trost, der in der Tiefe die Befriedigung widerspiegelte, daß man nicht der Getröstete zu sein brauchte! Wer mich tröstet, beschimpft mich, dachte Anselm erbittert. Müde, gleichgültig gegen alles Erleben, stumpf für Selbstvorwürfe und im dunklen Drang einer Rache, ließ er sich von einem Frauenzimmer anreden, bei dem er die Nacht verbrachte.

5.

Renate wußte das, hatte es vorgeahnt. Als er am Mittag, der dieser Nacht folgte, ins Zimmer trat, spürte sie es in der Luft, auch wenn sie sein mattes, reuiges und finsteres Gesicht nicht erblickt hätte. Ihr war kein Zweifel mehr geblieben, daß er die Jahre vor ihr mit Dirnen verschleppt hatte. Deshalb war sein überhungertes Herz in der Liebe verdorben. In leiser, unpersönlicher Klage, etwas kindlich durch stilistische Unbeholfenheit, hatte sie ähnliche Gedanken einmal Gudstikker geschrieben. Er hatte ihr geantwortet: cosi fan tutti. Und wenn es Alle so machten, dann nahte wohl Jeder mit befleckten Händen, um Reines zu empfangen.

Die Sonne schien und die Welt sah heute liebenswürdig drein. Aufatmend, mit einem etwas melancholischen Gefühl der Freiheit, verließ Renate das Haus. Von goldigen Schleiern überhaucht, lag die Landschaft des großen Parks ausgebreitet. Renate spannte den weißen Spitzenschirm auf, raffte das Kleid und setzte langsam ihren Weg fort. Drei junge Burschen vom Gymnasium blieben stehen und starrten ihr mit säuerlichem Lächeln in den kreidigen Gesichtern nach. Auch ein alter Herr drehte sich um, der einen Sonnenschirm trug, so groß wie ein Caroussell-Dach. Die Eleganz und die ruhige Vornehmheit ihrer Erscheinung war doppelt anziehend an diesem hellfrohen, würzigen Vorfrühlingstag. Ihr Gang hatte etwas Wiegendes, rhythmisch Schleppendes, bedächtig Träumerisches. Ihre schlanke, feine und nervöse Gestalt, engumschlossen von dem schwarzen Kleid wollte sich nicht recht dem Allerleibunt des Werktages anpassen. Der weiße Hand-

schuh, der den Rock hielt, sah von Weitem wie eine Riesenperle aus; der Unterrock war von leuchtender gelber Stickerei besetzt, und der einfache Hut trug einen grünen Bandknoten.

Es waren nur wenige Schritte zu Helene Brosams Wohnung, und Renate ging hin, in dem dunklen Bedürfnis, mit einer Frau zu plaudern. Als sie die erste Treppe erstiegen hatte, blieb sie stehen und dachte, den bohrenden Blick in die Tiefe richtend, an jenen Tag zurück, der sie zuletzt hier gesehen hatte. Heute war es komisch mit ihr; sie war voller Erinnerungen.

Helene war zu Hause. Mit ihrem Katzengang trippelte sie dem Gast entgegen und schien befangen. Ihre Stimme klang unnatürlich hell, als wollte sie beglückter scheinen, als sie war. „Sind Sies denn wirklich? Mein Gott, Sie sehen aber schlecht aus, so blaß!“

„Auch Sie haben sich verändert,“ erwiderte Renate ziemlich fassungslos. „Seh ich denn wirklich so schlecht aus?“ fügte sie kindlich erschreckt hinzu und sah nach einem Spiegel umher.

Dann redeten sie ein gezwungenes Allerlei von Kleinlichkeiten, und Renate fand es mehr und mehr peinlich, hier zu sitzen wie eine Bittstellerin, die nicht zu bitten wagt. Sie begann von Gudstikker zu sprechen, aber Helene lenkte so hastig ab, daß Renate erst jetzt in das schmale und etwas grausame Gesicht der jungen Frau sah. Renate hatte sie vor ihrer Heirat gekannt. Was war aus dem frischen, trotzigen, ahnungsvollen Geschöpf geworden! „Gudstikker ist ein Mensch wie die Zuckerhüte in den Krämerauslagen,“ sagte Helene Brosam kalt. „Wenn man näher zusieht, ist es Gips oder gar lackiertes Holz.“

Renate wollte Einwände machen, doch beherrschte sie sich. Ein ausgreifender Schritt wurde vernehmbar, und der Doktor erschien. Ein „Erscheinen“ war es, denn er trat ein wenig Kothurn, und jede Verbeugung war eine Uebung des guten Tons. Die Luft wurde kälter in seiner Anwesenheit. Er hatte die Schönemänner-Gewohnheit, leere Dinge gewichtig zu nehmen, und jede dürre Bemerkung in Humoristen-Art zu pointieren. Auch war er bieder, und weil Taktlosigkeit zum eingestandenen Vorrecht der Biderben gehört, nutzte er es aus. Er begrüßte Renate mit treuem, festem Händedruck, sprach ein wenig über Welt und Leben und meinte schließlich liebreich: „Haben Sie damals nicht übereilt gehandelt, Fräulein Fuchs, als Sie das Haus Ihrer Eltern im Stich ließen? Heute wären Sie Herzogin. Maledetto, was sagst Du Helene!“

Als Renate sich verabschiedet hatte, langte sie wirren Kopfes auf der Straße an. Sie dachte: je mehr Männer ich kennen lerne, je mehr begreife ich die unglücklichen Frauen. Von Helene war nur zu sagen, daß sie einer zerbrochenen Vase glich, die einst kostbar gewesen. Und die Anderen? Die zu Scherben gehen, ehe eine Hand sie schmückt?

Es mußten ihre wühlenden Gedanken schuld sein, daß sie nun in der Maria-Theresiastraße stand. Ihr Wille war es nicht gewesen. Doch nun war sie da. Das Haus stand leer. Den Winter über hatte es wohl niemand mieten wollen. Doch jetzt im Frühling mußten sich Leute finden. Es ließ sich ja so hübsch da wohnen. Vom ersten Stock aus konnte man einen Teil der Stadt überblicken. Das Erkereck dort war das Lieblingseck ihrer Mutter gewesen. Im Garten standen noch die Turngeräte. Eine alte Katze und zwei junge, drollige spielten im Hof vor der Stallthüre; das Abendrot widerglänzte auf ihrem seidigen Fell. Die alte Katze hatte

ein Gesicht wie Henriette, die Köchin, die sieben Jahre bei Fuchsens war und einen Ofensetzer geheiratet hatte.

Renate erinnerte sich an einen Stahlstich, den sie einst gesehen. Ein barfüßiger Knabe stand an die Säule eines Palasts gelehnt und starrte sentimenal zu den hellen Fenstern empor. Unter dem Bild war gestanden: nächtlich vor des Reichen Thür.

Renate war sehr ermüdet und benutzte am Maximilianeum die Pferdebahn. Umgeben von schweigenden Menschen, die wie verschlossene Schränke aussahen, hatte sie die seltsame Empfindung, als ob ihr Leben von heute ab einen andern Weg nehmen würde. Diese Empfindung wuchs, als sie in Wanderers Wohnung angelangt war, die ihr fremd und abstoßend erschien.

Anselm saß am Fenster und las. Doch fühlte sie sofort, daß seine Lektüre nur eine vorgeschützte Beschäftigung sein müsse, denn es war beinahe finster. Sie hatte den Eindruck, daß etwas Verborgenes und Schlechtes geschehen war. Erstarrend blieb sie stehen, dachte voll klarer Energie nach. Aber so nahe sie sich auch einem bestimmten Verdacht fühlte, fand sie keine Form dafür. Anselms Blicke waren krankhaft gespannt auf ein Blatt seines Buches geheftet, das er nicht umschlug. Die Nasenflügel und der Mund zitterten. Er stellte sich, als hätte er Renates Kommen nicht bemerkt. Angelus wedelte freudig und berührte mit den Vordertatzen Renates Arm, als wollte er sie auffordern, Hut und Jacke abzulegen.

Renate legte ab und zündete die Lampe an. Plötzlich hatte sie den formlos schwirrenden Verdacht wie im Fluge festgehalten. Im zweiten Fach des Schreibtischs, in einer versperrten Schublade hatte sie ihre Briefe aufbewahrt. Als sie auf den Schreibtisch zuging, zuckte Wanderer zusammen, legte das Buch aus der Hand und stand auf. Er schloß das Fenster, um aufs Neue den Vorwand einer Beschäftigung zu haben.

Die Schublade war mit Gewalt geöffnet worden; das Schloß war förmlich zerrissen. Der Inhalt von Briefen war durchwühlt, die Briefe aus früherer Zeit waren nach hinten gehäuft und diejenigen Gudstikkers lagen obenauf. Von ihrer musterhaften Ordnung sah Renate nichts mehr.

Im ersten Augenblick war sie wie betäubt. Wanderer hantierte an den Zugschnüren der Gardine herum. Dann aber, totenbleich geworden vor Zorn und Abscheu, sagte sie mit heiserer Stimme: „Was hast du da gemacht?"

Anselm ließ den Arm sinken und trat aus den Gardinen hervor, die ihm eine Art Schlupfwinkel gewesen waren. Seine Augen hatten einen trunkenen, irrsinnigen Glanz. Er betrachtete scheu die offene Schublade, dann murmelte er entsetzt und vorwurfsvoll: „Ich? Ich soll —? Was fällt Dir ein, Renate! Ist die Schublade erbrochen, wie?"

Renate maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen und sagte nichts als: „Lügner".

Wanderers Züge wurden flammend rot. Er hielt sich an einer Stuhllehne fest und sagte wild: „So wahr ich lebe, Renate, ich hab es nicht gethan. Aber das ist wahr, Jemand hat mir gesagt, daß du mit Gudstikker —" Er stockte, preßte die Hände an die Schläfen. Er wußte offenbar kaum, was er redete.

„Das da, — und noch dazu lügen!" flüsterte Renate kopfschüttelnd.

„Renate, — ein Freund hat mirs gesagt, ein Freund. Er heißt Neuhaus."

„Das ist ja alles erlogen."

„Renate!“

„Wenn Du wüßtest, wie verächtlich Du mir bist, würdest Du meinen Namen nicht mehr nennen.“ Sie ging hin, zog ihre Jacke an, setzte langsam den Hut auf, heftete den Schleier vor dem Spiegel fest, streifte die Handschuhe an, nahm den Schirm und wandte sich der Thüre zu. Anselm, der mit qualvoller Erwartung zugesehen, sprang hinzu, schnitt ihr den Weg ab und rief in höchster Angst mit den Lauten eines Tiers: „Nicht fort, Renate! Nicht fort!“

Renate sah ihn unwillig an und sagte: „Wenn Du mich nicht hinausläßt, ruf ich die Leute zu Hilfe.“

„Warum denn, Renate? Kann Dich denn nichts wieder versöhnen?“

„Versöhnen? Ich habe aufgehört, Dich zu achten. Mit einem Mann, der so etwas thut, kann ich nicht in einem Haus wohnen. Mach die Thür frei, bitte.“

„Lieber erschieß ich Dich und mich.“

Renate lächelte bitter. Sie ging entschlossen zur zweiten Thür dieses Zimmers, pochte heftig; Frau Corvinus öffnete und Renate betrat deren Zimmer. Noch einmal blickte sie zurück in den Raum, den sie verlassen hatte. Wanderer war an der Thür in die Kniee gesunken und hatte die Stirn an den Pfosten gelegt. Sie fühlte Mitleid mit ihm und befahl dem Hund Angelus, der ihr gefolgt war, zurückzubleiben. Das Tier gehorchte widerwillig. „Bitte, Frau Corvinus, lassen Sie mich hinaus,“ sagte sie ohne Erklärung zu der erstaunten Dame.

Als sie auf der Straße stand, eilte ihr Herr Ottmar nach. Angelus folgte ihm auf den Fersen. „Sie möchten doch den Hund mitnehmen, gnädige Frau, weil es zu spät wird, bis Sie zurückkommen, meint Herr Wanderer.“ Er sagte stets „gnädige Frau“ zu ihr und glaubte daher, in großer Gunst zu stehen. Mit zwei Kratzfüßen zog er sich zurück. „Soll ich Sie vielleicht ein Stück begleiten? Die Königinstraße ist öde,“ rief er noch unter der Hausthür in jenem eleganten Deutsch, welches der Spott aller Mägde der Nachbarschaft war. Er sagte beinahe „begleuten“, statt begleiten, so vornehm war er mitunter.

Wohin soll ich nun gehen? dachte Renate.

Elftes Kapitel

1.

In allen Dingen bewies Anna Xylander eine kluge Umsicht und hausfrauliche Sorgsamkeit. Ihre kleine Wohnung in der Salvatorgasse hatte etwas von der anspruchslosen Einfachheit einer ländlichen Pastorswohnung. Ein schwarzes Stehklavier war noch das kostbarste darin. In der That war sie eine Pastorstochter aus dem Oberfränkischen, besaß aber außer einer taubstummen und lahmen Großtante, die auf dem Land lebte, und ihrem Bruder keinerlei Familien-Anhang. Sie hatte mit ihren dreißig Jahren schon ein achtungswerthes Stück Lebensarbeit geleistet, hatte die Arme zu rühren verstanden und war eine Freundin der graden Wege und der graden Worte. Dabei erwarb sie nicht nur ihr eigenes Stück Brot, sondern half auch bei Stieve tüchtig mit, dessen Lethargie unheilbar schien. Ihre Kapu=

zinerpredigten genossen eine gewisse Berühmtheit, denn sie scheute nicht die keckſten Anstößigkeiten und entschuldigte sich damit, daß sie nicht so frisiert reden könne. Immer von temperamentvoller Ungerechtigkeit, lebte sie nur von Aufwallung zu Aufwallung, vertrug sich in der Regel schlecht mit Frauen, aber desto mehr mit Männern, „bei denen man sich nicht zu genieren braucht.“ Auf alles „Feine“ war sie erbost, und sie war im Stand, einen neuen Hut bloß deshalb nicht zu tragen, weil er in Mode war. Freilich war sie trotz allem nichts von dem, was man ein Naturkind nennt. Naturkinder pflegen in allen Lagen obenauf zu sein, haben eine glückliche Hand für Gelegenheiten und eine untrügliche Eingebung für das, was geschmackvoll ist. Sie nehmen es weder schwer mit der Liebe, noch mit dem Geld, und wenn sie irgendwo verspielt haben, zahlen sie den Verlust aus, falls sie können, und haben keinen Platz für Schwermut und wuchtige Nutzanwendung in ihrem Herzen. Was von Poesie in ihnen ist, entfließt einem Temperament, das zwischen Echtem und Erquältem ohne Mühe unterscheidet.

So war nun Anna Xylander nicht. Bei ihr ging alles ins Bizarre. In manchem hatte sie den Standpunkt der Kinder, die „nun gerade nicht“ wollen, und was die Liebe angeht, so konnte davon nicht die Rede sein, ehe nicht die laufenden Schulden bezahlt waren. Dabei war sie nicht einmal ordnungsvoll, sondern in ihrem Wesen war etwas tief Unordentliches. Es gab Leute, die sie haßte, wenn sie abwesend waren, und denen sie huldigte in ihrer Gegenwart. Nicht aus Falschheit. Das waren meist Menschen, die ihr überlegen waren, oder sie hatte die betreffende Person einmal sehr gern gehabt, oder sie vergaß einfach bei einer Plauderei den Grund ihres Hasses. Am besten war der daran, den sie bemitleidete; dem wurden sofort alle Winkel ihres Wesens hell. Am schlechtesten hinwiederum der, von dem sie sich bemitleidet glaubte.

Viele Jahre schon dauerte ihr Verhältnis mit Stieve. Man konnte es kaum mehr Liebe nennen. In vielen Dingen war es etwas durchaus Geschwisterliches, ohne das Nutz-Interesse, das oft an Geschwisterlichem hängt. Zuweilen hatte Anna einen mütterlichen, spöttisch-beschützenden Ton, was in Gesellschaften zu komischen Situationen führte. Gesellschaftlich und ökonomisch beherrschte sie ihn völlig; wenn sie ihrerseits nie auf Heirat gedrungen hatte, war das, obwohl sie es leugnete, ein Zug edler Selbstlosigkeit. Sie wollte ihn nirgends hindern. In geistigen Dingen dagegen, in Freundschaftsfragen, in allgemeinen Sympathieen ließ sich Stieve nicht dareinreden, schon um das Aeußerliche der „Manneswürde“ zu wahren. Im Uebrigen schützten ihn seine Intelligenz und sein feines Taktgefühl vor Herausforderungen, deren Folgen zu tragen er nicht Willenskraft und Schlagfertigkeit genug besaß.

An den Abenden, wenn ihn seine Pflicht nicht ins Theater oder zu Versammlungen rief, kam Stieve immer zu Anna Xylander, um mit ihr zu Abend zu essen. So auch heute. In dem kleinen, schmalen Wohnzimmer saßen sie einander gegenüber und hatten das übliche Bohémien-Gemisch vor sich: Schinken, Eier, Käse, Häring, Thee. Die Hängelampe brannte, die weißen Gardinen waren sorgsam aufeinandergezogen, die gescheuerten Dielen leuchteten vor Reinlichkeit. Schmuckeres war nicht zu denken.

„Es ist ein wenig kalt,“ bemerkte Stieve kauend.

„So? Um die Zeit, weißt Du, heizen die Millionäre nimmer,“ war der schnöde Bescheid.

„Hast Du Geld, Anna?“

„Was? Geld?“

„Ich muß heute Abend noch Papier kaufen."

„Vierundsechzig Pfennig hab ich. Das Goldstück wird vor Sonntag nicht gewechselt."

„Du bist entsetzlich kindisch."

„Kann schon sein."

„Wie oft hab ich Dir schon gesagt —?

„Wie oft hast Du mir schon gesagt — ja. Das kenn ich. Predigen ist umsonst, mein Lieber. Wenn man euch Männer nicht am Bändel hält, ist es nicht zum Drauskommen. Wenn Du nur ein anderes Leben anfangen wolltest!"

„Ein anderes Leben! Ich weiß gar nicht, was Du damit willst. Ich kann doch nicht Reichskanzler werden." Stieve zupfte unwillig an seiner Nasenspitze.

„Reg Dich nicht auf, Stieve. Laß 's Nasenspitzel in Ruh." Anna Xylander lachte gutmütig.

„Ihr Weiber seid doch eine wie die andre." Nach dieser erbaulichen Wendung trank Stieve seine Schale aus und legte sich das untere Ende eines Härings auf den Teller. „So ein Häring, das ist doch noch was. Da kann man noch von Idealismus reden, so lang man Häring soupiert." Er neigte liebevoll seinen Kopf auf die Schulter, der selber etwas von einem Häringskopf hatte. „Dein Bruder Martin nährt sich nur noch davon."

„Also will denn das Schwein wirklich heiraten?" fuhr Anna entrüstet heraus und machte eine Bewegung des Abscheus.

„Jaja. Es ist soviel wie sicher. Gisa Schumann ist schon bei der Söderborg draußen, der Freundin von Hedwig Nibeleisen, das Aufgebot ist auch erfolgt. Verliebt ist er ebenfalls. Er ist so verliebt, daß er sich jede Nacht betrinkt und auf dem Heimweg den Hochzeitsmarsch brüllt. Gestern Nacht ist er arretiert worden und hat den Gendarmen ein poesieloses Faultier geheißen. Kostet Geld, so was."

„Aber um Gotteswillen, Stieve, womit will er denn heiraten?"

„Womit? Mit nichts. Er hat da einen armen Idioten von einem Grafen gefunden, dem er eine schauspielerische Zukunft prophezeit. Davon lebt er momentan."

„Der Mensch geht zu Grund."

„Zu Grund müssen Viele gehn. Sonst könnten die Kletterer nicht hinaufklettern."

„Und Gisa? Will sie ihn denn?"

„Scheint so. Scheint mir ein Verzweiflungsschritt zu sein."

„Das arme Mädel ist von Monat zu Monat tiefer heruntergekommen."

„Ja. So ist eben das Leben."

„Lächerlich, Stieve. So ist das Leben nicht. Was heißt das überhaupt: so ist das Leben? Das Leben ist immer anders."

„Apropos, Anna" — und Stieve richtete sich aus seiner bequemen Lage auf dem Sopha empor — „da hätt ich beinahe das Wichtigste vergessen. Ich wollte Dir erzählen, daß Renate Fuchs seit gestern Abend verschwunden ist."

„Verschwunden? Das ist ja schon Kriminalroman . . . ." Anna Xylander stützte beide Ellbogen auf den Tisch und sah Stieve durchdringend an.

„Ja, denk Dir nur. Wanderer war heute früh schon in meiner Wohnung, ganz verzweifelt. Er hat sie gestern Abend noch fortgehn lassen und dachte, sie käme bald wieder. Nachmittag kam er in einer unbeschreib-

lichen Verzweiflung ins Café. Er wollte auf die Polizei, aber wir haben ihm klar gemacht, daß es sinnlos ist und nur einen Skandal verursacht. Vorläufig wenigstens. Er meinte dann selbst, sie wäre zu einer Bekannten oder Freundin. Aber etwas war da nicht richtig mit ihm. Er war zu verstört."

„Er thut mir leid. Und sie auch. Ein schönes Mädchen. Neulich bin ich ihr im Hofgarten begegnet, und wir haben lang miteinander geplaudert. Sie wollte mich einmal besuchen."

„Aber was das Merkwürdige ist, kommt erst. Um fünf Uhr begleitete ich Wanderer nach Haus. Und an der Veterinärschule steht der Hund, den sie mit genommen hatte, und springt uns winselnd entgegen. Das ist ganz rätselhaft. Wanderer verlor fast die Besinnung. Ich sagte ihm, er solle mit zu Dir herauf, damit er nicht ganz allein ist. Aber ohne mich zu hören, ist er nach Haus gestürzt."

„Da ist was geschehn, Stieve. Ich weiß nicht, Du bist so unsympatisch ruhig bei solchen Sachen. Da kann was Schreckliches passiert sein."

„Geh Angstmeier. Wir leben doch in einem Kulturstaat."

„Das machst Du ausgezeichnet. Ich weiß nicht, ihr Männer seid alle wie die Frösch. Drum veracht ich euch doch so. Was haben denn die Andern gesagt?"

„Du weißt ja wie sie sind. Gudstikker kam dazu. Auch der wollte gleich zur Polizei."

„Gudstikker! Gräßlich. Der kommt mir vor wie ein Tintenfisch."

„Ich bitte Dich! Dein Haß um jeden Preis macht mich nervös."

„Jaja. Du wirst schon sehn. Mein Gefühl betrügt mich nicht."

So wurde noch ein wenig in Worten geplänkelt, und nach einer Viertelstunde verabschiedete sich Stieve, mit Ermahnungen betreffs Frühnachhausegehn reichlich ausgestattet.

(Fortsetzung folgt.)



Auferstehung.

Roman von Graf Leo Tolstoj.*)

Angezeigt von **Moritz Heimann.**

Nel mezzo del cammin di nostra vita.

Auf der Mitte seines Lebensweges geschieht es, daß ein Zucken durch die Seele des Menschen fährt, ähnlich dem plötzlichen gleichsam ursachlosen Erwachen aus tiefem Schlaf: dem schreckhaften Wachsein, in welchem das Zeitgefühl taub ist und alles verändert aussieht. Und einmal, wie ein überlauter Schlag des Herzens, durch Seele und Blut gezuckt, wiederholt sichs immer wieder, und in immer kürzeren Pausen, und immer jäher und immer schreckhafter: Was ist das, daß wir leben?

Aus ihrer Heimath ist die Seele, die unsichtbare, losgerungen und hat sich irdisches Kleid und Leib ergriffen, an denen sie sichtbar werde. Ganz fremd war sie, ganz allein. — Ganz fremd, ganz allein ist das Menschlein, und während noch jede ausgewachsene Hand das bischen Leben in ihm zerdrücken kann, ist es ganz für sich allein, und alles ist ihm fremd. — Das Kind beginnt zu lernen; von außen drängt sichs ihm auf und wird ihm aufgedrungen, immer Fremdes, während noch zuweilen seine Augen ganz groß vom inneren, geheimen Leben sind, ganz leuchtend, ganz ruhend. Aber allmählich saugt sich das Fremde in ihm fest, es nistet sich ein, und wird zum Eigenen, — dann setzt der Wirbel ein, der, sacht, langsam, unauffällig beginnend, immer schneller und hastiger werdend, die Seele in einem Kreis umschleudert, zu einem weiter oder enger gezogenen, immer aber regelmäßigen Kreis, den endlich der Tod und — wer weiß — im Tode vielleicht Bewußtsein schließt.

Auf der Mitte dieses Weges, der wahrlich kein Pilgerweg zu einem Ziel ist, zuckt durch die Seele das schreckhafte Fragen.

Der Augenblick, in welchem ein Tanzender dem Rhythmus des Tanzes und der Musik entschlüpft, den Glauben an ihn verliert und sich besinnt, ist ein Augenblick des Schwindels, Aengstigung und Ekel.

Die Mitte unseres Weges — zwischen welchen Punkten ist es die Mitte? — Zwischen Geburt und Tod — lautet die Antwort. Beim ersten Hören scheint diese Antwort nichts zu enthalten, was erschüttern könnte. Geburt und Tod, das ist ein Anfang und ein Ende, und zwischen ihnen ist das Leben und um das Leben geht es uns. Was aber das Leben sei, die Frage ist nicht schwer zu beantworten, weil es der Antworten viele giebt, und darunter kostbare, voll Wohlgeschmacks. Aber Geburt und Tod — erst nur Worte

---

*) Erste vollständige im Auftrage des Verfassers hergestellte Uebersetzung von Wadim Tronin und Ilse Frapan. Erschienen zu Berlin, bei F. Fontane & Co., 1900.

Die Uebersetzung liest sich sehr gut; sie giebt etwas von dem Fremden der andern Sprache, was in ihrem Wesenhaften liegt, nicht bloß in ihr als einem System von Zeichen.

für Anfang und Ende — bekommen, wenn der Tanzende schwindelig, der tief Schlafende schreckhaft wach wird, so schreckhaft viel Inhalt, so schrecklich vielen Inhalt.

„Speise für Würmer" — das ist alles, was vom heldenhaften Percy übrig bleibt. Doch es ist nicht nöthig, den Leib in die Erde zu legen, man kann ihn verbrennen; und statt von Würmern zerfressen zu werden, kann er in Flammenrosen aufglühen. Es bleibt aber vor dem Tod das Sterben. Dieses zu besiegen, ist oft und zu allen Zeiten den Menschen der Gedanke der Euthanasie gekommen, und selbst eines Helden wie Bismarcks Herz hat er bewegt. Würde er aber auch ausgeführt, der Gedanke des schönen, freiwilligen Sterbens, so bliebe immer noch die Geburt, dieses Häßliche, grauenhaft Lächerliche und so furchtbar Ernste. Da haben sich nun die Menschen gesagt, und das war ganz außerordentlich schlau von ihnen, daß das Geborenwerden nichts einem Eigentum des Menschen Vergleichbares sei, sondern eher wie ein Geschenk, und nicht das Geboren werden, sondern das Gebären sei das Ursprüngliche. Dem aber — kann man abhelfen. So ist also alles klar. Wenn erst durch Unterdrückung des Gebärens die Geburt, durch Euthanasie das Sterben und durch Verbrennen das Verfaulen besiegt ist, so ist der Pfad des Lebens hell gemacht und sauber gekehrt, und wir können wohl tanzen. Aber Tölpel, die wir sind, unsere Rechnungen stimmen nie zusammen: es wird weiter geboren, die Euthanasie bleibt ein Gedanke, und verbrannt zu werden, das gönnen uns die Frommen nicht, — wenigstens nicht nach dem Tode.

Woran liegt es, daß Meister Klügling nicht Recht behält? Ist es, daß die Melodie des Lebens zu dünn wird, wenn nicht der alte Brummbaß sie trägt? schämen wir uns des zu leichten, des feigen Glücks? Fliehen ist ein jämmerlich Ding.

Wenn wir aber nicht fliehen, sondern stillhalten; nicht zur Seite sehen, sondern in die beiden Augen des Daseins, welche heißen Geburt und Tod, fest schauen, wie nennen und erkennen wir dann u n s e r Leben? und wie führen wir es? — —

Fragt sich so unsereins, schon ausgeschöpft und aufgebraucht durch die bloße Fähigkeit zu solcher Frage, was will das groß bedeuten! Schwach ist unser Fragen, sonst erzeugte es sich eine Antwort. Die großen Menschen aber, die fragen so machtvoll, daß sie eine Antwort erzwingen. Die Antworten sind verschieden, und sehr verwirren sie uns. Nur eines ist den Großen gemeinsam: das Schauspiel, das sie unsern Augen geben: und das ist dieses, daß ein einziger Mensch die ganze Welt braucht, um mit der Welt im Gleichgewicht zu schweben. Mit Staunen überschauert uns der Anblick, und zuweilen entzündet er uns, daß auch wir in Gluthen stehn. — — —

Nel mezzo del cammin di nostra vita — Die Menschen, ob sie gleich alle selber es erleben, haben doch eine Scheu vor dem jähen Erwachen. Sie sehen es mit Haß, mit Zorn und mit einer krampfhaften Lüge der Verachtung an. Sie glauben, sich einreden zu können, daß man es nur zu erklären brauche — psychologisch sagen sie, — um es unschädlich zu machen, das Unbequeme, Beunruhigende. Und vielleicht erklären sie es, etwan, als das vorweggenommene Alter. Jedoch es ist nicht eine verfrühte, vorweggenommene Regung des Alters und der Müdigkeit — denn man sehe nur hin: es ist immer am stärksten — in den Lebendigsten. Sondern es ist — der Tropfen Tod im Blut, das mitgeborene Nein. Hat seine Stimme geschwiegen, so hat das wahre Leben geschwiegen. Wird seine Stimme laut, so wacht — schreckhaft, jäh, — das wahre Leben zu seinem wahrsten Worte auf. Und aus dem Tod — dem Tropfen Tod, der dem Blute beigemischt ist, — wächst die Auferstehung.

Das ist das Thema in dem neuen Roman von Tolstoj. Fürst Nechljudows Auferstehung.

* * *

Fürst Nechljudow ist Geschworener in einem Prozeß, in welchem gegen drei Angeklagte wegen Giftmordes verhandelt wird. Ein sibirischer Großkaufmann ist in einem Wirtshaus vergiftet, und sein Geld gestohlen worden. Zwei der Angeklagten, ein Mann und eine Frau, waren in dem Wirthshaus bedienstet; die dritte ist die Maslowa, eine Prostituierte, mit der der Kaufmann gelumpt hatte. Diese Maslowa nun wird von Nechljudow mit Entsetzen als das Mädchen erkannt, das er vor 10 Jahren geliebt hat und verführt und verlassen hat.

Damals war sie siebenzehn Jahre alt, rein wie Milch; sie lebte, halb als Magd, halb als Adoptivkind, im Hause der Tanten Nechljudows. Drei Jahre vor dem schon hatten sie sich gesehen, sie, die Katjuscha, fast noch ein Kind, — er, Nechljudow ein Jüngling, ehrlich, selbstverleugnend, bereit, sich jeder guten Sache hinzugeben. Damals schon hatte er sie geliebt, freilich ohne es eigentlich selber zu wissen, vielmehr überzeugt, „daß sein Gefühl für Katjuscha eine der damals sein ganzes Wesen erfüllenden Offenbarungen der Lebensfreude sei, die von diesem lieben, lustigen Mädchen getheilt wurden.“ Aber seinen zweiten Besuch bei den Tanten, eben damals, als er Katjuscha verführte, hatte er als ein schlimm Verwandelter gemacht, als ein „raffinirter Egoist, der nur seinen Genuß liebte,“ von der Reinheit, der Hingegebenheit an alles Geheimniß, der strahlenden Freudigkeit der Unschuld abgefallen in alle Verderbnis des Ueblichen. Ehedem hatte er „für sein wirkliches Ich sein geistiges Wesen gehalten, jetzt hielt er sein gesundes, munteres, animalisches Ich für sein Ich.“ „Und diese ganze furchtbare Veränderung,“ so erklärt Tolstoj, „rührte bei ihm nur davon her, daß er sich selbst zu glauben aufgehört und anderen zu glauben angefangen hatte. Sich selbst zu glauben aber hatte er aufgehört und den anderen zu glauben angefangen, weil es zu schwer war zu leben, indem man sich selbst glaubte: denn indem man sich selbst glaubte, mußte man jede Frage nicht zu Gunsten seines animalischen, leichte Freuden suchenden Ichs entscheiden, sondern fast immer gegen dasselbe; glaubte man den andern, so war nichts zu entscheiden, alles war schon entschieden, und es war immer gegen das geistige und zu Gunsten des animalischen Ichs entschieden. — Außerdem, glaubte er sich selbst, so war er immer der Mißbilligung, dem Tadel der Leute ausgesetzt; glaubte er den anderen, so hatte er Beifall von den ihm umgebenden Leuten.“ Er ist Soldat geworden, und als er also, im Begriff zur Armee abzugehen, bei den Tanten einkehrte, erwachte schließlich in ihm, auch Katjuscha gegenüber das animalische Ich. Er ist mit ihr in Situationen zusammen gekommen, von denen er wußte, wie sie von den meisten Menschen seiner Kreise ausgenutzt werden; und so hat er sie verführt, hat sie verlassen, nachdem er ihr, schmählichster Weise, vor dem Abschied einen Hundertrubelschein in die Hand gedrückt hat, und hat sich nicht mehr um sie gekümmert. Sie nun ist schwanger geworden, die Tanten haben sie verstoßen, sie hat im Elend ein Kind geboren, das Kind ist gestorben, und sie, die reine freudige Katjuscha, ist ins Laster geraten, bis sie schließlich Dirne in einem öffentlichen Hause wurde.

Als solche nun ist sie des Giftmordes angeklagt. Sie gesteht zu, daß sie dem Kaufmann ein Pulver in den Cognak gemischt habe, das ihr von den beiden andern Angeklagten gegeben sei; aber sie habe es für Opium, nicht für

Gift gehalten; und sie habe es ihm gegeben, damit er einschlafe und sie Ruhe vor ihm gewönne. Sie sagt offenbar die Wahrheit. Nichtsdestoweniger wird sie in Folge einer unglaublich nachlässigen Fragestellung an die Geschworenen und in Folge der ebenso nachlässigen Berathung der Geschworenen, die den Punkt, auf den es ankommt, nämlich daß die Maslowa zwar schuldig sei, aber ohne Absicht, des Lebens zu berauben, übersehen, nichtsdestoweniger also wird sie verurtheilt und zwar zur Verschickung in Zwangsarbeit auf vier Jahre.

Nechljudow hat sich an der Nachlässigkeit des Gerichtshofes mitschuldig gemacht. Er hat es in der Verwirrung und inneren Aengstigung gethan, in die ihn das unerwartete Begegnis gestürzt haben. Denn als er sie sieht, in der Veränderung, die die zehn schlimmen Jahre an ihr hervorgebracht haben, ihre herausfordernde Haltung, ihre Augen, die immer noch den wunderlich reizvollen, ein ganz klein wenig schielenden Blick haben, deren ehemals freudiges, gütiges Lächeln aber sich in das leere, einladende Lächeln ihres Gewerbes verwandelt hat, ist die Erinnerung und mit ihr das Gewissen wach geworden; eine komplizierte und qualvolle Arbeit hat in seiner Seele begonnen.

Nicht die Größe seines Verbrechens allein ist ihm zum Bewußtsein gekommen, sondern der ganze Boden, auf dem es gewachsen ist, dieses ganze Leben, in dem er befangen ist. Er hat ein Verhältniß mit einer verheiratheten Frau, — die er nicht liebt. Er ist im Begriff, sich mit einer vornehmen Dame zu verheiraten, — die er nicht liebt. Er, der in seiner Jugend auf sein Vatererbe verzichtet und es den Bauern abgetreten hatte, weil er, als Anhänger Spencers, es für ungerecht hielt, Land zu besitzen, dachte jetzt nicht mehr daran, daß seine fürstlichen Einkünfte irgend wen beraubten. Er lebt ganz und gar das glänzende, müßiggängerische, verbogene und verlogene Leben, das die „große Welt" lebt, die auf der Welt der Arbeit schmarotzt.

So lange nur jenes eine losgelöste Ereignis, der Versündigung an Katjuscha, ihm Gefühle der Reue verursacht, so lange hat die Reue keine umwandelnde Kraft, sondern erzeugt nur Unruhe und Mißbehagen. Während er die Maslowa betrachtet und dem Gange des Prozesses, vielfach verwirrt, folgt, quält ihn die Furcht, daß alle Welt sein Theil Schuld an dem Schicksal des Mädchens erfahren könnte. Die Furcht quält ihn, daß sie ihn erkennen werde, und er zieht sich unter dieser Furcht gleichsam zusammen, als ob er einen Schlag erwarte. Aber sie erkennt ihn nicht. „Wenn es doch nur schneller aus wäre," denkt er. „Er empfand jetzt ein Gefühl, ähnlich dem, welches er auf der Jagd gewöhnlich hatte, wenn es ihm zukam, einen verwundeten Vogel zu Tode zu schlagen, — es ist eklig und bedauerlich und ärgerlich. Der nicht ganz getötete Vogel schlägt sich in der Jagdtasche, — es ist widrig, und es thut einem leid, und man möchte ihn bälder zu Tode schlagen und vergessen." Ein so gemischtes Gefühl ist das Nechljudows.

Aber jenes eine Verbrechen war kein einzelnes, losgelöstes, zufälliges Ereignis; sondern es war unlöslich verknüpft und verknotet mit jenem ganzen müßiggängerischen, sinnlosen, niedrigen Leben und Treiben, in das er untergesunken war. Es war eine Folge dieses Lebens, und die Folge war von ihrem Grunde nicht zu trennen. Die Erkenntnis dieses Zusammenhangs regt sich mit ihrer ganzen vorwurfsvollen Gewalt. Den Vorhang der Vergessenheit von jener einen That, die er zehn Jahre lang zugedeckt hatte, ziehen, heißt den Vorhang des Irrtums und des Selbstbetrugs von seinem ganzen Leben ziehen. Und wie er es nun wagt, seiner That und seinem Leben ins Gesicht zu sehen, erkennt er, daß der Abscheu, den er im Geheimen lange schon vor den Menschen seiner Umgebung und seiner Art empfindet, nichts Anderes gewesen ist, als der Abscheu vor sich selbst. „Und — wunderbare Sache! — es war in diesem

Eingeständniß seiner Gemeinheit etwas Krankhaftes und zugleich Freudiges und Beruhigendes."

Etwas Krankhaftes und zugleich Freudiges und Beruhigendes, das ist die Stimmung des Frühlings und der Genesung des Leibes; und es ist auch die Stimmung des Frühlings und der Genesung der Seele. Nechljudow fühlt, daß sein freies, geistiges Wesen wieder erwacht ist und nicht mehr betäubt werden kann. Er sieht, was er zu thun hat, um mit seinem wahren Ich ins Reine zu kommen, und in dem Kraftgefühl des Genesenden hofft er, daß er es auch zu thun vermögen wird. Er wird die ganze ungeheure verästelte Lüge von seinem Leben abstreifen, wird die Wahrheit vor sich und vor der Welt sagen, und was Katjuscha betrifft, so wird er, so viel er noch vermag, gut machen, wird vor sie treten, seine Schuld eingestehen und wie ein Kind um Verzeihung bitten, — und wenn es nöthig sein wird, so wird er sie heirathen. Bis in die tiefsten Wurzeln seines Wesens dringt die Erschütterung und macht alle erstarrten Kräfte flüssig und frei. Alles Beste, das zu thun der Mensch fähig ist, fühlt er sich zu vollbringen fähig. Und als er seinen Entschluß des neuen Lebens tief faßt, treten ihm die Thränen in die Augen, und Tolstoj sagt, es seien gute und schlechte Thränen gewesen, — „gute Thränen, weil es die Thränen der Freude über das Aufwachen desjenigen geistigen Wesens waren, welches alle diese Jahre hindurch in ihm geschlummert hatte, und schlechte, weil es Thränen der Rührung über sich selbst, über seine Tugend waren." Aber trotz dieser schlechten Thränen, dieser süß lässigen Schwächepause im Kräfteansturm der Genesung, es ist derjenige seelische Prozeß in ihm eingeleitet, der zur inneren Reinigung auswächst, und durch sie zur Auferstehung. — — —

Die Maslowa also ist verurtheilt. Es ist interessant, zu verfolgen, wie bedeutungsvoll, in Hinsicht auf den ganzen Verlauf des Romans, dieser fehlerhafte Spruch des Gerichtes ist. Einerseits ist er selber schon ein Beispiel der lächerlichen, traurigen, verbrecherisch nachlässigeu, heuchlerischen und komödiantenhaften Art, auf die das Recht gesprochen wird, und des thörichten offiziellen Kriminalismus, gegen dessen zweck- und sinnlose, unpsychologische, zu geschweigen unchristliche, verderbenbringende Macht Tolstojs Buch, wie gegen andere offiziellen Gewalten, seine Anklagen richtet. Andrerseits hängen an diesem Punkt alle Fäden der Handlung und der Zustände des Werkes. Denn da Nechljudow auf jeden Fall mit der Maslowa verbunden bleiben will, so muß er, falls sie nach Sibirien verschickt wird, seine Verhältnisse in der Heimath ordnen. Er muß also die Wege finden, sich mit seinen Bauern in einer Weise auseinanderzusetzen, die seinen neuen Erkenntnissen entspricht. — Tolstoj gewinnt damit die Möglichkeit, auf die Agrarverhältnisse einzugehen. — Ferner muß Nechljudow, da das Urtheil gegen die Maslowa offenbar ungerecht ist, versuchen, ob es auch rechtlich anzugreifen sei. Zu diesem Zweck muß er einen Advokaten miethen, muß eine Revision des Urtheils einleiten, muß, um die Revision so aussichtsreich wie möglich zu machen, und falls sie keinen Erfolg habe, eine Begnadigung zu erreichen, nach Petersburg reisen, persönlich die Mitglieder des Senats und andere einflußreiche Personen angehen. Und da er, bei seinen Zusammenkünften mit der Maslowa, vielfach mit den Insassen des Gefängnisses in Berührung gekommen ist, so nimmt er nach Petersburg eine Anzahl von Bitten und Aufträgen, von politischen und kriminellen und solchen Gefangenen mit, die wegen Vergehen gegen unwichtige Polizeimaßregeln und gegen die orthodoxe Religionsübung in der Haft schmachten. — Tolstoj bekommt auf diese Weise den Kreis des Petersburger Lebens, der großen Gesellschaft, der hohen Beamten in seine Darstellung; bis hinauf zu Toporow,

dem Präsidenten des großen Synods, der über das Wohl der heiligen Kirche zu sorgen hat und den es galt zur Gnade gegen einige Bauern zu bewegen, die das Verbrechen begangen hatten, auf eine eigene Art das Evangelium zu lesen. — Haben wir zuerst Richtertum und Gericht in ihrer fahrlässigen, verkehrten, fehlgreifenden Thätigkeit gesehen, so sehen wir sie hier, in Petersburg, in ihrer seelenlos gleichgültigen, tief der Realität des Lebens widersprechenden Erscheinung als Institution, als Maschine. Im dritten Theil des Werkes aber sehen wir ihre Wirkungen auf die Menschen und das Volk. Denn da der Senat die Revision des Urtheils verwirft, die Begnadigung aber einen langsamen Weg geht, so muß die Maslowa sich dem Zug anschließen, der, in glühender Hitze aufbrechend, quer durch das russische Land nach Sibirien zu sich in Bewegung setzt. Und Nechljudow muß sich anschließen, — und wir müssen uns anschließen, dem langen furchtbaren Zug der Elenden und Verbannten, von Etappe zu Etappe, auf dem Wege der Grausamkeit und der Qual, in die Gefängnisse, wo — nach dem entsetzlichen russischen Wort — die Läuse mit Menschen gefüttert werden. Schon vorher hat sich Nechljudow ein Wort des Amerikaners Toro für sein russisches Vaterland zu eigen gemacht: „Ja, der einzige geziemende Ort für ehrliche Menschen zu jetziger Zeit in Rußland ist das Gefängniß!“ Auf dem Wege nach und durch Sibirien sieht er alles das in der entsetzlichsten, grausamen Nähe, was jenes Wort bestätigt.

Es erweitert sich also auf eine einfache und natürliche Weise, auf eine so natürliche Weise, daß sie die grandiose Kunst des Dichters dem ersten Blick verbirgt, die Darstellung des einzelnen Schicksals zu einem Bilde der gesammten Zustände des russischen Volks. Ein Bild ist's, von einer beispiellosen, furchtbar unbestechlichen Entschiedenheit vor unsere Augen gestellt. Welch ein Leben in diesem unseligen Land! dieses unglückselige Volk — in welch einem Leben! Seine Bauern verelendet, sein Geist verfolgt, seine Güte mißbraucht! Seine Jugend systematisch zerdrückt und zerquält und aufgerieben! Alles, was Regierung, Institution, Ordnung ist, — seelenloses, grausames Verfehlen, nicht aus dem wahren. realen Leben und seinen Bedingungen stammend und nicht auf es wirkend. „Der einzige geziemende Ort für ehrliche Menschen zu jetziger Zeit in Rußland ist das Gefängniß.“ Und einmal denkt Nechljudow Folgendes: „wenn die psychologische Aufgabe gestellt würde: wie ist es einzurichten, daß die Menschen unserer Zeit, Christen, humane, einfache, gute Menschen die schrecklichsten Missethaten verüben, ohne sich dabei für schuldig zu halten, so ist nur eine Lösung möglich: es soll gerade das sein, was ist.“ Alles dieses Furchtbare, das solch ein Urtheil zur Wahrheit macht, all dieses führt uns Tolstoj vor die Seele. Wir lesen es mit einer eigentümlichen Aufmerksamkeit, nämlich ohne Entsetzen, und fast ohne Mitleid, aber mit einer so seltsam sachlichen Aufmerksamkeit; fast ähnlich, wie ein tiefst verstörter Mensch ganz ruhig spricht und blickt. Aber es giebt da eine Stelle. Dem Fürsten Nechljudow erzählt ein politischer Verbannter, mit Namen Krylzow, eine Geschichte von einer Hinrichtung zweier politischer „Verbrecher“, von denen der eine ein siebenzehnjähriger Knabe war. Der ganze grauenhafte Vorgang, mit der entsetzlichen Seelenzerstörniß, die sich bis auf die Beamten erstreckt, wird dem Erzähler wieder lebendig. Die Hinrichtung selber hat er nicht gesehen, aber ein Wächter hat ihm davon berichtet. „Man hat mir gesagt, Herr, es sei schrecklich. Aber es ist gar nicht schrecklich. Wie sie hängen blieben, machten sie nur zweimal so mit den Schultern“ — er zeigte, wie sich die Schultern krampfhaft hoben und nieder fielen. „Dann zog der Scharfrichter einmal an, damit also die Schlingen sich besser zusammenzögen und fertig: sie zuckten nicht mehr.“ ‚Gar nicht schrecklich‘, wiederholte Krylzow die Worte des Wärters

und wollte lächeln, aber anstatt des Lächelns brach er in Schluchzen aus. — Lange Zeit schwieg er darauf, indem er schwer athmete und das den Hals zuschnürende Schluchzen hinabschluckte." — Und da athmen auch wir schwer und schlucken das den Hals zuschnürende Schluchzen hinab.

Wenn aber statt jenes erwähnten Toporow der wirkliche Name stände: Pobjedonoszew, und so wohl noch mehr als ein wahrer, statt eines erdichteten, so würden alle die derselben ewigen Hölle verhaftet sein, in welcher die von Dantes Terzinen-Ketten gefesselten Missethäter schmachten. — — —

Dennoch, — wenn es erlaubt ist, von mir zu reden; und dem Großen gegenüber ist es Jedem erlaubt, von sich zu reden — dennoch hat dieses ganze Werk Tolstojs nicht niederdrückend auf mich gewirkt, sondern wunderbar kräftigend, erheiternd, und Hoffnungen und Ostern weckend.

Das rührt nicht, wie ich selber zuweilen geglaubt habe, von jenem winkenden Beispiel her, das Nechljudows Auferstehung giebt. Sondern es ist die Folge von etwas ganz wunderbarem und verheißungsvollem Einfachen, das durch das Werk Tolstojs sich zieht, dergestalt, als ob der Strom des Lebens von allen Zuschüttungen, selbst den schönen, befreit und entlastet und gesäubert sei, und man nun trinken dürfe. Die große Verwirrung des Lebens, sagt Tolstoj, rührt daher, „daß die Menschen glauben, es gäbe Umstände, wo man mit den Menschen ohne Liebe umgehen dürfe; solche Lagen giebt es aber nicht! Mit den Sachen kann man ohne Liebe umgehen; man darf Bäume fällen, Ziegel machen, Eisen schmieden — ohne Liebe; mit den Menschen aber darf man nicht ohne Liebe umgehen, ebenso wenig, wie man Bienen ohne Vorsicht behandeln darf. Das ist die Eigenschaft der Bienen. Wenn man mit ihnen ohne Vorsicht umgeht, so wird man ihnen und sich selber schaden. Ebenso auch mit den Menschen . . . . . . Wenn du keine Liebe zu den Menschen fühlst, so sitze still!" Das ist, von vielen, vielen eine Stelle, welche Verwirrungen löst. Und wenn das Werk Tolstojs uns nicht auf den Weg Nechljudows führt, so führt es uns doch auf einem Wege, — sei's auch auf unserem eigenen.

Nechljudows Weg aber ist, in den Hauptpunkten dargestellt, dieser: Als er seinen Entschluß gefaßt hatte, sein Leben neu zu gestalten, und im Besonderen sein Verbrechen an Katjuscha gut zu machen, hat er die ganze geistige Arbeit, die ihm bevorstand, in seinen Gedanken vor sich gesehen, in der Gedrängtheit und Uebersehbarkeit alles bloß Gedachten, und sie ist ihm freudig und leicht erschienen. Als er sich jedoch an die Ausführung macht, erkennt er die Schwere seiner Absicht, und erfährt den unverbrüchlichen Ernst aller realen Verhältnisse, die keine Ungeduld und kein Ueberspringen dulden, sondern jeden Augenblick des Handelnden zu immer sich gleich bleibender Energie und Festigkeit in Anspruch nehmen. Er sieht die Verderbnis der Maslowa, und für eine gefahrvolle Sekunde hört er die Stimme der Versuchung, die ihm zuraunt, es werde mit dieser Frau nichts mehr anzufangen sein: „Soll ich ihr Geld geben, alles, was ich habe? Ihr Adieu sagen und allem auf immer ein Ende machen?" Dieses ist der Moment der Entscheidung, in welchem sein Leben auf eines Messers Schneide steht. Es singt in ihm die Stimme., die er als Gottes Stimme erkannt hat. — Die Maslowa tritt ihm feindselig gegenüber, und — eine wunderbare Sache! das stößt ihn nun nicht mehr zurück, sondern zieht ihn durch eine neue, besondere Kraft noch mehr zu ihr hin. Er fühlt zum ersten Mal in seinem Leben, daß er von einem andern Menschen nicht für sich etwas wünsche, sondern nur für den andern: er wünscht, daß sie aufhöre zu sein, wie sie jetzt war, und daß ihr früheres, reines Leben, das jetzt in ihr verschüttet lag, wieder aufblühe. Er erkennt, wie schwer das sein würde, wie tief sie darnieder liegt. Sie ver-

weigert ihm die Heirath. Erst jetzt, als er gut machen will, sieht er, wie viel hier gut zu machen ist und wie schwer es sein wird. Und hat er früher mit seinem Gefühl der Selbstbeäugelung, des Wohlgefallens an seiner Reue gespielt, so ist ihm jetzt ganz einfach fürchterlich zu Muth; und sein Entschluß, sie zu heirathen wird ihm drückend und qualvoll. Als ihm gar nach seiner Rückkehr von Petersburg, fälschlicherweise, gesagt wird, daß die Maslowa eine Liebschaft mit einem Beamten im Gefängnißlazareth gehabt habe, da spürt ers an der Seele, daß er sein Kreuz auf sich genommen hat.

Immer ist dieses die Entwicklung in Nechljudow, daß dasjenige, was er durchzuleben hat, zuerst in der abgekürzten verklärten Gestalt der Gedanken, dann aber in der breiten, grellen, fordernden Gestalt der Thatsachen ihm erscheint. So auch die Auseinandersetzung mit seinen Bauern. Anfänglich, als er sich die Reformen denkt, scheint ihm seine Pflicht erfüllt, wenn er den Bauern einen geringen Pachtschilling zubilligt. Dann aber näher zusehend, und von der Unzufriedenheit mit sich selbst gepeinigt, kommt er zu dem vollen Ernst der Einsicht in die Verhältnisse des Landbesitzes, sieht die Wurzeln des Volkselends, sieht das Elend selber, das physische und das moralische, und weiß, daß, wenn er auf sein Gewissen hören will, er sein Land einfach an die Bauern abzugeben hat: und so thut er auch. Und wieder erkennt er, daß alles sofort einfach und klar wird, sobald man sich darein schickt, so zu handeln wie es den Anderen noth thut; daß aber alles verwirrt ist, sobald man seinen eigenen Vortheil in sein Handeln mischt.

Und noch einmal, auf dem Wege in die Verbannung, muß er die Uebermacht des Realen erfahren. Es hat in der Maslowa die Umwandlung stattgefunden, die er so gewünscht hatte. Ein schönes, wohlthuendes Gefühl von Rührung und Mitleid nimmt von ihm Besitz. Dies Gefühl deckt gleichsam in der Seele Nechljudows den Strom der Liebe auf, der früher keinen Ausfluß hatte finden können, jetzt aber sich allen Menschen zuwendet, denen er begegnet. Aber, wie großartig, wie furchtbar die Idee der Menschenliebe sei, das erkennt er in seiner ungemilderten Wucht erst, als sich ihm das menschliche Elend so gehäuft, so hoffnungslos vor die Augen drängt, wie es in dem letzten sibirischen Etappengefängniß, durch das er geht, geschieht. Das erst zwingt ihn zur letzten Läuterung.

Auf diese letzte Läuterung geht die Entwicklung seiner inneren Umkehr aus. Es ist eigentümlich, und von vornherein wird es dem Leser deutlich, daß es für Nechljudow keine Annäherung an das Vollkommene gebe, mit der er sich zufrieden geben dürfe, und daß die Annäherung ein Trug sein würde. Es wird noch nöthig sein, Vermuthungen auszusprechen, woran das liegt. Auf dem Wege, den er zu machen hat, findet Nechljudow Menschen, die dem Guten und Vollkommenen angenähert sind. Einen hohen Staatsbeamten in Petersburg, einen Jugendfreund. Unter den politischen Verbrechern mehr als einen, Männer sowohl als Frauen. Und zuletzt auf einer sibirischen Fähre einen wunderlichen Alten. Aber immer wird die Kluft zwischen der Sinnesart Nechjudows und der jener Menschen deutlich. Ihnen ist der Kreis ihres Wirkens begrenzt, und darum ist auch ihre Güte begrenzt, sie ist praktisch. Er aber hat keinen umgrenzten Kreis des Wirkens, und darum muß seine Güte Vollkommenheit sein. Nur dieser Alte auf der sibirischen Fähre ist auch grundwesentlich von den übrigen Menschen geschieden, und in einem feinsten Sinne ist er der Gegenpol zu Nechljudow. Der Alte ist auf der Fähre aufgefallen, weil er nicht betet, als man Glockenklänge von der nahen Stadt her vernimmt. Man fragte ihn, welchen Glauben er habe. „Keinen Glauben habe ich. Weil ich niemandem, niemandem glaube außer mir," antwortet er. Und als ihn Nechljedow fragt,

wie man sich glauben könne, man könne sich irren, — antwortet er entschieden: „Nie im Leben." Warum es viele Glauben gebe? „Der Glauben sind viele, der Geist aber ist nur einer. In mir, und in dir, und in ihm. Also glaube jeder seinem Geist, und so werden alle vereinigt. Sei jeder für sich da, und alle werden zusammen sein." Vielfach, während dreiundzwanzig Jahre ist der Alte wegen seiner Gesinnung verfolgt worden. „Wie man Christus verfolgt hat, so verfolgt man auch mich. Man packt mich und führt mich vor die Gerichte, zu Pfaffen, Schriftgelehrten und Pharisäern; man hat mich ins Irrenhaus gesetzt. Aber man kann mir nichts anthun, weil ich frei bin.*)" „Wie nennt man dich?" sagen sie. „Sie glauben, ich werde mir irgend welchen Namen beilegen. Aber ich lege mir keinen Namen bei. Ich habe allem entsagt: ich habe keinen Namen, keinen Aufenthaltsort, kein Vaterland, ich habe nichts. Ich bin für mich." — „Wie heißt du?" — „Mensch." „Wie alt bist du?" „Das zähle ich nicht," sage ich, „und man kann es mir nicht nachzählen, weil ich immer gewesen bin und immer sein werde." „Von welchem Vater, von welcher Mutter bist du?" sagen sie. „Ich habe," sage ich, „weder Vater noch Mutter außer Gott und der Erde. Gott — der Vater, die Erde — die Mutter." „Und den Zar erkennst du an?" sagen sie. „Warum sollte ich ihn nicht anerkennen? Er ist Zar über sich, und ich bin Zar über mich." — „Na," sagen sie, „mit dir zu sprechen — — —."

— Ich sage: ich bitte Sie ja nicht, mit mir zu sprechen." — Nechljudow fragt ihn, wohin er jetzt gehe. „Wohin Gott mich führt. Ich arbeite; giebt es keine Arbeit, so bitte ich." Nechljudow bietet dem Alten Geld an, der Alte lehnt ab: „Das nehme ich nicht. Brot nehme ich." „Nun, verzeih mir." „Nichts ist zu verzeihen," sagt der Alte. „Du hast mich nicht beleidigt. Aber man kann mich auch nicht beleidigen." —

Dieser Alte, bei jener eigentümlichen Verschiedenheit seiner isolierten Existenz zu der, die Nechljudow anstrebt, hat doch etwas zu diesem Analoges. Es ist bekannt, daß Tolstoj über das Problem der Arbeit in verhältnißmäßig kurzem Zeitraume zwei widersprechende Ansichten gehabt hat. Die letzte, siegende, hat auch der Alte. Arbeit ist ihm nicht ein Gebot, sondern eine Noth, — gegen die er gleichgültig ist, wie gegen jede andere Noth. Es ist etwas Ähnliches, daß sich an Nechljudow die sekundäre Bedeutung des Thuns und Handelns herausstellt. Mit dem Unterschiede freilich, daß diese Eigentümlichkeit bei dem Alten ganz negativ bleibt, bei Nechljudow aber, wie anzudeuten sein wird, eine große, wichtige, ja vielleicht die wichtigste Bedeutung gewinnt.

Nechljudow hat viel gethan, ausführend sowohl wie vermeidend, um zu seinem Ziele zu kommen. Alles das war nöthig. Es was nöthig, was er für die Maslowa zu thun beschloß. Es war nöthig, daß er den Bauern sein Land abtrat. Es war nöthig, daß er die Versuchung des wollüstigen Lebens, die in Petersburg an ihn herantrat, noch einmal durchkämpfte. Es war alles das nöthig, was er auf dem Marsch der Verbannten that und sah und erfuhr. Dennoch war von allem diesem Nichts die Erfüllung seiner zu tiefst erwachten Sehnsucht. — Alles war nöthig, damit sich der Ernst seiner Sache erprobe, und damit nicht die Gedanken in die Gefahr des Spieles geriethen; aber es selber war dennoch nicht die Sache, sondern die Gedanken waren es.

Fast wie in einem Symbol offenbart sich ihm die Vergeblichkeit des Thuns, obgleich es eine Nothwendigkeit gewesen war. Als sie sich auf der

*) Von einem Schullehrer, der vor Jahren ins Gefängniß geworfen wurde, weil er sich, als Anhänger Tolstojs geweigert hatte, Militärdienst zu thun, wurden Aeußerungen berichtet, die, ähnlich denen dieses Alten, sich fast wörtlich mit Stirner treffen.



letzten Etappe ihres Marsches befinden, gelangt die Nachricht von der Begnadigung der Maslowa zu ihnen. Nechljudow bittet sie noch einmal, ihn zu heirathen; sie aber schlägt es aus, und sie wird einen anderen Gefangenen, einen Politischen, heirathen, der sie lieb gewonnen hat; nicht weil sie ihn liebt, sondern weil er sie liebt, und weil sie Nechljudow liebt und sein Opfer nicht annehmen will, wird sie das thun. Da überkommt Nechljudow eine große Müdigkeit. Kurz bevor er mit der Maslowa sprach, ist noch einmal ein Wunsch nach einem Leben stillen, irdischen Glücks durch sein Herz geflogen. Er hat im Hause des Gouverneurs den Segen eines solchen Lebens angeschaut; eine Frau, Kinder, Geselligkeit mit Freunden, Musik, begrenzte und tüchtig erfüllte Pflichten. Eine bittere Empfindung gegen die Maslowa ist in ihm aufgestiegen, — und dann hat sie sein Opfer abgelehnt, hat ihm all sein Thun aus den Händen genommen, und es ist ins Bodenlose gerollt. Da ist er müde geworden, von seinem ganzen Leben müde. Und dann ist der Engländer gekommen, mit dem er sich beim Gouverneur verabredet hat, die Gefängnisse zu besichtigen, und hat ihn mitgenommen. Nechljudow ist durch die Gefängnisse gewandert, und diesesmal hat er den tiefsten, den verwandelnden Anblick an dieser namenlosen Hölle gehabt. Auch in die Leichenkammern des Gefängnisses ist er gegangen, und dort hat er Krylzow erblickt. „Gestern hatte er dieses Gesicht aufgeregt-erbittert, leidend gesehen. Jetzt war es ruhig, unbewegt und zum Fürchten schön. „Wozu hat er gelitten? Wozu hat er gelebt? Hat er es jetzt begriffen?“ dachte da Nechljudow, und es schien ihm, daß es keine Antwort gab, daß es nichts gab, außer dem Tod, und es ward ihm schlecht.“

Er hat sich in das Gasthaus auf seiner Zimmer begeben, und ist lange darin auf und ab gegangen. Dann hat er sich das Evangelium aufgeschlagen, hat das 18. Kapitel im Matthäus gelesen, das vom Kindersinn handelt, von der Versöhnlichkeit und von dem Gleichniß vom großen Schuldner; er hat die Bergpredigt gelesen. Da ist es ihm geschehen, „was oft mit Menschen, die ein geistiges Leben leben, geschieht,“ daß ihm Dinge, die zuerst absonderlich und paradox und wie ein Scherz erschienen, plötzlich als die einfachste unzweifelhafte Wahrheit vor ihm standen. Und in fünf Geboten findet er diese Wahrheit ausgesprochen:

„Das erste Gebot (Matth. V, 21—26) war, daß der Mensch nicht nur nicht töten, sondern daß er nicht einmal seinem Bruder zürnen darf, . . . und wenn er sich mit jemand entzweit, soll er sich mit ihm versöhnen, ehe er . . . betet.

Das zweite Gebot (Matth. V, 27—32) war, daß der Mensch nicht nur nicht ehebrechen darf, sondern er soll den Genuß der weiblichen Schönheit meiden, er soll, wenn er einmal sich mit einer Frau vereinigt hat, ihr nie untreu sein.

Das dritte Gebot (Matth. V, 35—37) bestand darin, daß der Mensch nichts auf seinen Eid versprechen solle.

Das vierte Gebot (Matth. V, 38—42) war, daß der Mensch nicht nur nicht Zahn um Zahn vergelten solle, sondern er soll die andere Backe darbieten, wenn man ihm einen Streich auf eine Backe giebt; er soll Beleidigungen vergeben und sie mit Demuth ertragen und niemandem je verweigern, was einer von ihm wünscht.

Das fünfte Gebot (Matth. V, 43—48) bestand darin, daß der Mensch seine Feinde nicht nur nicht hassen, mit ihnen nicht kriegen, sondern sie lieben, ihnen helfen, dienen soll.

Diese Gebote erkennt er, mit einem nie gehabten Entzücken, als fähig,

den Menschen das allerhöchste ihnen zugängliche Heil zu bereiten, und in ihrer Erfüllung erkennt er die Sache seines Lebens

Und das ist die Auferstehung des Fürsten Nechljudow.

* * *

Während man dieses neue Werk Tolstojs liest, fühlt man sich oft von einer Frage bewegt, was dieses Werk über das Zeitliche und Räumliche hinaus bedeute. Man hat eine Scham, ähnlich einer Furcht zum Pharisäer zu werden, dasjenige zu bemerken, was russisch und nur russisch an dem dargestellten Leben ist. Man fürchtet, daraus Gründe zu entwickeln, mit denen sich gegen die Empfindung kämpfen ließe. Lieber wollen wir Unrecht haben, als daß ein großer Mensch bloß relativ Recht hätte.

Dennoch läßt es sich nicht vermeiden, das Russische an diesem Werk einzusehen. Bei uns in Deutschland wäre seines Gleichen nicht möglich. Die ungeheure, tragische Verderbnis des russischen Lebens läßt die Anklage in einem Pathos ertönen, in welchem die Schmerzen und Qualen dieser irdischen Existenz, zu der die Menschen verurtheilt sind, zusammendröhnen; — bei uns würde an seine Stelle nur Aerger, Zorn und eine vielfach durch Behagen gemilderte Wuth treten. Es sind die spezifisch russischen Bedingungen, die den Aspekt des staatlichen Lebens so grauenhaft verzerren. Russisch ist die straffe Centralisation in einem so ungeheuren Reich, die die Regierung zu einer seelenlosen, grausamen Maschine macht, wie in keinem andern Land. Nichts ist in dieser Regierung von den natürlich aus der Gauzusammengehörigkeit gewachsenen Formen. Die Regierung ist ein ödes, totes, strenges Schema, an das, wie an ein Kreuz, der Körper des lebendigen Volkes geschlagen ist. Sie ist dem Volke künstlich aufgedrungen, wie ihm seine Aristokratie künstlich aufgedrungen ist, die nur ein Hof- und Beamtenadel ist. Darum ist es auch, daß diese Aristokratie in so gar keiner Weise dem Volke fruchtbar wird. All ihre Thätigkeit am öffentlichen Leben weist Tolstoj als Charlatanismus nach; sicherlich mit Recht. Bismarck aber war kein Charlatan. Er stammte, unmittelbarer sogar als sein König, aus dem Lande, das er regierte, und er erregt das Gefühl, daß ihn, den nun zwar der kompliziert gewordene Verlauf des staatlichen Lebens an der Herrschaft gesehen hat, doch auch in primitivsten Zuständen lebende Bauern an ihre Spitze gestellt haben würden. An dieser russischen Aristokratie ist alles Charlatanismus, und alles ist Firnis. Firnis ist ihr Wohlleben, Firnis ihre Kunstbegeisterung, Firnis ihr Philosophieren. Wie Nechljudow während der Verhandlung gegen die Maslowa empfindet und sich beträgt, das hat etwas Typisches. Er hat an ihr wie ein Schuft gehandelt, jetzt aber ist er ganz zerknirscht, ganz sündenaussätzig. Zwischen diesen beiden Extremen bewegt sichs. Es fehlt die einfache, gerade, ritterliche Empfindung, die auch andere Grundtriebe, als die der Menschenliebe zu edlen, lebensvollen und liebenswerthen Gebilden ausgearbeitet hat.

Das sind spezifisch russische Verhältnisse, und auf ihnen beruht die Möglichkeit von Tolstojs Anklagen und also auch von Tolstojs Verheißungen.

Dennoch wächst seine Wirkung weit über das Zeitliche und Räumliche hinaus, und wir erkennen, daß sie nicht bloß im russischen Wesen gründen, sondern im menschlichen, nicht aber in jenem unbestimmten, nebelhaften Allgemein-Menschlichen, — sondern daß eben im russischen Wesen selber das Menschliche offenbar wird.

Es sei hier noch von allem dem abgesehen, was aus dem Christenthum Tolstojs entspringt.

Auch ohne daß mit dem Maß des „Einen, was noth thut“, gemessen wird, pflegt es zu geschehen, daß ein Angriff gegen die Mißbräuche einer Macht sich gegen die Macht selber richtet. Und so ist Tolstojs Kritik der russischen Zustände nicht partikulär beschränkt, sondern sie stammt, ob sie gleich von der besonderen Verderbniß seines Vaterlandes aus seinem Herzen ausgelöst ist, dennoch im Grunde aus der Kritik an allem Sozialen; — in welchem Wort alle diejenigen Zustände als einbegriffen verstanden seien, durch welche die Individuen, das heißt die Menschen, zu Gemeinschaften, sei es engeren oder weiteren Kreises, mit einer Einbuße an Frei-Willigkeit zusammengehalten werden. Gegen dieses Soziale ist Tolstoj der Lehrer des großen Mißtrauens.

Wenn eine Anzahl (n) von Individuen (a) zu einer Gemeinschaft zusammengefügt werden, so sollte man meinen, es ergäbe sich: $a+a+a$ (n-mal genommen) $= na$. Dahingegen stellt sich heraus, daß $a+a+a$ (n-mal genommen) $= na+x$ ist. Was ist nun dieses x? und woher stammt es? Es ist, sagt Tolstoj, dasjenige, was auf den lebendigen Leibern jener Individuen a schmarutzt und es stammt von ihrem besten Lebensblut. Es ist nicht die Summe aus dem, was alle diese Individuen zu den gemeinsamen Zwecken freiwillig zusammenlegen. Es ist nicht eine einfache und unschädliche Verminderung des Besitzes eines jeden Individuums, sondern es nährt sich aus dem Wesenskern der einzelnen Individuen, dergestalt, daß alle diese ursprünglich runden, vollendeten Menschen, sobald sie zusammen gebunden, sobald sie „organisiert“ sind, aufhören, das zu sein, was sie von ihrem Ursprung her sind. Sie werden nicht etwa an ihrem Besitz vermindert, sondern sie werden verwandelt. Jenes x mästet sich von Seele; und da Seele etwas ist, was seine Bedeutung nur in den Menschen, in jedem einzelnen, hat, so vernichtet es Seele, ohne selber je an Seele zu wachsen. — Man könnte denken, daß etwa, weil jene Individuen einander nicht gleich sind, ihre Bindungen eine sehr komplizierte, großartig reich rhythmisierte Gestalt ausmachen müssen, und daß jenes X nicht anderes sei, als das Formale, das durch Zusammensetzung von einzelnen Dingen entsteht, ohne daß es in ihnen schon gewesen sein kann. Zum Beispiel ist $1+1=2$, und es ist außerdem noch: $\underbrace{1+1}$. Tolstoj aber zeigt, gegenüber einem solchen Versuch, einfach auf die Thatsachen hin, welche beweisen, daß jenes X eben nicht die Form einer Summe ist, und daß es die einzelnen Summanden — nicht etwa verschlingt, was einen Sinn hätte — sondern anfrißt und zu Krüppeln macht.

Betrachtet man die Thatsache „Individuum“ tief und ernstlich, so überwältigt einen ein rathloses Verwundern darüber, daß es solche Dinge giebt, wie Entwicklungen, Geschichte, Kulturen — man kommt auf die Vermuthung, daß jeder dieser Kreise seinen ganz losgelösten, ganz nur ihm gehörigen Sinn, ganz für sich hat; und daß der Gott, der sich das Experiment unserer Welt leistet, zum Aufbau dieser Gebilde aus keinem anderen Grunde das Einzelmenschliche gebrauche, als aus Materialersparniß. Tolstoj kommt nicht auf diese Vermuthung. Da es aber der Anblick der Verwirrung des Individuellen ist, der die fundamentale Erschütterung seiner Seele hervorruft, so kommt er zu dem Gedanken, daß alle jene „höheren“ Gebilde ein Trug und ein Lug seien.

Dieser Gedanke ist ein Zweifel an dem allgemeinen Glauben, daß Kultur der wahre Werthmesser des Lebens ist; Kultur aufgefaßt als all das Vage nnd Schauspiele gebende, als der immer wechselnden Rhythmus der Macht, als die stets veränderlichen Systeme von Ordnung und Unterordnung, als das Vergängliche; — von dessen Wirbel die Menschenseele in jenem Kreise umgeschleudert wird, der erst im Tode sich schließt. Alles dieses Vage und Vergängliche nehmen die Menschen wichtig; ob es gleich das Schwankende und

Verdächtige und Trügerische ist. Es ist ein Inhalt des menschlichen Lebens, der erbärmlich scheint gegenüber der bloßen Thatsache, daß **wir leben.** Gegenüber der Thatsache der Geburt und des Todes.

Tolstoj hat oft Geburt und Sterben der Menschen geschildert. In der „Auferstehung" braucht er nicht einmal Schilderungen, um die grandiose, unumstößliche Macht der Urthatsachen in die Seele des Lesers zu drängen. Er braucht sie nur zu nennen. Diese und jene Bewegung hat das Kind im Leibe der Mutter schon gemacht, so und so sieht das Gesicht des toten Krylizow aus.

Das ist ganz etwas anderes als Realismus. Es ist ein Sehen und ein Sagen wie eines Menschen, der nicht **geworden** ist; der mit dem ganzen Besitz der menschlichen Fähigkeiten ausgerüstet ist, ohne den Trug des Erwerbens. Alles was vom consensus omnium oder multorum stammt, ist abgestreift. Worte, Verhältnisse und Beziehungen sind davon gereinigt. Kaum einmal übertreibt er das bis zur Satire. Er sagt nur, was ist, und was geschieht. Er erzählt ganz sachlich und mit allen Umständen, eine Gerichtsverhandlung, eine Abendmahlsfeier — und diese Vorgänge sind plötzlich sinnlos und stupid, ganz unverständlich.

Man denke sich einen Muschik, der zum ersten Mal in einem Conzert gewesen ist und nun erzählt: es kam ein Mann, der hatte einen Rock an, von dessen Schößen vorn zwei Stücke abgeschnitten waren; er bückte sich, dann drehte er sich um und nahm ein etwas über einen Fuß langes Stückchen Holz in die Hand; er schlug mit diesem Holz auf ein Pult, und hielt es in die Luft, und alle fingen zu spielen an; und während sie spielten, fuchtelte er immer mit dem Stückchen Holz in der Luft herum . . . . und so weiter. Der Fehler dieses Muschiks ist leicht zu sehen.

Aber Tolstoj ist kein Muschik, der zum ersten Mal von seinem Dorf in einen Conzertsaal kommt. Sein unbestochenes Sehen verfängt sich nicht wie jenes Muschiks, weil es an der Partikularität einer Erscheinung haftet, in Irrthümer; sondern es richtet sich auf die Totalität der Erscheinungen.

So muß er eine Stätte haben, auf der fest ruhend er mit seinen Blicken die Totalität des Lebens umfassen kann: Das ist sein Christenthum.

Tolstojs Idee von Christus, als dem Menschen, und von Christus, der Macht, ist die herrschende und fügende im Aufbau seines geistigen Wesens. Sie zwingt in ihre Ordnung die Ordnung der Lebenstriebe hinein, sie entläßt aus ihrer Ordnung gereinigte Triebe, in das Leben zu wirken. Alle Fäden seines Gespinnstes laufen in diesem Punkt zusammen. Von ihm aus betrachtet wird das Mannichfache einheitlich, das Zerstreute beziehungsreich, und die Widersprüche werden eine Harmonie.

Es wird gelegentlich hierüber ausführlich zu handeln sein.

Der alte Pavillon.

Novelle von **Gustav Wied.**

Sein Haus lag hart am Wege. Rechts davon war Wald, und links wie auch im Hintergrunde war Wald. Und gerade gegenüber auf der andern Seite des Weges breitete sich der Schloßgarten aus mit seinen Weißdorn- und Ligusterhecken, seinen mächtigen, breitblätterigen Kastanien auf den Rasenplätzen und seinem Park von Eichen und Buchen, der sich ganz unten bei dem alten Pavillon als Wald fortsetzte.

Das Haus war sein Eigentum. Er hatte es vor zehn oder fünfzehn Jahren von dem Hofjägermeister gekauft, jedoch unter der Bedingung, daß es nach seinem Tode an das Gut zurückfallen sollte, und zwar so, daß den Erben die Kaufsumme ausbezahlt wurde.

Anfänglich meinte der Jägermeister, er könne es ebenso gut mieten, aber das wollte Anders so ungern.

Nun hatte er alle diese fünfunddreißig Jahre lang Schilling auf Schilling zurückgelegt, um einstmals, im Laufe der Zeit, sagen zu können: m e i n Haus und m e i n Garten und m e i n Feld; und dann sollte das Ende vom Liede sein, daß er nur als Mieter dasaß! Nein, wenn der Hofjägermeister ihm das Haus nicht verkaufen wollte, dann wollte Anders lieber nach wie vor oben am Waldesrand in dem Holzwärterhäuschen wohnen and seines Amtes walten, bis er tot umfiel!

Und da hatte denn der alte Hofjägermeister genickt und ja gesagt. Und Anders hatte seinen Abschied als Holzwärter genommen und war mit seiner Frau in das sogenannte Gartenhaus gezogen. Er hatte sich ein Pferd Namens Lotte und eine Kuh und ein Schwein gekauft und fing an, Landmann zu werden, denn es gehörten sieben Tonnen Land zu dem Hause.

Trotzdem aber hieß er nach wie vor Wald-Anders. Und auf den Namen schien er ganz besonderen Wert zu legen, denn wenn ihn jemand in Anbetracht seiner neuen Stellung Anders Jensen anreden wollte, so bat er ihn sofort inne zu halten: er sei pensionierter Holzwärter, sagte er; und als solcher gleichberechtigt, seinen Titel zu führen wie der alte Pastor inspiritus drinnen im Städtchen!

Anders' Areal lag ja freilich ein wenig zerstreut: zwei und eine halbe Tonne Land lagen außer dem ein paar Scheffel großen Garten, direkt hinter dem Hause. Ferner besaß er vier Tonnen Land zwischen dem Hochwald und dem Bruch. Und dann eine halbe Tonne Wiesenland, die sich eckig und winkelig zwischen den Grundstücken der andern Parzellenbesitzer unten am Bach hineinschob.

Aber diese Zersplitterung seiner Ländereien, über die manch Anderer wohl geklagt haben würde, weil sie die Arbeit vermehrte, nahm Anders sehr leicht. Ja, in seinem stillen Sinn, ging er sogar so weit, sie als ein Zeichen von Großgrundbesitz zu betrachten. Und wenn er und Marie mit einem Fuder

Roggen vom Hochwald-Acker daher gefahren kamen, oder mit einem Fuder Heu unten von der Wiese, so warf er den Kopf stolz in den Nacken und schob den Hut weit aus der Stirn, wie der Dorfschulze selber, wenn er seinen Weizen einfuhr. Und Lotte wieherte und schmunzelte mit dem Hinterteil, genau so wie das Reitpferd des gnädigen Fräuleins, wenn es vor die Staatskutsche gespannt wurde.

Das Haus selber war nur klein. Es war ein Fachwerkgebäude, weiß gekalkt, mit braunen Balken und grünen Fenstern und Thüren, und dann hatte es ein Strohdach. Es war nur eine Wohnstube dadrin, aber es enthielt eine Diele und eine Küche. An dem östlichen Giebel befand sich ein Seitengebäude mit einem offenen Wagenschuppen und Stallung für das Pferd und die Kuh. Das Schwein stand allein für sich in einem Koben, einem winzig kleinen, geschlossenen Haus, das aus Reisig und Stroh zwischen eingerammten Pfählen erbaut war und ein flaches Dach hatte, auf dem ein Paar glatte Steine lagen, um zu verhindern, daß die ganze Geschichte einmal wegwehte.

Aber es wurde alles so ungeheuer zierlich gehalten.

Draußen besorgte Anders das Instandhalten, er strich an, gätete das Gras auf dem Hofplatz, wusch den Wagen und striegelte sowohl die Kuh als auch das Pferd und fuhr auf einer Schubkarre den Dünger von dem Stall auf den kleinen umfriedigten Misthaufen hinter dem Schweinekoben.

Und drinnen im Hause schruppte und scheuerte und spülte seine Frau, so daß der Fußboden und die Fichtenholz-Möbel glänzten, als seien sie eben aus der Hand des Tischlers hervorgegangen. Und draußen in der Küche standen Schüsseln und Teller in der Kannenborte geordnet, die großen auf dem obersten Bort und die kleinen auf dem untersten, und Kochtöpfe und Kessel strahlten als würden sie niemals benutzt.

— —

Das heißt, so war es gewesen.

Aber dann, vor fünf oder sechs Jahren starb erst der Hofjägermeister und genau ein halbes Jahr darauf machte sich Anders' Frau auf die „große Reise“, und von dem Augenblick an wurde Anders so eigentümlich gleichgiltig gegen Alles. Er besorgte natürlich die Wirtschaft, säete und erntete und drosch und verkaufte sein Korn, aber Alles was zu den kleinen Zierlichkeiten gehörte, das existierte von Stund an nicht mehr für ihn. Der Kalk fiel von den Wänden, und das Gras wuchs auf dem Hofe, das Dach sah zerrissen und zerfetzt aus; es wuchsen sogar Distel und Löwenzahn da oben. Die Kuh striegelte er nie mehr, und das Pferd nur hin und wieder einmal.

Eins nur wurde ordentlich besorgt, nämlich der Garten. Und dafür sorgte Anders im Grunde auch nicht, das that der Gärtner aus dem Schloß.

Der Gärtner hieß Lars, er war beinahe ebenso lange wie der Wald-Anders auf dem Gut gewesen.

Er war ein großer, magerer Mann mit dichtem, graugesprenkeltem Haar und einem langen, schwarzen Bart, der ihm bis auf die Brust hinabreichte. Er war in seiner Jugend ungewöhnlich schön gewesen, wenigstens erzählten die älteren Frauen in der Gegend das; und er war auch wirklich noch jetzt ein schöner Mann. Aber er war ja gut in den Fünfzigern, und dann hatte seine ziemlich große, gekrümmte Nase eine wunderlich weinblaue Farbe angenommen, sowie die Trauben drüben im Treibhaus um die Herbstzeit.

Und man sagte, er und Anders hielten zusammen, weil sie beide große Freunde von Bier, Rum und andren flüssigen Delikatessen wären. Aber das waren nur lose Gerüchte, denn niemand hatte sie jemals betrunken gesehen, ja nicht einmal angezecht.

Aber noch andre Dinge, Lars betreffend, flüsterten sich die alten Weiber zu, wenn sie an Sonntag-Nachmittagen über ihren Kaffeetassen saßen. Wenn sie erzählen wollten, was sie im Walde und im Park und in dem alten Pavillon beobachtet hatten, so oft der Hofjägermeister in die Stadt oder zu den Nachbarn hinüber gefahren war, ja dann — — Aber Gott bewahre, sie wollten ihren Mund schon hüten, denn jetzt lag der Alte ja in seinem Grabe und sie und die Tochter verbrachten den größesten Teil des Jahres in Kopenhagen, also war die Sache wohl vergessen, und der Kartoffel-Lars schadete keiner Menschenseele mehr, der arme alte Teufel. Er schadete sich selber am meisten, ja, das that er, warum konnte er auch die Schnäpfe nicht stehen lassen, wo sie standen, denn wohl waren Brantwein und Rum ein vorzügliches Mittel, wenn man Magenschmerzen oder einen Druck vor der Brust hatte, aber so jeden Tag, den der liebe Gott werden ließ, Sommer und Winter, nein, das war denn doch zu arg!

So sprachen die alten Weiber auf alter Weiber Art.

Man nannte ihn Kartoffel-Lars wegen seiner Handtierung. Und diesen Namen hatte ihm Clarisse Slenten eines Abends vor fünfundzwanzig Jahren auf einem Sommerball gegeben, als er, die Hände in den Taschen der kurzen Jacke, wie ein Junker umherging und nicht mit den Mädchen tanzen wollte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als der Hofjägermeister starb, wurde in der Gegend viel darüber hin und hergeredet, was die Witwe jetzt thun würde. Ob sie verkaufen, oder ob sie bleiben würde. Aber sie that keines von Beiden. Sie setzte einen ihrer Vettern zum Verwalter des Gutes ein und zog selber mit der Tochter, die damals vierzehn und ein halbes Jahr alt war, in die Stadt.

Aber dann war da ein Umstand, der die Leute veranlaßte, die Köpfe zusammen zu stecken und mit den Augen zu zwinkern und zu sagen, daß es jetzt ja ganz klar sei: Ueber den Garten und den Park sollte der Vetter nicht das Geringste zu sagen haben, dort sollte Lars regieren. Es wurden ihm ein paar Pferde zur Verfügung gestellt, und für Leute, die ihm helfen konnten, sollte er selber sorgen. Und dann sollte er der Gnädigen im Sommer, wenn sie sich auf dem Gute aufhielt, Rechenschaft ablegen.

Der Vetter, so erzählte man sich, hatte Alles gethan, was in seiner Macht stand, um eine solche Ordnung zu hindern; die Gnädige aber hatte auf ihrem Willen bestanden, und dabei war es geblieben. Sie hatte zuerst eine Unterredung mit dem Kartoffel-Lars in dem Arbeitszimmer des seligen Hofjägermeisters gehabt, und sowohl die Mamsell als auch die Jungfer versicherten, heilig und teuer, daß sie sie dadrinnen hatten drohen und weinen und bitten hören. Und zwei Tage darauf war sie mit der Tochter abgereist. Lars aber hatte Schwarz auf Weiß die Zusicherung erhalten, daß er, so lange er lebte, auf dem Hofe verbleiben und den Garten bestellen sollte, so lange seine Kräfte dazu ausreichten. Das Versprechen habe sie ihrem verstorbenen Mann gegeben, stand da.

Und das mit dem Papier war ganz in Richtigkeit, denn Lars hatte es mehrere Male dem Wald-Anders und dem Verwalter und dem Küster aus Uglemose gezeigt.

Nun, es stellte sich ja denn auch heraus, daß das Ganze ausgezeichnet ging. Der Verwalter kümmerte sich um seine Angelegenheiten und der Gärtner um die seinen. Und da Lars in seiner innersten Seele ein stiller, friedfertiger Mensch war, der keiner Katze ein Leids that, wenn sie ihn nicht gerade kratzte, so gestaltete sich das Verhältnis zwischen ihnen bald glatt und angenehm, sie plauderten mit einander, und rauchten eine Pfeife zusammen, und der Verwalter konnte nicht umhin, Lars in seinen Berichten an die Gnädige zu loben: „Es

heißt ja, daß er gern einen Schluck aus der Flasche nimmt," schrieb er, „man merkt es aber seiner Arbeit nicht an, die ist sauber und gut, und der Garten und die Treibhäuser sehen aus wie geleckt."

— —

Aber dann war da der alte Pavillon da unten, der die Grenze zwischen dem Park und dem Walde bildete.

Im zweiten Frühling, kurz bevor die Gnädige erwartet wurde, erhielt der Verwalter den Bescheid, ihn niederreißen zu lassen. Und eines Morgens, als Lars seinen Rundgang durch den Garten machte, begegnete er ihm da unten und erfuhr von ihm, was im Werke war. Zuerst wurde der Gärtner leichenblaß und stand starr da, ohne ein Wort zu sagen. Dann aber strömte ihm alles Blut zu Kopf und er ging dem Verwalter förmlich zu Leibe.

„Das wagen Sie nur!" sagte er.

Der Verwalter trat erschrocken einen Schritt zurück.

„Sind Sie von Sinnen, Mensch?"

„Der steht auf meinem Grund und Boden!" sagte der Kartoffel-Lars, „der steht hier im Garten!"

„Auf Ihrem Grund und Boden! Ja, aber wenn die Gnädige nun doch will, daß er abgebrochen werden soll!"

„Haben Sie das Schwarz auf Weiß?" fragte Lars.

„Ja, weiß Gott, hab' ich es Schwarz auf Weiß!" sagte der Verwalter wütend, — „ich bekam gestern einen Brief!"

„Kann ich den sehen?"

„Hören Sie einmal, Christensen," sagte der Verwalter sehr ruhig, „ich weiß nicht, mit welchem Recht Sie hier als der Kommandierende auftreten, und es kann mir auch einerlei sein! Aber das will ich Ihnen doch sagen, ich halte mich an meine Ordre, und morgen früh um sieben Uhr lasse ich Rasmus Terkildsen und den Dachdecker Christian das alte Gerümpel niederreißen, gleichviel ob Sie heulen oder wimmern!"

„Ach, thun Sie es nicht, Herr Verwalter, thun Sie es nicht!" sagte Lars plötzlich in ganz anderm Ton, und seine Stimme und seine Haltung flehten so inbrünstig, — „thun Sie es nicht! Ich weiß ja recht gut, daß Sie in Ihrem Recht sind, und ich bitte Sie um Verzeihung, weil ich mich vorhin so ungebührlich benahm, aber —"

„Ja, aber mein Gott wenn die gnädige Frau es mir doch schreibt —"

„Ja, ja!" sagte Lars ganz untröstlich, — aber die Gnädige — Sie können ja doch bis Donnerstag warten, dann will ich an die Gnädige schreiben, und wenn sie dann noch will, daß er niedergerissen wird, ja, dann —"

„Hören sie einmal Christensen," sagte der Verwalter nochmals, und dies Mal lächelte er, „— seien Sie doch kein Kind! Wenn es sich darum handelt, daß der Pavillon auf Ihrem Grund und Boden steht, so können S i e ihn ja meinetwegen selber niederreißen".

„Nein," sagte Lars und sah zu Boden, — „das ist es nicht, das ist es nicht! aber — ja — — aber wenn Sie nur bis Donnerstag warten wollen, dann will ich —"

„Nun habe ich ihn gehegt und gepflegt, solange ich hier auf dem Gut bin," fuhr er fort, „und ich habe dadrinnen gesessen und das kleine Fräulein auf den Knieen gehalten, und — —"

„Nun ja," sagte der Verwalter gutmütig, „nun ja, Christensen! Es eilt ja auch nicht; wir können ja sehr gut ein paar Tage damit warten. — — — — Na, denn Guten Morgen! Ich muß weiter!"

„Danke, Herr Verwalter!" sagte der Gärtner und ergriff seine Hand.

„Haben Sie vielen Dank!" sagte er und seine Augen standen voller Thränen. Der Verwalter erwiderte den Händedruck, schüttelte aber den Kopf und dachte im Stillen, der Kartoffel-Lars sei doch ein wunderliches Menschenkind. Aber das sei wohl die Folge des ewigen Schnapstrinkens!

Und Lars ging nach Hause und schrieb an seine Herrin. Und schon am Mittwoch kam der Bescheid an den Vetter, daß der Pavillon stehen bleiben solle. Es war ein Telegramm, da brauchte sie nicht zu schreiben:

„So lassen Sie ihn in Gottes Namen stehen," stand da, „der alte Lars ist ja daran gewöhnt, seinen Willen zu bekommen."

Annette Kirschner.

Und dann blieb der Pavillon stehen.

Als aber die Geschichte in der Umgegend ruchbar wurde, wie das bei allen Geschichten der Fall ist, sagte man, es scheine, als wenn der Kartoffel-Lars mehr auf dem Gut zu sagen habe, als die Hofmeisterin selber. Und Anne Högs und Dörtte Körbeck und Clarisse Slenten steckten am Sonntag Nachmittag ihre Köpfe nur noch eifriger über den Kaffeetassen zusammen.

Und doch war die Sache nur ganz einfach die, daß der Hofjägermeister, der mit fünfzig Jahren Witwer geworden war, sich mit sechzig wieder verheiratet hatte, und zwar mit einem jungen Mädchen, das mehrere Jahre Meierin auf dem Gute gewesen war, und sie war einundzwanzig Jahre alt, als die Hochzeit gefeiert wurde.

Und dann kam der Umstand dahinzu, daß die fünf ersten Jahre ihrer Ehe kinderlos gewesen waren, daß aber dann eines schönen Tages ein kleines Mädchen geboren wurde.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der alte Pavillon lag, wie gesagt, gerade an der Grenze zwischen dem Park und dem Walde. Es war ein achteckiges Fachwerkgebäude mit drei hohen Bogenfenstern mit eisernen Sprossen und einem kuppelförmigen, spitz auslaufenden Dach. Er lag auf einer kleinen Anhöhe, und eine hölzerne Treppe führte zu der Eingangsthür, einer grellgrauen Flügelthür mit Fensterscheiben, hinauf. Der ziemlich steile Abhang des Hügels war mit Rosen, Jasmin und Ribissträuchen und anderem niedrigen Strauchwerk bepflanzt, und zur Blütezeit war die ganze Luft um den Pavillon mit einem betäubenden Duft und einem Gesumm von Bienen und Fliegen und einem Flattern von weißen und bunten Schmetterlingen angefüllt, so daß es zuweilen des Guten fast zu viel werden konnte. An den Mauern rankten wilder Wein, Klematis und Schlingrosen, die den weißen Kalkputz vollständig bedeckten und bis auf das Dach hinaufkletterten, wo sie ein dicht verfilztes Kissen von Stengeln und Blättern bildeten.

Der Hügel lag auf einem freien Platz, und wenn man, zur Zeit, wo die Sonne hoch über demselben stand und ihre sengenden Strahlen herabsandte, während die Insekten rings umher summten und brummten, in dem Pavillon saß, so war es wirklich, als säße man in einer glühend heißen, kochenden Muschel. Und selbst zur Abendzeit, wenn die Sonne untergegangen war, blieb die Wärme da drinnen unter der Decke hängen, und dann kamen die Mücken herein und tanzten und summten Einem um die Ohren, und große, schläferige Nachtschwärmer kamen durch die geöffneten Thüren hereingeflattert und schlugen Einem mit ihren gepuderten Schwingen in's Gesicht. Und Ohrwürmer und Tausendfüße und Kreuzspinnen kamen aus Spalten und Winkeln hervorgekrochen und liefen über die Hände oder senkten sich auf den Hals herab, so daß man laut aufschrie.

Und wahrscheinlich war es dies Alles, was der Hofjägermeisterin das alte Gebäude verleidete.

Aber so von außen machte sich der Pavillon ja sehr wirkungsvoll mit seinen Blumen und seinen Blättern und seinen hohen Kirchenfenstern. Und wenn man durch die Thüren guckte und die amüsanten, schiefbeinigen Rokoko-Stühle um den weißlackierten Tisch stehen sah, und das große Empire-Sopha an der Wand im Hintergrunde und die verschossene, großgeblümte Tapete und den Glaskronleuchter unter der Decke, so erschien das Ganze wie eine lebendig gewordene Illustration zu irgend einem alten Märchenbuch.

— — — — — — — — — — — — — — —

Natürlich war der Kartoffel-Lars der leitende Geist in Bezug auf Alles, was den Garten betraf; aber er ließ die eigentliche Arbeit doch von Anders ausführen. Er sagte, wie es gemacht werden sollte und ging selber ab und zu, um zu sehen, ob man Ordre parierte. Nur in den Treibereien erlaubte er niemandem ein Blatt anzurühren, — nicht einmal einen Blumentopf hinauszutragen. Und nun gar der alte Pavillon! Dort grub und düngte er sogar eigenhändig den ganzen Abhang, hackte und schruppte die Grenze rings umher, beschnitt und stützte und band die Rosen, den Wein und die Klematis auf. Ja, es gab Leute, die behaupteten, sie hätten ihn drinnen im Pavillon auf den Knieen liegen und den Fußboden scheuern sehen! Aber das waren sicher Lügen, denn der Kartoffel-Lars hielt sehr auf seine Würde.

Eins aber war sicher und gewiß: der Pavillon mit seinen allernächsten Umgebungen bildete für Lars den Nabel des ganzen Gutes, und um ihn drehten sich alle seine Gedanken im Sommer wie im Winter. Und vielleicht namentlich im Winter, wenn die Herrschaft verreist war und er als Alleinherrscher zwischen den bereiften Rasenplätzen und den mit Stroh bedeckten Rosen umherging.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war zu Anfang Juni.

Am folgenden Tage mit dem Nachmittagszuge erwartete man die Hofjägermeisterin und das gnädige Fräulein aus Kopenhagen. Im Hauptgebäude hatte man gewaschen, gescheuert, geputzt, Möbel geklopft und Gardinen aufgehängt. Der Hofplatz war von Gras gesäubert und gefegt, die Hundehütte frisch getheert und die Flaggenstange angestrichen.

Der Kartoffel-Lars war während der letzten acht Tage von fünf Uhr des Morgens bis sieben Uhr des Abends auf den Beinen gewesen. Und im Garten wie im Park war auch nicht ein welkes Blatt zu finden oder ein verdorrter Zweig zu entdecken. Die Rasenplätze waren gemäht, und Blumen in Gruppen gepflanzt. Und unten im Garten, um den Pavillon herum, standen Rosen- und Jasminsträuche aufgebunden und duftend, und Wein und Klematis hingen in langen, schwanken Ranken vor den Fenstern und Thüren herab, deren verwitterte Scheiben geputzt waren, so daß sie in allen Regenbogenfarben schimmerten.

Selbst der Wald-Anders war von der allgemeinen festlichen Geschäftigkeit angesteckt worden und hatte sich zu dem Zweck eine halbe Tonne Kalk vom Kaufmann verschafft, um seinen geschwärzten Mauern einen einfarbigen Anstrich zu geben. Aber der Kalk stand noch ungelöscht in seiner Tonne drüben im Wagenschuppen.

Es war Feierabend, die Uhr drüben in der Scheune hatte sieben geschlagen, und die Leute waren nach Hause gegangen.

In der Thür zur Gärtnerwohnung, die zwischen den Treibhäusern lag, stand der Kartoffel-Lars und stützte sich mit beiden Händen auf einen umgekehrten Rechen und schaute über den Garten hin. Und man konnte es auf seinem Gesicht lesen, daß er Alles sehr gut fand.

„Nun, Christensen, kommen Sie jetzt zum Vesperbrot herein?“ fragte Wald-Anders, der klein, alt und zusammengesunken drinnen in der Stube auf dem Sopha unter dem Spiegel saß.

Lars stellte den Rechen gegen die Mauer draußen vor der Thür und ging über die gepflasterte Diele in die Stube, zuvor aber vertauschte er doch die Holzschuhe mit ein paar niedergetretenen Knopfschuhen und legte den Hut auf einen Riegel, an dem bereits allerlei Tauenden und Schnüre und Blumenstöcke und Bastenden zum Blumenaufbinden hingen.

Die Stube war nur klein mit zweifach niedrigen, kleinscheibigen Fenstern nach dem Garten hinaus und einer Thür nach der Schlafkammer und dann der Thür, die auf die Diele führte. Die Wohnung war ja nur auf einen unverheirateten Gärtner berechnet, der entweder ins Hauptgebäude ging und dort aß, oder auch, wie es sich Lars eingerichtet hatte, sich das Essen bringen ließ. Es waren nicht viele Möbel darin. Nur das kleine, hochlehnige, steinharte Sopha unter dem Spiegel, ein alter Mahagonitisch und drei Stühle. An der Wand, die mit einer zerrissenen, gelblich grauen Tapete bekleidet war, hing nichts. Und vor den Fenstern waren keine Gardinen angebracht. Aber ein Ofen war natürlich vorhanden. Und auf dem Fensterbrett stand eine Düte Tabak und ein paar Pfeifen mit Porzellanköpfen standen in der Ecke nach der Diele auf dem Fußboden.

„Ist genug Essen da?“ fragte Lars und nahm einen Stuhl und setzte sich Anders gegenüber an den Tisch. „Ich habe ihr doch gesagt, daß Sie kämen.“

„Ja, sagte Anders, es ist genug. — — Darf ich zulangen?“

„Bitte!“

Und Anders fing mit einem Stück Wurstbutterbrot an, das zuoberst auf dem Stapel lag. Das Brot war in kleine, dreieckige Stücke geschnitten, die sehr kunstvoll aufeinandergelegt waren, ungefähr so wie man einen Brennholzstapel aufbaut. Da war Mettwurst und Rollwurst und Schweinebraten und Salzfleisch und dann Käse. Der ganze Aufbau war auf einer weißen Schale angebracht, die auf einem Theebrett ohne Decke stand. Und neben der Schale standen eine Flasche Dünnbier und zwei Gläser, und eine Karaffe mit Branntwein und noch zwei Gläser, Schnapsgläser. Die Karaffe gehörte Lars, früher war ihm der Branntwein in einer Flasche gebracht, jetzt aber wollte er ihn in der Karaffe haben. Er hatte überhaupt in letzter Zeit so viele sonderbare Ideen bekommen.

Jetzt nahm auch der Gärtner ein Stück Butterbrot und fing an, schweigend zu essen. Sie saßen beide da und starrten vor sich hin und kauten, und wenn sie mit einem Stück fertig waren, langten sie augenblicklich nach einem neuen. Anders sagte jedes Mal:

„Mit Erlaubnis?“

Und Lars antwortete ebenso regelmäßig:

„Bitte!“

„Wollen Sie nicht einschenken, Christensen?“ fragte Anders plötzlich und sah nach der Branntweinflasche hin. Er saß so zusammengekauert da, daß nur der Kopf über den Tischrand hinweg sah.

Der Gärtner nahm die Karaffe und schenkte ein, dann griff er nach der Bierflasche und schenkte daraus ebenfalls ein.

„Wohl bekomm's!“ sagte er und erhob das Schnapsglas.

„Danke!“ sagte Anders.

Und dann tranken sie. Und hinterher tranken sie Bier und Anders

sagte: „Ahh!" Lars aber sagte nichts. Dann aßen sie wieder, und nun lagen nur noch fünf Stück Butterbrot auf der Schale.

„Wollen wir noch einen kleinen versuchen?" fragte Anders.

„Ja — a!" sagte Lars und schenkte einen neuen Schnaps ein. „Wohlbekomms!"

„Danke!"

Und sie tranken.

„Mit Erlaubnis?" sagte Anders und nahm ein Stück Käsebutterbrot.

„Bitte!"

Jetzt lagen nur noch drei Stücke da. Und als sie sich nochmals versorgt hatten, blieb nur noch ein Stück mit Salzfleisch mitten auf der Schüssel liegen.

„Na, wir trinken wohl noch einen Schluck?" fragte der Gärtner.

„Ja — a!" sagte Anders.

„Wohl bekomms!"

„Danke!"

Und dann wurde auch Bier eingeschenkt, und sie tranken.

„Gesegnete Mahlzeit!" sagte Anders nun und fing an, sich die Zahnstummel mit der Zunge zu reinigen.

„Da liegt noch ein Stück, wollen Sie das nicht haben?" fragte Lars.

„Nein, ich danke!"

„Natürlich müssen Sie das noch essen! Wozu soll es übrigbleiben?"

„Ja — a!" sagte Anders und kratzte sich in seinen Backenbart, „ich kann es ja ganz gut noch essen, aber ich kann es ja auch ebenso gut noch lassen."

„Natürlich essen Sie es noch!"

Und dann langte Anders zu und nahm das Butterbrot mit Salzfleisch.

„Mahlzeit!" sagte er dann, als er fertig war.

„Mahlzeit!" sagte auch der Gärtner.

Die Uhr war inzwischen acht geworden. Draußen war es so still, daß man die Schläge der Uhr von der Scheune her hören konnte.

„Sechs — sieben — acht!" zählte Anders laut. — — „Schon acht! — — Um welche Zeit kommen sie morgen eigentlich?"

„Um vier!" sagte Lars und stand auf. „So gegen fünf werden Sie wohl hier sein!"

Anders hatte eine kleine Pfeife aus seiner Brusttasche gezogen, eine kleine kurzröhrige Pfeife mit langem Schlauch und Quasten an dem Mundstück. Und Lars ging in die Ecke und nahm eine der Pfeifen, die dort standen.

„Da ist Tabak!" sagte er und zeigte auf die Düte im Fenster.

„Danke," nickte Anders und zündete seine Pfeife an. „Vorläufig bin ich versehen!"

Und als auch Lars die seine angesteckt hatte, kam er zurück und setzte sich wieder an seinen Platz.

Und so saßen sie lange paffend da, ohne ein Wort zu sagen.

Plötzlich aber stand der Gärtner wieder auf.

„Ja, wir wollen doch noch ein Glas trinken?" sagte er.

„Ja — a!" nickte Anders. „Das war wohl die Absicht!"

Und dann ging Lars, die Pfeife im Munde, in die Schlafkammer, wo man ihn einen Schrank öffnen und mit Flaschen klirren hörte.

Anders blieb ruhig sitzen, er paffte und sah um sich: seine Blicke schweiften an den Wänden auf und nieder, nach dem Ofen hinüber und zu den Fenstern hinaus, durch die er einen Teil des Gartens übersehen konnte. Der Wipfel der großen Kastanie in der Mitte des Rasenplatzes stand in Licht getaucht da;

der Stamm und die Zweige waren ganz rotbraun, und die Blätter strahlten hell und lichtgrün, der untere Teil des Baumes aber lag in nebeligem Halbschatten, denn die Sonne war im Begriff, unterzugehen und hatte sich schon hinter den Stallgebäuden verkrochen.

Anders gähnte: „Ach ja, ach ja!" sagte er; und dann streckte er mechanisch die Hand aus und sammelte ein paar Brodkrumen und Fleischüberreste von der Schüssel und steckte sie in den Mund.

„Mein Haus hab' ich nun doch nicht mehr geweißt, Christensen," sagte er, als Lars, eine aufgezogene Flasche in der Hand, aus der Schlafkammer zurückkehrte.

„Sie sollten erst sehen, daß Sie das besorgt kriegten," sagte Lars. „Das Haus hat es groß nötig."

„Ja — a — — ach, Gott!" gähnte der Alte und streckte sich wohlbehaglich beim Anblick der Flasche, „aber ich habe wirklich niemals Zeit zu dergleichen."

„Aber des Sonntags doch," meinte der Gärtner.

„Ja — a, des Sonntags ach ja, ach ja!"

Anders fuhr fort zu gähnen. Es war ein so sonderbar kitzelndes Wollustgefühl, das ihn erfüllte, ein Vorgenuß der gemütlichen Stunde, die ihm bevorstand, wenn jetzt Lars die Gläser vollgeschenkt hatte und die ersten paar Schlucke glücklich unter der Weste waren.

„Jetzt will ich das Theebrett wegsetzen," sagte er und stellte geschäftig die Bierflasche und die Branntweinkaraffe und die Gläser auf die Schüssel.

„Nein, die Gläser müssen wir ja behalten," sagte der Gärtner.

„Weiß Gott, das ist wahr!" nickte Anders, nahm beide Biergläser und hielt sie gegen das Licht und sah hindurch. Und da noch etwas Bier darin war, goß er es auf den Fußboden, indem er sie in der Luft ausschwenkte.

„So," sagte er dann und setzte das Theebrett so weit wie möglich von sich weg, — „so!" — — Bitte sagte er und schob dem Kameraden das eine Glas hinüber.

Lars nahm den Korken von der Flasche und schenkte ein. Er goß die Gläser dreiviertel voll. Anders Augen folgten aufmerksam allen seinen Bewegungen, und er legte den Kopf ein wenig auf die Seite, während ein stilles, glückseliges Lächeln seinen Mund umspielte, als die Flasche beim Einschenken verschmitzt zu glucksen begann.

„Prost!" sagte Lars und kostete das Getränk. Es war Rum.

„Prost!" nickte Anders, — „Prost, Christensen! — — Ah — h!" sagte er und setzte das Glas nieder, „— ich finde wahrhaftig, er kratzt heut' Abend unmanierlich!"

„Ja — a, das ist wohl nur der erste Mund voll!"

„Ja, das ist es wohl nur!"

Und dann versanken sie wieder in Schweigen. Sie erhoben sich von Zeit zu Zeit und gingen in die Thür hinaus, um die Pfeifenköpfe auszublasen.

Und dann stopften sie von neuem aus der Düte, die im Fenster stand. Und alle Augenblicke sagten sie „Prost!" und nickten sich zu und tranken. Und wenn der Eine sein Glas geleert hatte, schenkte der Andere ihm wieder ein.

Es wurde immer dunkler. Die Sonne war untergegangen, und durch die Fenster konnte man kaum die Bäume draußen im Garten unterscheiden; mit undeutlichen, verwischten Konturen standen sie da und bildeten eine große, langgestreckte Silhouette, die sich mit schwarzen Spitzen und Zacken von dem schimmerndstahlblauen Himmel abhob. Von Zeit zu Zeit ging ein leises Sausen durch die Baumwipfel, und die Blätter an den hohen Pappeln neben der

Gartenpforte raschelten schwach. Aber dann war auch das vorüber, und man hörte nur einen Vogel piepen und einen Hund in der Ferne bellen.

Der Kartoffel-Lars nahm die Flasche und schenkte beide Gläser voll.

„Ich finde, es wird so beklommen hier drinnen," sagte er.

„Ja—a," meinte Anders, „das kommt wohl von dem Tabak."

Jetzt sagten sie nicht mehr Prost zu einander, wenn sie trinken wollten, sie stießen nur mit dem obersten Rande der Gläser gegen einander und tranken schweigend.

„Hören Sie einmal, Christensen," begann Andersen plötzlich, — „mir fällt etwas ein,"

„So?"

„Ja, ich traf neulich Sören Buckbing beim Kaufmann, als ich mir meinen Kalk holen wollte, der hatte einen Brief von seinem Sohn aus Brasilien bekommen, mit Samen von einer Pflanze, und nun wollte er Sie gern um Rat fragen, was Sie wohl meinten, daß das sein könnte."

„So—o?"

„Ja, und den Samen hatte er bei sich in der Westentasche und der sah, weiß Gott, so aus wie Gurkenkerne!"

„Dann werden es auch wohl Gurkenkerne gewesen sein!"

„Ja, das sagte Rasmus Hentrug auch, Sören aber meinte, nein, Gurken wären es nicht. Denn wozu sollte der Sohn die wohl von so weit her schicken?"

„Nein —"

„Es ist übrigens eine große Freude, die Sören von dem Sohn hat!" fuhr der Wald-Anders fort.

„So—o?"

„Ja, denn sehen Sie, jetzt hat er ja eine Anstellung auf einer Hyacinthe, oder wie das Dings heißt, bekommen, und hat nicht weniger als dreihundert Leute, Tag aus, Tag ein, unter sich; dazu gehört doch ein guter Kopf!"

„Will die Braut ihm denn jetzt nachreisen?"

„Ach Gott, nein! Wissen sie denn nicht? Die Geschichte ist aus! Sie ist ja schwanger, und Jens Tebar Munkholm ist der Vater dazu."

„Hm!"

„Ja—a! So ist es; und zum August wollten sie heiraten."

„Na ja, es giebt ja auch Frauenzimmer genug außer ihr!" sagte der Gärtner und stieß sein Glas gegen das des Freundes.

„Danke," sagte dieser und trank. — „Ja—a, —" sagte er dann, indem er das Glas niedersetzte, — „das nächste Mal, denke ich, kommen wir denn wohl bei mir zusammen?"

„Nein!" sagte Lars heftig und schlug mit der flachen Hand auf die Tischplatte.

„Jetzt sagen wir Stopp!"

„Aber du meine Güte!" sagte der Alte ganz erschrocken und hopste auf dem Sopha in die Höhe.

Dieser Ausbruch kam so unerwartet; denn im Zimmer war es allmählich so dunkel geworden, daß die beiden Männer ihre Gesichter gegenseitig nicht mehr sehen konnten. Und Anders hatte auch auf dem Sopha gesessen und sich mit jedem Mund voll, den er trank, wohler und wohler gefühlt; und er glaubte natürlich, daß es dem Gärtner nicht anders ergehe.

„Herr du meines Lebens, Christensen!" begann er nochmals, „was ist denn nur einmal los?"

„Ihr sollt mir mit Euren brasilianischen Gurkenkernen vom Leibe bleiben", brummte der Gärtner.

„Ja aber mein Gott, Christensen," sagte Anders sanftmütig, „das können Sie sich doch nicht so zu Herzen nehmen! Sie meinten doch vorhin selber, daß es wohl Gurken wären?"

„Ich habe nichts gemeint," sagte Lars wütend. „Aber ich habe geglaubt, Sie und ich wären zu gute Freunde, als daß wir solche Narrenspossen mit einander aufführen könnten!"

„Ja, aber, mein Gott, Christensen!" wiederholte der Andere mit thränenerstickter Stimme, — „wir sind ja doch auch so gute Freunde! Sie sind mir ein treuer Freund gewesen, seit Marie sich hinlegte und starb, und hätt' ich Sie nicht gehabt, so weiß ich wahrhaftig nicht, was aus mir geworden wäre!"

„Dann sollten Sie sich nicht so gemein machen und für Sören Botengänge gehen, Anders!" sagte Lars ein wenig versöhnlicher gestimmt.

„Ja, aber Sören hatte doch wirklich Gurkenkerne in der Westentasche," entgegnete Anders.

„Können Sie denn nicht begreifen, daß das Ganze eine Spitze auf mich war, weil mir die Mäuse im vergangenen Jahr alle Gurken aufgefressen haben?"

„Nein, — darüber hab' ich wirklich nicht nachgedacht," sagte Anders und kratzte sich im Nacken. — „Glauben Sie, daß er das damit bezweckt hat? hi, hi, der Satan!"

„Und darüber lachen Sie?" brauste der Kartoffel-Lars auf.

„Nein," sagte der Alte ganz entsetzt und schlug die Kiefer zusammen, so daß die Zahnstummel Funken sprühten, — „ich lache, weiß Gott nicht!"

Und dann schwiegen sie beide wieder und pafften auf ihre Pfeifen los.

Die Uhr drüben an der Scheune schlug halb zehn. Und plötzlich fing eine Nachtigall in einem Baum dicht vor dem Hause an zu flöten, und vom Walde her antwortete eine zweite.

„Es ist doch am pläsierlichsten, wenn es Sommer ist," sagte Anders einlenkend.

„Ach ja," sagte Lars, — „die Zeit vergeht Einem ja besser."

„Ja, da haben Sie weiß Gott Recht, Christensen, diese Wintertage wenn die Sonne so um vier zu Bett gegangen ist; da kann es schwer genug halten, die Stunden hinzubringen! — Prost!" — — —

„Prost!" sagte der Gärtner und stieß an.

„Gestern war Clarisse Slenten bei mir und fragte, ob sie nicht in der Ernte Arbeit bei mir bekommen könnte," sagte Anders, der durch die Versöhnlichkeit des Andern mild bewegt war, und deswegen darauf los schwatzte, um so schnell wie möglich von den brasilionischen Gurken wegzukommen. „Was meinen Sie dazu, Christensen? Sie hat ja viele Jahre hier im Garten gearbeitet."

„Warum wollen Sie nicht die Höys nehmen so wie im vorigen Jahr?" fragte Lars und schenkte von neuem ein. Es war das Letzte aus der Flasche, was er dadurch hervorhob, daß er den Kork fest in den Flaschenhals schlug.

„Nein, die ist eine Sau in Bezug auf ihre Arbeit," sagte Anders. „Sie kann nie fertig werden."

„Ja-a, was **das** anbetrifft," sagte der Gärtner, „so ist Clarisse flink genug. Aber Sie sollten ihr doch ein bißchen auf die Finger gucken, denn es hängt leicht was daran fest."

„Maust sie?"

„Ja, davon kann ich sie nicht so ganz frei sprechen, aber arbeiten kann sie wie ein Pferd."

„Haben Sie denn gemerkt, daß sie maust?" fragte der Alte nochmals.

„Ja, es war hier im vergangenen Jahr," fuhr der Kartoffel-Lars mit

seiner ruhigen, besonnenen Stimme fort, — sie half beim Fruchtabnehmen; da merkte ich ja, daß die Haufen so klein wurden, und war mir gleich klar darüber, daß die Frauenzimmer was bei Seite geschafft haben mußten. Und immer waren es die größten Aepfel, die verschwanden. — — —"

„Ja, das ist ganz klar," nickte Anders.

„Und dann, als wir einmal Feierabend machten, sage ich es zu ihnen. Dorthe und Marthe sagen ja ganz ruhig, daß sie keine Aepfel genommen haben, Aber Clarisse macht einen Höllenskandal und schreit, daß sie mich anzeigen will, und daß die andern Frauen ihre Zeugen sein sollen was ich zu ihr gesagt habe, und da wußte ich dann natürlich Bescheid."

„Ja, das war der beste Beweis," nickte Anders.

„Ja, und dann sagte ich zu ihr ja, wenn sie die Aepfel nicht gutwillig herausrückte, dann zöge ich sie bis auf das Hemd aus, um sie selber zu finden."

„Na nu!" sagte der Wald-Anders ganz angeregt, er war so seelenfroh, daß der Kartoffel-Lars so ins Plaudern hineingeriet.

„Clarisse schimpfte und fluchte und kehrte ihre Taschen und ihren Futterkorb um, zum Beweis, daß sie keine Aepfel genommen hatte. Ich blieb aber bei dem, was ich gesagt hatte, wenn sie nicht gutwillig eingestände, würde ich sie selber untersuchen."

„Na nu!" sagte der Alte noch einmal.

„Ja, da fing sie denn endlich an zu weinen und zu bitten, ich sollte sie doch nicht auf ewig unglücklich machen und dergleichen mehr; und wenn ich nur einen Augenblick ins Treibhaus hinweggehen möchte, so wollte sie die Aepfel schon herbeischaffen. Aber ich ließ mich ja nicht anführen." „Nein, das ist ganz klar," nickte Anders. „Da sagte ich dann zu den andern Frauen, jetzt könnten sie nach Hause gehen, aber Clarisse sollte mit mir in die Stube hereinkommen. Sie schrie und heulte, aber es half ihr Alles nicht. Mit mußte sie — — („Ja natürlich, hi, hi, hi!") — — Und als wir dann hier hereingekommen sind, sage ich: Jetzt gehe ich hinaus, dann kannst du die Aepfel von dir geben."

„Hi, hi, hi!" grinste der Alte und nahm einen Mund voll aus seinem Glase. Er vergaß es ganz, mit Lars anzustoßen.

„Und nach einer Weile kommt ja Clarisse an die Thür geschlichen," fuhr der Gärtner fort, „und sagt, daß sie jetzt fertig ist. Und als ich dann in die Stube hineinkomme, liegen da fünfzehn Stück von den allergrößten Aepfel, Gravensteiner und auch Prinzenäpfel, hier auf dem Tisch."

„Fünfzehn Stück!" rief der Wald-Anders aus, „aber wo in aller Welt konnte das Frauenzimmer die denn lassen?

„Ja, danach fragte ich sie auch, aber sie wollte nicht mit der Sprache heraus."

„Aber irgendwo mußte sie sie doch gehabt haben, Christensen!"

„Ja natürlich!" nickte Lars ruhig, — „und ich habe denn auch später erfahren, wo."

„Na, wo denn?" fragte der Alte ungeduldig und richtete sich halb im Sopha auf, um näher an den Gärtner heranzukommen.

„Ja, sie hatte sie bei Gott in ihren Hosen gehabt!"

„In ihren Hosen! Aber wo zum Teufel hatte sie da Platz dazu?"

„Ja, die Frauenzimmer haben ja weite Pumphosen an, Anders."

„Ha, ha, ha!" lachte der Alte, „ja die vermaledeiten Weiber, die sind zehnmal so schlau wie wir! — Na, dann glaub ich doch, ich nehm sie lieber nicht!"

„Es läßt sich ja nichts dagegen sagen, daß sie flink bei ihrer Arbeit ist, und wenn man ihr ein wenig auf die Finger paßt —“

„Ja—a, — nein, — ja —, ich kann mir die Sache ja überlegen,“ sagte Anders unschlüssig. — „Mit dem Heu werd ich selber fertig. — Na, Prost, Christensen! Jetzt muß ich wohl sehen, daß ich so allmählich nach Hause komme.“

„Prost,“ sagte Lars.

Und dann leerten sie die Gläser.

„Nein, noch dürfen Sie nicht nach Hause gehen,“ sagte der Gärtner. „Sie treibt ja nichts.“

„Nein, das gerade nicht, aber —“

„Da steht noch eine Flasche im Schrank,“ fuhr der Kartoffel-Lars fort, und es klang, als käme es wider seinen Willen heraus. —

„So? Wirklich? — — Ja, dann allerdings —“

Der Gärtner stand auf und ging wieder in die Schlafkammer. Und Anders trat an das Fenster, um seine Pfeife zu stopfen, dies Mal blies er sie mitten in's Zimmer hinein aus und schüttete die Sauce hinter her.

„Wollen wir uns draußen hinaus setzen?“ fragte Lars, als er mit der Flasche zurückkam, die er in dem andern Zimmer aufgezogen hatte.

„Ja—a!“ nickte Anders, „hier ist es ja ziemlich beklommen.“

„Stopfen Sie sich erst die Pfeife, Anders.“

„Danke, das hab' ich eben besorgt.“

„Wollen Sie die Gläser mitnehmen?“

„Jawohl!“

Lars setzte sich die Flasche auf das Fensterbrett, stopfte seine Pfeife, nahm die Flasche wieder in die Hand und ging hinaus. Auf der Diele setzte er den Hut auf. Anders stand schon mit den Gläsern draußen.

„Den Rechen wollen wir auch mitnehmen,“ sagte Lars.

„Wo wollen wir denn hin?

„Ach, ich denke, wir gehen nach dem Pavillon hinunter.“

„Warum soll der Rechen denn mit?“ fragte der Wald-Anders.

„Weil er mit soll!“ antwortete Las.

Und dann gingen sie, an dem Treibhaus vorüber und den Park hinan. Sie gingen gesenkten Hauptes und mit etwas unsicheren Schritten. Jetzt, wo sie in der frischen Luft waren, konnten sie doch merken, daß sie ein paar Gläser getrunken hatten. Das heißt, der Wald-Anders glaubte es dem Gärtner anmerken zu können, denn Anders ging hinterher, und er kam sich selber ganz klar vor.

„Da ist wahrhaftig in Gott der Mond!“ sagte er plötzlich und zeigte mit dem Rechen nach dem nächtlichen Himmel empor, — „jetzt bekommen wir noch Beleuchtung.“

Lars aber sagte nichts; er marschierte, die Flasche unterm Arm, weiter; bei den drei großen Fichten, die auf der Grenze zwischen dem Park und dem Wald standen und drei mächtige, kegelförmige Schatten über die Rasenflächen bis nach dem Schloß hinauf warfen, bog er um die Ecke. Anders folgte ihm getreulich mit seinem Rechen und seinen Gläsern.

Und dort lag der Pavillon gerade vor ihnen, mitten auf dem freien Platz. Der Mond stand noch nicht so hoch, daß das ganze Gebäude in seinem Lichtkreis lag, nur einzelne Strahlen, die sich zwischen den Zweigen und Blättern der hohen Bäume im Walde hindurchbohrten, huschten durch die Fensterscheiben. Die Thüren waren weit geöffnet und man konnte die Mondstrahlen gleich

langen, silberglänzenden Spinnenwebfäden über die Möbel und Wände dahin zittern sehen.

Der Kartoffel-Lars setzte die Flasche auf die oberste Treppenstufe.

„Wir bleiben hier draußen,“ sagte er.

„Jawohl!“ bestätigte der Wald-Anders und stellte die Gläser neben die Flasche. Den Rechen behielt er aber noch in der Hand.

„Her damit!“ sagte Lars und nahm ihn ihm fort.

„Es will mir nicht in den Kopf hinein,“ sagte Lars in bekümmertem Ton, wozu ich den verdammten Rechen mitgeschleppt habe, Christensen!“

Der Gärtner stellte den Rechen gegen einen Busch. Und dann trat er dicht an Anders heran und sagte:

„Ich will Ihnen nur in aller Ruhe mitteilen, Anders, daß ich mir ihre Boshaftigkeiten nicht gefallen lasse! Sie sind ja schnirtendudn!“

„Aber mein Herr —“ begann der Andre ganz verdutzt.

„Und weil Sie jetzt Ihr eigener Herr sind,“ fuhr der Gärtner fort und hielt den Andern am Rockaufschlag fest — „und ich mich nur in dienender Stellung befinde, so kann ich Sie doch in mehr als einer Beziehung übertrumpfen! Verstehen Sie mich?“

„Ja, aber, mein Herr —“

„Nein, schweigen Sie jetzt still,“ nickte Lars ruhig, — „und lassen Sie mich Ihnen eine offene Frage stellen: was wären Sie wohl ohne mich gewesen, Anders?“

„Ja, das ist wahr, aber Herr du meines Lebens —“

„Was wären Sie ohne mich gewesen? frage ich Sie!“

„Ja, ganz sicher, ja, aber —“

„Soll ich es Ihnen sagen?“ fragte der Gärtner und legte Anders seine Hand auf die Schulter.

„Ja — —“

„Darf ich es Ihnen sagen?“

„Ja — bitte —“

„Und Sie wollen mir deswegen nicht böse sein?“

„Nein, bewahre —“

„Sie wären ein Schweinigel gewesen, Anders,“ nickte Lars und versetzte dem Freund einen Stoß, so daß er mehrere Schritte rückwärts taumelte. — „Und nun reden wir nicht weiter davon!“ schloß der Gärtner seine Rede nnd wandte sich feierlich von dem Kameraden ab.

Anders stand wie angewurzelt da — und zwinkerte nervös mit den Augen und schielte nach dem Gärtner hinüber, der ihm den Rücken zuwandte und gebeugt über der Pavillontreppe stand und mit der Flasche und den Gläsern klirrte.

„Ja, aber, Christensen, — —“ begann er endlich.

Der Andere wandte ihm das Gesicht zu:

„Kein Wort mehr darüber, Anders,“ sagte er. Und dann setzte er sich auf die unterste Stufe und zündete seine Pfeife an.

Anders blieb noch ein paar Minuten stehen und zwinkerte mit den Augen. Dann ging er still hin und setzte sich neben ihn.

Und nun saßen sie eine Weile schweigend und rauchend da, während der Mond langsam über den Tannenwipfeln emporstieg und die Schatten auf der Rasenfläche kürzer und kürzer wurden.

Plötzlich ertönten vom Wege her Stimmen, die eines Mannes und die einer Frau. Sie näherten sich nicht, sie waren plötzlich da, als wenn auch sie sich lange schweigend verhalten hätten. Es wurde nicht laut gesprochen, es war

nur ein undeutliches Flüstern und Murmeln und dann etwas, das wie eine Klage klang, und darauf ein brummendes Beschwichtigen. Und dann wurde Alles wieder still.

Die beiden Freunde aber hatten nichts gehört. Sie saßen in Gedanken versunken da und starrten über den Garten hinaus.

„Ja, wir wollen die frische Flasche doch wohl noch probieren?“ sagte der Kartoffel-Lars, und langte nach dem Glase.

„Ja — a!“ sagte Anders und ergriff das seine ebenfalls.

„Prost!“

„Prost!“

Lars lehnte sich zurück und holte die Flasche, die hinter ihm stand und schenkte ein.

„Sagen Sie mir doch Christensen,“ begann Andersen vorsichtig, indem er den Tabak ganz besonders gründlich mit dem Mittelfinger in seinen Pfeifenkopf feststopfte — „dann kommen wir für's Erste also bei mir zusammen!“

„Ich trinke nicht, so lange sie hier sind! Das wissen Sie ja recht gut,“ sagte der Gärtner.

„Ja, aber —“

„Ich trinke keinen Tropfen, solange sie hier sind!“ wiederholte Lars und schlug mit der geballten Faust auf die Treppe. — „Es ist weiß Gott genug, daß man die neun Monate vom Jahr ein Scheusal ist!“

„Ja—a,“ sagte der Andere nachdenklich.

Der Gärtner wandte sich nach ihm um.

„Glauben Sie etwa, daß ich zu meinem Plaisir trinke?“

Der Alte richtete sich auf:

„Ich finde es wirklich abscheulich, Christensen,“ sagte er in kläglichem Ton, „daß Sie fortwährend von trinken und trinken reden! Von uns Beiden trinkt doch, weiß Gott, niemand! Wenn wir auch ab und zu des Abends mal ein Glas genehmigen und eine Stunde zusammen plaudern, so brauchen wir uns doch deswegen keine grauen Haare wachsen zu lassen!“

Anders war wirklich ganz empört, und er gab seiner Stimmung dadurch Ausdruck, daß er sein Glas leerte, ohne mit dem Kartoffel-Lars anzustoßen, der seine Pfeife hingestellt hatte, die Ellenbogen auf die Kniee stützte und den Kopf in den Händen begrub.

Der Wald-Anders holte sich heimlich die Flasche heran und schenkte sein Glas voll.

„Prost!“ sagte er dann.

Der Gärtner erhob den Kopf und sah ihn verwundert an, als habe er auf einen Augenblick vergessen, daß dort neben ihm jemand saß.

Dann ergriff auch er sein Glas und nickte:

„Prost, Anders, Prost! Zum Teufel mit der ganzen Geschichte!“

Und nachdem sie getrunken hatten, hielt er das Glas wieder hin und sagte:

„Schenken Sie ein!“

„Jawohl!“ sagte Anders geschäftig.

„Glauben Sie, daß das kleine gnädige Fräulein seit dem vergangenen Jahr gewachsen ist?“ fragte der Kartoffel-Lars plötzlich.

„Ja, — wachsen thun sie ja in dem Alter eigentlich nicht mehr,“ meinte Anders, „aber sie wird sich wohl in die Breite gelegt haben.“

„Wie alt mag sie wohl sein?“ fuhr Lars fort und schielte gespannt zu dem andern hinüber.

„Ach, — das weiß ich wahrhaftig nicht! So ein achtzehn, neunzehn sollt' ich glauben!“

„Sie haben ja nie Kinder gehabt, Anders?"

„Nein," sagte der Alte traurig, — „das war uns nicht beschieden! — Marie hat sich genug danach gesehnt aber wenn keins kommen soll, so kommt auch keins."

„Wenn Sie nun einen Sohn oder eine Tochter gehabt hätten!" sagte Lars und blinzelte ihn beinahe boshaft an.

„Ja, dann säßen wir nicht hier und tränken."

„Ha, ha, ha," das ist doch nicht abgeblasen!"

„Ja, das ist ganz abgeblasen, denn dann hätt ich aus einem andern Loch gepfiffen, Gärtner Christensen, das können Sie mir glauben! Aber wenn man weder Frau noch Kinder hat, für die man arbeiten kann, so hat man auch nichts, was einen davon abhält, denn, sehen Sie —"

„Sie reden Blödsinn!" unterbrach ihn der Lars, „aber was soll denn unsereiner denn sagen? Sie sind doch einmal verheiratet gewesen und haben Freude und Plaisir von Ihrer Frau gehabt, so lange sie lebte, aber was hab' ich?"

„Ja, das ist wohl wahr," nickte der Alte; „aber Sie haben doch gewissermaßen die Zeit vor sich, Christensen."

„Hm ja! Aber haben Sie eine Ahnung davon, was für eine Zeit das ist? Glauben Sie, daß ich jemals die Flasche in den Schrank setze und den Pfropfen für ewige Zeiten hinein schlage?"

„Nein —"

„Ja, darauf können Sie Gift nehmen!" fuhr der Gärtner erregt fort, — „hat man erst angefangen, das Beet zu bepflanzen, so hört man, weiß Gott nicht eher auf, als bis man selber in die Erde gegraben wird. — — Ihr bildet Euch alle ein, daß ich meine guten Tage hier auf dem Schloß habe!" nickte er. — „Und doch geht nicht ein Tag zu Ende, ohne daß ich mich weit weg von hier wünsche!"

„Ja, aber Sie konnten doch gewiß leicht einen andern Platz bekommen, Christensen, so tüchtig wie Sie sind," sagte Andersen sanft.

„Das sollen Sie sich nur unterstehen!" brauste Lars auf, „mich hier fortzujagen!"

„Ja, aber davon ist ja garnicht die Rede, Gärtner Christensen! Sie hier fortzujagen! Zum Teufel auch, weshalb sollte man Sie wohl hier fortjagen?"

„Ja ja, ja, ja! ich kenne diese Bande! Sowohl ihren Bruder da drüben auf Falster als auch ihren Vetter hier! Ach ja, ich kenne sie! Sie ließen gern einen Fünfthalerschein springen, wenn ich der ganzen Herrlichkeit hier den Rücken wenden wollte!"

Und Lars drehte sich hastig nach seinem Kameraden um, legte die Hand auf seine Schulter und sah ihm in's Gesicht:

„Sie sind mir ein treuer Freund, Anders," sagte er.

„Das bin ich, Christensen! Seit Marie ihre Augen zum ewigen Schlummer schloß, habe ich keine andere Stütze an meiner Seite gehabt!"

Der Kartoffel-Lars sah den Freund in einer Art religiöser Verzückung an. Dann wandte er sein Gesicht dem Pavillon zu, der nun im vollen Licht des Mondes da lag, der jetzt hoch über den Tannenwipfeln stand. Er schien durch die geöffneten Thüren hinein, und der Tisch und die Stühle und das Sopha drinnen traten in dem weißen, ruhigen Licht undeutlich hervor. Und durch die Bogenfenster konnte man die Ranken des wilden Weines, dunkel, steif und unbeweglich herabhängen sehen, als seien sie aus Eisen gegossen oder aus Holz geschnitzt.

Lars nahm sein Glas und trank daraus. Dann setzte er es wieder nieder und sagte langsam:

„Verflucht ist der Boden, auf dem wir sitzen, Anders!“

Anders wandte den Kopf um und zwinkerte mit den Augen, sagte aber nichts.

Da legte der Gärtner die Hand auf seinen Arm und fuhr fort:

„Keine Menschenseele auf dieser Erde weiß, was das Leben an Gutem oder Schlechtem bringen kann, ehe man steif und kalt zwischen vier Brettern liegt.“

Der Alte flammte einen Augenblick auf und nickte eifrig:

„Nein, das ist weiß Gott wahr und wahrhaftig!“ sagte er, „es ist weiß Gott wahr und wahrhaftig! Man tappt hienieden im Blinden und tastet und sucht, wie geschrieben stehet, und weiß nie, einen einzigen Augenblick oder eine Stunde, was für ein Ende es nimmt!“

Nach diesen kräftigen Aeußerungen versanken sie beide eine Weile in tiefes Schweigen.

Krummgebeugt, steif und unbeweglich saßen sie da und starrten zu Boden. Von Zeit zu Zeit tranken sie aus ihren Gläsern, aber ohne mit einander anzustoßen. Der Rausch war im Begriff, Macht über sie zu gewinnen. Anders war müde geworden und schloß die Augen, während ihn die Wärme über den ganzen Körper prickelte. Den Hut hatte er schon lange abgenommen, der lag auf der Treppe neben ihm, und er sank mehr und mehr zusammen, das Kinn tief über die Brust gebeugt. Plötzlich aber schnellte er in die Höhe, wie von einer Tarantel gestochen, schüttelte den Kopf, riß die Augen weit auf und murmelte:

„Was — was sagen sie? Was für ein Boden ist es, auf dem wir hier sitzen, Lars Christensen?“

Der Gärtner wandte ihm langsam das Gesicht zu:

„Soll ich Ihnen etwas sagen, Anders?“ fragte er. „Sie sind betrunken! Und das bin ich ebenfalls! Aber deswegen ist das Leben ebenso jammervoll!“

„Ja, da ist es,“ murmelte der Alte, „das ist es! Das ist eine ewige Wahrheit!“

„Aber wir sind ein Paar Schweine!“ fuhr Lars fort und machte eine Bewegung mit der Hand, „— Sie wie ich — — Sie wie ich, — wir sind ein Paar Schweine!“

„Ach, Gott, helfe uns armen Sündern,“ seufzte Anders ganz zerknirscht.

Und nun fühlte sich der Gärtner plötzlich ganz überwältigt von Kummer und Selbstverachtung. Er barg sein Gesicht in den Händen und stöhnte laut.

Anders sah ihn mit stumpfem, trübsinnigem Blick an und begann, ihn zu streicheln:

„Großer Gott, lieber Christensen,“ tröstete er, „großer Gott, lieber Christensen — — es giebt ja so viele Menschen, die trinken — — und ich mache Ihnen, weiß Gott, keinen Vorwurf daraus!“

„Anders?“ murmelte Lars.

„Ja“ — —

„Anders?“

„Ja!“

„Weißt du wirklich garnichts davon?“

„Wovon soll ich was wissen?“

„Von mir und der Gnädigen!“

„Ja—a, ich hab' ja davon gehört, — ich hab' ja davon munkeln hören.“

„Bist du mein Freund, Anders?“

„Ja, das bin ich, Lars, das bin ich! — — bis zu meinem letzten seligen Schlummer bin ich dein Freund!“

„Anders!"

„Ja?"

„Ich bin der Vater der kleinen Annette."

„Ja, die Leute erzählen sich das ja, aber die Beweise?"

„Können Sie dann wohl verstehen, daß es sich nur schlecht für mich schickt, hier zu sitzen, und mit Ihnen zu trinken?"

„Ja—a!"

„Aber ich thue es doch, Anders, aus Trotz! Denn was für Plaisir hat man von einem Kind, das Einen nicht anerkennen darf?"

„Nein, da haben Sie ganz recht!"

„Wissen Sie, was ich manchmal glaube?" fuhr der Gärtner fort, er hatte die Ellenbogen wieder auf die Kniee gestützt und barg das Haupt in den Händen und schien jetzt ganz unberührt vom Rausch zu sein, „— ich glaube manch liebes Mal, die Frauen sind aus anderm Stoff gemacht als wir!"

„So?" sagte Anders geistesabwesend und zwinkerte mit den Augen wie eine Eule. Er fing wieder an müde zu werden.

„Denn wir können ja rackerig und dergleichen werden," fuhr Lars fort, „aber das ist garnichts gegen das, was man zu sehen bekommt, was in ihnen steckt."

„Nein," nickte der Alte und wurde einen Augenblick wach, „aber auf Marie können Sie mit dem besten Willen nichts sagen, Christensen, denn die war, — ja, weiß Gott, die war, — bei Tag und bei Nacht — —"

„Ja, ja," gab Lars zu, „— es ist mit Unterschied, das weiß ich recht gut! Aber d i e s e, die schlich um mich herum wie eine Katze, und wo ich meinen Fuß auch hinsetzte, da stand sie und redete mir zu Munde und sah mich mit Augen an, die mich manch liebes Mal veranlaßten, zu Boden zu sehen, denn sie war ja doch meine Herrin."

„Ja — a, — — aber der Hofjägermeister war doch ziemlich alt," entschuldigte sie Anders.

„Das war er, ja; und wenn keine Kinder gekommen wären, dann hätte sie ja die ganze Prost Mahlzeit nicht geerbt. Aber das war nun auch egal; wo ich mich im Garten blicken ließ, da paßte sie mir auf, in den Treibhäusern und hier beim Pavillon — — "

„Ja, die Frauenzimmer sind oft furchtbar erpicht!" meinte Anders. — „Aber haben Sie sie denn nicht angerührt?"

„Ja — a!" nickte der Gärtner, „— es war in dem Herbst, als der Hofjägermeister krank war, da kam ich eines Nachmittags hier herunter und harkte das welke Laub zusammen. Ich hatt' den Rock abgeworfen, denn es war ziemlich warm. Da kommt sie mit Pollux aus dem Walde spaziert, und als sie mich sieht, geht sie direkt auf mich zu und stellt sich neben mich: „Sie leiden wohl an Wärme, Lars," frägt sie, und ich sage natürlich ja, denn warm war es. Und dann sieht sie mich wieder mit diesen sonderbaren Augen an und legt die eine Hand auf meinen Arm, ganz oben, wo das dicke Fleisch ist: „Sind Sie nicht bange, daß Sie sich erkälten? fragte sie mich dann. Ich schüttle nur den Kopf. „Nein, Sie sind auch so ein richtiger Kraftkerl!" sagt sie und drückt ihre Finger in meinen Arm, so daß es beinahe weh that. Aber da konnt' ich nicht länger an mich halten!" fuhr Lars fort, und seine Stimme bebte, — ich schmeiße den Rechen hin und schlinge beide Arme um sie und küsse sie."

„Na nu!" sagte der Alte, der jetzt ganz wach geworden. — „Schrie sie denn nicht?"

„Nein, sie sah sich nur ganz erschrocken um, und dann sagte sie: „Nehmen sie sich doch in Acht, Mensch!" und ich stand da und bebte am

ganzen Körper. Aber dann kam sie wieder zu mir hin, ganz dicht kam sie an mich heran und sagte ganz ruhig: „Wollen Sie heute Abend um zehn Uhr hierher in den Pavillon kommen? Ich möchte gern mit Ihnen sprechen.“ Und dann gingen sie und Pollux ins Schloß zurück.“

„Hi, hi, hi!“ grinste Anders und nahm einen Schluck aus seinem Glase, — „seid Ihr dann zusammengekommen?“ fragte er und wandte den Kopf um und betrachtete aufmerksam den alten Pavillon von oben bis unten, als sei es das erste Mal, daß er ihn in Augenschein nähme.

„Ja, wir trafen hier an dem Abend zusammen, und noch manch liebes Mal seither.“

„Hi, hi, hi!“ grinste der Alte abermals. „Aber ich sehe wirklich nicht ein, weshalb Du Dich noch hinterher darüber grämen willst, Christensen, denn das ist doch ein Vergnügen, so lange es währt!

„Ja — a!“ sagte der Gärtner, — „und ich mache mir auch verdammt wenig aus der Gnädigen! Die kann mir den Buckel herunter kriechen! Aber es ist sehr hart, Anders, wenn die eigene Tochter Einen nicht anerkennen darf!“

„Das mag sein,“ nickte Anders, — „aber es würde ja eine ewige Schande für alle Teile sein!“

„Und dann wollte sie mich bereden, nach Amerika zu gehen, „lachte der Kartoffel-Lars höhnisch, — „damals, als sie merkte, daß sie von mir geschwängert war, da wollte sie mich bereden, nach Amerika auszuwandern!“

„Ehe der Alte starb?“

„Ja — a, gleich hinterher! Sie wollte mir viel Geld geben, sagte sie.“

„Das ist doch des Satans!“ fluchte Anders und schüttelte entrüstet den Kopf. „Hat man je so was gehört! Sie wollte dann wohl nur das Kind haben?“

„Ja, darauf ging das ganze hinaus, nur damit sie das Gut und das Geld behalten könnte.“

„Nein, das glaub' ich Ihnen wahrhaftig nicht, Christensen!“ sagte der Alte sehr bestimmt.

„Was glauben Sie mir nicht?“

„Nein,“ wiederholte er, „ich glaub' es Ihnen wahrhaftig nicht! denn so schlecht, wie Sie da sagen, kann doch kein Mensch sein.“

„Ja, ja, ja, ja!“ lachte Lars. „Sie haben gut reden, Anders Jensen! Die Frauenzimmer sind, weiß Gott, viel schlimmer, als man es sich vorstellen kann.“

„Ja, wenn das wahr ist,“ sagte Anders und sah voller Empörung vor sich nieder, „dann ist die Gnädige die abgefeimteste Dirne, die mir in meinem ganzen Leben vorgekommen ist!“

„Das ist sie auch!“ bestätigte der Gärtner, — „so sanft und mildthätig wie sie sich sonst auch anstellt!“

„Aber Sie haben sie ja ganz in der Hand! So zum Beispiel mit dem Pavillon hier!“

„Zum Teufel mit dem Pavillon!“ murmelte Lars, „— der ist an meinem Ruin schuld!“

„Ach, Ihr hättet schon einen andern Ort gefunden, wo Ihr hättet zusammenkommen können!“ meinte Anders.

„Aber warum in aller Welt wollt' sie den denn nur durchaus wegschaffen?“

„Ich sollte meinen, das ist leicht zu begreifen!“

„Ja — a, das ist es wohl!“



„Und dann ist da ja außerdem noch das,“ fuhr der Kartoffel-Lars fort, „daß ich jedesmal, wenn sie hier in den Garten kommt, dafür sorge, daß ich etwas hier in der Nachbarschaft zu thun habe.“

„Hi, hi, hi! und das ist ihr unbequem!“

„Versteht sich!“

„Natürlich, ha, ha, ha!“

„Und dann locke ich immer die kleine Annette hierher, daß sie sich die Rosen ansieht.“

„Na ja, sie ist doch auch Ihre leibliche Tochter!“

„Ja — a!“ seufzte der Kartoffel-Lars und war auf dem besten Wege, wieder sentimental zu werden. „Und manch liebes Mal, wenn sie hier steht und sanft und freundlich mit mir plaudert, Anders, so bin ich kurz davor, ihr zu sagen, wie sich das Ganze verhält“.

„Ja, aber das können Sie wirklich nicht thun, Christensen!“ sagte der Alte ganz ängstlich.

„Ja, aber verstehen können Sie es doch?“

„Ja — a, — verstehen kann ich es ganz gut — — Aber thun dürfen Sie es darum doch nicht!“

„Nein, das ist ja richtig und ich thue es auch nicht, und ich bin ja auch nicht würdig genug dazu! Aber vergangenes Jahr, da nahm ich ihre Hand und küßte sie, um nichts in der Welt hätt' ich das lassen können! Und dabei sah ich sie an und sagte, „meine kleine Annette!“

„Nanu!“

„Ja, sie wurde natürlich bange und lief davon. Und am Tage darauf kam die Gnädige und sagte mir, wenn ich mich noch einmal unterstände und solche Hundekünste versuchte, würde ich selbigen Tages vom Hofe gejagt, denn kein Mensch würde mir meine Geschichten glauben, sagte sie, denn alle Welt wüßte ja, daß —“

„Wüßte was?“ fragte Anders, als er plötzlich innehielt.

„Wüßte, daß ich tränke!“ sagte Lars bitter.

„Hat sie das gesagt?“

„Ja, aber das ist ja auch die pure Wahrheit, Anders! Es ist die pure Wahrheit! Ich gehe ja keinen Abend nüchtern zu Bett.“

„Na, nun übertreiben Sie aber wirklich, Christensen. Wir kommen doch nicht jeden Abend zusammen.“

„Ja —, aber ich trinke auch, wenn ich allein bin,“ murmelte der Gärtner und sah vor sich nieder, — „davon wissen Sie nur nichts, aber ich sitze hier jeden Abend und trinke.“

„Was sagen Sie da!“ rief der Wald-Anders ganz entsetzt aus, und der letzte Rest des Rausches rieselte gleichsam von ihm ab.

„Jedes Wort, was ich gesagt habe, ist wahr!“ nickte der Kartoffel-Lars klagend. „Und ich habe Sie noch obendrein zum Trinken veranlaßt, Anders, ich bin der Schweinhund, und ich kann nicht aufhalten, ich kann es nicht lassen! Neulich hatte ich den Schlüssel zu dem Schrank in den Brunnen geworfen, um mich davon frei zu machen; so lange es heller Tag war und ich mich unter den Andern bewegte und arbeitete, war ich ganz stolz auf das, was ich gethan hatte. Als ich dann aber in die Stube kam und mein Abendbrot verzehrt hatte, fing es in mir an zu zwicken und zerren, und ich riß mir die Kleider vom Leibe und ging zu Bett. Aber es war ein harter Kampf, und schließlich konnte ich nicht länger widerstehen, ich kroch aus dem Bett heraus und nach dem Schrank hin, und dann, — ja, und dann brach ich die Thür mit einem

Stemmeisen auf, ja, ich brach die Thür mit einem Stemmeisen auf!" klagte der Gärtner und wiegte hülflos den Oberkörper hin und her.

Der Wald-Anders hatte sich, während der Freund diese traurige Beichte ablegte, mehr und mehr aufgerichtet. Und nun saß er steif und stuhr auf der Stufe neben ihm. Sein kleines zusammengeschrumpftes Gesicht war ganz blaß geworden, und der Schweiß perlte ihm an allen Ecken und Enden aus dem Körper. Er schielte verstohlen zu dem Kartoffel-Lars hinüber, der gebeugt, den Rücken zu einem großen Bogen gekrümmt, das Gesicht in den Händen begraben, dasaß; und plötzlich schlug er gegen die halbgefüllte Rumflasche, so daß sie zwischen den Stufen hindurch, an die Erde fiel.

„Der Teufel hol' diese Trinkerei!" murmelte er finster vor sich hin. Dann stand er plötzlich mit einem energischen Ruck auf, schüttelte den Kopf, zwinkerte mit den Augen und sagte:

„So wahr ich hier als Sünder vor Gott stehe, Christensen, so setze ich meinen Mund nie wieder an ein Glas, außer wenn es des Durstes wegen geschieht."

Lars erhob den Kopf und sah ihn an:

„Und Sie glauben, daß das nützt?" fragte er.

„Natürlich glaube ich, daß das nützt!" nickte Anders überirdisch. „Und stehen Sie jetzt auch auf, Gärtner Christensen, und geloben Sie sich selber das gleiche in dieser heiligen Stunde."

„Das habe ich schon so oft gethan," murmelte der Gärtner, „aber ich bin verloren."

„Ach was, das seid Ihr nicht," sagte der kleine Waldhüter ganz begeistert. — „Ihr habt es Euch selber gelobt, und das nützt am Ende nicht! Aber nun könnt Ihr es mir einmal geloben, Christensen! Nun könnt Ihr mir es einmal geloben!"

Lars erhob sich langsam.

„Und glauben Sie, daß das nützt?" fragte er, mit schwacher Hoffnung in der Stimme.

„Es soll nützen!" sagte der Alte und erhob drei Finger.

„Und jeden Tag werden Sie mich daran erinnern?" fuhr der Gärtner fort und ergriff die Hand des Freundes.

„Jeden Tag, den Gott werden läßt!" bekräftigte Anders und drückte die dargebotene Rechte.

„Gott im Himmel lohn' Ihnen das, Anders!"

„Kein Ursach!" erwiderte der Wald-Anders. „Und nun soll das Ganze eine andere Gangart bekommen, Gärtner Christensen!" nickte er. „Vor allen Dingen reißen wir den Pavillon nieder. —"

„Ja, aber — nein!"

„Jetzt kommandiere ich, Christensen!" sagte Anders und machte eine gebieterische Handbewegung, — „Das alte Gerümpel hat Ihnen Elend genug bereitet! — — Und dann weißen wir mein Haus und flicken das Loch aus und malen die Thüren, so daß Alles wieder ordentlich und repetierlich wird wie zu der Zeit, als Marie noch lebte."

„Und wenn wir des Abends zusammensitzen, trinken wir Dünnbier!" sagte der Kartoffel-Lars, von der allgemeinen Begeisterung ergriffen.

„Dünnbier, und hin und wieder mal eine Flasche bairisch Bier, Christensen, denn man soll keine Sache übertreiben!"

„Und dann wird die Zeit kommen, wo ich mich nicht vor der kleinen Annette zu schämen brauche!"

„Die Zeit wird kommen, wo Sie sich vor keinem Menschen auf der ganzen Welt zu schämen brauchen, Gärtner Christensen," sagte Anders förmlich verzückt. „Und nun geben Sie mir Ihre Hand darauf, daß Sie selber wie ein Mann kämpfen wollen, wenn die Versuchung an Sie herantritt!"

„So wahr ich hier als Sünder vor Gott stehe," sagte Lars feierlich und reichte dem Freund die Hand, „will ich thun, was in der Macht eines sterblichen Menschen liegt, um zu widerstehen, wenn der Versucher lockt!"

„Darauf wollen wir mit einander anstoßen!" sagte Anders in Ekstase. „Darauf wollen wir anstoßen! Es ist noch ein kleiner Schluck in den Gläsern! — — Prost, Gärtner Christensen!"

„Prost Holzwärter Anders, Prost! und Gott lohne Ihnen Ihre große Freundschaft!" sagte der Kartoffel-Lars tief bewegt und schlang die Arme um seinen Erretter.

Schluck und Jau.

Von **Alfred Kerr.**

I.

„Hauptmann ist tot, es lebe Shakespeare". So schrieb Julius Hart nach der Aufführung.

Da er tot ist, bleibt noch das Begräbnis. Man lege die Schabracken auf die Gäule, schiebe sodann den Sarg auf den Wagen und setze sich in Trott. An der Spitze Julius Hart mit einer Fahne, drauf steht: „Ich hab' es immer gesagt". Neben ihm Bruder Heinrich, beide tragen auf ihren Schultern den gesegneten Dichter des Probekandidaten und singen: „Eleison, laßt uns singen und loben, der Höhenmensch sitzt hier oben".

Dramatiker führen die Pferde; links Sudermann, eine Citrone haltend; rechts Fulda, als Leichenkutscher schwarzgekleidet. Brahm folgt in einer Karosse, früherer Zeiten denkend, das Taschentuch vor dem Gesicht, kutschirt vom Fuhrmann Rittner. Schlenther in einer Hofequipage; sein Schmerz mengt sich mit dem Jubel, für zwei Tage vom Burgtheater frei zu sein. Dann ein Riesenschwarm Webersleute: gestern gruben sie draußen mit ihren Fingern das Grab. Zum Schluß Kavallerie. Man bemerkt Leistikow zu Pferde, ebenso Felix Holländer, den Doktor Plötz, Moritz Heimann, mich, viele Sonstige. Vorn sprengt Fischer dahin mit umflortem Pallasch.

Ehe der Sarg hinabgelassen wird, fragt Julius Hart: „Winschen Se noch was, Herr Hauptmann?" Hierauf spricht Pastor Reicher Gedenkworte. Nach einem Schlußgesang, „Es ist bestimmt in Gottes Rath, uns bleibt der Probekandidat", verläßt man den Kirchhof.

Hartleben kommandirt in einem benachbarten Lokal den Trauersalamander.

II.

Wir fassen uns kurz.

Schluck und Jau soll ein Capriccio sein. Erst war das Stück auch so benannt. Ein Capriccio? Immerhin ein Capriccio mit Rahmen. Immerhin ein Rahmen von ausführlicher Breite. Immerhin ein Prolog noch vor dem Rahmen. Jean Paul meint, die Deutschen versehn ein Epigramm mit einer Vorrede und ein Liebesmadrigal mit einem Sachregister. Das gilt nicht für Hauptmann: doch es war eine schiefe Sache.

Schief? Ein Torso? Ein Capriccio? Es giebt eine Aesthetik der Aeußerlichkeiten. Ein Torso, von den Schauspielern des Deutschen Theaters feierlich eingeübt. Ein Torso, vorher angekündigt. Ein Torso, mit der Darlegung, was gewollt und was nicht gewollt. Ein Torso mit Verwahrungen. Nein! In solchen Fällen müssen die Freunde sich des Manuscripts bemächtigt; der Direktor es gegen den Willen des Autors gespielt haben.

Capriccio hin, Capriccio her. Ein Capriccio ist ein Werk, eingegeben vom Augenblick, das die Spur einer raschen Laune trägt. Zwei Möglichkeiten bestehn. Die Laune kann im Stoff liegen. Also kann ein Capriccio vollendet sein: es kann den flüchtig festgehaltenen Moment ohne Rest und Tadel ausdrücken. Zweite

Möglichkeit: das Capricciose liegt in der Behandlung, nicht im Stoff: bald ist der Dichter gelaunt auszuführen, bald gelaunt fallen zu lassen. Capriccio ist dann weniger ein Gattungsname als ein mildernder Umstand.

Pereat mundus, fiat justitia: Hauptmanns fehlgerathenes Spiel ist von der zweiten Art.

III.

Was geht denn vor? Jau, ein Strolch, wird ins Schloß gebracht, wird als Fürst geehrt. Wie benimmt er sich? Jau steigt aufs Roß; man schwört, daß er abfällt; nein, er bändigt es, ein geborener Reiter. Das Parkett ist der Meinung: hier müsse das Stück einsetzen; hier sei der Ausgangspunkt; die Großen wollen mit dem Proletarier spaßen, doch er überwindet sie. Ich hatte die Meinung im geringsten nicht So ein Stück hätte Fulda geschrieben, aufklärerisch, mit fabula docet. Aber Hauptmann?

Hauptmann sieht in heitrer Freiheit beide Gruppen: auch das still Sympathische in der Melancholei dieser Mächtigen. Ein lebenskennerischer Schein umwittert ihre Häupter; als schwermüthige Gäuche tragen sie das Mal der irdischen Vergänglichkeit.

Also nicht Talismanie: dennoch Beobachtung der Kastenseele. Also doch nicht bloß ein Spiel zu Schimpf und Scherz? Also doch was mehr als so ein Falter? Den Gipfel bilden da zwei Punkte: die ausbrechende Machtkrankheit am Gestiegenen; zweitens die blendende Wirkung des Fürstenmantels auf die Umgebung. Diese Punkte war Hauptmann in der Laune beiher abzuthun. Haben die Gegner nicht Recht, wenn sie toben? Sie könnten sagen: das Unwichtige ist ausgeführt, das Wichtige unausgeführt. Und für die Darstellung ließ Hauptmann den Gipfel abtragen, abhacken, in den Bretterschlund eines Schauspielhauses feuern.

Das Ganze war ein Capriccio, insofern es nicht einen Mangel an Können zeigte, sondern einen Mangel an Ernst.

IV.

Wir sind im Zug. Sei Kent nur ohne Sitte, wenn Lear verrückt. Also weiter.

Darf man die Art eines bestimmten Künstlers annehmen? Wenn ein sachlicher Zweck besteht. Hauptmann braucht die Rede Shakespeares bis zum I-Punkt. Er weist auf die Widerspenstige. Er zeigt, daß er die Selbstentäußerung bewußt vornahm. Nur warum er sie vornahm, zeigt er nicht. Stiltändelei bleibe Andren. Wir erbosen uns nicht über symbolistische Gecklein, die nie einen eignen Grundton kannten. Doch wenn man einer ist, der Einer ist, packt uns eine heilige Wuth. Vordem hätte Hauptmann geschrieben: „Verbrenn' die Schenke!“ Jetzt sagt er: „Nimm dreißig Schütten Stroh, ein Faß mit Pech, und schicht es auf im Wirthshaus nebenan, das du auf deinem Grund und Boden duldest. Hernach nimm Zunder, Stein und Stahl, was gilt's? Zünd'st du es an, so brennt's. Ist eingeäschert erst die Spelunke . . . nun, die Drosseln fliegen nach Vogelbeeren, Hunde gehen nach Aas, und Trunkenbolde wittern eine Schenke elf Meilen weit.“

Ein Sprung in William's lieblich-rauhe Sprachfluth hat verjüngende Macht. Bei Heinrich Kleist sagt der Kurfürst: „Noch vor der Sonn' im Schlachtfeld will ich sein,“ — wir lauschen gern und fühlen nichts Unholderes, als wenn Robert Schumann sich mit Johann Sebastian Bach berührt (welcher die Wittichen in der Musik ist). In der versunkenen Glocke mahnt Hauptmann an Shakespeare wie an einen fernen und geliebten Freund. Man fühlt das Zarte dieser hergewehten Beziehung. Daneben aber stand was nur hauptmännisch war. Ich sah dich schon,

wo sah ich dich? Ich rang, ich dient' um dich . . . wie lange? Dort stand: Du hörst den Jubel aller Frühlingssänger, die unsrer warten; — „ja, ich höre ihn!“ Dort stand: Du freigeborner Sproß! o wär' ich der, der ich einst auszog, früh, am ersten Tag! Dort stand: Du bist die Schwinge meiner Seele, Kind; zerbrich mir nicht; — „wenn du mich nicht zerbrichst.“ — — —

Das alles fehlt.

V.

Immerhin, meine Lieben!

Sidselill. Wie? „Sidselill.“ Die Namen halten sonst nicht, was sie versprechen. „Adeluz,“ „Hadit,“ „Malmstein.“ — ist der Leib in Staub zerfallen, lebt der schöne Name noch. Aber diese Prinzessin ist ein pflanzenhaft selbstisches Zuckerpüppchen, sinnend und falsch, launisch-zart und gelangweilt, mit versteckt rinnender Begehrlichkeit, mit wunderhold seidenem Haar, — und plötzlich dringt der Schrei einer Küchenmagd aus dem zierlichen Munde, mißtönend. Sidselill vermehrt die Zahl der weiblichen Urbilder.

Schade —, sie wäre gestaltet, wenn ihre Züge stärker im Lauf der Rüpelhandlung vorträten als gelegentlich nebenbei. Sie blieb ein Bruchstück, in diesem Bruchstück.

Auch Jau. Wo aber Jau erwacht, erwacht der Dichter. Hier ist ein räudelhaft ergreifender Humor. Der Stromer liegt im Fürstenbett. „Nu da gieb mir amal die Hosa har“ — bis zu diesen lebensvollen Worten eine Steigerung, und aufwärts bis zum Schluß. Hier geht Lachen und Erinnerung an Leiden durcheinander. Der lausige versoffne Strolch faßt an seinen Rücken, ob ihm Engelsflügelein wachsen. Das Bittere und Ewige des Spaßes spricht in diesem kurzen Paradiesesirrthum. Wie fein, daß Jau's erste Regung gerichtlich ist. Wie menschlich die ausgelassene Freude am Kommandiren. Springa mißt' r! hopsa! Schlangtobilang! Kaschna zibulki! Wie ulkig ernst, was er im Paradiese fordert — „a Stücke Fleesch assa und Tunke und Kließla und Sauerkraut, daderzune will ich an Kuffe Bier, dann kann de Reiterei lusgiehn.“ Und dazwischen der reflexmäßige Schrei: die Hunde fest! In dieser Stimmung dieser Schrei.

Wer kann das im ganzen Deutschland, in Luxemburg und im Ausland? Kaschna zibulki!

VI.

Der kann es, der den Schluck gezeichnet hat.

Der Eine furchtbar prächtig wie blutiger Nordlichtschein, der Andre süß und milde, als blickte Vollmond drein. Mein freundlicher Schluck! Mein lieber, lieblicher, mein holdselig-armselig zugethaner Schluck, mein bethulicher Schluck, mein vertraulicher Schluck, mein sanfter, mein schlesischer, mein gemittlicher Schluck!

Schluck im Schlosse gehört zum Wunderschönsten unsres ganzen Besitzes. Jau ist Stückwerk, Schluck ist vollendet. Der menschliche Schluck, der vor Glück zu leuchten beginnt, ist Inhaber von vielen „Kinsten“. Er ist sehr kinstlich. Er ist vom Mutterleibe an sehr kinstlich geboren. Mit schwer beschreiblichem Gefühl hört man ihn reden, wenn er in den fürstlichen Kamin blickt: „Scheenes buchnes Holz! Das is scheenes buchnes Holz, wasde da brennt, das hab ich sehr gerne, wenn das so knackt. Ich rich's au sehr gern.“ Das Prahlen der armen Luder in bessrer Umgebung wird bei Jau kraftmännisch, bei Schluck still und liebenswerth. Man bittet ihn, sich zu verkleiden. Er ist rasch bei der Hand. Da kenn se noch manchen Spaß mit mir haben. Das mach' ich auch nicht zum ersten Mal. Wo meine Schwester Hochzeit hatte, da mußt' ich halt auch eine Hebamme machen.

Dann bittet er um Entschuldigung, als der Spaß mitglückt, weil er keine Zeit zum Einüben hatte . . .

VII.

... Wir übersehen das Werk. Nietzsche, als er vom Genie spricht, sagt mit Recht: „In Wahrheit produziert die Phantasie des guten Künstlers oder Denkers fortwährend Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes, aber seine Urteilskraft, höchst geschärft und geübt, verwirft, wählt aus, knüpft zusammen.“ Das unterblieb hier. Die Veröffentlichung scheint uns darum trotz allem ein Irrtum. Schluck wird fortleben. Noch Manches sonst. Dem Ganzen war bestimmt, im Nachlaß gefunden zu werden.

„Gesegnet werde, wer da lobt; gesegnet werde, wer da zischt.“ Was Hauptmann Bestes gab, war bisher neun Monate getragen. Hier zeigt er der Welt, wie so ein Ding nach zwei Monaten aussieht. Man ist verstimmt. Man gewahrt dabei, daß Hauptmanns Kinder nach zwei Monaten bereits größer sind als der Andren ihre nach neunen.

VIII.

Aber das haben wir gewußt.

Rundschau.

Die Gioconda.

Die Sezessionsbühne gab die Gioconda von D'Annunzio. Für gewisse Seiten des Dramas wurden neue Ausblicke sichtbar. Auch Neues an Gabriel D'Annunzio.

Er ist ein Mischer. Sein Ahnherr war Bourget. Der Enkel wächst in die Höh', lauter, berauschter, strahlender. Bourget ist beinah asketisch. D'Annunzio wirthschaftet mit aller Pracht der Farbe, der flimmernden Gluth, des Meerleuchtens. Bourget ist von pariserischem Anstand, noch in dunklen Zuständen, noch in äußerster Stimmung. Bourgets Damen bekommen stets Haue: doch es haut nur die Ueberreizung eines Menschen von Schliff. Bei D'Annunzio tobt in brüllender Brunst ein Liebes-Ajar; ein losgelassenes, tollgewordenes, hingegebenes und klagendes Wesen. Ein schwermütiges „Männchen" in bockendem Irrsinn und tiefer Mattheit. Noch auf dem Nullpunkt unersättlich. Noch in der Koserei lebensgefährlich.

Du hast mit krampfigen Fingern
Die dampfenden Glieder enthüllt,
Du hast in meiner Umarmung
Eine brünstige Wölfin gebrüllt.

Diese unterhaltende Psychologie der Zuckungen wird umschmeichelt von einer südlichen Brise. Und die Anfälle spielen auf dem Untergrund einer durchsättigten, alten Welt der Künste und Kulturen. Der Wurm sitzt drin: noch aber ist sie glutvoll und leuchtend. Der Beischlaf im Museum mit Keile.

In der Gioconda zeigt D'Annunzio andre Züge. Die Art und Unart dieses Wilden, Vielgestaltigen, Lockenden und recht Liebenswerthen erscheint gedämpft, gesänftigt, abgetönt. Wie zurückgezogen vom brausenden Schrei des Lebens in einen feierlichen Frieden. Statuarisches liegt in der Stimmung. Daseinsheiligkeit schwebt herauf und dankbare Verklärung Genesender. Es ist die Poesie des Schmerzes und des Schweigens; der gegenwärtigen Ruhe mit der Erinnerung geweinter Thränen, und der Ahnung künftiger. Alles romanisch arrangiert.

Also der volle Stimmungszug ist das Neue an D'Annunzios Drama. Es blüht und leuchtet und strömt. Ein linder Strom — ohne Klippen. An Britisches, an Shakesspeare und Byron, die wundersam gurgelnde Strudel haben, darf man sich nicht erinnern. Hier ist nur Frühling, Licht und Gnade. D'Annunzio spricht vom Meer. Wir denken bei Meer an die Ostsee; an abhärtende Reize mit Flanell. Er aber sagt nur: das tyrrhenische Meer. Und man hört Gesänge in weichen, gastlichen Lüften. Der Süden ist groß, D'Annunzio einer von seinen Propheten.

Er malt, nicht nur meteorologisch. Er malt ein dunkles Atelier, mit schweren Vorhängen, ein Sonnenstreifen fällt hinein, eine Frau wartet, und Marmorbilder stehn und sehn sie an, — eine Zweite dreht den Schlüssel, dann tritt sie in den dunklen kühlen Raum, eine Gegnerin um Dasein und Untergang, den Schleier vor dem Gesicht.

Und es entspinnt sich allerdings bloß ein leerer, gewöhnlicher und unwahrer Auftritt, mit Antithesen und einer versagenden Nervenwirkung: umfallende Statue, blutig zerfleischte Hände. D'Annunzio sucht ewige Schmerzenssymbole dekorativ zu gestalten. Er sucht am Schluß den Reliefschmerz in das moderne Drama einzuführen. Es bleibt zur Hälfte arrangiert.

... Die Sezessionsbühne wußte beide Arten herauszubringen: das greifbar Malerische und das Malerische der Luftströmung. Die Musik aber herauszubringen, die im bewegten Hin und Her liegt, wußte sie noch nicht. Die Schauspieler müssen anders stilisieren. Auch D'Annunzio stilisiert: er giebt nicht die Dinge, sondern die Melodie der Dinge. Er ist ein Dionysier: die Künstler müssen fliegen lernen. Sie müßten Arien sprechen. Nicht auf der Erde herumstapfen, zuverlässig und einheimisch. Nicht mal ein beiläufiger Freund, der von

Aegypten zurückkehrt, darf an Berlin erinnern. Die Künstler müßten sich besaufen.

Dankenswert bleibt immerhin, daß man einen Begriff erhielt von der strahlenden Frühlingsfeierlichkeit und der flackernden Seele dieses Wunderlichen — der häufiger auf die Nerven als auf das Herz geht; häufiger ein Virtuos als ein Dichter ist; und sich in keinem dieser Fälle mit Kleinigkeiten abgiebt.

Kerr.

* * *

Aus den bei Ruskin's Tode zahlreich erschienenen Nekrologen sind zwei wichtige Charakteristiken hervorzuheben. S. Saenger in der Zukunft beschäftigt sich mit dem Sozialreformer, Richard Muther in der Wiener Zeit mit dem Sozialreformer und Kunstapostel.

Ruskin's Sammlungen von Aphorismen über Sozialreform sind durchaus dilettantischer Natur. Wie bei den meisten Thatmenschen begegnet man bei ihm sogar einer ausgesprochenen Verachtung für alle Elemente wissenschaftlich-systematischer Arbeit. Logik, Grammatik, gedankliche Architektonik werden geradezu als Feinde des gesunden Lebens betrachtet. Nur ein Gedanke, oder vielmehr eine Tendenz geht durch seine Schriften: die Bekämpfung des Manchestertums. Den Verfall der Gesellschaft in Anarchie begründet er durch ökonomische Ursachen, besonders durch den Mißbrauch der Regierungsgewalt in den Händen der herrschenden Klassen, und er macht Vorschläge, die die Freiheit und Ausdehnung des festen und mobilen Kapitals beschränken sollen, die also auf ökonomische Gleichheit zielen. Danach scheint es fast unverständlich, daß er von derselben materialistischen Kritik wie Marx und Engels ausgehend die demokratischen und sozialistischen Bewegungen der Zeit mit schroffster Feindseligkeit verwirft. Im Gegenteil erwartet er alles Heil von der moralischen Besserung der herrschenden Volksschichten, von ihrem guten Willen, aus Unternehmern und Ausbeutern Patriarchen und selbstlose Führer des Volkes zu werden, da dieses sich infolge der „gesunden Unfähigkeit des Durchschnittes für geistige Arbeit" doch nicht selbst regieren könne. Er verlangt eine neue Organisation der Gesellschaft auf Grund eines ideologischen Unterbaus, eine Art mittelalterlichen Gilde- oder Genossenschaftswesens. In solche Genossenschaften hat er sein Vermögen gesteckt, und aus diesem praktischen, apostolischen Wirken nicht minder als aus dem energischen, emotionellen Charakter seiner widerspruchsvollen Schriften stammt sein großer Einfluß auf das soziale Leben Englands.

Auch sein kunstreformatorisches Wirken ist, wie Muther ausführt, aus dieser für das Praktische hervorragend organisierten Natur zu erklären. Ruskin ist weder ein feinsinniger Essaiist wie Hermann Grimm, noch ein geistvoller Erzähler wie Justi, an Gelehrsamkeit wird er von vielen Kunstschriftstellern übertroffen. Es liegt ihm gänzlich fern, die Kunst aus der Kultur jedes Zeitalters zu erklären, sich objektiv als Historiker zu verhalten. Wie ein Kämpfer steigt er in die Arena, lobt das eine, tadelt das andere, indem er sich fortwährend widerspricht. Alle Fakultäten mischen sich in seinen Schriften. Mehr als von Kunst ist von Zoologie und Botanik, von Mineralogie und Gottesgelahrtheit die Rede. Auch seine Art, uns wie Kinder an der Hand zu nehmen und mit Unfehlbarkeitsmiene die selbstverständlichsten Dinge zu sagen, berührt oft mehr plump als geistvoll. Man glaubt eher einem Sonntagnachmittagsprediger oder einem Apostel der Heilsarmee. als einem Ästhetiker zu lauschen. Neben den höchst nüchternen, trockenen englischen Kunstschriftstellern wirkt er wie ein Seher; denn er lebt in den Dingen, von denen er spricht. Orakelhafte Dunkelheiten, Verdrehtheiten, Paradoxe sind ihm Mittel zum Zweck. Unklar als Forscher, einseitig als Kritiker ist er der größte Agitator, der jemals über Kunst geschrieben. In keinem Kunstgelehrten, sondern in Tolstoi hat er sein Gegenstück.

Aber in dieser agitatorischen, erziehlichen Thätigkeit liegt sein bleibendes Verdienst. Der Künstler schwebt in der Luft, wenn ihm das Publikum fehlt. Dieses Publikum heranzuziehen, war die Aufgabe seines Lebens. Durch ihn ist das unkünstlerische England das Vaterland vornehmsten Kunstempfindens geworden. Alles mußte seinem Ideal ästhetischer Menschenerziehung dienen. . Als er 1870 Professor in Oxford wurde, gründete er sogleich eine Kunstschule, zu der er selbst die Hälfte des Kapitals schenkte. Mit Rossetti gab er abends den Zeichenunterricht, aus dem die besten kunstgewerblichen Zeichner des modernen England hervorgingen. Als er das Bürgertum gewonnen hatte, wandte er sich an die Arbeiter. Mitten im Kohlenrevier, in Sheffield, wurde das „Ruskin-Museum für Arbeiter" begründet. Grotesk erscheint sein Haß gegen den Industrialismus wie gegen alle technischen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts, wenn er in der Coach statt in der Eisenbahn fuhr, wenn seine Bücher, die nur durch Handarbeit hergestellt waren, in Karren nach dem Londoner Verkaufshaus gebracht wurden. Wenn die englische Malerei noch heute im allgemeinen jede Berührung mit dem arbeitenden Leben meidet, wenn nie Eisenbahnen, Maschinen, Fabriken gemalt werden, so geht diese Beschränkung auf seine engherzige Doktrin zurück, die im modernen Leben auf jeden Fall nur Häßlich-

keit sah. Dennoch bleibt er der große Apostel, der dem Bürgertum und den Arbeitern den verlorenen Weg in das Land der Kunst wieder gezeigt hat.

* * *

Ein überaus geschmackvolles, reiches, anregendes Buch ist „Rahel Varnhagen," ein Lebens- und Zeitbild von Otto Berdrow. (Stuttgart. Verlag von Greiner u. Pfeiffer 1900.) Die Frauen, die sich heute mit der Emanzipation ihres Geschlechtes beschäftigen, und auch die, welche sich nicht damit beschäftigen, sollten an dieser Figur nicht vorübergehen, die einst von den Zeitgenossen abgöttisch verehrt, von der Nachwelt bald vergessen, heute als eine Art von geistvollem Blaustrumpf nicht ohne Ironie betrachtet wird. Und doch ist das Schicksal dieser bedeutendsten Frau ihrer Zeit ein höchst aufschlußreicher Akt aus der Tragödie des Weibes, die noch heute ihr Ende nicht gefunden hat. Die Tragik ihres Lebens ist noch verschärft durch ihre jüdische Abstammung; sie nennt es mit Recht eine fortwährende Verblutung. Ihre elende Jugend, die durch den despotischen Willen des Vaters unterdrückt war, hat sie nie überwunden; ekelhaft, herabziehend, beleidigend nennt sie ihre Umgebung, in der sie doch zu tief wurzelte, um sich ihr innerlich ganz entreißen zu können. Noch im späten Alter als Frau Legationsrat von Varnhagen nennt sie sich eine Fremde, die aus dem Nilthal oder aus Mesopotamien nur zu einem Besuche gekommen ist. Die Art, wie sie in den schöngeistigen Kreisen Berlins bekannt wurde, ist in ihrem Ursprung eine recht prosaische. Die Fürsten, Diplomaten, Offiziere, die um den leichtlebigen Hof Friedrich Wilhelms II. versammelt waren, kamen zu ihrem Vater aus rein finanziellen Gründen, dabei fanden sie die Demoiselle Levin, die ihnen nicht nur durch ihren Geist imponierte, die, wie sie selbst von sich sagen durfte, eine ganz einzige Persönlichkeit war durch den großen durchgehenden Zusammenhang aller ihrer Fähigkeiten, durch das unauflösliche Zusammenwirken von Geist und Gemüt. Ihr Liebesleben ist ein Kapitel, das von Frau Lou Andreas-Salomé geschrieben sein könnte. Während sie die geistvollsten Männer ihrer Zeit, die beiden Humboldts, Friedrich Schlegel, Friedrich Gentz, Jean Paul, Heinrich Heine bezauberte, lief sie dem Grafen Finkenstein und dem spanischen Attaché d'Urquijo nach, die kein anderes Verdienst hatten als hübsche junge Männer zu sein. Beide Male wurde sie sitzen gelassen. Sie konnte wohl ihr Leben opfern, aber sie konnte ihr Selbst nicht hingeben, wie sie es auch in ihren immer noch lebendigen Aphorismen über die Ehe erklärt hat. Aber vor und nach diesen Tragikomödien der Liebe war sie ein Genie der Freundschaft, wie sie ein Genie des Lebens war. Sie goß wohlthätige Klarheit in die leidenden Herzen, sagt ein Zeitgenosse von ihr; alles was man ihr sagte, war freiwillige oder unfreiwillige Beichte. Sie konnte die Freundin einer Pauline Wiesel, die Beichtigerin so wilder oder leichtsinniger Kinder des Lebens wie des Prinzen Louis Ferdinand oder Friedrich Gentz sein, weil sie die Selbstberechtigung jeder Individualität anerkannte, weil sie die Logik des Lebens erfahren hatte, daß unser Schicksal eigentlich nichts als unser Charakter ist. „Ich glaube, ich werde wohl eingewilligt haben," sagt sie in ihrem Tagebuch, „diesen Jammerweg des Lebens zu gehn und als Mensch menschliche Geschicke zu erfahren; oder es mag ein Höherer mit tieferer Einsicht, weil er es für mich als gut erkannte, diese Einwilligung für mich gegeben haben. — — Vielleicht war es nur so möglich, die Persönlichkeit zu gewinnen und den Keim künftiger Erhebungen in gedeiblicheren Existenzen." Ist hier nicht ein Anklang an Nietzsches Bejahung des Lebens? Und wenn sie sagt, daß ein jeder ein großes Schicksal hat, wofern er es weiß, ist das nicht der herrschende Gedanke von Maeterlinck's „Sagesse et Destinée"? Diese Frau hat eben alle geistigen Strömmungen ihrer Zeit, Idealismus, Romantik, Mysticismus, Saint-Simonismus nicht nur gekannt sondern an ihrer eigenen Seele erlebt. Und Erlebnisse sind alle Gedanken, die sie für sich selbst hingeworfen hat, sie haben Temperament und Temperatur, sie sind aus der seelischen Gesamtverfassung, aus Freude und Trauer, Stolz und Scham geflossen. Dieses wunderbare Phänomen ist wohl von einem ihrer jungen Freunde, dem Grafen Custine, mit der psychologischen Treffsicherheit des Franzosen am besten gedeutet worden.

„Die Betrachtung der Welt und dessen, der sie lenkt, war für sie eine so lebhafte Freude, daß dieses Schauspiel — — ihrem Thätigkeitsdrang vollkommen genügte. Das Leben war ihr eine fortgesetzte Arbeit, — — — sie lebte, sie diskutierte mit ihren Büchern wie mit lebenden Wesen. Die innere Kraft ihres Lebens mußte, ohne es zu wollen, alles beseelen; sie begriff nicht nur, sie personifizierte die Gedanken; ihr Geist war eine Welt, in der, wie in der Welt Gottes, alles seine Verwendung hatte. Nie war ein so fruchtbarer Geist der Menge unbekannter. In einer höher organisierten Gesellschaft würde Rahel für die Völker das gewesen sein, was sie hier für einen kleinen Kreis vertrauter Freunde war: eine Leuchte der Geister, eine Führerin der Seelen."

* * *

Vor einigen Jahren machten die Bekenntnisse eines Romanschriftstellers Aufsehen, der mit großem Freimut erzählte, wie er ganz bewußt zu einem litterarisch gewissenlosen Vielschreiber geworden sei, da er das Vorurteil hatte, von seiner Arbeit leben zu wollen. Von diesem Falle ausgehend, der leider sehr typisch und nur einzig durch die offene Art der Behandlung ist, beleuchtet Paul Schumann im „Kunstwart" die Verhältnisse unserer Romanindustrie mit besonderer Berücksichtigung der Zeitungsromane. Wie es Unterhaltungsschriften giebt, die vom Verleger ausschließlich für Leihbibliotheken aufgelegt werden, so giebt es solche, die nur für Zeitungen berechnet sind. Der Vertrieb dieser Romane ist ein geregeltes Geschäft. Die meisten Schriftsteller bedienen sich der Romanverlage, der litterarischen Bureaus oder der sogenannten Feuilleton-Korrespondenzen, wobei die Agentur immer mehr verdient als die Schriftsteller selbst. Im allgemeinen wird ein gleichzeitiger Abdruck in einer Menge von Zeitungen veranstaltet, oder wenn eine Zeitung vorangeht, behält sich der Autor das Recht des Nachdrucks in anderen Blättern vor, die dann zu geradezu wehmütigen Honoraren, bis zu einem Pfennig für die Zeile, herabsteigen. Allerdings ist das Angebot unheimlich groß. Bei einer angesehenen Provinzzeitung laufen jährlich 2—300 Romane ein, und der Redakteur muß aus diesem Wust einen aussuchen, der die groben Instinkte der Menge befriedigt, zugleich ihre Vorurteile schont und bei Leibe nichts Abonnement-erschütterndes enthalten darf. Schlimmsten Falls hilft er etwas nach; der Autor, der doch leben möchte, läßt es sich gern gefallen. Der litterarische Wert spielt natürlich keine Rolle, er wird sogar in der Regel als störend erachtet. Der Verfasser dieses Artikels wirft die Frage auf, ob sich das Publikum überhaupt bilden lassen will, und er beantwortet die Frage mit dem Beispiele sozialdemokratischer Zeitungen, die wertvolle ältere Erzählungen von Otto Ludwig, Theodor Storm und Fontane veröffentlicht haben, während große konservative und liberale Blätter mit den allerblödesten Schundromanen paradieren. Aber ich meine, daß er sich täuscht; denn die Angehörigen der sozialdemokratischen Partei halten ihre Organe niemals wegen des Feuilletons, sie haben auch an ihrem Wohnorte keine Auswahl zwischen Blättern gleicher oder ähnlicher politischer Richtung. Außerdem ist der Arbeiter bildungsfähiger und bildungsbedürftiger, während sich der Durchschnittsphilister in seiner Ehre gekränkt fühlen würde, wenn man ihm ältere Geschichten vorsetzen wollte, die er aus der flüchtigen Lektüre der Leihbibliothek zu kennen glaubt. Er will nicht etwas Gutes, sondern etwas Neues. Und woher sollte das Gute überhaupt genommen werden? Herr Schumann kommt hier auf einen Vorschlag von Avenarius zurück, der in dem Urheberrecht eine zwischen dem Volke und seinen besten Schriftstellern aufgerichtete Schranke sieht. Ein Autor kann erst dreißig Jahre nach seinem Tode populär werden, wenn seine Rechte erlöschen. Diese kann man billiger Weise nicht angreifen, da es ihm so wie so nicht zum Besten geht. Dagegen sollte der Reichstag jährlich etwa 100000 Mark bewilligen, um den besten Schriftstellern ihre Werke abzukaufen, wie er ja viel größere Summen für Ausgrabungen, Denkmäler u. s. w. ausgiebt. Damit wäre ein litterarisches Nationaleigentum geschaffen, aus dem jeder Buch- oder Zeitungsverleger nach Belieben herausgreifen könnte. Die Zusammenstellung müßte natürlich den Herrn Stöcker und Roeren des Reichstags entzogen und einer litterarischen Kommission anvertraut werden. So ein Nationalfonds an guten Schriften wäre kein übler Gedanke, besser als ein Pantheon für tote, besser als Ehrensolde und öffentliche Betteleien für lebende Schriftsteller. Aber da die Mehrzahl der Zeitungen sich das lästige Honorar-Zahlen überhaupt abgewöhnen würde, wo blieben die Besseren von den jüngeren Autoren, die der Würdigung durch eine Kommission noch nicht reif sind? Sie würden in eine ähnliche Lage kommen wie die Schriftsteller in Rußland. Eine russische Zeitung druckt zehn Mal lieber einen ausländischen Roman, der durch das Gesetz nicht geschützt ist, als einen russischen, der gekauft werden müßte. Beherzigenswert bleibt dieser Vorschlag immerhin, wenn auch der jetzige Reichstag, der sich mit der lex Heinze beschäftigt, für irgend welche litterarische Bestrebungen schwerlich zu haben ist.

* * *

Frau Hedda Möller-Bruck hat den Mut gehabt, Barbey d'Aurévilly's Novellenband „Les Possédés" als „Die Besessenen" ins Deutsche zu übersetzen (Minden i. W. J. C. C. Bruns Verlag). Die Uebertragung verdient nur Komplimente, weil sie wirklich deutsch ist, und weil sie doch den zuweilen gewaltthätigen, sinnlich-unsinnlichen Stil des Franzosen in seiner schroffen Originalität wiedergiebt. Eigentümlich ist die Technik d'Aurévilly's; er erzählt nicht, sondern er läßt sich erzählen. Die eigentliche Novelle wird von einer andern Szene oder Skizze eingerahmt, eine alte epische Technik, die wir aus Tausend und Einer Nacht oder von den besten Erzählern, Boccacio, Goethe, Gottfried Keller kennen. Hier hat diese Inszenierung etwas Schematisches, weil die Art des Vortrags dieselbe bleibt, ob nun ein wilder Napoleonischer Hauptmann erzählt, ein alternder Don Juan oder ein cynischer Arzt und

Menschenkenner. In den sechs Novellen handelt es sich immer um ungeheure Verbrechen aus Liebe und Haß, um ungeheuer starke Männer, um ungeheuer schöne Frauen. Die Liebe ist ein Fall von Besessenheit, der Teufel ist der wahre Herr in dieser Welt von höllischen Leidenschaften, aber um ihn zu respektieren, muß man vorher gläubig sein. „Wenn er immer die Kirche zu ehren behauptete", sagt Huysmanns in „A Rebours", von d'Aurévilly, „widmete er nichtsdestoweniger wie im Mittelalter seine Verehrung dem Teufel und auch er verfiel, um Gott zu trotzen, in die dämonische Erotomanie, indem er sinnliche Ungeheuerlichkeiten erfand indem er selbst der Philosophie dans le boudoir eine gewisse Episode entlehnte, die er mit neuen Würzen pfefferte, als er die Erzählung „Atheistendiner" schrieb. „Diese glänzend inszenierte Novelle ist auch in dem übersetzten Bande als Hauptstück enthalten. Eine andere „Der rote Vorhang" berührt sich im Sujet sehr nahe mit Zola's wenig bekanntem „Pour une Nuit d'Amour," aber die wildere Kraft und die grauenhaftere romantische Nachtstimmung ist bei Zola. Die Sinnlichkeit Barbey d'Aurévilly's bleibt immer etwas papieren, was auch seine modernen Verehrer in Frankreich sagen mögen! Den litterarischen Feinschmeckern, die den Band in der trefflichen Uebersetzung lesen wollen, ist vielleicht eine Andeutung über diese merkwürdige Persönlichkeit willkommen. In Deutschland hat ihn meines Wissens nur Hermann Bahr in einer flüchtigen und ungenauen Skizze behandelt, die besser auf Alfred de Vigny, überhaupt auf jeden Romantiker passen würde. Richtig ist nur, daß er 1808 geboren ist, also zu der Generation gehört, die während der starken Kriege erzeugt, sich widerwillig in die schwachen Zeiten eines faulen Friedens einleben mußte. Bahr nennt ihn eine „strotzende Natur", er war aber eher das Gegenteil, da er nur eine leidenschaftliche Vorliebe für strotzende Naturen, sei es Männer oder Frauen, hatte. Der frühere Abbé Victor Charbonnel hat ihn genauer geschildert. Barbey d'Aurévilly nannte sich den „Kreuzfahrer", den „Groß-Connetable", den „Musketier" des katholischen Glaubens. Jede andere Doktrin schien ihm verworfen und pervers. Seine Ueberzeugungen breitete er auf der Straße aus, da die so heftig begehrten aristokratischen Salons des Faubourg-Saint-Germain sich ihm trotz seinem komisch-heroischen Dandytum alten Stils nicht erschließen wollten. Das Wesen seines Charakters und seiner Kunst ist Satanismus, ist der Sadismus, den Huysmans als einen Bastard des Katholicismus erklärt. Sich harmlos sinnlichen Vergnügungen hinzugeben ohne Bedauern, ohne Gewissenkonflikte, das scheint zu einfach, zu natürlich und gewöhnlich. Der Genuß ist besser durch die Furcht gewürzt, indem man an Gott glaubt und dem Teufel dient. Das führt zu den schwarzen Messen, die vor einigen Jahren so stark in der französischen Litteratur grassierten, zur Verehrung des Teufels und zur Hostienschändung. Die Verlockung der verbotenen Dinge äußert sich bei d'Aurévilly noch in ziemlich naiver Absichtlichkeit wie im „Atheistendiner"; in zwei Novellen der „Besessenen" erwähnt er die Neapolitanerin, die den Sorbet noch besser finden würde, wenn sein Genuß eine Sünde wäre. In der modernen Welt, die ihm wegen ihres Plebejertums verhaßt war, fand er nichts Großes, Furchtbares als den Katholicismus. So glaubte er alles, am liebsten das Unglaublichste, vielleicht, um etwas zum Fürchten zu haben, und er warf sein Credo jedermann ins Gesicht. Es bedarf der ganzen Verachtung des Katholicismus für das Talent, sagt Huysmans, daß dieser seltsame Diener Gottes nicht in guter Form exkommuniziert wurde, der die Fenster der Kapelle zerbrach, mit den heiligen Ciborien jonglierte und um das Tabernakel herum seine wilden Tänze aufführte. —

* * *

„Ich bin zwei Jahre in Paris gewesen," sagt in Ferdinand Raimunds genialer Komödie „Alpenkönig und Menschenfeind" ein alter Kammerdiener, indem er ein Bein graziös über das andere schlägt und die Arme würdevoll auf der Brust kreuzt. Er wird geohrfeigt, beschimpft, entlassen, aber diese Unannehmlichkeiten können seine Würde, seine stille Größe nicht beeinträchtigen: denn er ist zwei Jahre in Paris gewesen. Der Mann ist rührend und jedenfalls viel sympathischer als manche Leute, die weniger als zwei Jahre in Paris gewesen sind und über diese so alte und so junge Stadt die absichtlich oder unabsichtlich verständnislosesten Berichte veröffentlichen als Kammerdiener unseres Chauvinismus, unserer Sensationslust und unserer teutonischen Sittlichkeitsheuchelei. Es giebt keine Stadt, über die so viel geschrieben wird, und über die wir deshalb so falsch unterrichtet sind. Eine sehr rühmliche Ausnahme bildet das Buch „Paris," zu dem Walther Gensel den Text, und Alfred Sohn-Rethel zahlreiche Vollbilder und Skizzen beigesteuert hat. (Leipzig. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung 1900). Das Buch ist gerade kein Reiseführer für die Weltausstellung, es will weniger und doch mehr sein, eine Art Vorbereitung auf die Fülle der Eindrücke und eine Erinnerung, die dem unvollkommenen mehr oder weniger flüchtigen Schauen hinterher Ordnung und Zusammenhang giebt. Diese beiden Aufgaben ist es durchaus zu erfüllen geeignet. Die Darstellung, ebenso gründlich wie zuverlässig, beschäftigt sich in einzelnen

gut abgerundeten Kapiteln mit dem Straßenleben, den Verkehrsmitteln, den Restaurants, dem Theater, mit den verschiedenen Stadtteilen, Hallen und Märkten, Kirchen und Friedhöfen, mit Bettlern und Verbrechern, mit Polizei und Gerichten. Merkwürdiger Weise fehlt ein orientierendes Kapitel über Museen und Sammlungen —, um so bedauerlicher, da es Herrn Gensel als Kunsthistoriker von Fach gewiß besonders gut gelungen wäre. Dagegen möchte ich den ausgezeichneten Abschnitt über Theater hervorheben, wo auch die merkwürdigen Volksbühnen der Faubourgs geschildert werden, die hinter dem Geschmack der Boulevards immer um fünfzig bis sechzig Jahre zurück sind. In einem Punkte, der das immer so falsch beurteilte französische Familienleben betrifft, muß ich dem Autor widersprechen, wenn er als typische Erscheinung annimmt, daß Mann und Frau ihre Abende im Theater, im Café-Concert, in der Kneipe zubringen. Wer nicht nur das freiere Leben der Künstler und Schriftsteller sondern auch das der mittleren und kleineren Bourgeoisie beobachtet, d. h. mitgelebt hat, wird als Regel zugeben müssen, daß die Pariser Familie noch solider, sparsamer, häuslicher ist als die deutsche, daß vor allen Dingen der Mann nicht wie bei uns außerhalb des Hauses sein Junggesellenleben in Vereinen und Kneipen fortsetzt, weil die weniger versklavte und energischere französische Frau es sich einfach nicht gefallen lassen würde. Sie wird eben nicht als Koch- und Reinigungsmaschine sondern als gleichberechtigte Gefährtin behandelt, überhaupt als die wahre Gebieterin der Familie, die sie auch häufig anstelle des Mannes nach außen vertritt.

* * *

Unter dem Titel „Hannoversche Dramaturgie" hat Richard Hamel eine Reihe von Studien und Essais vereinigt, die sich mit dramatischen und schauspielerischen Problemen der alten und neuen Litteratur von Shakespeare bis auf die Jüngsten beschäftigen. Hat man erst den unbehaglichen Eindruck überwunden, der von dem miserablen Papier und dem unschönen Druck dieses Buches ausgeht, so merkt man bald, daß man es mit einem eigenen Kopfe zu thun hat, der vielleicht noch an Autoritäten wie Aristoteles hängt, die uns die Fragen unserer Zeit nicht mehr beantworten können, der aber doch in dramaturgischen Angelegenheiten den einzig richtigen Standpunkt einnimmt, indem er die Aufführung jedes Stückes als ein nie gelöstes immer wieder zu stellendes Problem betrachtet. Daher sind seine Ausführungen, ob wir ihnen zustimmen oder widerstreben, immer anregend, weiß er doch sogar zu Shakespeareschen Fragen, wie zur Auffassung des „König Lear" noch durchaus originelle Gedanken beizutragen. Sehr greifbar und plastisch sind seine Charakteristiken moderner Schauspieler, er hat die seltene Kunst, den Augenblick festzuhalten, ohne daß er sich bei der augenblicklichen Impression beruhigt; so ist seine Würdigung Zacconis, die ihn zu einem Vergleiche von deutscher, französischer, italienischer Mimik veranlaßt, eine höchst respektable Leistung. Der Provinzkritiker, der bei seinem Publikum einige Autorität erlangt hat, ist eben in der glücklichen Lage, alles, was sein hauptstädtischer Kollege in der wilden Flucht der Erscheinungen nur andeuten kann, mit größerer Ruhe und Gründlichkeit ausforschen zu können, so daß er nicht nur an Breite gewinnt sondern auch wirklich in die Tiefen kommt, die der andere nur unter sich fühlt. **E—r.**

* * *

Einer der geistvollsten Autoren der „Insel", Franz Blei, spricht im letzten Hefte (das Vogeler mit einem Empireumschlag von entzückender Kühnheit einband) von der japanischen Litteratur. Er spricht davon als feiner Amateur. Er begeistert sich für die Hofhaltungen der alten Mikados, wo in einem raffinirten Luxus die Frauen durch Geist und Schönheit großen Einfluß gewannen: französische Zustände. Die Romane dieser Frauen (der eine hat 4234 Seiten), ganz naiv in der Frivolität, haben Kapitel wie „Die Kritik der Frauen". Zwei junge blasirte Japaner unterhalten sich über die Schönheiten, die Treue, die Wollüste, die Künste der Frauen. Die melancholische Grazie der beiden Frauenkenner, berichtet Blei, ist mit einer feinen Ironie gezeichnet, doch ist diese durchaus nicht klug, überlegen, altjüngferlich. Sie zeigen sich Briefe von Frauen. „Die gerade liebe ich", sagt der eine, „die alles sagen, weil sie nicht daran denken, etwas zu sagen. Nur solche Frauenbriefe sind des Lesens wert, die die Eifersucht schreibt, oder diese in den Abendstunden geschriebenen, voll von Leidenschaft und Sehnsucht im Erwarten." Sie lesen sie an einem Abend bei Lampenlicht und leisem Regen draußen.

Ein anderes altes Buch einer Japanerin heißt „Einfälle unter dem Kopfkissen." Ein gänzlich subjektives Buch, wie Stendhal. Eine tiefe Resignation des Lebens. Kleine lyrische Stimmungen, die unter bekannte japanische Landschaften geschrieben scheinen: wenn Krähen oder Wildgänse am Abendhimmel Linien ziehen. Oder Epigramme, die unter japanischen Holz-

schnitten stehen könnten: von schönen Herren, die den Wagen anhalten, um die Dame anzusprechen; von traurigen Gefühlen der Geschlechtlichkeit; oder wenn man die Fächer des letzten Jahres mustert.

Es war, berichtet der Autor, als man im Dom zu Ravenna den Mosaikboden legte, und da Karl der Große nächtlich aufblieb, um schreiben zu lernen, als Japan seine große Literatur hatte. Eine goldene Zeit der Lyrik, die silberne einer anmutigen Decadence, eine papierne großer Gelehrtheit und eine moderne aus Blech macht den Beschluß. Jetzt bezieht man mit abendländischen Hüten und Ueberziehern auch abendländische Kunst: man übersetzt Dumas père und Scott, ahmt sie nach, und das Volk liest das mit großer Begeisterung. Als ich dies einmal ganz traurig Yamanaka vorhielt, da wies er mit der Hand auf die künstlichen Felsen und Irrwege des Gartens, auf die vielen Gärtchen im Garten und auf die zu menschlichen Figuren gezogenen Zwergpinien und sagte: „Japan bekam alles von China — dies allein blieb davon übrig." Die Fähigkeit dieses Volkes für Aneignung ist erstaunlich groß, größer noch sein Talent, sich dabei so originell zu behaupten. „Der Dumas wird uns nicht umbringen", sagte der kluge Japaner, „eher noch der Hauptmann." Die Japaner sind Hedonisten, und eine Kunst der Kunst wegen kennen sie nicht. Ihre Vitalität ist stärker als die unsere.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Aus Theorie und Geschichte der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung.

Von **Werner Sombart.**

III.

Welches Bild gewährt die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland?*) Zunächst: welcher Art sind die Organisationsformen, welchen Umfang weist die Bewegung rein äußerlich auf?

Um diese Frage richtig zu beantworten, müssen wir die wirklich gewerkschaftlichen Arbeiterverbände von verwandten Vereinsgebilden sondern. Es dürfen nicht in Betracht gezogen werden alle nicht Arbeiter im engeren Sinne umfassenden Organisationen; ausscheiden also aus der Uebersicht die Verbände der Handlungsgehilfen, der Beamtenschutzvereine und ähnliche. Ausscheiden aber auch alle Arbeitervereine mit nicht ausgesprochen gewerkschaftlicher Tendenz. Dahin rechne ich die evangelischen und katholischen Arbeiter- und Gesellenvereine, von denen die ersteren nach neuester Zählung etwa 90000, die letzteren etwa 50000 Mitglieder haben.

Gewerkschaftliche Organisationen dagegen giebt es in Deutschland heute vier verschiedene Arten. Das sind:

1. die reichstreuen Bergarbeitervereine; sie bestehen seit 1891 und wiesen 1898 einen Bestand von 1138 Mitgliedern auf. Ihr Hauptsitz ist der Waldenburgsche Kohlenbezirk, ihre Seele der Generaldirektor der Fürstlich Pleß'schen Verwaltung, Dr. Ritter;

2. die christlich-sozialen Gewerkvereine, ein Gebilde jüngsten Datums. Stellen den Versuch einer interkonfessionellen, wenn auch religiös gefärbten Verwirklichung der Gewerkvereinsidee dar. Sie bestehen erst seit 1896. Das Hauptkontingent stellen Bergleute und Textilarbeiter, insbesondere des westlichen und südlichen Deutschlands. Auf dem ersten Kongreß, den die christlich-sozialen Gewerkvereine im Jahre 1899 abhielten, waren 37 Gewerkvereine vertreten, von denen 19 norddeutsche etwa 55000 Mitglieder in ihren Listen führten. Will man danach die Gesamtziffer der christlich-sozialen Gewerkvereine berechnen, so würde man auf etwa 100000 kommen;

3. die freisinnigen, sog. Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine. Ihr Bestand weist (1899) 84419 Mitglieder auf. Davon entfallen auf die

---

*) Eine Geschichtsdarstellung der deutschen Gewerkschaftsbewegung, die mit dem Werke der Webbs zu vergleichen wäre, fehlt bislang. Eine sehr fleißige Sammlung des einschlägigen Materials für eine Gruppe der deutschen Arbeiterorganisationen verspricht zu werden das bisher allerdings erst in den Anfängen befindliche Werk von J. Schmöle, Die sozialdemokratischen Gewerkschaften in Deutschland. Band I, Einleitung, 1896; Band II, Der Zimmererverband, 1898.

Maschinenbauer	32 938
Fabrik- und Handarbeiter	15 415
	48 353

Ueber die Leistungen dieser Arbeiterverbände unterrichten folgende Ziffern. Es betrug in den Jahren 1895/97 die gewährte

Reise- und Wanderunterstützung	38 011	Mk.
Uebersiedelungsbeihilfe	34 585	„
Arbeitslosenunterstützung	141 138	„
Beiträge arbeitsloser Mitglieder	8 750	„
Unterstützung in besonderen Notfällen	27 692	„
Insgesammt	250 176	Mk.

An welcher Summe selbstverständlich die einzelnen Gewerkvereine in sehr verschiedenem Verhältniß beteiligt sind, so zwar, daß der Gewerkverein der Berg- und Grubenarbeiter insgesammt 132 Mk., der Gewerkverein der Maschinenbauer und Metallarbeiter dagegen 113 544 Mk. an Unterstützungen bezahlte;

4. die sozialdemokratischen Gewerkschaften. Die zerfallen wiederum in zwei sich feindlich gegenüberstehende Lager; nämlich die sog. Lokalorganisierten und die Mitglieder der Zentralverbände.

Ueber den Mitgliederbestand der Lokalorganisationen sind genaue Angaben nicht zu beschaffen. Man schätzt die Gesamtziffer auf 5000 bis 15 000. Die Einnahme betrug im Jahte 1899 7345 Mk.

Viel bedeutender und alle andern Organisationen an Mitgliederzahl weit überragend sind die Zentralverbände der sozialdemokratischen Gewerkschaften. Bei der Wichtigkeit dieser Organisationen scheint es angemessen, genauere statistische Angaben über ihren Umfang, ihre Gliederung und ihre Leistungen im Folgenden zu machen. Die von der Generalkommission der deutschen Gewerkschaften veranstaltete Jahresstatistik giebt für das Jahr 1898 folgendes Bild:

Lf. Nr.	Name der Organisation	Zahl der Mitglieder 1897	Zahl der Mitglieder 1898	Zunahme	Abnahme
1	Bäcker	1 635	2 533	898	—
2	Barbiere	588	1 000	412	—
3	Bauarbeiter	4 339	7 866	3527	—
4	Bergarbeiter	18 000	27 300	9300	—
5	Bildhauer	3 327	3 572	245	—
6	Böttcher	4 150	4 168	18	—
7	Brauer	8 133	7 645	—	488
8	Buchbinder	6 258	6 598	340	—
9	Buchdrucker	22 865	24 020	1155	—
10	Buchdruckerei-Hilfsarbeiter	—	1 333	1333	—
11	Bureauangestellte	260	280	20	—
12	Dachdecker	1 800	1 800	—	—
13	Fabrikarbeiter	15 639	18 172	2533	—
14	Former	4 853	6 155	1302	—
15	Formenstecher	—	243	243	—
16	Gärtner	350	300	—	50
17	Gastwirtsgehilfen	1 108	1 328	220	—
18	Gemeindebetr.-Arbeiter	924	1 611	687	—
19	Glasarbeiter	4 024	3 600	—	424
20	Glaser	1 195	1 630	435	—
21	Gold- und Silberarbeiter	1 401	1 391	—	10
	Zu übertragen	100 749	122 543	22568	972

Lf. Nr.	Name der Organisation	Zahl der Mitglieder 1897	1898	Zu-nahme	Ab-nahme
	Uebertrag	100 749	122 543	22 568	972
22	Graveure und Ziseleure	752	849	97	—
23	Hafenarbeiter	11 000	10 037	—	963
24	Handelshilfsarbeiter	2 703	5 087	2 384	—
25	Handlungsgehilfen	225	300	75	—
26	Handschuhmacher	2 970	3 147	177	—
27	Holzarbeiter (Verband)	40 876	48 988	8 112	—
28	„ (Hilfsarbeiter)	921	978	57	—
29	Hutmacher	2 688	2 488	—	200
30	Konditoren	452	440	—	12
31	Kupferschmiede	3 284	3 287	3	—
32	Lagerhalter	267	315	48	—
33	Lagerarbeiter	4 136	4 826	690	—
34	Lithographen	5 139	4 224	—	965
35	Maler	6 861	8 291	1 430	—
36	Maschinisten und Heizer	2 364	3 700	1 336	—
37	Maurer	42 652	60 175	17 523	—
38	Metallarbeiter	59 890	75 431	15 541	—
39	Müller	1 072	1 048	—	24
40	Porzellanarbeiter	8 668	8 857	189	—
41	Sattler und Tapezierer	2 151	2 285	134	—
42	Schiffszimmerer	1 259	1 400	141	—
43	Schmiede	2 190	2 500	310	—
44	Schneider	9 041	9 495	454	—
45	Schuhmacher	14 935	14 810	—	125
46	Seeleute	2 444	1 921	—	523
47	Steinarbeiter	11 500	10 000	—	1500
48	Steinsetzer	2 980	2 943	—	37
49	Stukkateure	1 325	2 000	675	—
50	Tabakarbeiter	17 951	18 613	662	—
51	Tapezierer	1 344	2 249	905	—
52	Textilarbeiter	22 648	29 007	6 359	—
53	Töpfer	4 416	4 891	475	—
54	Vergolder	1 029	1 000	—	29
55	Werftarbeiter	2 526	2 599	73	—
56	Zigarrensortierer	685	912	227	—
57	Zimmerer	17 620	22 104	4 484	—
		413 863	493 742	85 229	5350

Von diesen 493 742 Mitgliedern sind etwa ein Viertel in sog. Industrieverbänden organisiert. Es sind dies die

Metallarbeiter mit 75 431 Mitglieder
Holzarbeiter „ 48 988 „
Lederarbeiter „ 4 826 „

Zusammen 129 245 Mitglieder

Es betrug von sämtlichen Gewerkschaften
die Jahreseinnahme 5 508 667,64 Mk.
die Jahresausgabe 4 279 726,19 „
der Vermögensbestand 4 373 313,36 „

Die Ausgaben der deutschen Gewerkschaften verteilen sich auf die einzelnen Unterstützungs- und Verwaltungszweige und für Belehrung (Zeitungen, Bibliotheken) wie folgt:

Streikunterstützung . . . . 1 073 290 Mk.
Krankenunterstützung . . . . 491 634 „
Reiseunterstützung . . . . 283 267 „

Arbeitslosenunterstützung	275 404	Mk.
Invalidenunterstützung	79 587	„
Umzugskosten und Beihilfe in Sterbe- und Notfällen	78 419	„
Rechtsschutz	43 378	„
Gemaßregeltenunterstützung	39 978	„
Stellenvermittelung	3 826	„
Verbandszeitungen	518 949	„
Verwaltungsmaterial (Mitgliedsbücher, Kassenbücher ꝛc.)	165 926	„
Agitation (zur Gewinnung neuer Mitglieder)	136 229	„
Gehälter (in 57 Verbänden)	140 423	„
Konferenzen und Generalversammlungen	68 693	„
Generalkommission	41 665	„
Prozeßkosten	6 674	„
Sonstige Ausgaben (zurückgezahlte Schulden, Internationales ꝛc.)	107 759	„
Den Gesellen verblieben (für örtliche Verwaltung, lokale Unterstützungszweige ꝛc.)	723 101	„

Rechnet man die den genannten vier Arten von Verbänden angehörenden Arbeiter zusammen, so ergiebt sich als Gesamtzahl der in Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts gewerkschaftlich organisierten Arbeiter eine Ziffer zwischen 680 000 und 700 000, wovon etwa fünf Siebentel auf die sozialdemokratischen Gewerkschaften entfallen.

Wenn wir nun in großen Umrissen zunächst die äußere Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung zu entwerfen unternehmen, so müssen wir von vornherein feststellen, daß eine solche nur die unter 3. und 4. genannten Organisationsformen überhaupt besitzen. Die beiden andern scheiden also von nun ab aus unserer Betrachtung aus und wir beschäftigen uns im weiteren Verlauf unserer Darstellung nur noch mit den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen und den sozialdemokratischen Gewerkschaften. Sehen wir von den phantastischen Eintagsgebilden ab, die auch auf gewerkschaftlichem Gebiete das Jahr 1848 hervorgerufen hatte, die aber mit der späteren Entwicklung in gar keinem nachweislichen Zusammenhange stehen, so sind es die 1860er Jahre, in denen mit der modernen Industrie langsam auch eine Vertreterschaft der Arbeiterinteressen emporsproßt. Freilich fällt ja in den Anfang dieses Jahrzehnts die aller Gewerkschaftsbewegung innerlich wie äußerlich abholde Lassallesche Agitation, aber wir finden gleichzeitig doch auch schon gewerkschaftliche Bildungen, allerdings wesentlich lokaler und vorerst ganz vereinzelter Natur. Die wichtigsten sind der 1865 von Fritzsche gegründete Tabakarbeiterverband und der 1866 ins Leben gerufene Buchdruckerverband. Im großen Ganzen jedoch ist die Lage der Dinge während der 1860er Jahre in Deutschland noch die: daß die Arbeiter zwar schon beginnen, ihre Interessen zu vertreten, daß es sich aber meist nur um spontane Streiks handelt, die entweder gar keine, oder ganz vorübergehende Verbände als Grundlage haben, daher denn auch meist zu Ungunsten der Arbeiter verlaufen. Was allerdings ihre Häufigkeit nicht ausschließt. Eher im Gegenteil.

Erst das Ende des siebenten Jahrzehnts bringt das eigentliche Geburtsjahr der modernen, deutschen Gewerkschaftsbewegung, das ist nämlich das Jahr

1868,

jenes Jahr, in dem die dann thatsächlich in der Gewerbeordnung von

1869 ausgesprochene **Koalitionsfreiheit** bereits vorausgefühlt und gleichsam vorweg genommen wurde.

In dem Einen Jahre 1868 und sogar in dem Einen Monat September wurden an nicht weniger als drei verschiedenen Stellen die Grundlagen einer gewerkschaftlichen Organisation gelegt..

Zuerst auf dem Plane erscheinen die Anhänger der internationalen Arbeiterassoziation als anregendes Element. Am 5. September des Jahres 1868 beschlossen die ihren fünften Vereinstag abhaltenden deutschen Arbeitervereine unter **Bebels** Führung und auf die Anregung des mit Marxschem Geiste angefüllten, eben nach Deutschland gekommenen **Liebknecht**, den Anschluß an die J. A. A. Da nun diese als einen ihrer Hauptprogrammpunkte die Bildung von Gewerkvereinen betrachtete, so bedeutete jener Beschluß gleichzeitig eine Erweckung des gewerkschaftlichen Sinnes unter den bis dahin im seichten Wasser Schulzescher Genossenschafts- und fortschrittlicher Bildungsvereinsmeierei plätschernden Arbeitermassen. Das Bebel-Liebknechtsche Fähnlein wurde dann bekanntlich im folgenden Jahre zu Eisenach als **sozialdemokratische Arbeiterpartei**, genannt die „**Ehrlichen**", konstitutirt bezw. konsolidirt und dabei das Programm der J. A. A. im wesentlichen angenommen, womit jener Flügel der organisierten, deutschen Arbeiterschaft auch der Gewerkschaftsbewegung dauernd gewonnen war.

Aber das Gros der politisch reifen deutschen Arbeiterschaft stand in den 1860er Jahren noch hinter **Lassalle** und seinen Nachfolgern. Und es war eine Erbschaft Lassalles die Abneigung gegen alle gewerkschaftlichen Bestrebungen. Um so höher ist die Einsicht des Herrn von **Schweitzer** zu veranschlagen, der, die der Gewerkschaftsbewegung günstige Konjunktur erkennend, an dem Schifflein seines Allgemeinen deutschen Arbeitervereins ein neues Segel aufzuziehen verstand, um den sich eben erhebenden Gewerkschaftswind für seine Bestrebungen zu nützen. Er hatte schon auf der im August zu Hamburg tagenden Generalversammlung seines A. D. A. V. die Gründung von Gewerkschaften beschließen lassen und im Verfolg dieses Votums wurde dann am 26. September in Berlin wirklich ein sogenannter „**Gewerkschaftsbund**" gebildet aus den Vorständen der in 32 Arbeiterschaften gegliederten — meist noch zu gründenden! — Gewerkschaften Deutschlands. Es war das eines jener Riesengebilde, wie wir ihnen schon in der Kindheit der englischen Trade Unions begegnet sind: eine Gesamtorganisation aller Arbeiter — auf dem Papiere. Es wurde auf die innere Verwandtschaft des von Schweitzerschen „Gewerkschaftsbundes" und des Grand National schon hingewiesen. Immerhin auch in die Reihen der bis dahin orthodox exklusiven Lassalleaner war die Gewerkschaftsidee mit dieser Gründung von Schweitzers eingedrungen, die Starre des reinen Politizismus war damit auch für diesen Teil der deutschen Arbeiterschaft behoben.

Auf dem Kongreß, der am 26. September in Berlin auf von Schweitzers Anregung die Gründung des Gewerkschaftsbundes beschloß, hatte auch ein Mann zu Worte kommen wollen, der sich selbst besonders dazu berufen fühlte, bei der Begründung der deutschen Gewerkvereinsbewegung mitwirkend thätig zu sein. Denn er kam gerade aus England zurück, wo er die Trade Unions studiert hatte. Er war also Fachmann. Dieser Mann hieß **Max Hirsch**.

Er hatte jedoch bei den Arbeitern Lassallescher Färbung kein Glück; man schloß ihn von den Verhandlungen aus. Hirsch gab aber seine Sache noch nicht verloren. Er im Verein mit einigen andern fortschrittlichen Männern — Hirsch selbst war Anhänger der **Fortschrittspartei** — unter ihnen

namentlich der Verlagsbuchhändler Franz Duncker, berief gleich am nächsten Tage auf eigene Faust eine Arbeiterversammlung in Berlin ein und legte hier ebenfalls den Grundstein zu einer gewerkschaftlichen Bewegung, aber fortschrittlicher Observanz. Der 27. und 28. September 1868 sind die Geburtstage der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, der dritten Organisation also, die im Verlauf eines Monats in Deutschland ins Leben gerufen worden war.

Wenn wir nun die jungen Sprößlinge auf ihrem weiteren Entwicklungsgange zu verfolgen uns angelegen sein lassen, so können wir die Lebensschicksale der Hirsch-Dunckerschen-Gewerkvereine mit wenigen Worten erledigen. Denn im Grunde haben sie überhaupt keine besondern Schicksale, die der Erwähnung wert wären, gehabt. Was gerade ein gutes Anzeichen für ihre gesunde Konstitution sein kann. Die meisten großen Gelehrten erleben auch nichts. Jedenfalls sind die Gewerkvereine, wie sie von den Männern der Fortschrittspartei begründet wurden, stetig in der Richtung weitergeschritten, die ihnen vom ersten Tage an gewiesen war. Noch heute ist der Grundgedanke ihrer Organisation derselbe wie damals, noch heute sind ihre Ziele wie damals, ja noch heute steht derselbe Mann an ihrer Spitze wie damals. Nur daß inzwischen aus 258 Ortsvereinen mit etwa 30000 Mitgliedern 1673 Ortsvereine eben mit jenen oben genannten 84000 Mitgliedern geworden sind und daß im Laufe der Zeit 13 sog. „Verbandstage“ abgehalten wurden.

Die Organisation der Hirsch-Dunckerschen ist eine zwar nicht der Form aber doch dem Inhalte nach stark auf eine Persönlichkeit zugeschnittne, jedenfalls gipfelt sie, dank vor allem auch der Stetigkeit der Stellenbesetzung jetzt im wesentlichen in Max Hirsch.

Die Einheit der Gewerkvereine bildet der nationale Gewerkverein eines bestimmten Gewerbes. Dieser stützt sich auf die Ortsvereine, deren fünf vorhanden sein müssen, damit ein Gewerkverein gebildet werden kann. An der Spitze jedes Gewerkvereins steht ein „Generalrat“, welcher auf der alle drei bis fünf Jahre zusammentretenden Generalversammlung gewählt wird. Eine Gesamtvertretung aller Gewerkvereine stellt der schon 1869 gegründete „Verband der deutschen Gewerkvereine“ dar, an dessen Spitze der „Zentralrat“ steht. Beirat des letzteren, unter dem Titel „Verbandsanwalt“ ist Hirsch, gleichzeitig Herausgeber des Verbandsorgans „Der Gewerkverein“.

Welcherart die Leistungen der Hirsch-Dunckerschen Organisation sind, haben Sie schon aus den mitgeteilten Ziffern ihres Ausgabeetats ersehen. Der Schwerpunkt der Gewerkvereine liegt im Kassenwesen. Auf dem Gebiete der Kampfespolitik haben sie stets eine vorsichtige, zum Teil sogar ängstliche Haltung eingenommen, was ihnen von sozialdemokratischer Seite den Spitznamen der Harmonieapostel eingetragen hat. Das sanfte Gemüt ihres Leiters Hirsch mag wesentlich dazu beigetragen haben, die Gewerkvereine in eine friedsame Bahn zu leiten.

Ihre räumliche Verbreitung über Deutschland ist eine nesterweise. Sie haben einen besonders starken Anhalt in Teilen von Schlesien, namentlich im waldenburgischen, wo sie die meisten Narben seit ihrem Bestehen in dem unglücklichen Streik des Jahres 1869 davongetragen haben, Narben, mit denen sie noch heute gerne prunken.

Viel bewegter ist der Lebensgang der übrigen gewerkschaftlichen Organisationen gewesen. Das macht, er war ganze Strecken lang ein wahrer Leidensgang, ein Dornenpfad. Als das achte Jahrzehnt mit seinen Seg-

nungen über Deutschland hereinbrach, als der Kapitalismus auch bei uns endlich seine Flitterwochen verleben konnte, da waren die deutschen Arbeiter außer den Hirsch-Dunckerschen zunächst noch in drei verschiedene Organisationen zersplittert. In drei Bächlein nebeneinander flossen die spärlichen Wasser

der lokalen Fachvereine, deren sporadische Bildung um die Mitte der 1860er Jahre wir beobachtet hatten,

der Schweitzerschen Gewerkschaften und

der Internationalen Gewerksgenossenschaften, wie die im Kielwasser der J. A. A. segelnde Arbeitergruppe ihre Berufsvereine zu nennen beliebte. Der kleinste Ortsverband, der oft nur aus einem Vorstande zusammengesetzt war ohne Mitglieder, nannte sich gleichwohl stolz: „Internationale Gewerkgenossenschaft der . . .“ Nun brachte das Jahr 1875 wenigstens eine Verschmelzung der beiden letztgenannten Organisationen, als Folge der Vereinigung ihre beiden politischen Führergruppen, der Lassalleaner und Marxisten auf dem Kongreß zu Gotha. Und da im Jahre darauf die J. A. A., die schon mehrere Jahre hindurch nur noch ein Scheindasein geführt hatte, sich auch formell auflöste, so war Hoffnung vorhanden, daß nun aus dem inneren Bedürfnis der ökonomischen Verhältnisse heraus, ohne störende Beeinflussung von außen her die Keime einer starken Gewerkschaftsbewegung in Deutschland hervorbrechen würden. Aber die glücklichen 1870er Jahre gingen vorüber, ohne dies Ergebnis zu zeitigen. Noch am Ende dieses Jahrzehnts waren die Erfolge der gewerkschaftlichen Organisation äußerst geringe. Die rein imaginären Ziffern der Gründungsjahre — angeblich standen auf den im Schweitzerschen Kongreß im Jahre 1869 hinter 206 Abgeordneten aus allen Teilen Deutschlands 142008 Arbeiter! — verschwanden allmählich aus der Statistik und als man im Jahre 1877 eine Zählung sämtlicher (nicht politisch fortschrittlicher) Gewerkschaftsorganisationen unternahm, ergab sich eine Gesamtziffer von 30 Gewerkschaften mit 49055 Mitgliedern, die über einen Monatsüberschuß von 8000 Mk. verfügten, von denen aber 3500 Mk. allein auf den Verband der Buchdrucker entfiel.

So arg viel fand also das Sozialistengesetz, das im Jahre 1878 die neue Aera der deutschen Sozialpolitik einleitete, nicht vor, was es hätte zerstören können. Es ist eine ganz falsche Auffassung, der man fast durchgängig begegnet, als wäre dem Erlaß des Sozialistengesetzes schon eine Hochblüte deutschen Gewerkschaftswesens vorausgegangen, die allein durch die brutalen Gewaltmaßregeln der kommenden Jahre vernichtet worden sei. Nein — was vorhanden war, waren nur zarte Keime. Die freilich zerstörte der Polizeibüttel mit seiner barsch zugreifenden Faust. Zwischen dem 23. Oktober und dem 31. Dezember 1878 wurden von 25 Gewerkschaften 16 aufgelöst. Und es waren thatsächlich nur noch Reste, die sich in die 1880er Jahre hinüberretteten. Den Einen Buchdruckerverband vielleicht ausgenommen, der sich Jahre hindurch so geschickt zu ducken und unter dem Schutzdache seiner Unterstützungsthätigkeit zu verbergen wußte, daß der Sandsturm der Polizeimaßregelung über ihn hinwegging, ohne ihm wesentlichen Schaden zuzufügen.

Aber wenn man auch die zarten Pflänzlein beginnender Gewerkschaftsorganisation zertreten hatte: die Wurzeln hatte man nicht mit ausrotten können. Und so kam es denn, daß kaum, nachdem der erste Ansturm vorüber war, alsobald sich allerorts wieder Neubildungen zu entwickeln beginnen. Seit Mitte der 1880er Jahre haben wir die moderne deutsche Gewerkschaftsbewegung zu datieren. Also auch hierin müssen wir

die herrschende Auffassung nicht unwesentlich berichtigen, die im Sozialistengesetz das Vernichtungsmittel, in seiner Aufhebung das Förderungsmittel der gewerkschaftlichen Bewegung erblickt. Vielmehr beginnt in der dunkelsten Zeit des inneren politischen Lebens Neu-Deutschland, in der bösen Zeit, in der der hinterpommersche Geist, wie er sich in dem Minister Puttkammer unseligen Angedenkens rein und unverfälscht verkörperte, noch ausschließlicher als gewöhnlich der preußischen Verwaltung die Wege wies, in der Zeit des berüchtigten Streikerlasses eben desselben Polizeiministers, der „hinter jedem Streik die Hydra der Revolution lauern sah", in dieser Zeit beginnt doch mit unwiderstehlicher innerer Kraft, allen Anfeindungen zum Trotz der gewerkschaftliche Gedanke sich wieder zu entfalten. Und die Geschichte kennt kaum einen besseren Beleg für die Ohnmacht rückschrittlicher Polizeimaßregeln gegenüber den zum Durchbruch drängenden Mächten einer neuen Zeit als die Thatsache, daß allen noch so „starken Männern" aus Hinterpommern und den Nachbargebieten zum Trotz, in dem Augenblick als das Sozialistengesetz fiel, schon etwa 350000 gewerkschaftlich organisierte Männer — also 7 mal so viel als bei Beginn dieser unseligen Periode deutscher Geschichte — kampfbereit unter den Waffen standen.

Mit dem Jahre 1890 tritt die deutsche Gewerkschaftsbewegung in eine neue Phase ihrer Entwicklung ein, in der sie noch heute steht. Dieselbe Phase, die die englischen Trade Unions etwa seit Mitte des Jahrhunderts zu durchleben begannen. Sie wird gekennzeichnet durch zwei Veränderungen, die sie gegen die voraufgehende Zeit deutlich abheben. Der Kampf mit den äußeren wie mit den inneren Feinden tritt in ein neues Stadium. Jener wird aus einem offenen ein mehr versteckter. An die Stelle der brutalen Unterdrückung tritt die chikanöse Drangsalierung, an die Stelle der Keulenschläge treten die Nadelstiche. Aber daran lassen es Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, Unternehmertum und öffentliche Meinung nicht fehlen. Es hieße jedoch Ihre Geduld allzu stark in Anspruch nehmen, wollte ich auf diese Guerilla der maßgebenden Faktoren des öffentlichen Lebens in Deutschland auch nur mit einer Silbe weiter eingehen. Erstens erfahren Sie, meine Herrn Arbeiter, diese gehässige Politik täglich an Ihrem eigenen Leibe, und zweitens müßte ich mich ja wiederholen: denn ich habe als ich von dem England vor zwei Menschenaltern sprach die Schilderung der Zustände im heutigen Deutschland schon vorweg genommen.

Die zweite wichtige Veränderung, die wir aber seit 1890 in der Entwicklung der deutschen Gewerkschaften sich bemerkbar machen sehen, betrifft die Vorgänge auf dem Gebiet der inneren Organisation. Hier beobachten wir, wie an Stelle des unsicheren Tastens und Probierens eine immer stetiger werdende Durchsetzung des zur endlichen Herrschaft bestimmten Typus des modernen Gewerkvereins tritt; wie aus dem Hin und Her ein Nach und Nach wird.

Gleich das Jahr 1890 sah den Anfang einer zielbewußten Neuordnung. Eine in Berlin tagende Gewerkschaftskonferenz setzte zunächst vorübergehend eine als Generalkommission bezeichnete Vertretung ein, mit dem ausdrücklichen Auftrage, einen Kongreß sämtlicher Gewerkschaften einzuberufen und diesem einen Organisations-Entwurf zu unterbreiten.

Dieser Kongreß, der erste der deutschen Gewerkschaften wurde abgehalten zu Halberstadt im Jahre 1892. Seine Aufgabe, die er auch zu lösen verstand, war: die neue Organisationsform, nun nach Aufhebung des Sozialistengesetzes, für die auch sozialdemokratischen Gewerkschaften festzustellen. Er that es durch Befürwortung der sogenannten

Zentralverbände einzelner Berufszweige mit sogenannten Zahlstellen, statt der Zweigvereine an den einzelnen Orten. Damit glaubte man den Fußangeln des preußischen Vereinsgesetzes zu entgehen, das bekanntlich die Verbindung politischer Vereine verbot. Aber das Kammergericht war schlauer und ließ sein nicht spotten, es erklärte sofort, die Zahlstellen seien als Vereine anzusehen, dürften also, wenn sie Politik trieben, nicht miteinander in Verbindung treten, wenn in Verbindung stehend, keine Politik treiben. Die Gliederung sollte nach dem Plan der Generalkommission zunächst in Berufsverbänden erfolgen: wenn auch die Industrieverbände als Ideal bezeichnet wurden, für die aber die Zeit einstweilen noch nicht durchgängig erfüllt sei.

Die sämtlichen Zentralverbände dachte man sich auslaufend gleichsam in die Spitze einer ständigen Generalkommission mit dem Sitze in Hamburg, die folgende Aufgaben vor allem zu erfüllen hätte:

1. als Vermittlungsorgan zwischen den verschiedenen Einzelorganisationen zu dienen.;
2. durch eine regelmäßig veranstaltete Statistik die Gewerkschaften von ihrem Bestand und ihren Leistungen unterrichtet zu halten.

Wie allgemein bekannt, ist dieser Entwurf der Generalkommission im wesentlichen der der heutigen Organisation der deutschen Gewerkschaften zu Grunde liegende Plan. Der Halberstädter Kongreß entschied vor allem endgiltig zu Ungunsten der Lokalorganisationen, deren Vertreter den Kongreß noch während seiner Tagung verließen und hat damit der weiteren Entwicklung der innern Ausgestaltung die bestimmende Richtung gewiesen.

Dagegen mußte die Generalkommission noch einmal auf dem zweiten Kongreß der Gewerkschaften, der 1896 in Berlin tagte, sich ihre Existenzberechtigung erkämpfen. Seitdem ist die Organisation nicht mehr in Frage gestellt und schon der dritte Kongreß 1899 in Frankfurt a./M. tagend, brauchte sich nicht mehr über die Organisationsformen herumzustreiten, sondern konnte seine Aufgabe darin erblicken, den inneren Ausbau der Gewerkschaften in Angriff zu nehmen.

Was er mit Ruhe und Sachkenntnis erörterte, waren die brennenden Fragen der Tarifgemeinschaften, der Arbeitsvermittlung und der Arbeitslosenunterstützung.

In der gesetzlichen und administrativen Behandlung der Gewerkschaften in Deutschland ist dagegen während des XIX. Jahrhunderts wenigstens wesentlich neues nicht eingetreten. Was immerhin ein Segen ist: denn das Neue hätte, wie die Dinge bisher standen, doch immer nur eine Verschlechterung sein können. Glück genug, daß das Schreckgespenst der Zuchthausvorlage noch im alten Jahrhundert gebannt wurde. Möge es eine günstige Vorbedeutung sein dafür, daß nun wirklich ein Morgen angebrochen ist, der lebendige Wesen und keine Gespenster finden will.

Aber das alles, was ich Ihnen vorgetragen habe, sollte ja nur Material für die Abmessung des äußern Entwicklungsganges sein, den die deutschen Gewerkschaften genommen haben. Wonach es uns jetzt, da wir die Chronik in ihren Grundzügen kennen, verlangt, ist einzutreten in eine Betrachtung und Würdigung der inneren Zusammenhänge, die zwischen den einzelnen äußeren Ereignissen nachweisbar sind.

Dabei drängt sich uns zu allererst die Frage auf die Lippen: muß denn unser Urteil über die von den Gewerkschaften seit ihrem Bestehen zurückgelegte Wegestrecke günstig oder ungünstig lauten? Haben sie viel, haben sie wenig geleistet? Eine naturgemäß in ihrer Beantwortung von

subjektivem Ermessen stark beeinflußte Frage. Ich kann mir denken, daß man sie in beiden entgegengesetzten Entscheiden gleich treffend beantwortet. Man hat allen Grund zu einem pessimistischen Urteil. Wie dünn sind doch noch die Schaaren der überhaupt gewerkschaftlich organisierten Arbeiter in Deutschland gesät. Im besten Falle sind es 700000 und 1895 wurden allein in der Industrie 6000000 Arbeiter gezählt; von der Landwirtschaft, vom Handel und Verkehr ganz zu schweigen. Also auch in der eigentlichen Industriearbeiterschaft sind doch immer erst wenig über 10% organisiert! Welcher Abstand gegen England! Und was noch schwerer wiegt: wie klein steht die Gewerkschaftswelt heute noch in Deutschland da, wie gering sind ihre Machtmittel, wie bedeutungslos erscheint sie gegenüber dem Stirnrunzeln der Großen und Mächtigen im Reiche des Kapitalismus! Wie unbegrenzt rücksichtslos kann noch heute in den meisten deutschen Industrien der junkerlich ausstaffierte Fabrikabsolutist die Stimmungen in „seiner" Arbeiterschaft mit überlegenem Lächeln ignorieren, als wären sie überhaupt nicht in dieser Welt. Ignorieren, gar nicht sehen, als Luft betrachten — viel schlimmer, als wenn er wenigstens gegen sie schon raste. Aber was ist einem Krupp, einem Stumm heute noch der Verband der Metallarbeiter? Luft. Es giebt kein anderes Wort dafür.

Aber man kann mit ebensoviel Recht, scheint mir, ein optimistisches Urteil fällen. Indem man etwa hinweist auf die stetige Aufwärtsbewegung seit zehn, fünfzehn Jahren, die zunehmende Einigkeit des Vorgehens, die rasch wachsende Zahl der Mitglieder, die Erstarkung der Kassen in der letzten Zeit und man kann auch das Werk, 700000 Arbeiter organisiert zu haben mit einem Ausgabeetat von 6—7 Millionen Mark jährlich als ein tüchtiges wohl mit Fug bezeichnen.

Drum wird man gut thun, denke ich, die beiden Betrachtungsweisen zu vereinigen und zu einem die Situation in allen ihren Teilen vollwürdigenden, objektiven Urteile des Inhalts gelangen, daß man sagt: zwar ist heute die Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung in Deutschland noch bedauerlich gering, sie berechtigt aber für die Zukunft zu den schönsten Hoffnungen deshalb, weil sie offenbar seit einigen Jahren in gesunde Bahnen fröhlichen Aufwärtssteigens eingelenkt ist.

Als womit denn nun unsere wissenschaftliche Aufgabe erst gestellt ist: nämlich die Gründe nachzuweisen, die einmal die bisher geringe Gesamtentwicklung verschuldet haben, als wie auch diejenigen auf der andern Seite, denen die energischen Fortschritte des letzten Jahrzehnts in erster Reihe zu danken sind.

Man ist zunächst versucht als Grund für die geringe Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung in Deutschland die Behandlung der Arbeiterberufsvereine im Staate durch Gesetzgebung und Verwaltung anzusprechen.

Unser Koalitionsrecht ist höchst unzulänglich und mit einem Stachelzaun von unnützen Strafbestimmungen umgeben; unser Vereins- und Versammlungsrecht ist kläglich und eines modernen Staates geradezu unwürdig; die Handhabung der der Arbeiterbewegung schon an sich nicht holden Gesetzgebung durch Gerichte und Verwaltungsbehörden aber ist jedenfalls eine solche, die durch übermäßige Sympathien mit den Bestrebungen der Arbeiter an ihrer Objektivität keine Einbuße leidet.

Allerdings wir haben „Koalitionsfreiheit", aber keineswegs wie man häufig meint, eine allgemeine. Der § 152 der Reichsgewerbeordnung bestimmt bekanntlich nur, daß

> „alle Verbote und Strafbestimmungen gegen Gewerbetreibende, gewerbliche Gehülfen, Gesellen oder Fabrikarbeiter wegen Verabredungen und Vereinigungen zum Behufe der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen, insbesondere mittels Einstellung der Arbeit oder Entlassung der Arbeiter,"

aufgehoben sein sollen. D. h. also: es werden rein negativ die bisherigen Koalitionsverbote, die etwa in den deutschen Bundesstaaten von 1869 bestanden, als beseitigt erklärt, jedoch — nur für einen eng umgrenzten Teil der Lohnarbeiterschaft, nämlich nur für die gewerblichen Lohnarbeiter. Wo also etwa für andere Arbeiterkategorien landesgesetzliche Koalitionsverbote bestanden, die nicht ausdrücklich aufgehoben sind, bestehen sie noch heute weiter. Das ist nun aber — die Feder stockt, es im XX. Jahrhundert niederzuschreiben — thatsächlich noch in praktisch gar nicht so unerheblichem Maße der Fall. So sind in acht (!) deutschen Bundesstaaten — Hessen! Oldenburg! Braunschweig! Sachsen-Altenburg! Schwarzburg-Sondershausen! Schwarzburg-Rudolstadt! Waldeck! und Schaumburg-Lippe! — weil hier der Beschluß von 1854 noch nicht außer Kraft gesetzt ist, noch heutigen Tages alle politischen Arbeitervereine verboten. Ein politischer Verein, hat aber das Reichsgericht entschieden, ist vorhanden, sobald irgend eine gewerbliche Korporation in das staatliche Gebiet hinübergreift, d. h. sobald sie Organe und Thätigkeiten des Staates für sich in Anspruch nimmt — will sagen, beispielsweise, wenn sie irgend eine Frage des Arbeiterschutzes oder der staatlichen Arbeiterversicherung verhandelt. Von praktisch noch größerer Bedeutung ist jedoch der zweite wichtige Fall noch heute in Kraft gebliebener Koalitionsverbote. Das ist die durch das preußische Gesetz vom 24. April 1854 geschaffene, wonach dem Gesinde, den Schiffsmannschaften und den ländlichen Arbeitern verboten ist, sich zu versammeln, zu verabreden, zu vereinigen und bessere Arbeitsbedingungen zu erzielen. Und zwar handelt es sich bei diesem Verbot nicht nur um die sog. „kontraktlich gebundenen" ländlichen Arbeiter, d. h. Instleute, Gutstagelöhner 2c., sondern auch um solche „Handarbeiter, welche sich zu bestimmten land- und forstwirtschaftlichen Arbeiten, wie z. B. Erntearbeiten auf Acker und Wiese, Meliorationsarbeiten, Holzschlagen u. s. w. verdungen haben", d. h. praktisch um alle ländlichen Arbeiter.

Diejenigen Arbeitergruppen, denen das Koalitionsrecht gesetzlich zusteht, haben auch keine rechte Freude daran. Denn auf den § 152 der G.O. folgt der § 153 und der hebt im Grunde alles wieder auf, was sein Vorgänger an Freiheitsrechten gewährt hat. Der in letzter Zeit besonders häufig angeführte § lautet:

> „Wer andere durch Anwendung körperlichen Zwangs, durch Drohungen, durch Ehrverletzungen oder durch Verrufserklärung bestimmt oder zu bestimmen versucht, an solchen Verbindungen (§ 152) Teil zu nehmen oder ihnen Folge zu leisten, oder andere durch gleiche Mittel hindert oder zu hindern versucht, von solchen Verabredungen zurückzutreten, wird mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft, sofern nach dem allgemeinen Strafgesetz nicht eine härtere Strafe eintritt."

D. h. also — ein Vorzug, der keiner anderen Klasse in unserem Staate zu teil wird! — die nicht organisierten und organisationsfeindlichen Arbeiter, eine neuere Wortprägung hat sie mit der gefühlvollen Bezeichnung der „Arbeitswilligen" belegt, genießen einen Sonderschutz gegenüber den Bewerbungen ihrer organisierten Kollegen. Man ist um ihre Ehre und ihren guten Ruf besorgter als um den irgend einer anderen Bevölkerungsschicht,

denn während wir andere Sterbliche alle uns mit den Strafbestimmungen das allgemeinen Strafgesetzes begnügen müssen, hat der väterlich fürsorgende Gesetzgeber hier noch eine Extrawurst für die gekränkten Arbeitswilligen in petto. In einen bekannten Sinnspruch aufgelöst bestimmen also: § 152 „wasch mir den Pelz“ und § 153 „aber mach mich nicht naß.“

Aber, was kaum möglich erscheint: noch rückständiger als unsere Koalitionsgesetzgebung ist unser Vereins- und Versammlungsrecht. Es genügt zu seiner Kennzeichnung vollständig der Hinweis auf die beiden Thatsachen:

1. daß es noch heute — im XX. Jahrhundert — dem vierten Jahrzehnte neudeutscher Reichsherrlichkeit, in einer Zeit, die „im Zeichen des Verkehrs“ zu stehen vorgiebt, nicht einheitlich reichsrechtlich, sondern sonderstaatlich gestaltet ist; und

2. daß die sämtlichen Gesetze der einzelnen Bundesstaaten, die das Vereins- und Versammlungsrecht regeln, aus den — 1850er Jahren stammen, d. h. also alle nicht etwa von dem für uns selbstverständlichen Gedanken ausgehen: wenn sich eine Anzahl Menschen versammelt, oder einen Verein gründet, so geht das niemanden, am wenigsten die Polizei, etwas an, selbstverständlich soweit dabei die allgemeinen Strafgesetze nicht verletzt werden, sondern von dem entgegengesetzten, der den von 1848 her noch nervösen Reaktionsregierungen der natürliche schien, daß hinter jedem politischen Verein und jeder öffentlichen Versammlung, um mit Herrn von Puttkammer zu reden, „die Hydra der Revolution lauert.“

Faßt man all das zusammen, was in Gesetzgebung und Verwaltung dazu dienen soll, den Arbeitervereinen das Leben sauer zu machen, so wird man sich allerdings der Meinung nicht verschließen können, daß es genug ist, um hindernd, verlangsamend auf die Entwicklung des Gewerkschaftslebens einzuwirken. Vor allem ist der Tabuzustand, in dem die Gesetzgebung die ländlichen Arbeiter erhält, ein böses Hinderniß für die Ausbreitung der Arbeiterorganisationen auf's platte Land. Diese haben einstweilen als einzigen Trost die Hoffnung, daß es bald überhaupt keine Arbeiter auf dem Lande mehr geben wird, oder wenigstens keine mehr, deren Organisierung der Mühe wert wäre.

Also das kann selbstverständlich keinem Zweifel unterliegen, daß die Entwicklung der Gewerkschaften in Deutschland eine weit lebhaftere sein würde, wenn wir ein modernes Koalitions- Vereins- und Versammlungsrecht, wenn wir ein mit der Zeit fortgeschrittenes Beamtentum und einen der Arbeiterbewegung weniger mißgünstigen Richterstand hätten. Aber — was ich gern hervorheben möchte gegenüber abermals der herrschenden Auffassung: ausschlaggebende Bedeutung vermag ich jenen Uebelständen in Gesetzgebung und Verwaltung nicht beizumessen. Sie mögen ein Hinderniß sein; aber kein unüberwindliches. Denn **das** hat uns ja gerade die geschichtliche Betrachtung gelehrt: trotz Sozialisten-Gesetz, trotz Puttkammerschen Streikerlasses ist die Gewerkschaftsbewegung doch vorangekommen. Ja bis zu einem gewissen Grade wäre man versucht zu sagen: dank jenen Maßnahmen. Denn der Widerstand ist bekanntlich ein wesentliches Moment der Kraftentfaltung.

Will man in dem Verhalten der staatlichen Gewalten eine Ursache der Rückständigkeit der deutschen Gewerkschaftsbewegung erblicken, so wäre mit mehr Grund fast als die Unterdrückungspolitik die **Eigenart der amtlichen Sozialpolitik** anzuführen. Ich meine die Ablenkung der Arbeiterschaft von der selbstherrlichen Vertretung ihrer Interessen durch die staatliche Zwangsversicherung. Erschien ja doch den geistigen Vätern dieser Gesetze

— den Bismarck-Stumm — als das eigentlich durch sie zu erreichende Ziel die Mundtotmachung der Arbeiterschaft, die Ertötung jeder selbstständigen Regung, und die künstliche Züchtung einer staatserhaltenden Zufriedenheit in den Kreisen der Arbeiter. Getreu dem Motto:

„Vertrauet Eurem Magistrat,
„Der fromm und liebend schützt den Staat
„Durch huldreich hochwohlweises Walten;
„Euch ziemt es, stets das Maul zu halten."

Ich wies schon an anderer Stelle einmal darauf hin, daß die Uebertragung der gesamten Fürsorge in Fällen von Krankheit, Unfall, Invalidität, Tod auf den Staat naturgemäß die Bedeutung der Gewerkvereine als Unterstützungskassen beeinträchtigen mußte und daß ihnen damit ein Lockmittel entzogen werde, das die englischen Trade Unions bis heute als ein sehr wichtiges nicht hoch genug zu schätzen wissen.

Aber auch diesem Umstand wollen wir nicht zu große Bedeutung beimessen.

Schon mehr müssen wir in Berücksichtigung ziehen, daß ja Deutschlands ökonomische Entwicklung doch noch eine verhältnißmäßig junge ist. Die kapitalistische Revolutionierung hat eben erst begonnen. Die Gründerjahre schlossen das Vorspiel ab; mit dem Jahre 1880 begann der erste Akt, dessen zweiter Auftritt etwa vom letzten Jahrzehnt des scheidenden Jahrhunderts ausgefüllt wird. Deshalb dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir auch in der Reflexbewegung der kapitalistischen Entwicklung: in der Arbeiterbewegung noch alle Züge frühester Jugend, mit dem unvermeidlichen Zahnen und allen Kinderkrankheiten antreffen: Fehlgriffe in der Organisation, viel persönliche Reibereien, oft Worte statt Thaten und was dergleichen mehr ist.

Freilich, und damit kommen wir auf den meines Erachtens springenden Punkt: es könnte dem aufmerksamen Beobachter scheinen, als ob jene „Jugenderscheinungen" in der deutschen Gewerkschaftsbewegung länger angehalten hätten als es der ökonomischen Rückständigkeit des Landes notwendig zu entsprechen brauchte. Denn das dürfen wir natürlich nicht vergessen: daß die langen Wachstumsperioden der englischen Gewerkvereine nicht den Maßstab abgeben können für die entsprechenden Entwicklungsphasen unserer Arbeitervereine. Diese bauen ja auf den Errungenschaften und Erfahrungen jener weiter und es ist doch offenbar ein ganz andrer Zeitraum nötig, um den Typus des modernen Gewerkvereins zu schaffen als ihm nachdem er in der Welt ist, in einem andern Lande zur Annahme zu verhelfen. Jetzt handelt es sich nur noch darum, junge Bäume zur Wurzelung bringen: die englischen Arbeiter mußten sich gedulden, bis das Samenkorn erst zum Baume sich entfaltet hatte.

Was ich nun aber für das wesentlichste Retardirungsmoment in der Entwicklung der deutschen Gewerkvereine erachte, ist die aus ihrer eigentümlichen Entstehungsweise notwendig sich ergebende Sonderart: es ist der Unsegen, der über ihrer Geburt lag, daß sie als Ableger politischer Parteien zur Welt gekommen sind, der sich noch heute auf Schritt und Tritt in seinen unheilvollen Wirkungen fühlbar macht.

Denn was bedeutet dieser eigentümliche Geburtsakt?! Zunächst eine Zersplitterung. Daß noch heute freisinnige und sozialdemokratische Gewerkvereine neben einander bestehen und sich sogar gelegentlich in die Haare geraten; daß neben diesen beiden Hauptgruppen unausgesetzt Neu-

bildungen hervorwachsen, die sich als „unpolitisch,“ „christlich,“ „reichstreu“ oder sonstwie in Gegnerschaft zu Freisinn und Sozialdemokratie stellen, und naturgemäß einen Teil der Werbekraft gewerkschaftlicher Ideen auf sich ablenken, all dieses, was schwächend auf die Gesamtentwicklung der Gewerkschaftsbewegung einwirkt, würde wegfallen, wenn die deutschen Gewerkvereine eben nicht aus den Lenden der politischen Parteien geschnitten wären. Weiter: die Verquickung der politischen mit den gewerkschaftlichen Bestrebungen wirkt im Anfang jedenfalls lähmend auf die letzteren. Bei der Verschiedenartigkeit der Ziele und Bedürfnisse läßt sich schwer die Thätigkeit für beide Sachen vereinigen. Die besten Männer einer Partei werden aber, zumal wenn diese erst selbst in der Entwicklung begriffen ist, naturgemäß von dieser vorweg mit Beschlag belegt werden und können dann gewerkschaftliche Interessen gleichsam nur noch im Nebenamte vertreten. Aber die Schädigung der letzteren durch ihre Verkoppelung mit parteipolitischen Bestrebungen ist noch eine ganz besonders große im vorliegenden Falle, dank der Eigenart der Parteien, von denen die deutsche Gewerkschaftsbewegung in's Leben gerufen würde. Da sind zunächst die Sprößlinge der freisinnigen Partei: die Hirsch-Dunckerschen. Sie haben vor allem darunter zu leiden, daß sie n i c h t sozialdemokratisch sind und sogar in heftiger Weise gegen das Eindringen der Sozialdemokratie sich sträuben. Noch heute muß jedes neue Mitglied eines Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereins einen Revers unterzeichnen, in dem es erklärt, daß es der sozialdemokratischen Partei nicht angehört und ihr auch in Zukunft fernzubleiben gewillt sei. Nun bedeutet solche Art Vorgehen das Todesurteil für jede Arbeiterbewegung in Deutschland. Wer bei uns Arbeiterinteressen vertreten will und sich dabei außerhalb der Sozialdemokratie befindet oder sich gar in Gegensatz zu ihr stellt, ist von vornherein zur Bedeutungslosigkeit verdammt. Oder war es jedenfalls bislang. Denn das Prestige jener Partei in den Kreisen der deutschen Arbeiterschaft ist ein so großes, daß Wunder geschehen oder wenigstens Jahrzehnte vergehen müßten, ehe ihm von irgend einer andern Seite her die Spitze geboten werden könnte. Zu allem übrigen haben die zwölf Jahr Sozialistengesetz und Arbeiterverfolgungen den Bund zwischen Arbeiterschaft und Sozialdemokratie zu einem aller Voraussicht nach für absehbare Zeit unzertrennlichen gemacht. Mit Blut und Eisen sind die beiden zusammengeschweißt. Woraus folgt, daß jede p a r t e i p o l i t i s c h e Bestrebung zur Organisation der Arbeiterschaft, die sozialistenfeindlich ist, sich stets mit so kleinen Erfolgen wird begnügen müssen wie die Hirsch-Dunckersche Gewerkvereinssache. Aber wie dieser zum Schaden gereichte, daß sie n i c h t sozialdemokratisch war, so dem großen Teil der übrigen Gewerkschaftsbewegung in Deutschland der Umstand, daß sie von der sozialdemokratischen Partei ihren Ursprung herleitete.

Ich wies schon darauf hin, wie innerlich feind die L a s s a l l e a n e r der Gewerkschaftsidee waren, wie es nur ein geschickter Schachzug von Schweitzer war, wenn er sich den Wind der Gewerkvereinsbewegung nicht ganz aus den Segeln nehmen ließ. Der G e i s t Lassalles hat aber noch jahre- und jahrzehntelang in der deutschen Arbeiterschaft weitergelebt, trotz Herrn von Schweitzers, und dieser Geist war jeder gewerkschaftlichen Bewegung gänzlich abhold. Lassalles Gesamtanschauung vom Wesen der geschichtlichen Entwicklung widersprach die Gewerkschaftsidee. Von den englischen Zuständen hatte er offenbar gar keine deutliche Vorstellung. In der That wurden ja die englischen Gewerkvereine für die deutsche Wissenschaft erst durch Brentano, für die Praxis erst durch Hirsch Anfang der 1870er

Jahre gleichsam entdeckt. So konnte es denn geschehen, daß Lassalle in seinem „Offenen Antwortschreiben“ zwar der Konsumvereine, der Handwerkergenossenschaften und ähnlicher Gebilde Erwähnung thut, dagegen der Gewerkschaftsbewegung auch nicht mit einem Worte überhaupt nur gedenkt, und daß er in seinem „Anti-Schultze“ (Ausgabe von 1878 S. 172 Anm.) die Sätze niederschreiben konnte:

„Aus dieser gesellschaftlichen Lage giebt es auf gesellschaftlichem Wege keinen Ausweg. Die vergeblichen Anstrengungen der Sache, sich als Mensch geberden zu wollen — sind die englischen Streiks (Arbeitseinstellungen), deren trauriger Ausgang bekannt genug ist. Der einzige Ausweg für die Arbeiter kann daher nur durch die Sphäre gehen, innerhalb deren sie noch als Menschen gelten, d. h. durch den Staat, durch einen solchen aber, der sich dies zu seiner Aufgabe machen wird, was auf die Länge der Zeit unvermeidlich. Daher der instinktive, aber grenzenlose Haß der liberalen Bourgeoisie gegen den Staatsbegriff selbst in jeder seiner Erscheinungen.“

Alles dagegen, was in der deutschen Sozialdemokratie von Marx-schem Geiste erfüllt war, konnte natürlich nicht in gleicher prinzipieller Gegnerschaft gegen die Gewerkschaftsbewegung verharren, wie Lassalle und sein Anhang. Dazu hatte Marx, dazu hatten die von London ausgehenden Sendboten des Marxismus doch der Welt der englischen Trade Unions zu nahe gestanden, um mit einer aus völliger Sachunkenntniß geborenen Bemerkung, wie es Lassalle that, die gesamten Organisationsbestrebungen der Arbeiter auf gewerkschaftlichem Gebiete kurzer Hand bei Seite zu schieben. Marx und sein Anhang wußten vor allem auch, daß in der von ihnen geträumten internationalen Gemeinschaftsbewegung der Proletarier aller Länder die englischen Gewerkvereinler nicht gut entbehrt werden konnten, ohne sich dem Anschein der Lächerlichkeit preiszugeben, weshalb denn gleich bei der Gründung der J. A. A. auf die gewerkschaftlichen Interessen entsprechende Rücksicht genommen wurde. Erblickten doch ihre Führer gerade auch in der Unterstützung von Streiks ein wesentliches Agitationsmittel für ihre Zwecke. Und der Gedanke, sich der gewerkschaftlichen Organisation zu bedienen, wurde auf jedem folgenden Kongresse der J. A. A. eifriger erwogen. Auf dem Baseler Kongreß von 1869 wurde der Beschluß gefaßt:

„Der Kongreß erklärt, daß alle Arbeiter die Bildung von Gewerkvereinen in den verschiedenen Gewerben energisch anstreben sollen.

Sobald sich solche Genossenschaften bilden, sollen die Sektionen, die verbundenen Gruppen und die Zentralausschüsse derjenigen Vereine, welche dem nämlichen Gewerk angehören, davon unterrichtet werden, damit die Bildung nationaler Verbände der Gewerksgenossen in Angriff genommen werden kann. Diese Verbände sollen beauftragt werden, alles ihren Industriezweig betreffende zu sammeln, die gemeinschaftlich zu ergreifenden Maßregeln zu beraten und auf die Durchführung und das Gelingen derselben hinzuarbeiten, bis das heutige Lohnsystem durch die Assoziation der freien Arbeiter verdrängt ist.“

Und ganz denselben Geist erklärter Gewerkschaftsfreundlichkeit atmeten die Resolutionen, die dann die von Bebel und Liebknecht in's Leben gerufene deutsche sozialdemokratische Arbeiterpartei faßte, deren Stellungnahme zu der Gewerkschaftsbewegung oben schon gekennzeichnet wurde. Bebel hatte ganz recht, als er vor einigen Jahren auf dem sozialdemokratischen Parteitag zu Köln den ihm gemachten Vorwurf zurückwies: er habe erst allmälig für Gewerkvereine sich zu interessieren gelernt. Seit Anbeginn seiner Thätigkeit in der sozialdemokratischen Partei hat er vielmehr sich an-

gelegentlich um die Förderung der Gewerkschaftsbewegung gekümmert und die Resolution, mit deren Annahme die Verhandlungen zu Eisenach 1869 geschlossen wurden, war von York und Bebel eingebracht und hatte folgenden Wortlaut: „Die sozialdemokratische Arbeiterpartei betrachtet es als eine Pflicht eines jeden Parteigenossen, auf eine Einigung der Gewerkschaften mit allen Mitteln hinzuwirken, hält aber als Bedingung fest, daß die Gewerkschaften sich von dem Arbeiterschaftpräsidium des Herrn von Schweitzer lossagen. Zugleich empfiehlt der Kongreß die weitere Bildung von Gewerksgenossenschaften auf internationaler Grundlage.“ Also — damit hat es schon seine Richtigkeit, daß die Marx'sche Sozialdemokratie in Deutschland von jeher sich der Gewerkschaftsbewegung angenommen hat. Und doch halte ich meine Behauptung aufrecht, daß die sozialdemokratische Vormundschaft die Entwicklung ihres Mündels aufgehalten hat. Denn darüber kann ebenso wenig Zweifel herrschen, wie über die Thatsache eines thatkräftigen Eintretens für Gewerkschaftsgründungen, daß diese für alle Marxisten strenger Observanz, doch niemals als Selbstzweck, sondern immer nur als Mittel zum Zweck betrachtet wurden und werden konnten. Eine politische Partei, die ihre Aufgabe nur darin erblickte, alle Vorbereitungen rechtzeitig zu treffen, damit im großen Moment des Zusammenbruchs der bürgerlichen Welt die sozialdemokratischen Jungfrauen das Oel auf ihren Lampen hätten: eine solche konnte auch in jeder gewerkschaftlichen Organisation günstigsten Falls immer nur eine Art von Drillschule der Arbeiterbataillone für die bevorstehende Schlacht erblicken.

Günstigsten Falls, während sie sehr häufig die Gewerkvereinsbewegung als Feindin ihrer Sache betrachten mußte. So hat sich der jetzt einflußreichste Theoretiker der Altmarxisten, Kautsky, mehr und mehr in eine unverkennbare Gegnerschaft gegen alle Gewerkschaftsbestrebungen hineinentwickelt. „Wo die Gewerkschaftsbewegung, schreibt er beispielsweise in seinem „Erfurter Programm“, zu einer Pflege einseitigen Kastengeistes und zu aristokratischer Abschließung der besser gestellten Arbeiter führt — will sagen wie in England —, da trägt sie nicht nur nichts zur Hebung des gesamten Proletariats als Klasse bei, sie ist sogar imstande, dieselbe zu hemmen und zu verzögern.“ Während die organisierten Arbeiter sich Verdienste um die allgemeine Arbeitersache erwerben können, soweit sie „aufrüttelnd und ermutigend auf viele ihrer „unqualifizierten“ Brüder“ einwirken. Wie wenig sich in der That alt-marxistischer und gewerkschaftlicher Geist untereinander vertragen, das werde ich noch zu zeigen, Veranlassung haben. Hier genügt der Hinweis, daß auch wo von sozialdemokratischer Seite die Gewerkvereinsbewegung gefördert wurde, dieses nicht unter dem Gesichtspunkte der Verfolgung eines selbständigen Zweckes, sondern lediglich nur im Sinne der Anwendung eines Mittels zur Verwirklichung eines außerhalb liegenden Zweckes betrachtet wurde. Und in diesem Umstande glaube ich mit Recht, einen der Hinderungsgründe für die freie Entfaltung der Gewerkschaftsbewegung erblicken zu sollen.

Und nun die Pointe: wenn die Bedeutung der auf die Gewerkschaftsentwicklung hemmend einwirkenden Ursachen in ihrer richtigen Rangordnung von uns erkannt und dargestellt worden ist, so würden auch die Gründe, denen die muntere Aufwärtsbewegung namentlich des letzten Jahrzehnts zu danken ist, in einem entsprechenden Schwächerwerden jener Hinderungsmomente zu suchen sein. Und dem ist in der That so. Während das Verhalten der öffentlichen Gewalten im Staate in den letzten Jahren zu Gunsten der Arbeiterbewegung kaum sich verändert hat, also auch aus seiner Veränderung die neue Phase der Gewerkschaftsbewegung ganz

und gar nicht erklärt werden kann, sind in den beiden andern Ursachenreihen, auf die wir die Langsamkeit der Entwicklung zurückgeführt hatten, gerade während des letzten Jahrzehnts ganz ungeheuere Umwandlungen zu beobachten.

Zunächst marschiert Deutschland mit wahren Sturmesschritten auf der Bahn des industriellen Kapitalismus voran. Belege für diese Thatsache sind unnötig. Ein paar Ziffern über Steigerung der Produktion und des Verkehrs in diesen letzten Jahren finden Sie überall. Und vor allem jeder lebt ja diesen Riesenaufschwung mit. Es treibt und sproßt wie nach warmem Regen in der Frühlingsnacht, wo immer wir hinblicken. Die Nachbarländer stehen halb staunend, halb unwillig zur Seite, während der junge Riese der deutschen Volkswirtschaft seine ungeschlachten Glieder zu dehnen und zu recken beginnt. Und das wissen wir ja: ökonomischer Fortschritt in unserer Zeit bedeutet Ausbreitung und Ausweitung des kapitalistischen Wirtschaftssystems; Ausbreitung des kapitalistischen Wirtschaftssystems aber bedeutet Vermehrung des Materials für gewerkschaftliche Organisationen dadurch, daß immer größere Massen der Bevölkerung in die Reihen des Proletariats einrolliert werden. Und aufsteigende Konjunktur ist noch ganz besonders ein die Entwicklung der Gewerkvereine förderndes Moment. Es belebt die Geister, macht sie hoffnungsfreudiger, verleiht der Seele Schwung und dem Körper Kraft zur Vollbringung großer Werke; lenkt vor allem auch den Sinn von der Verfolgung fernster Ziele ab und macht ihn geneigter, das näher Liegende zu erstreben, den unmittelbaren Vorteil zu begehren, deshalb weil die Erfüllung so viel häufiger ist als in den Zeiten des Niedergangs. Wir sind in eine Periode eingetreten, die der nicht ganz unähnlich ist, die England von 1850 bis in die Mitte der 1880er Jahre durchlebte: eine Periode märchenhaften ökonomischen Aufschwungs, riesenhafter volkswirtschaftlicher Expansion.

Und das ist so recht das Wetter, die Keime der Gewerkschaftsbewegung zum Treiben zu bringen. Einen Prozeß vor allem zu beschleunigen, der recht eigentlich als der Gesundungsprozeß für die gewerkschaftliche Entwicklung anzusehen ist — und damit berühre ich die zweite Ursachenreihe, deren Umgestaltung fördernd auf die Gewerkvereine eingewirkt hat — das ist die Emanzipation der Gewerkschaftsbewegung von der Vormundschaft der politischen Parteien, mit einem Wort ihre Verselbständigung.

Vollzieht sie sich wirklich? Und woran ist sie erkennbar, da doch niemand der Beteiligten sich ihrer bewußt wird und selbst wenn er es würde, es doch nicht Wort haben möchte?

Ich meine, jeder aufmerksame Beobachter unseres sozialen Lebens muß zunächst einmal die Thatsache feststellen: daß in der deutschen Gewerkschaftswelt seit einigen Jahren eine Reihe neuer Männer hervorgetreten ist, die neu den Ton angiebt, von denen noch das vorige Jahrzehnt weder dem Namen noch dem Geiste nach wenig verspürte.

Ich denke an Männer wie von Elm, Legien, Segitz, Millarg, Timm, Döblin und viele andere. Die neue Generation der Offiziere unserer Gewerkschaften, denen sich eine entsprechende Schaar gleichstrebender Unteroffiziere anreiht. Diese Männer stellen in der That einen neuen Typus für Deutschland dar. Es sind nicht mehr reine Berufspolitiker, die nur im Nebenamte gleichsam sich der Gewerkschaftssache annahmen, sondern es sind berufsmäßige Gewerkschaftler, die ihr Leben und ihr Können in erster Linie der Vertretung und Förderung der gewerkschaftlichen Interessen widmen. Dadurch aber entwickeln sie erst die eigentümlichen Fähigkeiten und Kenntnisse zu voller

Reife, die für diese Art von Thätigkeit erforderlich sind. Und das sind ganz gewiß andere als sie für das politische Parteileben erfordert werden. Es vollzieht sich also eine Art von Differenzierung der Talente. In dem Maße wie die politische Arbeiterbewegung an Umfang zunimmt, braucht sie, die Sozialdemokratie, nicht mehr alle besten Männer für ihre Zwecke. Der Parteidienst kann tüchtige Kräfte entbehren und diese sind es, die sich der Sache der Gewerkschaften widmen. Aus dieser Differenzierung ergiebt sich aber, wie es nicht anders sein kann, eine Steigerung der Leistungsfähigkeit auf beiden Seiten. Jeder der beiden, der Politiker wie der Gewerkschaftler vertreten nun ihre Sache, die sie von Grund aus verstehen, ganz. Damit ringt sich nun aber auch allmälig ein neuer Geist in den Führern der Gewerkschaftsbewegung zur Anerkennung durch: die Gewerkschaftsbewegung bekommt eine eigene Seele, ein eigenes von Innen heraus quellendes Leben. Denn dadurch, daß tüchtige Männer sich mit ihrem ganzen Können der einen Sache widmen, erwächst in ihnen langsam auch der Glaube an die von ihnen vertretene Sache. Und dieser neuerstandene Glaube an die Gewerkschaftsbewegung ist es vor allem, dem ich die Erfolge der letzten Zeit zuschreiben möchte. Denn dieser Glaube an die Wirksamkeit, an den Segen gewerkschaftlichen Ringens verleiht erst der Seele die Schwungkraft, deren sie stets bedarf, wo große Leistungen zu vollbringen sind; verleiht erst die Fähigkeit, sich mit aller Intensität des Wollens der Verfolgung der vertretenen Sache zuzuwenden.

„Alle Kunst praktischer Erfolge besteht darin, alle Kraft zu jeder Zeit auf einen Punkt, auf den wichtigsten Punkt, zu konzentrieren und nicht nach rechts noch links zu sehen" — das ist das politische Testament, das Ferdinand Lassalle den deutschen Arbeitern hinterlassen hat und das nun zum erstenmale seine Anwendung findet in der Sphäre gewerkschaftlicher Strebungen. Erst in dem Augenblicke, in dem eine Anzahl führender Männer die Gewerkschaftsorganisation nicht mehr vorwiegend unter politischem Gesichtspunkte, sondern als Selbstzweck betrachtete, erst da war die Bahn für deren Entfaltung von allen inneren Hindernissen frei gemacht, konnte die Periode stetigen Aufschwungs der Gewerkschaften ihren Anfang nehmen.

Aber sind wir denn mit diesem Augenblicke nicht auf den Punkt zurückgeschleudert, auf dem die englischen Arbeiter vor einem Menschenalter standen, zum Leidwesen aller wahrhaften Arbeiterfreunde: auf den Standpunkt eines öden „Nur-Gewerkvereinlertums", der „Gewerkschaftsduselei", der „Versumpfung in Fachsimpelei", der „kastenmäßigen Abschließung" und wie die freundlichen Bezeichnungen sonst noch lauten?

Nein, wir sind es nicht; wir können es garnicht sein nach der Entwicklung, die unser öffentliches Leben in Deutschland genommen hat. Was ich einen gläubigen Gewerkschaftler nenne, ist ganz und gar nicht notwendig ein Nur-Gewerkvereinler. Er kann daneben vielmehr auch ein eifriger Politiker, Vertreter einer selbständigen politischen Arbeiterpartei sein — ich werde Ihnen später noch zeigen, wie wenig gewerkschaftliche und politische Arbeiterbewegung einander ausschließen — ja er kann nebenbei auch überzeugter Sozialist, ehrlicher Sozialdemokrat sein, d. h. an eine zukünftige sozialistische Gesellschaftsordnung auf demokratischer Grundlage glauben und ihre Verwirklichung anstreben: sind doch die besten Geschichtsschreiber und Theoretiker der englischen Gewerkvereine, die glühendsten Verfechter der Gewerkvereinsidee, die beiden Webb, ebenso überzeugte Sozialisten!

Nur freilich: Eines kann man als gläubiger Gewerkvereinler nicht

sein: Utopist. Voraussetzung einer gedeihlichen Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung ist daher eine Ueberwindung des sozialpolitischen Utopismus, wie sie sich langsam bei uns zu vollziehen begonnen hat.

Politische Kinder, die an das nahebevorstehende „Ende der bürgerlichen Welt" glauben, besitzen einfach noch nicht die Reife zur Ausübung gewerkschaftlicher Funktionen. Leute mit solcherart Wahnvorstellungen werden auch niemals, ich möchte sagen, die innere Ruhe haben, unverdrossen an dem langsam emporwachsenden Bau der Gewerkschaften mitzuarbeiten. Sie werden alle Augenblicke davonlaufen, um einmal um die Ecke zu schauen, ob das neue Reich, in dem Milch und Honig fließt, nicht vor der Thür steht. Wer von Ihnen fest, unerschütterlich fest daran geglaubt hat, daß neulich, wie prophezeit war, am 13. November die Welt untergehen werde, der würde ein Narr gewesen sein, hätte er am 12. November noch Einlagen in die Sparkasse gemacht, seine Hemden zum Flicken gegeben oder seine Schwiegermutter zu Gaste geladen. Wer dagegen überzeugt ist, daß Jahrzehnte über Jahrzehnte vergehen werden, ehe die kapitalistische Welt von einer anderen abgelöst wird, der wird erst das rechte Bedürfnis empfinden, sich in diese Umgebung, die nun einmal hingenommen werden muß, einzuleben. Er wird erst die rechte Ruhe für ein stetiges Ringen um bessere Lebensbedingungen unter gegebenen, wirtschaftlichen Verhältnissen erwerben. Und ebenso wird nur derjenige ein brauchbarer Gewerkschaftler sein können, dessen Auffassung von der Wesenheit des Uebergangs kapitalistischer in sozialistische Organisationsformen von den Schlacken des Utopismus gereinigt ist. Wer immer noch an die Wirksamkeit politischer Aktionen ohne entsprechende wirtschaftliche Voraussetzungen glaubt, wer sich immer noch mit der alten Robespierrade von der Diktatur des Proletariats nasführen läßt, wer nicht einzusehen vermag, daß unter den veränderten politischen Bedingungen der Gegenwart nur eine ganz allmälige organische Umbildung unserer Rechtsordnung das sozialistische Ideal seiner Verwirklichung wird zuführen können, wer noch immer nicht empfindet, daß wir mitten in der Herbeiführung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung uns befinden, daß nie grundsätzlichere Neuerungen in die neue Welt hinüberführen werden, als es das erste Arbeiterschutzgesetz, die erste unter bewußt sozialpolitischem Gesichtspunkt erfolgende Verstadtlichung einer Straßenbahn oder die Gewährung eines Reichszuschusses für jede Invalidenrente waren: der ist hoffnungslos für diese Welt verloren; der wird auch nie und nimmer den tieferen Sinn der Gewerkvereinsbewegung verstehen lernen: daß diese eben auch nichts anderes ist, als einer der unzähligen Uebergänge aus dem Reiche der Geburt und des Besitzes in das Reich des Talentes und der Arbeit.

Aber ist die Gewerkschaftsbewegung wirklich ein geeignetes Mittel zur Anbahnung vollkommnerer Gesellschaftszustände? Vermag sie die Ziele, die sie sich steckt, zu erreichen? Und ist die Erreichung dieser Ziele auf's innigste zu wünschen oder als kulturfeindlich mit allen Kräften zu hindern? Und wer giebt uns den Maßstab für die richtige Beurteilung dessen, was wir beobachtet? Denn um ein Werturteil handelt es sich bei all diesen aufgeworfenen Fragen. Darüber will ich das nächste Mal mich mit Ihnen auseinanderzusetzen versuchen.

* * *

IV.

Es ist noch nicht so arg lange her, da gab es nicht nur in Interessentenkreisen, was selbstverständlich ist, sondern auch unter persönlich unbeteiligten Beurteilern der Gewerkschaftsbewegung, etwa unter den wissenschaftlichen Vertretern der Nationalökonomie, zwei sich schroff gegenüberstehende feindliche Lager. Während die einen die Gewerkvereine als „das" Allheilmittel, als „die" Lösung der sozialen Frage priesen und sich mit einer gewissen Hartnäckigkeit jeder andern Form sozialer Evolution verschlossen, wollten die andern in den Gewerkvereinen eine auf England beschränkte, nur für England passende Erscheinung erblicken, deren Uebertragung etwa auf Deutschland praktisch wertlos, wenn nicht gar schädlich sei. Heute urteilen wir wesentlich ruhiger. Die Erfahrungen eines Menschenalters haben uns darüber aufgeklärt, daß jene beiden Standpunkte radikaler Lobpreisung und grundsätzlicher Ablehnung gleich weit vom richtigen entfernt liegen. Wir haben einsehen gelernt, daß die Gewerkvereine nur eines von vielen, wenn auch vielleicht eines der bedeutsamsten Mittel sind, unsere Gesellschaftsordnung weiter zu bilden, ein Mittel aber, das nicht an die Grenzen eines Landes gebunden, sondern bestimmt ist, in allen Ländern mit kapitalistischer Produktion gleichmäßig wichtige Funktionen zu erfüllen. Wir haben somit gelernt, die Gewerkvereine als einen integrierenden Bestandteil unserer sozialen Evolution anzusehen und sie selber und ihre Entwickelung unter dem Gesichtspunkt der historischen Methode zu betrachten.

Ein Blick auf die Kulturländer der Gegenwart genügt, um uns davon zu überzeugen, daß Kapitalismus ohne gewerkschaftliche Bewegung auf die Dauer nicht sein kann. Von England und Deutschland haben wir die Ziffern der organisierten Arbeiter schon kennen gelernt. Aber auch in den andern Ländern beobachten wir gleiche Zustände. Folgender Ueberblick über den augenblicklichen Stand der Gewerkschaftsbewegung in den Kulturländern*) wird die Allgemeinheit dieser Erscheinung am besten zu beweisen vermögen.

Es waren in Gewerkschaften organisiert

in:	Arbeiter:	
England (1898)	1 644 591,	
Deutschland (1898) . . etwa	700 000,	
Frankreich (1898)	419 761,	
Oesterreich (1898) . .	105 855,	
Schweiz (1896)	54 562	in Gewerkschaften im engeren Sinne,
	119 619	in anderen Arbeitervereinen,
Belgien . . . . etwa	70 000,	
Holland	126 669,	davon 10 106 in eigentlichen G.-V.
Italien	hat keine	zuverlässige Statistik,
Dänemark (1896)	63 377,	
Norwegen (1898) . . . ca.	24 000,	
Schweden (1898) . . . über	50 000,	
Vereinigte Staaten von Amerika (Ende 1898) rund	1 000 000.	

Rechnet man zu diesen Ziffern noch die der australischen Gewerkvereine, die drei Viertel aller Arbeiter des Landes umfassen sollen (?), so steht innerhalb der Grenzen der kapitalistischen Welt eine Armee von über vier Millionen Arbeitern unter der Fahne gewerkschaftlicher Organisation; eine Ziffer,

*) Wer sich über diesen genauer unterrichten will, ist zu verweisen auf die dankenswerte Zusammenstellung von W. Kulemann, Die Gewerkschaftsbewegung. Jena 1900. gr. 8°. 730 Seiten.

die an der Thatsache nicht mehr zweifeln läßt, daß wir es mit einer alle Länder kapitalistischer Kultur gleichmäßig angehenden Angelegenheit zu thun haben, um so weniger, als sich aus einem Vergleich der mitgetheilten Ziffern ergiebt, daß die Gewerkschaftsbewegung eines betreffenden Landes zu der Höhe kapitalistischer Entwicklung dieses Landes in geradem Verhältnis steht, sich also offenbar mit zwingender Notwendigkeit als eine Folgeerscheinung des Kapitalismus einstellt.

Aber daß eine Erscheinung als notwendige Folge eines bestimmten Wirtschaftszustandes auftritt, ist noch kein Grund, sie günstig oder ungünstig zu beurteilen. Und wir wollten doch zu einem Urteil vordringen über Wert und Unwert der Gewerkschaften; wie werden wir das anfangen?

Von zwei Standpunkten aus läßt sich ein solches Urteil gewinnen: vom Standpunkt der beteiligten Personengruppen und vom Standpunkt der nationalen Kultur aus, oder wie man unrichtigerweise statt dessen zu sagen pflegt: der Allgemeininteressen.

Unmittelbar beteiligt an der Gewerkschaftsbewegung ist natürlich zunächst und vor allem die Arbeiterschaft und von dieser wiederum in erster Linie die in Gewerkvereinen organisierten Arbeiter selbst. Daß diese überwiegend Vorteile von ihrer Mitgliedschaft haben, sollte man ohne weiteres aus der Thatsache schließen dürfen, daß sie Mitglieder sind. Aber es giebt weise Leute, die es besser wissen und behaupten, die Arbeiter seien Thoren, wenn sie ihre sauer ersparten Groschen in die Kasse der Gewerkvereine trügen. Die Aufbesserung ihrer Löhne würde auch ohne Gewerkvereine und Streiks bei günstiger Marktlage erfolgen, und wenn sie nicht auf natürlichem Wege erreicht werde, so nütze auch alle Organisation nicht. Wenn aber wirklich einmal in Folge einer Arbeitseinstellung und dank der Unterstützung der Gewerkschaft eine Lohnerhöhung oder dergleichen Verbesserung eintrete, so sei das immer noch lange nicht so viel, als der Arbeiter infolge der unausgesetzten Beitragsleistungen und durch die Lohnausfälle während des Streiks einbüße.

Es giebt keine Theorie, die so falsch und so oft widerlegt wäre, daß sie nicht doch immer wieder von Zeit zu Zeit zum Leben erwachte und ungeübte Köpfe eine Weile lang zu verwirren vermöchte. Das macht, daß gelegentlich doch irgend ein Interesse wieder durch jene längst totgeglaubte Theorie gefördert wird, als womit dann ihr die Lebenskraft von neuem zuwächst. So geht es mit der Lehre von den Lohnsteigerungen und was damit im Zusammenhange steht. Vor sechzig Jahren hat Rodbertus, vor dreißig Jahren hat Brentano und zwischendurch haben zahllose andere Gelehrte den bündigen Nachweis geführt, daß die Auffassung der alten Lohnfondstheoretiker, denn sie sind es, auf die der eine Bestandteil der oben skizzierten Theorie zurückgeht, falsch sei. Ebenso ist das „eherne Lohngesetz" in seiner Unhaltbarkeit nachgewiesen worden und damit die andere Quelle jener „Theorie" verstopft. Thut nichts. Von Zeit zu Zeit taucht immer wieder einmal der mehr oder minder schüchterne Versuch auf, die Nutzlosigkeit der Gewerkvereine für den Arbeiter „theoretisch" klar zu erweisen. Es muß deshalb auch hier, so schwer es mich ankommt, mit ein paar Worten wenigstens die völlige Haltlosigkeit jener „Theorie" dargethan werden, was sogar auf zwei verschiedenen Wegen erreicht werden kann.

Man sollte doch eigentlich nur auf die nachweisbar gestiegene Lebenshaltung der organisierten Arbeiter, auf die Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen, um die ihre Organisationen gekämpft haben, hinzuweisen brauchen. Will man die ziffernmäßigen Darstellungen, wie sie uns die Geschichtsschreiber der englischen Trade Unions, wie sie uns Schulze-Gävernitz u. v. a. zu wiederholten

Malen geliefert haben, aus der Welt schaffen? So hören Sie, wie ein **deutscher** Arbeiter, auf Grund einer reichen Erfahrung über die Leistungen der Hamburger Gewerkschaften unlängst urteilte: *)

„Was ist, fragt er im Schlußwort eines von ihm zusammengestellten Berichts, der positive Erfolg des im Buche geschilderten fünfundzwanzigjährigen Kämpfens? In gedrängter Kürze die Antwort darauf: Ein weiteres Vordringen der Arbeiter auf wirtschaftlichem Gebiete, Festigung der Gewerkschaften und Hebung der Lebenshaltung der Arbeiter. Die Arbeitszeit ist um drei bis vier Stunden täglich verkürzt worden. Vor den Kämpfen der sechziger und siebziger Jahre dauerte der Arbeitstag von Morgens 5 Uhr bis Abends 8 Uhr, von 5 bis 7 Uhr, später von 6 bis 7 Uhr, und nachdem von 6 bis 6 Uhr. Die dreizehn- bis vierzehnstündige Arbeitszeit ist durch den Zehnstundentag verdrängt. Die weiteren und zum Teil schon erreichten Stationen auf dem Wege zum Achtstundentage sind die neuneinhalbstündige und neunstündige Arbeitszeit.

Die Löhne sind von ehemals 9 Mk. und 12 Mk. pro Woche auf 18 Mk. und 24 Mk. gestiegen, während in neuerer Zeit in einzelnen Gewerben bereits die Minimalgrenze auf 27, 30 und 36 Mk. hinaufgeschoben worden ist. Die Lebensmittelpreise haben zwar auch eine doppelte und mehrfache Erhöhung erfahren, aber ohne die gewerkschaftlichen Bewegung wären die Löhne nicht erhöht worden . . . Für die Abschaffung von Kost und Logis beim Meister ist besonders in den sechziger Jahren mit gutem und dauerndem Erfolge gekämpft und die Sonntagsarbeit ist durch die gewerkschaftlichen Aktionen so gut wie ganz beseitigt worden. Ein weiterer Gewinn liegt in der allmähligen Einführung und Anerkennung fester Lohn- und Arbeitstarife unter Mitbestimmung der Arbeiter" . . . u. s. w.

Oder es sollte der Hinweis genügen auf den Unterschied zwischen der Lebenshaltung der Arbeiter in gutorganisierten und nicht organisierten Gewerben. Etwa zwischen der Lebenshaltung der Buchdrucker und jener der Konfektionsarbeiterinnen.

Aber die Verfechter der Nützlichkeitstheorie sind hartnäckig. Sie wollen jenen Indizienbeweis nicht gelten lassen. Sie behaupten, das post hoc sei noch kein propter hoc. Es sei erst nachzuweisen, daß die betreffenden Arbeiterkategorien **ohne** Gewerkschaftsbewegung nicht die gleichen Fortschritte gemacht hätten. Und wenn man ihnen dann das zweite Argument: den Unterschied der Lebenshaltungen organisierter und nicht organisierter Arbeiter entgegenhält, so antworten sie mit pfiffigem Lächeln: man möge ihnen doch erst einmal beweisen, daß jener Unterschied, den sie nicht leugnen können, die Folge und nicht etwa die Ursache der besseren oder schlechteren Organisation sei. Ob es nicht ebenso gut möglich wäre, daß die Buchdrucker deshalb eine kräftige Organisation hätten, **weil** sie viel verdienten und überhaupt gut gestellt seien, und die Konfektionsarbeiter eine schlechte, weil die Arbeitsmarktbedingungen für sie ungünstige sein.

Derartige Einwände, wo sie gutgläubig gemacht werden, beweisen, daß die Auffassung des Sprechers von den Zusammenhängen des Wirtschaftslebens im innersten Marke krank ist. Es gälte also, wollte man ihn zum Umdenken bringen, ein Heilverfahren von Grund auf, wie es natürlich an dieser Stelle, in flüchtiger Stunde, nicht möglich ist. Deshalb müssen wenige Andeutungen genügen, um die Richtung zu zeigen, in der die bessere Erkenntnis zu holen ist.

Zunächst: eine Steigerung der Anteile der Arbeiter am Nationaleinkommen

---

*) H. Bürger. Die Hamburger Gewerkschaften und deren Kämpfe von 1865 bis 1890. Hamburg 1899. S. 559 ff.

ist nicht in irgendwelche naturgesetzliche Schranken, deren Erweiterung außer allem Machtbereich der Arbeiter selbst stände, eingeschlossen. Es giebt keinen „Lohnfonds“ in dem Sinne eines unvermehrbaren Privatvermögens. Die Löhne können eine Steigerung jeder Zeit erfahren auf Kosten anderer Anteile am Nationaleinkommen, also auf Kosten des „Mehrwerts“ im weiteren Sinne; sei es durch Verringerung des Unternehmerprofits als Ganzen, sei es durch Preissteigerung der Waren, die nicht von der arbeitenden Klasse verbraucht werden. Die Lohnfondstheorie hatte eine gewisse Berechtigung in den Anfängen des Kapitalismus, in einer Zeit, als thatsächlich die Beträge des vorzuschießenden Kapitals knapp, besser: die Expansionsfähigkeit der kapitalistischen Produktionsweise beengt war, es für die Praxis sich also allerdings zuweilen um beschränkte Summen handeln konnte. Heute ist sie völlig veraltet. Denn heute besteht auch praktisch keinerlei Schwierigkeit mehr für die Unternehmer als Klasse, die durch Steigerung der Löhne notwendig werdenden Mehrausgaben sich zu verschaffen. Das eherne Lohngesetz aber hatte den Todesstoß erhalten, in dem Augenblick, als ihm von seinen Vertretern selbst die Fassung gegeben wurde: „daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den notwendigen Lebensunterhalt reduziert bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erfordert ist.“ (Lassalle). Mit der Einführung des Wortes „gewohnheitsmäßig“ war das gefürchtete Gesetz zu einer harmlosen Tautologie geworden. Denn es wird von niemand bestritten werden, daß der Lohn durchschnittlich auf der Höhe in einem Lande steht, die der Lebenshaltung der Arbeiterschaft entspricht, oder was noch richtiger ist: daß die Lebenshaltung der Arbeiter eine solche ist, wie sie bei einem gegebenen Lohnstande ermöglicht werden kann. Wenn aber die „Gewohnheit“ die Höhe des Lohnes bezw. der Lebenshaltung bestimmt, so ist diese jederzeit in Richtung steigender Ansprüche der Arbeiter zu verändern. Es kommt also in Praxis nur darauf an, ob in einem gegebenen Augenblicke die Arbeiter im Stande sind, einen erhöhten Lebensstandard zu einem „gewohnheitsmäßigen“ zu machen.

„Zu machen.“ In diesen Worten soll gegenüber der Auffassung von einer mechanischen Lohnbildung die schon in meinem ersten Vortrage gekennzeichnete richtige, soziale Betrachtungsweise zum Ausdruck gebracht werden. Jene Betrachtungsweise nämlich, die in der Verteilung des Nationaleinkommens das Ergebniß eines Kampfes, zwischen verschiedenen Reflektantengruppen erblickt, eines Kampfes, dessen Ausgang nicht von der äußerlich sichtbaren und ziffermäßig ausdrückbaren Lage des Waren- und Arbeitsmarktes, sondern ebensosehr von den andern die Machtstellung der Parteien bestimmenden Faktoren abhängig zu denken ist. Wir sahen, wie die Organisation einer dieser Faktoren ist. Wenn es also vorerst außer Zweifel gestellt wurde, daß die Arbeiter sich eine in Wirklichkeit bessere Lebenshaltung, ja sogar einen quotal größeren Anteil am Gesammterträgniß der Produktion erkämpfen **können**, so muß dazu die weitere Einsicht kommen, daß sie ihn **erkämpfen** müssen. All das folgt aus der richtigen Auffassung wirtschaftlicher Vorgänge, die das Ergebniß unzählicher Berührungen und Friktionen zwischen lebendigen Menschen und nicht das mechanische Spiel lebloser, automatisch bewegter Körper sind.

Und wenn es für den Fall einer Lohnsteigerung und dadurch hervorgerufener Vergrößerung des ihnen zufallenden Anteils am Produktionsertrage außer Zweifel steht, daß die Arbeiter durch ihre Organisation und meist nur durch sie dauernde Vorteile erlangen: um wie viel deutlicher erscheinen die segensreichen Wirkungen der Gewerkvereine erst dort, wo es sich um Kürzungen der Arbeitszeit, oder um Vorteile handelt, die nicht eigentlich in eine Vermeh-

rung der dem Arbeiter zufallenden Gütermenge auslaufen, sondern mehr die Imponderabilien des Lohnverhältnisses zu Gunsten des Arbeiters beeinflussen.

Gerade aber die Erkämpfung kürzerer Arbeitszeiten erscheint als ein Ziel, dessen Erreichung der Arbeiter sein lebhaftestes Interesse zuwenden sollte, oft mehr als einer Steigerung des Lohnes. Und hier ist es nun geradezu handgreiflich, wie allein das geschlossene Vorgehen ganzer Arbeiterschaften von Erfolg begleitet ist, wie auch die Unternehmer häufig sich erst zu kürzeren Arbeitszeiten entschließen können, wenn ein ganzes Gewerbe die Neuerung mitmacht. Hier ist es aber auch deutlich, wie fadenscheinig die Argumente der Nutzlosigkeitstheoretiker sind. Denn hier versagen sogar die Flitter der Lohnfondstheorie und des ehernen Lohngesetzes, alldieweil ja eine Verkürzung der Arbeitszeit weder den Anteil des Arbeiters am Produktionsertrage notwendig zu vermehren braucht noch eine Ueberschreitung des „gewohnheitsmäßigen Lebensunterhalts" notwendig im Gefolge hat, also auch eintreten könnte, wenn die beiden alten Lohntheorien richtig wären.

Und nun gar wo die sagen wir ideelle Seite des Lohnvertragsverhältnisses in Frage kommt, Behandlung des Arbeiters u. dgl., wie so gänzlich versagen hier erst die Einwände der theoretischen Gegner der Gewerkvereine!

Aber ich will Sie nicht länger mit Widerlegung von Gedankengängen aufhalten, die heute dem Kenner, wo er ihnen begegnet, geradezu Verdacht erwecken, den Verdacht, daß grobe Unkenntniß oder böser Wille bei ihren Vertretern obwaltet. Denn wer mit der Geschichte der sozialen Wissenschaft und des sozialen Lebens unseres Jahrhunderts auch nur in den Grundzügen vertraut ist, der weiß und muß wissen, daß Leben und Wissenschaft mit einer erdrückenden Fülle von Argumenten jene Auffassung von der Wertlosigkeit gewerkschaftlicher Bewegung für den organisierten Arbeiter selbst als irrtümlich erwiesen haben. Vor einem Menschenalter durfte selbst ein Lassalle das nicht zu wissen brauchen. Heute verlangt man's von jedem Abcschützen der Nationalökonomie. Und weil ganze Bibliotheken über den Gegenstand geschrieben sind, darum muß schon das wenige, was ich Ihnen hier darüber gesagt habe und dessen Dürftigkeit sonst als eine an Leichtfertigkeit grenzende Oberflächlichkeit erscheinen würde, als ein Einrennen offener Thüren gelten.

Wenn es aber nun auch für jeden Einsichtigen außer Zweifel steht, daß die Gewerkvereine für die in ihnen organisierten Arbeiter überwiegend nur Vorteile gewähren, so ist doch damit die Frage noch nicht vollständig beantwortet, wie sich ihnen gegenüber das Interesse der gesammten Arbeiterschaft verhält, denn es ist noch nicht klar gestellt, ob die unorganisierte Arbeiterschaft, also doch immerhin in fast allen Ländern noch die überwiegende Mehrzahl, nicht vielleicht außerordentlich durch die Gewerkschaften geschädigt wird. In der That dient der Hinweis auf die Benachteiligung der Unorganisierten durch die Organisationen nicht etwa selten ebenfalls als Beweisgrund gegen deren Nützlichkeit. Und zwar mit offenbar mehr Recht als die bisher betrachteten Anschuldigungsgründe. Zwar möchte ich die Behauptung: die Unorganisierten würden geschädigt dadurch, daß die von den Organisierten etwa erzielten Lohnsteigerungen sich für sie in Lohnverminderungen notwendig äußern müssen, weil die Unternehmer die dort gezahlten Mehrbeträge auf die Schultern der Unorganisierten abwälzten — nicht zu jenen rechnen, die auch nur den Anschein der Berechtigung haben. Sie gehört zu den Bestandteilen der Lohnfondstheorie und fällt mit dieser in sich zusammen. Thatsächlich ist das Gegenteil richtig. Die Gewerkvereine kämpfen ein gut Teil ihres Kampfes zum Besten der Draußenstehenden mit, denen jede Lohnaufbesserung, jeder Tarif, jede Arbeitsverkürzung, die die Organisierten durchsetzten, auf Umwegen doch auch zu Gute kommt. Er-

innern Sie sich der Fälle, die ich Ihnen aus England mitteilte, wo die Unternehmer ganzer Bezirke und Industrieen überhaupt nur noch Arbeiter zu den mit den Gewerkvereinen vereinbarten Tarifen beschäftigen oder denken Sie an die Herabsetzungen der Arbeitszeit, deren Wohlthat stets alle Arbeiter einer Fabrik oder gar eines ganzen Gewerbes genießen, sie mögen organisiert sein oder nicht. Ganz abgesehen von der allgemeinen Aufbesserung der Marktlage für die Arbeiter in Folge der Verteuerung einzelner (der organisierten) Arbeitskräfte.

Nein, was ich als einen mit einigem Recht im Namen der Unorganisierten gegen die Gewerkvereine erhobenen Vorwurf erachte, ist die in manchen Fällen nicht abzuleugnende Behinderung, die der Outsider in der Verwertung seiner Arbeitskraft und damit in seiner persönlichen Freiheit erfährt, wenn er sich in Widerspruch mit den Interessen seiner organisierten Kollegen setzt. Freilich nur dann, was zunächst einmal berücksichtigt werden muß. Nur dort, wo er durch sein Verhalten andere Arbeiter schädigt, wenn er also weiterzuarbeiten bereit, „arbeitswillig" ist, trotzdem seine Kollegen streiken, oder zu niedrigeren Sätzen als sie der vereinbarte Tarif vorschreibt, nur dort ereilt ihn das Schicksal der Schädigung, soweit eine solche überhaupt möglich ist. Ich möchte zunächst vor übertriebenen Vorstellungen warnen, als ob die ganze Lebensgeschichte jedes einzelnen Nicht-Gewerkvereinlers eine ununterbrochene Kette empfindlicher Nachteile und Verunglimpfungen sei, die er von Seiten der organisierten Arbeiter zu erfahren habe. Gelegentlich vorkommende Fälle werden ungebührlich aufgebauscht. Im großen ganzen werden die Außenseitler garnichts oder wenig von der Lebensbethätigung der Gewerkvereinler überhaupt spüren. Aber es ist gewiß zuzugeben, daß eine Schädigung möglich ist und auch vorkommt. Nehme sie die rohe Form der körperlichen Vergewaltigung oder der Wegnahme des Handwerkzeugs an, oder bediene sie sich urbaner Mittel, wie der Weigerung der Organisierten, mit Nicht-Gewerkvereinlern zusammenzuarbeiten, der verrufenen Verrufserklärung oder anderer indirekter Zwangsmittel.

Während nun zu Gunsten jener brutalen Belästigung wohl kaum irgend ein Umstand geltend gemacht werden kann — es sei denn das „tout comprendre, c'est tout pardonner" —, so möchte ich doch die heute mehr und mehr üblich werdende Form des indirekten Zwanges zur Anteilnahme an dem kollektiven Vorgehen der Genossen nicht ohne ein Wort der Verteidigung, zum mindesten aber der Entschuldigung lassen.

Keine Korporation kann ohne eine besondere Genossenschaftsehre gedeihen und ohne daß sie denjenigen für ehrlos erklärt, der die Interessen der Korporation verletzt. Der Offizier, der Student zeigen diesen korporativen Ehrbegriff und die Folgen seiner Verletzung — die Verrufserklärung — besonders deutlich, aber er existiert auch in fast allen anderen Sphären des bürgerlichen Lebens. Es ist nun leicht verständlich, daß die Arbeiterberufsvereine ebenfalls ganz besonders feinfühlig in dem Punkte ihrer Ehre und deren Verletzung sind, zumal es sich ja bei ihnen gleichzeitig um eine empfindliche Schädigung ihrer materiellen Interessen handelt. Bezeichnend für die erbitterte Hassesstimmung, die in den Kreisen organisierter Arbeiter gegen die sie benachteiligenden Außenseitler herrscht, ist eine Stelle aus den General Laws of the Amalgamated Society of Cordwainers, die die Webbs in ihrer Theorie der Gewerkvereine (1, 184) mitteilen und die in der deutschen Uebersetzung also lautet:

„Ein Streikbrecher ist für sein Gewerbe, was der Verräter für sein Vaterland; beide können in unruhigen Zeiten einer Partei von Nutzen sein, in Friedenszeiten werden sie doch von allen in gleicher Weise verabscheut. Wenn Hilfe verlangt wird, ist der Streikbrecher der letzte, der Hilfe leistet, und der

erste, sich die Vorteile einer Einrichtung zu Nutze zu machen, für die er niemals gearbeitet hat. Er sorgt nur für sich; aber er sieht nicht über den heutigen Tag hinaus. Um augenblicklichen und wertlosen Beifall verrät er Freunde, Familie und Land. Kurz, er ist ein Verräter im Kleinen — er verkauft zuerst die Arbeiter und wird später von seinem Arbeitgeber verkauft, bis er endlich von beiden Parteien verachtet und von allen verlassen ist. Er ist sein eigener Feind, der Feind der gegenwärtigen und zukünftigen Generation."

Will man einer Korporation die Verrufserklärung unmöglich machen, so entzieht man ihr ihr wesentlichstes Schutz- und Verteidigungsmittel gegen die sie in ihrem Bestande angreifenden Elemente. Der Rechtsstaat als der Hüter der persönlichen Freiheit jedes einzelnen wird also doch nicht umhin können, den einzelnen Bürger bis zu einem gewissen Grade der Machtbethätigung einer Korporation auszuliefern, vorausgesetzt, daß er deren Zwecke überhaupt als segensreich anerkennt. Das ist die Pointe. Nicht der Schutz des Individuums gegen die Uebergriffe der Korporation steht hierbei eigentlich in Frage, sondern die Anerkennung der Arbeitervereine als nützliche Verbände. Denn wo der Staat einmal Korporationen als fördersam anerkannt hat, da ist er gar nicht zaghaft in der Opferung der individuellen Freiheit. Ich erinnere Sie an die Handwerkerinnungen, denen beizutreten er neuerdings den Einzelhandwerker unter Umständen zwingt. Zwingt zum Beitritt! Ermessen Sie, welche ganz andere Förderung der Korporationszwecke das bedeutet, als eine milde Beurteilung der Verrufserklärungen bei den Arbeitervereinen. Wollte der Staat auch die sämmtlichen Arbeiter jedes Gewerbes zwingen, einem Gewerkvereine beizutreten, so benötigte dieser i n d i r e k t e Zwangsmittel überhaupt nicht mehr.

Bei alledem nehme ich als selbstverständlich an, daß jeder Arbeiter, der einem Gewerkverein nicht beitreten will, den Schutz der Gesetze genießt, wie jeder andere Staatsbürger, also vor Beleidigung, oder körperlichen Verletzungen oder irgend einem anderen Angriff auf Person oder Vermögen geschützt ist. Um die Machtbethätigung des Gewerkvereins außerhalb des vom Strafgesetz umfriedeten Gebietes handelt es sich ja aber auch nur. Und da sollte man sich von Staatswegen nicht weiter in die Auseinandersetzung zwischen organisierten und unorganisierten Arbeitern mischen. Umsoweniger, als ja dem letzteren immer noch der wirklich nicht so schwer zu gehende Ausweg verbleibt: der Organisation beizutreten, um alle Schädigungen zu vermeiden. Also bedeuten diese nichts anderes, als einen gelinden Druck zur Anerkennung der Gewerkvereine in den Kreisen der Arbeiterschaft und diesen wird derjenige gern ausgeübt sehen, der in der beruflichen Organisation der Arbeiter einen Segen für das Gemeinwesen erblickt. Ob sie das seien, wissen wir freilich noch nicht. Denn vorerst haben wir sie nur in ihrer Bedeutung für die Arbeiterschaft gewürdigt und habe noch nicht einmal gefragt, wie sich denn die anderen unmittelbar interessierten Gruppen der Bevölkerung zu ihnen zu stellen haben. Aber auch die Bedeutung der Gewerkvereine für die Arbeiterschaft ist noch nicht einmal nach allen Seiten hin genügend gewürdigt. Wir wissen einstweilen nur, daß sie den organisierten Arbeitern nützen, den unorganisierten nicht wesentlich schaden. Was uns aber noch zu erörtern bleibt, ist die viel umstrittene Frage: W e r d e n d i e A r b e i t e r i n t e r e s s e n g e n ü g e n d d u r c h d i e G e w e r k v e r e i n e v e r t r e t e n, oder lassen diese erhebliche Lücken in ihrer Vertretung, die auf anderem Wege ausgefüllt werden müssen?

Wohl allgemein ist man jetzt der Ueberzeugung, daß die gewerkschaftliche Bewegung a l l e i n n i c h t imstande ist, den Ansprüchen der Arbeiterschaft auf Wahrung ihrer Interessen gerecht zu werden. Man verschließt sich vor allem der

Thatsache nicht, daß auf absehbare Zeit die organisierten Arbeiter nur eine kleine Elite des gesamten Proletariats ausmachen werden, daß — von der etwas apokryphen Ziffer, die Australien betrifft, abgesehen, — vier Fünftel bis neun Zehntel der Lohnarbeiterschaft einstweilen in allen Ländern von den Segnungen der Gewerkvereine ausgeschlossen bleiben. Für diese muß also, wo sich Schädigung ihrer Interessen nachweisen läßt, ganz unabhängig von dem Walten der Gewerkvereine gesonderte Fürsorge getroffen werden. Es sind ja vor allem die halbreifen und unreifen Arbeitskräfte, die Unmündigen und die Waisen, die Weiber und Kinder, die außerhalb der Reihen der Gewerkschaften stehen und deren sich die Gesetzgebung annehmen muß, indem sie sie vor Ausbeutung und Plündrung schützt. Daß diese Schutzgesetzgebung, die ja in ihrem ökonomischen Effekt auf eine Verteuerung der Arbeits k r a f t hinausläuft eine Verbesserung der Arbeitsmarktverhältnisse zu Gunsten der Arbeiter bedeutet, ist oft und mit Recht betont worden und ebenso, daß damit der Staat — vielleicht einstweilen ungern — der Gewerkschaftsbewegung selbst erwünschte Vorspanndienste leistet.

Aber die staatliche Zwangsgewalt wird auch in dem eigentlichen Thätigkeitsbereich der Gewerkvereine selbst schwer entbehrt werden können. Grundsätzlich ausgedrückt: die Gesetzgebung wird eine Neuordnung des Arbeitsverhältnisses und der Arbeiterverhältnisse mittels objektiv zwingender Normen vornehmen müssen und wird nicht alle Weiterentwicklung der Vertragsschließung zwischen Unternehmer und Arbeiter oder zwischen den Arbeitern untereinander im Rahmen einer prinzipiell freiwirthschaftlichen Gesellschaftsordnung überlassen dürfen. Die Zwangsgewalt des Staates wird nicht entbehrt werden können, um die Thätigkeit der Gewerkvereine zu u n t e r s t ü t z e n, insbesondere durch normative Regelung der zulässigen Arbeitszeit: Verbot der Sonntagsarbeit, Einführung des Maximalarbeitstages und dergleichen Maßregeln. Was auch die weiland orthodox-manchesterlichen Trade Unions mehr und mehr einsehen, sofern sie solcherart staatlicher Unterstützung eigener Strebungen nicht mehr so grundsätzlich feindlich gegenüber stehen wie ehedem.

Aber der Staat wird auch thatsächlich offen gebliebene L ü c k e n a u s f ü l l e n müssen, dort wo die Kraft der Gewerkvereine versagt, wenn auch ihr guter Wille vorhanden ist. Ich denke in erster Linie an das weite Gebiet der Fürsorge für den kranken, verletzten, invaliden, alten, also wie immer arbeitsunfähigen Arbeiter und seine im Todesfall zurückgelassenen Unmündigen. Ich zeigte Ihnen schon, wie gänzlich unzureichend hier die Erfolge der Gewerkvereine sind, so daß es als eine bedeutsame Errungenschaft der neueren Zeit anzusehen ist, wenn der Staat hier in die Bresche getreten ist. Und wir Deutsche dürfen froh sein, doch auch einmal den andern Nationen in Einem Punkte wenigstens mit unserer Zwangsversicherungsgesetzgebung die Wege des sozialen Fortschritts gewiesen zu haben.

So bleibt das Interesse des Arbeiters rege an der Gestaltung der Gesetzgebung und Verwaltung in den genannten Punkten; es bleibt rege, wo es sich um die die Arbeiterbewegung selbst regelnden Normen handelt; es bleibt rege in den tausend Fragen der inneren und äußeren Politik, die Arbeiters Wohl und Wehe berühren. Und deshalb, weil die Arbeiterschaft als solche stets ein Interesse an einer bestimmt gerichteten Politik haben wird, darum wird sie auch niemals aufhören können, den Versuch einer Einwirkung auf die Staatsgewalten zu machen. Sie wird mit andern Worten über ihren gewerkschaftlichen Interessen niemals ihre politischen Interessen vergessen, es wird neben der gewerkschaftlichen stets und zukünftig in wachsendem Maße eine p o l i t i s c h e A r b e i t e r b e w e g u n g nebenher gehen. Es ist Kurzsichtigkeit oder Engherzigkeit, wenn mancher warme Freund der Gewerkvereine hofft oder

rät, daß die Arbeiterschaft sich von der Bethätigung ihrer politischen Interessen abwenden möge. Gerade wie der Kaufmann trotz der Handelskammern, der Handwerker trotz der Innungen nicht aufhören wird, sich auch als solcher politisch zu bethätigen, so kann man es billigerweise auch vom Arbeiter nicht verlangen, daß er unpolitisch werde oder daß er sich den politischen Bestrebungen anderer sozialer Klassen bedingungslos anschieße. Er hat ein Recht auf die thatkräftige Vertretung seiner Interessen im politischen Machtkampfe ebenso wie der Junker, der Bourgeois, der Kleinbürger, der Bauer. Wobei es eine reine Zweckmäßigkeitsfrage ist, ob er seine Interessen besser durch eine selbstständige Arbeiterpartei oder durch Beeinflußung anderer, schon bestehender Parteien glaubt wahrnehmen zu können. Letzteren Weg schlagen bekanntlich unsere deutschen „Mittelstandspolitiker", d. h. die Vertreter des niedergehenden handwerksmäßigen Handels und Gewerbes ein. Sie finden ihre Rechnung am besten, wenn sie mit den Konservativen oder dem Zentrum paktieren und diese von andern Interessen zusammengehaltenen Parteien zur Vertretung ihrer Forderungen zwingen. Denselben Weg sind bisher bekanntlich auch die englischen Arbeiter gewandelt und sie haben sich offenbar recht gut dabei gestanden, beinahe ein Jahrhundert hindurch das Zünglein an der Wage zu spielen. In Deutschland hat das Schicksal für die Arbeiterschaft anders entschieden. Hier ist die selbstständige Arbeiterpartei zu machtvoller Entwicklung gelangt und wird selbstverständlich nicht wieder aus dem politischen Leben verschwinden. Die Sozialdemokratie als politische Arbeiterpartei ist ein ebenso sicherer Bestandteil der politischen Zukunft Deutschlands wie es die Gewerkvereine sein werden. Und es ist einfach unklarer Utopismus, wenn jemand glaubt, durch die Stärkung der Gewerkvereine die Sozialdemokratie beseitigen zu können. Jede Politik, die sich dieses Ziel setzt, ist von vornherein zur Unfruchtbarkeit verdammt. Jeder Sturmlauf auf die Sozialdemokratie wird deren Position stärken. Und jeder Freund einer friedlichen, organischen Weiterbildung unseres Staatslebens wird wünschen müssen nicht, daß die Sozialdemokratie verschwinde, denn das würde ein frommer Wunsch bleiben, sondern daß die Sozialdemokratie zivilisiert werde. Und dabei wird er zum Wohle des Vaterlandes mitarbeiten, soweit es seine Kräfte erlauben.

„Zivilisiert werden" aber, um auch hier jedes Mißverständnis fern zu halten, nenne ich nicht etwa das Aufgeben ihrer Endziele. Ich habe früher einmal auseinandergesetzt, weshalb eine politische Arbeiterbewegung, wo sie zielbewußt auftritt, immer nur sozialistisch und demokratisch sein kann. Das sind die englischen klassenbewußten Arbeiter heute bis auf wenig Reste nicht minder, als die deutschen. Denn was sollten sie denn sonst sein, bitte! Etwa zünftlerisch oder manchesterlich? Sondern unter „zivilisiert werden" verstehe ich die endgiltige Abwendung vom sozialpolitischen Utopismus wie ihn die deutsche Sozialdemokratie offiziell heute noch vertritt, und Bekehrung zu einer realpolitischen Auffassung, wie ich sie Ihnen schon skizzirt habe. Was hier nun nicht weiter zu verfolgen ist.

Wir eilen vielmehr jetzt der Frage zu: wie das Interesse anderer direkt beteiligter Kreise den Gewerkvereinen gegenüber sich gestaltet; insbesondere wie die Unternehmer über sie zu urteilen haben.

Schädigt die Gewerkschaftsbewegung die Unternehmerinteressen? Etwa dadurch, daß sie die Arbeitskraft zu verteuern die Tendenz hat? Mir scheint, daß in einer solchen Verteuerung der Arbeitskraft keineswegs mit Notwendigkeit eine Benachteiligung des kapitalistischen Unternehmers zu erblicken ist. Wenigstens nicht materiell; denn sein Profit braucht um deswillen noch längst nicht eine Verminderung erfahren.

Entweder er kann die Verteuerung durch einen Preisaufschlag auf die Waare abwälzen. Hierbei ist ihm sogar der Gewerkverein behilflich, sofern dieser für die Allgemeinheit der Lohnsteigerung sorgt, unser Unternehmer also nicht zu fürchten braucht, daß sein Konkurrent, der etwa die Lohnerhöhung nicht bewilligt hat, ihn im Preise unterbieten kann. Ich glaube, die Prinzipale im Buchdruckergewerbe haben ohne allzugroße Ueberwindung den Gehilfen den höheren Tarif bewilligt, nachdem sie einmal sicher waren, daß alle großen Konkurrenzfirmen die Steigerung mitmachen mußten und sie nun den Bogenpreis ruhig von 35 auf 40 Pf. erhöhen konnten.

Oder die Unternehmer können die Verteuerung der Arbeitskraft wettmachen durch Ausdehnung der Produktion, auch ohne die Einheitspreise für das Produkt zu erhöhen. Kommt es doch beispielsweise nur darauf an, daß ein Buch gelesen wird: dann kann es immer billiger werden und der Arbeiter kann trotzdem bessere Löhnung bei einer kürzeren Arbeitszeit erhalten.

Oder endlich: Der Unternehmer kann die Verteuerung der Arbeitskraft ausgleichen durch eine Verbesserung der Technik oder der Betriebsorganisation, also durch eine Steigerung der Produktivität der Arbeit.

In allen Fällen braucht der Profit des Unternehmers trotz gesteigerter Löhne keine Verringerung zu erfahren. Und der Umstand, daß doch sicherlich in der Industrie mit gutgelöhnten Arbeitern nicht weniger, sondern eher mehr „verdient“ wird, als bei Gewerben mit einem hohen Ausbeutungskoeffizienten, findet eben seine Erklärung in der Thatsache, daß es viele Mittel und Wege für den Unternehmer giebt, auch der verteuerten Arbeitskraft gegenüber zu seinem Profit zu gelangen.

Aber für viele und gerade die mächtigsten Gegner der Gewerkschaftsbewegung unter den Unternehmern ist die Angst vor einer Einschränkung ihres Profites gar nicht der Grund ihrer Gegnerschaft. Was würde es denn auch einem Stumm oder Krupp ausmachen, wenn er eine Lohnsteigerung bewilligen müßte, die ihm eine Einbuße von ein paarmal hunderttausend Mark an seinen Profitmillionen eintrüge. Nein, was für die meisten Unternehmer alten Stils vielleicht das unerträglichste ist, ist der Gedanke, daß ihre Selbstherrlichkeit als Fabrikleiter unter dem Drucke der Gewerkvereine leiden müßte, daß sie jemals aufhören könnten „Herr im eigenen Hause“ zu sein. Deshalb ihre starrköpfige Opposition gegen jedes Unterhandeln „auf gleichem Fuße“ mit den Arbeitern, weil sie fürchten, daß, wenn sie erst einmal den kleinen Finger hingereicht haben, man ihnen die ganze Hand nehmen und sie selbst mit Haut und Haaren verschlingen werde. Es wäre thöricht, wollte man Verstecken spielen und den Unternehmern weiß machen, sie irrten: so schlimm seien die bösen Gewerkschaften gar nicht, sie dächten gar nicht daran, es auf eine „Kraftprobe“ ankommen zu lassen, die Frage zu einer Machtfrage zu gestalten. Doch thun sie es. Ohne allen Zweifel ist das sogar der innerste Kern aller gewerkschaftlichen Bestrebungen, wie ich Ihnen noch darzuthun versuchen werde.

Deshalb ist das einzige, was man den Einwänden der Unternehmer an dieser Stelle entgegenhalten kann, die Erwägung, daß sie gut daran thun, sich mit Würde in das Unvermeidliche zu fügen und ihre Empfindung dafür zu wecken, daß es des tüchtigen Mannes würdiger ist, unter Freien als geborener Führer der Leitung zu walten, als über Sklaven zu herrschen.

Aber die Unternehmer sollten doch bedenken, daß ihnen aus einer kräftigen Gewerkschaftsbewegung auch wesentliche Vorteile erwachsen. Es giebt in der Welt keine bessere Sicherung für sie gegen unsinnige und mutwillige Streiks als eine wohlgefüllte Gewerkvereinskasse. Auch die Streikerlasse des Ministers von Puttkamer schützen ihn nicht besser. Sie entsinnen sich ja wohl der noblen

Art und Weise, mit welcher die englischen Gewerkvereine das Interesse des Unternehmers auch ihren eigenen Mitgliedern gegenüber zu wahren wissen, wenn diese in frivoler Weise sich benommen haben. Aber nicht minder wichtig für den Unternehmer ist der Schutz, den er durch die Gewerkvereine der Schmutzkonkurrenz gegenüber erfährt. Wie mancher Unternehmer bewilligt fröhlichen Herzens seinen Arbeitern günstigere Bedingungen, wie mancher fügt sich auch gern einer Vereinbarung mit seinen Arbeitern, wenn er nur sicher ist, daß sein Konkurrent gleiche Forderungen zu erfüllen gezwungen ist und ihn nicht mit billigeren Lohnsätzen unterbieten kann. Daß das aber unmöglich gemacht wird, dafür sorgt wiederum am besten die Aufsicht und Disziplin der Gewerkvereinler.

Und es hat fast den Anschein, als ob auch auf dem Festlande und selbst in Deutschland in den Kreisen der Unternehmer die Ueberzeugung an Boden gewänne, die in England, wie ich Ihnen zeigte, längst die herrschende ist, daß die Gewerkvereine, so garstige Dinger es an sich sein mögen, doch in ihrem Gefolge Vorzüge genug haben, um ihnen ein freundlicheres Gesicht als bisher zu zeigen.

Wie in der Gewerkvereinswelt die neuen Männer heranwachsen, die aus modernem Geiste geboren sind, so mehren sich auch die Unternehmer, die ihren Frieden mit den Erscheinungen der jüngsten Jahre gemacht haben, die die Zeichen der Zeit zu deuten wissen und nicht als die einzige Klasse zurückstehen wollen, wenn um sie her alles ein neues Gewand erhält. Vorgänge, wie sie der deutsche Reichstag im Frühjahr 1899 sah, sind doch immerhin als Vorboten einer neuen Aera zu betrachten, in der der Unternehmer alten Schlages seine Rolle wird ausgespielt haben. Und Auslassungen, wie die der Hamburger Handelskammer in einem ihrer letzten Jahresberichte bestätigen die Hoffnung, daß es Tag werden will. Schrieb sie doch folgende beherzigenswerte Worte damals nieder:

„Zwar wird durch die zunehmende Konzentrierung der Machtsteigerung beider Parteien ein ausgebrochener Kampf schwerer und verlustbringender gemacht; doch ist zu hoffen, daß diese Entwicklung Führer von weitem Blick an die Leitung bringen wird, welche die jeweiligen Verhältnisse klarer beurteilen, daß die gesteigerte Verantwortung sie zu größerer Mäßigung veranlassen wird, und daß wie auf politischem Gebiete, so auch auf sozialem die allseitig verstärkten Rüstungen für einen Kampf eine Bürgschaft des Friedens geben werden."

Also — am letzten Ende werden auch die Unternehmer sich gar nicht so schlecht bei einer straffen Gewerkschaftsorganisation stehen. Fragt sich nun schließlich nur noch, wie die dritte der beteiligten Gruppen dabei wegkommt: das sind „wir Konsumenten", allgemeiner „das Publikum," die ehrsamen Bürger, das Philistertum. Ich will nicht reden von den Bedenken höherer Natur, die an den Biertischen so oft gegen die Gewerkvereine laut werden: daß sie Pflanzstätten der Unzufriedenheit und des Klassenhasses, daß sie Exerzierschulen für die Revolution der Zukunft seien und was dergleichen aus Angstmeierei und gediegener Sachunkenntnis geborene ungeheuerliche Behauptungen mehr sind. Ich will nur der viel bescheideneren, aber viel reelleren Benachteiligungen gedenken, denen das Publikum in Wirklichkeit durch die Gewerkvereine ausgesetzt werden kann, als da ist beispielsweise die Verteuerung der Waren durch glückliche Operationen der Arbeiterorganisationen. Daß eine Verteuerung der Waren keineswegs als regelmäßige Folge gesteigerter Löhne oder gar nur verkürzter Arbeitszeit aufzutreten braucht, habe ich Ihnen schon auseinandergesetzt. Aber sie kann natürlich in andern Fällen thatsächlich sich einstellen, wenn die Unternehmer keinen Zwang fühlen, oder nicht die Möglichkeit haben, durch Steigerung der Produktivität, Vermehrung des Absatzes oder

Verringeruug des Profits die Verteuerung der Arbeitskraft auszugleichen. Da diejenigen Waren, bei denen es Schwierigkeiten bereitet, jenen Ausgleich im Preise herbeizuführen, meistens besserer Qualität, ja häufig Luxusgegenstände sein werden, so muß hier über den Schmerz, ein paar Mark mehr gelegentlich zahlen zu müssen die Genugthuung hinweghelfen, daß man damit auf die vornehmste weil am wenigsten kränkende Weise den Ausgleich zwischen der eigenen wohlhäbigen Lebenslage und derjenigen dürftigeren der großen Massen herbeizuführen beiträgt. Ja in vielen Fällen werden anständige Naturen, sobald sie nur genügend aufgeklärt über die Sachlage sind, gern und mit einer gewissen Begeisterung die höheren Preise zahlen, wenn sie erfahren, daß es damit möglich wird, schmachvolle Elendszustände zu bessern, wie sie etwa heute noch in breiten Schichten der Hausindustrie, namentlich der Konfektionsindustrie bestehen. Sollte es ein Frauenherz geben, das nicht lebhafter bei dem Gedanken schlüge, hier ihren Schwestern einen nicht gesehenen Liebesdienst zu erweisen? Sollte es der glücklichen Braut etwa schwer werden, für ihre Wäscheausstattung statt zehntausend Mark zehntausendfünfhundert zu bezahlen, weil die Näherinnen, die jene Herrlichkeiten fertigten, statt 1 Mk. in 15 Stunden 1½ Mk. in 12 Stunden verdient haben, oder der Trägerin eines kostbaren Ballkleides, oder dem Vorführer eines eleganten Frackanzuges, wenn sie zwanzig, dreißig Mark mehr für ihre Ausschmückungen erlegen müssen?

Es kommen mir dabei immer die Worte in den Sinn, die der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen in einer Sitzung der preußischen Kammer (am 18. Oktober 1849) sprach: „ich glaube, es möchten uns unsere wohlfeilen Röcke aus dem Kleiderladen zuletzt unbehaglich auf dem Leibe sitzen, wenn ihre Verfertiger daran verzweifeln müssen, sich auf ehrliche Weise zu ernähren.“ Und das „Bravo“, das das Stenogramm jener Rede hinter diesen Worten verzeichnet, wird, sollte ich denken, auch heute noch jederzeit erschallen, wenn es gilt, Hungerlöhne dadurch aufzubessern, daß man, falls kein anderer Ausweg bleibt, den Käufern der Waren, die wie gesagt meistens den besser situierten Klassen angehören werden, weil nur bei Qualitätwaaren die Arbeitslöhne einen wesentlichen Bestandteil der Produktionskosten des einzelnen Stücks ausmachen und nur bei diesen in der Regel ein Ausgleich durch Steigerung des Absatzes nicht möglich sein wird, einen höheren Preis abverlangt.

Dagegen ist es schon ein wesentlich mehr berechtigter Unwille, den das Publikum empfindet, wenn ihm infolge von Streiks — ich will einmal, was ja, wie Sie wissen, ganz und gar nicht der Fall ist (im Gegentheil!) alle Streiks auf das Konto der Gewerkvereine setzen, um diese in einem jedenfalls nicht besseren Lichte als in Wirklichkeit erscheinen zu lassen — wenn, sage ich, dem Publico infolge von gewollten Arbeitsunterbrechungen Belästigungen widerfahren, die die gewohnte Lebensart in empfindlicher Weise zu stören geeignet sind. Wenn ihm etwa das frische Brot auf Tage und Wochen vorenthalten wird, weil ein Dutzend Bäckermeister ihren Arbeitern nicht zwanzig Pfennige Lohnzuschlag bewilligen wollen, oder wenn eine ganze Stadt in Dunkel gehüllt wird, weil ein paar Gasarbeiter sich ungebührlich behandelt glauben, oder wenn die Verkehrsmittel versagen, oder gar — ermessen Sie den Schmerz! — am Morgen auf dem Kaffeetisch die geliebte Zeitung fehlt, auch wieder weil eine handvoll Unternehmer und Arbeiter sich über eine für sie gewiß sehr wichtige, aber für die Gesamtheit wahrscheinlich sehr belanglose Differenz herumzanken. In all' solchen Fällen steht thatsächlich der Wert des Streitgegenstandes in ganz und gar keinem Verhältnis zu den Schädigungen, die der Streik zu verursachen vermag. Dasselbe gilt für alle jene Industriezweige, von deren ununterbrochenem Betriebe die Existenz vieler anderer In-

dustrien abhängt: wie etwa der Kohlenindustrie. Was soll in solchen Fällen geschehen? Man hat vorgeschlagen, Arbeitern derartiger Industriezweige die Koalitionsfreiheit zu beschränken. Das wäre aber meines Erachtens ein ungebührlich harter und auch gar nicht nötiger Entscheid der Frage. Einmal läßt sich nicht angeben, wo die Grenze für solcherart gemeingefährlich werdende Streiks anfängt, wenigstens lassen sich nicht mit einiger Zuverlässigkeit die betreffenden Industriezweige bezeichnen, bei denen Arbeitseinstellungen eine öffentliche Kalamität werden. Sie brauchen es notwendig in gar keinem: auch der Streik der Gasarbeiter braucht nicht notwendig das Funktionieren der Gaswerke zu behindern, wenn etwa rechtzeitig Ersatzmänner beschafft werden und es kann schließlich jeder Streik zu einem öffentlichen Aergernis werden. Sodann aber hieße es in unberechtigter Weise Streik und Arbeiterorganisation gleich setzen, wollte man diese um jener willen verbieten. Die Gewerkvereine erfüllen ja so viel andere Aufgaben, als die der Streikunterstützung.

Nein — was uns die Betrachtung jener kritischen Fälle nur lehrt, ist die Einsicht in die Notwendigkeit, allgemeinschädliche Streiks in irgend einer Form rasch zur Beilegung bringen zu können. Nicht mittels Aufgebots von bewaffneter Macht zur Beilegung. Sondern durch obligatorische Unterwerfung unter Schiedsgerichte, die zu diesem Zwecke zu bilden wären. Daß diese Schiedsgerichte paritätisch sein und das Vertrauen beider streitenden Parteien genießen müßten, ist selbstverständlich Voraussetzung ihres gedeihlichen Amtirens. Wir in Deutschland brauchten zu diesem Behufe gar keine neue Einrichtung, da wir in den Gewerbegerichten, dieser fast einzigen von dem Vertrauen aller politischen Parteien getragenen Organisation, eine ganz vortreffliche Behörde besitzen, um die bezeichneten schiedsrichterlichen Funktionen auszuüben. Daß das Gewerbegericht jetzt schon als Schiedsgericht angerufen werden kann, ist bekannt. Es gälte also nur, im Falle der gemeinen Not eine zwangsweise Anrufung durch Gesetz auszusprechen.

* *
*

Aber der letzte Entscheid über den Wert einer sozialen Einrichtung wird niemals zu treffen sein vom Standpunkt der einzelnen Interessentengruppe aus. Lassen sich doch deren Gewinn und Verlust gar nicht gegen einander abwägen, weil überhaupt kein vergleichbares Drittes vorhanden ist.

Vielmehr muß der Wert des Gruppeninteresses selbst an einem höheren Werte gemessen werden und dieser ist zwar nicht ein überhaupt nicht vorhandenes Allgemeininteresse, wohl aber das Interesse einer zum Zusammenleben und Streben verurteilten Gemeinschaft, deren Lebens- und Leistungsfähigkeit jetzt und in Zukunft. Was man auch etwa das Interesse an dem Gedeihen der nationalen Kultur nennen könnte. Mit dieser Betrachtungsweise also stellen wir eine Erscheinung, wie die Gewerkschaftsbewegung, in den Fluß der historischen Entwickelung und suchen nach ihrer Bedeutung in großem, geschichtlichem Zusammenhang. Wir fragen, ob sie geeignet ist, unser gesellschaftliches Zusammenleben höheren Formen zuzuführen, und damit also unsere soziale Organisation leistungsfähiger zu machen für die Entfaltung von Macht und Kultur; von Macht, das heißt Widerstandskraft gegen Anstürme von außen her; von Kultur, das heißt individuelle Freiheit, Reichtum und Schönheit im Innern.

Und auch auf dieser höheren Stufe werden die Gewerkvereine die Prüfung bestehen.

Zunächst und vor allem: sie hemmen nicht, sondern sie entfalten die guten Seiten des Kapitalismus dadurch, daß sie die Steigerung der

Produktivität nicht aufhalten, sondern befördern helfen. Wie das geschieht, habe ich gelegentlich schon einmal angedeutet: durch die Verteuerung der Arbeitskraft, die doch recht eigentlich das Streben der Gewerkvereine ist. Jede Verteuerung der Arbeitskraft drängt aber unwiderstehlich zu einer Verbilligung der Arbeit durch Produktivitätssteigerung. Es ist ein jetzt allgemein bekannter Erfahrungssatz, dessen Richtigkeit durch ein ungeheures Thatsachenmaterial bestätigt wird, daß hohe Arbeitslöhne und kurze Arbeitszeit mit hochentwickelter Technik, niedriger Stand der Technik mit kargen Arbeitslöhnen und langer Arbeitszeit, d. h. also ein hoher Ausbeutungsgrad mit geringer Entfaltung der Produktivkräfte, ein niedriger Grad mit großer Entfaltung der produktiven Leistungsfähigkeit zusammenfallen. Und es liegen auch die Gründe für diese thatsächlich beobachtete Parallelerscheinung auf der Hand: überall dort, wo dem Unternehmer durch irgend welche sog. „natürliche“ oder sog. „künstliche“ Mittel die Arbeitskraft verteuert wird, muß er auf Mittel und Wege sinnen, trotzdem auf seinen Profit zu kommen und dieser Weg wird überall da, wo eine höhere Belastung der Konsumenten nicht möglich ist, kein anderer als der sein: die Arbeitskraft leistungsfähiger zu machen durch bessere Betriebsorganisation und bessere Technik, um damit den Anteil des Arbeitslohnes an den Produktionskosten des einzelnen Stücks zu verringern. Alles also, was die Arbeitskraft verteuern hilft, mag es Arbeiterschutz oder Organisation der Arbeiter heißen, ist von jedem Freunde technischen und damit sozialen Fortschritts lebhaft zu begrüßen. Und eine Bestrebung in unserem gesellschaftlichen Leben wird zunächst immer ihre Existenzberechtigung dadurch erweisen müssen, daß sie in dieser Beziehung fortschrittlich, d. h. also produktivitätssteigernd ist. Die Gewerkschaftsbewegung ist es und damit wäre sie schon gerechtfertigt, auch wenn sie nicht noch soviel andere Vorzüge aufwiese, wie nun noch zu zeigen sein wird.

Während sie nämlich, wie wir sehen, der großen historischen Mission des Kapitalismus: die ökonomischen Produktivkräfte zu entwickeln keine Hindernisse bereitet, sondern ihr eher förderlich ist, eignet sie sich auf der anderen Seite dazu, *Unvollkommenheiten dieses selben kapitalistischen Wirtschaftssystems auszugleichen*, Schäden zu heilen und trägt gleichzeitig ohne es zu wollen dazu bei, das kapitalistische Wirtschaftssystem in organischer Umbildung in höhere Gesellschaftsformen überzuführen.

Woran ich zunächst dabei denke, ist die Sicherung gegen Störungen im verkehrswirtschaftlichen Mechanismus, gegen Krisen, wie sie eine starke Gewerkschaftsorganisation ohne Zweifel dadurch bietet, daß sie den *Arbeiter* mehr und nachhaltiger als es sonst der Fall sein würde, *an den Segnungen günstiger Konjunkturen teilnehmen* läßt. Damit wird im Interesse ungestörter Weiterentwicklung des Wirtschaftslebens zweierlei erreicht. Erstens wird das Feuer der Produktion etwas gedämpft. Denn die Forderungen, die die Arbeiter erheben — höhere Löhne, kürzere Arbeitszeit — bedeuten doch immerhin *zunächst* eine Erschwerung des Absatzes infolge Erhöhung der Produktionskosten und auch unter Umständen eine unmittelbare Beschränkung des Produktionsumfanges, wenn etwa Ueberschichten verweigert, Arbeitszeitherabsetzungen erreicht werden. Wenn sich auch im weiteren Verlaufe diese augenblicklich hemmenden Momente durch allerlei Maßnahmen (wie wir sahen) ausgleichen lassen. Aber die Wirkung eines Hemmschuhs an dem den Berg hinabrollenden Wagen der Spekulation übt eine Verteuerung der Arbeitskraft sicher zunächst aus: und das wie gesagt ist gut, um den Absturz in die Abgründe der Ueberproduktion und des Krachs zu vermeiden. Aber auch auf die Dauer wirkt die Steigerung des Anteils der Arbeiterklasse am Produktionsertrage, wie sie die Gewerkvereine erstreben, Krisen mindernd; denn sie hebt den Wohlstand

der Massen, weitet deren Konsumfähigkeit aus, festigt also den Absatz in den am letzten Ende doch Ausschlag gebenden Reihen der großen Menge und damit den ungestörten Verlauf der wirtschaftlichen Produktion.

Bedeutet aber die Hebung des Wohlstandes der Arbeiterschaft nicht auch, als Selbstzweck betrachtet, die Milderung eines Uebelstandes, der dem heutigen Wirtschaftsleben anhaftet? Gewiß ist die Armut der Massen kein Erzeugnis des Kapitalismus: ohne ihn würden sie nicht nur in vielfach kümmerlichen und ärmlichen, sondern in elenden und erbärmlichen Verhältnissen leben. Aber der Kapitalismus hat den Kontrast gebracht und das Bewußtsein ihrer Lage in den Massen geweckt. Daher — nicht an sich — bedeutet Armut ein Uebel und ihre Minderung einen Fortschritt, der auch im Interesse der Kultur zu begrüßen ist, die doch in ihrem Bestande unzweifelhaft gesicherter ist auf der breiteren Basis einer wohlhäbigen Bevölkerung.

Was jedoch ein dem kapitalistischen Wirtschaftssystem innewohnender Uebelstand ist, der erst mit ihm in die Welt gekommen, das ist die wachsende ökonomische *Abhängigkeit der großen Mehrzahl der Menschen von den kapitalistischen Unternehmern*. In dem Maße wie der Kapitalismus fortschreitet, wird die Zahl der Abhängigen, der Unselbstständigen größer: was ja im Grunde eine Tautologie ist. Darum braucht die Zahl der „Selbstständigen“ nicht geringer zu werden, wenn auch die der Abhängigen wächst. Die „Mittelstandspolitiker“ haben nicht unrecht, wenn sie auf diese zunehmende Verunselbstständigung immer weiterer Kreise, als auf einen inneren Fehler und Schaden der kapitalistischen Entwickelung hinweisen. Und was das Peinliche der Lage noch verschärft: der wachsenden Abhängigkeit der wirtschaftlichen Existenz folgt gleichen Schritts die Weckung des Selbstbewußtseins des Individuums, die zunehmende Erstarkung der Persönlichkeit. Also ein Konflikt, einer der vielen unserer Zeit und wie es scheint: einer der unlösbaren. Denn darüber darf kein Zweifel herrschen: ein Aufhalten jener Entwickelung zur kapitalistischen Organisation der Gesellschaft, oder wie die Vulgärsprache sagt: „zum Großbetriebe“, etwa in dem Sinne, wie es die Mittelstandspolitiker sich denken, würde Selbstmord der Nation bedeuten. Bei Strafe der Verarmung und Verelendung, des ökonomischen und damit allgemeinen Ruins *muß* die alte „Selbstständigkeit“ handwerksmäßiger Existenzen den kapitalistischen Abhängigkeitsverhältnissen weichen. Aber da erscheint nun wiederum die Gewerkschaftsbewegung als Helferin. Sie ist es nämlich, die es möglich macht, übergroße Härten der zunehmenden Verunselbstständigung des Arbeiters zu mildern, indem sie uns eine neue Form industrieller und kommerzieller Arbeiterorganisation zu schaffen verspricht: die konstitutionelle. Alles was wir als ihre Errungenschaften kennen gelernt haben: gemeinsame Arbeitsverträge zwischen Arbeiter- und Unternehmerorganisationen, Fabrikordnungen, Einigungsämter läuft ja doch im Grunde auf nichts anderes hinaus, als auf eine Beschränkung der Selbstherrlichkeit des Unternehmers, der damit aufhört, autokratischer Herrscher zu sein, um konstitutioneller Regent zu werden. Und wie ich schon früher einmal andeutete und hier noch einmal ausdrücklich hervorheben möchte: *der innerste Kern des Streites um das Gewerkvereinsproblem ist der Kampf um industriellen Konstitutionalismus gegen industriellen Absolutismus oder Feudalismus*.

Vorhin würdigten wir diesen Kampf vom Standpunkt des Unternehmers aus und von dort muß das Vordringen der Gewerkschaftsidee ohnstreitig als eine Einbuße früherer Macht aufgefaßt werden. Stellen wir uns aber auf den Standpunkt der Totalentwickelung, so erscheint gerade diese Leistung der Gewerkvereine, den industriellen Konstitutionalismus anzubahnen als ihre eigentlich

große historische Mission. Denn sie ermöglicht thatsächlich eine Weiterexistenz der wirtschaftenden Gemeinschaft, die ohne diesen Ausweg in Frage gestellt wäre. Hier wird die spezifisch staatserhaltende Funktion der Gewerkvereine bloßgelegt.

Denn verkennen wir doch die Sachlage nicht! Was vor allem die „Arbeiterfrage“ so problematisch macht, ist nicht die Schwierigkeit einer Hebung der materiellen Lage der Massen, sondern ist die Frage: ob es möglich sein wird, das heiße Sehnen der Arbeiter nach Selbstbestimmung, wie es in wachsendem Maße selbst die untersten Schichten der Bevölkerung ergreift, in Einklang zu bringen mit den Anforderungen des ökonomischen Fortschritts, der eine zunehmende Ausdehnung der kapitalistisch-großbetrieblichen Organisation erheischt.

Die Gewerkschaftsbestrebungen bieten eine Lösung dieses Konflikts, wie es scheint, bisher die einzige. Denn sie sind es, die bei voller Wahrung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit dem Arbeiter die grundsätzliche Gleichberechtigung erkämpfen und die Möglichkeit verschaffen, bei der Gestaltung des Wirtschaftslebens, auch schon während dieses noch kapitalistischer Leitung untersteht, ein Wörtlein mitzureden. Sind es auch erst Keime, die wir hier beobachten, so können wir voraussehen, daß sie sich zur Blüte entfalten werden und einen Zustand industrieller Organisation herbeiführen werden, in dem der Mensch im Arbeiter wieder zu voller Anerkenntnis gelangen wird. Und nur wer bis zu dieser Tiefe der Auffassung gedrungen ist, hat begriffen, um was es sich bei der sogenannten Arbeiterfrage am letzten Ende handelt; hat dann aber auch begriffen, daß die Gewerkschaftsbewegung niemals wird durch staatliche oder Unternehmerfürsorge ersetzt werden können in diesem Umgestaltungsprozeß, der unser Wirtschaftsleben höheren, freieren und doch leistungsfähigeren Formen zuzuführen bestimmt ist. Und damit sind wir zu der letzten großen Mission vorgedrungen, die die Gewerkvereine zu erfüllen berufen scheinen, deren Tragweite über den Rahmen des Wirtschaftslebens hinausragt, weil es sich dabei um die Erfüllung allgemeiner kultureller und kulturpolitischer Aufgaben handelt. Ich denke an die Mitwirkung der Gewerkvereine bei der Lösung des großen Problems der modernen Staaten, das man in das Schlagwort der **Demokratie** zusammenzufassen pflegt.

Aristokratische Naturen noch mehr als demokratische werden unabweislich die Frage als die wichtigste der Zukunft ansehen müssen: Wie ist zunehmende Demokratisierung unseres öffentlichen Lebens, wie ist wachsende Anteilnahme der großen Masse an der Leitung und Bestimmung der staatlichen Angelegenheiten möglich, ohne die Ordnung, ohne den Bestand unseres Gemeinwesens, ohne die gedeihliche Weiterentwicklung unserer Kultur zu gefährden. Das **ist** ein Problem, das ist **das** Problem der Politik. Denn wer hier kein Problem erblickt, der ist entweder so unerfahren und urteilslos, um nicht zu wissen, daß bisher alle Ordnung und alle Kultur aristokratisches Gepräge getragen haben, oder er ist so weltflüchtig und verblendet, um zu verkennen, daß die demokratische Flut in unwiderstehlichem Vordringen begriffen ist. Wer heute noch die „Demokratie“ bekämpft, ist, falls nicht Interessen sein Urteil bestimmen, dem Manne vergleichbar, der einen aus den schmelzenden Schneemassen gespeisten Sturzbach durch die Schlüssigkeit seiner Argumente: er **dürfe** sich nicht ins Thal ergießen, in seinem Laufe glaubt aufhalten zu können. Nein, der Waldbach ist da in brausender, überschäumender Mächtigkeit, ist ebenso wirklich, wie die Gefahr, daß er die Thäler und Felder, das Werk der Jahrhunderte verwüste und zerstöre. Also kann es dem Klugen nur gelten, seinen Lauf in die rechten Bahnen zu lenken. Worauf es ankommt, ist: im langsamen Selbsterziehungsprozesse die Fähigkeiten zum

24*

Mitregieren zu entwickeln, wichtiger noch: die Männer heranzubilden, die namens der großen Masse die Geschicke des Gemeinwesens zu leiten bestimmt sein werden. Wobei nicht nur an die wenigen Spitzen zu denken ist, sondern an die unzähligen, in mannigfach abgestufter Hierarchie zur Mitregierung bestimmten Männer und Männlein. Diese Ausbildung der entsprechenden Fähigkeiten wird aber stets ein doppeltes Ziel im Auge haben müssen: Die Kunst zu lehren, wie man andere beherrscht und jene viel schwierigere, wie man sich selbst beherrscht; die Kunst zu befehlen und die Kunst, zu gehorchen. Wie sehr aber von der spezifischen Kunst zu herrschen die Geltung einer Klasse im Staat abhängt, dafür kann Ihnen das preußische Junkertum als Beispiel dienen, das sicher seinen Einfluß in Preußen, auch noch als wirtschaftlich niedergehende Klasse zum nicht geringen Teil seinen Herrscherfähigkeiten zuzuschreiben hat. Und bei diesem Erziehungsprozesse der Massen zur Selbstbestimmungsfähigkeit verspreche ich mir von der Mitwirkung der Gewerkvereine viel. Sie sind es, die vor allem die Selbstzucht, die Unterordnung, die Disziplinirung des Einzelnen als freiwillige Tugenden entwickeln werden. Denn der Gehorsam, den der Soldat lernt, den der Arbeiter in der kapitalistischen Unternehmung übt, ist ja Fremdtum und nur selbstgewollte Unterwerfung ist wertvoll. Die Zahl der völlig unbrauchbaren Menschen im Goethe'schen Sinne:

„Wer ist ein unbrauchbarer Mann?
Wer nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann" —

wird durch die Thätigkeit der gewerkschaftlichen Organisation verringert. Die Zahl derjenigen Personen wird größer, die das Gehorchen als freie Tugend üben. Und für die Masse, sie mag „edel" oder bürgerlich, reich oder arm sein, bleibt das natürlich ewig die einzige politische Tugend, die sie zieren kann.

Aber die Gewerkvereine entwickeln in ihnen Führern auch die organisatorischen Talente, deren die Demokratie der Zukunft in großen Mengen bedürfen wird. Und die Gewerkvereine wecken in Führern und Geführten das wichtigste von allem: den politischen Sinn. Damit meine ich die Einsicht in die ungeheure Kompliziertheit des politischen und ökonomischen Lebens und das rechte Verständnis für das politisch Erreichbare, d. h. also das praktisch Mögliche. Das ist es ja doch am Ende, worauf alle Herrscherkunst beruht: zu wissen, was aus dem vorhandenen Stoff von Menschen gemacht werden kann.

Und daß hier die Gewerkvereine noch ein unendliches Feld vor sich haben, das der Bestellung harrt, wird nur der Unkundige oder der Demagoge bestreiten wollen. Die Arbeiterschaft zu befreien von den seichten, hirnlosen Schwätzern, die jetzt noch in der Presse, in Volksversammlungen und Vereinen vielfach den Ton angeben, von jenen faulen Kerls, die zu nichts gut sind, als ein paar auswendig gelernte, unverstandene Phrasen aus der Parteilitteratur papageienmäßig nachzuplappern oder stiermäßig in die Menge hineinzubrüllen, die zu jeder Arbeit außer der „Parteiagitation" verdorben sind, die Arbeiterschaft von diesen Zerrbildern politischer Agitatoren zu befreien: dazu halte ich vor allem die Gewerkvereine für berufen.

* *
*

Wie aber, so wird manch einer fragen: wenn in der angedeuteten Weise die Gewerkvereine ihre Thätigkeit entfalten: steuern wir damit nicht schnurstracks in den „sozialen Staat" hinein? Auf welche Frage ein orthodoxer Marxist vielleicht die Antwort bereit hat: o nein, im Gegenteil: was die Ge-

werkvereine da in Zukunft thun sollen, läuft ja auf nichts anderes hinaus, als auf eine Verewigung des kapitalistischen Wirtschaftssystems.

Wer hat denn nun recht? Beide, ganz gewiß. Und man würde sich über diesen Entscheid nicht so sehr wundern, wenn man endlich einsehen lernen wollte, daß Kapitalismus und Sozialismus keine sich ausschließenden Gegensätze sind, daß ihre Ideale vielmehr bis zu einem gewissen Grade sehr wohl in einer und derselben Gesellschaft verwirklicht sein können.

Wenn ich mir das Wirtschaftsleben der modernen Kulturvölker im zwanzigsten Jahrhundert vorstelle, so sehe ich es in zunehmendem Maße kapitalistisch und sozialistisch zugleich sich gestalten. In wachsendem Umfange werden neben der kapitalistischen Organisation genossenschaftliche und gemeinwirtschaftliche Organisationsformen zur Anwendung gelangen. Aber sicherlich wird der Schwerpunkt des Wirtschaftslebens auf absehbare Zeit in den kapitalistischen Unternehmungen liegen. Was noch vor einem Menschenalter die hellsten Köpfe beschäftigen konnte: der Gedanke an eine nahe bevorstehende Ordnung des Wirtschaftslebens ohne kapitalistische Unternehmer: er lebt heute nur noch in der Vorstellungswelt einer absterbenden Generation sozialer Phantasten weiter. Heute wissen wir, daß der Ausschaltungsprozeß des Unternehmertums ein ganz langsamer, organischer ist, und daß fast auf jeden kapitalistischen Unternehmer, der am einen Ende überflüssig wird, am anderen Ende des langen Entwicklungsweges durch den Kapitalismus hindurch zwei neue hervorwachsen. Denn intensiv wie extensiv ist das kapitalistische Wirtschaftssystem ja noch auf Jahrhunderte hinaus im Vordringen begriffen: täglich erobert es sich ja erst wieder Boden, der bis dahin noch außer seinem Bereiche war: sei es im Innern der Kulturländer auf Kosten vorkapitalistischer Produktionsweisen oder durch Ausdehnung der wirtschaftlichen Thätigkeit auf früher überhaupt noch unbebautes Gebiet, sei es in den Barbarenländern und vor allem den halbzivilisierten Millionenreichen. Es werden europäische und amerikanische Kapitalisten sein, die in jahrhundertelangem Umgestaltungsprozeß China kapitalistisch machen und dem „Sozialismus“, dem dann die modernen Kulturländer schon ein Stück näher gerückt sind, zuführen werden. Vor einem Menschenalter noch hatte man ein Recht, an alle diese Dinge nicht zu denken. Vor einem Menschenalter noch durfte man den Gedanken einer nationalen Selbstgenügsamkeit der europäischen Reiche für sich oder unter sich aussprechen, ohne sich lächerlich zu machen. Heute muß jede soziale Umgestaltung in weltwirtschaftlicher Perspektive betrachtet werden. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Idee einer nahen sozialistischen Gesellschaftsordnung ohne kapitalistische Unternehmer, wie auch immer man über ihre Realisierbarkeit im Rahmen einer auf sich angewiesenen Nation denken mag, zur Ungeheuerlichkeit wird, wenn man sich die wachsende Inbeziehungsetzung der einzelnen Kulturländer unter einander uud mit den übrigen halb- und unzivilisierten Ländern der Erde vergegenwärtigt. Weshalb denn auch die konsequenten sozialistischen Utopisten gegenüber der modernen weltwirtschaftlichen Entwicklung schon zum Rückzuge blasen. Damit wäre dann der Sozialismus alten Stils auf's Altenteil gesetzt und hätte überhaupt nicht mehr mitzureden. Denn während in seiner Blütezeit sein Ruhmestitel war, den ökonomischen Fortschritt als erstes Postulat auf sein Programm zu schreiben, würde er nun wirtschaftlich rückständig werden; er würde — mit der Opposition gegen die „Weltpolitik“ der modernen Nationen — sich mit Kleinbürgertum und Agrariern zusammen auf die Schmollbank setzen. Also — über diesen Punkt werden die Akten bald geschlossen werden können: mit der Existenz kapitalistischer Wirtschaftsweise wird sich unsere Generation ganz sicher und

wahrscheinlich noch manche zukünftige abzufinden haben. Und wir wollen auch der Aussicht froh werden, noch recht lange geniale Unternehmer, königliche Kaufleute als Pfadfinder ökonomischen Fortschritts an der Spitze unseres Wirtschaftslebens neben den fast gleichwertigen Tantièmedirektoren der großen Aktiengesellschaften und den Leitern unserer staatlichen, städtischen und genossenschaftlichen Wirtschaften zu sehen. Aber nicht als ob der gesamten Sphäre des Kapitalismus gegenüber nun die Ideale des Sozialismus zu kapitulieren brauchten: sie werden vielmehr gerade auch auf kapitalistischem Boden weiter vordringen. Mag man sie fassen als die Ideale einer planmäßigen Regelung der Produktion und Beherrschung der ursprünglich wilden Naturgewalten des Marktverkehrs durch gegenseitige Verständigung in Form von Kartellen; mag man sie erkennen in der zunehmenden Wahrung der Interessen der Arbeit gegenüber denen des Besitzes. Letzteres Ideal wird erstrebt durch die langsame Umgestaltung der herrschenden Wirtschaftsordnung in sozialistischem Sinne, wie sie im Arbeiterschutz, in der Arbeiterversicherung zum Ausdruck kommt, in Reformen der Gesetzgebung und Verwaltung also, durch welche das ursprünglich rein privatrechtliche Lohnarbeiterverhältniß in ein öffentlich-rechtliches Verhältniß umgewandelt zu werden verspricht; wird erstrebt durch die gesteigerte Anteilnahme der arbeitenden Bevölkerung an den Segnungen der materiellen Kultur, an der Gestaltung des wirtschaftlichen und des gesammten öffentlichen Lebens: einem Ziel, auf dessen Erreichung ja wie wir wissen vor allem auch die Gewerkvereine ihr Streben gerichtet haben. Wer also, der die Vorgänge um sich herum mit Aufmerksamkeit beobachtet, möchte leugnen, daß wir mitten in einem innern Umbildungsprozeß des kapitalistischen Wirtschaftssystems begriffen sind, daß sich in seinem Bereiche mehr und mehr eine neue soziale Ordnung herausbildet, die man, um dem Kinde einen Namen zu geben, die sozialistische nennen kann. Der Ausspruch eines alten Sozialistenführers, daß wir in den „Zukunftsstaat“ hineinwachsen und schon heute mitten drinnen stehen, ist wörtlich richtig. Es ist das Wesen aller sozialen Evolution, daß sie die neue Gesellschaftsordnung langsam im Gefüge der alten ausbildet, die darum äußerlich noch auf lange hinaus der Zeit ihr Gepräge geben kann. Der Vergleich von Marx mit dem Heranwachsen im Mutterleibe, mit dem Schwangergehen ist unglücklich: er hat nur einen Sinn, wenn man damit revolutionäre Gewaltakte — die der Geburt entsprechen — motivieren will. Richtiger wäre ein Bild, das etwa der Architektur entlehnt ist und das das Entstehen einer neuen Gesellschaftsordnung mit der Umbildung einer Stilart in die andere: etwa der Renaissance in's Barock, des Barock in das Rococo vergliche. Aber alle Bilder sind unnütz, wo die wirklichen Vorgänge so klar sind. Und wenn wir nun zum Schlusse den Blick von dieser Ausschau in weite Fernen zurückwenden zu dem Punkte, von dem wir ausgegangen sind: wir wissen jetzt, daß die Gewerkschaftsbewegung ein Glied in der Kette von Bestrebungen ist, die uns zu höheren Formen gesellschaftlichen Zusammenlebens emporzuführen berufen sind; daß sie uns also wert und teuer sein muß, wir um ihre Pflege besorgt sein wollen. Hoffen wir, daß kein Reif in der Frühlingsnacht die tausendfältigen Keime, die zu glücklichem Leben sich empordrängen, zerstören möge, auf daß die kommenden Geschlechter, wenn der Sommer und der Herbst in die Lande ziehen, ernten können, was wir heute unter Arbeit und Sorge säen.

Aber ich denke doch auch, daß wir ein Recht haben, hoffnungsvoll in die Zukunft zu sehen. Was wir beobachten, ist ja die zunehmende Einsicht in das Wertvolle der begonnenen Entwicklung, in die gewerkschaftlichen Bestrebungen der Arbeiterschaft, zunehmend in den Reihen der Arbeiter selbst wie auch außerhalb dieser.

Immer weitere Kreise des Bürgertums geben ihre Feindschaft selbst in Deutschland auf; auch das Unternehmertum fanden wir, ist im Begriffe, die guten Seiten der Bewegung mehr und mehr zu würdigen. So gewinnt Ihre Sache täglich neue Bundesgenossen und wenn Sie bedenken, daß auch die deutsche Wissenschaft mit ganz wenig Ausnahmen, die nur die Regel bestätigen, hinter Ihnen und Ihren Bestrebungen steht, so denke ich, sollte kein Grund zur Mutlosigkeit vorliegen.

Lassen Sie uns denn gemeinsam frohen Mutes weiter streben und weiter kämpfen, gemeinsam die Sache sozialen Fortschritts vertreten und voranschreiten auf der Bahn der Kultur: zum Nutz und Frommen unseres geliebten deutschen Vaterlandes, zum Stolze der Menschheit!

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs.

Von **Jakob Wassermann.**

(3. Fortsetzung.)

2.

Anna Xylander zog ihre Hausschuhe an, wobei ihre Bewegungen den Charakter ruhefroher Behaglichkeit annahmen. Eine Weile stand sie am Fenster, sah den spitzen Turm der russischen Kirche und die breiten Kuppeln der Theatinerkirche vom Mondlicht übergossen, und der Mond selbst stand wie ein feuriges Hörnchen am Rand des Turmdaches, bereit, die Mitternacht anzublasen: Mitternacht und Frühlingsnacht, alles voller Weihe. Hierauf setzte sich Anna Xylander in die Sophaecke, nahm ein Zeitungsblatt, in welchem Stieves Kritik über das letzte Gudstikkersche Buch stand und las. Stieve schrieb da in seiner rücksichtsvollen Weise, die nie verletzen sollte, eine lange Kette von Betrachtungen, nicht ohne geheime Bitterkeit. Zum Schluß wurde es offenbar: ja, der Verfasser schreibe „schön", gewiß. Aber er sei nun so süß und weich geworden wie ein gebratener Apfel, recht geeignet für den Magen des Bourgeois. Anna mußte lächeln, erst über den Vergleich, und nun schon gar, wenn Stieve mit dem Bourgeois anfing. Aber der Vergleich hatte etwas Anheimelndes und Leckeres für sie. Sie ging und legte einen Apfel in die Röhre und mußte laut lachen in der Voraussicht, daß sie ihm das morgen erzählen würde. Süß mußte er sein und weich, ganz im Gegensatz zu dem sauren und harten Stieve, dem Nicht-Bourgeois. Ueberhaupt, was so ein Mann alles zu sein glaubt, wenn er einmal die Feder in der Hand hat; Könige ertränkt er in der Tinte.

Plötzlich läutete es. Anna Xylander erschrak und vergaß ihre gebratene Aepfel-Philosophie. Wer mochte zu dieser Stunde kommen?

Stieve? Das wäre sonderbar; auch war es nicht die Hausglocke, sondern die des Korridors. Anna hatte keine Furcht, aber es schien ihr, als solle sie den Rotbackigen in der Röhre heute nicht mehr verzehren. Sie zündete eine Kerze an, ging hinaus, lugte durch's Guckloch, öffnete und hätte beinahe den Leuchter fallen lassen, denn Renate stand vor ihr.

Anna Xylander öffnete den Mund zu einer formlosen Begrüßung, dachte in einem Nu an Wanderer, an Stieve, an abenteuerliche Ereignisse, dabei aber trat ihr zunächst die Frage wegen des Hausthors auf die Zunge, als achte sie dies für das Allerwichtigste. Ja, antwortete Renate kleinlaut, ein Herr, der im Hause wohne, habe geöffnet, als sie drunten die Glocke ziehen wollte; habe sie freundlich hereingelassen, als sie gesagt, daß sie zu Fräulein Xylander müsse. „Wollen Sie, daß ich wieder fortgehe?" fügte sie tonlos hinzu.

Davon war Anna weit entfernt und sagte es auch in ihrer unbeholfenen Art. Stürmisch forderte sie Renate auf, einzutreten, zog sie an der Hand nach sich, nahm ihr in der Stube Hut, Schirm, Pelzchen und Jacke ab, und sagte, während sie so eifrig beschäftigt war: „Ja mein Gott, Fräulein, wie sehn Sie denn aus? Möchten Sie einen Kaffee oder Thee oder ein Glaserl Schnaps, Kirsch hab ich, Schwarzbeer und Heidelbeer, und wie kalt die Handerln sind und die eisigen Wangen, mein Gott! Natürlich bleiben Sie die Nacht über hier, das versteht sich ja von selber, und die Stiefel ziehn wir auch aus, ich stell derweil die warmen Pantoffeln zum Ofen."

Anna kniete vor Renate, mit dem Aufschnüren der Schuhe beschäftigt. Renate beugte sich vor, legte beide Hände auf Annas Schultern, drückte die Lippen auf deren Haar, und schließlich auch die Stirn. Anna blieb unbeweglich, fühlte das fortlaufende Zittern in Renates Körper und zwei warme Tropfen, die ihr auf das Haar fielen. Dann erhob sie sich sanft und suchte Renate zu beschwichtigen: „Nicht weinen, Arme, nicht weinen."

Nach geraumer Zeit fragte Anna Xylander teilnehmend und so, daß es nicht wie Neugierde aussehen konnte: „Wollen Sie denn nicht mehr zu Herrn Wanderer zurück?" Doch klang aus der Frage mehr Wissen, als Anna hatte verraten wollen, und sie wurde verlegen.

Renate bemerkte es kaum. Sie schüttelte den Kopf. „Später erzähl ich Ihnen alles," flüsterte sie scheu. Aber weil Anna sie immer besorgter betrachtete, fing sie gleich damit an: wie sie ihm erst gefolgt war, ohne Bedenken, ja voller Stolz. Wie sie aber bald gemerkt habe, daß er nicht der Rechte sei. Wie dann das Unglück mit seinem Vermögen gekommen sei und ihn entschleiert habe. Von Tag zu Tag seien sie sich fremder geworden, denn er habe alles unerfüllt gelassen, was sie von einem Mann, von dem Mann, dem sie sich grenzenlos ergeben, erwartet habe. Und schließlich, als sie sich ihm versagt habe, sei es schrecklich gewesen, welch niedrige Seiten seiner Natur zum Vorschein gekommen. „Er hatte etwas Verstecktes angenommen und ich bekam erst Furcht, dann —. Ach, es war eine Hölle zuletzt. Mir war, als sei der Schmutz haushoch um mich her."

Anna Xylander lauschte mit tief verstehenden Blicken. War es nicht ihr eigenes Leben, das sich da vor ihr entrollte, nur gedrängter und jede Schuld verdeutlichter? Sie freilich hatte gewährt, immerzu gewährt, als die Liebe vorbei war aus Mitleid, aus Kameraderie, aus Gleichgiltigkeit, aus Frivolität, aus Furcht vor Szenen, ja vor Unbequemlichkeit. Das sei eben des Lebens Zweck und der Liebe Ziel, hieß es da immer; die Welt bestehe dadurch und nicht durch sentimentale Gelüste. So wurden selbst

die Küsse, die täuschenden, zum immer kürzeren Vorspiel, und übrig blieb das Entehrende, weil mit kühler Seele Gewährte. Das ist Frauenschicksal, hatte einmal Katharina Herz zu Anna gemeint. Es mußte wohl wahr sein. Erst ein kurzer Garten, dann eine lange Wüste mit Hunger und Durst. Freilich, Stieve war ein Mann, mit dem sich Freundschaft schließen ließ, und daran war alles Empören gescheitert.

So war es nun mit Anna Xylander; in einem Nu konnte sie sich in die bittersten Gefühle hineinreden. Voll Inbrunst drückte sie Renate an sich, daß dieser einen Augenblick bang wurde. Ja, sie wisse wohl, was auf Wanderer laste. Und mit wenigen Worten erzählte es Anna.

Renate schwieg lange, als diese Erzählung beendet war. „Er hat es um meinetwillen gethan," sagte sie endlich nachdenklich. Plötzlich schauderte sie zusammen und ließ den Kopf tief sinken.

„Vielleicht können Sie sich doch wieder mit ihm versöhnen," sagte Anna, die sich nicht vorstellen konnte, was mit Renate werden sollte.

„Nie! nie!" brach Renate leidenschaftlich aus und klammerte die Finger um Annas Hand, als fürchte sie, fortgerissen zu werden.

Jetzt war Anna den Thränen nahe, denn sie verstand ja das alles gut genug. „Sie sagen ‚Nie', Renate. Aber man muß nicht nie sagen."

„Nein, nein! Es ist unmöglich."

„Warum? Weil Sie das erfahren haben? Wollen Sie denn so hinleben und —"

„Ja, ich will so hinleben und arbeiten."

„Das ist leicht gesagt. Hat schon manche gesagt. Dazu sind die feinen Hände nicht, Renate."

„O ich will schon. Nur nicht mehr zurück."

„Seien Sie vernünftig. Warten wir ein paar Tage, oder ein paar Wochen. Da sieht sich alles anders an. Vielleicht mit Ihren Eltern —?"

„Ach Fräulein Xylander —!"

„Sagen Sie doch Anna zu mir. Das ist einfacher."

Renate lächelte scheu. „Wenn Sie wüßten, wie unmöglich das jetzt ist. Da könnt ich mich ebensogut in die Isar stürzen."

„Warum sagen Sie jetzt? Auf einmal —? Ach ja, das vergeß ich ganz . . . wo waren Sie denn seit gestern?"

„Ich hab mich so herumgetrieben, stundenlang," flüsterte Renate. „Dann ging ich in ein Hotel, — ich weiß gar nicht mehr, wie es heißt." Plötzlich fing sie so heftig an zu schluchzen, daß es schien, als wollte sie ersticken. Anna Xylander nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und suchte sie zu beruhigen.

Als Renate ruhig geworden war, geschah etwas Sonderbares. Sie stand auf, und ihr Gesicht war trotz des besorgten Ausdrucks und der gefurchten Stirn beängstigend, unbeweglich. Sich leicht zurückbeugend, kramte sie in der Tasche ihres Rocks und zog in der geballten Hand etwas Blaues, Zerknittertes hervor. Sie öffnete die Hand und betrachtete ungefähr drei oder vier Hundertmark-Noten, die ineinander verknüllt waren. Sie betrachtete die Scheine mit einer gewissen stumpfsinnigen Aufmerksamkeit, und die erstaunte Anna Xylander erhob sich langsam, mit weitgeöffneten Augen von ihrem Stuhl. Renate ging zum Ofen, riß die Eisenthüre auf, und machte eine Bewegung, die Noten in die Glut zu werfen, als Anna auf sie zustürzte und ihre Hand zurückriß. „Sind Sie denn wahnsinnig?" schrie sie auf.

Renate ließ die Scheine los und hielt sich am Ofen fest, da sie sonst gefallen wäre. Sie starrte in die Glut des offenen Feuers, und ihr Gesicht

rötete sich davon. Mit einem Grauen ohne Gleichen gedachte sie der vergangenen Nacht, in der sie alle Schrecken der Einsamkeit empfunden und mit verwirrtem Sinn durch Straßen und Straßen gewandert war. Die völlige Hilflosigkeit, in der sie sich befand, erzeugte Schreckgesichte. Sie ging auf das Telegraphen-Amt und depeschierte ihren Eltern: thörichte Worte, in denen sie allen Stolz verlor und nur mit fieberischen Lauten der Angst redete. Und wie viel Ueberlegung gehörte trotzdem dazu: eine Adresse anzugeben, zu schreiben, vor dem Beamten zu stehen und zu warten . . .

Man hatte ihr Geld geschickt, — ohne Zeichen, ohne Worte. Diese Stunde empfand sie als eine körperliche Züchtigung, die sie sich selbst zugefügt, und deren demütigende Macht ohne Grenzen war. Sie hätte stolzer bleiben dürfen, hätte man ihren Ruf nicht gehört.

Anna Xylander saß am Tisch und entknitterte sorgsam die Noten, strich sie mit den Händen glatt, — in einer liebevollen Weise, die ein Leben der Entbehrungen beleuchtete. „Es sind vier Stück," sagte sie schließlich schwankend, ob sie es humoristisch nehmen solle. „Warum haben Sie denn das Geld verbrennen wollen?" fragte sie.

„Ich will nichts davon sehen," entgegnete Renate abgewandt, mit verschleierter Stimme.

Anna Xylander seufzte. „Es ist alles so, wie mans selber nimmt," sagte sie betrübt. „Die Hauptsache ist schließlich, daß man noch unglücklich sein kann. Da ist noch nichts verloren. Wer rein ist, bleibt rein, das ist ein altes Wort von mir. Schaun Sie, es ist jetzt so mit uns Frauen, daß wir faktisch nicht mehr wissen, wohinaus, wo das Gute liegt oder das Schlimme. Wir sitzen da, jede sitzt da und wartet, daß Einer kommt und den Weg zeigt. Aber es kommt Keiner. Denn wir verstehen uns nicht selber, wir müssen verstanden werden. Wir fallen so oft auf den Ersten herein, fast immer. Aber das ist nie der Beste. Manchmal geh ich so auf der Straße und denke mir: der ists oder der hätt es sein können. Ein Blick ist oft wie ein langes Leben. Na, da geht dann der Betreffende vorbei und ich seh ihn nie wieder. Das ist schlecht eingerichtet, find ich."

„Wenn ich nur wüßte, was ich thun soll," flüsterte Renate ratlos.

Indessen, die schnellgewonnene Freundin tröstete sie auf Morgen. „Das Morgen ist nicht so übel wies die Leute machen. Und gar in der Nacht. In der Nacht kann ich nichts beschließen. Morgen werden wir Stieve alles erzählen. Wenn es Andere betrifft, weiß er immer was zu raten." Unter solchen Reden half sie Renate beim Entkleiden und verfuhr mit ihr wie mit einer Puppe. Alles fand sie entzückend, jedes Kleidungsstück erweckte ihre Begeisterung. Renate hatte nichts zur Nachttoilette bei sich und schämte sich dessen. Aber sie schämte sich auch sonst vor Anna Xylander, was deren lauten Jubel hervorrief. Als Renate das dunkle Haar auflöste, um es durchzukämmen, fielen die Strähne auf ihre bloße Schulter und Anna stand vor ihr, schlug die Hände zusammen und meinte, sie habe noch niemals eine so weiße Haut gesehen, so glatt, und anzufühlen wie Sammet. Errötend wandte sich Renate ab und um etwas zu sagen, bemerkte sie, daß es hier gut röche, nach gebratenen Aepfeln. Anna brachte den Apfel herbei, der schon ganz schwarz war. Renate schälte die verkohlte Rinde ab und biß hungrig in die dampfende Frucht. Aber sie schlug es aus, mehr zu essen als den Apfel. Wie sie da saß, das blasse und ein wenig verhärmte Gesicht im Rahmen der Haare, mit einem halb verstohlenen, halb furchtsamen Lächeln, die eine Hand auf die Brust gepreßt, konnte Anna keinen Blick von ihr wenden. Das Bild blieb ihrem Gedächtnis unverlöschlich eingegraben; unverlöschlich die schmale,

reine Stirn, die großen, dunklen, fragenden Augen, der schlanke Hals, die schneeweiße Büste und die magere gelbliche Hand auf dem Spitzenhemd. Langsam trat sie heran, legte ihre Arme um Renate; ihre herben Züge wurden weich und mit einem dumpfen Seufzer küßte sie die junge Freundin auf die Augen, auf den Mund und flüsterte befangen: „Du bist schön.“

Renate fühlte eine nicht zu bezwingende Bangigkeit, konnte nicht reden, auch später nicht, als sie im Bette lag, Anna schweigend, regungslos, mit gefalteten Händen neben ihr. Sie sah den Mond, der schon rot zu werden anfing und nicht mehr auf den Kuppeln, sondern auf dem Rand der Häuserdächer stand. Die Nacht war still, windlos und von weichen Frühlingslüften erfüllt.

Es war unmöglich für Renate, zu schlafen. Es war, als stände ein Frager an ihrem Bett, der all ihre eigenen Sorgen in Einer Frage widerklingen ließ.

3.

Stieves Erstaunen ging so weit, daß sein Gesicht das menschliche Ansehen verlor und dafür etwa den Ausdruck eines erschreckten Papageis annahm. An stillen Huldigungen für Renate ließ er es nicht fehlen, denn für ihn trug sie noch immer den Glanz jener großen Welt, die ihm unerreichbar schien, und die er zu verachten glaubte, so lange sie nicht den Kreis seines Lebens berührte. Wäre er reich gewesen, so hätte ihm seine eigentümliche und geräuschlose Vornehmheit, sein ruhiger Takt den Ruf eines Kavaliers gesichert. Arm jedoch, waren diese Eigenschaften nichts. Für Renates Lage fehlte ihm das Verständnis. Er betrachtete ihr Thun wie einen harmlosen Ausflug in plebejisches Land, und seine Ratschläge hatten demnach etwas Gutmütig-Ironisches, als trüge er auf seine Weise zu dem Gelingen eines Spiels bei.

Das fühlte Renate; fühlte, daß von allen Dingen dies am schlimmsten war. Dazu kam ihre Beobachtung, wie unglücklich Anna Xylander war, wie oft ein unbezähmbarer Haß gegen Stieve sie erfüllte, am meisten dann, wenn sie ihr zärtlich beschützendes Wesen gegen ihn annahm. Ihre Geberden und Blicke waren von einer deutlichen Beredsamkeit: er hat mein Leben zertrümmert, ruht behaglich auf den Fetzen meiner Hoffnungen. Ein quälender Neid gegen Jeden, der mit voller Tasche ging, war in ihr, und doch konnte sie den Erinnerungen Renates aus dem Elternhaus mit atemlosem Entzücken lauschen.

Zwei Tage war Renate bei Anna, da erschien Wanderer, den Stieve nicht im Ungewissen lassen wollte. Seine Befürchtungen, durch Sehnsucht und Reue entflammt, hatten etwas von Wahnsinn angenommen. Er stürzte erregt und zitternd ins Zimmer, ehe Anna, die ihm geöffnet, es verhindern konnte, fiel vor Renate in die Kniee und erhob stumm flehend die Hände. Auch Angelus kam. Und wer freute sich mehr als Angelus! Er schoß von einem Eck ins andre, warf Stühle um, zerbrach eine Tasse und den Blumentopf und schien nicht übel Lust zu haben, vor Vergnügen die Wände hinaufzuklettern.

Anna, diskret wie sie sein konnte, hatte sich angekleidet und war verschwunden. „Steh doch auf,“ sagte Renate gütig zu Anselm.

Er that es in einer Weise, die zeigen sollte, daß er nichts anderes

wünsche, als ihr zu gehorchen. „Ich habe nicht geschlafen, nicht gegessen, nicht gelebt,“ sagte er dumpf.

Renate seufzte, blickte fort von ihm, da er nicht nur sich selbst, sondern auch sie demütigte. „Zurück kann ich nicht,“ antwortete sie mit starrem Blick und wiederholte: „kann ich nicht.“ Und als er sich vor ihr in den Staub legte, mit beschwörenden Worten ihr Innerstes zu rühren versuchte, als sein Gesicht nach und nach so bleich wurde, daß die Züge alles Leben verloren, als er ihr sagte, was auf dem Spiel stehe („o Renate, Du verbietest mir damit, weiter zu leben“), erhob sie sich und sagte: „Du hast Dich ja der Verachtung der Leute preisgegeben.“ Ja, sie sagte ‚preisgegeben‘ und hatte sich geradezu bemüht um solch ein Buchwort. Ein sonderbarer Zorn erwachte in ihr, daß er sie an jenem Abend hatte gehen lassen, statt sie mit Stricken an den Pfosten der Thüre zu fesseln. Freilich, was er auch hätte thun mögen, der Liebe konnten dadurch keine Flammen mehr geschürt werden.

Als Renate das von der Verachtung der Leute gesagt hatte, fand Anselm keine Worte mehr. Er schloß die Augen, legte den Kopf ein wenig in den Nacken, als wäre soeben eine drückende Bürde von seinen Schultern gefallen. Seltsam genug, jetzt, weil sie es wußte, linderte sich die brennende, fressende Glut seiner Liebe. Jetzt brauchte er nicht mehr sein Gefühl zu überhitzen, um sich selbst zu täuschen in dem Gedanken ihrer Unschuld an seinem Fall; um Renate zu täuschen über seine schwere Verzweiflung. Da sie es wußte, brauchte er nicht mehr hündische Kniffe, um eine Selbstachtung zu heucheln, die er immer mehr entschwinden sah, und er konnte männlicher tragen, was ihm zugefallen. Nie hätte er selbst es ihr gestehen können, aber sein Wunsch, daß sie es wissen möge, hatte oft eine fieberhafte Gewalt erreicht. Vielleicht glaubte er, ihr gerechter Sinn würde dann ein Teilchen Schuld übernehmen und würde eine neue Brücke über den Abgrund bauen, der zwischen ihnen entstanden war.

Aus Mitleid und feinem Takt sprach Renate von gleichgiltigen Dingen, bat ihn, daß er ihre Kisten und Koffer hierher in Anna Xylanders Wohnung schicken möge, fragte scherzhaft nach dem Befinden des Ehepaars Corvinus, und Anselm fand sich mit Fassung in diese gar zu blassen Gesprächsstoffe. Er erhob sich schließlich, wie um durch eine Abschiedsbewegung ein letztes Wort der Entscheidung herbeizuführen und sagte: „Den Hund, Renate, bitte ich Dich zu behalten. Er hängt so sehr an Dir, und wenn Du ihn hast, ist es, als wäre ein Stück von mir immer bei Dir.“

„Das ist auch so der Fall,“ versetzte Renate, halb mit Bitterkeit und halb bewegt. „Und jetzt will ich Dir was sagen, Anselm. Führe Dein Leben von nun an wieder allein. Und wenn es so geworden ist, wie Dus willst, durch Deine eigene Kraft, dann wirst Du mich ja zu finden wissen. Jetzt müssen wir die Zeit vergehen lassen.“

Wie sehr fühlte Renate, daß sie unaufrichtig war, daß sie ihn so nicht wiederfinden würde, finden wollte, daß die gegenwärtige Stunde die letzte war, in der sie das vertraute Du getauscht. Anselm aber nickte zustimmend. Sein Wesen war ernster, gelassener, fester und beinahe voll Zukunftsglauben.

Eine solche Macht haben Worte.

Bevor er ging, trat er nahe und suchend an Renate heran. Sie ergriff seinen Kopf bei den Schläfen und küßte ihn flüchtig auf die Lippen. Ein letzter Blick, und er verließ das Zimmer. Renate blickte noch lange auf die wiedergeschlossene Thür, als sei nun ein Schleier über ein bedeutungsvolles Stück ihres Lebens gefallen, und als ruhe diese Liebe mit all ihren Ent-

täuschungen schon im Schoß einer Vergangenheit, die ferner lag, als es der Augenblick wollte. Es war auch, als empfinde sie die abenteuerlichen Verstrickungen voraus, die von nun ab ihr Leben ausmachen sollten.

Angelus lag still vor ihr, den aufmerksamen und menschlichen Blick unablässig auf ihr Gesicht gerichtet. Draußen flutete eine goldene Sonne, die das erwachende Blütenjahr verkündigte. So lange, bis Anna kam, konnte Renate nicht dasitzen und die Zeit vergrübeln. Sie nahm eine Stickerei zur Hand in dem Willen, schon jetzt die Zeit der „Arbeit" zu beginnen, von der sie geträumt. Aber es machte ihr wenig Freude. Erstens war es häßlich, daß die Hände farbig wurden von der Wolle. Dann war das „guten Appetit, mein Herr", das sie in den Stoff sticken sollte, doch gar zu läppisch. So setzte sie sich zuerst ans Fenster, sah den Leuten zu, die wie Marionetten straßauf, straßunter eilten oder trippelten und vertrieb die übrige Zeit mit tändelndem Klavierspiel. Aber allein zu sein in diesem etwas betrüblichen und armseligen Raum, das machte sie traurig.

4.

Das kärgliche Leben, welches Anna Xylander führte, schreckte Renate wenig, denn für den Magen hatte sie keine Wünsche. Wohl aber waren es die wunderlich zerrütteten Verhältnisse, die ihre Seele verfinsterten. Wenn Anna aus Stieves Wohnung kam, war sie meist in einem Zustand barster Hoffnungslosigkeit und bitterer Ernüchterung. Dann sollte Renate erzählen, vom Leben da droben in den Sphären, wo die Atlas- und Seidenmusik rauschte und Gold in unvertilgbarer Menge auf die Dielen hüpfte. Das Auf und Ab in Annas Laune war oft erschreckend; von zerfließender Schwermut zum brutalen Gelächter cynischer Späße war bei ihr kein Uebergang. Stieve kam seltener. Ihn verstimmte es, daß der Anblick von Renates schlichter Vornehmheit und einfacher Eleganz so drückend und zugleich aufrührerisch auf Anna wirkte. Ihr ganzes Verhalten gegen ihn war eine Anklage: so hätte ich auch sein können, wenn Du nicht gekommen wärst, die Blumen meines Gartens zu zertreten. Doch so sonderbar es klingt, wirkte auf Anna die Vorstellung, daß Stieve überhaupt imstande gewesen war, etwas zu vernichten wenn es auch ihr eigenes Leben war, imponierend und versöhnte sie fast mit seiner apathischen Sanftmut.

Es wurde die Frage erwogen, ob Renate nicht ein Zimmer mieten solle. Sie selbst hatte es vorgeschlagen, denn sie fürchtete, lästig zu fallen und die beiden Leute zu stören, sowohl in ihren Kämpfen, als auch in den ruhigen Stunden. Anna aber protestierte lebhaft. Vielleicht mochte sie die Geldsumme nicht missen, die Renate mitgebracht, und von der sie den Unterhalt ihres Gastes bestritt, vielleicht aber hatte sie nur Freundschaft dazu veranlaßt und jene seltsam überhitzte Liebe, die sie für das junge Mädchen empfand. Denn Renate allein, hinausgestoßen in die Zufälle der Gasse, das war nicht gut auszudenken. Renate sehnte sich nach Einsamkeit und auch wieder nicht. Ja, dahinaus, hinauf in die Berge hätte sie mögen, und was sie sah und dachte, beflügelte solche Wünsche.

Auch mit ihrem Vorsatz, zu arbeiten, quälte sie sich. Die besinnungslose Fieberhast einer ganzen Stadt verstörte ihre Gedanken. In allen Gegenden des Himmels stieg der Schweiß der Arbeitsamen, Arbeitvollen empor wie Dunst aus einem Meer. Jedes Hirn zermühte sich in tausendfältigen Qualen, die doch nur ein einziges Ziel hatten, jede Stirn war um-

fangen von dem einen, ehernen Gedanken, und zahllose erschöpfte Hände streckten sich aus nach Mehr. Nur sie allein müßig! Aber was hatte sie gelernt? Ein altersgraues Vorurteil hatte sie daran gehindert, ihre Sinne zu sammeln für eine Thätigkeit, ihre Gedanken zu gewöhnen an ein übersichtliches Maß von Geschäften, ihre Hände zu üben in Stetigkeit und Ausdauer, ihren Ehrgeiz zu entflammen für ein gemeines Vollbringen. Was sollte sie also thun? Denn freiwillig noch tiefer herabsteigen von der Stufe, auf welche sie herabgeglitten war, das hätte sie völlig zerstört in diesen Tagen. Mußte also ein Weib das Edelste ohne Zögern feilbieten, wenn sie sich im grauenhaften Kampf der Existenzen behaupten will? Mußte sie irgend einem bebarteten Hohlkopf den ermatteten Arm reichen, nur weil er ein Mann war, damit sie sich retten könne in ein mehr oder weniger reinliches, gebrechliches Boot?

In der Not ihres Sinnens verfiel sie auf ihre Malerei und gab eine Anfrage in die Zeitung. Sie erhielt das Angebot einer großen Wiener Fächerfabrik. Dort wollte man „moderne" Blumen-Ornamente in persönlicher Weise auf Fächer gemalt haben, da, wie der Brief sich ausdrückte, die Industrie unter dem Schlendrian maschineller Köpfe zu Grunde zu gehn drohe. Renate ließ sich die Stoffe senden und malte nun zum Erstaunen Stieves und Anna Xylanders lustig drauf los. Sie hatte Einfälle, gewöhnte sich an das Material, fand Freude an der stillen und poetischen Arbeit. Jetzt war sie auch unter denen, die mit umfangenen Stirnen am Werk waren. Aber leer blieb ihr Herz, und täglich empfand sie das schmerzlicher. Die Fabrik zahlte schlecht, aber Renate fand sich königlich belohnt. Denn wer nicht mit der Seele schafft, findet, sofern er ehrlich ist, jeden Entgelt für seine Arbeit unverdient.

„Das ist doch ziemlich überspannt," meinte Anna eines trüben Tages zu Renate, die eine Lilien-Arabeske auf schwarzen Crêpe de Chine malte. Die Blumen sahen aus wie gespenstisch lang gestreckte, gebogene Leiber.

„Ach, man schwärmt jetzt so fürs Ueberspannte," erwiderte Renate resigniert. „Die Leute finden es schön. Ich übrigens auch. Sehn Sie Anna, die Lilien, das sind lauter Frauen, und das Schwarze, der schwarze Stoff . . . na, sagen wir, der ist das Leben. Da oben mal ich noch was goldnes her, vielleicht einen Halbmond. Und die Lilien können nie da hinaufreichen, weil ich es nicht will. Ich bin der Lilienherrgott." Renate lächelte.

Anna schüttelte den Kopf und lachte cynisch. „Nein! Gedanken haben Sie wie eine kranke Laus," platzte sie los. Renate erblaßte und legte den Pinsel weg. „Ja, Anna," entgegnete sie mit gesenktem Blick. „Krank mögen meine Gedanken schon sein. Da haben Sie Recht. Aber ich frage mich nur immer, ob ich im Unrecht bin und wohin das alles führen soll."

Anna bereute herzlich ihre Worte und streichelte Renates Haar. Aber mit dem Malen war es für heute vorbei. Ueberdies sollte Besuch kommen: Gisa Schumann und Katharina Herz. Gisa war noch immer bei Frau Söderborg, und in acht Tagen sollte sie Hochzeit mit Xylander feiern. Sie hatte an Anna geschrieben: ich muß kommen, denn sonst weiß ich nicht, was geschieht.

„Ist das wirklich wahr mit Wanderer?" fragte Renate, am Fenster stehend und in den düstern Himmel starrend.

„Ja, es muß schon wahr sein."

„Es thut mir leid," flüsterte Renate nachdenklich, doch ohne tiefere Teilnahme. Sie fand derlei jetzt selbstverständlich, jedenfalls aber der

Trauer unwert. Wanderer hatte ein Verhältnis mit einer dunklen Dame, wohnte in einer Art Keller, ging umher wie ein Landstreicher, lebte wie ein Mensch ohne Gehirn, trunken, haltlos, besinnungslos. Sein Untergang schien unvermeidlich.

„Denken Sie nur, Anna,“ sagte Renate gleich darauf, „ich habe einen komischen Traum gehabt wegen Gisa.“

„So? Das ist ja furchtbar, Sie Arme. Selbst im Schlaf lassen sie ihr keine Ruh“, spottete Anna gutmütig. Sie liebte es, von Anwesenden in der dritten Person zu sprechen.

„Was ist eigentlich mit der Frau Söderborg?“ fragte Renate. „Ich höre so oft den Namen, und Jeder macht ein so merkwürdiges Gesicht dazu.“

„Sie ist die beste Freundin der kleinen Uibeleisen“, gab Anna ausweichend zur Anwort.

„Und sonst nichts?“

Anna Xylander lachte. „Das ist eine komische Geschichte, wissen Sie. Die Söderborg kam aus Rußland angeschneit, und Keiner weiß, warum sie hier in der Stadt blieb. Sie hat ein Kind, ein Mädchen von drei Jahren, und von einem Mann ist nie die Rede. Sie wissen ja, daß sie draußen wohnt bei Süssenguths Cousinen, so lange die in der Schweiz bleiben. Sie waren ja auch einmal draußen.“

„Nun, und weiter?

„Weiter? Ja . . . die Person führt halt ein unglaubliches Leben. Das Haus ist ihr überlassen, liegt am Ende der Welt, wo die Katzen einander gute Nacht wünschen. Es ist schauderhaft, was sie da treiben soll.“

„So? Was denn?“ fragte Renate naiv. Aber die Glocke klimperte, und Angelus bellte laut.

5.

Die allersonderbarsten Dinge kamen zum Gespräch, die von Renate nur von weitem verstanden und mit beklemmendem Ahnen gehört wurden. Außer Katherina Herz und Gisa war auch Hedwig Uibeleisen gekommen. Frau Herz war Malerin, stand einer Malschule für Damen vor, und Gisa war früher sozusagen das Hausmodell gewesen. Frau Herz hatte sich des jungen Mädchens mit der Leidenschaftlichkeit eines Menschen angenommen, dessen Leben gleichfalls in Verlassenheit hinfließt. Ihr Gatte, der Litterat, führte ein Dasein auf eigene Tasche und eigene Faust, doch die Tasche war leer, und die Faust glich im Lauf der Zeit einer ausgestreckten Hand. Sie malte und hatte mit ihren Bildchen einen gewissen Kurswert erreicht. Es war stets dasselbe: eine junge Frau am geöffneten Kammerfenster, draußen die halbe Dämmerung. Zu Füßen der Gestalt spielten ein Kind und eine Katze. Bisweilen waren Zinnsoldaten dabei, bisweilen eine Spielwaren-Madam oder ein hölzerner Schornsteinfeger. Manchmal kniete die Mutter auf dem Boden und ordnete die Schlachten-Aufstellung, aber sie lächelte nicht, sondern blickte starr und angstvoll aus dem Zwielicht. Frau Herz war eine zimperliche Dame; ihre Rede ging auf den Zehen. Sie war meist höflicher, als notwendig schien und wunderte sich im Stillen über alles, was geschah. Sie war etwa vierzig Jahre alt, hatte aber das Gesicht eines kleinen Mädchens.

Während Hedwig Uibeleisen erzählte, schwieg Frau Herz, und in

ihrem Schweigen war die Fülle ihrer Entrüstung. Auch Gisa redete nichts. Ihre Augen blickten unstät; sie atmete so hastig, daß sie ein paar Mal mit der Hand an den Hals griff, als fürchte sie, daß ihr die Luft vergehe. Oft schauerte sie zusammen; senkte den Kopf, um die zuckenden Lippen zu ververbergen. Offenbar hatte sie kein rechtes Verständnis mehr für ihre Leiden, obwohl in ihrem Wesen eine Art traumhaften Grauens lag.

Gisa hatte fliehen wollen, war über die Felder bis zur Sternwarte gelaufen. Der Observator fand sie am Morgen ohnmächtig am Zaun liegen. Die Milchfrau lief zu Frau Söderborg, die noch schlief, die meist den ganzen Tag verschlief. Man brachte Gisa hinüber, und bis zum Abend lag sie bewußtlos. Der Apotheker kam, später der Doktor. Vorgegangen war Folgendes.

Frau Söderborg hatte Herrengesellschaft geladen: einen Techniker, einen Schauspieler, einen Artisten und den Grafen Reiffenstuel. Gisa war ahnungslos dabei gesessen, beobachtete furchtsam, wie der Genuß des Weins die seltsamen Fünf entflammte. Frau Söderborg verschwand, kam wieder im Gewand der Nymphen, eilte auf Gisa zu, sie in die Arme zu schließen. Das entsetzte Mädchen floh in ihre Kammer, schloß sich ein, saß stundenlang zitternd auf dem Bettrand, verbrachte so die Nacht.

Die Kette von Leiden und Demütigungen, die Frau Söderborg um Gisa legte, war um so unzerbrechlicher, als jenes Weib mit dämonischer Erfindergabe jede Erniedrigung und Beleidigung durch einen scheinbar aufopferungsvollen Beweis von Freundschaft vergessen zu machen verstand. Sie haßte Gisa, und wunderliche Hindernisse entstanden für Gisa, dem zu entweichen. Sie liebte den Grafen Reiffenstuel mit aller Glut der Unbeachteten und Verstoßenen. Kaum wußten ihre Sinne davon. Zum ersten Mal wurde ihr ganzes Wesen in seiner Tiefe erschüttert. In ihrer Leidenschaft lag etwas von der hinreißenden, plötzlichen und vernichtenden Gewalt eines Natur-Ereignisses. Frau Söderborg wußte es. Aber Gisa, ihr zuerst bequem, wurde ihr unentbehrlich, da sie ihrer kleinen Tochter Gabriele in wenigen Wochen zur wahren Mutter geworden war. Daher konnte sie unbekümmert ihren Freiheitsgelüsten huldigen, und sie durfte andrerseits einem Geschöpf ihre Ueberlegenheit fühlen lassen, von dem sie sich verachtet wußte.

Gisa hatte sich des Kindes förmlich erbarmt, war ihm mehr als die unvollkommenen Träume von Zärtlichkeit, die sein junges Leben schon zu verdüstern begannen. Einer abenteuerlichen Verbindung entsprossen, das Bewußtsein schmerzlicher Verlassenheit in den Zügen tragend, fröstelnd vor jedem unbedachten Wort, an jedes liebreiche sich klammernd, beständig sich duckend wie eine Blume am Weg in der Angst, zertreten zu werden, war das schöne und eigentümlich kluge Kind dem willigen und verlangenden Erdreich ähnlich, in dem die ungestüm überfließenden Gefühle Gisas zur Blüte kamen.

Der Graf nahm plötzlich an Gisa eine Art Lebemanns-Interesse. Er kam täglich und brachte Geschenke für Gisa. Frau Söderborg wurde von wilder Eifersucht gepeinigt. Sie suchte Xylander argwöhnisch zu machen, aber der gutmütige und schwache Mensch vertraute Gisa völlig, deren Versprechen er besaß. Frau Söderborg, in ihren Vermögensverhältnissen am Rande des Abgrunds, konnte den Grafen nicht entbehren, und an jenem Montag, wo Gisa geflohen war, benutzte sie die gleichzeitige Anwesenheit Gisas und Reiffenstuels zu einer teuflischen, niedrigen Verleumdung. Gisa verstand erst nicht, was sie dem Grafen gesagt, dann aber verließ sie das Zimmer, das Haus, wandte sich laufend, sinnlos vor Scham, gegen die Felder . . .

Niemand hätte von alledem erfahren, wenn nicht eine Dienstmagd von draußen, die um Gisas Beziehungen zu Frau Herz wußte, in deren Atelier gelaufen wäre. Die ratlose und ängstliche Malerin eilte zu Uibeleisens. Richard Uibeleisen war ein Freund der Frau Söderborg, und deshalb war Frau Hedwig bis jetzt gezwungen gewesen, ein Weib Freundin zu nennen, gegen das sie einen wahren Maulwurfshaß hegte. Beide Frauen fuhren in einer Droschke zu Frau Söderborg, fanden sie nicht zu Hause und nahmen Gisa, die noch wie betäubt war, mit sich. Zwei Nächte hatte Gisa bei Uibeleisens verbracht. Doch die Wohnung erwies sich als zu klein, in keinem Eckchen der zwei Zimmer war Platz und, was bizarr wirkte, Frau Hedwig wurde nun ihrerseits eifersüchtig. Die dritte Nacht verbrachte Gisa bei Frau Herz, aber der Litterat kam nach Hause und wollte aus seiner Trunkenheit Nutzen schlagen. Gisa hatte kein Geld, wußte nicht, wohin, ließ sich führen, sagte, sie wolle jenes verruchte Haus am Rande der Stadt nie wieder betreten und fühlte, daß eine magische Gewalt sie hinzog. Man kam zu Anna Xylander: ob Gisa die acht Tage bis zur Hochzeit hier verbringen könne.

In dem larmoyanten, halb verzweifelten, halb schüchternen Ton der Frau Hedwig vorgetragen, hatten diese ohnehin romanhaften Ereignisse und Verknüpfungen etwas durchaus Fabelhaftes und Fantastisches, umsomehr, als die Erzählerin nicht aus noch ein wußte mit ihrem Stoff. Kein Motiv irgend einer Handlung war deutbar und vernünftig; die Person der Söderborg wuchs ins Verzerrte, Unglaubhafte, und Gisa selbst glich einer Wahnsinnigen, deren Thun sich jeder Kontrole entzog. Dazu fing Hedwig Uibeleisen an zu schluchzen, Katharina Herz folgte ihrem Beispiel, unentschieden, ob aus Teilnahme oder Ratlosigkeit. Anna Xylander, eindrucksfähig und leicht sentimental, begann ebenfalls zu heulen, stand auf und umarmte Gisa, die still vor sich hinweinte, während Angelus, der sich unbehaglich fühlte in dem Gemisch wunderlicher Geräusche, zu bellen sich entschloß. Renate fand zu der grotesken Versammlung keinerlei Beziehungen, starrte bald die eine, bald die andre an, biß sich auf die Lippen und hatte das Gefühl, als wohne sie der Szene eines Schauspiels bei, von der ihr das Vorher und Nachher unbekannt blieb.

Endlich sagte Anna Xylander: „Ihr habt Recht, man kann das Mädchen nicht sich selber überlassen. Bei der Söderborg kann man sie auch nicht lassen; die Person ist dem Teufel zu schlecht. Ja . . . und bei mir, das geht halt schwer. Ich schlafe mit Renate. Doch für die paar Tage macht es mir nichts aus, auf dem Sofa zu liegen, wenn Renate mit Gisa zusammenschlafen will.“

Alle sahen auf Renate, die sich verfärbte und nervös an ihren Lippen nagte. So sympathisch ihr nach einer gewissen Seite Gisa war, — in Atem-Nähe Nacht um Nacht mit ihr zu schlafen, die, wenn auch unverschuldet, so viel vom ekelsten Schmutz des Lebens mit ins Lager brachte, das erregte so sehr ihren Abscheu und Widerwillen, daß sie schroff aufstand und „Nein, das mag ich nicht“ sagte. Mit einer Betonung, die ihre Empfindungen unverhüllt zu erkennen gab.

Ein ganze Weile herrschte Schweigen. Die Ablehnung wirkte gleichartig auf alle vier. Angelus, als spüre er Gefahr für seine Herrin, richtete sich empor, reckte sich, stellte sich ostentativ neben Renate. Schon bereute sie, was sie gethan, nicht die Weigerung, sondern nur die Worte, die sie dafür gewählt. Nicht hochmütig hatte sie scheinen wollen, sondern nur in Notwehr handelnd gegen ein unerklärliches, bedrückendes Phantom, das langsam

heranrückte mit Fittigen, die von den Seufzern tausender verlorner Frauen geschwellt waren. Sie überhörte eine ebenso salbungsvolle als strafende Bemerkung, zu der Katharina Herz sich verpflichtet glaubte und sagte gütig einlenkend: „So mein ichs nicht. Ich will auf dem Sofa schlafen, Anna wird es gern erlauben, sie ist ja auch müder wie ich und braucht das Bett.“ Doch Anna Xylander lächelte finster; sie war plötzlich voll Haß gegen das verwöhnte Schoßkind des Glücks, das Renate in ihren Augen immer noch war. Sie fühlte sich eins mit Gisa Schumann, — gleich ihr das gehetzte, atemlose Wild.

Gisa verließ ihren Platz, neigte, wie sie zu thun pflegte, ihren Kopf gegen die Schulter und blickte madonnenhaft vor sich hin.

„Ich danke,“ sagte sie. „Ich danke schön. Ich gehe wieder hinaus zu — zu Gabriele. Die wenigen Tage gehn schon vorbei. Soll geschehen, was will.“ Aufrichtig war das. In solch elegischem Fatalismus war sie ganz Jüdin. Aber ihre Fantasie malte zugleich anziehender, unwiderstehlicher als je das Bild des jungen Husaren-Offiziers, und sie war gewillt, zu leiden, betrachtete sich als verurteilt, zu leiden, ahnte vielleicht dumpf, was kommen mußte, jetzt, wo sie alle Macht über ihre Sinne so sehr verlor, daß sie sogar Renate zu hassen vergaß, von der sie tief beleidigt war.

„Das sagt man so: soll geschehen, was will,“ antwortete Frau Hedwig giftig, und doch auch mütterlich besorgt. „Aber ich bin nicht schuld, wenn ein Unglück daraus entsteht. Andre sinds, Andre, die sich rein fühlen und nicht wissen, was vor ihrer Thüre steht. Genug.“

„Ich werde jeden Tag kommen und Sie besuchen,“ sagte Anna Xylander, Gisas Hand tätschelnd.

Renate wurde es schwindlig. Ihr war, als sei sie von Feinden eingeschlossen und könne sich nicht rühren. Angstvoll wandte sie sich an Gisa: „Bleiben Sie!“ Doch jene schüttelte zerstreut den Kopf.

Nach dem geräuschvollen Aufbruch der drei Damen kam Anna Xylander vom Flur zurück und warf anscheinend achtlos die Worte hin: „Was die Weiber doch geschwätzig sind. Da will die Hedwig Uibeleisen wissen, daß Wanderer überall so sehr bedauert wird. Die Baronin Terke habe neulich in einer Gesellschaft Stein und Bein geschworen, daß Sie eigentlich an seinem Ruin schuld sind.“

„So?“ fragte Renate frostig, während das Schwindelgefühl von vorhin wiederkehrte.

„Nein, diese Weiber,“ klagte Anna Xylander und schlug die Hände zusammen. Während der ganzen Zeit sah sie Renate gar nicht an, vermied es sogar, nach der Richtung zu blicken, wo Renate stand.

„Aber Anna,“ flüsterte Renate, „Sie wissen doch, wie es zugegangen ist.“

„Ja schon, natürlich, regen Sie sich nur nicht auf deshalb.“

Renate machte sich langsam zum Ausgehen fertig, und wie ihre Natur in schmerzlichen Lagen überhaupt zu stürmischen Entschlüssen neigte, hatte sie den seltsamen Vorsatz gefaßt, noch in derselben Stunde die Baronin aufzusuchen, um sie zur Rede zu stellen. Ohne an anderes zu denken, als an die große Unbill, die ihr widerfahren war, eilte sie durch die Straßen, beachtete nicht den strahlenden Sonnenschein, der plötzlich alle Wolkentrübnis verscheucht hatte, fühlte nicht die würzige Luft des Frühlings, der hereinbrach an allen Ecken des Landes.

Auf der Stiege des gräflichen Hauses begegnete ihr die fantastisch gepuderte und geschminkte Baronin, die ihren Hund in das Grün des

Gartens hinabtragen wollte. Renate war froh, jetzt konnte man sich nicht mehr verleugnen lassen. Die Baronin blieb so verdutzt stehen, daß ihre überroten Lippen den Dienst der Worte versagten. Mit den kleinen Aeuglein blickte sie flehend zu Renate empor, die entflammt, in Rechenschaft fordernder Haltung vor ihr stand. Kleinlaut, mit sorgenvoll gefurchter Stirn und mitleiderregendem, seufzendem Stimmchen bat sie endlich Renate, einzutreten.

6.

„Das ist aber nett, daß Sie kommen", keuchte die kleine Baronin in grimassenhafter und verlegener Freundlichkeit. „Geh, Tigerchen, geh, setz' dich nieder, — nicht auf den kalten Boden, — so. Was der Hund alles treibt! Also wie geht es Ihnen, Fräulein Fuchs? Meine Schwägerin ist leider nicht da. Adele ist verlobt, das werden Sie wissen. Komm, Tigerchen, komm."

Aber Tigerchen kam nicht, sondern ließ sich winselnd in der Ofenecke nieder und verfiel in eine Art Starrkrampf, der ihm sein verfehltes Dasein weitaus erträglicher machte. Indessen brachte Renate in mühseligen, doch durchaus nicht mutlosen Worten hervor, was sie hergeführt. Die Baronin rückte unruhig auf ihrem Sessel herum, fletschte die Lippen ein wenig, um sie zu befeuchten, dann platzte sie mit einem Ausruf der Entrüstung heraus. „Ich habe nichts gesagt, niemals. Ich habe nur gesagt, daß ich Sie bedaure, und das ist doch nichts Unrechtes. Und das thu ich auch heute noch, Fräulein Renate, trotzdem Sie mir sagen können, ich hätte keinen Grund. Na, dann will ich Sie nicht ansehen dabei und sagen, daß Sie Recht haben. Ich denke, Sie wissen jetzt, wie die Welt läuft; und so etwas beunruhigt Sie noch? Wir leben ja in der Luft der Verleumdung, unsre Wände sind durchsichtig, und wenn ich meinen Hund in den Hof trage, machen sich die Leute im englischen Garten schon darüber lustig. Daran muß man sich gewöhnen. In unsrer Welt bleibt nichts rein, am wenigsten der reine Wille. Ich für meinen Teil hätte gewollt, daß Sie wegen etwas Andren gekommen wären. Daß Sie das gethan haben, zeigt, daß Sie schlecht beraten oder ganz ratlos sind. Ich denke gut von Ihnen, wenn auch die Gräfin bei solchen Sachen das Moralvisier, Reichspatent, herunterläßt. Ach, ich könnte Ihnen erzählen, erzählen bis in die Nacht. Komm mein Tigerchen, komm."

„Ich will Sie nicht länger stören", sagte Renate mit leerem Blick. „Man hat mich getäuscht, ich bitte Sie um Verzeihung. Aber Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich unglücklich bin."

„Na, das freut mich. Aber wie gesagt, ich schaue Sie nicht an, dabei. Schade, daß wir nicht mehr so plauschen können wie früher. Das waren noch Zeiten. Sie gefallen mir gar nicht, gar nicht, Renate. Es giebt wenig Mädchen wie Sie. Die Verachtung sozialer Höhen, ja, das begreif ich. Obwohl es eigentlich ein jüdischer Zug ist. Und daß man nicht jeden Gimpel mit Eichenlaub heiraten will, begreif ich auch. Aber da drunten ists fürchterlich. Noch schlimmer, wenn die Verleumdung aufhört und die Vergessenheit anfängt. Ich begreife ja, was Sie gewollt haben. Ein berühmter Mann hat mir einmal gesagt: heutzutage sind die jungen Mädchen dazu verurteilt, den Widersinn aller sozialen Vorurteile durch ihr Schicksal zu beweisen. Na, wie mans nimmt. Sehn Sie, die Adele, meine

Nichte, die ist für den Gimpel mit Eichenlaub. Heiratet ihn sogar. Was mich nicht brennt, blas' ich nicht. Freilich, Sie hat es gebrannt. Sie haben einen Schlüssel gefunden nnd glaubten, er sei golden und öffne goldne Thüren. Es ist nichts damit. Wer ein Haus hat, Renate, schließt es zu in der Nacht, und wer draußen ist, gilt als Landstreicher. Da helfen goldne Schlüssel nichts. Immerhin, Kopf hoch und vergessen Sie Ihre alte Freundin nicht. Mir ist, als sollt ich Ihnen etwas sagen und komme nicht auf das Wort. Erinnern Sie sich an den Herbsttag, wo sie bei uns waren und der bewußte junge Mann eintrat? Ein verdrehter Tag. Seitdem gehts auch mir schlechter. Kopfschmerzen, Brustschmerzen, Bauchschmerzen, ach ja. Mein Leben ist wie eine Uhr, die nur geht, wenn sie geschüttelt wird. Da hab ich gestern, das muß ich Ihnen noch erzählen, so ein Schwein in Pumphosen getroffen — hihi — die Elsa von Kapperitz, die kennen Sie doch? Hundertachzig Jahre alt, Astronomin, Geographin, Radlerin und nachts in ihrem Bett macht sie Afrikareisen, — die hat mir also von Ihnen vorgeschwärmt. Sie seien ein . . . ein was? . . . ja, ein weiblicher Christus. Na ja, wenn ein Weib von den Männern stehn gelassen wurde, wird ihr Geist lasterhaft."

So plauderte die kleine Baronin ihren kunterbunten Mischmasch herunter, sich beständig durch Seufzen und asthmatisches Aechzen unterbrechend. Hastig verabschiedete sich Renate, von einer Schwermut erfüllt, die jeden ihrer Schritte belastete. Fortgegangen war sie, um Rechenschaft zu fordern, zu erkämpfen, doch hatte sie ein Gefühl, als sei sie vor einen Leichnam hingetreten. Ihre Anklagen waren verstummt, denn was nützte es, sich zu rechtfertigen, wenn kein Ohr war, willig zu hören? Sie hatte die Sprache verlernt, in der man sich dort oben unterhielt, Prinzregentenstraße 2.

Eingelullt von überweichen, abendlichen Lüften ging Renate durch die Dämmerung. Um eine Ecke biegend, sah sie den Major von Stahleck in Civil und an seinem Arm Elwine Simon, tief verschleiert, elegant, blaß, zierlich. Renate blieb stehen wie versteinert, doch die beiden, die sich gegen die andre Seite der Straße wandten und sich lächelnd zuplauderten, sahen sie nicht.

In seltsam verträumter Bitterkeit setzte Renate ihren Weg fort. Das Bild unglaubwürdiger Schicksalsverkettungen bedrückte sie, und sie hörte lange noch, wie die kleinen Mädchen in einem Hof sangen: Eisenhaar, hast gesponnen sieben Jahr, sieben Jahr sind um und um . . .

Zwölftes Kapitel

1.

Anna und Renate waren einander entfremdet. Anna fing an, Renate zu mißtrauen, ohne daß sie die Absicht hatte, es merken zu lassen, ja ohne es sich selbst zu gestehn. Aber wenn sie auf die reichen Leute schimpfte und auf gewisse Gewohnheiten der großen Welt, bezog sie im Stillen Renate immer mit ein. Renate ihrerseits wurde verschlossener und zurückhaltender, lernte das verstehen, was sie in der Einsamkeit allenfalls sich selbst sein konnte, doch hatte sie keineswegs abgerechnet, war nicht säßig geworden auf

Erfahrungen. Noch zog es sie hinaus, noch winkte Unbestimmtes in der Ferne, noch glaubte sie verstohlen ihren Träumen, noch war der Frühling nicht Sohn des Winters, sondern Vater des Herbstes für sie. Und wovon sie Erlösungen hoffte, das war nach den Schlüssen ihres Verstandes die Arbeit.

„Sie sind in letzter Zeit so gedrückt," meinte Renate zu Anna.

„So? Kann schon sein."

„Bin ich Ihnen zuviel? Sie dürfen es offen sagen, ich bin Ihnen wahrhaftig nicht gram deshalb."

„Aber! Sie sind ja die Einzige, die unsereins ein bischen versteht."

„Unsereins? Ich bin doch nichts Besseres um Gotteswillen. Oder hab ich mich aufgespielt? Ich bin ja obdachlos gekommen."

„Ach, wissen Sie, das liegt so in der Natur, Renate. Das ist eben die göttliche Weltordnung, daß die Eine seidene und die Andre wollene Unterröcke trägt."

Renate lächelte enttäuscht. In diesem Augenblick läutete der Postbote. Es war ein Brief von Baronin Terke an Renate: Liebes Fräulein, da ich von Bekannten Ihre Adresse erfahren habe, darf ich nicht zögern, Ihnen eine Nachricht mitzuteilen, die Sie tief treffen wird. Ihre Mutter ist am 6. April in Freiburg in Baden gestorben. Ueber ihre letzten Tage ist mir nichts Näheres bekannt. Ihr Vater machte mir nur kurze Mitteilung von dem Unglück, das ihn betroffen, wie auch davon, daß die Beisetzung in Freiburg selbst erfolgt ist. Seine Schrift zeigt deutlich den Einfluß des Ereignisses und vielleicht auch eines andern. Ihr Name kommt in seinen Zeilen vor, doch in einer Verbindung, die ich nicht wiederholen kann. Ihr Vater ist aber der beste Mensch, — ein Wort, ein Brief und Vieles ist wieder gut. Ihre stets zugeneigte Vilma v. Terke.

Das stand da, mit blauer Tinte, in einer außerordentlich verhudelten Schrift, denn die Baronin pflegte stehend zu schreiben, um nicht dabei einzuschlafen.

Als Renate den Brief gelesen hatte, entfiel er ihrer Hand. „Was ist denn los?" fragte Anna Xylander, offenbar mit dem Vorsatz, gleichgiltig zu bleiben. Renate hob die verschlungenen Hände ein wenig, und ein stechender Schmerz beraubte sie der Worte. Sie deutete auf das Papier. Anna hob es auf und las. Der Trost, den sie zu geben versuchte, fand kein Ohr. Renate setzte sich in den Fensterwinkel und brütete stundenlang vor sich hin. Das Haus, in dem sie sich befand, erschien ihr wie ein Gefängnis, das Zimmer kam einer Zelle gleich. Hier war sie eingesperrt mit Anna Xylander, die froh war, wenn wieder ein Tag vorüber war. Erst hatte sie zur Baronin Terke eilen wollen in dem unbestimmten Drang, Einzelheiten über den Tod zu erfahren, den die Mutter gestorben. Aber welchem Zweck konnte es dienen? Wer war Renate Fuchs noch, die verlorene Tochter? Dann fiel ihr ein, dorthin zu reisen, wo die zufriedene, geduldige Frau abgeschieden war, jedenfalls ein Nun oder Jawohl auf den Lippen. Aber Renate hielt es nicht mehr so sehr mit den fantastischen Entschlüssen, wollte nicht einen Fluch demütig auf ihr Haupt nehmen, den sie durch einen solchen Schritt als erfüllt offenbarte. Lieber fern sein und warten; und leiden. Das waren ihre Gedanken, und sie wunderte sich im stillen über das thränenlose Grübeln, blickte starr ins Licht der Lampe. Die Flamme blakte und der Rußfang wurde schwarz. Renate mochte nicht aufstehn. Wie gleichgültig war es, wenn auch das Glas zersprang samt dem Oelgefäß und eine Feuersbrunst das Haus verzehrte.

Zum Unglück kam auch noch Stieve am Abend. Auch er erfuhr es, schüttelte betroffen den Kopf, stemmte die Arme in die Seite und ging mit Riesenschritten auf und ab, ein sicheres Zeichen, daß ihm eine Sache zu denken gab. Vielleicht aber dachte er gar nicht daran, dachte vielmehr an den Untergang, der ihm selbst drohte, in dessen Zeichen er seinen Arm erlahmen fühlte. Das Feine war bei ihm, daß er auf Tröstungen kein Gewicht legte. Renate sagte bald gute Nacht, mehr um allein zu sein, um zu ruhen; denn zu schlafen konnte sie nicht hoffen. Als sie sich entkleidete, bemerkte sie, wie ihr Gewand leise Spuren des Verfalls zeigte. Das versetzte ihre Gedanken in eine Art Fieber, und mit instinktiver Hast verlöschte sie die Kerze, nur um nicht zu sehen. Dann kauerte sie sich im kalten Bett zusammen. Es wurde ihr nicht warm. Es war, als höre sie die Nacht rauschen, die Stille rauschen, und sie wünschte auf das Sehnlichste, daß sie allein bleiben dürfte, nur die eine Nacht. Sie fürchtete den Augenblick, wo Anna kommen würde, sich an ihre Seite zu legen, mit einem Scherzwort oder einem Cynismus. Doch unabwendbar war es, wie das Vergangene, wie das Kommende. Nichts blieb übrig, als sich schlafend zu stellen, hier wie in jedem Sinn.

Der andre Tag verging wie ein Traum. Es war ein Hinübertasten von einer Stunde zur anderen. Morgen sollte Annas Bruder mit Gisa Hochzeit feiern. Bisher hatte es für selbstverständlich gegolten, daß Renate am Feste teilnehmen würde. Nun schien es ausgeschlossen. Umso größer war Annas Erstaunen, als ihr Renate ruhig erklärte, sie wolle mitgehen. Sie wünsche nicht, sich zu amüsieren, sondern nur, unter Menschen zu kommen. Renate ging, eine kleine Bronze-Statue der milesischen Venus als Geschenk zu kaufen. Sie vergaß, daß es keine Grafenhochzeit war. Schon war es Abend, ein hinreißend-süßer, farbenbeglückter Abend, von goldigrot schimmernden Cirrus-Wölkchen überdeckt, mit dem silbernen Mondhorn in Nebelflor wie auf Seide gestickt.

Was aber aus dem Tag der Hochzeit wurde und aus der kleinen milesischen Dame, das sollte tiefe Schatten auf Renates Weg werfen.

(Fortsetzung folgt.)



Aus dem Leben Liszt's und der Fürstin von Wittgenstein.

(Erinnerungen und Briefe.*)

Von **Adelheid v. Schorn.**

Im Jahr 1848 kam Franz Liszt nach Weimar und bald nach ihm seine treue Lebensgefährtin die Fürstin Carolyne von Sayn-Wittgenstein, geb. Iwanovska. Durch die Freundschaft meiner Mutter mit diesen beiden bedeutenden Menschen ist mein Leben in eine Bahn gelenkt worden, die weder die Stellung noch die Verhältnisse meiner Mutter bedingten, nur ihre Persönlichkeit: ihr Geist, ihre Liebe, ihre Treue, ihre Wahrhaftigkeit, ihre Unerschrockenheit, ihre Hülfsbereitschaft.

Franz Liszt war schon 1842, als er auf seinen Konzertreisen Weimar besuchte, „Hofkapellmeister in außerordentlichen Diensten" geworden, nachdem er bei dem Einzug des Erbgroßherzogs Carl Alexander und seiner jungen Gemahlin Sophie, Prinzessin der Niederlande, ein Hofkonzert dirigiert hatte. Anfang 1848 wählte er seinen Wohnsitz in Weimar und übernahm den Dirigentenposten im Theater und in den Hofkonzerten. Im Juni desselben Jahres folgte ihm die Fürstin Wittgenstein mit ihrer zehnjährigen Tochter Marie, um sich unter den Schutz der russischen Großfürstin Maria Pawlowna, Großherzogin von Sachsen-Weimar zu stellen. Sie war eine der reichsten Erbtöchter in Polen und hatte mit 16 Jahren den Adjutanten des Kaisers Nikolaus, Prinz Nikolaus Wittgenstein, geheiratet. Sie lebte sehr unglücklich mit ihm und war innerlich längst von ihm geschieden, als sie im Jahr 1847 Liszt in Kiew kennen lernte, wo er konzertierte. Sie lud ihn ein auf ihr Gut zu kommen, dort zu arbeiten — zu komponieren. Er folgte der Aufforderung und blieb monatelang im anregenden Umgang mit der geistvollen, gebildeten, ja gelehrten Frau.

Als er sich in Weimar niedergelassen hatte, verließ sie mit ihrem Kinde die Heimat und folgte Liszt nach. Sie hatte den Scheidungsprozeß gegen ihren Mann angestrengt, sie wollte Liszt heiraten, mit dem sie sich in inniger Liebe verbunden fühlte.

Trotzdem die Ehescheidung in der katholischen Kirche verboten ist, kommt sie doch gerade in Polen sehr oft vor. Man findet Mittel und Wege sie durchzusetzen und bringt oft schon im Ehekontrakt Klauseln an, die das erleichtern sollen. Meist ist der angegebene Grund, daß die Braut zu der Ehe gezwungen worden ist. Es kommt vor, daß der Vater seiner Tochter am Altar bisweilen

*) Die in diesem und den nächsten Heften veröffentlichten Erinnerungen und Briefe sind eine Auswahl aus dem Memoirenwerke von Adelheid von Schorn „Zwei Menschenalter", das später in Buchform erscheinen wird.



eine Ohrfeige giebt, damit sie sich später — in einem event. Scheidungsprozeß — darauf berufen kann.

In Weimar mietete die Fürstin die erste Etage in der „Altenburg", einem — auf einer Anhöhe vor der Stadt gelegenen — großen Hause, das der Familie von Seebach gehörte. Später kaufte es die Großherzogin und von da an miethete die Fürstin das ganze Haus, um hier die Zeit zuzubringen, bis alle Hindernisse, die ihrer Scheidung und der Trauung mit Liszt im Wege standen, beseitigt sein würden. Dieser hatte früher im Hotel zum Erbprinzen am Markt gewohnt, zog aber in die zweite Etage der „Altenburg", als die Fürstin das ganze Haus übernahm.

Die Fürstin sowohl wie Liszt waren streng römisch-katholisch, deshalb war für beide eine Trauung, die nicht nach den Formeln dieser Kirche geschlossen worden wäre, eine Unmöglichkeit.

Carolyne von Wittgenstein machte auf der Altenburg ein großes Haus, in dem hauptsächlich Künstler und Gelehrte verkehrten, aber in den ersten Jahren auch die Hofgesellschaft. Wie viele Fremde in den zwölf Jahren durch Liszt nach Weimar gezogen wurden, ist nicht zu beschreiben. Die Fürstin wurde am Hof und in der Gesellschaft empfangen. Was Anstoß erregte (daß Liszt auf der Altenburg wohnte), das wurde offiziell ignoriert, die Einladungen vom Hof wurden für ihn im „Erbprinzen" abgegeben!

Meine Mutter lebte zwar sehr still, hatte aber durch ihre vielen Verwandten und Freunde Verbindungen genug, um jede bedeutende Persönlichkeit, die in Weimar auftauchte, bald kennen zu lernen. So begegnete sie der Fürstin und beide Frauen befreundeten sich auf das innigste. Auch Liszt kam in unser Haus, wenn auch in der ersten Zeit, — so lange er dirigierte — nicht so oft als die Fürstin mit ihrer Tochter, die — obgleich drei Jahre älter als ich — mir doch immer ein sehr warmes Wohlwollen entgegenbrachte, das sie mir bis heute bewahrt hat und das ich ihr mit der treusten, wärmsten Anhänglichkeit vergelte. Ich sehe noch unsere behagliche Stube vor mir: über dem runden Theetisch brennt die Hängelampe, auf dem Sopha sitzen die Fürstin und Mama, neben ihnen Prinzeß Marie und ich, meine Schwester dazwischen, den Thee bereitend. Nachdem der Thee abgeräumt, liest meine Mutter manchmal eine ihrer kleinen Dorfgeschichten — oder Gedichte — vor, während die Fürstin und ihre Tochter an großen, sehr feinen Tapisserien arbeiten, die meist für die Kirche bestimmt waren.

Liszt war kaum in Weimar, so ließ er sich angelegen sein, tüchtige Kräfte für das Theater zu fesseln. Milde hat mir oft erzählt, daß er — nach seinem Gastspiel — im Begriff war wieder abzureisen, weil er noch andere, größere Kontrakte in der Tasche hatte. Da begegnete er Liszt auf dem Theaterplatz, der ihn anredete und nach seinen Plänen frug. Als er von seiner nahen Abreise hörte, bewog er ihn, mit ihm in den Erbprinzen zu gehen und dort beredete er ihn, die anderen Gastspiele aufzugeben und in Weimar zu bleiben, um mit ihm zu arbeiten. Milde ließ sich halten — was Liszt uns damit erworben, brauche ich niemand klar zu machen, der die damalige Zeit noch in der Erinnerung hat.

Wer Milde und seine Frau in ihren Glanzrollen gesehen, der hat ein Ideal im Herzen behalten, dem selten etwas nahe gekommen ist. Zu dem prächtigen Material der Stimmen kam die wundervolle Kunst des Gesanges, das edle Spiel und nicht zuletzt die körperliche Schönheit. Aber auch als Menschen haben sich Herr und Frau von Milde die größte Achtung ihrer Mitbürger erworben und noch vor kurzem sahen die alten Weimaraner mit liebevoll-dankbarem Gefühl dem silberhaarigen Paare nach, wenn sie durch die Straßen wanderten.

Als ich diese Zeilen skizzierte, konnte ich noch von dem lebenden Künstlerpaare sprechen. Heute, am 12. Dezember 1899 begleiten wir den Freund und Meistersänger zu Grabe. Schmerzlos ist ihm der Tod genaht und hat ihn ins Jenseits geführt. Fast 40 Jahre war ich mit ihm befreundet; von dem ersten Tage an, wo der schöne junge Mann mit den edlen Zügen und dem dunklen wallenden Haar mir zuerst nahe trat, bis vor acht Tagen, wo der Greis mit schneeweißem, immer noch vollem Haar, und langem Bart, zum letzten Mal bei mir war, habe ich seine sich immer gleich bleibende, treue Freundschaft zu meinen teuersten Gütern gezählt.

Die Heirath der Fürstin mit Liszt konnte nicht so schnell und leicht vollzogen werden, wie sie es im Anfang geglaubt hatte; es thürmten sich Hindernisse aller Art auf, die Verwandten erhoben Einspruch gegen die Scheidung vom Prinzen Wittgenstein. Nachdem die Fürstin einige Jahre in Weimar gelebt, wurde ihr der Befehl von Rußland, dorthin zurückzukehren. Da sie nicht Folge leistete, — denn sie fürchtete, von ihrer Tochter getrennt zu werden und keinen Paß wieder zur Rückkehr ins Ausland zu erhalten, (sogar die Einsperrung in ein Kloster stand vor ihrer Phantasie) — so verbannte der Kaiser sie aus Rußland. Von dem Moment an konnte die Schwester des Kaisers, die Großherzogin Marie Paulowna, sie nicht mehr bei sich empfangen; der Hof verschloß sich ihr und die ganze Gesellschaft zog sich von ihr zurück. Ihr Vermögen und ihre Güter wurden von da an unter Sequester gestellt und für ihre Tochter verwaltet; ihrem Gatten, dem Prinzen Wittgenstein, wurde der siebente Theil davon zugesprochen, dazu gehörte das Gut, auf dem sich das väterliche Schloß der Fürstin befand. Das war ein besonders bitterer Schmerz für sie.

Meine Mutter war fast die einzige Frau, die von da an noch mit der Fürstin verkehrte. Sie blieb ihrer Freundin treu und erklärte auch der Großfürstin — die ihr übrigens ganz recht gab — daß die Fürstin in ihren Augen jetzt nicht anders dastehe, als in den ersten Jahren ihres Weimarer Aufenthaltes. Meine Mutter war die Vertraute in vielen schweren Sorgen, die auf der Altenburg einzogen. Ich habe das in meiner Jugend wohl gesehen — auch oft die Botschaften hinauf getragen und an Prinzeß Marie abgeliefert, wenn Mama nicht selbst gehen konnte — die ganze Bedeutung dieser Treue, die Größe der Freundschaft, aber erst viel später, nach ihrem Tode, aus dem Munde der Fürstin erfahren. Man wird aus den Briefen ersehen, wie warm die beiden Frauen sich liebten, wie dankbar die Fürstin meiner Mutter war und wird erkennen, wie ich die Ernte einheimsen durfte für all die Liebe und Treue, die sie ausgestreut hatte.

Der Kreis von jungen Musikern, der sich um Liszt schaarte, kam auch theilweise in unser Haus; der einfache Theetisch, der jeden Abend um 7 Uhr bereit war, die Freunde um sich zu versammeln, hatte Anziehungskraft für die Jugend, denn die Hausfrau, die immer von demselben Platz in der Sophaecke ihre Gäste empfing, war nicht nur eine liebenswürdige, geistvolle Frau, sondern besonders eine echte Mutter, der Mancher gerne beichtete und seine kleinen und großen Kümmernisse anvertraute. Sie sah Jedem mit den hellen, blauen Augen freundlich entgegen; das blasse, feine Gesicht mit den glatten, blonden Scheiteln, die bis zuletzt kein graues Haar zeigten, war von einer schwarzen Spitzenmütze mit lila Band, das in einer Schleife unter dem Kinn gebunden war, umrahmt. Ihre Kleidung war immer von derselben Art, — ein schlichtes, schwarzes Kleid mit loser Jacke.

Damals waren Bülow, Tausig, Pruckner, Klindworth, Raff, Cornelius, Pohl (zeitweise auch Anton Rubinstein) in Weimar, in der Kapelle saßen

Joachim, später Singer, Damrosch und Coßmann. Fast alle verkehrten in unserem Haus.

Einen Schüler von Liszt muß ich vor allem erwähnen, der von 1853—56 mehr als alle Andern bei uns verkehrte: Hans von Bronsart kam mit einem Empfehlungsbrief an meine Mutter und hatte sich bald so an die ältere Frau angeschlossen, daß er sie seine Pflegemama nannte und bei ihr jederzeit warme Aufnahme und Interesse fand. Noch Jahre nachher schrieb er ihr von seinen Reisen, alle seine Freuden und Schmerzen theilte sie und erlebte es noch, daß er als Intendant in Hannover installiert war.

Bronsart musizierte sehr oft bei uns, die Lieblingsstücke meiner Mutter mußte er wieder und wieder spielen, z. B. den 2. Satz aus der C-moll-Symphonie von Beethoven, den er für Klavier gesetzt hatte. Ich habe dieses herrlichste aller Tongemälde später nie hören können, ohne mich der Zeit zu erinnern, wo wir uns von der Begeisterung und dem schönen, so warmen, edlen Spiel des jungen Künstlers mit fortreißen ließen. Daß er auf einem uralten Flügel spielen mußte, störte ihn nicht, sondern machte ihm manchmal noch besonderes Vergnügen, denn das riesenlange Instrument barg in seinem Innern eine Janitscharenmusik, der zu Ehren Bronsart die wunderbarsten Musikstücke erfand. Liszt nannte Bülow „Hans den Ersten", Bronsart „Hans den Zweiten". In den Briefen an seine Pflegemama unterschrieb sich Bronsart entweder „Ihr Pflegesohn" oder „Hans der Erste". Er wußte wohl, daß er für sie der Erste war. Liszt hielt sehr viel von den Kompositionen Bronsart's. Seine „Frühlingssymphonie" ist später in Meiningen und Sondershausen bei den Musikfesten aufgeführt worden. Sein Trio spielte Bülow auf dem Musikfest in Erfurt und nachher noch oft in seinen Konzerten. Aber Bronsart behielt und behält seine Werke meist im Pult. Seine Freude liegt in der Arbeit, nicht in der Veröffentlichung. Man weiß, daß er ein feiner, ernster Musiker ist — aber erst nach seinem Tode wird das große Publikum sich davon überzeugen können.

Unser alter Flügel, von dem ich oben sprach, sollte noch eine gewisse Berühmtheit erlangen, meine Mutter schrieb darüber auf:

„Liszt war in einer kleinen Abendgesellschaft bei Frau von Schwendler. Er hatte eine große Vorliebe für die alte Dame, bei ihr machte er auch diesmal eine Ausnahme und setzte sich an das Klavier. Es war ein alter Klapperkasten; Liszt — nachdem er selbst diesem Flügel herrliche Töne entlockt — sagte, indem ein feines Lächeln seine Lippen umspielte — sich zur Hausfrau wendend: „„Von wem ist dieses Instrument?"" Frau von Schwendler warf mit vieler Würde den Kopf in den Nacken, schlug die Arme übereinander und erwiderte:

„Von Wallenstein!" (In Eisenach war damals eine Instrumentenfabrik von Wallenstein.)

„„Ah! von Wallenstein!"" entgegnete Liszt und spielte eine Rhapsodie, daß der „Wallenstein" erzitterte. Am folgenden Abend war ebenfalls eine kleine Gesellschaft, bei der Schreiberin dieses, Liszt war wieder da — und Liszt warf seine Augen auf einen Flügel — Klapperkasten pour Klapperkasten — Liszt spielte wieder. Plötzlich hielt er mitten im Spiel an:

„Ah! — Probablement que c'est là un Piccolomini!" — Schallendes Gelächter! — Liszt spielte weiter. Die Freunde des Hauses nennen den „Alten" nur noch „Piccolomini.""

Der intimste Freund Bronsart's war Peter Cornelius. Er hatte früher auf der Altenburg gewohnt, hatte — zwischen seinen eigenen Arbeiten — manches Literarische für Liszt, manche Uebersetzung für die Fürstin besorgt. Jetzt wohnte er mit Bronsart vor der Stadt, Hans und Peter arbeiteten und

schwärmten zusammen. Cornelius war einer der liebenswürdigsten, feinfühligsten Menschen, eher häßlich von Angesicht, aber von einem so idealen Ausdruck in den Augen, einem so feinen Zug um den Mund, daß er geradezu schön erschien. Ein großer Freund und Verehrer des Milde'schen Ehepaares hat er es in seinen Gedichten mit Liebe und Begeisterung besungen.

Im Jahre 1857 schrieb er:*)

Mit Ruhm bedeckte sich ein Künstlerpaar,
Vereint im Leben und im Reich des Klanges,
Vom Namen Milde rühme immerdar
Der Genius dramatischen Gesanges,
Daß er von bleibender Bedeutung war
Für eine Zeit voll hochgenialen Dranges,
Wird einst Neu-Weimar zum histor'schen Bilde,
Gebührt ein Ehrenplatz dem Namen Milde!

Daß seine erste Oper „Der Barbier von Bagdad" für Weimar eine traurige Berühmtheit erhielt, werde ich später erzählen; sein „Cid" ist am 21. Mai 1865 hier zuerst aufgeführt worden, mit Feodor und Rosa von Milde in den Hauptrollen. Das war eine Zeit der Erhebung und des Enthusiasmus für den Dichter-Komponisten, deren er wenige erlebt hat. Seine wundervollen Lieder wurden erst nach seinem Tode populär (immer nur für ein ausgewähltes Publikum), seine Gedichte kamen erst 1890 heraus, der „Barbier" wurde erst durch Felix Mottl's Bearbeitung, der „Cid" durch die von Hermann Levi ans Tageslicht gebracht. „Gunlöd" lag bei Cornelius' Tode unfertig im Pult. Nach der Bearbeitung von Hofbauer und Lassen ist die Oper in Weimar und Straßburg aufgeführt worden. Welche Fülle von Gemüth und Humor in Cornelius steckte, kann man aus seinen Werken heraus lesen; was er für ein prachtvoller, feinsinniger Mensch war, das können die Nachkommen kaum mehr ahnen, die Freunde müssen es immer wieder erzählen.

Ich habe die Freude, hier eine Anzahl ungedruckter Gedichte von Cornelius einschalten zu können, die mir Fürstin Marie zu Hohenlohe zu dem Zweck überlassen hat und deren Abdruck Frau Cornelius mir gestattet.

Der Fürstin Wittgenstein
zum Wiegenfeste.
Am 8. Februar 1854.

Was des Genius Trost,
Wenn die Welt ihn quält,
Ihn mit Muth beseelt
Wenn der Sturm auch tost?

Und wenn Kranz auf Kranz
Ihm der Ruhm verlieh'n,
Was schmückt reicher ihn
Als des Ruhmes Glanz?

Was auf solche Frag'
Schönes tönen kann,
Nimm's als Glückwunsch an
Zu dem heut'gen Tag.

*) Aus: „Gedichte von Peter Cornelius", herausgegeben von Adolf Stern.

Der Prinzeß Marie zum 15. August 1854 die stummen Verehrer.

Wenn wir erwägten und recht bedächten,
Welch einen reichen, schimmernden Kranz
Schönheit, Jugend und Tugendglanz
Um die weiße Stirne Dir flechten:
Wir würden's täglich sagen und singen,
Unsern Glückwunsch täglich Dir bringen.
Niemand dürfte mit uns rechten,
Wenn wir täglich im Reigentanz
Von Deiner Huld berauschet ganz
Unsere Huldigungen Dir brächten.

Aber wir sind Philister in Fräcken,
Die des Herzens hochklopfenden Schlag
Begraben im Westensarkophag
Und uns're besten Gedanken verstecken,
Daß wir nur an besonderen Tagen
Zur Rose „Rose" zu sagen wagen,
Statt daß uns arme Thoren und Gecken,
So lang die Rose blühet im Hag,
Jedweder Tag wie ein Freudentag
Zu Liedern und Jubel sollt erwecken.

Heut' aber sagen wir unumwunden,
Weil man die Rose heut Rose genannt,
Daß wir als Rose die Rose erkannt
In huldigungstrunkenen Stunden.
Heut' soll Deinen Frommen es Niemand verwehren,
Daß sie ihr Heiligenbildchen verehren,
Daß sie poetische Sträuße gebunden,
Daß sie die Becher nehmen zur Hand
Und was sonst stumm in die Herzen gebannt
In jubelndem Vivat bekunden.

Der Prinzessin Marie von Sayn Wittgenstein zum 18. Februar 1855.

Wo fänd' ich doch ein Angebind
Zum heut'gen Tag
Das Dir, dem Sternen-Lieblingskind
Gefallen mag?

Dem Lieblingskind der Sterne lacht
Der Himmel zu,
Und wenn Du ruhst, sie halten Wacht
Um Deine Ruh.

Und tags, wenn vor der Sonne Glanz
Sie flieh'n geschwind,
Dann grüßen sie im Blumenkranz
Ihr Lieblingskind.

Wie fänd' ich drum ein Angebind,
Das Dich erfreut?
O, leuchte, Sternen-Lieblingskind
Immer wie heut!

Zum 18. Februar 1856.

Mit einem Blumenstrauß.

Die Gärtnerin bat ich um einen Strauß:
Neugierig war sie und frug mich aus.
Ich sprach: O ziere den Strauß recht fein
Und binde die schönsten Blumen hinein,
Er ist für das lieblichste, schönste,
Holdseligste Mägdelein.

Die Muse bat ich um Liederklang;
Auch sie wollte wissen, für wen ich sang.
O lasse mein Lied recht freudig sein,
Laß es festlich klingen, wie Geig' und Schalmei'n,
Es ist für das lieblichste, schönste,
Holdseligste Mägdelein.

Den Himmel flehte um Segen ich;
Der wußte für wen, und erhörte mich.
Will schenken viel Glück und blühend Gedeih'n,
Und lachende Zeiten voll Sonnenschein
Dem lieblichsten, frommsten und schönsten
Holdseligsten Mägdelein.

Vom Himmelsgarten.

Es giebt im Himmel einen stillen Garten
Den wollen wir getrosten Muths erwarten.
Was hier der Lieb' an Zeit gebrach,
Im Himmelsgarten holt sie's nach,
Was hier sich nicht zusammenfand,
Dort geht es traulich Hand in Hand;
Was hier von Trennung nur gewußt,
Dort ruht es selig Brust an Brust.
Manch' holdes Wort, das stumm geblieben
Wird oben laut und klingt wie: Lieben!
Der Wunsch, der Dir im Herzen stirbt,
Erfüllung, neu belebt, erwirbt.
Was Du geglaubt, gehofft, geliebt,
Wie Luft und Licht Dich dort umgiebt.
Der Seufzer, der zum Himmel stieg
Ist dort ein Ton und tönet Sieg;
Die Thräne, die Du hier geweint,
Ist dort ein Stern und glüht und scheint.
Und jede Blume, die dort blüht,
War Hauch in liebendem Gemüth.
O, laß uns schon hienieden warten
Der Blumen aus dem stillen Garten.

Daß es Frühling wird.

Winter, flieh' geschwind.
Gehe!
Linder, lauer Wind
Wehe,
Daß es Frühling wird!

Schnee, o schmilz, vergeh'!
Schwinde!
Gieb uns Blüthenschnee,
Linde,
Wenn es Frühling wird.

Rab' und Krähenchor,
Schweige!
Lerch, in's Blau empor
Steige,
Wenn es Frühling wird.

Tagt auch aus der Brust,
Schmerzen,
Schlagt in Wonn und Lust,
Herzen!
Daß es Frühling wird.

Die folgenden vier Gedichte von Peter Cornelius habe ich der Liebenswürdigkeit seiner Wittwe zu verdanken, die sie mir zum ersten Abdruck überließ:

An die Prinzessin Marie Wittgenstein zum Wiegenfest.

Der Dichter singt dem Frühling
Und allem was da lenzt;
Er will nicht Lohn erringen,
Es treibt ihn nur zu singen:
Es grünt und blüht und glänzt!

Der Dichter singt den Sternen
Und was am Himmel prangt.
Nie tönet Antwort wieder,
Doch ewig sagen Lieder:
Es leuchtet, glüht und flammt!

Woher am Wintertage,
Da Stern und Lenz nicht glüht,
Mein froher Sang entstammet:
Es leuchtet, glüht und flammet,
Es glänzt und grünt und blüht.

An Prinzeß Wittgenstein.

Elfen, die kleinen,
Wollen Dich grüßen,
Wollen erscheinen
Zu Deinen Füßen,
Reiten in's Zimmer
Auf Strahlen der Sonne,
Kränzen mit Schimmer
Murillo's Madonne,
Aus den Gardinen
Schlüpfen sie leise,
Zu Mandolinen
Tönt ihre Weise!

Klettern im Trubel
Hinauf an den Wänden,
Springen vor Jubel,
Klatschen mit Händen,
Lassen verwegen
Trommeten schmettern,
Streu'n einen Regen
Von Rosenblättern;
Kosend und kichernd,
Schelmisch durchtrieben,
Gnädig versichernd
Daß sie Dich lieben!
Nehmen ihr Theil
Vom Festeskuchen,
Wollen ihr Heil
Im Wein versuchen;
Naschen und nippen,
Schmausen und schlürfen
Mit zierlichen Lippen
So viel sie dürfen.
Sieh nur die Kerlchen
Zechen und trinken,
Sieh wie die Perlchen
Im Glase blinken.
Mischen geschäftig
Die Kräuterbowle,
Leeren sie kräftig
Zu Deinem Wohle;
Und willst Du meinen
Sie hätten genüge,
Rufen die Kleinen
Und schwenken die Krüge:
Gebt uns ein Fäßchen
Des besten noch,
Unser Prinzeßchen
Sie lebe hoch!

Der Prinzeß Marie von Wittgenstein.

Mit einer „Hochzeit zu Canaan" nach Paul Veronese.

Weil ich Venedigs Kunst so hoch verehre,
Will Veronese mir die Huld erzeigen
Für mich zu reden, daß nicht für mein Schweigen
Ich einen Hauch nur Deiner Gunst entbehre.

So nimm sein bildlich Wort, das inhaltschwere,
Und mache seine Deutung Dir zu eigen:
Sei's Wunder, Freude, Hochzeit, Festesreigen,
Du triffst gewiß, was ich für Dich begehre.

Man will in Dichtern Seher oft erkennen,
Doch war's nur Zufall, der mich angehalten,
Den Glückwunsch nicht von diesem Bild zu trennen.

Die Schaumesblasen, die sich bunt entfalten
Im Spiel des Knaben, den wir Zufall nennen,
Mag höh're Hand zu Perlen wohl gestalten.

Zu Liszt's Geburtstag, 22. Oktober 1867.
Von seiner Enkelin Lulu gesprochen.

Du hast die Liebe reich gesät
Auf Deinen Lebenswegen,
Daß nun, wohin Dein Fuß auch geht,
Dir Liebe blüht entgegen.
Rings um Dich her
Ein Blüthenmeer
Von Liebe, Dank und Segen!
Was ich Dir sag im stillen Haus
Ist nur eine kleine Blume draus.

Du hast die ganze Welt entzückt
Mit Deiner Töne Reigen
Und tausend Seelen tief beglückt
Mit Deines Herzens Neigen,
Die möchten all'
Mit Sang und Schall
Sich heute vor Dir zeigen.
Doch was Dein Herz entbehren muß,
Für alle grüßt Dich Lullu's Kuß!

So lang die Erd' am Himmel steht,
Ein Ton im Sphärensange;
So lang Musik auf Erden weht,
Ein Hauch von Gottesdrange;
So lange glänzt,
Von Ruhm bekränzt,
Dein Name auch, so lange!
Das Hoch, das heut' ich leise sprach,
Tönt laut der Welt und ewig nach.

Franz Liszt an Henriette von Schorn. (1855.)

En vous remerciant Madame, du plaisir que m'ont fait vos aimables lignes, je m'empresse de vous informer que je crois avoir reçu la lettre dont vous me parlez, quoiqu'elle ne soit pas signée du nom de Mr. R. — Il s'agit simplement d'une souscription pour un monument à élever pour feu le celèbre Docteur Koreff, dont feu le très celèbre Mr. de Talleyrand disait, qu'il savait toute chose et parlait admirablement science, littérature et art — et qu'on prétendait même, qu'il savait un peu de médecine! —

Le spirituel docteur m'a soigné plusieures fois à Paris, et je me souviens qu'un soir où j'avais joué, selon ma coutume d'alors, quelques fantaisies orageuses dans un des plus élegants salons, il affirma sur un ton médical, que le lait de tout le quartier avait infailliblement tourné, à la suite de cet orage musical, et qu'en conséquence il n'y aurait plus moyen de prendre du thé avec de la crême de toute la journée. En bon souvenir, de cette charmante plaisanterie et de mes agréables relations avec lui, je souscrirai pour 40 francs. —

La Princesse et sa fille sont revenues si enchantées de leur séjour de Berlin que je leur ai proposé d'aller pour quelques semaines à Paris pour y continuer leurs explorations artistiques. C'est le moment le plus favorable pour apprécier l'ensemble des oeuvres d'Ingres, Delacroix,

Horace Vernet, etc. qui se trouvent réunis de plusieurs points de la France, et des galeries particulières, à l'exposition des Beaux Arts. Il n'y a qu'une huitaine de jours qu'elles y sont et je suppose qu'elles s'arrangeront aussi aisément à leur gré à Paris, qu'à Berlin. Je ne manquerai pas de leur remettre votre amical souvenir et si vous voulez leur faire le plaisir de leur écrire, votre lettre les trouverait à l'Hôtel des Princes, rue Richelieu jusqu'au 15. Septembre, après quelle date j'espère qu'elles seront de retour à Weymar.

Hier, 28. Août, nous avons celebré im Stillen und Bescheidenen l'anniversaire de la naissance de son Excellence de Goethe — et le Regierungsantritt du Grand Duc, en plein air, dans le site consacré „Goethe's Garten“, habité maintenant par les Steinacker. Un magnifique soleil a favorisé cette célébration qui, entre autre mérite, a aussi celui, de ne rien coûter à l'Etat.

Veuillez bien agréér, Madame, l'expression des sincères hommages de votre

très respectueux et affectionné

Weymar, 29. Août 55. Serviteur

F. Liszt.

Im Winter 1856—57 war ich das erste und einzige Mal mit meiner Mutter in einer Gesellschaft auf der Altenburg. Im Frühjahr darauf wurde sie so krank, daß nie wieder für sie an so etwas zu denken war. Wir waren zu Ehren von Marie Seebach eingeladen, die damals zum ersten Mal in Weimar gastierte. Sie gewann sich als „Gretchen“ aller Herzen und wurde sehr gefeiert. Sie war eine anmutige Erscheinung, mit schön geschnittenen Zügen und reichem, blondem, lockigem Haar. Sie deklamierte an dem Abend den Hebbel-Schumann'schen „Heideknaben“ mit großer Begeisterung, den Liszt am Klavier begleitete. Ich hörte zum ersten Mal ein Melodram und hatte damals das Gefühl, daß das gesprochene Wort und die Musik sich eher stören als helfen, trotzdem Marie Seebach eine der Wenigen war, die musikalisch sprechen konnten.

Liszt erschien im kurzen schwarzen Sammetrock; er sah blaß und angegriffen aus, er war krank gewesen, aber so schön, daß ich ihn immer daraufhin ansehen mußte. Er war mir noch nie so aufgefallen, sein Ausdruck war so strahlend wie er am Klavier saß, daß man darüber kaum bemerkte, daß er nur mit einer Hand spielte; die andere schmerzte ihn so, daß er sie nicht gebrauchen konnte. Von den Anwesenden an dem Abend erinnere ich mich an Friedrich Preller, Herrn und Frau v. Milde und Hoffmann von Fallersleben, von dem mir Prinzeß Marie erzählte, daß Niemand reizendere Blumensträuße binden könne als er. Wir waren schon eine Weile versammelt, da erschien ein junger, großer, sehr schlanker Mensch, mit langen blonden Haaren, den ich wohl mit unverstelltem Erstaunen betrachtete — denn er erschien mir als der verjüngte Liszt — bis Prinzeß Marie ihn mir als „Daniel, Liszt's Sohn,“ vorstellte. Er war am selben Tag von Paris angekommen, wo er ein glänzendes Abiturium gemacht hatte, nun sollte er sich auf der Altenburg einige Wochen erholen, denn seine Gesundheit hatte unter der angestrengten Arbeit gelitten.

Wenn es auch sehr bekannt ist, so will ich hier doch kurz erwähnen, daß Liszt drei Kinder hatte, die ihm die Gräfin d'Agoult geboren. Er hatte die Kinder legitimiert und seiner Mutter, die in Paris lebte, zur Obhut übergeben. Blandine heiratete den Advokaten Emile Ollivier in Paris, der sich als Minister im Jahr 70 keinen Ruhm erworben, sich aber als Schriftsteller

einen Namen gemacht hat. Cosima heiratete Hans von Bülow und nach der Trennung von ihm Richard Wagner. Daniel war das jüngste Kind, das dieser Verbindung entsprossen.

Das Souper wurde — wie immer auf der Altenburg — an kleinen Tischen zu 4 Personen eingenommen. Ich sehe noch meine Mutter neben der Fürstin sitzen, die ich an dem Abend zum ersten und einzigen Mal in Gesellschaftstoilette erblickte. Sie war damals noch ziemlich schlank und sehr beweglich, klein und von sprudelnder Lebendigkeit. Dunkle Haare und Augen, sowie ein gelblicher Teint gaben ihr etwas Ausländisches, sie war ja auch rein polnischer Herkunft. Eine ziemlich große Nase verlieh dem Gesicht eine eigenartige Bedeutendheit, um den Mund lag ein unbeschreiblich freundlicher Ausdruck. Sie liebte es, sich in bunte Farben zu kleiden, was sie bis ins Alter hinein beibehielt. Viel später, in Rom, sagte sie mir: „Im Alter müssen die Frauen schöne Farben in ihrer Kleidung haben, aber die Form muß den Jahren angepaßt sein."

Prinzeß Marie war ein reizendes Wesen, die in ihrer jugendlichen, vornehmen Anmut dem Künstlerkreis auf der Altenburg einen ganz eigenen Zauber verlieh und von den Schülern Liszt's, mehr oder weniger verehrungsvoll, angebetet wurde. Sie verstand sich sehr gut mit Liszt und bis zu seinem Tode hat ihr schönes, vertrauendes Freundschaftsverhältnis gedauert.

Die Räume erschienen mir in der Beleuchtung schöner als sonst — der Musiksaal mit den beiden Flügeln in der Mitte, mit den schönen Bildern an den Wänden war es, in dem sich die Gesellschaft hauptsächlich bewegte. Daneben lag das Wohnzimmer der Fürstin. Um den Kamin her standen weiche niedrige Sessel, an der Hauptwand hing Liszt's Bild von Ary Scheffer. In einem kleinen Kabinet daneben waren die Kostbarkeiten, die Liszt geschenkt bekommen, in Glasschränken aufgestellt.

Liszt hatte den ganzen Winter an Krankheit zu leiden. Mama schickte ihm manchmal einen süßen Gruß aus ihrer Küche; den Dank für eine dieser Sendungen drückt nachfolgendes Billet aus:

Vos douceurs, Madame, sont exquises, si bien me secait impossible, en les goûtant, de conserver la moindre amertume contre un sort qui m'oblige toujours à garder mon lit. — Merci donc de votre bonne oeuvre et surtout du bienveillant souvenir que vous voulez bien me garder en m'en donnant des preuves si bienfaisantes. I'y attache un très véritable prix, et demeure bien sincèrement

Votre très respectueusement

devoué serviteur

F. Liszt.

Mardi, 30. mars 57.

Bei der Enthüllung der Doppelstatue von Goethe und Schiller war es, wo ich zum ersten Mal sah, wie meine Mutter öffentlich für ihre Freundin, die Fürstin Wittgenstein, eintrat. Um den feierlichen Akt mitanzusehen, hatte ein Freund sein am Theaterplatz gelegenes Haus den Bekannten zur Verfügung gestellt. Mama bat ihn um Plätze für die Fürstin und ihre Tochter. Wir waren zeitig dort und ich empfing die Damen und Liszt an der Hausthür, meine Mutter war oben und führte sie an das für sie reservierte Fenster. Es waren eine Menge bekannter Menschen in den Zimmern, meist Damen. Als sie die Fürstin sahen, zogen sich Alle auffallend zurück, so daß wir plötzlich allein in der Stube waren. Liszt sah das wohl und küßte Mama die Hand, indem er ihr dankte, daß sie für die Fürstin und ihre Tochter gesorgt habe.

Er selbst begab sich dann auf eine der Tribünen, die für die Eingeladenen errichtet waren, und wir blieben an dem Eckfenster, von wo wir einen sehr guten Ueberblick über den ganzen Festplatz hatten. Die Enthüllung war sehr feierlich, eine große, freudig-ernste Bewegung beseelte die Menschenmenge, als die Hülle fiel und die beiden geliebten Idealgestalten in ihrem noch ganz hellen Goldglanz gegen den dunkelblauen Himmel sich abhoben.

Franz Dingelstedt war in diesem Jahr als Theaterintendant nach Weimar gekommen, und da er mit meinem Bruder von München her befreundet war, so kam er gleich mit seiner Frau, geb. Luzer, zu uns. Seine Schönheit und Liebenswürdigkeit nahm rasch für ihn ein, einen bezaubernderen Gesellschafter gab es kaum, man hielt ihn schnell für den besten Freund — aber er war es nur, so lange es ihm paßte. Er war eine wechselnde Natur und konnte im Handumdrehen seine Gesinnungen ändern. Gutzkow und Liszt haben diese Eigenschaft hart fühlen müssen, denn Beide mußten ihm Platz machen, weil sie ihm unbequem waren. — Seine Frau war als Frl. Jenny Luzer eine ausgezeichnete Sängerin gewesen. Sie machte, klein und stark wie sie war, neben ihrem schönen Manne keinen vortheilhaften Eindruck, aber ihre natürliche Herzlichkeit nahm bald für sie ein. Dingelstedt hat manch schöne Aufführung in Weimar zu Stande gebracht, zeitweise war das Theater auf einem hohen Standpunkt, aber hinterlassen hat er es in schlechtem Zustand, er ließ in der letzten Zeit Alles gehen, wie es wollte, und das heißt abwärts schreiten.

Liszt hatte am 15. Dezember 1858 zum letzten Mal in Weimar eine Oper dirigiert und zwar den „Barbier von Bagdad" von Peter Cornelius, den er mit großer Liebe einstudiert hatte. Daß während und nach der Vorstellung gezischt wurde, was in Weimars Theaterannalen etwas Unerhörtes ist, wurde Dingelstedt in die Schuhe geschoben, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht. Die neue Richtung und das Uebergewicht, das die Musik durch Liszt errungen hatte, sollen Dingelstedt unbequem gewesen sein. Liszt hat, als er beim Schluß der Oper das Zischen hörte, seinen Taktstock hingelegt, sich zu dem Publikum herumgedreht und geklatscht. Dann hat er am nächsten Abend noch ein Konzert dirigiert — er soll die A dur-Symphonie von Beethoven mit einem Ausdruck und einer Wärme, aber auch mit einer Aufregung geleitet haben, die allen Freunden aufgefallen ist. Am selben Abend äußerte er sich in einer Gesellschaft gegen eine ihm befreundete Dame, daß das das letzte Mal gewesen sei, daß er als Kapellmeister fungiert habe. Als die Freundin ganz erschrocken fragte, ob es kein Mittel gäbe, seinen Entschluß wankend zu machen, antwortete er: „Ja, eines gäbe es wohl, wenn ich die Erlaubnis erhielte, den „Tristan" aufzuführen." Ob Liszt diese Bedingung wirklich gestellt und ob ihm die Aufführung verweigert worden ist, weiß ich nicht — galt doch der Tristan als unaufführbar, über alle menschlichen Kräfte der Sänger hinausgehend — jedenfalls legte er sein Amt nieder und entsagte damit einem Posten, auf dem er schon Großes geleistet hatte, auf dem er aber Weimars Theater zu einer unvergleichlichen Höhe hätte bringen können. Daß man das nicht erkannt, daß man ihn nicht hielt, das blieb ein wunder Punkt in seinem Herzen; wenn er auch zu edel war, um es Weimar nachzutragen, so kam es doch in manchen Momenten der Aussprache zum Vorschein. So wie er hatte niemand für Wagner gekämpft, wenn es nach ihm gegangen wäre, so wäre das Bayreuther Festspielhaus schon viel früher in Weimar errichtet worden; eine Musikschule der neuen Richtung lag auch in seinem Plan. Das alles konnte er nicht ausführen, er konnte keine Schöpfung hinterlassen, und das war ihm ein Schmerz, den er nie verwunden hat.

Die musikalische Blütezeit Weimars ist zu schnell verrauscht. Als

Früchte sind die Werke Liszt's geblieben, die er in den zwölf Jahren auf der Altenburg komponiert hat — seine sämmtlichen symphonischen Dichtungen — und er hat seine Schüler ausgesandt, die seine Lehren über die ganze Welt ausgestreut haben.

Auch die litterarischen Arbeiten Liszt's sind in jener Zeit geboren worden. In demselben Arbeitszimmer auf der Altenburg standen die Schreibtische Liszt's und der Fürstin. Es ist wohl heute schwer zu entscheiden, wer den größeren Anteil an Liszt's Schriften hat. Die beiden Menschen waren sich geistig so ebenbürtig, daß keiner vom andern zu empfangen brauchte — aber sie begeisterten sich gegenseitig.

Henriette von Schorn an Fürstin Wittgenstein.

Weimar, 8. Dez. 60.

Tausend Dank, meine liebe Fürstin, für Ihren guten Brief, der mir unbeschreibliche Freude gemacht hat. Ich hatte eine wahre Sehnsucht, direkte Nachrichten von Ihnen zu bekommen, und es scheint, Sie haben es gefühlt! Meine Gedanken sind immer bei Ihnen und Ihr Brief hat mir Thränen gekostet, denn ich weiß, die Frauen, die nicht an ihrem Schmerz sterben, die nicht einmal eine Herzkrankheit davontragen, die haben ihren Heroismus nur, um noch stärker leiden zu können — und das ist der Fall bei Ihnen, meine liebe, arme Freundin, die Sie noch die Kraft haben, an Andere zu denken, und mit ihnen zu fühlen. — Der arme V. hatte wohl recht, aber da er nicht das Herz einer Frau hatte, so konnte er doch nicht nachfühlen, mit wie viel ungesehenen und unverstandenen Seufzern und Thränen eine solche Kraft, wie Sie sie haben, erkauft ist. — Gott erhalte Ihnen Ihren Muth! — Wenn eine ächte, wahre Freundschaft im Stande wäre, Ihnen die Last zu erleichtern, so wären Sie sicher, daß ich jedes Opfer für Sie bringen würde — aber auch das ist ein Unglück der Frau, daß sie selten denen helfen kann, die sie liebt. — . . . . . Liszt, der mir Ihren Brief geschickt hatte, war zu einem guten Plauderstündchen bei mir, er konnte aber nicht zum Thee bleiben. Er trug mir auf, Ihnen gewissenhaft jeden Klatsch aus der Stadt zu berichten — ich hoffe mich dieses Vertrauens würdig zu machen! — Aber vor allem, (und das gehört nicht zum Klatsch, sondern zu den Dingen von höchstem Interesse), muß ich Ihnen sagen, daß die ganze Familie sich nächstens aufmachen wird, um Liszt einen Besuch abzustatten; er hat die große Liebenswürdigkeit, uns etwas spielen zu wollen, denn — denken Sie nur — meine Kleine hat ihn noch nie gehört, außer auf unserm Klapperkasten, dem Piccolomini. — . . . . Aber selbst diese Freude wird ihre Bitterkeit haben, ich weiß, wie schwer es mir werden wird, Ihr Haus zu betreten! . . . . . .

. . . . Außer Herrn v. Ramberg und seiner kleinen Frau — einer jungen und hübschen Münchnerin — ist also noch Böcklin mit seiner Frau, einer schönen Römerin hier — sie sieht aus wie eine schön drapierte Venus; sie ist eine ganz regelmäßige Schönheit, nicht spirituel, aber eine ausgezeichnete Frau und Mutter, der ihr Mann immer den Arm giebt und sich wie ein Verliebter neben sie setzt, wenn sie bei Andern soupiren. Ich habe sie sehr gern und fühle, daß ich — weil ich ehrlich und offen mit ihnen war — ihre Zuneigung gewonnen habe. — Rambergs sind ganz anders — lebendig, weltlich, amüsant und machen mir viel Spaß; wenn sie nicht von der haute volaille verschlungen werden, so hoffe ich, daß wir auf einem angenehmen Fuß mit ihnen bleiben. Die Menschen, die zu vornehm werden, finden in meiner kleinen

Mansarde nicht mehr ihr Vergnügen — wo ich fast jeden Abend einige Freunde und Bekannte sehe. Man sagt — was mir natürlich große Freude macht — daß man meinen Sohn den angenehmsten unter den Neuangekommenen findet: ich finde es auch — aber ich kenne ihn! — In diesem Augenblick werde ich unterbrochen — von der liebenswürdigsten Botschaft von Liszt: er erwartet uns um drei Uhr! Wenn diese Zeilen beendigt sind bis dahin, so nehme ich sie mit — aber ich möchte noch schwatzen. Liszt behauptet, ich müsse durchaus meinen Brief in sein Packet thun — er hat mir endlich bewiesen, daß es eine Sparsamkeitsfrage ist, worauf er sich besser versteht als andere, und ich habe seiner Erfahrung nachgegeben. . . . . . .

Abends. Wir kommen eben von der Altenburg, wo uns die gute Miß Anderson*) auf das liebenswürdigste empfangen hat. Liszt war — wie man es mit Worten nicht ausdrücken kann. Er hat gespielt, wie noch keiner gespielt hat, spielt und spielen wird — ich habe immer mit den Thränen gekämpft. Liszt war sehr komisch, während er den Schlittschuhtanz aus dem Propheten spielte, warf er immer einige Worte dazwischen: „Seiltänzergeschichten! keine Hausmusik! — Die allgemeine Zeitung nennt es Fingerfertigkeit!“ Zuletzt machte er das Kunststück seiner Jugend: er spielte nicht nur mit den Fingern, sondern auch mit den Ellenbogen. Er spielte auf dem ungarischen Flügel in dem Zimmer von Miß Anderson und zeigte uns das große Instrument aus Paris, mit drei Klaviaturen. Er sagte, es sei nicht so ausgefallen, wie er es sich vorgestellt habe. . . . . . .

Henriette von Schorn an Fürstin Wittgenstein.

Weimar, 5. Januar 1861.

Liebe, liebe Frau Fürstin! Dank, tausend Dank für Ihren guten, lieben Brief, der mir nur Freude gemacht hätte durch die Güte, mit der Sie mir von Allem sprechen, was Sie betrifft und interessiert, wenn der Schmerz nicht so groß wäre, daß Ihre Rückkehr noch lange nicht zu erwarten ist und daß die Ungerechtigkeiten und Verfolgungen noch immer nicht aufhören.

Liebe Freundin! liebes und armes Opfer schlechter Menschen, von denen man nur — um nicht selbst schlecht zu sein — sagen kann (wie Sie von den politischen Verfolgungen sagen): „sie wissen nicht, was sie thun!“ Niemals ist mir dieses herrliche Wort so sehr als Motto unserer Zeit erschienen als eben jetzt, denn wo ich auch hinsehe: Politik, Religion, Kunst und Persönliches, alles scheint mir verdammt zu sein das Wort an der Stirn zu tragen: „sie wissen nicht, was sie thun.“ — Und die, die sich die Adler dünken, die sich zur Regeneration berufen glauben, sind die ersten, die sich nicht auskennen, denn sie schießen so übers Ziel hinaus, daß sie den Abgrund nicht einmal sehen, der sie verschlingen wird.

Je älter ich werde, je mehr sehe ich, daß die Wahrheit, selbst die nackteste Wahrheit, der Lüge vorzuziehen ist, die sich unter schönen Redensarten versteckt. — Ich kann Ihnen nicht sagen, liebe Freundin, bis zu welchem Grad ich Ihre Abwesenheit bedaure — ich habe keine einzige Person mehr, mit der ich reden kann, wie mir ums Herz ist . . . . . Es giebt jetzt Ausbrüche einer solchen Parteilichkeit und eines solchen Unwohlwollens, wie ich es nie früher erlebt habe, selbst damals nicht, als Liszt die Zielscheibe war. Das war eine selbstverständliche Sache, daß ein großer Mann angegriffen wurde.

---

*) Die Erzieherin von Prinzeß Marie, die noch im Hause lebte.

Bei uns weiß man, daß man groß sein muß, damit einen die Kleinen ankläffen — und dann bleibt noch immer der Thron des Genie's, den eine ganze Meute nicht umstoßen kann . . . . . Ich habe mir das Herz etwas erleichtert, aber Sie wissen, daß ich es nur Ihnen gegenüber thue. — Liszt hat mir in letzter Zeit zweimal die Wohlthat erwiesen zu mir zu kommen . . . . . Ich hatte die Hoffnung, daß er von Paris nicht ohne Sie zurück kommen würde, leider giebt mir Ihr Brief diese Gewißheit nicht — aber alle, die wissen was Liszt ist, wünschen dringend, daß er nicht lange allein, ohne Sie, bleibt —. Längst wollte ich Ihnen schon sagen, wie leid er mir thut; aber die Furcht, Ihnen noch mehr Schmerzen zu bereiten, ohne daß Sie die Möglichkeit hätten es zu ändern — zu kommen — hat mich immer noch abgehalten, Ihnen zu sagen, bis zu welchem Grad Sie ihm fehlen. Aber jetzt muß ich es Ihnen sagen, sonst dürften Sie mir einen Vorwurf über mein Schweigen machen. — Sie kennen besser als ich die Personen, welche, unter dem Vorwand ihrer Anhänglichkeit an ihn, ihn accaparieren um sich in seiner Größe zu sonnen, um sich von ihm den Wein bezahlen zu lassen, den sie trinken. Sie sagten mir, daß es schädlich für Liszt sei, lange aufzubleiben und seine Kräfte zu sehr anzustrengen. Aber diese Personen machen sich ein Geschäft daraus ihn dazu zu bringen. — Ich habe geglaubt, mir eine Last vom Herzen zu nehmen, indem ich Ihnen das sagte, und jetzt fühle ich, daß ich eine Last mehr auf dem Herzen habe, weil ich Ihnen Kummer machen muß. — Aber Sie kennen mich, es kann kein Zweifel an meiner Liebe in Ihrem Herzen aufkommen — verzeihen Sie den Schmerz den ich Ihnen mache — und wenn es in Ihrer Macht liegt, so kommen Sie! Ich glaube die Sorge, die er um Frau von Bülow hat und der Kummer, Sie beständig ohne Resultat kämpfen zu sehen, ist fast zu viel für ihn — das Bedürfnis sich zu zerstreuen, läßt ihn vergessen, daß er nicht nur wahre Freunde hat. . . . .

Liszt's Abreise nach Paris war für den Januar geplant, er sollte von da, ohne daß jemand davon erfuhr, nach Rom fahren und dort so schnell als möglich mit der Fürstin getraut werden. Aber seine Reise wurde immer verschoben, weil die Fürstin ihm schrieb, daß sich wieder und wieder Hindernisse auftürmten.

Im Januar 1861 brachte Frau Cosima von Bülow einige Wochen bei ihrem Vater zu. Einen Abend kamen sie Beide zu uns — Liszt spielte Beethoven und nur Beethoven — er war selbst sehr ergriffen von der Musik und sein Spiel machte uns allen einen noch tieferen Eindruck als sonst, denn die Stimmung war eine ernste. Frau von Bülow war sehr krank gewesen — wir hatten sie seit Daniel's Tod noch nicht wieder gesehen — die Nachrichten von der Fürstin lauteten nicht erfreulich — das alles lastete auf uns. Frau von Bülow hatte Thränen in den Augen, als ihr Vater so herzergreifend spielte.

Liszt's Abreise verschob sich bis Mitte August. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris kam er am 21. Oktober in Rom an, am 22. — seinem 50. Geburtstag — sollte Morgens die Trauung in San Carlo am Corso sein. Die Kirche war geschmückt und alles war bereit. Aber gerade durch diese Schmückung waren Verwandte der Fürstin, die in Rom weilten, zufällig aufmerksam geworden und hatten noch am selben Tag Schritte beim Papst gethan, um die Trauung zu hintertreiben. Am Abend des 21. Oktober erschien ein Abgesandter von Kardinal Antonelli bei der Fürstin, der die Botschaft brachte, daß die Feier verschoben werden müsse, weil der Papst die Akten noch einmal einer Revision unterziehen wolle. Die Einsprache der Verwandten ging besonders von dem Punkte aus, daß sie behaupteten, die Fürstin sei nicht zu der Ehe mit dem Prinzen Wittgenstein gezwungen worden, und da sie einen Eid

leisten müsse, um das zu beschwören, so würde sie meineidig werden. Vielleicht hat dieser Einwand der Fürstin Eindruck gemacht — jedenfalls ist von da an nie mehr von der Trauung die Rede gewesen — beide haben die Sache fallen lassen.

Die Fürstin hatte sich während diesem Jahr wieder mehr der Kirche ergeben, sie verkehrte viel mit Kardinal Antonelli und anderen Geistlichen, die Begeisterung für den katholischen Glauben ließ ihr wohl die Entsagung leichter erscheinen. Sie hatte sich der Schriftstellerei zugewandt und alle möglichen, sie interessierenden Fäden angeknüpft. Aber alle diese Dinge hätten nicht genügt, die langersehnte Verbindung mit Liszt aufzugeben — da lagen noch tiefere Empfindungen, zwingendere Gründe vor. Sie hat es mir und anderen erzählt, mit dem Ausdruck der größten Wahrhaftigkeit und des größten Schmerzes, und ich fühle mich verpflichtet es hier zu wiederholen: Liszt war in dem Jahr, in dem er von ihr getrennt war, gleichgiltiger geworden, der Gedanke der rechtmäßigen Verbindung mit ihr war ihm keine Notwendigkeit mehr. Das merkte sie ihm an, als er am 21. Oktober in Rom ankam und bestätigt hat er es selbst, indem er nie wieder danach fragte, ob die Trauung zu ermöglichen sei oder nicht. Natürlich war er jeden Tag bereit, mit ihr vor den Altar zu treten, aber ihre weibliche Feinfühligkeit erkannte, daß es bei ihm nur noch eine Pflichterfüllung war. So hat auch sie nicht mehr davon gesprochen — sie hat das Ziel ihres Lebens zum Opfer gebracht.

Sie drängte nun Liszt auf den Weg, den er von da an eingeschlagen. Er sollte nur noch zur Ehre Gottes schaffen, sollte der Direktor und Regenerator der päpstlichen Kapelle und zu dem Zweck Abbé werden. Als im März 1864 Prinz Wittgenstein starb und ihrer Vereinigung nichts mehr im Wege gestanden hätte, hatten beide sich schon so sehr in den Gedanken der Entsagung hineingelebt, daß keine Rede mehr von der Trauung war. Kardinal Hohenlohe bot gleich an, den feierlichen Akt in seiner Kapelle vorzunehmen — aber die Fürstin gab eine ausweichende Antwort — sie lehnte es ab.

In eben dieser Kapelle im Vatikan erhielt Liszt im Jahr 1865 die ersten drei Weihen; er logierte in dieser Zeit auch bei Kardinal Hohenlohe, der seine Wohnung damals im Vatikan hatte.

Dieses ist der wahrhafte Gang der Ereignisse, wie ihn die zunächst stehenden Personen beobachtet haben. Die volle Wahrheit darüber — die kleinen Herzensregungen der beiden Hauptpersonen, das Eingreifen der dabei Betheiligten, die ganze Kausalitätskette würde sich nur enthüllen, wenn man die Fäden entwirren könnte, die sich geheimnisvoll um diese beiden Menschen geschlungen haben. Vielleicht tragen spätere Brief-Veröffentlichungen dazu bei.

Der erste vorhandene Brief der Fürstin an meine Mutter ist — wie alle nachfolgenden — aus Rom, vom 12. November 1865.

Chère et bien chère! Enfin j'apprends où vous êtes — ce que vous faites —! Pourquoi m'avez vous laissé si longtemps sans réponse à mes deux dernières lettres? — Mon Dieu, j'ai bien deviné, qu'il vous devenait difficile de beaucoup écrire! — et maintenant je sais que la chère et pauvre Adelheidchen est aussi souffrante. Du moins ai-je aussi entendu que toutes deux vous m'aimiez toujours —. Le Baron de Maltitz*) vient de m'écrire une lettre pleine de bons sentimens qui m'a fort touchée — et il savait en fin diplomate qu'il est — ne pouvoir me rendre sa lettre plus agréable qu'en me parlant de vous —.

---

*) Baron von Maltitz war seit Jahren russischer Gesandter in Weimar. Er und seine Frau gehörten zu den treusten Freunden meiner Mutter.



Combien je vous remercie des amitiés que vous me faites passer par lui — ne m'écrivez pas si cela vous coûte trop — mais faites moi passer quelquefois de vos nouvelles par quelqu'un —. Je vous aime toujours également, toujours du fond du cœur — je vous suis, toujours reconnaissante de l'amitié, que vous m'avez témoignée, Malgré tout — dans mes années de cruelles épreuves —. Aujourd'hui — Dieu merci — elles sont passées. — Ma fille est si heureuse avec ses trois garçons — Franzi l'ainé, filleul de l'Empereur; Conrad le second, mon filleul que je considère presque comme mon bien — non mon petit fils, mais mon fils — et Philippe le troisième. Elle devait venir me voir cet automne — ses malles étaient faites. Mais j'ai conspiré avec son mari pour l'en empêcher à cause du choléra, qu'il fallait traverser. Ce sera pour le printemps prochain. —

Et Liszt? Vous avez entendu parler du succès fou de son oratorio de „Sainte Elisabeth" à Pesth! Il avait été écrit un peu à l'intention de la Wartburg, mais les choses se sont mieux arrangées ainsi. — La légende catholique eût pourtant péniblement résonné à bien des oreilles non catholiques. — Dans la patrie de la Sainte, tous n'y voyait qu'une compatriote et la poésie d'Otto Roquette a fait merveille. Aprésant, Dieu merci! Liszt va à merveille. Rajeuni de santé et de mine. Il habite le Vatican, et le grand génie du siècle musical se trouve là en compagnie digne de lui. Sa porte est justement vis à des Loggie de Rafael — et à deux pas de la Sixtine de Michel Ange. Es paßt so alles zusammen. — Beaucoup croient que la Papauté s'en va et que d'ici à peu — bien peu de temps — Rome va appartenir à ceux qui ne veulent entendre parler ni de l'Eglise Romaine, ni de Rome, ville sainte! — J'avoue que toute partialité à part — je ne le crois pas —. Cousin, qui certes n'est pas un dévot — disait: „Le catholicisme a encore 300 ans dans le ventre." Je crois naturellement qu'il a autant que le monde — mais sans compter ce que je crois, il est probable que ses Institutions dureront encore assez pour offrir une belle tâche séculaire à un artiste, appelé à unir son génie à celui de Palestrina. —

Chère et bien chère, excusez moi de commencer par vous parler de nous — mais mon cœur avait vraiment besoin de vous envoyer une parole d'amitié — sachant combien vous êtes bonne pour nous. — A votre tour pensez combien j'ai soif d'avoir de vos nouvelles. Donnez les moi — où êtes vous restée durant tout ce temps? quelle est la maladie d'Adelheidchen? est-ce un accident? est il inguérissable? Combien je l'embrasse tendrement. Comme je regarde souvent vos deux photographies — comme je pense souvent à vous en les retrouvant sous mes yeux —! Et Mariechen comment va-t-elle? où est elle? — Je voudrais avoir des détails sur vous toutes — . . . . Et vous chère — que vous dire à vous! Ah je vous ai bien tendrement renfermée en mon âme et en mes souvenirs. De grâce dictez à quelqu'un quelques mots —. J'ai faim et soif de recevoir quelque chose directe de vous. Je vous embrasse ainsi que votre chère fille de tout — tout mon cœur — demandant à Dieu de vous rendre la santé et que vous conserviez toujours un peu d'affection pour votre

très dévouée

Carolyne Wittgenstein.



Weiße Ostern.

Novelle von **Herman Bang.**

Ostern, am Abend des ersten Feiertages.

Man war auf einem alten Ritterhof. Alle Welt langweilte sich schrecklich.

In einer Ecke des Billardsalons im oberen Stock war ein Spieltisch aufgestellt, und der Hofjägermeister spielte mit dem Kreisarzt, dem Pfarrer und seinem Gutsverwalter einen ersten=Feiertags=L'hombre herunter.

Man sprach kein Wort.

Der Gutsverwalter saß bei dem L'hombre in einer Stellung, als erstattete er unterthänigsten Bericht über den Verkauf eines Pachtgrundstücks.

Der Hofjägermeister fluchte nur hie und da halblaut in seinen Schnurrbart hinein und streckte die Beine so weit von sich, daß er an die des Pastors anstieß.

Der Gutsverwalter gewann, und es bereitete dem Hofjägermeister das höchste Vergnügen, seinem Angestellten im Spiel Geld abzunehmen.

Ein Stück vom Spieltisch entfernt stand der Sohn des Hauses, der Leutnant, mit den Händen in den Hosentaschen und sah zu. Er hatte da bald eine Stunde gestanden, ohne sich zu rühren. Nur wenn er gähnte, verdeckte er seinen adligen Mund mit seiner weißen Hand.

Endlich drehte er sich auf seinem Sporenabsatz herum und ging die Treppe zum ersten Stock hinab.

In der Vorhalle saß der Diener, ein junger Mann mit sehr schmalen Händen, der bei den Mittagsgesellschaften des Hofjägermeisters den Eindruck machte, der Rassigste von den Gästen zu sein — seine Mutter war Waschfrau; aber der junge Mann liebte es, seinen Kollegen gegenüber anzudeuten, daß er die Frucht einer illegitimen Verbindung sei, die ihm väterlicherseits viele Ahnen gab. Er saß da auf einem hochlehnigen Stuhl und schlief. Als die Tritte des Leutnants ertönten, fuhr er — plötzlich, mit einem unterthänigen Ausdruck in den Augen, in die Höhe und verneigte sich.

„Schlafen Sie?" sagte der Leutnant.

Der junge Mann murmelte etwas, der Leutnant aber sagte:

„Das kann ich sehr gut begreifen," und ging hinein.

In der Wohnstube saßen die Gäste ringsum, in die großen Stühle versunken. Das Gespräch schleppte sich träge hin.

Auch der Leutnant ließ sich in einer Ecke nieder:

„Hier geht es ja lustig zu!" sagte er, und dann trat wieder Schweigen ein.

„Können wir nicht Karten spielen?" kam es von einem der Stühle.

Es war Leutnant Knuth, ein kleiner Dragoner, ohne blaues Blut, der jedes Wort, das er sagte, zwischen den Zähnen hervorschnarrte und der bei drei Eremitage=Wettrennen schon drei Mal das Schlüsselbein gebrochen hatte.

Der Leutnant vom Hause gähnte:

„Wir können doch nicht den ganzen Tag Karten spielen,“ sagte er. Sie hatten den ganzen Nachmittag bei herabgelassenen Vorhängen in einem Thurmzimmer gespielt.

„Nein,“ sagte es aus einer andern Ecke.

Es war Leutnant Vedel, der längste Leutnant auf dem Ritterhof, der, wenn er nichts Anderes zu thun hatte, erstaunt die Länge seiner Beine betrachtete.

Er hatte fast niemals etwas Anderes zu thun.

Da trat wieder eine kleine Pause ein, bis Assessor Feddersen vom Ministerium, der lange in Bewunderung seiner englischen Seidenweste versunken dagesessen hatte, ebenso schleppend wie die Andern, sagte:

„Was treiben eigentlich die Dienstboten?“

„Sie schlafen,“ sagte der Sohn des Hauses.

Leutnant Knuth blinzelte mit den Augen und sagte:

„Wirklich merkwürdig! Diese Kerle, die Bauern, sind wie die Hunde; sie können immer schlafen!“

„Sünd'gen aber doch!“ fiel Feddersen ein: „Beide Aufwaschmädchen sind schwanger!“

Keiner mochte lächeln, aber als wenn das Wort „Sünde“ Knuth's Gedanken plötzlich auf den Pastor hingelenkt hätte, sagte er:

„Warum hielt der „Hofmeister“ bei Tisch eine Rede auf den Pastor?“

„Das thut er Ostern immer!“ sagte der Sohn des Hauses.

„Na,“ meinte der Leutnant — „darum bekamen wir Sillery — — sonst giebt es ja Mumm!“

Der Hofjägermeister lud nur den Pastor mit Tochter ein — die übrigen „Unvermeidlichen“ (so nannte man auf dem Gut die Beamten) wurden an dem ersten Feiertag der drei großen Feste „ohne Damen“ gebeten.

An diesen drei Tagen führte er die Tochter des Pfarrers zu Tisch und sprach beim Braten von dem „Seelsorger des Hauses“ — er gebrauchte bei diesen drei Gelegenheiten das Wort „Seelsorger“ — der „so getreu die Schickungen seines Hauses in bösen, wie in guten Tagen geteilt hätte.“

„Das ist einmal so Brauch!“ sagte der Leutnant des Hauses, der die Rede des Vaters von Kind auf gehört hatte.

Aber Vedel sagte plötzlich:

„Na, in Kopenhagen ist es wahrlich noch schlimmer!“ — —

Im Gartensaal besah Fräulein Alice, die Tochter des Hauses, mit dem Pfarrerfräulein zusammen Albums. Das Pfarrerfräulein war eine vierzigjährige, vertrocknete alte Jungfer, deren Leben damit verfloß, Vereine zu begründen, und deren letzte That ein Lokalverband des Friedensvereins war, der sieben Mitglieder zählte, von denen fünf Beamte waren.

Wenn die Pfarrers-Tochter sprach, klang es, als hätte sie auf einer Generalversammlung das Wort.

Auf dem Gutshof, auf dem sie nun seit zehn Jahren in demselben grauseidenen Kleide erschien, das wie ein Reformcostüm gearbeitet war, beschränkte sie sich darauf, in aller Stille diese Leute zu beneiden und Vereinsbeiträge gegen Quittungen einzukassieren, die sie in einem Arbeitsbeutel mitbrachte.

Den beiden Damen gegenüber saß Kammerjunker Berner und starrte, ohne es zu wissen, Fräulein Alice gerade in's Gesicht.

Seine Augen waren so matt, als wären sie feucht.

Fräulein Alice blickte vom Album auf.

„Woran denken Sie, Herr Kammerjunker?“ fragte sie.

Der Kammerjunker fuhr zusammen:

„An nichts!“ sagte er.

Und ein Weilchen später ruhten seine Augen wieder auf Fräulein Alices Gesicht, wie sie da saß, röthlich beleuchtet, im Atlaskleide, über die Lampe geneigt.

Aber Alice lachte und wandte wieder ein Blatt um:

„Ja,“ sagte sie, „das ist meine Tante, die Fürstin Denti.“

Die Pfarrers-Tochter besah das Bild und dachte:

„Das ist die, die trinkt!“

Plötzlich rief der Leutnant des Hauses durch die Wohnstube:

„Kammerjunker, was ist die Uhr?“

Der Kammerjunker fuhr wieder zusammen und wandte sich nach der weißen Empire-Uhr um:

„Es ist erst neun!“ erwiderte er.

„Erst — ist gut!“ sagte der Leutnant des Hauses.

„Ja,“ sagte die Pfarrers-Tochter, die — gemäß ihrer Gewohnheit — Veranlassung fand, darin eine Beleidigung zu spüren:

„Unser Wagen ist um zehn Uhr bestellt!“

Der Wagen des Pfarrers wurde vom Diener bestellt.

Man genoß auf dem Gute regelmäßig an den drei großen Feiertagen des Jahres von fünf bis zehn Uhr die Gesellschaft des Pfarrers und seines Anhängsels.

„Man erhält ihre Gastfreiheit auf den Glockenschlag,“ sagte die Pfarrerstochter, die trotzdem Jahr für Jahr auf die Minute in ihrer Kalesche ankam.

„Kammerjunker,“ sagte Fräulein Alice, „reden Sie doch auch etwas!“

Der Kammerjunker fuhr abermals auf und sagte dann nur ganz verwirrt:

„Ich denke!“

Fräulein Alice lachte, sodaß es unter der gewölbten Decke widerhallte, plötzlich aber hörte sie damit auf:

„Das ist mein Vetter,“ sagte sie, indem sie sich dem Album wieder zuwandte; und die Pfarrerstochter, deren Mund sich immer straffer verzog — die Pfarrerstochter hatte einen kleinen Schnurrbart — dachte:

„Das ist der, der mit seiner Meierin Skandal anrichtete.“

Die Albums auf dem Gute zu durchblättern, war für die Pfarrerstochter gerade so, als wenn sie eine Chronique scandaleuse durchging. Sie that es mit innigem Wohlbehagen.

In der Wohnstube hatte man begonnen von Politik und den neuen Reichstagswahlen zu reden.

In der Garnisonstadt war ein Radikaler aufgestellt, und die Aussichten für die „Rechte“ — so drückte sich Assessor Feddersen aus, er hatte das Wort übrigens aus einem Oppositionsblatt — wären zweifelhaft.

„Ja,“ sagte Knuth und kraufte bedenklich seine Nase: „Der Drechsler“ — der Radikale war Drechslermeister — „hat die Stimmung für sich!“

Aber der Sohn des Hauses meinte:

„Man wird schon mit ihm fertig werden, denn das Ministerium besitzt das Vertrauen Seiner Majestät.“

„Ja,“ sagte Feddersen. Er sprach plötzlich ganz laut.

Und das politische Gespräch erstarb über dem „Vertrauen.“

Ein Weilchen später wurde Thee herumgereicht, und die Leutnant's

erhoben sich von ihren Stühlen. Plötzlich vernahm man vom Fenster her einen lauten Ruf:

„Teufel — was sehe ich? Es schneet!"

Da kam Leben in Alle, und sie stürzten zum Fenster hin, während der Leutnant des Hauses aus der Stube hinauseilte und die Treppe hinauf, in den Billardsalon hinein, wo sie noch Karten spielten:

„Hofmeister!" schrie der Leutnant, „es schneet!"

„Bist Du verrückt?" sagte der Hofjägermeister.

„Ja, es schneet wirklich!" sagte der Leutenant, „am zwanzigsten April!"

Die vier Alten standen auch vom Tisch auf und gingen hin zu den Fenstern, die der Hofjägermeister öffnete.

Ja — es schneite: dicht und weich fiel der Schnee still in den weißen Schloßhof.

Der Hofjägermeister stand mit offenem Munde. Dann sagte er — und er vergaß plötzlich ganz den „Seelsorger":

„Da steht wahrlich der Teufel im Kalender!"

Vom Hof klang lautes Lachen herauf, es war Fräulein Alice, die mitten in dem weißen Schnee herumlief.

„Kommen Sie, Kammerjunker! Kommen Sie!" rief sie; und plötzlich stürmten alle Leutnants hinaus, die große Treppe hinab, hinaus auf den Hof.

„Alice, Alice!" rief der Hofjägermeister, der immer noch am Fenster stand.

„Alice . . . ."

„Sie ist im bloßen Kopf . . . ."

Aber Alice hörte nicht. Mit aufgehobener Schleppe stand sie mitten im Schloßhof, während die Schneebälle flogen.

„Da hast Du den!" rief Vedel und sandte Feddersen einen Gruß gerade in den Nacken.

Alice hatte ihre Schleppe losgelassen, da die Schneebälle sie umsausten, und die Herren lachten, sodaß es schallte.

„Da!" rief sie und warf einen Ball nach Vedel. Er traf ihn gerade in's Gesicht.

„Hier!" rief er zurück, und ein Ball flog an ihrem Ohr vorbei.

„Danke!" Sie sprang zur Seite. Der Schnee hing an ihren Haaren.

Der Leutnant des Hauses eilte die Treppe hinab und war gleich darauf mit dabei. Er rief laut. Oben hörte man ständig den Hofjägermeister schelten, während die Leutnants lachten, und die Schneebälle klatschten.

„Sehen Sie, Kammerjunker," rief Alice, „sehen Sie, Kammerjunker!" Sie hatte Berner ganz mit Schnee überschüttet, den sie mit den bloßen Händen aufraffte.

„Werfen Sie wieder, werfen Sie wieder!" rief sie.

Aber der Kammerjunker rührte sich nicht.

Er stand vor ihr, unbeweglich, wie ein Schneemann, so weiß, mitten im Schnee, und ließ sich bewerfen — ohne ein Wort zu sagen.

„Werfen Sie doch wieder!" rief sie abermals.

Aber Berner rührte sich nicht.

„Nein," sagte er nur; und er strich sich mit der Hand über die Augen, um sie sehen zu können, wie sie da stand, lachend, mit Schnee im Haar, roth und weiß, mit emporgehobenen Händen.

Plötzlich aber hörte Alice auf zu lachen; da kam ein Schneeball von ihrem Bruder.

„Da!“ rief er. Er traf sie an die Stirn.

Die Leutnant's warfen sich gegenseitig und griffen den Schnee mit den bloßen Händen auf. Keiner von ihnen konnte mehr sehen, aber Alle lachten, ihre Augen waren wie geblendet.

„Georg, Georg!“ rief Alice ihrem Bruder zu.

Der Hofjägermeister rief, aber niemand hörte ihn. Weiß liefen sie alle mitten in dem Schneegestöber umher.

Berner war immer bei Alice — ohne es selbst recht zu wissen.

Niemand sah, daß die Kalesche des Pfarrers vor der Thüre vorfuhr und ein Weilchen später wieder davonrollte.

Aber plötzlich hörte Alice das Rollen der alten Karosse über die Schloßgraben-Brücke, und sie sagte ganz erschreckt, indem sie die Arme sinken ließ:

„Pfarrer's sind fortgefahren!“

Ja, sie waren fortgefahren.

Die Pfarrerstochter hatte gebeten, „keineswegs die jungen Leute zu stören,“ und war in ihren Wagen eingestiegen.

Aber sie hatte einen Ausdruck im Gesicht gehabt, als wenn sie dem Lokalverband des „Vereins zur Unterdrückung der Unsittlichkeit“ präsidierte.

Der Pastor sprach kein Wort. Er hatte viel Respekt vor seiner Tochter. Aber schließlich sagte er doch:

„Kathrine, Sie waren doch sehr liebenswürdig!“

Kathrine ließ einige Sekunden vergehen.

„Ja,“ sagte sie dann.

„Und es ist gut, daß es wieder überstanden ist.“

Sie saß wieder ein Weilchen, ehe sie antwortete:

„Vortheile,“ sagte sie, „muß man ja auf dem Gutshof nicht suchen.“ Das Wort „Vortheile“ schloß das ganze Leben des Fräulein Kathrine in sich ein.

Sie erreichten in ihrer Kalesche schweigend ihre Wohnung. — — —

„Da ist der Champagner!“ rief Georg.

Der Diener trug zwei Kühler die große Treppe hinunter, während Alle schrieen: „Bravo!“ sodaß es im Hof widerschallte.

„Stellen Sie sie auf die Fontaine,“ sagte Alice, und der Diener stellte die Kühler mit den beiden Flaschen auf den weißen Rand des Springbrunnenbassins.

„Kammerjunker!“ sagte Alice, „führen Sie mich zu Tisch“; und sie setzten sich lachend auf den Fontainenrand, während es noch immer schneite und die Pfropfen knallten.

„Da sitzen wir gemüthlich,“ sagte Knuth und goß sein Glas hinunter.

Sie tranken und lachten. Sie sahen wie fünf Schneefiguren aus, die mit der weißen Säule hinter sich auf dem weißen Rande eingeschneit saßen.

„Ja,“ sagte Alice, die das Gesicht aufwärts gerichtet hielt, sodaß der Schnee darauf herabfiel: „das ist verteufelt schön!“

Fräulein Alice fluchte bisweilen, wenn sie froh war. „Ach,“ sagte sie, „es ist doch schrecklich: wenn das Pfarrfräulein das gehört hätte — dann rächte sie sich sogleich damit, mich in einen neuen Verein aufzunehmen.“

„Prosit, Kammerjunker!“ rief sie.

Und dann sagte sie in ganz anderem Ton, indem sie ihm gerade in die Augen sah, ganz leise:

„Sie — Sie sind doch der Einzige, Kammerjunker, der nicht lächerlich ist!“

Da ertönten plötzlich dumpfe Laute, wie von einer Glocke. Es war der Hofjägermeister, der im bloßen Kopf auf der Treppe stand und auf das Gongong losschlug:

„Wollt ihr nun hineinkommen?“ schrie er.

Und er brüllte wieder.

„Wollt ihr hineinkommen!“

„Ja, nun kommen wir!“ rief Alice und lief hinein — durch eine andere Thüre. Die Herren folgten ihr. Sie gingen durch den langen Gang in die Parterreetage, die Leutnants voran. Berner und Feddersen kamen hinterher.

Feddersen drehte im Gehen seinen Schnurrbart:

„Berner,“ sagte er, ohne seine Worte weiter zu erklären: „Lieber Berner, Sie sind, weiß Gott, zu verrückt!“

Berner fragte nicht warum.

„Und Sie sind ein zu bescheidener Mann,“ schloß Feddersen. — —

Fräulein Alice stand am offenen Fenster in der Wohnstube. Sie hatte es geöffnet und stand und starrte in das Schneegestöber hinaus.

„Georg!“ sagte sie, „wenn es so bis Morgen anhält, müssen wir mit Schlitten zum Ball fahren!“

Georg nahm die Cigarette aus dem Mundwinkel.

„Du bist verrückt,“ sagte er, „glaubst Du, es giebt Ostern ein richtiges Schneegestöber? Aber von Schlittenfahren ist überhaupt gar keine Rede, denn die Schlitten sind nicht in Ordnung. Sie sind beim Schmied!“ —

— —

Die Gäste befanden sich oben auf ihren Zimmern.

Axel Berner stand an seinem Fenster und starrte unermüdlich auf den fallenden Schnee hinaus. Seine ganze Seele war nur von einer einzigen, bangen Frage erfüllt. — — — — — —

Fräulein Alice war in der Wohnstube geblieben. Sie saß vor dem Flügel und lächelte lange vor sich in die Luft hinaus. Dann schlug sie an und spielte.

Rubinstein's Galopp erklang durch den Raum unter der gewölbten Decke. Der Diener öffnete die Thüre.

Er sollte vom Herrn Hofjägermeister fragen, wie lange das gnädige Fräulein noch spielen wollte?

Aber Alice nickte nur.

„Sie können ruhig zu Bett gehen, Hansen,“ sagte sie und spielte weiter.

Hansen löschte die Lampen im Hause aus und begab sich auf sein Zimmer.

Eine der Stehlampen des Gartensalons stellte er hinter sein Kopfende und begann sich dann auszukleiden.

Hansen hatte die Gewohnheit, im Bett zu lesen, und machte sich an seine Lektüre, nachdem er ein chinesisches Seidenhemde angezogen hatte. Er benutzte nämlich Georg's abgelegte Unterkleider.

Seine Osterlektüre war „Der schöne Freund.“ Guy de Maupassant war überhaupt sein Lieblingsdichter. — — —

Knuth und Bedel waren noch auf. Sie duselten bei einer Flasche Madeira.

„Doch ein prachtvolles Mädchen,“ sagte Knuth.

„Gewiß,“ murmelte Bedel.

„Und das ist wieder eine, die man nicht in die Finger kriegt,“ sagte Knuth.

„Nein,“ murmelte Bedel.

Beide Leutnants saßen eine Weile nachdenklich da.

Dann sagte Bedel:

„Und was ist denn eigentlich an dem Kammerjunker?“

„Ja,“ erwiderte Knuth, „viel reden thut er nicht.“

Wieder saßen sie ein Weilchen, bis Bedel sagte, vielleicht war es eine Antwort:

„Aber weißt Du, ich bin nun zu der Ueberzeugung gekommen, daß es darauf ankommt, die Mädels anzusehen!“

„Auf die Augen kommt es an .....“

„Und dann,“ fügte er hinzu, „giebt es zu wenige Mädchen.“

„Ja,“ erwiderte Knuth. „Das heißt von der Art!“ ...

Und dann begannen sie mit einem Mal von einem Hühnerhund zu reden. — —

Der ganze Gutshof schlief.

Draußen schneite es weiter.

— —

Leutnant Georg streckte sich in seinem Bett und gähnte.

Hansen servierte ihm den Morgenthee.

„Wie ist das Wetter?“ fragte der Leutnant.

Hansen sah verschlafen aus — der junge Mann nahm seine gründliche Reinigung erst vor, nachdem er seine Morgenarbeit verrichtet hatte — er verneigte sich und sagte:

„Herr Leutnant, es schneit!“

„Was Teufel — ziehen Sie das Rouleaux auf!“

Der Leutnant saß aufrecht im Bett.

„Ja, meiner Seligkeit, es schneit noch!“

Das war nicht zu leugnen. Ueberall lag Schnee — ganze Schneewehen!

„Und wir sollten nach Vedby,“ sagte der Leutnant.

Hansen ging hinaus, und der Leutnant blieb, ohne sich zu rühren, aufrecht in seinem Bett sitzen.

„Na, nun wird der „Hofmeister“ gemüthlich,“ sagte er.

Er dachte an den Roggen seines Vaters.

„Bien,“ sagte er, „vorläufig giebt's keine Feldübungen,“ und er drehte sich nach der Wand um, um noch ein bißchen vom Feiertag zu verschlafen.

Als er wieder aufwachte und klingelte, erschien Hansen mit der Rasirseife. Hansen war während eines dreimonatlichen Aufenthaltes in Kopenhagen im Tischdecken und Barbieren ausgebildet. Er führte das Barbiermesser, als zöge er einen Pflug durch ein Brachfeld.

Der Leutnant wagte, so lange Hansen das Messer handhabte, kein Wort zu sprechen, als aber Hansen pausierte, fragte er:

„Ist schon jemand auf?“

„Das gnädige Fräulein ist zum Schmied gegangen,“ sagte Hansen.

„Was Teufel will sie da ... ach so, wohl wegen der Schlitten ... aber die kriegt sie sicher nicht! Den Weg hätt' sie sich sparen können!“

„Und wo ist der Kammerjunker?“

Hansen verneigte sich mit dem Messer in der Hand.

„Er hat wohl das Fräulein begleitet,“ sagte er.

Hansen begann wieder das Barbiermesser zu führen. Keine Miene hatte sich in seinem Antlitz gerührt.

Hansen gehörte zu denen, die viel denken können, ohne es zu verrathen.

— —

Alice und der Kammerjunker kamen von der Schmiede. Sie war

geschlossen gewesen, und zum Schmied in die Wohnung zu gehen, hätte keinen Zweck, sagte Fräulein Alice.

„Denn seine Frau ist sehr fromm!" sagte sie und lachte.

Der Kammerjunker hörte vielleicht gar nicht, was sie sagte.

Er ging nur neben ihr hin, mit halbgeneigtem Kopf und lächelte — die ganze Zeit. Sein Mund kräuselte sich so fein, wenn er lächelte.

Alice sprach weiter von Schmied's und der frommen Frau und dem Ball in Vedby.

Ein Weilchen später ertappte sie sich darüber, daß sie selbst nicht recht wußte, was sie gesagt hatte.

„Ja, das waren also Schmied's!" sagte sie dann plötzlich ganz sinnlos.

Und auch sie schwieg, während sie in dem Schnee so dicht nebeneinander gingen.

Die Kirchenglocken begannen zu läuten, und der Schnee fiel so leicht.

„Berner," sagte sie. „Mit Ihnen zusammen kann man so schön schweigen!"

Sie gingen weiter. Die Glocken läuteten noch immer.

Die Kirchgänger kamen vorbei, drei alte Frauen watschelten an ihnen vorüber und Schaaren von Frommen.

Die Frommen hatten so einen merkwürdigen Gang, als wenn sie ständig um Ecken herumschlichen.

Alice lachte über sie — sie mußte die ganze Zeit lachen.

Aber plötzlich schlug ihre Stimmung um.

„Kommen Sie, Kammerjunker," sagte sie, „gehen wir auf den Kirchhof; da ist es so hübsch!"

Alle Bäume standen mit schneebelasteten, niedergebogenen Aesten, und sie gingen zur Kirche auf gebahntem Wege zwischen zwei weißen Wällen.

„Bleiben wir hier stehen!" sagte Alice.

„Hier klingen die Glocken so schön!"

Sie standen auf einer Höhe an der Mauer. Vor ihnen lag das ganze, weiße Land, auf das der Schnee sacht fiel.

Die Glocken klangen nur halblaut durch die schneeerfüllte Luft.

„Wie hübsch es hier ist!"

„Ja."

Sie blieben stehen.

In der Kirche begann der Gesang zu erklingen:

„Schön ist die Erde,
Prächtig ist Gottes Himmel,
Herrlich der Seelen Pilgergang —
Durch die schönen Reiche der Erde
Ziehn wir zum Paradies mit Gesang."

Der Kammerjunker blieb ein wenig stehen, dann fragte er:

„Fräulein Alice, wollen wir da hineingehen?"

Es dauerte einen Augenblick, bis Alice, ganz in demselben Ton, wie er, sagte:

„Nein, der Pfarrer würde uns stören!"

„Ja."

Es kam fast unhörbar.

Sie blieben stehen, Alice wandte ihr Gesicht dem Kirchhof zu. Unter dem hohen Schnee konnte man kaum die Grabhügel unterscheiden. Alle Kreuze und Grabsteine waren weiß, und die Namen waren verdeckt.

Alice starrte lange über die Gräber hin.

„Ja," sagte sie, „da ruhen sie nun."
„Und wieviele von ihnen haben so gelebt?"
„Berner, das mit dem Adel ist Unsinn! Es giebt nur zwei Arten Menschen: die, welche zu leben verstehen — und dann die — andern!"
Berner's Augen begegneten den ihrigen — in ihnen leuchtete ein zärtliches Flimmern. Plötzlich wandte er aber wieder den Blick ab und sagte:
„Und wer ist am glücklichsten?"
„Die andern werden niemals glücklich," sagte Alice.
Und plötzlich fuhr sie auf:
„Kommen Sie!" sagte sie.
Berner ging hinter ihr. Er that das gern. Wie geschmeidig ihre Rückenlinie war:
Nein, keine, keine ging, wie sie!
Sie erreichten das Schloßthor, und Alice wandte sich um:
„Sind Sie da, Berner?"
Aber Berner stand an der Mauer bei einem Bettler.
Er hatte ihm plötzlich einen Thaler in die Hand gesteckt. Alice lachte so froh:
„Sie sind brav, Berner," sagte sie.
„Aber" — und sie lachte wieder — „Sie wollen ja nicht!"
„Was . . . ?"
Alice lachte noch immer, plötzlich schwang sie ihren Arm, als führte sie eine Peitsche durch die Luft:
„Ich sage, ich möchte auf den Ball!" — —
Als sie in's Haus kamen, schlug Hansen gerade das Gonggong zum Frühstück, sodaß es im Hof widerhallte.
„Sputen Sie sich, Kammerjunker, sputen Sie sich!"
Es kostete ein wenig Mühe, die Schloßbrücke zu passieren, denn es begann zu wehen.
Georg saß im Speisezimmer am offenen Fenster:
„Wo zum Teufel seid Ihr gewesen?" rief er.
„In der Kirche!" rief Alice zurück.
„Das ist gelogen!" sagte der Leutnant und warf sein Fenster zu.
Fräulein Alice lief durch die Vorhalle in den Speisesaal hinein.
„Wo ist der Hofmeister?" sagte sie und sah sich um, ganz rothglühend vom Laufen und vom Winde. Nun erst riß sie den Hut von dem zerzausten Kopf. Die drei Leutnants saßen beim Kaffee.
„Ja," sagte Georg. „Du kommst nur zwei Stunden zu spät" — der Hofjägermeister war stets pünktlich, wie ein Kronometer, zur Essenzeit da — „die Uhr ist halb zwei!"
„Und ich bin hungerig, wie ein Dragoner," sagte Fräulein Alice, die zu essen begann, während Hansen, ohne das Tempo in der Servierung sonderlich zu beschleunigen, die einzelnen Gänge des Frühstücks nachholte, ohne etwas zu sehen oder zu hören.
„Ja," sagte Leutnant Georg, „dann wird also nichts aus dem Ball!"
„Die Geschichte sind wir los," meinte Knuth.
„Sollen wir wetten," fragte Alice im Essen.
Georg drehte sehr schnell den Kopf herum.
„Wettest Du um Geld?" fragte er, und es blitzte in seinen Augen auf.
Es gehörte zu Leutnant Georg's Gewohnheiten, sich durch Geld-Wetten „über Wasser zu halten", indem er die Schwester ihres Jahrgeldes von Vallö beraubte.

„Ja," sagte Alice, „hundert Kronen!"

Und gleich darauf fügte sie hinzu und sah in die Luft des Eßsaales hinauf.

„Zur Feier des Tags!"

„Essen Sie, Berner!" sagte sie plötzlich.

Berner vergaß ganz das Fleisch auf seinem Teller.

Alice selbst aß, wie ein Wolf. Sie hatte immer so gewaltigen Appetit, wenn sie heiter war.

Die beiden fremden Leutenant's saßen da, ohne die Augen von ihr abzuwenden; aber plötzlich sprang Alice auf — ihre Bewegungen hatten die Schnelligkeit einer Glücklichen:

„So nun laufe ich zum Hofmeister hinauf," sagte sie.

Aber Georg rief ihr nach, während sie schon hinauslief:

„Er ist doch nicht verrückt!"

Alice schlug die Thüre zu:

„Du wirst schon sehen!" rief sie.

Die beiden fremden Leutnants und Feddersen gingen in die Wohnstube hinüber. Sie sogen jeder an seiner Havannazigarre. Lange schwiegen sie. Dann sagte Knuth:

„Ja, das wäre großartig . . . ."

Er unterbrach sich einen Augenblick, um dann wieder wie einer zu sprechen, der ganz bei der Sache ist:

„Erst spät Mittag essen . . . . . und dann so die Zeit vertrödeln, indem man ganz still sitzt und schwatzt . . . . und dann — —"

Der Leutnant vollendete nicht, sondern nickte nur mehrmals.

Aber Vedel sagte:

„Kamerad, es hilft nichts zu träumen!"

„Nein, allerdings!" sagte Knuth.

Feddersen fuhr mit einer Elfenbeinbürste über seinen Schnurrbart hin und sagte:

„In den Weibern, die guten Appetit haben, liegt immer 'was d'rin!"

„Sehr richtig!" sagte Vedel und nickte, als hätte er eine plötzliche Entdeckung gemacht: „sie eignen sich zu Ehefrauen!" — — —

Der Hofjägermeister hielt sich in der Bibliothek auf. Das war ein Saal voller Regale, die mit Büchern aus dem vorigen Jahrhundert angefüllt waren, welche in den letzten hundert Jahren kein Mensch gelesen hatte. Eine besondere Abtheilung enthielt pariser Romane aus den vierziger Jahren von zweifelhafter Art, die vom Vater des Hofjägermeisters angeschafft waren. Der Hofjägermeister selbst hatte keine litterarischen Interessen. Es war sein Plan, den Betrieb des Gutes mit Hilfe einer riesigen Schafszucht umzuformen, und seine einzige Lectüre bestand daher in Schafzucht-Zeitschriften in den drei europäischen Hauptsprachen.

Er studierte diese Fachblätter, indem er auf einer lederbezogenen Ruhebank ausgestreckt lag, mit Pantoffeln an den Füßen.

Alice klopfte kräftig an — aus Diplomatie: es kränkte den Hofjägermeister stets tief, wenn er bei einem Schläfchen überrascht wurde, und trat herein.

„Ich lese," sagte der Hofjägermeister.

„Ja, Papa," sagte sie. Sie trommelte an die Scheibe, gegen die der Schnee stiebte.

„Hm," sagte sie, als bestätigte sie das Endresultat einer Sache, die in einem längeren Gespräch erledigt war:

„Dann nehmen wir also die Braunen, um die Rappen zu schonen."

Der Hofjägermeister blickte rasch von seiner Schafszuchtzeitung auf: er hatte nicht soviel Rücksicht erwartet; im Grunde war der Hofjägermeister nicht daran gewöhnt, daß seine beiden Kinder ihn oder etwas von seinem Eigentum schonend behandelten.

„Ja," sagte er — seine Stimme klang sehr laut — „wenn Du verrückt geworden bist . . . . . kein Hund kann eine Hand vor Augen sehen."

Der Hofjägermeister neigte wieder den Kopf.

„Aber nun lese ich," sagte er wieder.

Alice war bereits zur Thür hinaus und unten in der Wohnstube, schnell wie der Wind.

„Wir nehmen also die Braunen," rief sie — sie stand mitten im Zimmer:

„Und fahren um sieben Uhr!"

In der Stube begann es schon dämmerig zu werden, und die alten Porträts verschwanden und tauchten in der Dunkelheit unter; ringsum standen die Palmen, wie große Schatten.

Die Leutnant's diskutierten halblaut, ob sie Uniform anlegen sollten, und Alice spielte gedämpft Rubinsteins „Asra".

„Ja, heute Abend," sagte sie, „natürlich in Uniform! — — Heute Abend in Gala!"

Es klang wie eine Fanfare.

Vedel grüßte militärisch vor dem Flügel:

„Gala für die Königin!" sagte er.

„Knuth," sagte Alice, „welches Datum haben wir heute?"

„Den einundzwanzigsten . . . . ."

„Den einundzwanzigsten," wiederholte Alice so gedämpft und gereckt, als wenn sie es sang.

Als aber die Leutnants und auch Feddersen gegangen waren, sagte Berner leise vom Fenster her:

„Heute war der Geburtstag meiner Mutter!"

Alice antwortete ihm nicht; aber ihre Augen füllten sich im Dunkel plötzlich mit Thränen: er hatte so weich gesprochen.

„Sie starb ja so jung?" fragte sie um ein Weilchen.

„Ja — und sie war doch so glücklich!"

Beide schwiegen, und die Stubendämmerung umgab sie.

„Aber nun müssen wir uns anziehen", sagte Alice.

„Ja," erwiderte Berner.

Alice blieb einen Augenblick bei einem Bouquet in einem der großen Becken stehen.

„Diese sollen Sie haben, Berner," sagte sie, „für Ihr Knopfloch!"

Sie hatte ein Tausendschönchen abgepflückt.

„Da," sagte sie, und sie verfolgte seine Hand, die es nahm: „das ist doch das schlichteste von allen Blümchen . . . ." — — —

Sie ließ viele Lichter anzünden in ihrem Ankleidezimmer, das sehr groß und ganz voll von Pflanzen war.

„Das weiße!" sagte sie sogleich.

Sie stand vor ihrem Spiegel und blickte hinein. Sie sah aus, wie jemand, der sich ausgedacht hat, einem Menschen, den er besonders gern hat, ein recht schönes Geschenk zu geben.

Die Kammerjungfer war bei dem Wort „das weiße" einen Augenblick stehen geblieben.

Als die Kleider im März von Kopenhagen kamen und zur Musterung ausgebreitet lagen — Fräulein Alice musterte sie übrigens sehr flüchtig — hatte das Fräulein beim Anblick des weißen gesagt:

„Ja, das heben wir auf . . . zu einem wichtigen Fest!“

Und sie hatte es nicht einmal angezogen, als sie in der Stadt den Ball des englischen Gesandten besuchte.

Das weiße Kleid war aus Moiréstoff mit eingewirkten silbernen Tausendschönchen.

Fräulein Alice sang die ganze Zeit, während sie angezogen wurde, selbst als sie ihre Abduschung vornahm und sich mit dem Schwamm mit Eau de Lubin abrieb und während ihr Haar gebürstet wurde, ihr langes, langes Haar . . . . .

„Glänzend, glänzend soll es sein,“ sagte sie zur Kammerjungfer, die es wie eine glänzende Guirlande in der Hand hielt.

Als es aber gebürstet war, steckte sie es selbst auf.

Ein Brenneisen war niemals darin gewesen. Es saß ohnehin wie eine Krone. Sie sah nicht in den Spiegel. Sie stand mitten im Zimmer, erhobenen Hauptes und mit geradem Rücken, während ihr die Kammerjungfer das Tausendschönchenkleid zuknöpfelte, und sie lächelte:

„Und dann Rosen!“ sagte sie.

„Der Gärtner hat keine,“ erwiderte die Kammerjungfer.

„Er muß welche haben,“ sagte Alice.

Und die Kammerjungfer ging.

Es pochte an die Thüre.

Es war Georg.

Er fuhr zusammen, wie wenn man etwas sehr Schönes sieht, und er sagte, indem er sich auf einen Stuhl setzte:

„Du bist bei Gott schön heute!“

Alice ging noch immer zwischen den vielen, vielen Lichtern auf und ab und nahm auf der Etagère etwas aus einem Schrein:

„Du verlierst Georg — bitte,“ sagte sie, und reichte ihm einen hundert Kronenschein, der funkelnagelneu war.

„Ich verliere gewiß nicht,“ sagte der Leutnant verlegen; aber in seinem Ton lag etwas wie Dank.

„Der ist neu!“ fügte er gleich darauf hinzu.

Fräulein Alice stand vor dem Spiegel. Es geschah zum ersten Mal.

„Ja,“ sagte sie.

Und ein Weilchen später fügte sie hinzu — vielleicht sprach sie nicht ganz von demselben — indem sie in den Spiegel hineinsah:

„Was man fortschenkt, muß doch hübsch sein!“

Georg saß noch ein Weilchen, und sie plauderten, bis das Gonggong ertönte. Dann ging er, und die Kammerjungfer kam zurück.

„Es wären keine Rosen da, sagte der Gärtner.“

„Dummes Gerede,“ erwiderte Alice. „So muß ich wohl selbst hinüber.“

Sie ging den Gang entlang. In der Vorhalle begegnete sie Berner.

„Berner,“ sagte sie: „Sie müssen mit. Ich will in's Treibhaus hinüber.“

Aber plötzlich blickte sie auf ihre Atlasschuhe herab:

„Anne Marie, Anne Marie,“ rief sie, „ich muß ein paar Holzpantoffeln haben!“

Sie bekam die Holzpantoffeln und ging dann mit Berner durch den Gartensalon hinaus.

„Ach du lieber Gott,“ sagte sie, „geben Sie mir ihren Arm. Ich falle ja mit den Stelzen.“

Und untergefaßt mit Berner lief sie durch den Schnee nach dem Treibhaus hinüber, indem die Holzpantoffeln klapperten.

„Machen Sie Licht, Erichsen,“ sagte sie, als sie in's Treibhaus hineinkam.

Und der Obergärtner Erichsen, ein Mann mit einer Brille auf der Nase und einer mißtrauischen Miene im Gesicht, als wenn er ständig fürchtete, man wolle ihm etwas fortnehmen, drehte den elektrischen Knopf herum.

Stolz standen die breiten Palmen unter all' dem weißen Licht.

Alice schlüpfte aus den Holzpantoffeln heraus:

„Hier ist es schön — was?“

Sie ging unter den großen Bäumen dahin. Berner folgte ihr still. Es war, als sähe er nur ihre Schleppe, die über den Kies hinschleifte.

„Da sind ja Rosen!“ sagte sie.

Sie war stehen geblieben.

„Die da!“ sagte sie.

Erichsen schnitt nur — ein wenig hart — und die rothen Rosen fielen. (Fräulein Alice hatte sie selbst für das Grab der Hofjägermeisterin bestimmt, das wußte Erichsen.)

Alice lächelte noch immer.

„Danke, Erichsen,“ sagte sie.

Sie ging aus dem Treibhause hinaus und sprach die ganze Zeit von ihrer Mutter, die ihr nun eingefallen war:

„Sie war das Schönste, was ich je gekannt habe,“ sagte sie. „So hold und fein — und Sie ahnen gar nicht, wie hübsch sie sang.“

In der Vorhalle blieb sie einen Augenblick stehen und befestigte die Rosen an ihrer Brust.

Sie hielt sie mit einer Diamantnadel zusammen.

„Hm,“ sagte sie — und ihr Gesicht bekam einen seltsam milden Ausdruck, wie wenn man an seinen besten Freund denkt —:

„Nun kann Papa mich zu Tisch führen.“

Berner öffnete die Thüre zur Wohnstube, und Fräulein Alice ging hinein.

„Ja.“ sagte sie und lachte — die Leutnants sahen so überrascht aus, als sie auffsprangen —

„Ich bin hübsch heute Abend — Gott sei Lob!“

Feddersen ging neben Leutnant Knuth in den Speisesaal hinein.

„Sie ist wirklich so schön, wie das Glück,“ sagte er.

„Ja,“ erwiderte Knuth, der mehr die Einzelheiten in Augenschein genommen hatte und von gewissem männerartig-neidischem Temperament war —:

„Das kann man ja wohl sagen'“

Hansen servierte die Suppe mit seinen wohlgepflegten Händen. — —

„Ja, wenn die Leute verrückt werden, dann werden sie eben verrückt.“

Mit diesen Worten hob der Hofjägermeister bei emporgehaltenem Madeira-Glase die Tafel auf:

„Prosit, Kinder, und viel Vergnügen!“

„Danke, Herr Hofmeister,“ sagte Alice und — indem sie ihren Vater plötzlich ansah — neigte sie sich zu ihm vor und küßte ihn auf beide Wangen.

„Du — Papa," sagte sie zärtlich.

Alle erhoben sich und gingen in die Wohnstube.

Hansen meldete die Wagen, und Alle sagten:

„Nun kommt das Einpacken an die Reihe!"

„Ja, freilich müssen wir uns einpacken," sagte Georg. „Es ist eine starke Kälte."

Alle Pelze des Gutes wurden von den Kleiderhaltern heruntergerissen — Reisepelze und Gehpelze und Fahrpelze in tollem Durcheinander.

„Sie, Feddersen, Feddersen!" rief Alice, deren Kopf aus einer Fülle weißen Pelzwerks hervorstach:

„Ihr Monstrum ist seit zwanzig Jahren nicht benutzt worden!"

Assessor Feddersen nieste und duckte dabei den Kopf in einen riesengroßen Reisepelz hinein, der voll Pfeffer war.

„Verdammt," sagte Georg, „es ist Cayenne-Pfeffer . . . . ."

Und alle begannen zu niesen und zu lachen, während Herr Feddersen sich abplagte, aus dem Pelze herauszukommen, und niemand wollte ihm helfen, denn der Pfeffer stank furchtbar.

Alle niesten und schrieen, bis Alice die Thüre aufmachte und rief:

„Nun in die Wagen!"

„Na," sagte Georg, der auf die Treppe hinauskam: „Das ist wirklich eine ordentliche Kälte!"

Der Sturm packte sie, als wollte er sie die Stufen hinabfegen.

„Larsen," rief Alice, „meinen Sie, wir kommen hin?"

„Nein, gnädiges Fräulein!" sagte der Kutscher.

„Na, das wäre schlimm!" erwiderte Alice nur und sprang in den Wagen.

Feddersen setzte sich auf den Rücksitz und Berner neben ihn, gerade Alice und Knuth gegenüber. Vedel und Georg waren in der andern Kalesche.

„Na, sollen wir also fahren?" fragte der erste Kutscher sehr bedächtig.

„Ja," sagte der Kutscher auf dem zweiten Wagen zu Leutnant Georg: „Sie kamen doch über den Schloß-Graben!"

Der Sturm packte die Kalesche, als wollte er die ganze Familie bums in den Graben hinabwerfen.

„Ja, das ist wirklich nett," sagte Georg und zog die Wagenthüre zu.

Der vordere Wagen bog in die Landstraße ein, und der Sturm kam von der Seite, sodaß das Fuhrwerk wie ein Schiff schwankte.

„Wir sind auf See!" sagte Feddersen.

Alice saß und summte bei jedem Windstoß. Bald fuhren sie und bald machten sie Halt. Die Pferde waren wie geblendet und konnten nicht von der Stelle kommen.

Knuth war fast ärgerlich.

„Es ist wirklich schade um die Thiere," sagte er.

„Aber hin wollen wir," rief Alice — sie sorgte sich sonst um jedes Vieh auf dem Hofe — und sie hörte auf zu summen.

Es kam ein neuer Stoß des Sturmes. Der Wagen wurde fast in die Höhe gehoben.

„Sehen Sie nach dem andern Wagen!" rief Alice.

„Man kann kein Fenster aufmachen," erwiderte Knuth.

Es war so dunkel im Wagen, daß sie kaum gegenseitig ihre Gesichter sehen konnten. Nur Berner saß mit merkwürdig zurückgelehntem Kopf, unbeweglich und stumm in seiner Ecke, seine funkelnden Augen auf die Stelle gerichtet, wo man Alicen's weißes Pelzwerk hervorschimmern sah.

„Doch, doch, wir wollen nach dem Wagen sehen,“ sagte Fräulein Alice.

Fräulein Alice wollte nach dem Wagen sehen, und Knuth bekam das Fenster herunter.

„Was ist das?“

Es gab einen tüchtigen Stoß, und der Wagen lag da:

Er lag da ganz gemüthlich — mitten in einer Schneewehe ganz auf der Seite.

„Himmlischer Vater!“ schrie Alice, auf der der Pelz des Assessors mitsamt dem Assessor lag, — drinnen im Dunkel des Wagens, wo alle durcheinanderwühlten.

Und im selben Augenblick sagte sie plötzlich ganz athemlos: „Wo ist Berner?“ als wenn er zu Schaden gekommen wäre. Nur: „Wo ist Berner?“

Berner hatte ihr schon aus dem Wagen herausgeholfen, als Feddersen und Knuth herauskrochen:

„So,“ sagte Alice, „da stehen wir ja nett!“

Der Sturm heulte und der Schnee stiebte.

„Larsen, Larsen, was machen wir nun?“

„Wir fahren heim!“ erwiderte Larsen, der sich mit den Pferden zu schaffen machte.

„Ja, Larsen,“ rief Alice, die noch immer lachte. „Aber kommen wir auch nach Hause?“

„Das kann man nicht wissen!“

Die Herren mußten helfen, den Wagen aufrichten.

Georg und Vedel kamen hinzu, und Alle standen und riefen und lachten und plagten sich mitten im Sturm.

„Ja, es ist wirklich reizend,“ sagte Georg.

Sie brachten den Wagen in die Höhe und beruhigten die Pferde.

Knuth stand und klopfte sie, als wären es seine eigenen Thiere zu Hause in Odense. Alice lachte nur.

„Ja, dann tanzen wir also zu Hause,“ sagte sie. „Denn Ball wollen wir haben“ — Mitten auf der Landstraße stand Georg und goß aus seiner Reiseflasche kleine Schnäpschen ein.

„Ja, nun ist der Wahnsinn in der Familie wirklich zum Ausbruch gekommen,“ sagte er.

Die Kutscher berathschlagten im Stillen und stiegen dann wieder auf die Böcke ......

— — —

Der Hofjägermeister, der in seiner Bibliothek über den gedruckten Verhandlungen des Amtsraths schlief, fuhr aus seinem Schlummer auf, als er die Wagen über die Schloßbrücke rollen hörte.

„Na,“ sagte er, „nun sind sie, hol' mich der Teufel, sicher umgestürzt!“

Er stürzte aus der Bibliothek heraus und lief Hansen über, der mit derselben unveränderlichen Höflichkeit in seinem Gesicht sich verneigte und sagte:

„Ja, Herr Hofjägermeister, ich glaube, die Herrschaften kommen zurück!“

„Das höre ich,“ sagte der Hofjägermeister.

„Nun liegt Alice wohl mit gebrochenen Beinen darin.“ Das war sein einziger Gedanke.

Er war schon unten an der Treppe.

Aber Fräulein Alice stand ganz ruhig in der Vorhalle unter der

Broncekrone, auf der die siebzehn Wachslichter brannten — glühend in ihrem weißen Pelzwerk.

„Guten Abend, Papachen!“ rief sie. „Ja, nun tanzen wir zu Hause!“

Der Hofjägermeister blieb stehen. Er war nur froh, sie heil wiederzusehen.

„Ja, was sagte ich?“ rief er, „aber Thorheit will ihren Willen haben!“

Der Hofjägermeister hätte vielleicht noch mehr gesagt — er hatte den Mund schon dazu geöffnet — aber Fräulein Alice klatschte nur in die Hände:

„Abgelegt, meine Herren!“ rief sie. „Nun ziehen wir um!“

Sie war schon in der Wohnstube, schnell wie der Wind. Erst mußte sie mit der Sörensen reden. Die Sörensen war eine sehr runde, „damastgebundene“ Dame, die eine braune Perrücke und eine Reihe falscher Zähne hatte, die, trotz ihres Glanzes, stets fest zugebissen waren über alle Geheimnisse der Herrschaft. Sie leitete das Haus seit zwanzig Jahren, ohne daß einer von der Herrschaft sie hatte zehn Worte sprechen hören. Hatte sie Leidenschaften, so verbarg sie sie.

In der Stille sammelte sie Goldsachen. Ihre Spezialität waren Brochen.

Fräulein Alice fand die Sörensen mit einem Häkelzeug am Tisch in ihrem Zimmer, in dem es behaglich warm war und viele Ruheplätzchen in den Ecken.

„Liebe Sörensen?“ sagte sie — und sie dachte im selben Augenblick: Herr Gott, hier ist es ja ordentlich nobel!

„Liebe Sörensen, entschuldigen Sie, wenn ich Sie störe . . . . . .“

Fräulein Sörensen sah aus, als wenn die Situation allerdings einer Entschuldigung bedürfte. Fräulein Sörensen war nicht gewöhnt, zu unvorhergesehenen Zeiten gestört zu werden.

„Aber,“ sagte Alice, „wir müssen sogleich Lichter auf den Kronen haben! Haben wir Lichter?“

„Auf welchen Kronen?“ fragte Fräulein Sörensen.

„Liebe Sörensen, im Ahnensaal . . . . und dann muß Essen gekocht und Wein aufgetragen werden und eine Masse Dinge — wir wollen tanzen!“

Fräulein Sörensen hatte sich erhoben. Sie sagte nur:

„Sehr wohl!“ Dann bewegte sie sich auf ihren geschnürten Zeugstiefeletten davon. Ihre Füße waren schwach in Folge all' des Stehens beim Essen-Anrichten.

Alice lief vor ihr her in die Speisekammer, ein mächtiger Raum mit Schränken darin, so groß, als sollte von ihrem Inhalt eine Kaserne gespeist werden. Die Schränke riß sie auf und die Schubladen zog sie aus; da gab es Zwetschgen und Pflaumen und Feigen und Chocolade in vollen Haufen.

„Ach,“ sagte sie, „wir haben ja eine Unmenge!“

„Das ist immer so,“ sagte die Sörensen.

„Hansen, Hansen,“ rief Fräulein Alice, „sagen Sie den Leuten, sie sollen sich anziehen, denn um neun Uhr soll getanzt werden!“

Hansen blieb mitten im Anrichtezimmer stehen.

„Den Leuten,“ fragte er, „den Leuten, gnädiges Fräulein?“

„Ja,“ erwiderte Alice, „den Mägden und Knechten, allen zusammen . . . . um neun Uhr . . . . . Sie haben eine Stunde Zeit . . . . .“

Alice lachte:

„Verstehen Sie denn nicht,“ fragte sie. „Wir feiern Erntefest zu Ostern!“

Fräulein Alice war schon draußen.

Hansen und die Sörensen wechselten aber keinen Blick. Doch drinnen vom Eßzimmer rief Alice:

„Und dann, Sörensen, müssen die Oefen geheizt werden!“

Sie lief in die Wohnstube hinein. Die Tausendschönchen-Schleppe trug sie in der Hand.

„Ja, also, meine Herren“ — die Leutnants hatten sich inzwischen auch ausgepackt — „nun ziehen wir um!“

„Wir ziehen um — womit!“ fragte Georg.

„Mit dem Flügel,“ rief Alice, und ihre Schleppe fiel.

Die Leutnants lachten, als wenn sie nicht begriffen, Alice aber klatschte in die Hände:

„Ja, mit dem Flügel meine Herren . . . . . wir nehmen einige Knechte zu Hilfe. Es soll doch im Ahnensaal getanzt werden.“

Sie rief Hansen herbei, er möchte einige Leute holen, und sie selbst stellte Vasen und Büsten bei Seite, während die Leutnants noch immer lachten.

Der Hofjägermeister stand mitten in all' dem Durcheinander.

„Es ist doch der reine Satan!“ sagte er.

Aber Alice lief nur zu ihm hin — sie hielt zwei Nippsachen vom Flügel in ihren Händen, — und sagte lächelnd ihm gerade in's Gesicht ein langes: „Bä . . . . äh!“

Da kamen vier Knechte herein. Sie blieben an der Thüre stehen, aufgerichtet, in einer Reihe, auf vier paar blauen Socken. Sie verzogen keine Miene.

„Helfen wir,“ sagte Alice.

Und die vier Knechte begannen den Flügel aufzuheben.

„Helfen Sie, helfen Sie!“ rief Alice den Leutnants zu.

Und die drei Leutnants mußten helfen.

Feddersen hielt einen Armleuchter.

„Berner,“ sagte Alice, „Sie stehen ja da wie im Schlaf!“

Berner stand nur und lächelte, wie einer, der den Mond zum Geschenk erhalten hatte, und ihn in seiner eigenen ausgestreckten Hand anstarrte.

„Feddersen,“ sagte Alice, „geben Sie Berner den Leuchter!“

Berner nahm ihn mit einem Ruck.

„So, Berner, leuchten Sie uns!“ rief Alice.

Die vier Knechte schleppten den Flügel die Treppe hinauf. Alice war immer voran. Ihre weiße Schleppe floß wie ein Silberstrom von den hohen Stufen hinab, aber ganz oben hielt Berner den Leuchter.

„Da stellen wir ihn hin!“ befahl Alice. Sie waren nun im Ahnensaal.

In den großen Oefen war schon Feuer, und die alten Porträts an den hohen, eichengetäfelten Wänden sahen in dem glühenden Ofenschein aus, als lebten sie.

Alice lief in die Mitte des Saales, wo die beiden Unterdiener die fünfzig Lichter der Bronzekronen anzündeten.

„Ja,“ sagte sie, „ist es hier nicht schön?“

„*Sie* sind schön,“ sagte Feddersen.

„Und das ist nur der Rahmen,“ erwiderte Alice.

Feddersen sah sie an.

„Ja, Sie, Feddersen — um das Bild!“

Plötzlich wechselte sie den Ton:

„Aber wissen die Leute nun auch, daß sie tanzen sollen?“ fragte sie.

Die Leute wußten es.

In den Gesindekammern floß bei den Knechten der Seifenschaum in reichen Strömen, und die Röcke flogen um die Mädchen, während sie ihre Oberkörper wuschen.

„Georg,“ sagte Alice, „Du läufst selbst hinüber zum Spielmann Lars. Er und sein Sohn sollen Violine spielen. Sie streichen ihre Violinen, daß man sein eigenes Wort nicht hört!“

„So, meine Herren, trinken wir ein Glas Champagner!“

Alice ging hinab, von den Leutnants begleitet. Knuth und Feddersen kamen zuletzt.

„Das ist wirklich merkwürdig!“ sagte Knuth.

„Was?“

„Na, das Ganze,“ näselte Knuth.

Feddersen ging noch ein paar Schritte, dann flog plötzlich ein Ausdruck des Schmerzes über sein Gesicht hin, das sonst völlig unbeweglich war:

„Lieber Knuth,“ sagte er, „die Menschen sollen niemals neidisch sein!“

„Nein,“ sagte Knuth, der gar nicht begriff, was „das Ministerium“ eigentlich meinte.

„Aber,“ fuhr Feddersen fort, indem er auf einem Treppenabsatz stehen blieb:

„Wer nun ein Kämmerlein hätte, könnte dort hineingehen und beten, daß dergleichen von Dauer sein möchte.“

Knuth erwiderte nichts mehr. Er hatte noch niemals bemerkt, daß Feddersen phantasierte.

„Aber,“ fuhr Feddersen fort: „Feste sind Feste . . .“

Da ging Knuth plötzlich ein Licht auf:

„Und das Leben ist das Leben,“ sagte er.

Drinnen in der Wohnstube hatte Hansen bereits die Kühler aufgestellt.

Leutnant Georg blieb vor dem Anrichttischchen stehen, auf dem sie standen:

„Das ist wirklich ein ewiges „Abendmahl“ in diesen Feiertagen,“ sagte er.

Alice hatte die Kelchgläser erblickt, da wandte sie sich an Hansen:

„Nein, Schalen!“ gebot sie.

Und sie streckte ihren Arm empor, als erhöbe sie bereits einen Becher.

Sie ging durch das Gemach zu ihrem Lieblingsplatz hin unter den großen Palmen.

Die Lampen dort standen niedrig, sodaß die Schatten der Bäume unter dem Plafond lagen, wie unter einem mächtigen gewölbten Zelte.

„Feddersen,“ sagte sie dann — Hansen ließ vorsichtig die Champagnerpfropfen knallen — „Feddersen — Sie, nun ist es Guitarre-Zeit!“

Die Leutnants saßen ringsum, es war so seltsam viel Platz im Zimmer und so weit von einem zum andern, weil der Flügel fort war.

„Ja,“ sagte Knuth, dessen Eremitage-Schlüsselbein nach der Anstrengung mit dem Flügel nicht wenig schmerzte:

„Ein wenig Guitarrespiel wäre nicht übel!“

„Sing' uns was!“ rief Bedel.

Auch der Premierleutnant Bedel bedurfte ein wenig der Ruhe. Er war nicht gewöhnt an solche Anstrengungen und wurde von Festlichkeiten,

die allzu lange dauerten, ohne daß man zu wirklichen „Thätlichkeiten" überging, etwas müde.

Berner saß in seiner Ecke, und Feddersen hatte die Guitarre aus der Fensternische geholt.

Alice erhob den Kopf:

„Na, Sie Mann ohne Gesicht" — das war ihr Kosename für Feddersen; sie sagte immer, an jenem Tage, da Herr Feddersen den Einfall bekommen hätte, sein eigentliches Gesicht zu verstecken, bekam er eins von einem Modejournal —:

„Singen Sie also! Wir hören zu!"

Feddersen saß ein Weilchen. Seine plötzlich klaren Augen hatte er starr auf eine Lampe gerichtet. Dann sang er, während seine Hand zur Begleitung über die Saiten hinglitt:

„Zahllos sind die Freuden,
lustig, wie das Vergeuden,
rosenbekränzte Freuden
an jedem Ort.
Stille doch herrscht dort —
Schweigen tritt dort ein,
selbst im Fröhlichsein,
kommt die Lieb' herein.

Liebesgierig zwei Lippen harren,
brennend sehnsuchtsvoll,
nach Berührung toll;
vielberedt die Blicke starren
ineinander so lang, so warm,
bis die Gluth zum Herzen drang.
Lieberfüllt sie zögern bang
einen Augenblick — —
liegen sich im Arm.

Zahllos sind die Feste.
jauchzende Jubelfeste,
rosenbekränzt die Gäste
an jedem Ort.
Stille doch herrscht dort,
wo beim Lampenschein
in das Kämmerlein
kommt die Lieb' herein!

Feddersen hielt inne. Er hatte seine Augen wieder niedergeschlagen, und es war einen Augenblick still im Zimmer.

Dann sagte Georg:

„Wer ist der Dichter?"

Feddersen antwortete nicht sogleich — dann nannte er einen Namen.

„Das ist ein Mann, der sich d'rauf versteht!" meinte Georg.

Leutnant Bedel hatte nur seine langen Beine ungraziös ein wenig zu weit von sich gestreckt.

Niemand wußte, ob Fräulein Alice zugehört hatte. Sie hatte ihren Kopf an die Lehne ihres hohen Stuhles gelegt, und von dem silbernen Netz über der Lampe ergoß sich ein verschleiernder Schimmer über ihr nach oben gewandtes Gesicht.

Dann erhob sie plötzlich den Kopf:

„Und doch,“ sagte sie, „es ist merkwürdig, wie wenig die Dichter davon wissen, wie tief die Menschen lieben können!“

„Aber“ — plötzlich sprang sie auf — „die Leute sollen Apfelschnitte haben! Die Leute glauben ja gar nicht, daß es ein Fest ist, wenn sie nicht Apfelschnitte bekommen!“

Sie klingelte nach Hansen und ertheilte ihm schnell Befehle wegen der Apfelschnitte.

„Die Eleven müssen sie backen,“ sagte sie, „sie müssen abwechselnd backen und tanzen. Die Leute müssen doch Apfelschnitte haben!“

Die „Eleven“ waren drei Töchter von verschiedenen Gewerbetreibenden, die ihre Zeit in festgeschnürten Corsets und vollständig fern von den Ihren verbrachten, während sie unter der Aufsicht der Sörensen ausgebildet wurden und ganz im Geheimen die Kleinigkeit von dreihundertundvierzig Kronen jährlich an selbiges Fräulein Sörensen dafür bezahlten, daß sie ihre Arbeiten verrichten durften.

„Und dann sollen sie Wein haben!“ sagte Alice.

„Du solltest ihnen lieber Punsch geben!“ warf Georg ein.

Alice entgegnete nichts darauf. Sie schüttelte nur ihren Kopf.

„Chères bêtes,“ sagte sie, „wie schön ist es doch, reich zu sein!“

Sie ergriff ein Glas. Der Wein perlte fast rosenfarbig in dem flachen Glase.

„Frohes Fest!“ riefen die Leutnants.

Und sie leerten die Gläser.

„Ja,“ sagte Alice, „nun beginnen sich die Räume zu füllen!“

Ganz unbewußt und unwillkürlich trat Berner die paar Schritte vor und ergriff Alice's Arm.

„Danke, Berner!“ sagte sie und lächelte.

Die Andern mußten ein Stück hinterher gehen, denn ihre Schleppe war lang, und sie hob sie nicht auf.

Die Vorhalle war ganz voll von den Leuten des Hofes.

„Guten Abend, Leute,“ sagte Fräulein Alice. „Aber so kommt doch hinauf! So kommt doch hinauf!“

Einige von den Knechten und Mägden gingen die Stufen hinauf. Sie schlichen so seltsam, als wären sie gewöhnt, hier nur auf Socken zu gehen. Die beiden Stubenmädchen standen auf dem Treppenabsatz und verneigten sich.

„Aber so kommt doch, so kommt doch!“ sagte Alice immer wieder.

„Bringen Sie nun ein bißchen Leben in die Geschichte, meine Herren Leutnants,“ flüsterte sie.

Die Leutnants — die sich selbst ein wenig unangenehm lahm in den Knieen fühlten — forderten die „Damen“ auf und marschierten mit ihnen in den Saal hinein, wo Feddersen bereits am Klavier saß und mit dem Instmann und seinen Söhnen, die in weißen Socken waren, um die Wette spielte.

„Einen Marsch, einen Marsch,“ rief Alice, die mit Berner voranging, während die Knechte und Mägde sich an der Thüre drängten, bis sechs Schweden, mit sehr geraden Schultern, jeder mit seinem Mädchen, antraten, wie Männer, die schon früher dabei gewesen sind.

„Das ist recht, das ist recht!“ rief Alice.

„Aber er kann nur einen Marsch,“ sagte Feddersen, als sie am Klavier vorbeikam.

„Na, dann spielen Sie den!“ rief Alice und lachte.

Es war der „Kronprinz-Friedrich-Marsch.“

Der Instmann und sein Sohn stürzten sich in den Marsch hinein, als bildeten sie das Orchester des Riesen-Karussels beim Erntefest.

Allmälig kamen auch die Andern hinein — die Kutscher mit den Stubenmädchen — und sie marschierten im langen Zug mit Gesichtern, die so feierlich waren, als wanderten sie bei der Volksbescheerung am Abend vor Weihnachten um den Weihnachtsbaum.

Alice ging voran.

„So, Berner,“ sagte sie. „Nun wird rundgetanzt!“

Sie ließ seinen Arm los und verneigte sich vor dem Kutscher Lars.

„Sie, Lars,“ sagte sie.

Sie tanzte mit dem Kutscher mitten im Saal einmal herum. Dann nahm sie den Nächsten und wieder den Nächsten.

Dies war ein Ackerbau-Eleve, der wie eine Päonie erglühte und seine Handschuhe durchschwitzte.

Sie schloß mit einem Instmann.

Es war, als führte sie sie Alle durch den Saal, und Alle wurden hineingezogen — die Leutnants und die Knechte und die Schweden. Die beiden Diener begannen Wein herumzureichen, und die Mädchen, die an solch starke Getränke nicht gewöhnt waren, bekamen rothe Köpfe und wischten sich mit den Kleiderärmeln den Schweiß von den Backen. Auch Gespräche begannen sich zu entwickeln, die Knechte tranken ihre Gläser aus und stellten sie bei Seite in den Fenstervertiefungen, während Bedel eine der festgeschnürten Elevinnen aufgefordert hatte, die dicht an seine Uniformwattierung geschmiegt tanzte, mit dem ganzen heimlichen Drang der Provinz zur Hingabe.

Alice tanzte voran, mit der Schleppe in der Hand, erhobenen Hauptes, meist, als g i n g e sie nach dem Takt.

Der Hofjägermeister war auch hineingekommen.

Er ging mit rothem Gesicht umher und stieß an — der Hofjägermeister hatte stets einen ganz merkwürdigen Gang, als stiege er mit hohen, langschäftigen Stiefeln daher.

„Na,“ sagte er immer wieder, „sie sind ja verrückt — aber wenn sie sich nur amüsieren.“ . . .

Die drei Schweden hatten drei Mädchen in eine Ecke gedrückt, wo sie bei der Unterhaltung ihre schwedische Männlichkeit durch malerische und etwas herausfordernde Stellungen zur Geltung brachten.

Der Hofjägermeister war in einer andern Ecke stehen geblieben, er stand da und betrachtete seine Tochter mit leuchtenden Augen:

„Ja,“ sagte er dann — er mußte etwas sagen, und ihm zunächst stand ein alter Instmann — „sie ist wirklich groß geworden!“

Der Instmann hieß Per Eriksen.

„Ja,“ sagte er langsam, „das gnädige Fräulein ist ja sozusagen erwachsen!“

Per Eriksen war der älteste Instmann. Sein Temperament war ein düsteres, und er entsann sich aller Unglücksfälle auf dem Gut seit siebzig Jahren — gerade seit der Zeit, da die Tante des Hofjägermeisters sich am Ofenrohr erhängte.

„Ja, das war damals,“ sagte Per Eriksen jedes Mal, wenn er wieder von dem Rohr und der Tante erzählt hatte.

Zwanzig Paare waren nun beim Tanz, sie sausten nur so durcheinander:

„Schneller, schneller," rief Alice.

Und Feddersen schlug wilder auf die Tasten.

Sie stand zwischen zwei Fenstern neben Berner:

„Sehen Sie," sagte sie, „nun haben wir doch ein Fest!"

Der Lärm stieg, der Laut der Tanztritte über den Eichenholz-Boden hin ertrank im Gelächter und im Geschwätz.

Leutnant Georg, der jedes Frauenzimmer unter vierzig aufforderte, schwitzte tüchtig bei seiner Repräsentationspflicht.

„Aber wo sind Gutsverwalters?" fragte Alice.

Gutsverwalters waren vergessen. Hansen wurde ausgesandt, die Familie zu holen.

„Aber, mein Gott, sie liegen sicher schon im Bett," sagte der Hofjägermeister.

„Dann sollen sie auf!" sagte Alice. „Heute Nacht sollen Alle wach sein!"

Sie stand neben Berner und blickte über die Tanzenden hin, die in dem Schein der Bronzekronen nur ein wüstes Gewimmel bildeten. In den Ecken tranken die Instleute still den Portwein, als wären es Schnäpse.

Ein Lächeln glitt über das Gesicht Alice's hin.

„Lieber Freund!" sagte sie und wandte sich an Feddersen, dessen dunkle Augen sich plötzlich von den Tasten erhoben und einen Augenblick in den ihrigen ruhten:

„Spielen Sie einen Walzer! Einen langsamen Walzer!"

Ein langsamer Walzer, das war zuviel verlangt von dem Instmann und seinem Sohn. Sie ruhten sich aus, mit einem Glase zwischen den ausgespreizten Beinen und mit ganz aufgelösten Gesichtern, als befänden sie sich in der letzten Abtheilung des römischen Bades.

„Nun, sollte ich wirklich mit der Sörensen tanzen," sagte der Hofjägermeister, der zum Flügel hingekommen war.

Aber Herr Feddersen hörte nichts.

Er hatte den Walzer begonnen.

Plötzlich hörten Alle, die auf dem Tanzboden waren, auf, und der Platz wurde so leer, als wäre der Schwarm fortgefegt.

„Berner," sagte Alice, „nun ist die Reihe an uns!"

Sie tanzten allein. Geschmeidig schmiegte sich ihr schlanker Körper in seinem Arm, indem sie langsam dahintanzten.

Niemand folgte ihnen.

Die Töne des Flügels, der jetzt allein erklang, begleiteten sie gleichsam in die Ferne, die Flammen der Wachslichter auf den Kronen, die bei dem Getümmel des Schwarms hin und hergeflackert waren, brannten wieder still und gerade. Sie tanzten und tanzten. Keiner von ihnen sprach.

Alice sah nur Berners weichen Mund, dessen Linien zitterten.

„Axel" sagte sie und wiederholte zweimal seinen Namen.

Der Walzer war zu Ende.

„Nun wieder eine Galoppade," rief Alice.

Sie ging an Berners Arm am Flügel vorbei. Und als der Tumult wieder stieg, und alle Leutnants tanzten, sagte sie und lachte ihm gerade in's Gesicht:

„Berner, sagen Sie es denn!"

Aber Berner sprach nichts. Sein Antlitz war nur ständig dem ihrigen zugewandt, etwa wie das eines Naturanbeters der Sonne.

Plötzlich funkelten Alice's Augen.

„Berner, Sie sind unmöglich!“ sagte sie.

Und dann lief sie schnell zum Flügel hin, schob Feddersen fort, setzte sich selbst auf seinen Platz und sang, mitten in dem Tumult, in dem alle Stimmen zusammenflossen:

Hühnerfutter und Karotten,
Und den Hals von einem Schwan,
Liesen küssen und dann Lotten,
Nein, das thut kein braver Mann!
Weit aus England her ich kam,
Stamme von den bravsten Leutchen!
Willst Du sein mein Bräutigam,
Bin ich gern Dein Bräutchen!“

Berner war zu ihr hingegangen. Es war, als flammte sein Gesicht in einer plötzlichen Gluth. Und ganz unbewußt, übermüthig, in plötzlichem Jubel schob er sie stürmisch fort und sang selbst — er hatte nie gewußt, daß er singen konnte:

„Hühnerfutter und Karotten,
Und den Hals von einem Schwan,
Liesen küssen und dann Lotten
Ja, das thut kein braver Mann!
Wenn ich nicht aus England kam,
Stamm' ich doch von bravsten Leutchen!
Gern bin ich Dein Bräutigam,
Willst Du sein mein . . . .“

Er führte es nicht ganz zu Ende. Hand in Hand standen sie einen Augenblick vor dem Flügel. Keiner von ihnen sprach.

„Komm, Berner,“ sagte Alice.

Langsam gingen sie auf eine der Altanthüren zu, und Berner öffnete sie.

„Schließe sie, Axel!“

Auf dem Altan war es still. Kein Lärm drang durch die starke Thüre hinaus.

Da standen sie Beide, lange, Schulter an Schulter.

„Alice, wie ich Dich liebe!“

Seine strahlenden Augen leuchteten über ihrem Antlitz, während sie weiß auf dem schneeweißen Altan stand.

„Wie ich Dich liebe!“

Lange standen sie da und lange schwiegen sie. Von Liebkosungen war keine Rede.

„Wie ich Dich liebe!“

Die schneebedeckte Gegend lag wie eine einzige Brautdecke vor ihnen. Ueber ihnen zogen still die Sterne.

„Sieh die Sterne, Axel!“ sagte Alice. „Sieh die Sterne leuchten für uns!“

Aber Berner flüsterte nur, sagte nur immer wieder, bebend leise, als wäre er nur da, allein diese vier Worte zu sprechen, als könnte er nichts Anderes hervorbringen:

„Wie ich Dich liebe!“

— — — — —

Im Saal war inzwischen die Gutsverwalters-Familie angekommen. Es waren zwei mürrische Damen, Mutter und Tochter, deren Kleider nach

alter Eau-de-Cologne rochen und so zerknittert waren, wie durch langes Hängen im Kleiderschrank die Garderobe zu werden pflegt.

Die beiden Damen kamen, sich verneigend, zu Alice hin:

„Das ist ja ein ganzes Fest und so improvisiert," sagte die Frau.

„Nein!" erwiderte Alice und lachte plötzlich. „Das ist schon lange vorbereitet und lange erwartet."

Im ganzen Saal tanzten sie.

Alice stand still an Berners Arm.

„Axel," sagte sie „laß Freude um unsere Freude sein!"

Pariser Kunst von Heute.

Von **Camille Mauclair.**

Ich will hier den Versuch machen, ein Bild der Künstlersitten des modernen Paris zu entwerfen und den Leser bitten, mich auf einer Wanderung durch die Ateliers und die Ausstellungen zu begleiten. Ich hoffe, eine ziemlich genaue Vorstellung dieses Lebens und Treibens bieten zu können, mit unbekannten, vielleicht nicht uninteressanten Streiflichtern.

Wenn ich es hier unternehme, eine gewisse Anzahl von Erfahrungen zu sammeln, die dem künstlerischen Milieu entstammen, in dem ich seit zwölf Jahren lebe, so gehe ich dabei nicht allzuweit zurück und werde nicht erst von den Uranfängen des Impressionismus sprechen. Es dürfte richtiger sein, von den jungen Künstlern zu erzählen, die noch kein berühmtes Leben hinter sich haben, und vor allem, wie die künstlerischen Kulturen der Malerei und Bildhauerei organisiert sind; diese Dinge hat die Kritik noch nicht genügend gewürdigt, und doch haben sie ihre Bedeutung, um vielerlei in der Gesamtproduktion der pariser Kunst verständlich zu machen. Wir haben es hier mit einer außergewöhnlichen Fülle von Tendenzen, Gebräuchen und Geschmacksrichtungen zu thun, und gerade diese Fülle macht Paris zu einer Kunstmetropole, die von keiner andern Stadt erreicht wird. London, München, Dresden, Brüssel, Rom, New-York besitzen wunderbare Künstler, die aber in jeder Stadt eine für sich allein dastehende Kaste bilden. Nirgends haben sich die Künstler so unter das Publikum gemischt, wie in Paris; sie sind mit ihm vertraut und nehmen am täglichen Leben, sowohl an dem des Volkes, wie auch an dem gesellschaftlichen, teil. Darum ist man auch nirgends so von ihren Sitten unterrichtet wie hier; sie haben keine Geheimnisse. Ebenso wie ihre Werke klären auch ihre Gebräuche über sie auf, und die einen gehen aus den andern hervor. Allerdings muß man bemerken, daß diese Eigentümlichkeit durch die erstaunliche Beobachtungsgabe und Modernität der neuen französischen Kunst gerechtfertigt wird. Sie hat sich mehr als je den Sitten und der Bewegung der Straße angepaßt und sich ihren lebendigen und täglichen Ausdrucksformen angeschlossen. Wie könnte man zum Beispiel Zeichner wie Forain beurteilen, wollte



man sie von den Salons und den pariser Boulevards trennen, deren direkter Ausdruck sie sind?

Der Impressionismus hat sich endlich in Paris Bahn gebrochen. Das ist eine glorreiche und gerechte Thatsache. Der Impressionismus ist seit Delacroix die größte französische Bewegung gewesen und beeinflußt heute die Maler von ganz Europa. Eduard Manet ist heute über jede Diskussion erhaben. Das Museum des Louvre harrt seiner schönsten Gemälde, das Museum des Luxembourg fühlt sich dadurch geehrt; die Museen von Dresden und Philadelphia weisen prachtvolle Erzeugnisse seiner Kunst auf. Die andern impressionistischen Meister wie Degas, Claude Monet, Renoir, Pissarro werden noch immer von den offiziellen Malern lebhaft bekämpft, die sich auch jetzt hartnäckig weigern, sie überhaupt als Künstler anzuerkennen. Als Manets Freunde zusammentraten, um dem Luxembourg-Museum die „Olympia" zu verehren, da protestierten die Maler der Akademie. Als der impressionistische Maler Caillebotte im Jahre 1896 dem Staate eine prächtige Sammlung von Werken seiner Schule hinterließ, bedurfte es wahrer Schlachten, damit die Regierung nicht der Wut der Offiziellen nachgab. Sie drohten, die Akademie und die „Ecole des Beaux-Arts" zu verlassen und erklärten, „die Ausstellung „solcher Greuel" in einem Museum „bedeute die Regierung jeder Lehrmethode" und käme einer Demütigung für die Tradition des französischen Talents gleich. Erst infolge der hartnäckigen Bemühungen von Kritikern und Schriftstellern wie Roger Marx, Geffroy und einigen andern konnte man dieser prächtigen Sammlung, in der man unter andern sieben Degas, acht Monets, drei Manets, und fünf der schönsten Renoirs zählt, einen kleinen Saal des Luxembourg-Museums anweisen. Die Intriguen der offiziellen Maler sind schuld daran, daß die impressionistischen Meister nicht dekoriert worden sind. Manet erhielt seine Auszeichnung zu Ende seines Lebens, als sein Freund Proust Minister der „Schönen Künste" war, und außerdem bekam er zwei Medaillen in den Salons. Doch alle andern wurden zurückgewiesen, stellten nur in Privat-Galerien aus, und keiner ist Mitglied der Ehrenlegion. Es würde übrigens heute fast lächerlich erscheinen, wollte man so berühmten Leuten wie Degas oder Monet oder Renoir ein Bändchen verleihen, sie brauchen das nicht, und würden es sicherlich zurückweisen.

Aber wenigstens hat dieser Haß der Bewunderung des Auslandes und des Publikums keinen Einhalt zu thun vermocht. Das Haus Durand-Ruel, die bedeutendste Kunsthandlung von Paris, ist ein laufendes Museum dieser schönen Werke. Man kauft sie durchschnittlich für 8000 bis 15000, ja sogar für 20000 Francs. Sie sind der Schmuck der reichsten europäischen Sammlungen. Amerika ist erpicht darauf, und die Zeitungen sprechen von ihnen mit der größten Achtung. Diese „Exkommunicierten" sind meisterhafte Künstler, die unendlich höher gewertet werden, als Leute wie Bouguereau. Gérome oder Lefebvre, die man doch mit Orden und akademischen Titeln überschüttet. Während das Publikum gleichgiltig an den Bildern dieser Maler vorübergeht, weisen die „Salons" eine Fülle von Gemälden auf, bei denen der Einfluß Manets und seiner Freunde unverkennbar ist, denn diese sind die wahren Lehrer der ganzen jungen Generation. Darin liegt eine merkwürdige Revanche. Der Impressionismus hat thatsächlich eine siegreiche Revolution geschaffen, und die Hohenpriester der offiziellen Kunst müssen ohnmächtig zusehen, wie sich diese sogar bis in ihre Ateliers eindrängt.

Allerdings setzen sie an der „Ecole" noch immer die falsche klassicistische Lehrmethode fort und verbieten auf das strengste jede originelle Farbengebung, jedes dekorative Gefühl in der Interpretation der Form. Die jungen Leute betrachten die Schule dagegen nur als ein gutes Mittel, anatomische und kunstgeschichtliche Kurse mitzunehmen; auch finden sie hier leichte Gelegenheit zu Reisen und Stipendien — die hauptsächlichste Anziehungskraft bietet wohl der dreijährige Aufenthalt in Rom — doch im Grunde ihres Herzens mißbilligen sie die ganze Lehrmethode. Man sieht nicht selten vor der Thür der „Ecole" bei den zahlreichen Skizzenhändlern, die in der Nähe dieses ehrwürdigen Tempels wohnen, helle Aquarelle und Zeichnungen im kühnsten impressionistischen Stil. Sie sind hier zu niedrigen Preisen von Schülern verkauft, die nach Beendigung des Kursus, in welchem sie sich wohl hüten werden, Manet zu rühmen, nach der Natur zeichnen

und alle schönen Grundsätze des offiziellen Lehrers vergessen. Dafür nehmen sie lieber eine gute Lektion in der Wirklichkeit des Lichts, der Bewegung und der Natur.

Der berühmteste Fall war wohl der des großen Malers Albert Besnard, der im Jahr 1874 auf Grund des „klassischsten" Gemäldes den „Preis von Rom" bekam und sich schon 1876 als ein Kolorist von phantastischster Keckheit entpuppte.

Von irgend einer Solidarität an der Schule ist gar keine Rede. Die Schüler merken alle, daß, was man sie schaffen läßt, nicht das moderne Ideal ist; die Freiheitslust und der Sinn für Charakteristik in der Kunst ist zu groß, als daß sie sich nicht von den ästhetischen Formeln, den nackten Gestalten, den Ledas, den Amors und Galatheen, die man sie malen läßt, gelangweilt fühlen sollten. Auch die Lehrer glauben nicht so recht an ihre Mission. Sie fühlen sich moralisch verlassen und thun nichts weiter, als ihren Schülern korrekten Zeichenunterricht zu erteilen; darauf beschränken sich wenigstens Jean-Paul Laurens und Lefebvre. Nur Bouguereau und Gérome wollen den Schülern sogar ihre Denkweise und ihre Ansichten aufdrängen.

Außer in der „Ecole" wird der akademische Zeichenunterricht in zahlreichen Privatateliers von renomierten Malern erteilt, und dadurch dürfte die Schule in kürzester Zeit ihre Daseinsberechtigung verlieren. Sie wird dann nur noch als Nationalbibliothek dienen und einen Vorwand zu unentgeltlichen Kursen abgeben; einen erzieherischen Einfluß auf den Stil dürfte sie aber nicht mehr haben.

Der letzte große Mann, der ein Atelier besessen und einen Einfluß ausgeübt hat, war Gustave Moreau. Dieser große Visionär, ein Aquarellmaler ersten Ranges, war trotz der Opposition seiner offiziellen Kollegen, die ihn verabscheuten, zum Professor ernannt worden. Er entwickelte sich zu einem wunderbaren Lehrer. Schon nach zweimonatlicher Lehrthätigkeit verließen alle Schüler ihre bisherigen Ateliers und kamen zu ihm. Er wandte sich an ihre Seele und ihren künstlerischen Charakter, erklärte ihnen die wahren Schönheiten der alten Kunst, gab ihnen die Bewunderung für die Freiheit, den Haß gegen die Nachahmung, und wies sie darauf hin, die Natur nur persönlich anzusehen. Moreau schuf sich eine Gruppe von Schülern, denen er seine Manier und seine Stoffe keineswegs aufdrängte, die es ihm zu verdanken haben, wenn sie große Künstler geworden sind und die die Jahre der Erziehung zurückgelegt haben, ohne in ihrem wahren Können beeinträchtigt zu sein. Ich nenne Henry Rouault, der religiöse Scenen von interessantem, archaistischem Charararkter malt; Milcendeau und Eugène Martel, zwei Interieurmaler; Jules Besson, ein moderner religiöser Maler; Georges Desvalliers, der merkwürdige, mythologische Figuren erfindet; die Porträtisten Albert Braut und Sabetté und vor allem Albert-Simon Bussy, ein Figurenmaler und Landschafter von kräftiger und starker Originalität, den man sicherlich als einen der größten französischen Maler der Zukunft bezeichnen kann. Diese Gruppe junger Künstler ist alles, was die „Ecole" seit langer Zeit für sich in Anspruch nehmen konnte. Leider hat der plötzliche Tod Gustave Moreaus diesen wunderbaren Unterricht unterbrochen, bevor er den allgemeinen Geist der Schule noch umzuwälzen vermocht, und alles läßt darauf schließen, daß der Verfall unheilbar geworden ist. Es bedürfte eines großen Künstlers mit freier Anschauung, wie Besnard, Degas oder Fantin-Latour, um das hohe Werk Moreaus wieder aufzunehmen. Man wird sie nicht ernennen, und die „Ecole" wird sicher — ich wiederhole es — eine Nationalbibliothek ohne den geringsten Wert werden.

Die Professoren der „Ecole" erteilen dort etwa 3—4 mal Unterricht und haben außerdem noch private Kurse, die sie sich sehr teuer bezahlen lassen, und die hauptsächlich von ausländischen Damen besucht werden. Außerdem giebt es in Paris eine gewisse Anzahl von Akademien, deren bekannteste die Akademie Julian ist, die zahlreiche Filialen hat und deren Kurse von Malern geleitet werden, die in den offiziellen „Salons" ausstellen und alle mehr oder weniger Medaillen besitzen. Es herrscht hier eine gewisse Tradition vor, die aber derartig verunstaltet ist, daß man sie nicht mehr zu erkennen vermag. Thatsächlich giebt es in Paris kein einziges Atelier, in welchem die Tradition der Aktmalerei intakt erhalten ist. Seit der Realismus und der Impressionismus die historische Malerei verdrängt

und das Studium des lebenden, in natürlichem Lichte beobachteten Modells in seinem Milieu zum Prinzip erhoben haben, seitdem ist die klassische Methode gewissermaßen fossil geworden. Man glaubt nicht mehr daran. Die großen Aktmaler der heutigen Zeit, Degas, Besnard, Rochegrosse, Renoir interpretieren sie mit einer scharfen Wahrheitsliebe, die alle „vornehmen" Mätzchen des Klassizismus ausschließt.

Ehe wir die „Offiziellen" verlassen, müssen noch die beiden Ateliers erwähnt werden, die der Staat in der Porzellanmanufaktur von Sèvres dem Kupferstecher Bracquemond und dem Bildhauer Henri Cros eingeräumt hat. Der eine schafft hier schöne Keramiken, der andere macht interessante Experimente in Glas, die er zu dekorativen Werken benutzt und die gewissen pompejanischen Arbeiten sehr ähnlich sehen. Schließlich hat noch der geniale Bildhauer Rodin die Erlaubnis erhalten, in einem offiziellen Lokal zu wohnen, und zwar im staatlichen Marmordepot in der Nähe des Trocadero. Er lebt hier in einem kahlen Atelier, dessen einziges Mobiliar einige Strohstühle bilden. Seine hier aufgestellten Werke bilden den ganzen Schmuck des Lokals, das auf einen großen, mit ungeheuren Kastanienbäumen bepflanzten Hof hinausgeht, in welchem gewaltige Marmorblöcke, teils unbehauen, teils halb zerschlagen, lagern: weiße Phantome.

In Fällen, wo ein Bild so große Dimensionen annimmt, daß ein gewöhnliches Hausatelier nicht ausreicht, leiht der Staat dem Maler ein Lokal. So führte Rochegrosse seinen ungeheuren „Tod Babylons" in einer Galerie des in der Rue des Champs-Elysées belegenen kolossalen Industriepalastes aus, der heute niedergerissen ist und an dessen Stelle die neuen Ausstellungspaläste getreten sind. Hier arbeitete er im Winter bei sieben bis acht Kohlenbecken, an denen er sich von Zeit zu Zeit wärmte, indem er von seinen Leitern herniederstieg. Auch die Maschinengallerie und die Dekorationswerkstätten der „Großen Oper" werden zu diesem Zwecke verliehen.

Ich komme nunmehr zu den Künstlern, die zu der offiziellen und klassischen Welt keine Beziehungen haben.

Drei Gegenden kann man unterscheiden, in denen sie ihre Hütten gebaut haben, drei Gegenden, die materiell und künstlerisch durchaus von einander verschieden sind. In der Gegend des Arc de Triomphe, der Avenue de Villiers und der Plaine Monceau (neben dem Park gleichen Namens) haben sich die reichen und eleganten Maler niedergelassen. In Montmartre hausen die Zeichner, die Impressionisten, die Bohémiens, während im Viertel des Luxembourg und des Mont-Parnasse, das sich bis zum linken Ufer der Seine, bis hinter das Quartier Latin hinzieht, viele alte klassizistische Maler, Bildhauer und Kupferstecher, Zinngießer, Emailleure und Glaskünstler wohnen; es sind im allgemeinen sehr ruhige Leute von fast volkstümlichen Sitten, die jedem Lärm und jeder Reklame abhold sind.

Die englischen, amerikanischen und dänischen Maler, die immer zahlreicher nach Paris kommen, nehmen das ganze rechte Ufer ein. Die Plaine Monceau und das Quartier de l'Etoile sind große schattige und ruhige Avenuen, die von kleinen eleganten Hotels eingeschlossen werden. Die Bezirke Levallois und Neuilly, die jenseits der Befestigungswerke liegen und sich in einer entzückenden Landschaft bis zur Seine erstrecken, sind seit einer Reihe von Jahren eine Art Faubourg geworden. Die alten Gärtner- und Bauernhäuschen haben Häusern und Ateliers nach englischer Mode Platz gemacht. Sogar das große Dorf Asnières, das auf dem andern Ufer der Seine à la campagne liegt, wird durch zahlreiche Züge und Dampfwagen mit Paris verbunden, die in 15 Minuten bis zur „Großen Oper", in den Mittelpunkt der Stadt hineinfahren. Diese ganze Gegend wird von ausländischen Malern bevölkert, die hier Ateliers mit Garten suchen. Die Avenue de Villiers und die Straßen in der Nähe des Arc de Triomphe werden von den Porträtmalern der vornehmen Gesellschaft, den Genremalern und der ganzen Klasse der begüterten Künstler bevorzugt, die hier eine Art Kolonie bilden und in beständigem Verkehr miteinander stehen. So wohnen in der Nähe der Place de Courcelles, die am äußersten Ende der Rue de Villiers liegt, in einem Umkreise von 200 Metern die Maler Besnard, Forain, Boldini, Helleu, Rochegrosse, Raffaelli, Chéret, Dagnan-Bouveret, Le Sidaner, Lerolle; hier wohnten der Musiker Ernest

Chausson, der Dichter Georges Rodenbach, auch Stephane Mallarmé, der Maler Puvis de Chavannes, die seit einem Jahre tot sind, und mit denen alle diese Künstler verkehrten. Hier wohnen jetzt noch der Dichter Pierre Louys, der Musiker Claude Debussy, nicht weit von dem alten prächtigen Hotel Munkacsy und dem Hause des Militärmalers Detaille. Man kann sagen, daß nur wenige Häuser dieses eleganten Viertels von Paris nicht von Künstlern bewohnt werden.

Diesen Malern fehlt es weder an Ruhm noch an Luxus. Sie werden in der französischen, englischen und amerikanischen Aristokratie empfangen, die ihrem eleganten Impressionismus die freundlichste Aufnahme bereitet. Die offiziellen Persönlichkeiten, sowie die Vertreter des Kapitalismus und der reichen Bourgeoisie lassen sich nach wie vor von Bonnat, Lefebvre, Benjamin-Constant und Carolus-Duran malen. Das sind die großen Lieferanten, und ein Porträt von ihnen im „großen Salon" ist ein Beweis von Vermögen, weil man ganz genau weiß, daß dafür wenigstens 20000 Francs bezahlt werden. Doch die neue Aristokratie mit den ultramodernen Geschmacksrichtungen, die ihre englischen Möbel von Maple und Liberty bezieht und fanatisch für Wagner und Nietzsche schwärmt, läßt sich gern von jungen Meistern malen. Besnard, La Gandara, Helleu werden von den eleganten Damen am meisten gesucht und haben fast alle unsere hübschen Frauen verewigt. Ihnen muß man noch Jacques Blanche und Aman-Jean zugesellen, die hauptsächlich junge Mädchen porträtieren und Boutet de Monvel, der entzückende Kinderbilder schafft. Helleu hat sich auch einen bedeutenden Ruf als Zeichner und Kupferstecher erworben, indem er eine Reihe von Skizzen einer Person veröffentlichte, in deren Häuslichkeit er längere Zeit lebte; er schuf damit nicht ein Porträt, sondern ein Album charakteristischer Attitüden. So ließ sich die Gräfin Greffulhe herbei, der Laune des Künstlers zu dienen, der einen Monat lang bei ihr wohnte und zahlreiche Bleistiftskizzen von ihr aufnahm. Dieses Beispiel hat Nachahmung gefunden. La Gandara hat nach derselben Idee mehrere bemerkenswerte Lithographien veröffentlicht. Solchen Malern hat man es zu verdanken, wenn man jetzt schon in den Hotels und Salons eines großen Teils der reichen Gesellschaft Bilder findet, die interessante Kunstwerke darstellen, und nicht mehr jene abscheulichen Porträts, jene Kniestücke mit der theatralischen Pose, dem falschen Glanz und der spießbürgerlichen und protzenhaften Haltung, wie sie die Leute zeigen, denen das Vermögen keinen Geschmack beizubringen vermocht hat.

Wenn wir dieses aristokratische Viertel der glücklichen Maler, die sich „durchgerungen" haben, verlassen, um im Fluge ganz Paris zu durchziehen, so finden wir im Quartier Latin auf dem Hügel des Mont-Parnasse eine Colonie recht bescheidener Künstler. Hier sind die Mieten sehr mäßig. Es giebt hier starkbevölkerte Straßen und Avenuen, die sich bis in die Bannmeile der ärmeren Viertel hinziehen, und so manches Atelier ist nichts weiter als eine in einem großen Hofe gelegene frühere Schmiede oder ein früherer Obstgarten. Die Holzschnitzer, die Zinngießer und Juweliere lassen sich hier gern nieder und stellen hier in aller Ruhe ihre Oefen und Werktische auf. Hier leben auch sehr arme junge Bildhauer und Schüler der „Ecole", die sich alle Morgen über den Luxembourg-Garten nach der Schule begeben. Dieser Winkel von Paris birgt wenig begüterte, aber auch recht ernsthafte Arbeiter, die sich absolut nicht an dem lärmenden Treiben des Studentenviertels beteiligen und zurückgezogen unter den alten Klöstern und Kapellen des Viertels von Vaugirard und der Sternwarte leben, das dem Besucher einen altertümlichen Charakter und recht originelle Gesichter zeigt. Der große Bildhauer Dampt, der Goldschmied Grandhomme, der bedeutende Kupferstecher Lepère, der Bildhauer Desbois, der Ciseleur, Aquarellmaler und Keramist Pierre Roche, einer der originellsten Künstler des modernen Frankreich, wohnen in diesem Viertel, nicht weit von der Stelle, wo einst James Whistler sein Hotel hatte, bevor er Paris mit London vertauschte.

Das Malerviertel par excellence jedoch ist die Butte Montmartre. Hier lebt die Legion der Impressionisten, der Zeichner und aller derer, die das Frohlocken der französischen Kunst sind. Wenn man von den Boulevards zu dem berühmten Hügel hinansteigt, merkt man bereits, daß man sich in einer Malergegend befindet. In der Rue Laffitte und Peletier wohnen zahlreiche Kunsthändler. Hier

befindet sich das Magazin Vollard, das die Gemälde der jungen symbolistischen Maler verkauft, hier befand sich der Laden des braven Kunsthändlers Le Barc de Bouteville, der im vorigen Jahre starb und den jüngsten Impressionisten mit so freigebigem Wohlwollen entgegenkam. Hier wohnen auch die Händler, deren Spezialität romantische Gemälde und Landschaften aus der Schule Corots sind. Es hausen hier die Verkäufer moderner Kupferstiche, sowie die Sammler humoristischer Zeichnungen, deren Läden sich bis zur Place Pigalle hinziehen. Hier hatte Puvis de Chavannes sein Atelier 40 Jahre lang, in denen er mit sprichwörtlicher Regelmäßigkeit zu denselben Stunden ausging und nach Hause kam. Hier versammeln sich an einem Springbrunnen die Modelle, Männer wie Frauen, unter denen die Maler dann ihre Auswahl treffen. Es ist ein richtiger täglicher Markt, der von sieben Uhr bis Mittag abgehalten wird. Ringsumher liegen die zahlreichen Cafés und Kneipen mit den seltsamen Namen und die kleinen Theater und Konzerte, die sogenannten „Cabarets Artistiques“, die wahre kleine Museen moderner Skizzen und Zeichnungen bilden. Das Leben in Montmartre ist sehr traulich und gemütlich. Die Maler vergnügen sich hier in großen Häusern, in denen die Ateliers übereinander liegen. Sie speisen zusammen in den Cafés des Viertels und hocken beständig beieinander. Sie führen lärmende Kunstunterhaltungen, feiern Volksfeste, Maskeraden mit Kostümen und Dekorationen, wie die „Vachalcade“, den symbolischen Zug, den sie in jedem Karneval durch die Straßen führen. Die Polizei ist an die freien Sitten dieser jungen Leute gewöhnt, die unter einer ungeheuren Schar hübscher junger Mädchen leben, von denen die meisten Modelle sind, und ihre lärmende und unsichere Existenz teilen. Die Kolonie der Montmartre-Maler ist die einzige, die in Paris an das Leben auf den deutschen Universitäten erinnert und eine Vorstellung davon zu geben vermag. Das Studentenleben in dem Quartier Latin existiert nicht mehr und hat seine pittoreske Seite vollständig verloren. Montmartre ist der einzige Ort in Paris, der der Anglomanie und den alles überflutenden Sitten der Bourgeoisie widerstanden hat; hier ist noch alles volkstümlich, ungeniert, fröhlich und ärmlich. Am Abend geht es hier unglaublich lebhaft zu, denn die Cabarets und Konzerte locken ein zahlreiches Publikum von den Boulevards heran. Der „Chat-Noir“ wird der hauptsächlichste Typus dieser merkwürdigen Häuser bleiben, und man kann sagen, daß er eine wahre Kunstschule ist. Hier haben sich fast alle originellen Zeichner gebildet, die für die pariser Zeitungen arbeiten; Willette, Caran d'Ache, Henri Rivière fingen hier an, indem sie die von den Cabarets veröffentlichte Zeitung illustrierten, die Wände ausschmückten und die Dekorationen und Gruppen des reizenden kleinen chinesischen Schattentheaters schufen, das so viele entzückende Stücke zur Aufführung brachte. Eine ganze Generation von Künstlern hat hier gewirkt.

In dieser Gesellschaft herrscht ein lebhafter Sinn für Unabhängigkeit; hier sind die revolutionären Ideen, die kühnen Theorien an der Tagesordnung. Montmartre ist auch der Lieblingsort der sozialistischen Maler, Chansonniers und Apostel, sowie der jungen Schriftsteller. Es werden hier viele Paradoxe ausgesprochen, aber es wird dabei auch viel gedacht. Montmartre ist das Viertel von Paris, in welchem die meisten Ideen verarbeitet werden, und wo die geringsten Ereignisse den direktesten Widerhall finden. Die politischen Aufstände haben hier ihren Ausgangspunkt. Hier improvisiert man gegen die Behörde Spottlieder von unglaublicher satirischer Heftigkeit. Auch eine Reihe politischer Zeichner leben hier. Steinlen, der sich durch die Fruchtbarkeit und Fülle seines großen Talents einen geachteten Namen gemacht, bewohnt am Fuße des Hügels ein kleines Haus, das den lustigen Namen „Cats-Cottage“ (Katzenvilla) führt, und in welchem er thatsächlich mit einer großen Schar Katzen aller Art lebt, die er stets irgendwo auf seinen Bildern anbringt. Montmartre-Kollegen sind auch Jacques Leandre, ein reizender Zeichner und Pastellmaler von hochbedeutendem Können, der gleichzeitig ein erstaunlicher Karikaturist ist; Jean Veber, der romantische und satirische Maler, und der seltsame Künstler, der sich Henri de Toulouse-Lautrec nennt. Dieser Maler ist der Sprosse eines der ältesten Adelsgeschlechter Frankreichs, dabei bucklig und fast ein Zwerg. Sein Genie hat etwas verbittertes an sich. Er malt die Dirnen, die Tänzer der öffentlichen Ballokale, die Scenen in den Nachtcafés mit

einer unglaublichen Lebenswahrheit und einer seltenen Kraft. Neben Degas und Besnard gehören auch der wunderbare Zeichner Willette und der tiefe Dämmerungsmaler Eugène Carriere dem Montmartre-Cirkel an. Rochegrosse hatte hier lange Zeit das größte Atelier von Paris. Hoch auf dem Gipfel der Bütte Montmartre sitzt der alte Maler Venedigs und des Orients, Ziem, der Zeitgenosse Delacroix' und Decamps', der das Colorit Turners geerbt zu haben scheint. Er bewohnt ein sehr merkwürdiges Haus, ein wahres Museum von Bizarrerien, das man nur über eine Zugbrücke betritt, die Abends aufgezogen wird. Dieser uralte Romantiker hat sich von seinen Zeitgenossen vollständig getrennt.

Man sieht, Montmartre ist ein sehr merkwürdiges Viertel. Die Dichter verkehren hier viel und stehen in beständiger Berührung mit den Malern. Auch fast alle Schauspielerinnen der neuen Theater, die sich nach und nach einen Namen machen, indem sie die Werke junger Leute spielen, wohnen hier. In Montmartre fanden lange Zeit die Proben des „Théâtre-Libre“ und des „Oeuvre“ statt, und die Maler und jungen Schriftsteller erboten sich, in den Stücken mit großem Personal wie der „Volksfeind“ und „Ueber die Kraft“ als Statisten mitzuwirken. Diese beständigen künstlerischen Bewegungen tragen dazu bei, Montmartre zum Mittelpunkt des jungen Kunstlebens zu machen. Zur Zeit der Eröffnung des „Salons“ sieht man, um besonders auf die Maler zurückzukommen, wahre Karawanen von Wagen den berühmten Hügel hinunterziehen; sie sind bis obenhinauf mit Bildern beladen, die man der Jury zur Prüfung unterbreitet. Montmartre ist die Citadelle des Impressionismus.

Das ist so ungefähr das Bild, das Paris als Kunststadt und als Spiegelbild der Künstlersitten liefert. Die Eleganten, die Bescheidenen, die Phantastischen sind in den von mir beschriebenen Vierteln klar und deutlich von einander geschieden. Es giebt keine vereinzelten Ausnahmen, höchstens Rodin im Marmordepot und der Ornamentenbildhauer Alexandre Charpentier, der in Auteuil in einem Hause wohnt, das er sich selbst auf einer Wiese in der Nähe der Seine erbaut hat; hier ruht er sich von seinen Zinngießereien und seinen Reliefs aus, indem er mit seinen Freunden Geige spielt.

Das Bohêmetum im allgemeinen hat in den Künstlersitten stark nachgelassen. Das Leben ist zu hart geworden und verträgt keine Phantasien mehr. Der Zufluß der Talente ist sehr stark, und die zur Erhaltung dieser ganzen Gesellschaft vorhandene Summe wird für den einzelnen immer geringer. Dabei werden die Künstler in Paris immer noch am gleichmäßigsten bezahlt. Denn in England zum Beispiel, wo viel mehr Geld vorhanden ist, fließt dieses einigen begünstigten Künstlern, nicht aber der großen Masse der andern zu. Dagegen können in Paris alle leben, wenn auch infolge der großen Anzahl nur sehr bescheiden. Viele Maler haben Verträge mit ausländischen Kunsthändlern, die ihnen gegen eine jährliche Rente eine bestimmte Anzahl von Bildern bestellen. Viele ernähren sich von Porträts zu sehr bescheidenen Preisen, denn nur Künstler wie Carolus-Duran, der in der bürgerlichen Gesellschaft, und Albert Besnard, der in einer „vorgeschrittneren“ in Mode ist, erzielen wirklich hohe Preise für ihre Bilder. Dabei muß man, um von Porträts leben zu können, ein hübsches Atelier und viele Beziehungen haben, muß Intriguen anspinnen, und der Verdienst bringt gerade die Ausgaben ein. Außerdem erschlafft das Talent dabei. Viele Maler wiederholen schließlich ihren Stil und ihre Arrangements und machen keine Fortschritte mehr. Die sogenannten „Genres“, das heißt anekdotischen Bilder, verkaufen sich in der Bourgeoisie noch ziemlich gut, werden aber als wenig künstlerisch angesehen. Die Landschafter verdienen ihren Lebensunterhalt leichter, weil sie keine Ausgaben für Modelle haben, bescheiden auf dem Lande leben und sich kein elegantes Atelier zu halten brauchen. Am aller schlechtesten kommen die Historienmaler durch. Sie haben große Kosten, besonders für Modelle, Kostüme, Zierrat, Waffen, Stoffe und so weiter. Damit man sich von diesen Kosten eine Vorstellung machen kann, erwähne ich nur, daß ein bedeutendes Gemälde, „der Tod Babylons“ von Rochegrosse seinem Schöpfer drei Jahre Arbeit und 35000 Francs Auslagen gekostet hat. Man begreift, wie selten und schwierig es ist, solche Gemälde nutzbringend verkaufen zu können. Nun ist die Historienmalerei auch fast ganz aufgegeben. Auch mit dem Modellgeschäft

geht es bergab, denn seit 30 Jahren haben der Impressionismus und der Realismus die Pose und das Atelier fast ganz fallen gelassen. Man malt im Plein-Air-Styl Bauern und Arbeiter in der natürlichen Stellung ihrer Thätigkeit oder Freunde im modernen Kostüm. Das alte italienische Modell, das mit seiner ganzen Familie posierte, hat seine Daseinsberechtigung eingebüßt. Es wird noch in den akademischen Ateliers benutzt, aber das ist auch alles. Frauenakt wird allerdings noch viel gemalt, aber mehr in schnell hingeworfenen Skizzen, als in langsam fortschreitenden Studien. Viele Malerfrauen dienen ihren Männern als Modelle, und die berufsmäßigen Modelle werden dadurch selten. Man fängt schon an, ernsthafte Mädchen mit der Laterne zu suchen, die Modell stehen können, denn Modell stehen heißt, einen anstrengenden und schwierigen Beruf ausüben und die Absicht des Malers auch wirklich verstehen. Die Mehrzahl der jetzigen Modelle besteht aus galanten Weibern, die nur dann als Modell gehen, wenn sie gerade keine Liebesabenteuer vorhaben.

Die hauptsächliche Einnahmequelle der jungen Maler ist die Mitarbeiterschaft an den illustrierten Zeitungen und den Buchhandlungen. Sie bringen Karikaturen in die Zeitungen oder geben den Romanen Vignetten bei. Die unterzeichnete oder anonyme Illustration ernährt ungeheuer viele Maler. Die Verleger brauchen eine beträchtliche Anzahl für die Geschenkliteratur, die Albums und Luxusausgaben. Das erstreckt sich von der Zeichnung des „Petit Journal“ bis zur wertvollsten Illustration. So hat Besnard die „Cameliendame“ in Wasserfarben illustriert, und Rochegrosse beendigt gerade eine prachtvolle Serie von Aquarellbildern für „Salambo“. Rodin hat mit Federzeichnungen ein unvergleichliches Exemplar der Gedichte von Baudelaire illustriert. Der berühmte Kupferstecher Félicien Rops hat eine große Menge von Titelblättern gezeichnet und die „Diaboliques“ von Barbey d'Aurevilly illustriert; sogar Gustave Moreau hat die Fabeln La Fontaines für einen reichen Sammler mit Aquarellen versehen. Ohne so hoch zu gehen, kann man als Beispiele Willette, Forain, Steinlen, Léandre, Beber, Caran d'Ache, Hermann Paul anführen, die sich ihren Lebensunterhalt mit der Illustration in den pariser Zeitungen verdienen. Die Spezialblätter, wie die „Vie Parisienne“, haben ihre renomierten Künstler.

Die aus Lithographien und Kupferstichen bestehenden Albums, die im Voraus subskribiert und nur in sehr kleiner Anzahl abgezogen werden, sind ebenfalls eine Einnahmequelle. Leider sind die Zeichner bei Zeitungen wie die „Illustration“, die früher viele Künstler beschäftigte, von der Photographie verdrängt worden, deren Skizzen durch die sofortige Aufnahme und den „naturwahren“ Ausdruck viele Vorzüge bieten.

Es bliebe noch das Plakat zu erwähnen, das Jules Chéret seit dreißig Jahren wunderbar umgestaltet hat, und dem er einen ungeheueren Aufschwung verlieh, indem er das farbige Plakat und die Reproduktion des Pastells durch die Lithographie erfand. Das Plakat wie bekannt hat sich in prächtigster Weise entwickelt und blüht und gedeiht nicht nur auf den Mauern von Paris, sondern in der ganzen Welt. Fast alle jungen Künstler wollten sich darin versuchen, und die Kaufleute fanden diese Art der Reklame sehr amüsant. Das Plakat ist deshalb eine ziemlich gute Einnahmequelle geworden, doch auch sie fängt wie alles übrige nachgerade an, sich infolge der großen Konkurrenz und der ungeheuren Anzahl der Künstler zu erschöpfen. Chéret bleibt der gesuchteste Meister, weit hinter ihm sind Mucha, Steinlen, Willette, Lautrec, Bac die beliebtesten Plakatmaler. Chéret hat keinen Schüler geschaffen. Er läßt jetzt übrigens das Plakat ein wenig fallen und produziert viele reizende Pastelle und große Dekorationen für die reichen Häuser und das Hotel de Ville in Paris. Carrière, Rochegrosse haben auch bei Gelegenheit nicht verschmäht, Plakate zu zeichnen.

Die Wanddekoration ist wohl eine Einnahmequelle für die Maler, aber eine sehr geringe. Der Staat setzt allerdings für die Ausschmückung der öffentlichen Gebäude Preise aus, bezahlt aber sehr schlecht, und der Künstler schlägt höchstens seine Unkosten an Farben und Modellen heraus, ja, er ist schon glücklich, wenn er keine Verluste erleidet. Der Staat ist der Ansicht, die Ehre ein Monument zu dekorieren, müsse in den Preis mit hineingerechnet werden. Paris besitzt

eine große Anzahl von Wandmalereien, von denen einzelne ersten Ranges sind. Als solche kann man die wunderbare Dekoration der Sorbonne durch Puvis de Chavannes, und seine Freske im „Pantheon“ erwähnen, die ein Muster köstlicher Anmut bildet. Besnard hat die Mairie des ersten Arrondissements und die „Ecole de Pharmacie“, ferner den Chemiesaal der Sorbonne und den Festsaal des Hotel de Ville prachtvoll dekoriert. Carrière und Henri Martin haben sich in Paris ähnlich bethätigt. Man findet in den Mairien der Faubourgs Werke junger Maler, die in angenehmer Weise überraschen. Leider haftet der Dekoration der Monumente ein unvermeidlicher Fehler an, und das ist die Ungleichheit. Da jeder zufrieden gestellt werden muß, ist der Wert der einzelnen Bilder höchst verschieden. Neben einem schlechten akademischen Gemälde sieht man ein Plein-Air-Werk, das die mutigen Bestrebungen der unabhängigen Kritiker „durchgedrückt“ haben. So machen sich im Panthéon neben wunderbaren, vom dekorativen Standpunkt geistvoll aufgefaßten Puvis, schwerfällige Bonnats und fade Cabanels breit. Das Hotel de Ville ist ein Gemisch aller möglichen Stilarten. Man kann ein Monument eben nicht einem einzelnen anvertrauen, wie es doch logisch wäre, und so kommt es, daß die Monumente gewissermaßen Museen sind, welche häufig von mittelmäßigen Modemalern Arbeiten aufnehmen, die in wenigen Jahren als jämmerliche Machwerke erscheinen werden.

Man sieht, der pariser Maler hat eine gewisse Reihe von Quellen und Mitteln, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, und er verdient ihn sich auch, indem er das eine mit dem anderen verbindet. Doch der ungeheure Zufluß von Künstlern nach Paris läßt ihn nicht zu Vermögen kommen. Man kauft viele Bilder, bezahlt sie aber ziemlich gering. Die wirklich in Betracht kommenden Preise bleiben bekannten Meistern vorbehalten, und die Maler zählen ihre Kunden mehr unter den Leuten, die sich keine berühmten Werke kaufen können und sich deshalb mit modernen Bildern zu mäßigem Preise begnügen. Der Verdienst der Künstler ist in Frankreich bedeutend vorteilhafter, als in Deutschland, doch das Leben ist auch um vieles teurer. Aber der französische Künstler ist energisch, voller Erfindung und Geschmeidigkeit, stets guter Laune, tapfer Entbehrungen gegenüber, zäh und widerstandsfähig in den schlimmsten Stunden; er bedarf nicht wie der Engländer eines ästhetischen Rahmens oder wie der Deutsche einer guten Nahrung und großer Ruhe zum Produzieren; ein nervöses Geschöpf, arbeitet er im Elend und unter Enttäuschungen, ohne die Lust und Liebe am Schaffen zu verlieren.

Wenn ich jetzt zu den Schulen zurückkehre, von denen ich bereits im Allgemeinen gesprochen, so will ich vorausschicken, daß im eigentlichen Sinne des Wortes kein Genre eine solche aufzuweisen hat. Was die historische Malerei betrifft, so ist ihr ältester und berühmtester Vertreter Jean Paul-Laurens, dessen Sohn Albert selbst ein ausgezeichneter Maler ist. Dieser alte Meister ist ein strenger Künstler mit kräftigem Kolorit, schöner, breiter Zeichnung und weiten Conceptionen. Seine Schwerfälligkeit ist die notwendige Wirkung seiner Kraft. Er hat es zuweilen verstanden, an die ausdrucksvolle Tragik zu streifen und ist das weitaus interessanteste Mitglied der Malerakademie. Doch er bildet keine Schüler in der Geschichtsmalerei, denn sein glänzendster Schüler, Henri Martin, malt Allegorien oder religiöse Landschaften. Rochegrosse, der ganz direkt von Delacroix stammt, ist ein glühender Dramatiker, der seine leidenschaftlichen Scenen mit unendlicher Begeisterung für die alten orientalischen Rassen und für die Archäologie in die prächtigen Dekorationen von Carthago, Rom oder Syrien verlegt. Er ist heutzutage der einzige Maler antiker Geschichte und hat Nachahmer, aber keine Schüler. Neben ihm und Laurens, kann man noch Tattegrain anführen, der ein gewissenhafter Maler ist, aber das schöne Talent Rochegrosses nicht erreicht. Der Rest sind Mittelmäßigkeiten.

Die Genremaler haben keine Verwandtschaft oder Aehnlichkeit miteinander, auch nicht ein einziger ist interessant. Sie entzücken im „Salon“ das unwissende Publikum, durch die kleinen geistreichen Züge oder die komischen Attitüden, mit denen sie ihre kleinen Bilder zieren, bei denen das malerische Talent nicht einmal in Frage kommt. In diesem Genre fällt Jean Beraud auf, der mit größter Gleichgültigkeit Pierretten oder Christusgestalten, und Lambert, der Katzen in allen

möglichen Stellungen malt. Die absolute Oede und Bedeutungslosigkeit dieses Genres liegt für jeden Maler, der den Namen Künstler wirklich verdient, klar zu Tage.

Die impressionistische Malerei ist die einzige, welche Schule macht; nicht, daß sie sich auf eine Lehrmethode einließe — es giebt keine Schüler von Degas oder Monet — aber sie handelt nach bestimmten Grundsätzen über die Kolorierung, die Art, die Zwischentöne zu verteilen, das Motiv in den Rahmen einzuschieben und so weiter. Die letzte Variante des Impressionismus ist in ihren Prinzipien nicht weniger wissenschaftlich. Eine Gruppe von Künstlern: Signac, Luce, Van Rysselberghe sind übereingekommen, die Farben systematisch zu zerlegen, indem sie mit Hilfe einer Menge kleiner Farbflecken operieren, die aus prismatisch-reinen Tönen bestehen und sich im Auge des Beschauers zu der beabsichtigten Wirkung zusammenfinden. Diese letzte Konsequenz der Tonteilung stützt sich auf die neuerdings von Chevreul angestellten Studien des Sonnenspektrums. Sie bringt eine merkwürdige Landschaftsmalerei hervor, die sehr zarter atmosphärischer Eindrücke fähig ist, aber doch ein zu unbestimmtes, unklares Aussehen besitzt und sich für stark konstruierte Werke nie eignen wird. Ein jeder sucht im Impressionismus nach seiner Art die „Lichtmöglichkeiten“ zu entwickeln, die das eigentliche Programm dieser ganzen Schule bilden. Doch der Impressionismus läßt sich nicht wie die Anatomie oder die Draperiezeichnung lehren, wie sie an der Ecole gelehrt wird. Hier ist das persönliche Temperament der hauptsächliche Lehrmeister, und alle jungen Maler besitzen eine tiefe Antipathie gegen die Idee der Lehrmethode. Die junge Generation von Landschafts- und Figurenmaler wie Le Sidaner, Henri und Marie Duhem, Charles Cottet, Lucien Simon, Dauchez, René Ménard, Georges Picard, diese ganze Generation sträubt sich gegen Klassifizierung und Etikettierung. Die Zeichner der Zeitungen dulden eine solche ebenso wenig. Sie lassen sich stark von Degas, Constantin Guys, Daumier inspirieren, hegen wohl Bewunderung für gewisse Meister, haben aber keine Lehrer. Ich glaube, man wird sich in Deutschland sehr schwer von dieser absoluten Unabhängigkeit, von diesem entschlossenen Anarchismus in unserer neuen Kunst eine Vorstellung machen.

Auch in der Bildhauerei ist es einzig und allein die offizielle Skulptur, die Schüler aufzuweisen hat. Dalou hat keine; Rodin wird bewundert, und ihm folgen einige Bildhauer von großem Talent wie Pierre Roche, Bourdelle, Fräulein Claudel, aber er erhebt nicht den Anspruch, ihr Lehrer zu sein. Fräulein Claudel ist eine Dame von erstaunlichem Talent und sehr leidenschaftlichem Ausdruck. Pierre Roche ist gleichzeitig Monumentenbildhauer, Keramist, Kupferstecher, auch hat er einige Neuerungen der Chemie bei der industriellen Kunst zur Anwendung gebracht. Bourdelle ist Maler und Bildhauer. Dieser Gruppe muß man noch Madame Besnard, die Gattin des Malers zugesellen, die eine polychrome Bildhauerin von großem Verdienst ist. Doch das sind absolut unabhängige Individualitäten, und die Kunst Rodins ist viel zu persönlich, um Schule zu machen.

Uebrigens beginnt auch die Sitte der „Salons“ nach und nach zu schwinden. Viele Maler beschränken sich darauf, ihre neuen Werke jedes Jahr in einer Privatgallerie auszustellen, und diese Gewohnheit wird allgemein. Man kann in dem Durcheinander der „Salons“, wo die bunten Gemälde alle andern erdrücken, nichts wahrhaft würdigen. Immer mehr und mehr wird die „Vernissage“ als eine pariser Zerstreuung betrachtet, die zu den großen Ereignissen des Jahres zählt; die Malerei ist nur der sekundäre Vorwand dazu, und selbst die Kritiker ziehen es vor, von den einzelnen Künstlern im Laufe des Jahres zu sprechen und sie getrennt zu beurteilen, als sie alle im Galopp dieser großen Masse zu würdigen.

Diese Sitte der Privatausstellungen ist bezeichnend für die Stimmung unserer französischen Maler. Die Galerie Durand-Ruel, die Galerie Georges Petit, die Galerie Boussod sind die Centren, in denen man die neuen Talente täglich aufsucht. Das ganze kleine Volk von Kunstliebhabern verkehrt hier täglich. Man sagt sich: „Gehen Sie doch zu dem oder dem Händler, dort hängt ein Monet oder ein Besnard“. Das Hotel Bing ist ebenfalls ein Rendezvous-Platz ersten Ranges.

Bing selbst ist jener berühmte Sammler japanischer Kunstgegenstände, der vor sechs Jahren auf den Gedanken kam, ein Musterhaus neuer dekorativer Kunst, verbunden mit einer Gemäldegalerie zu schaffen. Er hat hier alles Originelle gesammelt, was an Möbeln, Kristallen, Nippes, Friesen und Wandmalereien produziert wird und ein elegantes und merkwürdiges Haus geschaffen, dessen zur Gemäldegalerie umgewandelte „Hall" ein Museum der interessantesten modernen Schöpfungen bildet. Man kauft auch nicht mehr im „Salon", nur sehr schlechte Malerei wird hier noch erstanden. Nur die kleinen, vollständig unwissenden Spießbürger sind noch der Ansicht, ein Bild müsse im „Salon" ausgestellt sein, und seine Nummer tragen, um einen Verkaufswert zu haben. Und nur der alte akademische „Salon" beharrt noch auf der lächerlichen Sitte, Medaillen und Preise zu verleihen, die niemand ernst nimmt; wenn der Staat für diese falschen Auszeichnungen Reisestipendien und Geldpreise aussetzen wird, wie das mehr und mehr geschieht, dann werden die „Salons" ebenso verschwinden, wie die offizielle Lehrmethode, deren logische Folge sie sind. Dann wird diese Organisation der Hierarchie und Schulmeisterei, die so hinfällig, so antik erscheint und in dreißig Jahren unabhängiger Bestrebungen aus der Mode gekommen ist, vollständig erledigt sein. Selbst die „Schule von Rom" wird sich nicht halten. Sie ist schlecht organisiert, und ich benütze diese Gelegenheit, um kurz zu sagen, was die jungen Künstler davon halten. Sie erklären, daß die Bewunderung der italienischen Malerei für ihre Erziehung durchaus nicht genüge, und daß man die alten flämischen und deutschen Maler, die spanische und englische Schule vollständig vernachlässige. Anstatt drei Jahre in Rom zu leben, wäre es ihnen viel lieber, wenn dieses vom Staat gespendete Geld für Reisen nach London oder Madrid, Basel, Antwerpen, Dresden und so weiter verwendet würde. Die Bildhauer machen dieselbe Beobachtung anläßlich der deutschen und französischen Gothik, die sie sehr schlecht kennen, und sogar anläßlich der griechischen Bildhauerei. Was die Musiker anbetrifft, so erscheint ihnen der Aufenthalt in Rom einfach lächerlich. Eine Studienreise nach Bayreuth, Wien, München würde weit größeren Nutzen für sie haben. Kurz und gut, die Schule ist mit veralteten und thörichten Grundsätzen organisiert, denen man den tyrannischen Geist Napoleons, der sie mit seiner gewöhnlichen Schroffheit reformierte, anmerkt. Eine Reorganisation ist dringend erforderlich, doch man wird hier wahrscheinlich die Unterdrückung vorziehen, um die vorhandenen Gelder zur Veranstaltung nützlicher „Kunstreisen" zu bestimmen, und diese Maßregel wird von den jungen Malern mit Freuden begrüßt werden.

So ist das methodische Streben nach Unabhängigkeit in der Technik und im Stil, der Untergang der Lehridee, der vollständige Verfall der ganzen hierarchischen, professionellen und schulmeisterlichen Seite der Malerei, das vorherrschende Charakteristikum der neuen Künstlersitten. Die Kluft hat sich zwischen den alten und den neuen Künstlern einmal gebildet; es ist unmöglich, sie zu überbrücken. Vor einiger Zeit sagte Bouguereau in einem Interview mit aufrichtiger Verblüfftheit: „Aber wenn man auf die Impressionisten hörte, dann müßte man ja die Malerei alle fünfzig Jahre neu erfinden." Die Naivität dieses Ausspruchs ist bezeichnend. Es ist der Aufschrei der ganzen Schule, die über die revolutionäre Strömung entsetzt ist, die sie in ihrer Flut mit fortreißt, wie sie einst von Delacroix und Courbet fortgerissen wurde. Sie hat es verstanden, sich schlecht und recht bis jetzt in Geltung zu erhalten, indem sie schließlich die Meister anerkannte und zu Klassikern erhob, die sie zuvor verdammt hatte. Wir scheinen aber an einen Zeitpunkt gelangt zu sein, wo die Schule ihren endgiltigen Untergang erleben, und wo sich die Intervention des Staates, der Lehrmethode der „Ecole" gegenüber, auf Pensionen und die Gründung von Museen und Bibliotheken beschränken wird. Selbst in diesem Augenblick, wo die Politiker zu der wahrhaft jakobinischen Theorie des „Staates als Erzieher" zurückkehren wollen, einer in Frankreich thörichten Theorie, die die intelligenten Sozialisten nicht unterstützen werden, wagt niemand, zur Verteidigung der Schulen die Stimme zu erheben. Die Kunst strahlt in Paris in drei Centren, und diese drei Centren sind von jedem offiziellen Anhängsel frei. Der Impressionismus hat seine Strahlen über ganz Europa verbreitet. In Deutschland hat er im Gegensatz zu den Klassikern der Düsseldorfer Schule die Liebermanns, die Gott-

hardt Kühls hervorgebracht, und in ihrer Technik sogar Romantiker wie Klinger, Stuck und Hans Thoma beeinflußt. In Belgien hat er der Schule von Antwerpen gegenüber hervorragende Maler, wie: Claus, Gilsoul, Baertsoen, Doudelet, Anna Boch geschaffen. In Holland schuf er James Ensor, J. Toorop; in Schweden, Dänemark und Norwegen Fritz Thanlow, Kroyer, Larsson; in Amerika Dannat, Alexander, Harrisson; in England Guthrie, Lavery, Lorimer und den großen John Sargent; in Spanien: Sorolla, Zuloaga. Diese weite Verbreitung von Einflüssen beweist die Größe, die fruchtbare Lebenskraft des französischen Impressionismus. Er ist die bedeutendste Bewegung der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, und seine moralischen Folgen werden ebenso groß wie seine technischen Folgen sein.

Rundschau.

Unter dem Titel „*Heimat*" ist von *Fritz Lienhard* eine neue Monatsschrift herausgegeben worden, die sich zum Ziele gesetzt hat, durch Leitartikel, kritische Aufsätze, dichterische Beiträge eine sogenannte Heimatkunst zu pflegen. Man verwechsele Heimatkunst nicht mit dilettantischer Winkelpoeterei, nicht mit moralisierender Volksschriftstellerei, nicht mit schönfärberischer Auerbacherei, nicht mit Zolaistischer Reporterei! — Sondern Heimatkunst ist die Kunst der vollsten Hingabe, des innigsten Anschmiegens an die Heimat und ihr eigentümliches Leben, Natur- und Menschenleben, aber dabei eine Kunst, die offene Augen hat, immer noch eine Tochter des Naturalismus, die will, daß Wahrheit und Treue der Darstellung unumgänglich, der Würde der Kunst allein entsprechend sind, daß nicht die blinde, sondern die sehende Liebe das Höchste ist. — Für alle kleinen Talente soll sie die sichere, gesunde Kunst, für alle großen die Grundlage einer neuen Höhen- und Menschheitskunst sein. — Mich dünkt die Theodor Storm, Fritz Reuter, Klaus Groth, Gottfried Keller, Otto Ludwig, Anzengruber, Gerhart Hauptmann haben diesen Anforderungen nicht ohne Erfolg entsprochen, aber der Verfasser des Leitartikels Herr *Bartels* findet es nicht, weil diese Dichter noch „individuell-ästhetische" Zwecke verfolgt haben, z. B. Otto Ludwig den der feinsten Seelenmalerei, Anzengruber den der Theatermäßigkeit, Storm den der stimmungsvollen Ausgestaltung eines Konfliktes. Was verlangt denn dieser anspruchsvolle Heimatkunstverkünder? Daß Otto Ludwig nicht nur Thüringer sondern er selbst, daß Storm nicht nur Dithmarse sondern auch Storm gewesen ist, daß Anzengruber nicht nur österreichisch sondern auch dramatisch geschaffen hat, darüber wollen wir uns nicht beklagen. Goethe wurzelt in Franken, Schiller in Schwaben, Kleist in der Mark, aber wo sie gipfeln, das ist die Sache. Gottfried Keller wurde saugrob, wenn man ihn einen Schweizer Dichter nannte. Die Heimat des Dichters vom Götz von Berlichingen liegt in Franken, von der Iphigenie in Griechenland, vom Tasso in Italien, vom West-Oestlichen Divan zwischen dem Rhein und dem Ganges, die vom Faust überall. Und was soll denn das ganze Gerede von Heimatkunst? Wenn unsere Litteratur so zentralisiert wäre wie die französische, wenn jeder deutsche Schriftsteller so ausschließlich Großstädter oder Berliner wäre, wie jeder französische Pariser ist, dann wäre dieses Verlangen nach Dezentralisation wenigstens erklärlich. Da aber unsere Künste, sowohl die redenden als die bildenden, heute mehr als je Stoff und Kraft aus dem sozialen Sonderleben, aus der Landschaft ziehen, ist dieses Weherufen ein gänzlich überflüssiger Lärm. Die Heimat ist dem Genius der nährende Mutterboden, aber sie kann auch geistige Enge und Beschränkung bedeuten, und es wäre für unsere heutige Litteratur besser, wenn wir für einige Schriftsteller, die ausgezeichnet österreichisch, schlesisch, plattdeutsch sprechen, ebenso viel andere hätten, die sich mit derselben Künstlerschaft der deutschen Sprache bedienen.

* * *

Die trübe Verworrenheit der Begründer der „Heimat" beweist schon der Umstand, daß sie sich unter das Patronat von Herrn *Rudolf Huch* gestellt haben, der in einem „*Mehr Goethe*"*) genannten Büchlein die gesamte moderne Litteratur hinweggefegt hat. Nun sagte aber Goethe zu seinem Eckermann: „Nationallitteratur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltlitteratur ist an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen." Der alte Heide empfahl sogar, auf die alten Griechen zurückzugehen, da er sich offenbar bei Homer und Sophokles heimischer fühlte als bei Nikolai und Menzel. Da Herr Rudolf Huch sich als feinen Goethe-Kenner erweist, wird er sich für solche Gefolgschaft bedanken. Oder trifft ihn die gerechte Strafe, weil er sich in diesen Aphorismen gegen Männer wie Friedrich Nietzsche, Zola, Gerhart Hauptmann grenzenlos erdreustet? Seine Polemik gegen den Uebermenschen oder gegen das, was er

*) Leipzig und Berlin 1899. Georg Heinrich Meyer.

dafür hält, ist platt und täppisch. Ein Uebermensch ist ein Narr, ein Ehebrecher, ein Schuft ohne jedes Gefühl für sittliche Verantwortung. Wenn Herr Huch sich erinnern wollte, was Nietzsche alles von ihm verlangt, er würde es wenig bequem finden, ein Uebermensch zu sein. Nietzsche soll von den Frauen nichts verstanden haben, weil er ein Säulenheiliger war. Nun pflegen gerade Säulenheilige von Frauen sehr viel zu verstehen. Der katholische Priester und Beichtiger beherrscht sie besser als der protestantische Pfarrer, der elf lebendige Kinder hat. Sehr einverstanden bin ich mit dem Verfasser, wenn er gegen die sprachlichen Sudeleien einiger deutsch schmierender Herren und Damen unter den Modernen losgeht. Aber was hat er in dem Privatleben einer zeitgenössischen Schriftstellerin herumzuschnüffeln? Das hat sein Meister Goethe nicht gethan, obgleich die Frauen der Romantik wohl sehr viel reicheren Stoff zu niedrigem Klatsch gegeben hätten. Wenn ich nur Leser wäre, hätte ich das Buch mit dieser geschmacklosen Seite schließen dürfen, als Berichterstatter, und als höchst mißvergnügter, mußte ich es leider zu Ende lesen. Herr Huch ist ein klarer, intelligenter Kopf, der manchen gescheiten Einfall z. B. über Heroenverehrung hat, aber seinen Aphorismen fehlt jeder stilistische Reiz, fehlt die künstlerische Form; sie sind ungeschliffen, unwitzig, niemals erzeugen sie das freudige Lächeln, mit der wir einen in feine Form geprägten Gedanken begrüßten. Die Probe ist leicht zu machen. Man nehme jeden dieser Aphorismen für sich, oder man stelle sich vor, daß man sie einzeln in einer Zeitschrift findet, kein einziger wird durch Witz oder Originalität auffallen. Dabei spricht der Verfasser in einer Selbstanzeige von den schnellen und spitzen Geschossen der Satire. Nein! Herr Huch hat den großen Bogen der Xenienkämpfer nicht gespannt. Allenfalls schlägt er mit einer Keule, aber nebenbei; ein par harmlose Schreiberlein liegen auf dem Schlachtfeld. In Summa: „Mehr Goethe!“ und Weniger Huch! —

* * *

Carl Hauptmann, der ältere Bruder Gerharts, als geistvoller Physiologe in der Wissenschaft, als feiner Novellist und auch als Dramatiker in der Litteratur bekannt, hat eine Sammlung von Gedichten und Reflexionen in Prosa unter dem Titel „Aus meinem Tagebuch“ herausgegeben. (Berlin 1900. S. Fischer Verlag). Ich vermute, daß man von seinen Aphorismen keinen forttragen wird, um ihn in eine Rubrik irgend eines Büchmann hineinzubringen, und daß man von den Gedichten keins herausreißen wird, um es in das Herbarium einer lyrischen Anthologie zu legen. Das ganze Buch, sei es Prosa oder Verse, ist ein Gedicht, und dieses Gedicht ist in Wahrheit ein einziger Ton, aber ein wunderbar voller und starker, der aus der Tiefe der Seele kommt und hoch in den reinen Aether emporsteigt. Auf jeder Seite erinnert mich dieses Tagebuch an eins der schönsten Bilder von Ludwig von Hofmann. Die scheidende Sonne wirft einen letzten goldnen Strahl auf die dunkle Erde. Der trifft ein kleines Menschlein im weißen Pilgerkleide, und man fühlt, daß dieser nur ist wie ein Sonnenstäubchen, ein Geschöpf des Strahles, ein Teil von ihm, und daß er mit der sinkenden Sonne auch in die Nacht sinkt. Carl Hauptmann ist ein Sonnenwanderer. Er schaut nicht wie Hyperion nach denen, die droben wandeln im ewigen Licht, auf weichem Boden, selige Genien, er hat auch als der dunklen Erde Kind schon Teil am Lichte, an der ewigen Klarheit. Das ist sein Erlebnis, das einzige Erlebnis dieses Buches, es ist der Augenaufschlag des Erwachenden, des Erweckten. „Ich fahnde allenthalben nach Seele. Seele ist immer gut, wie Licht immer leuchtend. Alles um mich, alle Dinge, Felsen und Bäume und was der Mensch verfertigt hat, alles ist ein Grab des Lichts, wie ein Grab der Seele.“ Darum preist er die Wunder des lebenschaffenden Lichtes, wenn es die Berge vergoldet, das Meer purpurn färbt, wenn es durch wehende Blätter fließt, goldene Funken in klare Bächlein streut, und wenn es aus den Augen der Geliebten hervorbricht. Darum liebt er die hohen, lichterfüllten Geister, Bach, Beethoven, Goethe. Seine Lieder können nicht gestalten, weil der Erdschatten fehlt, sie sind lichte Gespinnste, ein Leuchten, Schäumen, Rieseln, Flinkern, — jauchzendes Vergehen. Die Kunst ist der lautgewordene Wunsch. „Die Menschen haben keine Phantasie. Sie wissen nichts zu wünschen! Der Künstler erst muß ihnen ihre Wünsche lehren und deuten. Das ist der Sinn der Kunst, über die Zeiterfüllung, die die Notdurft fordert und aufdrängt, eine zu lehren, die nichts mit aller Bedürftigkeit zu schaffen hat, die den Menschen aus der Notdurft heraus in das freie Land der Liebe führt.“ Die Mutter der Kunst ist die Liebe, die einzige Macht, die in den Schöpfergrund der Seele eingreift und das Unendliche darin anrührt, in deren Glut und Glanz Himmel und Erde, die Sonne selbst erstirbt. Die Liebe ist der innerste Kern der Persönlichkeit, mit ihr bejaht oder verneint sich der Mensch. Liebe, die ganz nur persönlich ist, die sich an das Persönlichste knüpft mit Leidenschaft, die nur Eines verklärt vor allen — das wahrhaft aristokratische Prinzip in der Welt — und die einzige Quelle aller einzigartigen persönlichen Werte. Und um mit einem schönen Worte zu schließen: „Wer nicht mit aller Qual lieben kann, dem

ist auch das letzte Schöpferische im Ahnen und Gestalten verschlossen."

* * *

Der Verleger **Deman** in **Brüssel**, durch seine prachtvollen Ausgaben von Stéphane Mallarmé und Verhaeren rühmlichst bekannt, hat unter dem Titel „**Histoires Souveraines**" zwanzig Novellen von **Villiers de l' Isle-Adam** erscheinen lassen, die von heutigen Verehrern des großen, verkannten und selbst unbekannten Schriftstellers als die besten und charakteristischsten Proben seiner Erzählungskunst ausgesucht worden sind. Der von Van Rysselberghe ausgestattete Band hat eine ungemein vornehme Erscheinung mit seinem grünen Moiré-Umschlag und seinem prächtigen dunklen Ornament unter den goldenen Buchstaben des Titels. Neben einigen exotischen Visionen, die mir etwas konstruiert scheinen, birgt die Sammlung wahre Perlen, in ihrer Sprachreinheit und Formvollendung unübertroffene Prachtstücke der Erzählungskunst. Ich nenne „Vera", „Duke of Portland", „L' Amour suprême". Hier heißt es: „Und wie früher fühlte ich wieder, daß es **nur** die Transparenz der Seele war, die mich an diesem jungen Weibe verführte! — Und daß bei ihrem Anblick jeder leidenschaftliche Gedanke mir immer ein tausend Mal weniger anziehendes Ideal sein würde als die einfache und brüderliche Teilnahme an ihrer Traurigkeit und an ihrem Glauben." Diesen Satz hätte Barbey d' Aurévilly, über den ich neulich sprach, nicht schreiben können. Sein Mysticismus ist ins dämonische gesteigerte Sinnlichkeit, Villiers, der durch Abstammung, Lebensart, durch seine isolierte litterarische Stellung manche Aehnlichkeit mit ihm hat, sucht die Mystik in dem Stückchen Himmel, das der Erdenmensch in seiner Seele trägt. Er ist feiner, inniger, ekstatischer, ein Ueberwinder des Lebens, so entmaterialisiert, des Aufschwebens und Fliegens fähig, daß in der Welt, die er sich gebaut, die Schwerkraft aufgehoben zu sein scheint. Man hat ihn neben Barbey als starren Katholiken hingestellt, aber **Remy de Gourmont** in der **Wiener Rundschau** bezeichnet ihn vielmehr als einen Anhänger Hegels, für den die Idee die einzige Realität war. „Nul ne peut posséder d'une chose que ce qu'il en éprouve". So heißt es in einer Novelle, in der er das höchste Glück schildert. Die Welt besaß er nur als ein Entsagender und Entbehrender; so war sein Besitz vor dem Raube der Enttäuschung sicher. Enthaltsam und keusch liebte er über alles die Liebe, sagt Gourmont, der ihm persönlich nahe stand. Weil sie ihm im Leben am meisten gefehlt hat, schuf er sich durch die Magie seiner Worte eine Atmosphäre, in der er so gern geathmet hätte. Lebte er ja weit mehr in seinen Träumen als in der Wirklichkeit. Die Macht seiner Einbildung verwandelte die schweren Stunden mit bleiernen Flügeln in lächelnde Gefährtinnen. Niemals kannte er den Begriff der Zeit, er war so von sich selbst absorbiert, daß er alles vergaß, was nicht im Augenblick seine Idee war.

* * *

Im „**Mercure de France**" leiste sich **Gabriel de Lautrec** eine ebenso impertinente wie geistsprühende Studie über den **Humor**, den er, wie schon mancher Andere vor ihm, zu definieren sucht. Die Franzosen haben nach ihm keinen Humor, weil es ihnen an Tiefe und Phantasie fehlt. Ihre Komik, auch die von Rabelais und Molière (!) ist einseitig und niedrig. Sie setzt den Schmutz voraus und beschäftigt sich vor Allem mit zwei Dingen, die den Unterleib in seinen hauptsächlichen Funktionen angeben, der Reproduktion des Menschen und seiner Digestion. Die Hörner des betrogenen Ehemanns und das Klystier des eingebildeten Kranken, das sind die Wahrzeichen der klassischen Komödie. Sie haben Molière populär gemacht, der eine nationale Institution ist wie die große Oper oder die Morgue. Der Humor ist eine moderne Schöpfung, er gehört der germanischen, besonders der angelsächsischen Race. Shakespeare ist sein Vater, sein unerreichter Meister, in Deutschland ist E. T. A. Hoffmann ein guter Nachkomme. (Ich empfehle Herrn de Lautrec Gottfried Keller und Fritz Reuter, der leider plattdeutsch geschrieben hat, und den Dichter des Faust.) Die träumerische Empfindsamkeit der Deutschen vereinigt sich sehr gut mit dem Humor, aber seine wahre Heimat ist immer England geblieben. Nachdem der Verfasser die Engländer Addison, Swift, Dickens, Thackeray, die Amerikaner Poe, Mark Twain mit kräftigen Strichen charakterisiert hat, versucht er, eine Definition des Humors zu geben.

Der Mensch ist das einzige Tier, das lachen kann, weil er denkt. Das Lachen kommt aus dem Kontrast, aus einer Lücke unserer logischen Kontrolle, die in einem Augenblick ohnmächtig ist, einen Zusammenhang zu erfassen. Die Lücke wird von der Phantasie ausgefüllt. Ein Kind, das den Tisch schlägt, an dem es sich den Kopf gestoßen hat, ist ein Dichter. Der Humorist giebt auch den leblosen Dingen einen dunklen Willen und Empfindungsvermögen, eine Ausschweifung der Einbildung, die ihn seinem ernsteren Bruder, dem Symbolisten, nahe bringt. Der Humor ist weniger leicht als die Blague und vollständiger als die Ironie. Er stellt einen etwas krankhaften (?)

und innerlich bewegten Seelenzustand dar; man muß nicht vergessen, daß er unter einem grauen, mürrischen Himmel geboren ist, wo das Lachen manchmal eine Anstrengung bedeutet. Der Humor ist allen Eindrücken offen, eine Disposition, die ebenso gleich und plötzlich auf die Freude wie auf die Trauer eingeht; aber die Freude ist oft melancholisch, und die Trauer giebt sich in närrisch beschwichtigenden Gesten. Er stellt die Grausamkeit, die Banalität des Lebens bloß und bewirkt doch, daß man sie liebt. Die Phantasie ist bei dem einen grausam, bei dem anderen traurig, sie ist ausgelassen oder diskret und korrekt. Das Gemeinsame scheint eine außerordentliche Sensibilität zu sein, der auch der leichteste Eindruck nicht entgeht. Alle Humoristen sind gute Beobachter und farbenreiche Schilderer. Ihr konkreter Stil, mit seinen Ueberraschungen, Uebertreibungen giebt das Intensive wie das Extensive des Lebens gleichmäßig wieder. Ihre Methode ist unerbittliche Logik auf Grund einer absurden Voraussetzung. Giebt man die erste Willkür zu, so hat man keine Mühe mehr, die Konsequenzen anzunehmen. „So ging auch Spinoza vor." Man sieht, daß Herrn de Lautrec der Humor nicht fehlt. Der Raum verbietet mir leider, seine geistvollen Definitionen weiter zu verfolgen. Aber an eine tiefe Bemerkung möchte ich noch anknüpfen, die ihm entschlüpft, ohne daß er sie ausnutzt.

„Il y a de la pudeur dans l'humour." Das scheint mir noch nicht genug. Der Humor ist Scham; wenigstens ist sie das Wesen des deutschen Humors. Und er ist vor allem verschämte Liebe, Güte, Brüderlichkeit. Bei Fritz Reuter, Gottfried Keller fühlt man etwas wie einen stummen Händedruck, ähnlich dem, den man bei Gratulationen und Kondolationen austauscht, nur daß Beides hier oft in einander übergeht. Der Humorist sagt etwa: Kinder! Das Leben ist traurig, und ich bin traurig, darum will ich euch nicht noch traurig machen; um das Empfinden des Schmerzlichen, Widrigen kommt ihr nicht herum, darum will ich euch alle Empfindungen geben, aber auf so närrische Weise, daß ihr über eure eigene Misere lachen könnt, und weil ihr so entsetzlich klein und schwach seid und euch eurer Kleinheit und Schwachheit schämt, will ich euch die Welt durch eine närrische Optik so verwandeln, daß ihr das Kleine im Großen und das Große im Kleinen seht. Und so lange ihr mir glaubt, entgeht ihr der unerbittlichen Herrschaft der Pedantin Notwendigkeit, dafür empfangt ihr, was euch sonst versagt ist, aus meinem Herzen und aus meinem Gemüte: Gerechtigkeit. Was ich aber gelitten haben muß, um zu wissen, was euch not thut, das liebe Kinder, ist ganz allein meine Sache. — Auch diese Definition trifft nur einen Teil der Sache, wenn sie sie überhaupt trifft. Man kann den Humor nämlich auch ganz anders erklären. Und das wird auch nichts helfen; denn es ist ja gerade sein Wesen, daß ihm der Verstand nicht beikommen kann.

* * *

Einer von den neuen preußischen Ministern — war es Herr Studt, war es Herr von Rheinbaben? — unsere Minister sind geistig meistens so physiognomielos, daß man sie nicht unterscheiden kann, eröffnete neulich, daß es seine Aufgabe sei, alle Kgl. preußischen Unterthanen glücklich zu machen. Nun ist aber die Frage, was Glück ist, mindestens ebenso schwer zu beantworten wie die bekannte Pilatusfrage. Da der Minister mit der Absetzung von Privatdozenten, mit der Jagd auf unzüchtige Bilder und anderen Dingen hinreichend beschäftigt ist, kann er sich natürlich mit der theoretischen Seite der Angelegenheit nicht befassen. Da muß er sich einfach auf seine Räte verlassen können, und er darf es; denn der Kgl. Preußische Regierungsrat Ernst von Unruh hat in einer kurzen aber erschöpfenden Schrift „Das Glück und wie man dazu gelangt"*) eine Lösung dieses Problems verfügt, dessen Schwierigkeiten er immerhin nicht verkennt. Einige der beachtenswertesten Sätze greife ich heraus. „Daß es nicht wegen Unzulänglichkeit der verfügbaren Mittel unmöglich ist, allen Menschen den Kampf ums Dasein zu erleichtern, beweist der Umstand, daß die Preise der notwendigsten Lebensbedürfnisse im Laufe der letzten Jahrzehnte trotz der starken Zunahme der Bevölkerung — — — so wenig gestiegen sind, daß die Agrarier über schlechte Preise klagen." (Und das Fleischbeschaugesetz?)

„Die Freude an einer schönen Gegend, an der Natur und an Kunstwerken wird meist einer großen Anzahl von Menschen verschafft werden können, ohne daß dadurch erhebliche Mehrkosten entstehen, als wenn sie sich nur ein einzelner Mensch verschafft. Ebenso können sich viele Menschen an der Lektüre schöner Bücher erfreuen, ohne daß diese dadurch erheblich beschädigt werden." (Die Menschen oder die Bücher?) „Ebenso wird die weit verbreitete Ansicht, daß die Reichen, die sogenannten beati possidentes, es leichter hätten, glücklich zu sein, als die Armen als irrig bezeichnet werden müssen. — — Hierzu kommt, daß der Reiche stets der Gefahr ausgesetzt ist, sein Vermögen ganz oder teilweise zu verlieren. — — Auch wird der Reiche in den seltensten Fällen in der Lage sein, mehreren Kindern eine ebenso günstige Lebenslage zu verschaffen, wie er selbst hat, während

*) Leipzig 1900. Hermann Haacke.

der mittellose Arbeiter seine Kinder schon in derselben Lage weiß, in der er sich selbst befindet, wenn dieselben nur ihre Arbeitskraft haben. Die Schließung einer Ehe und damit der Genuß des Familienglücks ist daher für den Armen leichter möglich als für den Reichen.

Wenn somit die Chancen des Armen, glücklich zu werden, jedenfalls größer sind, als die des Reichen, könnte man sich fragen, ob nicht die Kommunisten Recht haben, wenn sie die Aufhebung des Privateigentums verlangen.

Diese Frage ist aber entschieden zu verneinen."

Feinschmecker verweise ich noch auf die monumentale philosophische Einleitung „Fort mit dem Pessimismus!" Indem ich mit Sehnsucht den Tag erwarte, an dem Herr von Unruhe Minister wird, empfehle ich dieses Schriftchen zur Beherzigung allen Philosophen, allen Sozialpolitikern, allen Mitgliedern des Preußischen Abgeordnetenhauses sowie allen andern wahren Freunden des Volkes.

E—r.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Philosophie und Dichtung

von **Karl Joël.**

Als die Tage des Sokrates gezählt waren, als ihm im Gefängnis die Gnadenfrist bis zur Hinrichtung verrann, da, heißt es, begann er zu dichten. Staunend, fragend vernehmen es die Freunde. Er aber weist auf die göttliche Traumstimme, die ihm so oft geheißen, die musische Kunst zu treiben und der er zu gehorchen meinte als Philosoph, bis ihn nun mit 70 Jahren, nach einem Menschenleben der Philosophie der Zweifel überkommen habe, ob es die rechte Musenkunst gewesen, und da nun habe er, dem Gotte Gehorsam zu zeigen, im Angesicht des Todes in Versen gedichtet, Fremdes, nicht Eigenes, denn er könne nicht fabulieren.

Ob es historisch ist, was hier Plato erzählt, obs eine Legende ist, wie sich deren viele um den großen Heiligen der Philosophie gesponnen haben: eine tiefe Symbolik liegt in diesem Zweifel des sterbenden Denkers. Ist nicht vielleicht die Philosophie überhaupt ein verfehlter Beruf, ist nicht die ganze Philosophie vielleicht nur verkappte, misratene Poesie, unanschauliche, weil eben ohnmächtige Dichtung? Die Feinde der Philosophie — das sind die Meisten heute — freuen sich das zu bejahen, und die Freunde der Philosophie — diese schlimmeren Feinde — sind ebenso rasch bei der Hand zwischen Philosophie und Poesie alle Brücken abzubrechen. Rätselvoll schillernd, ewig wechselnd, fast ungreifbar ist das Verhältnis von Philosophie und Dichtung. Kann es denn anders sein? Ringt sich doch in diesem Verhältnis das große Mysterium heraus, wühlt doch dahinter die Frage aller Fragen: was ist Wahrheit? Oder muß mans diesen stumpfen Zeiten erst als Neuigkeit vermelden, daß Philosophie nie etwas war, ist und sein wird als tiefstes Streben nach Wahrheit? Wahrheit aber, sagt man, ist jedenfalls nicht Dichtung und so sind Philosophie und Poesie völlig geschieden. Ein rascher Blick auf die Geschichte zeigt eher das Gegenteil.

Im Anfang war der Mythus. Als Ausläufer der mythischen Theogonieen, also als Fortsetzer der Dichter treten die naturphilosophischen Systeme der ersten griechischen Denker auf den Plan. In dichterischen Bildern stammeln diese ältesten Philosophen und beredt werden sie für uns nur in Versen. Xenophanes, der fahrende Sänger, und der phantasievolle Parmenides, überdrüssig der Titanenkämpfe und ähnlicher Fabeln der Alten, sangen von Gott und Welt, von Sein und Schein, wie man einst von Achill und Odysseus gesungen und wurden als Dichter die Häupter der eleatischen Philosophie. Bald ließ auch der Schöpfer der Elementenlehre, der vielgewanderte Empedokles, das Weltgedicht vom Kreislauf des Werdens und Vergehens ertönen, und in all dieser alten Bardenphilosophie bricht eine Schöpferkraft hervor, wie sie die Philosophie nicht oft wieder erlebte.

Als die mächtigen Harfenklänge des Epos verrauscht waren, vernahm



man die Flötenstimme der Lyrik, und die Lyrik ward elegisch nachdenklich und in der didaktischen, gnomischen Lyrik verschmolzen Dichten und Denken zu unlöslicher Einheit. Und so sonderbar es klingt, die Philosophie erlebt ihre echte lyrische Periode in der Sophistik. Ihre Form ist der künstlerische Monolog, ist lyrische Prosa d. h. Rhetorik. Kunstweisheit ist die Sophistik, und so künstlich wird diese Weisheit, daß schließlich in ihr die Kunst die Weisheit aufhebt. Das virtuose Ich offenbart sich in freiem, glänzendem Spiel mit dem Stoff, der in Epos und Naturphilosophie noch übermächtig Welt und Leben aufrollend sich den Autor als Erzähler, Schilderer, Erklärer dienstbar gemacht hatte. Das Subjekt und seine Empfindung ist das Maß aller Dinge — das ist das Prinzip der Lyrik und der Sophistik, wie es Protagoras verkündet, und neben ihm der nihilistische Rhetor Gorgias und Hippias, der Didaktiker der Willkür und der haarspaltende Pessimist Prodikos von der Insel der Elegiker und Musiker, wo die bekränzten Greise sich lachend den Tod zutranken, — das sind sie, die sophistischen Meister: die philosophischen Virtuosen, die großen Spielenden.

Und nach dem Spiel der Ernst, nach der Lyrik das Drama und das heißt nach der Sophistik die Sokratik. Auch Sokrates nahm freiwillig den Todestrunk, aber er nahm ihn im sittlichen Kampfesernst des Märtyrers, und in ihm erlebt die Philosophie die Stunde, da sie tragisch wird. An der Tragödie des Sokrates dichten seine Schüler; sie alle, soweit wir sie kennen, haben ihre Philosophie in Gesprächen des Sokrates, in Dramen niedergelegt. Die sokratischen Gespräche sind Dichtungen — an diesem Satze des Aristoteles hat die neuere Forschung zu ihrem schweren Schaden gerüttelt. Es wird nicht Tag werden in der ewig ringenden Platoforschung, als bis man den größten Philosophen der Antike als dramatischen Dichter begriffen und als einen der größten aller Zeiten, und jene begabteste lebende Schauspielerin, die den Plan gefaßt, platonische Dialoge aufzuführen, wie sie einst in römischer Zeit aufgeführt worden sind, hat Plato vielleicht besser verstanden als mancher berühmte Platokenner. Wenn es nicht wahr wäre, müßte es wahr sein, was die Alten erzählen, daß Plato für die Bühne gedichtet, bevor er Philosoph und Sokratiker ward. Wer von griechischer Philosophie redet, soll es nie vergessen, daß sie bis zu ihrem Höhepunkt in poetischen Parallelen und großenteils auch in poetischen Formen verläuft, daß sie eine epische, lyrische und dramatische Periode durchlebt hat.

Jetzt aber scheint der Faden zu reißen zwischen Philosophie und Dichtung. Wenn Plato ihre höchste Einheit bedeutet, wie sie niemals vorher und nachher erreicht worden, so scheint das System des Aristoteles die Inthronisation der Prosa. Aber Aristoteles ist nicht die Prosa, er ist eher der Abschluß der Poesie. Man kann Aristoteles nicht verstehen, wenn man ihn nicht als den größten Platoniker versteht. Gedanken erzeugen sich, Systeme folgen sich als Erwiderungen, Gegenwirkungen, Ergänzungen, als Stadien eines Prozesses, und der philosophische Prozeß, wie er zwischen den griechischen Klassikern verläuft, ist ein künstlerischer. Nach dem ewigen Suchen und Ringen bei Sokrates das Hervorbrechen des Lichts bei Plato in der Vision der Ideen, die nur durch inneres Schauen zu erfassen sind und als Ideale über der Wirklichkeit thronen. Aber die Vision, die Idee macht noch nicht das Kunstwerk. Das Ideal muß in die Wirklichkeit hineingebildet werden, die im Schauen der Seele empfangene Idee muß in den Stoff eingehen durch den nüchternen Prozeß der klaren Formgebung. Das leistete Aristoteles nach Plato. Raffael durfte sie nebeneinander stellen; die Geberde des Aristoteles antwortet der des Plato. Sie geben zusammen

das künstlerische Genie nach seinen beiden Lebensprozessen, der Idealsetzung und der Formgebung, nach seiner ὁδὸς ἄνω καὶ κάτω. Das platonische Prinzip, die Idee geht in die Wirklichkeit ein durch das aristotelische Prinzip, die Form, und beides sind künstlerische Prinzipien. Auf den Künstler sah Aristoteles, als er sein Weltprinzip wählte: Die Form ist die Entelechie, das Entwicklungsziel des Stoffes wie die Statue die Entelechie des Marmors. Man hat ihn als antiplatonischen Realisten verkannt: er ist der absteigende, vollendende Platoniker. Nicht die nackte Wirklichkeit giebt er, sondern die Verwirklichung des Idealen, das er von Plato empfangen. Zwei Sätze des Aristoteles sagen mehr als hundert Beweise. Es giebt kein Denken ohne Phantasiebild, lautet der eine und der andere: die Poesie ist philosophischer als die Geschichte.

Aber dieser Satz wird noch überholt von der größten Philosophenschule nach Aristoteles. Die Stoa sieht in der Dichtung tiefere, verhüllte Philosophie; sie stellt sich interpretierend geradezu in den Dienst der Poesie, sie behandelt Homer mit einem Wort als ihre Bibel und die sinkende Philosophie erlebt in ihr die Periode der sinkenden Poesie: die allegorische. Dem theologischen Hymnus des Stoikers Kleanthes steht merkwürdig gegenüber das gewaltige Lehrgedicht des Lukrez über die Natur, der höchste Ausdruck der Lehre Epikurs, die herrlichste Erneuerung des altphilosophischen Epos. Das letzte Wort der Antike spricht der Neuplatonismus und er läßt den Geist der theogonischen Dichtung wieder aufsteigen und er findet die höchste Quelle der Wahrheit in der Ekstase.

In der gedankenreichen, tiefblickenden Einleitung seines „Bacon" hat Hans Heußler als das unterscheidende Grundwesen des Griechentums seine poetische Lebensauffassung bestimmt. Und dieses Volk mit der Dichterseele ward das Muttervolk der Philosophie. Sollte es nicht das eine sein, weil es das andere war? Und sollte dann nicht auch in der Neuzeit der Denker mit dem Dichter gehn? Und muß es nicht so sein, weil doch die philosophische Neuzeit erwacht mit der Wiedererinnerung der Antike und erwacht vom Kuß der Muse? Es ist eine alte und gute Tradition an die Pforte der neuen Philosophie drei Dichter zu stellen: Dante, Petrarca und Boccaccio, und unlöslich lag das philosophische Interesse beim Humanismus im literarischen. Der Dichter, der Schöngeist, der den Priester in der Führung des Zeitgeistes ablöste, bereitete der neueren Philosophie ihren neuen, weltlichen Boden. Und jene Erneuerung der Antike war doch vor allem Erneuerung des Dichterdenkers Plato, unter dessen Zeichen vielfach die Neueren gegen die aristotelische Scholastik fochten. Es giebt ein tausendjähriges Reich des Aristoteles, eine allmälige Emancipation von Aristoteles, und es giebt eine ewige Wiedergeburt Platos, weil Plato, der Dichter, eine Stimmung bedeutet, eine Seelenrichtung, eine ideale Geste, die immer wiederkehrt. Aristoteles ist der größte aller Lehrmeister, aber auch der besten Schule entwächst man. Aristoteles hat das emporströmende Leben des platonischen Geistes in feste, reale Form gegossen. Aber es ist nicht wahr, wenn er sagt, daß die Form das Unvergängliche sei. Die Form veraltet, die Form bröckelt ab, doch ewig strömt der kastalische Quell.

Soll ich sie nun alle aufzählen die Wiedergeburten Platos in der Neuzeit von den goldenen Tagen der platonischen Akademie, da er der Hausgott der Mediceer war, bis zur Mystik Schellings und zu den Ideen Herbarts und Schopenhauers und muß ich erst überall die durchziehende ästhetische Ader aufzeigen? Die Einheit des Philosophischen und Dichterischen ist Platos persönlichste Kraft und ist zugleich das Allgemeine in

ihm, das sich so leicht fortpflanzen konnte als Platonismus. Und Heinrich v. Stein schrieb „sieben Bücher zur Geschichte des Platonismus," um ihn als einen Hauptstrom der Philosophie bis zur Gegenwart zu verfolgen, und Ernst Laas taufte die Hälfte der Philosophen auf den Namen Plato und führte das ganze Leben der Philosophie vor als einen Krieg der Platoniker mit den Antiplatonikern. Doch zwischen den Schlachtreihen wandelt die Muse mit dem Palmzweig und bald vor dem feindlichen Heerführer bleibt sie sinnend stehen.

Ist es nicht sonderbar, daß man den Begründer des neueren Realismus, der reinen Erfahrungsphilosophie einssetzen konnte mit dem größten, phantasiemächtigsten der Dichter? Einst sagte man, daß Sokrates an den Dramen des Euripides gearbeitet; heute soll Bacon die Dramen Shakespeares geschrieben haben. Jenes sagten die alten Komödiendichter, dieses glauben nüchterne Engländer und Amerikaner und ein begabter deutscher Humorist. Aber es ist ein Ernst in diesem Spiel und eine Wahrheit in dieser Phantasie. Es bleibt bestehen, daß Bacon den aristotelischen Satz von der Poesie, die philosophischer sei als die Geschichte, in seinem Globus der Wissenschaften verewigt hat, daß der klassische Philosoph der Erfahrung die Phantasie als eine der drei Erkenntnisquellen bestimmte, daß der große Realist in der Poesie ein Spiegelbild der Welt erkannte und eins der Erkenntnisreiche, höher als das der historia, näher dem der philosophia, es bleibt bestehen, daß er dem Drama Darstellung der Leidenschaften zuwies, vor allem der groß historischen Leidenschaft, des Ehrgeizes, der nach Kronen ringt, daß er als Liebesstoff Mark Anton empfiehlt, kurz, daß er fast die Theorie Shakespeares schrieb. Es bleibt auch bestehen, daß dieser Systematiker der Thatsachen der bilderreichste philosophische Schriftsteller bis aufs Nietzsche war, und wenn man mit Recht gesagt, daß seine Bilder mehr nach dem Redner als nach dem Dichter schmecken, ist nicht Shakespeare der große Redner unter den Dichtern? Wer die unrhetorische Dramatik Ibsens kennt, weiß, was das bedeutet. Nicht Bacon hat die Werke Shakespeares geschrieben, aber derselbe rednerische, hochatmende, weltdurstige, lebensmächtige Schwung, der die Gedanken auf Berge hebt und die Worte Scepter tragen heißt, derselbe unersättliche Drang nach kühner Größe hat die Werke beider geschaffen. Zwei Leuen sinds, an einem Tag geworfen. Die Gleichzeitigkeit der Werke giebt zu denken, aber weniger für die äußerliche Personalunion, als für die tiefere Einheit von Poesie und Philosophie. Als ein Januskopf erhebt sich der englische Geist in diesen beiden Männern, in denen die Renaissance aus der Mauerenge und dem Kampfgedränge Italiens über sich selbst herausgewachsen ist zu oceanischer Weite und imperatorischer Höhe, in denen der Machtkampf der Renaissance monumental sich objektiviert hat, der Kampf seine Verklärung im Drama, die Macht ihr vornehmstes Werkzeug im Fortschritt der Erkenntnis gesucht und gefunden hat. Den Weg der Macht offenbar zu machen ist beider Ziel, beide Idealisten in der Höhe der Conception, beide Realisten in den Mitteln.

Ob Idealismus, ob Realismus: alle Richtungen der Philosophie verbanden sich mit allen Formen der Poesie. Der Engländer Thomas Morus hat seinen toleranten Liberalismus ebenso wie der Calabrese Campanella seinen hierarchischen Absolutismus in einem Staatsroman niedergelegt. Den paradoxesten Antimoralismus hat Mandeville ebenso in die Fabel gekleidet wie der philosophische Gellert die populäre Moral. In der Dichtungsform des Dialogs hat Lorenzo Valla ebenso das Lustideal des Epikureers wie Justus Lipsius das Tugendideal des Stoikers erneuert, hat Leibniz gegen

Malebranche geschrieben, hat Malebranche selbst wieder und neben ihm andere religiöse Denker wie Jacobi, Joseph de Maistre, Schleiermacher und am schönsten Berkeley gegen die Aufklärer geschrieben, und die Aufklärer selbst wieder dichteten Dialoge, Shaftesbury vor allem und Hume und Morgan, Lessing und Mendelssohn, Voltaire und Diderot, dessen Dialog Dubois-Reymond auf der Bühne sehen wollte. Und Diderot, Voltaire, Rousseau, diese Führenden im philosophischen Jahrhundert Frankreichs — gehören sie nicht ebenso in die Geschichte der Litteratur? Angelus Silesius hat die tiefste Mystik Eckharts, die reinste Vergottung des Menschen in nicht minder schönen Versen besungen wie die Positivistin George Eliot die reinste Entgottung des Menschen, die gottlose Humanitätsreligion Comtes. Schleiermacher drängt es in seinen moralphilosophischen Monologen unaufhörlich zu Rhythmen und Schelling und Strauß besingen in Versen die Natur. Ich setze die Liste nicht fort, da man mit halbem Rechte einwenden könnte, daß auch die nüchternste Prosa sich in poetisches Gewand kleiden läßt, mit halbem Recht, weil es eben doch nicht geschieht, weil eben doch der Inhalt die Form trägt.

Greifen wir aber von der äußeren Schale in den innersten Kern, so greifen wir eben jene Funktion, die keine Wissenschaft kennt, die nur der Philosophie gemein ist mit der Poesie. Die Intuition, die geistige Anschauung, die Vision, erreichbar nur in der Ekstase, wie sie die Antike gewiesen, fließt als höchste Wahrheitsquelle auch in der Neuzeit von ihrem ersten Philosophen Nikolaus Cusanus durch das mächtige Strombett Spinozas zu den Cascaden Schellingscher Spekulation. Ich weiß es ja, die Spekulation, in der die Philosophie über die Wissenschaft hinaus zum Bunde schreitet mit der Poesie, die Spekulation ist heute das schwerste intellektuelle Verbrechen bei jedermann — und niemand kennt sie. Ich weiß es ja, der göttliche Wahnsinn, den Plato im Verein mit Sophokles, Shakespeare und Goethe preist, säße hinter Schloß und Riegel heute, da Ideenlose voll Eifer Besonnenheit und Vorsicht in Ideen predigen den Ideenlosen. Ich weiß es ja, daß es heute in deutschen Landen Keinen giebt, der nicht weise genug wäre, über Fichte, Hegel und Schelling zu Gericht zu sitzen, nicht mutig genug die Toten totzuschlagen, nicht witzig genug sich vor Lachen auszuschütten über Lehren, die er nie vernommen, geschweige denn verstanden. Ich weiß es ja, daß wir so viel klüger sind als jene Genossen Goethes und soviel edler und soviel glücklicher. Doch eins ist erstaunlich: zu jenen Zeiten, da Philosophie und Poesie sich so nahe waren wie Jena und Weimar, da gab es große Dichter *und* große Denker. Und heute, da wirs jubelnd erreicht haben, die Philosophie gänzlich reinzuhalten von aller Poesie, heute haben wir weder große Denker noch große Dichter, und der Name, in dem der Bund der beiden Musen klassisch ward, der Ehrenname des Volks der Dichter und Denker ist ein Hohn geworden in den Augen seines Trägers, und dieses Volk, das seine Krone sich vom Haupte gerissen und mit Füßen getreten hat, ahnt nicht, daß man in Italien unter dem Zeichen Hegels für nationale Freiheit und Einheit gekämpft hat und daß der von den Enkeln der Dichter und Denker verstoßene Hegel heute eine neue Heimat gefunden bei den Völkern der modernen Praxis jenseits des Kanals und des Oceans. Die Verderber der Wissenschaften sind bekanntlich Schelling und Hegel, aber dieser Verderb ist den Wissenschaften wunderbar gut bekommen, und mag heute kein Stein ihrer Lehre auf dem andern stehn, mag jedes Wort aus ihrem Munde als Irrtum erwiesen sein, seit den Tagen Schellings und Hegels datiert doch das Jahrhundert der Wissenschaft, weil die Glanzlichter ihrer Spekulation, mögen sie auch inzwischen verlöscht

sein, auch vorher öde Stoffgebiete belebten und der Forschung interessant machten, weil an ihren Ideen als Leitseilen, mögen sie auch inzwischen losgelassen sein, erst die Spezialisten auch in entfernte Schächte der Erkenntnis hinabstiegen, weil sie große Zusammenhänge, weil sie systematisch und genetisch sehen, weil sie einen großen Stoff organisieren, meistern, formen lehrten, weil sie große Künstler waren.

Schelling war es mit vollem Bewußtsein, er fühlt sich als dichterischer Nachbildner der Welt. Wie sollte es nicht möglich sein? Wie sollte es anders sein? War doch die ganze Welt ihm Dichtung. „Was wir Natur nennen, ist ein Gedicht, das in geheimer, wunderbarer Schrift verschlossen liegt.“ Und die Geschichte wird ihm zum Epos, das im Geiste Gottes gedichtet, gleichsam in eine Ilias, die höchste Entfernung von Gott, und eine Odyssee, die Rückkehr zu Gott zerfällt. Von der Höhe jener Klugheit, die nicht Weisheit ist, sehen wir auf Schelling herab. Dem Zeitalter der Maschine ward die Welt zur Maschine, zum Mechanismus. Ist es so erstaunlich, soviel minder berechtigt, daß sie im Zeitalter Goethes zur Dichtung ward? Zur Dichtung, nicht weil sie unwahr ist, sondern weil sie geistigen Sinn haben soll. Die Vereinigung von Dichtung und Wahrheit, Poesie und Philosophie hat in Schelling ihr höchstes Bewußtsein, ihr höchstes Prinzip erreicht, aber gerade darum nicht ihren höchsten Grad. Schellings Philosophie *ist* die bewußte Vereinigung mit der Poesie. Er *hat* nicht die Poesie wie Plato, er *sucht* sie kongenial, und weil hier der Denker zum Dichter geht, wird aus der Vereinigung Unterordnung. Die Kunst ist ihm das Vorbild der Wissenschaft und „wo die Kunst ist, soll die Wissenschaft erst hinkommen.“ Und er wagt es „als Mittelglied der Rückkehr der Wissenschaft in die Poesie“ eine neue Mythologie zu fordern. Allerdings hat Schelling in seiner Anschauung einen Reichtum an Wandlungen durchlebt wie nur ein Künstler. Im Grunde aber war es nur eine Wanderung gleichsam von Homer zu Hesiod. Das Weltbildepos trat ihm aus der naturfrohen Gestaltenfülle und ungebrochenen Lebenseinheit über in die ernst mystische Theogonie.

Der Epiker der Romantik hieß er neben Fichte dem „Dramatiker“, Schleiermacher dem „Lyriker“ und Hegel dem „Didaktiker der Romantik.“ Sie sind nicht Romantiker; sie stehen vor den Thoren der Romantik wie unsere großen Dichter, zu hoch für diese Mauern. Es ist ja wahr: die Romantik ist ein Kind der Liebe zwischen Poesie und Philosophie; aber es war eine unglückliche Liebe und ein unglückliches Kind, und es gab eine andere Liebe und einen anderen klassischen Boden, auf dem sich Dichter und Denker trafen. Oder will man blind sein gegen die Thatsache, daß Lessing, Herder und Schiller als wichtige Figuren in der Geschichte der Philosophie stehen, daß sie dem philosophischen Zeitgeist zwischen Aufklärung und Spekulation um den gigantischen Felsen Kant, der beide trennt, noch ein besonderes gangbares Gelände schlagen? Oder will man das vollbürtigste Kind der Gedankenpoesie vergessen, will man vergessen, daß im größten Kunstwerk der Deutschen zugleich ihr philosophischer Genius sich am schönsten auslebt? Mag man die *Idee* des „Faust“ bestreiten — wo wäre eine Idee, die man heute leben ließ? —, dann bleibt doch noch als Held der ringende Weise, als Horizont das All, als Schöpfer Goethe d. h. der Mensch, in dem das Persönlichste zum Typischen, Universalen, das Lebendigste zum Monumentalen, das Natürlichste zum Geistigsten, die unbewußte Empfindung zum bewußten Gedanken, kurz das Lyrische zum Philosophischen sich auswuchs in unauflöslicher Einheit und Ganzheit.

1831 stirbt Hegel, 1832 Goethe, und unter den Schlachtrufen der Parteien, unter dem Bluten zerrissener Dichterherzen wandelt sich das Reich der Poesie in das Reich der Prosa und im gleichen Zuge das Reich der Philosophie in das Reich der Unphilosophie, wie sie als das Ende seiner Entwicklung Feuerbach verkündet, er, der gefallene Engel vom Himmel Hegels, mit dem poetischen Schwunge des Idealismus das Ideal zerstörend. Aber mit dem Ideal sank auch der Schwung, der von ihm lebt, und Feuerbach ward vergessen, als er prosaisch ward. Länger noch hörte man D. Fr. Strauß Hymnen singen auf die Natur, und in der Oede seines Naturalismus legt er seinen poetischen Hausgarten an, ruft er Dichter und Musiker als Tröster der Menschheit herbei. Und daneben streckte der scharfe Kritiker der reinen Erfahrung Fr. Alb. Lange sehnsüchtig die Hände empor nach einer Verbildlichung der idealen Welt in einer metaphysischen Dichtung. Vergebens. Die Wahrheit kommt nicht dem, der sie schon tötet, indem er sie als Traum ruft; sie kommt nur dem, der an sie glaubt. Aus der seelenvollen Analogistik Fechners, der Gott als Dichter der großen Dichtung Welt gepriesen, und aus der vornehmen Gemütsversöhnung Lotzes stieg damals noch ein zarter Idealismus empor, unbeachtet von den Vielen, von Manchen bewundert, von Einigen nachempfunden, geglaubt von Keinem.

Und die Nacht der Prosa sank lähmend herab auf das Denken und die akademische Philosophie begann völlig abzusterben für die Zeit, ja, es muß gesagt werden, sie verdorrte, weil sie nüchtern ward, nüchtern bis ins Herz hinein. Denn es geht auf die Dauer wider die Natur des Menschen von großen Dingen platt zu reden. Und weil wir klein redeten und dachten, warfen wir uns auf kleine Dinge, und geschickte Sammler, Rechner und Chronisten nennen sich Philosophen heute und schelten die toten Philosophen Dichter, und sie sehen nicht, daß heute die Toten die Lebendigen sind und die Lebendigen Schatten, sie sehen nicht, daß die Geschichte als Philosophen nur die Könige zählt und daß aller Kärrnerfleiß Sisyphoswerk ist ohne den Bauplan des spekulativen Genies.

Die Nacht der Prosa warf Todesschatten auf die Philosophie; trauernd verhüllte sich das Ideal; es blieb dem Idealismus nur eine starke Rolle: der Pessimismus. Der Sohn einer Dichterin, der Mitarbeiter Goethes, gleicherweise genährt von Goethe und Kant, bildete Schopenhauer seine Lehre, die von der Zunftphilosophie als ein Roman verachtet ward, bis sie die Macht einer Weltanschauung zeigte. Dichter waren seine liebste Lektüre, und in der fruchtbarsten Zeit sein Umgang, Dichter wie Byron und Leopardi erkannte er als seine einzigen Genossen in der Zeit, Dichter zählten zu seinen ersten Bewunderern. Und Dichter wie Hamerling und Lorm wurden zu Denkern gerade gegenüber dem Pessimismus, dessen Weltproceß bei Mainländer tief lyrisch, bei Bahnsen bewußt dramatisch ward, während er in Ed. v. Hartmann episch die lange Ruhmesbahn des Unbewußten durchwandert. Als aber der Pegasusflug der Intuition, den Hartmanns Jugendwerk in jeder echten Philosophie gefunden und gepriesen, in ihm selbst erlahmte, als er kritisch-historisch, als er nüchtern ward, da wars um seine Kraft und Wirkung geschehen.

Doch den wahren Erben fand der Denker Schopenhauer im mächtigsten Künstler der Zeit. Von der Hegelschen Linken und von Feuerbach herkommend hat ja Richard Wagner in seiner Tristandichtung den ungekannten Schopenhauer rätselhaft vorempfunden und bald ausdrücklich Schopenhauer „als Gesetz für unser Denken und Erkennen" verkündigt, bis er selbst über ihn hinausging. Und es ist, als ob in seiner Kunst der

von der lastenden Prosa der Zeit niedergehaltene Idealismus als Vulkan hevorbreche, mit der brutalen Kraft der Rache, der Rache für einen ungelebten Philosophen, der Rache dafür, daß die Idee heute nicht ihre Sprache sprechen darf, daß sie aus ihrer letzten Zuflucht, der innerlichsten, ungedanklichsten, irrealsten der Künste, die aber keine Prosa kennt, hervordrängen muß zu massivster Deutlichkeit für alle Sinne der nüchternsten Zeit. Von Schopenhauer aber und Richard Wagner — und wer die Geschichte der deutschen Seele und nicht der deutschen Schule schreibt, weiß, daß hier die große Linie geht — und von jenen beiden stammt er ab, den man den Philosophen der Zeit nennt und den seine Todfeinde als schreibenden Künstler, als Dichter preisen, um ihn als Denker zu töten. Und vielleicht ist Fr. Nietzsche wirklich der größte lebende deutsche Dichter der Gegenwart. Und doch lebt die Idee in ihm, die Idee allerdings in roher Gestalt, die Idee mit Löwenfell und Keule, im wilden Zorn gegen die niedrige Zeit, die Idee, wie sie uns geziemt, die Idee als Geißel der ideenlosen Zeit. Und auch er ein Dichter!

Und blicken wir in die Weite! Als wahrer Magus des Nordens, die heimische Schulweisheit weit überragend, Nietzsche verwandt, Ibsen anregend steht der tiefpoetische Gedankenheld Kierkegaard da, der fernste Westen bietet als das Beste seines Denkens den dichterischen Emerson, und tief vom Osten her aus der russischen Steppe tönt die Dichterstimme Tolstois, in der allein das Denken des unphilosophischsten Volkes für Europa laut wird. Und wie die Räume finden sich die Zeiten! Ziegler hat treffend hingewiesen, wie eine tiefe Sympathie von früh auf Nietzsche verbindet mit Hölderlin, dem Freund und Genossen der Hegel und Schelling, unserer geistigen Antipoden, und wie sie beide, der dichterische Philosoph und der philosophische Dichter, Nietzsche und Hölderlin, selbst die tragischsten Figuren des deutschen Geistes im 19. Jahrhundert, sich als Helden einer Tragödie Empedokles wählten, den alten philosophischen Barden, der nach der Sage im Ueberschwang des Erkenntnisdranges sich in den Aetna stürzte. So grüßen sich die Gegensätze des Jahrhunderts, grüßen sich durch die Jahrtausende die jüngste und die älteste Philosophie, grüßen sich in der Vereinigung mit der Poesie.

Sind wir zu Ende? Philosophie und Dichtung reichten sich immer wieder die Hand zum schönen Bunde: giebts keine Gegenrechnung, kein Auseinandergehen? Brach nicht ihr Haß hervor gerade aus ihrer Einheit? Es ist der älteste Dichterphilosoph, Xenophanes, der gegen Homer und Hesiod zu eifern beginnt. Es ist der tiefpoetische Charakterkopf Heraklits, der fordert Homer mit Ruten hinauszupeitschen und Archilochos desgleichen. So meint es allerdings der feine Plato nicht: er wünscht in seinem Idealstaat, daß man einem Dichter wie Homer als einem heiligen, wunderbaren und gar köstlichen Manne die Hand küsse und ihn, das Haupt mit Salben begossen und mit Wolle bekränzt, feierlich geleite aus der Stadt hinaus auf Nimmerwiedersehn. Was kein Despot sich träumen ließ, was alle Censoren der Welt mit ihrer Tyrannei zusammen nicht gesündigt haben: der größte Dichterphilosoph hat es gethan. Plato hat, ein paar Hymnen abgerechnet, in seinem Idealstaat die Poesie verboten. Im Phädrus steht ihm der Dichter an sechster Stelle unmittelbar vor dem Handwerker, in der Republik steht er ihm weit unter dem Handwerker. Und das sagt ein Dichter, und es heißt, daß der junge Plato eben eine Tragödie auf die Bühne bringen wollte, als er in Sokrates die Philosophie zu hören bekam und nun mit einem letzten Verse all seine Dichtungen ins Feuer warf. Plato

hört zu dichten auf, als er zu philosophieren anfängt, und Sokrates fängt zu dichten an vor dem Tode, da es mit dem Philosophieren zu Ende ist. Ist nicht damit deutlich gesagt, daß die beiden Musen nicht zusammengehn?

Es ist eine alte Fehde zwischen Philosophie und Dichtung, sagt Plato, und wahrlich, es bedurfte nicht seiner Citate. Ists nicht ein Dichter, der Sokrates auf den Tod angeklagt, zürnend, meint lächelnd Plato, wegen der Dichter, die den kritischen Fragen des Sokrates über das Wesen ihrer Kunst nicht Rede stehen konnten? Es gab einen schlimmeren Ankläger, sagt schon Plato. Es giebt schlimmeres als ein Todesurteil, das ist der Fluch der Lächerlichkeit, und dieses Schlimmste hat dem edelsten der Philosophen und der gesamten Philosophie ein größter Dichter angethan. Es giebt manche, die in Aristophanes den wahren Mörder des Sokrates sahen. Mit Unrecht; das attische Volk hat die Wolken des Aristophanes ausgepfiffen; es wollte, daß Sokrates ernst genommen werde; es tötete ihn.

Aber seit jener Zeit hörten die griechischen Komödiendichter nicht auf, in der Philosophie einen dankbarsten Gegenstand ihres Spottes zu sehn. Und haben es die Neueren anders gemacht — von Molières Spott über den Cartesianismus bis herab und herunter zu Paillerons Persiflage des Caroschen Idealismus in „der Welt, in der man sich langweilt“?

Ich will nicht die Neckverse auf Kant aufzählen, von jenem, den schon seiner Erstlingsschrift Lessing anhängt, bis zu Schillers berühmten Xenien auf die Kritik der praktischen Vernunft. Ich will es Kant nicht verargen, daß er, sonst zu jedem Lehramt bereit, auch durch die Not sich nicht bestimmen ließ die angebotene Professur für Poesie anzunehmen, hätte er doch dann alle festlichen Anlässe Königsbergs besingen und alle Reimereien der Einwohner zu Hochzeiten, Kindtaufen u. s. w. censieren und gar lesen müssen. Ich wills auch Fichte nicht vorwerfen, daß ihm bei seinem einzigen Gedicht auf seine Braut jeder Reim eine Stunde kostete. Aber steht denn nicht der ganze Kant fremd wie ein kahler, grauer Fels mitten im Blütenwald deutscher Poesie? Steht er nicht da mit seinem Nein wie mit seinem Ja als ein Bollwerk gegen das, was die Poesie macht, mit seiner Kritik gegen die Ansprüche der Phantasie, mit seinem kategorischen Imperativ gegen die Ansprüche des Gefühls? Und wenn man selbst alle philosophischen Idealisten als Dichter ansehen wollte, muß man ihnen nicht ebensoviel Realisten als nüchterne Praktiker gegenüberstellen? Und wenn selbst Dichten und Denken seltener stritten, gehen sie nicht weiter auseinander, wenn sie kampflos, aber auch interesselos sich den Rücken kehren? Und wenn sie oft Freunde, wenn sie Brüder sind, sind sie darum eins? Und wenn sie eins wären, sollen sie eins sein? Wer aber sagt, wo sie sich treffen, wo sie sich trennen? Da hilft nichts als ein Ritt in die Wüste der Abstraktionen, als ein kurzer Ausflug ins graue Land der reinen Philosophie.

Was ist Wahrheit? Was es auch sei, jenes Dogma muß fallen, das diese Zeit als neues Mittelalter knechtet, jenes Dogma des Realismus, das Wahrheit nur sieht im Sein und nicht im Sollen, im Gegenwärtigen oder Vergangenen nur, und nicht auch im Zukünftigen, im Wirklichen nur und nicht im Idealen. Nein, das Wirkliche an sich ist weder wahr noch unwahr. Nicht die Rose ist wahr oder die Distel, nur eine Aussage über sie kann ja wahr sein, nur ein Urteil, und der da urteilt, ist ein Geist. Nur im Geiste wohnt Wahrheit, und könnte man alle Menschenköpfe abschneiden, so würden alle Meere rauschen, alle Donner rollen, die ganze Macht der Wirklichkeit könnte sich entladen, aber die Wahrheit wäre nicht auf Erden. Die Wahrheit ist

Geisteswerk — wie die Dichtung. Das Werk des Geistes, der Seele, des Ich, wie der Philosoph sagt, des Subjekts.

Das Subjekt aber ist leer ohne ein Objekt. Die Seele des Dichters hat ihren Gegenstand wie die des Denkers. Aber es ist Kinderglaube, daß der Gegenstand der Dichtung unwirklich, der Gegenstand der Erkenntnis wirklich sein müsse. Der Forscher kann sich zu bloßen Abstraktionen, zu Begriffen, Atomen, reinen Linien wenden, der Dichter kann eine wirkliche Landschaft oder Kampfscene erschreckend treu wiedergeben. Der Forscher kann die Phantasieen des Dichters, der Dichter das wirkliche Thun des Forschers beschreiben. Alles kann mit Philosophenblick, alles mit Dichteraugen angesehen werden. Es ist auch nicht wahr, wie es den Heutigen so behagt, daß im Dichter der seelische, subjektive Faktor überwiegen müsse, im Denker der gegenständliche, objektive. Nein, es giebt Idealismus und Realismus im Denken wie im Dichten, und ich wage diese Termini festzuhalten jener modern koketten Scheu zum Trotz, die sie meidet nicht aus Kritik, sondern aus eklektischer Unklarheit.

Nicht der Gegenstand und nicht die überwiegende Seele scheidet den Dichter vom Denker, nein, nur die Art, wie die Seele den Gegenstand ergreift, nur das Organ. Und da rufens nun alle: Der Dichter ergreift den Gegenstand mit Gefühl und Phantasie, der Mann der Wissenschaft ergreift ihn mit dem denkenden, erkennenden Verstand. Die Glücklichen, die von Worten satt werden! Die sich zufrieden geben, die Seele als thönernes Ungeheuer vorzustellen mit mehreren getrennten Röhren, wobei der durch die eine Röhre wandernde Gegenstand als Gefühl, der durch eine andere geschleuderte als Gedanke herauskommt. Nein, wir dürfen nicht Ruhe geben, bis Denken und Fühlen aufgelöst sind in das einheitliche Seelenleben, bis sie nicht mehr fremde Namen, sondern als Verhaltungen der einen Seele begriffen sind in ihrem Verhältnis, ihrem Entsprechen, ihrem Uebergang und ihrem Gegensatz.

Was ist Denken? Was ist Fühlen? Jeder weiß es und niemand kann es sagen. Wir müssen beide belauschen in den Prädikaten, die wir ihnen geben. Wir sprechen von innigen Banden des Gefühls, von weichen, schmelzenden, glühenden, schwelgenden, überströmenden Gefühlen. Es ist klar: das Fühlen ist uns ein Fließen, Schmelzen der Seele, das eben zugleich ein Vereinigen, ein Verschmelzen, Ineinanderfließen ist, vor allem ein Verschmelzen der Seele mit ihrem Gegenstand. Etwas Fühlen das heißt nichts anderes als etwas unmittelbar in sich, mit sich eins finden, einswerden mit etwas, seelisch verschmelzen. Und nun das Denken! Wir sprechen von einem scharfen, durchdringenden, kritisch zersetzenden Verstande, d. h. das Denken schneidet wie ein Messer. Das Denken, Erkennen klärt, indem es seciert, analysiert d. h. zerlegt, das Denken abstrahiert d. h. ja, es trennt ab, das Denken definiert d. h. es begrenzt, es scheidet Unzugehöriges ab. Das Denken ist ein Trennen, aber es ist auch das Gegenteil, ein Kombinieren, ein Verbinden, es bindet das Getrennte zum Allgemeinbegriff, zum logischen Schluß, zum System. Was ich zerlegt und wieder zusammengesetzt, was ich in seiner Gliederung und seinem Zusammenhang gefaßt habe, was ich durchschaue und überschaue, das ist klar, das ist erkannt. Was ich zerlege aber und zusammenfüge, das muß vor mir liegen als ein Anderes, Fremdes, von mir geschieden. Es muß der Seele gegenüberstehn, wie sollte sie sonst es erkennen? Und sie muß es sich doch zu eigen machen, wie hätte sie sonst es erkannt?

Wie aber kann sich die Seele das Fremde zu eigen machen, das sich

ihr ewig versagt? Nur durch Gewalt, durch den Zwang der Notwendigkeit. Etwas erkennen heißt etwas in seiner Notwendigkeit fassen. Wissenschaft ist, wo Gründe und Beweise sind, das heißt, wo Zwingendes ist. Das Ziel des Denkens und Erkennens ist das Wahre, und es giebt kein anderes Kennzeichen des Wahren als die Notwendigkeit, das geistig Zwingende. Das Ideal des Fühlens ist das Schöne, und es giebt kein Kriterium des Schönen als die Harmonie, die Harmonie der Seele mit ihrem Gegenstand. Die fühlende Seele schwebt und schwimmt nackt in warmen, sammetweichen Fluten; die erkennende Seele hat einen kalten Blick und einen festen Tritt und einen Panzer von Kettenschlüssen und eine eiserne Faust, das Falsche niederzuschlagen. Das Weib fühlt und der Mann denkt. Die fühlende Seele — das ist die Seele gleichsam im warmflüssigen Zustand der Verschmelzung mit dem Gegenstand; die denkende Seele — das ist die Seele in der Abklärung, in der Festigung des Gegenstandes. Und dieses Festigen ist ein doppeltes: ich festige den Gegenstand in sich selbst d. h. ich bestimme ihn, und ich festige ihn an anderem, d. h. ich begründe ihn. Die schmelzende Masse des Empfindungsstoffs zerlege ich in Bestimmtheiten, festige jede, daß sie bleibe, was sie ist, stelle sie fest als mit sich identisch, begrenze sie, schneide alles Widersprechende ab, mache sie starr im Begriff — das ist das Denken als Abtrennen, Bestimmen, als Anwendung des Satzes der Identität und des Widerspruchs. Die festen Bestimmtheiten aber füge ich als Steine zum Bau zusammen, binde sie zum System — das ist das Denken als Verketten, als Begründen, als Anwendung des Satzes vom Grunde. Es liegt ein Grausames im Denken, es ist die Seele in feindlicher Stellung zum Gegenstand, die Seele mit Schwert und Kette ihn zu bezwingen, mit dem Schwert, um ihn zu spalten, zu bestimmen durch Analyse, mit der Kette ihn zu binden, zu begründen in der Synthese. Das Fühlen aber, selbst wenn es die reine Einheit mit dem Gegenstand löst als Phantasie, selbst wenn es ihn emporhebt als Vorstellung, treibt doch nur ein freies Liebesspiel mit ihm wie die Mutter mit dem Kind, macht ihn nicht unpersönlich starr im Begriff, sondern genießt ihn in lebendigem Wechsel ewig neu und fragt nicht nach Widersprüchen und Gründen. Nun ja, der Faust — das ist der Mensch, mit sieben Weltanschauungen, der Mensch, der irrt, solange er strebt, und doch zugleich in seinem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt ist, das ist der Denker, der klagt, daß wir nichts wissen können und sogleich Geister beschwören kann, der keinen persönlichen Gott anerkennt, aber mit dem Teufel umgeht, widerspruchsvoll wie der goldene Baum des Lebens, der zugleich grün ist. Die Theorie ist consequent, ist nicht von wechselndem Farbenspiel, sondern von einer, der abstrakten Durchschnittsfarbe und darum ist sie grau.

Goethe sagt, er sei als Dichter Polytheist, als Naturforscher Pantheist und in der Moral Monotheist. Der lebendige Fluß der Empfindung treibt die Phantasie zu wechselnden Gestalten, treibt den Dichter zur Vielgötterei. Die Dichter, sagt Herodot, haben den Griechen ihre Götter gebildet. Gegen diese Dichter gerade ziehen die Denker Xenophanes und Plato das Schwert, mit dem sie eben den Widerspruch abschneiden; sie fordern die Consequenz des Idealen, die Einheit des Göttlichen in der Natur und vor allem mit der Moral. So scheiden sich die Wege. Im Anfang war der Mythus, mit Thales aber beginnt die Wissenschaft. So erzählt die Philosophiegeschichte seit zwei Jahrtausenden, aber sie begründet es nicht oder begründet es schlecht. Was scheidet den Mythus von der Wissenschaft? Daß er unwahr ist? Aber auch die überwundene Wissenschaft ist uns unwahr und

doch nicht Mythus, und den vorwissenschaftlichen Zeiten war der Mythus die Wahrheit, die Weltanschauung. Daß er das Werk des Volkes, nicht des Einzelnen ist? Aber Hesiod und Pherekydes und andere Dichter theogonischer Mythen sind sehr bestimmte Personen. Daß er nicht wie die Wissenschaft nach dem Ersten der Welt, nach dem Urgrund und Ursein fragt? Aber sagt nicht Hesiod: im Anfang war das Chaos, dann aber ward die breitbrüstige Erde; aus dem Chaos entstanden Erebos und die schwarze Nacht? Doch was Hesiod hier giebt, das ist ein Nacheinander, eine freie Folge von Personen, eine Ahnenreihe. Was aber schon die älteste Wissenschaft giebt, das ist ein Wegeneinander von Dingen oder Begriffen, eine durch Gründe, Ursachen gebundene Folge. Und das hängt zusammen. Weil der Dichter Personen giebt, ist seine Folge willkürlich, denn die Person ist frei. Weil der Forscher von Dingen spricht, muß seine Folge gebunden sein; denn ein Ding ist das ewig Gebundene, das sich nicht frei bewegt, sondern nur auf Grund von Ursachen. Als das Erste der Welt nennt ein theogonischer Dichter den Okeanos und Thales das Wasser. Scheinbar ist es dasselbe. Doch Wasser ist ein allgemeines d. h. begriffliches Ding, Okeanos aber ist jenem ein Einzelner, eine Person.

Gewiß, sagt man, der Dichter personificiert und das eben ist die große Kunst, die holde Lüge der Poesie, daß sie alles beseelt, belebt; die Wissenschaft aber nimmt die Erscheinungen natürlich, wie sie sind. Wunderbar! Dann ist die Lüge früher als die Wahrheit, die Kunst früher als die Natur. Die Poesie ist vor der Prosa, so finden es schon die alten Peripatetiker (von denen es Varro, Strabo und Plutarch haben), so sagt es schon Dante, und die jüngste Forschung hat die völlige Abhängigkeit der ältesten Geschichtsschreibung von der Poesie festgestellt. Poesie, sagt Hamann, ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie Gesang älter ist als Deklamation, Tausch als Handel. Und nimmt nicht die Sprache in der Geschlechtsbezeichnung die Dinge als Personen? Und beseelt nicht der Naturmensch die Natur und betet zu Holz und Stein? Bellt nicht der Hund den Mond an? und spricht nicht das Kind zur Puppe und schlägt den Stuhl, an dem es sich gestoßen? So kommen die Menschen und Hunde als Künstler und Lügner auf die Welt, daß sie alles beseelen? Das heißt wahrlich die Sache auf den Kopf stellen. Nein, das Vorherrschen und der reine Ausdruck der Empfindung, des Fühlens — das ists, was den Dichter mit dem Naturmenschen, dem Kinde vereint; denn empfinden ist ursprünglicher als denken. In der Empfindung aber lebt alles; denn Empfindung ist eins mit dem Leben selbst; wo nicht Empfindung ist, ist Tod. Im Empfinden ist nun die Seele eins mit dem Gegenstand der Empfindung, der Gegenstand eins mit der Seele und das heißt, er ist beseelt, er ist, was die Seele ist, lebendig, Subjekt, Person; er ist noch nicht als Gegenstand, Objekt von der Seele geschieden. Das Denken aber nimmt den Gegenstand aus der Seele heraus d. h. es entseelt ihn, es nimmt ihn aus der Empfindung und das heißt ja aus dem Leben heraus, es macht ihn zur toten, kalten Sache, es macht ihn erst zum Gegenstand, zum bloßen Gegenüber der Seele, zum Anderen, das nicht Seele, das nicht Subjekt, Person ist, sondern nur Objekt, nur Sache. Das also ist die große Blindheit der Wissenschaft: nicht zur Weltbeseelung gehört ein besonderer Akt künstlicher Uebertragung; denn das Allerursprünglichste, die Empfindung selbst ist schon Beseelung. Nicht der Naturmensch personificiert, sondern richtiger ist zu sagen, die Wissenschaft verdinglicht, versachlicht, nicht der Naturmensch legt etwas hinein in die Erscheinungen, sondern die Wissenschaft nimmt etwas heraus. Nicht

der Naturmensch belebt, sondern die Wissenschaft tötet. Es ist noch nicht so lange her — nur wenige Jahrtausende —, daß uns das Meiste der Welt abgestorben ist, erkaltet, entfremdet ist zu bloßen Dingen, Sachen, Körpern. Das Ding ist eine späte Abstraktion der Kultur; es ist nicht natürlich von Dingen zu reden, sondern es ist unnatürlich wie die Sklaverei, die Personen zu Sachen, zu Dingen macht. Vor der Wissenschaft sind die Weltwesen Sklaven, sind sie gebunden nach dem Satz vom Grunde, vor dem Naturkind und dem Dichter sind sie frei.

Aber jene geistige Weltfesselung, die man Wissenschaft nennt, ist notwendig, weil der Mensch die Herrschaft über die Erscheinungen braucht. Die Not lehrt nicht nur beten, sie lehrt auch erkennen. Wenn der Riß in die Empfindung kommt, wenn die selige Einheit mit dem Gegenstand unselig geworden sich löst, wenn aus Harmonie Disharmonie, wenn die Empfindung Trauer, Sehnsucht, Verlangen wird, dann taucht die Seele aus dem Schwelgen zum Bewußtsein erwachend auf, dann schaut sie befremdet auf den Gegenstand als das, was sie nun überwinden will, bezwingen muß und dazu erkennt. Aller Ursprung der Erkenntnis ist tragisch. Nicht blos der moderne Pessimismus ist reflexiv gewordene Poesie, auch in der Antike macht die orphisch-elegische Dichtung den Uebergang zur Philosophie, sind die sokratischen Philosophen die bewußten Erben der tragischen Dichter, erhebt sich Plato zur Ideenschau in Trauer über diese Welt, die seinen Meister getötet, sein Vaterland sinken, seine Staatspläne scheitern ließ. Der Glückliche fragt nicht: warum? Nur der Trauernde fragt: was soll es bedeuten? Der Anfang der Philosophie ist das Verwundern, sagen Plato und Aristoteles, ist das Zweifeln, sagen Augustin und Descartes. Zweifeln aber und Verwundern sind der Anfang der Fremdheit zur Welt.

Vor hundert Jahren grade schrieb Hegel an Schelling: das Ideal der Jünglingszeit, das sie einst in dichterischer Schwärmerei mit Hölderlin gefaßt hatten, habe sich ihm zur Reflexionsform umgesetzt und in ein System verwandelt. So war die Welt ihm kälter, starrer geworden, dafür aber fester, klarer, geordneter als dem poetischeren Schelling, an dessen Lehre der philosophischere Hegel die Notwendigkeit im Einzelnen wie im Grundprincip vermißt, eben die Schärfe im Bestimmen und Begründen. Aber dieses Fremdbehandeln, dieses Zwingen durch Zerlegen und Verketten, das ists, was dem Urdichter Goethe an der Philosophie nicht behagt. Das „Auseinanderzerren, Vereinzeln und gleichsam Zerstören" der Geistesoperationen treibt ihn aus dem Collegium logicum, wo der Geist wohl dressieret, in span'sche Stiefel eingeschnüret und — eben zerlegend und begründend — gezeigt wird, „daß wenn das Erst' und Zweit' nicht wär, das Dritt' und Viert' wär nimmermehr."

„Wie ich mich zur Philosophie verhalte," schreibt Goethe an Jakobi, „kannst du leicht auch denken. Wenn sie sich vorzüglich aufs T r e n n e n legt, so kann ich mit ihr nicht zurechte kommen, und ich kann wohl sagen, sie hat mir mitunter geschadet, indem sie mich in meinem natürlichen Gang störte; wenn sie aber v e r e i n t oder vielmehr, wenn sie unsere ursprüngliche E m p f i n d u n g, als seien wir mit der Natur eins, erhöht, sichert und in ein tiefes, ruhiges Anschauen verwandelt, in dem wir ein göttliches Leben f ü h l e n, dann ist sie mir willkommen." Fühlen will der Dichter, und dieses Fühlen ist ihm eben wie alles Fühlen ein Leben fühlen, Einheit fühlen, Einheit mit der Natur, Einheit der Seele mit ihrem Gegenstand in tiefem ruhigem Anschauen. Der Kenner weiß, wer der Philosoph ist, der ihm solches geboten, weiß, wessen „leidenschaftlichen Schüler und entschiedensten Verehrer" sich

Goethe nannte, weiß, daß er als das Buch, das unter allen am meisten mit seiner eigenen Vorstellungsart übereinkomme, die Ethik Spinozas nennt. Wer da meint, daß nur aus Misverständnis hier sich ein phantasievolles Dichtergefühl wiedergefunden habe in einem trockenen mathematischen Verstand, der kennt Spinoza nicht; der sieht nicht, daß ihm das Mathematische der geradeste Weg ist zur überverständigen Anschauung und Liebe Gottes, der ahnt nicht, daß erst die Seele wahren Frieden zeigt, die Stürme gesehen hat. Wer aber hier den Dichter völlig eins findet mit dem Denker, der sieht nicht, daß die „Alles aufregende" Sinnesart, das „siedende und gährende" Chaos Werthers in der Friedensluft des Spinozismus Heil und Halt findet als an seinem Gegensatz. Sie ergänzen sich, die starre, zwingende Ordnung des Denkers und das heiße Lebensgefühl des Dichters und sie sind darin einig, daß sie beide Einheit fordern. Spinozas Lehre giebt im Denken, das heißt mittelbar, was alles Gefühl unmittelbar giebt, was darum die ewige Grundlage aller Poesie ist: Einheit von Geist und Natur, Einheit des Idealen und Realen, Einheit der Seele mit ihrem Gegenstand. Und darum preisen die Dichter damals Spinoza als ihren Meister, Herder und Wieland, Lessing und Goethe. Und darum eifert Herder so haßwütig gegen Kant als den Alleszerreißer, und Klopstock, Gleim und Jean Paul haben ihre Freude daran. Zwei aber freuten sich nicht: Schiller und Goethe.

Es giebt eine Philosophie, die eint, und eine Philosophie, die trennt. Als Typus jener stand Spinoza da, als Typus dieser Kant. Es war zu jener Zeit, als Goethe und Schiller sich innerlich noch fremd, ja abgeneigt waren, da lockt ein auf der Straße begonnenes Gespräch über das Wirken der Natur „vom Ganzen in die Teile" Goethe in Schillers Haus zu treten und vor ihm in längerem Vortrag die Metamorphose der Pflanze aufsteigen zu lassen. Aufmerksam hört Schiller zu. Dann sagt er kopfschüttelnd: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee." Goethe ist erstaunt und verdrießlich, mühsam bezwingt er den „alten Groll"; er fühlt sich als Erfahrungsmann und es beginnt eine lebhafte Diskussion, wie er sagt, zwischen ihm als „hartnäckigen Realisten" und dem „gebildeten Kantianer" Schiller. Dessen Einwand hat Goethe „ganz unglücklich" gemacht und doch nennt er dieses Gespräch ein „glückliches Ereignis" und den „ersten Schritt" zu jenem „Bunde, der ununterbrochen gedauert." Man wolle doch nie vergessen, daß der Bund Goethes und Schillers, von dem sie selbst und unsere Literatur eine „Epoche" datieren, eine mit höchstem Bewußtsein vollzogene, darum eben auch gerade philosophisch errungene Verständigung zweier poetisch und menschlich verschieden gerichteter Naturen war. Ihr Bund selbst verwirklicht, was die Philosophie der Zeit suchte, wie es Schiller nannte, die Einheit des Idealen mit der Realität. Goethe machte Schiller dankbarer gegen die „große Mutter Natur" und belebte wieder den Dichter, Schiller schärfte in Goethe den Philosophen und zog ihn zu Kant.

Was aber konnte der Alleszerreißer den Dichtern geben? Kant trennt das Reich des Seins und das Reich der Erscheinung. Lebt nicht die Kunst im holden Schein? Es ist ein abgrundtiefes Wort Schillers: man könne den Schein von der Wirklichkeit nicht sondern, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Scheine zu reinigen. Die Wahrheit, die sich von der Dichtung scheidet, macht zugleich die Dichtung selbständig. Aber die Kantische Welt der Erscheinung ist ja mehr als die Welt des Scheins, sie ist *unsere* Welt. Indem Kant eine fremde Welt des Seins von unserer Welt abscheidet, löst er die Fremdheit, macht er uns erst recht heimisch in unserer

Welt. Wir sind ja die Herren unserer Welt; unser Verstand, sagt Kant, giebt dieser Welt Gesetze, unsere Seele formt diese Welt. So hatte Kant, der ausgezogen war die Grenzen der Seele zu suchen, ihr eine Königskrone heimgebracht. Kant lehrt die Macht der Seele, die den Gegenstand, den Weltstoff formt. Lehrt er damit nicht das Genie? Und man fragt, was er den Dichtern gab, nicht den kleinen, aber den großen? Kant stärkte die Manneskraft der deutschen Seele, daß sie ein Menschenalter hindurch Gewaltigeres schuf als in Jahrhunderten. Und alle die Genies finden damals das Ideale in der eigenen Brust, in der Seele als Subjekt und sehen im Realen der Welt nur das Objekt, den Gegenstand. Kant hatte beide in kritischer Disharmonie zu fruchtbarer Spannung gebracht, und nun arbeitet die ganze Generation, Dichter und Denker im Verein, die Spannung zu lösen und die Seele wieder zur Einheit zu bringen mit ihrem Gegenstand, Geist und Natur, Ideal und Wirklichkeit zu versöhnen. So vollzieht die Philosophie den Uebergang von Kant zum Neuspinozismus Schellings und Hegels, das heißt von der Trennung zur Einheit, und dieser Uebergang vollzieht sich unter dem Beifall und der Mitwirkung der Dichter, weil eben das Grundwesen der Dichtung Empfindung ist und das heißt Einheit der Seele mit ihrem Gegenstand.

Und nun erst klärt sich die Stellung der Philosophie zur Dichtung. Dichtung ist Weltverschmelzung, Welteinheit mit der Seele, Weltbeseelung. Die Wissenschaft ist Weltentfremdung, Weltfestigung durch Entseelung, Spaltung und Bindung der Welt. Die Philosophie aber vermittelt zwischen beiden. Sie ist der Anfang der Weltentfremdung und darum die Mutter der Wissenschaften; aber sie ist auch das Ende der Weltentfremdung, die Heimkehr zur Seele. Die Philosophie giebt die ersten, obersten Trennungen, aber auch die letzten, obersten Einheiten. Die Philosophie steht am Eingang und Ausgang aller Wissenschaften. Alle anderen Wissenschaften liegen schon in der Trennung, sind Spezialwissenschaften; alle andern Wissenschaften liegen schon in den Gegenständen, sind Wissenschaften von Objekten, Geisteswerken oder Naturdingen. Die Philosophie allein ist Wissenschaft vom Geist, von seinen Funktionen, und Wissenschaft für den Geist, Vereinfachung der unendlichen Welt für den Geist durch Prinzipien. So ist sie die eigentliche Geistes- oder Seelenwissenschaft.

Aber damit ist sie mehr als Wissenschaft. Die Wissenschaft sieht alles, das Beste sieht sie nicht. Alle Wissenschaft ist einseitig, weil sie Wissenschaft ist und nicht das Leben. Alle Wissenschaft wird blind vor dem Thor des Inneren. Wissenschaft treiben, etwas erkennen heißt eben schon etwas als Gegenüber haben, das man untersucht, etwas Fremdnehmen, etwas als Anderes ansehen, etwas von außen ansehen — wie also soll die Wissenschaft je das Eigene, das Innere der Wesen erkennen, da alle Erkenntnis schon Enteignung, Entfremdung, Entäußerung ist? Erkennen heißt schon etwas zum Objekt machen — wie also soll Erkenntnis das Subjekt erkennen, da es ja aufhört Subjekt zu sein, und Objekt wird, sobald es in die Erkenntnis eingeht? Erkennen ist schon ein geistig vor sich Hinlegen, wie will man das Aufrechte des Geistes erkennen? Erkennen ist schon ein Binden und Fesseln — wie will man die Kraft und die Freiheit erkennen? Erkennen ist schon versachlichen — wie will man die Person als solche erkennen? Erkennen ist schon entseelen, herausnehmen aus Empfindung und Leben — wie also will man Seele, Leben, Empfindung in ihrem Wesen erkennen? Das ist der ewige Fluch der Wissenschaft, daß sie alles nur erkennt als ihr Gegenüber, als das Andere, das ewig Fremde. Nicht

unserer jetzigen Erkenntnis ist es versagt das Eigene und Innere, Subjekt und Person, Kraft und Freiheit, Seele, Leben und Empfindung im Wesen zu erkennen, sondern aller Erkenntnis ist es versagt, weil sie der Erkenntnis als solcher widersprechen, weil Erkenntnis darin besteht von ihnen abzusehen, sie aufzuheben. Ewige Rätsel sind es — oder nein gar keine Rätsel; sie scheinen nur Rätsel, weil es für sie keine Lösung giebt; sie bedürfen keiner Lösung, weil sie klar sind wie das Sonnenlicht, vor dem das Licht der Wissenschaft fahl wird. Die Wissenschaft ist die große Erleuchterin der Nacht, des Dunklen, Fremden und sie jammert, daß sie nicht auch den Tag erleuchten kann. Die Wissenschaft giebt mittelbare Gewißheit, ist das wunderfeine Instrument, das Fremdes zwingt, und nun klagt sie, daß für das Unmittelbare, Offene kein Schlüssel paßt, daß sie uns nicht geben kann, was wir haben? Wäre der Mensch nur erkennend, so läge die Welt vor ihm fremd und gefesselt, kalt und tot; nun aber ist er auch anschauend und fühlend, glaubend und wollend, ist es unmittelbar. Sollen sich der unmittelbar erlebende und der fremd erkennende Mensch niemals verstehen?

Doch einen Punkt giebt es, wo sich die Welt des Fremden und die Welt des Inneren, Unmittelbaren berühren: in uns selbst. Eine Erkenntnis giebt es, in der das ewige Gegenüber von Subjekt und Objekt sich in Einheit löst: die Selbsterkenntnis. Es muß eine Erkenntnis geben, in der die Seele sich auf sich selbst besinnt, in der sie erkennt, daß sie dieselbe ist, die erkennt und erlebt, und diese Seelenwissenschaft, diese Wissenschaft als Selbsterkenntnis eben ist die Philosophie, und so ist sie zum Ausgleich berufen zwischen dem Reich des Fremden, Erkannten und dem Reich des Unmittelbaren, Erlebten. Die Philosophie ist der Brückenschlag zwischen dem Land der Wissenschaft und dem Land der Praxis, der Kunst und des Glaubens, der Brückenschlag zwischen Fremde und Heimat. Die Philosophie ist die Trennung der Seele von sich selbst in der Erkenntnis und sie ist die Rückkehr der Seele zu sich selbst, und zu dieser Heimkehr und Wiederfindung lassen die philosophischen Dichter festlich die Leier tönen; suchen sie doch die Einigung im Gefühl. Wie erzählt es doch Novalis? Hyazinth liebt das Nachbarstöchterlein, aber wundersame Kunde treibt ihn hinaus, zu suchen, „wo die Mutter der Dinge wohnt, die verschleierte Jungfrau.“ Er wandert und wandert und fragt sich bei Quellen und Blumen zurecht nach dem Tempel der Isis, und als er nun vor dem Bilde steht, als er den leichten, glänzenden Schleier hebt vom Geheimnis der Natur, da sinkt ihm die Geliebte der Heimat in die Arme. Ists nicht dasselbe, wenn Goethe sagt: Kern der Natur ist Menschen im Herzen?

Man wolle doch die Dichter nicht schelten! Die Poesie mit ihrem Sichhineinfühlen ins Fremde hat hier der Erkenntnis Manches gegeben. Und mit dem Hineinfühlen der Poesie auch das Hineindenken der spekulativen Philosophie; denn die Philosophie, die Mittlerin zwischen aller Wissenschaft und allem Lebendigen hat ihr Grund-Organ nicht im bloßen Erkennen, sondern im Erkennen von innen heraus, im Erkennen als Erleben, das heißt im Denken. Die Welt durchleben im Denken — das ist die vielgeschmähte Spekulation. Und hat das poetisch-spekulative Einleben nicht erst die kalte, fremde Welt durchwärmt und näher gebracht, interessant gemacht und lockend für die Erkenntnis? Hat sie nicht aller Erkenntnis einen großen, fortreißenden Zug gegeben und hat nicht das Einleben in fremde Wege den Blick unendlich verfeinert und erweitert? Ward nicht die Geschichtsphilosophie Herders und Schillers und vor allem Hegels mit ihrer

verstehenden Gerechtigkeit eine Nährmutter der historischen Wissenschaften? Hat nicht die Romantik, diese Sehnsucht nach dem ewig Andern Auge und Sinn geöffnet zu ganz neuer Vertiefung in die Vergangenheit? Und bringt man wirklich das Unnatürliche zu Stande in Goethe den Naturforscher rein vom Dichter zu scheiden? Mag das Goethe-Schellingsche Einleben in die Natur manchen Irrtum gezeitigt haben: Die beiden Leitbegriffe aller Wissenschaft des 19. Jahrhunderts sind auch poetisch vorgedacht, weil sie dem Grund und dem Ziel der Poesie entgegenkommen. Der poetische Grund ist Empfindung und das poetische Ideal ist Harmonie. Harmonie ist Einheit in der Mannigfaltigkeit. Die Einheit in der räumlichen Mannigfaltigkeit ist verwirklicht im Organismus, die Einheit in der zeitlichen Mannigfaltigkeit in der Entwicklung. Die Auffassung unter dem Schema des Organismus, die nicht nur die biologischen Wissenschaften aufblühen ließ, und die Auffassung unter dem gewaltigen Schema der Entwicklung sind durch die poetische Spekulation gestärkt worden. Darum auch gehn beide zusammen. Empfindende Wesen sind Organismen, und nach dem Vorbild der fließenden Empfindung hat die Entwicklungsauffassung das starre Sein über alle Typen hinweg in Fluß gebracht. Und entspricht die Entwicklung, die doch am Ende nur entfaltet, was im Keime angelegt war, nicht dem poetischen Ideal der Rückkehr zu sich selbst? Ja, unsere Schulweisheit ist mehr, als sie sich träumen läßt, mit poetischem Oele gesalbt.

Höchste Trennung und höchste Einheit zwischen der Seele und ihrem Gegenstand, zwischen Geist und Welt, das ist der große Atem, in dem die Philosophie das Geistesleben der Menschheit stark erhält und zu höherem Bewußtsein führte. Jeder großen Spannung folgte die große Lösung. Plato schied Idee und Wirklichkeit, Aristoteles einte sie; Descartes trennte Geist und Körper, Spinoza schloß sie zusammen; Kant stellt Subjekt und Objekt gegenüber, Fichte, Schelling und Hegel bringen sie durch Entwicklung zur Einheit. Geht die Philosophie den Weg der Einigung, so fliegt ihr frohlockend die Dichtung voran, weil sie selbst Einigung ist im Gefühl. Der Weg der Trennung aber führt die Philosophie von der Dichtung ab. Plato wendet sich von der Poesie feindlich ab als Apostat, Descartes weiß nichts von ihr und Kant schilt den Kultus der schmelzenden Gefühle und der Romanhelden, der die reine Trennung von Neigung und Pflicht erschwert. Alle drei aber müssen den Spott der Dichter tragen. Die wahrhaft große Poesie geht auch mit der trennenden Philosophie; sie lernt von ihr nicht roh zuzugreifen in der Welt wie in einer Schenke, sie empfindet mit ihr den Schauer der Fremdheit zur Welt, das große Staunen — das ist der Weg, der nicht zur Harmonie des Schönen führt, sondern zum Ideal der Distanz, zum Erhabenen. Der modernen Poesie fehlt der Zug des Erhabenen, weil sie bis ins Innerste unphilosophisch ist.

Bei den romanischen Völkern, die Dichten und Denken nie zu scharfer, klarer Scheidung brachten, kann man auch heute die Stimmungskraft bestimmter, allerdings nicht der größten philosophischen Richtungen in nachfühlenden Dichtungen veranschaulicht finden, so den Epikureismus in d'Annunzios „Lust", den Determinismus in Bourgets Disciple, den Solipsismus in Huysmans' A rebours. Am tiefsten greift der Pessimismus eines Zola, Ibsen und Tolstoi ins Mark der Prinzipien. Und langsam regt sichs auch wieder in der deutschen Brust und in Hauptmann schwingt schon die eigene Seele und ein allgemeinerer Zug der Zeit. Auch durch die neueste Lyrik zieht ein Ahnen als Vorbote philosophischen Geistes. Ich nenne zwei Beispiele,

das eine als Vorahnung und Stimmungsbild für die intuitiv welteinende Philosophie, das andere für die Philosophie der Weltentfremdung:

Teppich.

Hier schlingen Menschen mit Gewächsen Tieren
Sich fremd zum Bund umrahmt von seidner Franze
Und blaue Sicheln weiße Sterne zieren
Und queren sie in dem erstarrten Tanze.

Und kahle Linien ziehn in reich-gestickten
Und Teil um Teil ist wirr und gegenwendig
Und keiner ahnt das Rätsel der verstrickten . .
Da eines Abends wird das Werk lebendig.

Da regen schauernd sich die toten Aeste
Die Wesen eng von Strich und Kreis umspannet
Und treten klar vor die geknüpften Quäste
Die Lösung bringend über die ihr sannet!

Sie ist nach willen nicht: ist nicht für jede
Gewohne Stunde: ist kein Schatz der Gilde
Sie wird den vielen nie und nie durch Rede
Sie wird den seltnen selten im Gebilde.

Stefan George.

Ballade des äußeren Lebens.

Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen
Die von nichts wissen, wachsen auf und sterben
Und alle Menschen gehen ihre Wege.

Und süße Früchte werden aus den herben
Und fallen nachts wie tote Vögel nieder
Und liegen wenig Tage und verderben.

Und immer weht der Wind und immer wieder
Vernehmen wir und reden viele Worte
Und spüren Lust und Müdigkeit der Glieder.

Und Straßen laufen durch das Gras, und Orte
Sind da und dort, voll Fackeln Bäumen Teichen
Und drohende, und totenhaft verdorrte . . .

Wozu sind diese aufgebaut? und gleichen
Einander nie? und sind unzählig viele?
Was wechselt Lachen Weinen und Erbleichen?

Was frommt das alles uns und diese Spiele
Die wir doch groß und ewig einsam sind
Und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?

Was frommt's dergleichen viel gesehen haben?:
Und dennoch sagt der viel der ‚Abend' sagt,
Ein Wort daraus Tiefsinn und Trauer rinnt
Wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.

Hugo v. Hofmannsthal.

Der heutigen eklektisch verschwimmenden Philosophie thut eine Weltentfremdung, die kraftvolle Spannung eines männlich ernsten, kritisch tiefen Dualismus wahrlich not. Es muß ein Ringen sein in dem kritischen Philosophen zwischen Seele und Welt, wie es Plato immer nur in Dramen aussprechen konnte, wie es Descartes so schwer durchschütterte, daß er für Erlösung aus den Zweifeln die Wallfahrt nach Loretto gelobte, wie es ein Kant nur bewältigen konnte in dem Werk elfjähriger Mühen, der Kritik

der reinen Vernunft. Und wunderbar! Während Kants Geist in dieses große Werk der Seelenspaltung vertieft war, da gerade fühlte auch Goethe zwei Seelen in seiner Brust und den nagenden Zweifel am Wissen, und den Monolog des Faust wiederum hat man mit der ersten Meditation Descartes' verglichen, wo er mit seinem Zweifel kämpft. Und wir sehen den grübelnden Denker fern von Paris, dem „Ort der Chimären" im holländischen Dorf und noch durch einen Graben abgeschieden in einem Schlößchen, gern des Morgens im Bette meditierend, und da wird ihm die Welt so fern, und sie verblaßt und schwankt vor seiner Seele, die zu ihr spricht: bist du ein Traum?

Man glaube doch nicht, daß solche philosophische Entrückung, Verschleierung der Welt unpoetisch sei. Es war die Erstaufführung eines Grillparzerschen Dramas im Wiener Burgtheater. Das Publikum, sagt der Bericht, nahm die bunte Begebenheit hin, ohne sich dafür zu erwärmen. Da wird es unerwartet still, eine Uhr schlägt, der Held spricht in tiefer Selbstbesinnung, als ob er ganz allein wäre, — da geht ein Ahnen durch das dichtgefüllte Haus, daß alles nur ein Traum gewesen, und in Beifallsrauschen löst sich die Spannung. Solcher Moment, wo es wie Schuppen von den Augen fällt, wo es der Seele ist, als versinke ihr der Boden und als werde sie emporgetragen, solche Umschaltung des ganzen Weltverhältnisses ist echt philosophisch. Und ist es nicht in Hebbels „Gyges und sein Ring" der große tragische Augenblick, wenn die ganze Welt zurücksinkt wie ein müder Schläfer und Kandaules Seele allein nur wie durch die Wolken gehoben rückschauend mahnt: Nur rühre nimmer an den Schlaf der Welt! Man hat Grillparzers „Traum ein Leben", dessen moralischen Stoff er dem Philosophen Voltaire verdankt, den österreichischen Faust genannt. Mit Unrecht; als reiner Dichter, an Technik der Phantasie steht er Goethe und Schiller gleich; er steht zurück in der Tiefe des Menschlichen, in der Eigenkraft der ringenden Seele, im Philosophischen.

Im großen Dichter- und Denkerwerk ringt die Seele ihr Weltverhältnis heraus. Da spricht nicht die kleine Seele wie in der kleinen Dichtung, nicht der kleine Gegenstand wie in den Spezialwissenschaften, nein, in der monumentalen Dichtung und in der Philosophie spricht die ganze Seele zur ganzen Welt oder auch zu dem, was größer ist als die Welt. Wie sollte die philosophische Seele da nicht ergriffen sein, mag sie nun von lukrezischer Bergeshöhe frei herabschauen auf die entgötterte Welt oder mag sie hingebend emporschauen zu Gott als dem All-Einen der Welt und Ziel aller Dinge? Wundert man sich noch, daß die Philosophie als einzige der Wissenschaften so oft nach der Form der Dichtung drängt, daß sie dem großen Stoff den Gang und Atem der Seele im Rhythmus der Hymnen und Epen mitteilt, daß sie das Kühne und Wunderbare in Fabeln kleidet, das Ungeheure, schwer Faßliche in Bildern und Allegorien stammelt, daß sie ihr Denkerlebnis aphoristisch, ihre Verachtung satirisch schärft und das ferne Staatsideal im Roman verbildlicht und daß sie vor allem, die Wissenschaft des Denkens, das Plato schon ein Gespräch der Seele mit sich selbst nennt, den Dialog sucht, wie ihn Tasso feststellte als das Mittlere zwischen dramatischer Poesie und philosophischer Dialektik. Die ganze Seele, der Mensch spricht in der Philosophie, und in diesem Sinne, nicht im gewöhnlichen Sinne der Gleichheit gilt das Fichtesche Wort: sage mir, was für eine Philosophie du hast, und ich will dir sagen, was für ein Mensch du bist.

Und in solchem Sinne mag es sich jetzt zum Schluß an dem bewähren, an dem sich auch alle Verbindung von Philosophie und Dichtung als ihrem

reinsten Exempel bewähren muß. Ich spreche von Giordano Bruno. In ihm greifen wir in der Neuzeit am festesten das innerliche Band zwischen Dichten und Denken; auf ihn hin ziehen sich äußerlich die Fäden. Man weiß es: wenn Spinoza und neben ihm Shaftesbury, der Philosoph der sittlichen Schönheit und Harmonie so tief auf Goethe und Schiller, Herder und Wieland wirken, so haben Spinoza und Shaftesbury eben ihren Schnittpunkt im Einfluß Brunos. Goethe hat ihn gelesen „zur Erhebung des Geistes", hat früh schon seine Einheitslehre gegen den spaltenden Bayle verteidigt, ja man will jetzt den Spuren Brunos, der zur selben Zeit am selben Hof wie Shakespeare lebte, im philosophierenden Hamlet begegnen.

Als reinster Dichterphilosoph steht Bruno zwischen Plato, auf den er als höchstes Muster zurückblickt, und Schelling, der ihn wieder bewundernd erneuert. Plato ist der Dichter, der sich zum Philosophen durchringt, die Dichtung hinter sich lassend als spätes Abbild der Wahrheit, und Schelling ist der Philosoph, der sehnend nach der Dichtung strebt als dem Vorbild der Wahrheit. Bei Bruno sind beide am reinsten ausgeglichen. Der Philosoph muß Dichter sein, der Dichter muß philosophieren: das ist seine Lehre, und seine Lehre ist die Bestätigung dafür. Er ist nicht Dichter und Philosoph, bald Dichter, bald Philosoph wie Schiller, nein, er ist Dichter als Philosoph und Philosoph als Dichter. Die Poesie giebt namentlich in seinen Dialogen die Form seiner Philosophie, aber noch richtiger kann man sagen: die Philosophie ist nur die Form, in der seine Poesie sich ausspricht.

Ich brauche seine Philosophie nicht zu schildern; ich habe sie geschildert; es ist die Philosophie des Dichters. Gefühl ist alles! Dies Goethewort nennt den ganzen schweigenden Untergrund von Brunos Lehre. Man denke sich das heißeste, das mächtigste Gefühl, so mächtig drängend, daß es die Pforten des Klosters bricht, daß es aus dem geliebten Vaterland hinauseilt, rastlos wandernd in die Ferne, daß es alle Länder, alle Menschen liebend umschlingt, daß es die Erde mit fortreißt zu den kreisenden Sternen, daß ihm die Welt zu enge wird, daß es auch die Thore der Welt sprengt und nun mit dem All ausströmt ins reine Unendliche. Das ist Bruno, das sein Leben und das seine Lehre, das sein Unglück und das seine That.

Noch Kopernicus sah die Welt als unser Sonnensystem, begrenzt von einer starren Fixsternrinde. Noch Kepler, wenn er hörte, daß Bruno auch die Fixsterne für neue Sonnen, für Weltcentren erkläre, daß er die Unendlichkeit der Welt lehre, fühlte sich, so heißt es, von einem Schwindel, einem geheimen Schauer ergriffen, daß er in einem unendlichen Raum irren soll, der keine Mitte und keinen bestimmten Ort mehr hat. Und es war den scholastisch eingemauerten Köpfen jener Zeit bei Brunos ungeheurem Gedanken, als ob sie bersten sollten, als ob sie vom festen Boden ohne Steuer und Segel ins Weltmeer hinausgestoßen würden, als ob die klare geordnete Welt auseinanderginge, der Himmel entfliehe, die Erde taumle. Nein, nur ein Dichtergeist konnte alle Schranken durchbrechen, auf alle Bestimmtheit des Raumes verzichten, konnte als erster der Neuzeit nach der Ahnung des intuitiven Cusaners den Gedanken der Unermeßlichkeit des Alls voll erfassen und ertragen und verkünden. Denn alles Sehen ist beschränkt, alles Denken sucht Bestimmtheit und Grenzen, nur das Gefühl ist ungemessen.

Gefühl ists, das ihn zum Unendlichen treibt, Liebe, Leidenschaft, heroischer Enthusiasmus — so nennt er, was ihm den wahren Philosophen macht. Und als eroico furioso kämpft er zeitlebens gegen das, was ihm das Verächtlichste ist auf Erden, gegen den Pedanten, den trockenen Schleicher, in dem es nicht glüht und strömt, kämpft er mit loderndem Zorn und schneidendem Spott

gegen die festen Normen und Formen; kämpft er gegen die Kirche. Ins Grenzenlose reißt ihn das Fühlen; alles will es umfassen, das Kleinste und Größte und weil ihm das Einzelne, Bestimmte nicht genügt, strebt es ins Allgemeine, das nur abstrakt gefaßt werden kann, und so wird aus dem ungesättigten Fühlen das Denken, aus dem Uebermaß des Dichters der Philosoph. Liebt ein Weib, wenn ihr wollt, so ruft er, aber vergeßt nicht das Unendliche zu verehren. „Mein einsam Wandeln nach den Himmelsthoren, dahin sich die Gedanken Dir erheben, führt zum Unendlichen —"

Zum Unendlichen zieht sein Denken und zum Einen; denn das Gefühl dürstet nach Einheit. Was aber dazwischen liegt, zwischen dem Einen und dem Unendlichen, das beherrscht er durch das Spiel seiner Lullischen Kunst mit ihren anschaulich und willkürlich abrollenden Begriffsreihen. Anschaulich, spielend, willkürlich in der Association — so treibt's in der Phantasie das Gefühl hervor im Gegensatz zum subordinierenden Denken. Und hier, im mangelnden Sinn für das Bestimmte und Bedingte liegt die Schwäche seiner Philosophie und aller monistisch-poetischen, aller Gefühlsphilosophie. Und ihm gar, dem Dichter, werden die Lullischen Begriffsreihen zu Bilderreihen, die griechischen Götter leben ihm auf als Allegorieen; alles kleidet sich ihm, alles wird ihm zu Bildern und der Strom der Bilder macht sein vielbestauntes Gedächtnis und seine hinreißende Beredsamkeit. So treibt's das Gefühl; denn Sinne und Leidenschaft verstehen nichts als Bilder, sagt Hamann, der Gefühlsphilosoph, und all die Gestalten der Welt gleiten in Brunos Seele als wechselnde Bilder; alle eilen und münden in das Eine und das Unendliche, die beide ineinanderfließen. Die Einheit des Unendlichen verkündet seine Lehre, die Einheit des Mannigfaltigsten, die Einheit des Größten und Kleinsten, die Einheit der Gegensätze und das ist die Harmonie. Die Welt als Harmonie verkündet seine Lehre — denn das Gefühl verlangt nach Harmonie. Harmonie entfaltet sich im Organischen und in der Entwicklung. Die Welt ist nicht tot und starr, sie ist organische Entwicklung. Die Welt lebt — das verkündet seine Lehre. Denn die fühlende Seele trinkt das Leben. Die Welt lebt und all die zahllosen Sterne in ihr leben und tragen unendliches Leben und im Kleinsten der Welt spiegelt sich das lebendige All. Im Lebendigen aber wohnt die Seele und sie wohnt in allen Dingen, sie wohnt im All. Die Weltseele verkündet seine Lehre; denn dem Gefühl ist alles beseelt. Und die Weltseele ist der Künstler, der alles von innen heraus bildet. Die Seele aber wird vom Gefühl bezeugt als die ausströmende Kraft einer Person, und diese Weltkraft, diese Weltquelle ist Gott, die Seele der Seelen, und er ist unerkennbar, wie dem echten Gefühl für sein Höchstes die fassende Hand versagt. Und alles ist aus Gott und in Gott und Gott ist in allem wie die Schönheit in den schönen Körpern. Wie doch dem Neapolitaner die Sonne glänzt auf Erden! Wahrlich, er ist der Philosoph Italiens, der einzige, der im Bewußtsein der Menschheit lebt. Der beste, der innerste Geistessaft Italiens ist Wort und Gedanke geworden in seiner Lehre. Ist er doch der Philosoph aus Italiens bester Zeit, der Philosoph der Renaissance.

Der Philosoph der Renaissance! Erst mit einbrechender Dämmerung beginnt die Eule der Minerva ihren Flug, sagt Hegel. Abend war es geworden im glänzenden Sommertag der Renaissance, das große Sterben war hereingebrochen über die Künstler, die Nacht der Reaktion beginnt mit Schrecken heraufzuziehen, da ballt sich noch einmal der ganze heiße Lebensdrang der Renaissance zusammen, da verdichtet er sich zur Tiefe der Reflexion und rauscht dann noch einmal, der volle glanzschäumende Strom

in die Weite des Gedankens, die Harmonie der Kunst wird zur Harmonie der Welt, in der sich Himmel und Erde einen, die Sterne leben als neue Erden, die Erde tritt vergoldet unter die Sterne und die Unendlichkeit thut sich auf — es ist die letzte, höchste That des Grundtriebes der Renaissance, des befreienden und verklärenden Lebensdranges, er belebt das All, er atmet sich aus ins Unendliche — und es ist der Philosoph, der dies Letzte thut und die Summe zieht, und an ihm nun vollzieht sich die Tragödie der Renaissance.

Ich durcheile sein Leben, um zu zeigen, wie es sein Wesen spiegelt gleich seiner Lehre, und diese Lehre ist die philosophische Inkarnation der Leidenschaft. Wo der Boden Europas am heißesten die Menschen durchglüht, im Süden Italiens ist seine Heimat. Und dieser Süden ist die Heimat aller bedeutsamen Denker Italiens. Ists ein Hauch aus griechischen Tagen, der hier die Leidenschaft nach innen treibt, ins Geistige? An diesen Gestaden tönte ja einst die Leier der philosophischen Barden, dort lag sie zwei Jahrtausende verklungen und vergessen, bis Bruno sie aufnimmt und mit neuem Dichterschwunge in die alten Saiten greift für die alte eleatische Melodie vom göttlichen Welteinen. Begeisterte Fanatiker sind sie alle und Bruno der begeistertste!

Ueberall bringt die Erde die ihr ähnlichen Menschen hervor, sagt Tasso. Die Wiege Brunos stand, wo die Natur selbst Leidenschaft wird, höchste Leidenschaft und höchste Schönheit. In der Campagna felice, in der Gartenstadt Nola am Fuße des gährenden Vesuv ward Bruno geboren und wie glühende Lava strömt seine Lehre. Und der Vesuv ists, der den Knaben als Philosophen erweckt. Leidenschaft und Schönheit mußten sich erst finden in seinem Denken. Er erzählt: gegen die in Kastanien, Lorbeeren und Myrthen gebettete Vaterstadt sei ihm der Vesuv eine düstere, unfruchtbare Masse erschienen; als er ihm aber näher kam, da fand er, daß auch ihn Reben und tropische Naturfülle umgeben und damals zuerst habe er erkannt, daß die Natur überall schön sei. Und er ward der Verkünder der göttlichen Natur.

Sein erstes Erinnern ist Leidenschaft. Er lag noch in der Wiege, da erschreckt ihn eine aus einer Mauerritze hervorkommende große Schlange. Er war kein Herkules, der kaum geboren Schlangen würgt. Er schrie nach dem Vater. Jahre nachher hat er den vergessenen Vorgang mit den Zornesworten des Vaters wie aus einem Traume erwachend den verblüfften Eltern erzählt — so tief hatte die Erregung sich ihm eingeprägt. Er erzählt es uns zum Beweise, daß der Affekt Wunder wirkt. Und der ganze Mann ward ein Wunder der Leidenschaft.

Und die Leidenschaft fand die Mauern, in denen sie sich staute, sich stärkte, um gegen die Mauern selbst anzukämpfen. In Klostermauern, in dem kirchlichsten Orden der Inquisition, in jenem Kloster des heiligen Dominicus zu Neapel, in dem einst der größte Philosoph der Kirche, Thomas von Aquino gewirkt, ward der größte Ketzer gebildet. Und die Leidenschaft vertieft sich zum Denken, sie wirft sich hier im Heißhunger des Studiums auf die großen Weltsysteme der Weisen, auf alte und neue Schriften, erlaubte und bald auch verpönte, sie gährt auf in schweren Glaubenszweifeln, sie treibt ihn zum Widerspruch, sie macht sich im freien Dichten Luft, sie reizt ihn zum Spott, und der junge Dominikaner dichtet vom Esel, der Gefahr laufe den ersten Rang unter den Geschöpfen zu verlieren. Bald hat man 130 Artikel beisammen, in denen er sich gegen die Kirchenlehre vergangen habe. Er entflieht vor der Anklage nach Rom und bald noch

weiter. So führt ihn die Flucht aus den Lehrjahren in die Wanderjahre und die Wanderjahre sind sein Leben. Seine Freunde sagen, er mußte wandern, weil Not und Haß ihn überall verfolgten; seine Feinde sagen, er mußte wandern, weil er sich überall unmöglich gemacht. Vielleicht haben beide Recht, aber beide nennen nicht das Innerste. Die Leidenschaft wars, die ihm die Feinde weckte, die ihn in die Ferne zog, dieselbe Leidenschaft, die ihn in idealem Schwunge zum Höchsten und Unendlichen zog, machte ihn ruhelos auf Erden.

Er wandert und wandert, „froh dem Kerker und dem Irrtum entronnen zu sein, froh der süßen Freiheit und des neuen Lebens". In Genua, heißt es, vertrieb ihn die Pest, in Noli die Langeweile, in Venedig der Mangel; dazwischen liegen ihm Savona und Turin; es folgen Padua, Brescia, Bergamo. Und nun reißt es ihn über die Alpen. Die kalte Aufnahme im Kloster zu Chambery lockt ihn zu den Calvinisten nach Genf, wo er, freundlich unterstützt, bald Irrtümer und Schmähungen abbitten muß. Ueberdrüssig des kargen Brots, der Glaubensstrenge und des geistlichen Streits zieht er über Lyon nach Toulouse, wo er es zwei Jahre erträgt Professor zu sein. Dann entweicht er dem Zank und Krieg, hält in Paris freie Vorträge und schlägt eine ordentliche Lehrstelle aus, um nicht regelmäßig die Messe hören zu müssen. Der König läßt ihn kommen, die Pariser Gesellschaft drängt sich um den Mann mit dem unermeßlichen Wissen, mit dem sprühenden Geist und mit dem so abenteuerlichen Schicksal. Schon aber taucht er in England auf und präsentiert sich der Universität Oxford in einer Widmung als „ein Lehrer der besser ausgearbeiteten Theologie, ein Professor der reineren Weisheit, ein bei den ersten Akademien Europas bekannter, erprobter und überall wohlaufgenommener Philosoph, niemandem als den Barbaren und Unedlen fremd, schlafenden Geistern ein Erwecker, hochmütiger, widerbellender Dummheit ein Bändiger, Schildträger der allgemeinen Menschenliebe" u. s. w. Nach drei Monaten kehrt er der Universität Oxford den Rücken als der „Wittwe wahrer Wissenschaft." Er rächt sich mit Hohn. „Laßt euch sagen, was dem Nolaner begegnet ist, als er öffentlich in Gegenwart hoher Personen mit den Doktoren der Theologie disputierte. Laßt euch sagen, wie er auf Gründe zu antworten wußte, wie mit 15 Schlüssen 15mal stecken blieb jenes Hühnchen im Weg, jener arme Doktor, den sie wie das Haupt der Akademie ihm entgegengestellt. Laßt euch sagen, mit welcher Rohheit und Unhöflichkeit voranging jenes Schwein und mit welcher Geduld und Humanität er selber, der durch die That bewies, daß er als Neapolitaner geboren und unter milderem Himmel erzogen sei."

Und doch erlebt er in England den Mittag seines Lebens, eine kurze Pause der Not, eine flüchtige Stunde der Rast. In London im Verkehr mit begabten Staatsmännern und Würdenträgern hat er freien Zutritt zur Königin und, ein leidenschaftlicher Bewunderer der englischen Frauen, preist er Elisabeth als „Gottheit der Erde," als Amphitrite, die, „während der Sturm tobt in allen Gewässern Europas, mit dem Glanz ihrer Augen den Ocean sänftigt." Hier nun schreibt er seine herrlichsten, echtesten Werke, all jene Dialoge, von denen ich nur sage, daß sie lesen möge, wer wissen will, was die Einheit Bacons und Shakespeares bedeutet. Doch seine Widmung an den französischen Gesandten, in dessen gastlichen Schutz er all diese glückliche Muße gefunden, ist laute Klage, in der man das Crescendo der drängenden, unersättlichen Leidenschaft hört: „Lenkte ich, hochedler Ritter, den Pflugschwanz, hütete ich eine Heerde, baute ich einen Garten, flickte

ich alte Röcke, dann würde niemand mich beargwöhnen, wenige würden mich beachten, selten würde ich getadelt werden, und vielleicht gar könnte ich allen gefallen. Weil ich aber das Feld der Natur vermesse, besorgt bin für die Weide der Seele, bemüht um die Pflege des Geistes und ein Dädalus in der Technik der Vernunft, siehe, da muß ich es dulden, daß mancher mich nur zu sehen braucht, um mir zu drohen, mich nur zu erblicken braucht, um sich auf mich zu stürzen, mich nur zu erreichen braucht, um mich zu beißen, mich nur zu fassen braucht, um mich zu zerreißen, und das sind nicht Einer, nicht Wenige, es sind Viele, nahezu Alle. Wollt Ihr wissen, woher das kommt, so kann ich nur sagen: von der Universität, die mir misfällt, vom Pöbel, den ich hasse, von der Menge, die mir nicht imponiert, von der Einen, die meine Liebe besitzt; jene meine ich, durch die ich frei bin in der Unterwürfigkeit, zufrieden im Leiden, reich in der Armut und lebendig im Tode, jene" —

Nicht lange darauf disputiert er in der Pariser Sorbonne und beschwört die Professoren sich vor der Majestät der Wahrheit zu beugen, und plötzlich „dem gallischen Kampfgetümmel entronnen" betritt er den Boden des fünften Landes, den deutschen. In Mainz, in Wiesbaden findet er nicht, was er sucht, in Marburg beschimpft er den Rektor, der ihm die venia versagt. Dafür aber kann er die Toleranz in Wittenberg preisen. „Und obwohl ich nach Art meines Geistes vielleicht von allzu großer Liebe für meine Ideen fortgerissen öffentlich solcherlei vortrug, was nicht das bei euch Angenommene, sondern auch die seit Jahrhunderten und fast überall eingeführte Philosophie erschütterte, so habt ihr doch nicht die Nase gerümpft noch die Zähne gewetzt noch die Backen aufgeblasen noch auf das Pult geschlagen und keine Schulwut ist gegen mich aufgeregt worden, sondern nach dem Glanz eurer Humanität und Wissenschaft habt ihr euch durchaus als echte Weise bewährt." Und er preist Deutschland als das Vaterland Luthers, jenes Herkules, der den Cerberus mit der dreifachen Tiara gebändigt und gezwungen habe sein Gift auszuspeien. Bei den Deutschen habe sich nun die Weisheit ihr Haus gebaut. „Möge Jupiter verleihen, das sie ihre Kraft erkennen und den Sinn auf große Dinge richten und die Deutschen werden nicht Menschen, sondern Götter sein."

Das sagt er in seiner Abschiedsrede an das „deutsche Athen"; denn ein Regierungswechsel, der seinen Freunden ungünstig, treibt ihn fort nach Prag, wo er ein Geldgeschenk des Kaisers benützt, um — weiterzureisen nach Helmstädt. Er hatte dort gerade in feierlicher Rede seine Freude bezeugt in einem Lande der Freiheit zu leben, als er excommuniciert wird. Auch in Frankfurt wünscht die Behörde, daß er, „sein Pfennig anderswo verzehre", aber er findet Zuflucht in einem Kloster, dessen Prior nur sein beständiges Schreiben und Hin- und Hergehn und Brüten nach neuen Dingen unheimlich findet.

Da trifft ihn, von einem längeren Aufenthalt in Zürich zurückgekehrt, die Einladung eines venetianischen Nobile sein Lehrer zu werden. Die Heimat lockt und der Wanderer, der sich Weltbürger, der sich den Sohn der Sonne und der Erde nannte, kann nicht widerstehen. Doch diese Heimat war ja das Land, wo die Sonne am meisten die Erde liebt. Italien, Neapel, selbst Nola ist ihm das Paradies auf Erden. In allem Luxus der großen Welt gedenkt er der Gärten am Vesuv und der Melonen, die der väterliche Nachbar züchtete, und er kann seinem Mäcen nichts Größeres sagen als: er habe ihm London zu einem zweiten Nola gemacht.

Und so zieht er heimwärts dem Tode entgegen. Sein unzufriedener Schüler in Venedig überfällt ihn mit mehreren Gesellen bei Nacht in seinem

Zimmer, sperrt ihn ein und denunciert ihn der Inquisition. Und nun steht er vor dem Tribunal freimütig seine Lehre bekennend und fordert als Philosoph gerichtet zu werden. In späteren Verhören aber sehn wir einen Andern. Demütig betont er allen Anklagen gegenüber seine Rechtgläubigkeit und zuletzt bittet er auf den Knieen Gott und seine Richter um Verzeihung wegen aller seiner Irrtümer. Ich will nicht wie Carrière beschönigen: er habe nur seine Ketzereien, nicht seine Philosophie abgeschworen. Er hat verleugnet, was er gelehrt hat; aber wir wollen ihn nicht richten. Der Feigling bläht sich zu oft zum Richter. Nur wer vor der Folter gestanden und nicht geschwankt, werfe den ersten Stein auf ihn. Hat Galilei nicht gezittert, hat nicht ein größerer Philosoph als Bruno, hat Cartesius nicht sein fertiges Hauptwerk unterdrücken wollen aus Furcht? Und Bruno war ein Dichter und die Poesie kennt keine Märtyrer. Und er war der Mann der Leidenschaft; die Leidenschaft riß ihn über sich selbst empor, die Leidenschaft zog ihn unter sich selbst herab. Und die Leidenschaft wechselt in Liebe und Haß und ihr ist alles Person. Er hatte die dogmatische Kirche bekämpft und geschmäht als die mächtige, zwingende Person und vor der mächtigen Person beugt er nun das Haupt in tiefer Demut.

Sie hat ihm nichts genützt. Rom fordert und erlangt schließlich seine Auslieferung. Und nun wandert der Vielgewanderte noch einmal, der Heimat näher — in Fesseln. Sechs Jahre schmachtet er in Rom und über diese Jahre schweigt die Geschichte. Wir wissen nur eins: als ihm nach all dieser Zeit acht häretische Sätze zum Widerruf vorgelegt werden, da hat er den Stolz des Philosophen gefunden, da erklärt er, er dürfe und wolle nicht widerrufen. Man giebt ihm 40 Tage Bedenkzeit, man schickt ihm den General seines Ordens — er widerruft nicht. Am 17. Februar 1600 stirbt er den Flammentod und kein Seufzer kam über seine Lippen.

Ist es nicht, als ob die Leidenschaft, nachdem sie ihr zündendes Werk gethan, in sich selbst versänke? Im Tode kehrt er zurück in seine Heimat, in die Gewalt seines Ordens und gleichsam in sein Element. Vom Vesuv war sie aufgestiegen diese Feuerseele, die das leuchtende Sternenreich erweitert, auf dem Scheiterhaufen findet sie das Grab. Aber höher als die rote Glut, die nun gerade vor dreihundert Jahren zum Himmel stieg, höher als die Flamme, die Bruno verzehrte, lodert die Flamme, die ihn belebte, lodert zu ewiger Mahnung. Ein Ketzer war er, aber dieser Ketzer hatte mehr Glauben als unsere zahme Zeit. Ein Dichter war er, aber dieser Dichter hatte mehr Wahrheit in seinem Weltbild als sein ganzes Jahrhundert. Ein Denker war er, aber dieser Denker hatte mehr Poesie als alle unsere Dichter des Tages. Die heiße Andacht zum Großen, Welterfüllenden wars, die ihn emporzog in jene Sphäre, in der die höchsten Seelentriebe der Menschheit, Dichten, Denken und Glauben eins werden, so himmelhoch über all die kleinen Triebe unserer armen, nüchternen Zeit.

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs.

Von **Jakob Wassermann.**

(4. Fortsetzung.)

2.

In der Frühe, — es regnete in Strömen — kam Richard Uibeleisen. Er war fahl im Gesicht; sein Bart war zerzaust, seine Kleider waren durchnäßt, und so warf er sich in einen Stuhl und bedeckte mit den Händen das Gesicht. Anna und Renate waren schon angekleidet, um in das Herz'sche Atelier zu gehen, wo das Hochzeitfest stattfand. Beide sahen sich verwundert an. Endlich blickte Uibeleisen empor und sagte finster:

„Die Söderborg ist fort."

„Fort? Wieso?"

„Wahrscheinlich durchgebrannt, — mit dem Grafen."

„Reiffenstuel —?"

„Und das Kind ist da. Das Kind ist bei Gisa geblieben. Eine Gewissenlosigkeit ohne Gleichen. Auch Gisa scheint mir nicht recht bei Verstand. Ich sah sie heute morgen vor der Trauung, und ich muß sagen, ich habe schon fröhlichere Gesichter bei einer Hochzeit gesehen. Sie sieht aus, wie eine Wachsmaske. Zwischen ihr und Reiffenstuel ist etwas vorgegangen."

„Woraus schließt Du das?" fragte Anna Xylander kleinlaut.

„Weil ich sie gestern noch draußen gesehen habe. Sie glühte vor Glück und ich glaubte, die Hochzeit sei das Elixier. Man hätte sie nicht mehr hinauslassen dürfen, damals. Jetzt ist es zu spät."

Er erhob sich, um zu gehen. Renate blickte ihm mit weitgeöffneten Augen nach. Das ganze Dasein schien ihr wie ein klaffendes Loch, ein grundloser Schlund, und Schicksalsfäden spannten sich hinüber und herüber in verwirrtem Knäuel.

„Auch ein Graf auf der Welt," murmelte Anna. „Sonderbare Exemplare laufen herum." Sie blieb aber schweigsam, bleich und gedrückt. Sie dachte an die Aufgewühltheit Uibeleisens und an die Art seiner Gefühle für die Söderborg. Mit mehr als freundschaftlicher Neigung hing sie an ihm und sah jetzt besondere Umstände, die sie zur Trauer verurteilten.

Es gab einen laut surrenden Ton im Klavier, der lang hallte. „Eine Saite gesprungen," erklärte Anna gleichgiltig und wie zu sich selbst, denn sie beachtete Renate gar nicht mehr, die ihr plötzlich in der Weise launischer Frauen als die Urheberin alles möglichen Unglücks erschien.

Draußen peitschte der Wind den Regen umher wie Strähne.

Das Atelier von Katharina Herz war zigeunerhaft mit Blumen Bändern, Stoffen, Tapetenresten, japanischen Schirmen geziert. Das Ober-

lichtfenster war von einer grellblauen Draperie guirlandenartig umwunden. Durch das Glas selbst war der Himmel nicht zu sehen, denn der Regen floß darüber hin, daß es aussah wie mit weißem Fliespapier belegt. Das Nordlichtfenster zeigte weiten, freien Ausblick. In den Ecken des saalartigen Raumes standen Kerzen auf hohen Holzpostamenten, an den Wänden hingen Tierbilder, Studien in Kohle und Oel, fast lauter Skizzen von Schülerinnen. Herr Herz ging in einem Fräcklein herum, mit einer Cognacflasche versehen, zu welcher er die Gläser suchte. Er sah angestrengt aus, als bedeute die sorgsam einstudierte Festrede einen Wendepunkt in seiner Existenz. Da der gefürchtete Gudstikker anwesend war, galt es, mit Gedankenfeuer nicht zu sparen. Gudstikker lehnte faul herum, die tiefe Falte zwischen den Brauen, das mitleidig-müde Lächeln auf den koketten Lippen. Ein paar junge Leute liefen ab und auf, höchst eilfertig, sahen aus wie Mohn im Blühen. Frau Hedwig war schon seit frühem Morgen da, hatte schmücken helfen und wartete jetzt auf ihren Gatten, dessen Ausbleiben sie besorgt machte. Sie sah aus wie eine kleine, bekümmerte, überarbeitete Nähmamsell, lächelte weinerlich und rückte immer wieder an den Lichtern herum, weil sie die Beleuchtung zu düster fand. Salatsch, der hungrige Ex-Dozent, hatte sich mit einem schurkisch und geleckt aussehenden Blondin in ein Gespräch über den Tod der Katharina Sforza vertieft, welche Salatsch mit Pathos als das eigentliche Renaissance-Weib erklärte. Er liebte das Wort Renaissance, führte es zu beständigem Gebrauch mit sich wie ein Taschentuch. Der Blondin widersprach wie Jemand, der durch Widerspruch seine gänzliche Verständnislosigkeit bemäntelt. Im Nebenzimmer war so etwas wie ein Büffet angebracht, das durch aneinandergerückte, mit Brettern und Tüchern verdeckte Betten entstanden war. Dort unterhielten sich Dawill, der Blasse, der wie ein Weltmann von Erfahrungen aussah und ein verschrumpfter kleiner Mann, welcher Dichter, Maler, Vorstand des Sittlichkeitvereins und pensionierter Major zu gleicher Zeit war. Er war nicht viel mehr als ein Leichnam und vermochte doch zu sprechen, sogar mit Fistelstimme, wie alle Vorstände von Sittlichkeitsvereinen. Stieve stand am Büffet und that sich schon seit einer halben Stunde gütlich. Er machte ein leidendes Gesicht, als äße und tränke er nur aus Zerstreutheit. Doch im Grunde war ihm wohl. Zwei Schauspieler und zwei Schauspielerinnen waren da, die laute und gewollt frivole Gespräche führten, auf den Direktor schimpften und auf das „Cliquenwesen". Einer lernte in Zwischenpausen an einem Gedicht: die Hochzeit des fahrenden Schülers.

Gisa und Xylander, schon Vermählte, traten ein. Es hatte keine kirchliche Trauung stattgefunden. Gisas Gesicht war weiß wie ihr Kleid; das einzig Farbige an ihr waren die grünen Blätter im Haarkranz. Wenn sie angesprochen wurde, lächelte sie, und das Lächeln blieb minutenlang auf ihren trockenen Lippen, als hätte sie vergessen, es zurückzunehmen. Ihr Blick war in die Höhe gerichtet, ließ nicht ab von einer gewissen Stelle in der Luft, wo er sich festzusaugen schien. Man fand ihr Wesen nicht sehr hochzeitlich, doch tröstete man sich mit der sonst so belebten Stimmung und mit Xylander, der strahlend jede Hand schüttelte und manche zwei Mal, von Seligkeit förmlich troff und nicht aus seinem glucksenden Lachen kam. Er ging herum und heimste die Glückwünsche ein wie fällige Wechsel, umarmte die Frauen, sprach nicht, sondern stotterte nur und wurde in Anspielungen vor lauter Glück niederträchtig. Er führte die Schauspieler vor die Venusstatuette, die Renate geschickt, legte beschwörend zwei Finger auf die Brüste der Figur und lallte etwas von der großen Peripetie seines

Lebens. Er liebte die Fachausdrücke und verdankte ihnen weihevolle Augenblicke der Selbstbewunderung. Dann klopfte er auf den Bronze-Bauch der Venus, umarmte seinen Collegen und rief mit schwimmenden Augen: „O schmölze doch dies allzufeste Fleisch für Dich mein neidverachtender Freund! Mut, Horatio, Mut." Die bare Sinnlosigkeit.

Unbemerkt waren Anna und Renate gekommen. Renate glaubte sich in eine Versammlung von Tieren versetzt. Dann erblickte sie mitten im Knäuel Gisa. Sie erschien viel größer als sonst, wie wenn sie unter einem Wichtelvölkchen stünde. Der alte Sittlichkeitsdichter stand vor ihr, und seine Frackschöße schwänzten rechts und links. Der Himmel mochte wissen, was er ihr vorraunte. Dawill kam hinzu und hob die Augen emphatisch zu ihr auf, die dastand wie ein Bild der Unschuld, von allen Geräuschen angeblichen Jubels umtost. Sie sah sich einen Augenblick ihre Hände an, als wäre etwas darauf geschrieben. Katharina Herz sprach laut zu der älteren Schauspielerin vom Martyrium der Ehe, und ein junger Bartloser, der von der Ferne einem Schwein nicht unähnlich sah, ließ die Frauen hochleben, schrie: hoch die Frauen. Stieve, an Annas Seite, strich graziös mit der flachen Hand sein dürftiges Haar nach vorn; die beiden Schauspieler standen in Intrigantenpose unter der blauen Draperie. Dem einen fiel ein Wassertropfen durch einen Fensterspalt der Decke aufs Ohr, und er verlor nahezu die Haltung darüber. Martin Xylander war in seiner Weltentzücktheit daran, sich selbst zu umarmen, denn für ihn war es heute köstlich, Martin Xylander zu sein. Renate ordnete vor einem Spiegel mit beiden Händen das Haar, und da bemerkte sie, daß der Aermel ihres Kleides einen kleinen Riß in der Naht zeigte. Sie erschrak. Wohin führst du mich, Schicksal? flüsterte eine wache Stimme in ihr. Ihr war abwechselnd kalt und heiß. Jemand grüßte sie über Köpfe hinweg und stieß beim Gruß eine Kerze um, die gleich verlöschte. Der Betreffende sah Wanderer ähnlich; so gravitätisch grüßte Wanderer. Eine längst verflossene Zeit, dachte Renate.

Plötzlich stand sie Gisa gegenüber, deren Anblick sie tief erschreckte. Gisa drehte die Augen ganz in den Winkel, sodaß die Augäpfel fast verschwanden und nur das Weiße sichtbar blieb. „Sie brauchen mich nicht zu verachten!" kreischte sie mit durchdringender Stimme, und diese Worte wiederholte sie zweimal mit denselben kreischenden Lauten.

Inzwischen war es im Atelier so still geworden, daß der Regen, der aufs Dach fiel, sich wie das Geknatter von Kieselsteinen anhörte. Auf Gisas Gesicht ging plötzlich eine gewaltige Veränderung vor sich. Die starre Ruhe zerschmolz. Die geisterhaft lächelnden Lippen entfernten sich wie im Grauen voneinander. Arme und Beine schlotterten, und als erinnere sie sich jetzt erst, als habe sie die Stunden seit der Trauung in Versteinerung hingebracht, zeigten ihre Züge einen Ausdruck des Entsetzens, der etwas durchaus Tierisches an sich hatte. Sie warf sich auf den Boden, schlug mit den Händen die Dielen, schlug die Finger blutig und benetzte mit dem Blut das weiße Kleid, stöhnte, wie wenn sie sterben müßte, und ihr Körper wand sich, als ob er knochenlos sei. Schreckliche Zeichen des Wahnsinns. „Bringt sie fort, sie ist ja krank! bring sie hinüber in meine Wohnung, ich laufe nach dem Arzt!" schrie Richard Uibeleisen, der eben gekommen war, in die angstvolle Stille der Gäste, und Frau Hedwig eilte sogleich wie eine obdachlose Taube auf ihn zu, der sie brutal zurückstieß.

Martin Xylander hatte den Mund offen, um zu schreien. Sein Hals rötete sich und schwoll so an, daß Leute ihm die weiße Binde abreißen und den Kragen und das Hemd öffnen mußten. Einige Männer hoben Gisa

empor. Sie leistete keinen Widerstand mehr. Eine jähe Bewegung entstand unter den Gästen, wie wenn der Sturm ins Wasser fährt. Herz klopfte in die Hände, aus einem Grund, den er selbst nicht begriff, der Sittlichkeits-major schnaubte gleich einer Maschine, alles drängte zur Thüre, gegen den Corridor hinaus, auf dem die Mägde standen, hochzeitlich gestimmt, denn sie dachten, auch für sie könne am Ende was abfallen. Xylander fuchtelte wie ein Tobsüchtiger mit den Armen umher, ließ sich nicht bändigen und drängte dem Haufen nach. Er stieß an das Holzpostament, auf dem die kleine Venus stand; die herabstürzte und Hals und Glieder brach. Anna sank kraftlos in einen Stuhl, Salatsch fragte bei allen möglichen Leuten herum, was vorgefallen sei, die Schauspielerinnen, bleich unter der Schminke, suchten ihre Hüte. Die grellblaue Draperie wirkte nicht mehr stechend durch ihre Farbe, denn viele Lichter waren ausgelöscht oder herabgebrannt. Hedwig Uibeleisen hatte auf einmal das Aussehen einer Greisin, und Katharina Herz stand wie eine Bildsäule mitten im Atelier, sah stumpfsinnig auf den Boden nieder, der von verschütteten Wein und ausgetretenem Straßenschmutz starrte. Renate empfand nur Wirres. Sie wollte denken, kam aber nicht über eine rauschartige Verwunderung hinaus. Sie ging in den Nebenraum, wo das geplünderte Büffet aussah, als sei eine Horde von Freischärlern dagewesen, und dann kam, wie sie wußte, ein weiterer kleiner Schlafraum, dessen Stille sie suchte, um sich zu sammeln.

An der Thüre blieb sie flehen, näherte mit einem leisen Schrei die Hände einander, ohne sie zusammenzuschlagen, — aus Furcht, ein Geräusch zu machen. Auf Zehen schlich sie zu dem altväterischen Lehnsessel, der im Winkel zwischen dem hier geneigten Dach und dem Fußboden stand. Dort schlief Gabriele, Frau Söderborgs Kind, den ruhigen, festen, traumlosen Kinderschlaf. Mit feuchten Augen starrte Renate in das unvergleichliche Gesichtchen mit dem geöffneten Mund, den blühenden Backen, doch blassen Lidern, die sich in der klaren, schwarzen Linie der Wimpern schlossen. So lehnte das Kind in dem großen Sessel, „Sonn und Mond auf seinen Wangen.“

3.

Das Schlafgemach der Eheleute Herz empfing sein Licht nur durch zwei kleine Dachfenster. Aber selbst dieses Licht genügte, um den Raum unwohnlich, verlottert und trübselig finden zu lassen. Die Betten waren noch nicht in Ordnung, und Renate erschrak über die Kühnheit, mit der sie hieher gedrungen war. Das leidenschaftliche Verlangen, allein zu sein, hatte sie alles andre vergessen machen, und nun lag das Kind vor ihr, ein Bild völliger Verlassenheit. Doch nicht so verlassen wie ich, dachte Renate. Sie wollte sich nicht zum Gegenstand eines vergeblichen Erbarmens machen, aber sie konnte nicht glauben, daß ihr Leben nun in den Sand verlaufen sollte, Wüste rechts und Wüste links, sie, die ausgezogen war mit einem Herzen, angefüllt bis zum Rand mit unverbrauchter Liebe. War es die Bestimmung, daß sie sündenlos den Weg vollenden sollte, dann hatte sie an dem Schrecklichen, das draußen vorging, keinen Teil.

Sie zuckte zusammen. Sie hatte Schritte gehört, wandte den Kopf. Gudstikker stand hinter ihr und nickte ihr bedächtig-freundlich zu. „Wenn ich Ihnen beschwerlich falle, so gestehen Sie es offen,“ sagte er in seiner väterlichen Weise und legte leicht, wie beschützend seine Hand auf die ihre.

„O nein.“ Renate schüttelte eifrig den Kopf. Sie flüsterte, der kleinen Schläferin wegen.

„Ich sah Sie hereingehen, und etwas zwang mich, Ihnen zu folgen,“ erklärte Gudstikker, und die Falte zwischen den Brauen vertiefte sich.

„Draußen hab ich Sie nicht gesehen,“ antwortete Renate schüchtern.

„Nun wissen Sie, das ist ein Hexensabbath. Ganz gut so. Allmählich reift man für die große Einsamkeit. Ja, und was sagen Sie, — das Kind da! Das sind so die Wunder unsrer elenden Werktage.“

„Es ist Frau Söderborgs Kind —?“

„Ich glaube. Eine Abenteuerin, nicht wahr?“

„Leise sprechen! Ist es nicht ganz gespensterhaft, was hier vorgeht? Es kommt mir vor, ich träume und fürchte mich fast noch mehr vor dem Aufwachen als vor dem schrecklichen Traum. Wissen Sie, daß ich Gisa das Lager verweigert habe, wie sie zu mir und Anna Xylander gekommen ist? Darum ist alles geschehen. Ich hab ihr den Arm nicht gereicht, und jetzt ist sie ertrunken.“

„Draußen spricht man davon.“

Renate wurde bleich und spürte Kälte. „Wie? Spricht man davon? Wer denn?“

„Anna Xylander. Das Weib haßt Sie. Warum denn?“

„Sie haßt mich?“ fragte Renate tonlos, schmerzlich und verzweifelt. „Das wußte ich nicht.“

„Weshalb haben Sie mir denn nicht mehr geschrieben?“ forschte Gudstikker. „Ich glaube doch, ich hätte Ihnen etwas wie ein Freund sein können. Sie sind eine naive Seele. Sie sind in der Meinung, daß das Leben ordnungsmäßig wie eine Gerichtsverhandlung verläuft. Sehen Sie denn nicht, daß die Leute um Sie her lauter blindgewordene Fensterscheiben sind? Und Ihr Wesen wird für alle zum Spiegel. Ein Spiegel ist unangenehm für den Buckligen, der Gutgewachsenheit affektiert. Sie gehen unter Leichen umher, und es sollte mich wundern, Renate, wenn Sie nicht innerlich schon ein wenig mit toten Dingen zu thun haben.“

Mit verlornem Blick schaute Renate Stefan Gudstikker an. Sie seufzte in unbestimmter Qual, sich mitzuteilen. Aber nur mit dumpfem Sinn hatte sie seine Worte erfaßt. „Glauben Sie wirklich, daß ich Schuld habe?“ fragte sie mit vorgebeugtem Kopf, „innere Schuld?“

„Schuld ist ein Wort, das nicht in meinem Wörterbuch steht. So wenig wie Tugend. Wäre die Form Ihrer Nase nur um eine Linie anders, so stünden Sie vielleicht nicht hier, sondern in einem herzoglichen Schloß. Verstehen Sie mich recht. Die Bilder und Vorstellungen, die wir uns von Geschehenem machen, sind nichts wie Träume, auf die wir uns zufällig besinnen. Es fehlen aber zur Ergänzung und zum Verständnis die Träume, von denen wir nichts wissen. Hätte Gisa den Willen und den Trieb zu alledem nicht unsichtbar in ihren Augen und in ihrer Stimme gehabt, wer weiß, ob Sie ihr das Bett verweigert hätten. So verstrickt ist, was wir thun.“

Schweigend, furchtsam und treuherzig hörte Renate zu. Die Bewunderung und ein fernes Begreifen machten, daß sie sich leichter fühlte. Aber jetzt wachte Gabriele auf. Mit verschleiertem Blick sah das Kind sich um, eine Mischung von Angst und unklarer Erinnerung in den feinen Zügen. Renate kniete nieder, von überquellenden Muttergefühlen bezwungen und herzte das Mädchen, das sich widerstandslos den Zärtlichkeiten fügte. „Was wird nun aus dem süßen Geschöpf,“ flüsterte Renate und suchte

Gudstikkers Blick. „Soll es hier in der schlampigen Wirtschaft aufwachsen? oder soll es zu anderen fremden Leuten? Ist es denn nicht furchtbar, daß man von irgend einer Hand zu jedem Unheil geschleppt werden kann? Und daß ich jetzt vielleicht die Macht habe, alles zu verhindern, wenn ich es zu mir nehme?"

„Oder auch nicht. Wenn Sie es thun würden, wäre es ein Raub an Ihnen selbst. Ein Kind ist ein Räuber und Tyrann. Wollen Sie Ihre Jugend verschenken ohne Gewähr? Nur deshalb, um ein Trugbild davon an Ihrer Seite zu haben? Kennen Sie die Sage von Amor und Psyche, — wie er Psyche entführt, auf einem einsamen Felsen glaub' ich, und wie sie nach dem Anblick des Geliebten forscht, und zur Strafe von ihm verlassen wird? Wissenwollen und Sehenwollen macht uns unglücklich, und es ist gefährlich, wenn wir Herrgott spielen und dem Schicksal ein Schnippchen schlagen wollen. Das ist, wie wenn neben dem Orchester einer stünde, der mit dem Taktschlagen das ganze Musikstück übertönen würde. Vorausgesetzt, daß es ginge, denn wir bleiben ja doch Orchester-Mitglieder. Aber ich rede wieder Bände."

Mühelos flossen Gudstikkers Worte, so wie Wasser eine Rinne entlangfließt. Eine gewisse Müdigkeit der Stimme gab dem Gesagten den Schein von Unwichtigkeit und Selbstverständlichkeit, als ob man daran eigentlich keinen Hauch verschwenden brauchte.

„Nun müssen wir hinaus. Es könnte auffallen," sagte Renate, und in ihrem Ton lag die Furcht vor dem Hinausgehen. Zweifelnd blickte sie Gabriele an, zweifelnd die häßliche Unordnung des Zimmers, als ob sie die Wirklichkeit der Dinge nicht mehr begreifen könne. Noch immer lag sie auf den Knieen, beide Hände des Kindes in den ihren. Jäh wandte sie sich zu Gudstikker und fragte in naiver Traurigkeit: „Glauben Sie, daß es Vielen so geht wie mir?"

„Vielen," antwortete Gudstikker, nachdenklich nickend.

„Und glauben Sie, daß die Vielen mir gleichen?"

„Behandeln Sie mich doch nicht als Sozialphilosophen. Was wäre Ihnen mein Nein oder Ja? Warum haben Sie denn plötzlich aufgehört, mir zu schreiben?"

„Ach! So — halt. Es war, als ob es zu finster würde, an Sie zu schreiben."

„Sonderbare Antwort. Ich mache Ihnen mein Kompliment; Sie sind ein Poet."

„Gisa! Gisa!" rief das Kind, zusammenschauernd. Renate erhob sich und starrte gleich darauf nach der Thür, die aufgerissen wurde. Martin Xylander wankte herein wie Einer, der bis zur Besinnungslosigkeit vollgetrunken ist, und fing an zu heulen. Es klang, wie wenn in finstern Nächten Hunde über die Wiesen heulen. Renate ging rasch hinaus, und Gudstikker, dem diese fortwährende Nervenstörung unbequem war, folgte ihr rasch, und zitternd kam Gabriele nach.

Als Renate ins große Atelier trat, sah sie Stieve, Anna Xylander, das Ehepaar Herz und das Ehepaar Nibeleisen schwatzend in einer Gruppe beisammenstehen. Alle andern Leute waren schon fort, und als nun diese Sechs Renate gewahrten, verstummten sie, richteten ihre Blicke gleichgiltig thuend irgend wohin, wobei sie aufhörten, einen Knäuel zu bilden. Jedoch behielten sie ihre geheimnisvollen Mienen bei, außer Stieve, der mißmutig die Achseln zuckte. Seltsam, daß Renate, indem sie stehen blieb an Angelus dachte, der zu Hause eingesperrt war, und dessen Schutz ihr allein

noch geblieben. Seltsam auch, daß sie lächelte, äußerlich lächelte, während ihr Herz sich zusammenkrampfte in einer wahllosen Sehnsucht.

„Wollen Sie mir den Schlüssel geben, Anna? Ich will heim, bin abgespannt,“ sagte Renate leise.

Anna Xylander lachte beinahe frech. Stieve knurrte: „Gieb doch den Schlüssel her.“ Anna warf sich herum; ihre Augen glitzerten redebegierig und sie sagte: „Thun Sie doch nicht so zimperlich, Renate. Wir übernachten ja nicht hier. Seit wann sind Sie denn so zimperlich?“

„Wahrscheinlich wird sie Dich auch aus dem Bett vertreiben,“ sagte Richard Uibeleisen finster. „Man mußte darauf ein Couplet dichten.“ Sein Gesicht war noch immer so unnatürlich blaß wie am Morgen.

Alle schwiegen. Renate war es zu Mut, als sei ihr die Zunge aus dem Mund gerissen. Wenn man sie geschlagen hätte, wäre sie nicht fähig gewesen, zu stammeln. Es war zum ersten Mal in ihrem Leben, das man sie in solcher Art (wie auf Verabredung) beleidigte, erniedrigte, verhöhnte. Sie sah sechs Gesichter in einem undeutlichen Zwielicht vor sich, schaute in keines und sah doch alle sechs. Sie hatte die Empfindung, als müsse etwas geschehen, um die sechs Paar Augen von sich abzuwenden, diese Blicke abzustreifen, und als Gudstikker neben sie trat, und einen leisen, jedoch durchdringenden Pfiff ausstieß, seufzte sie erleichtert auf, den Blick zu Boden gleiten lassend, voller Scham, voll unbestimmter Reue. Wie von ferne klang das Heulen Martin Xylanders an ihr Ohr; auf der Erde lag, nicht unähnlich einer Ermordeten, die Bronze-Venus, und Gabriele stand mit verschlungenen Händchen davor, erstaunt und bedauernd.

Renate hörte, wie Gudstikker etwas zu Uibeleisen, dann zu den Andern sagte, was sie nicht begriff, was ihr aber im dumpfen Bewußtsein sehr männlich und eindrucksvoll klang. Gabriele sah mit hilflos geneigtem Kopf furchtsam zu den Erwachsenen hinüber. Renate lächelte ihr mit leerem Ausdruck zu.

Kurz darauf ging sie an Gudstikkers Seite die fünf Treppen hinab, ohne zu wissen, wie das gekommen war.

4.

Gudstikker bewies ihrem teilnahmlosen Ohr haarklein, daß Gisa durch eine unabänderliche Kette von Vorbestimmungen zu ihrer Leidenschaft für Reiffenstuel getrieben worden war. Als Jüdin sei sie zur Liebe verurteilt worden, „ja, geradezu verurteilt,“ denn ein Christ könne nicht ahnen, welch ein Vulkan von Gefühlen sich in der Tiefe so einer jüdischen Seele auszubreiten vermöge. „Bei uns ist das Heroische aus der Mode gekommen. Unsere Seelen sind nicht gut ausgeheizt. Wir sind zu sehr mit der Brotfrage beschäftigt. Aber Sie hören ja gar nicht zu.“

„O ich höre schon,“ erwiderte Renate sanft.

Gudstikker wurde durch den Ton ihrer Stimme zum Schweigen veranlaßt. Renate seufzte und ging weiter des Wegs, als ob sie durch den Willen ihres Begleiters gezogen würde, raffte nicht einmal das Kleid auf dem verregneten Pflaster, bemerkte nicht die Vorrübergehenden, nicht den Himmel, der sich rötete, wie er sich gestern gerötet hatte und morgen röten würde. Wer wird jetzt meine Fächer malen? dachte sie beim Anblick der zitternden Farbenklexe, die der Abendhimmel in die Pfützen streute.

Gudstikker seinerseits baute einen Plan. Er baute stets an Plänen,

wenn er schwieg. Er dachte nach, wie der Heimatlosen zu helfen sei, die sich von den Wassern treiben ließ mit halbgeschlossenen Augen. „Hören Sie einmal, Fräulein Renate,“ begann er etwas weniger siegessicher wie sonst, denn der Wunsch, zu helfen, machte ihn zartfühlend, „ich habe eine ausgezeichnete Idee.“ Er zündete mit all der Umständlichkeit, die ihm eigen war, eine Cigarette an und fuhr fort: „Da droben in der Schwindstraße wohnt ein junges Mädchen, eine liebe Bekannte von mir. Sie bewohnt ein Atelier, obwohl sie nicht malt und überhaupt nichts mit der Kunst zu thun hat. Ein feines Geschöpf, Sie werden ja sehen. Sie ist Lehrerin, ernährt sich kümmerlich. Stammt aus einer littauischen Baronsfamilie von ganz droben aus dem Norden. Als sie achtzehn Jahre alt war, brannte sie mit einem armen Kapellmeister vom Theater durch, und sie heirateten in Berlin. Später hat sie der Kerl sitzen lassen. Nun denk ich so. Das junge Mädchen geht in zehn Tagen fort. Sie ist auf zwei Probemonate an eine Kinder-Idioten-Anstalt engagiert. Sie könnten während der Zeit das kleine Atelier nehmen, das sehr billig ist. Da würden Sie zu sich selbst kommen, brauchten nicht Rücksichten zu spielen mit Leuten, die selber am Ende aller Dinge sitzen und hätten während der ersten Tage auch eine feine und verständnisvolle Gesellschaft. Alleinsein scheint mir im Augenblick nicht rätlich für Sie. Was halten Sie davon, Renate? Ich würde Ihnen nichts vorschlagen, was ich nicht auch für meine Schwester, wenn ich eine hätte, gut finden würde. Also was halten Sie davon?“

„Wie Sie meinen,“ entgegnete Renate, die nur den Wunsch hatte, der Straße zu entfliehen. Dann fügte sie hinzu: „Es ist schrecklich. Ich könnte jetzt ebensogut aus der Welt verschwinden, ohne daß es wochenlang Jemandem einfiel, daß ich fehle. Uebrigens ist mir gar nicht gut.“

Besorgt blickte Gudstikker sie an, rief einen Einspänner herbei, dem er die Schwindstraße als Ziel bezeichnete. Als sie beide saßen, nahm er Renates widerstandslose Hand, um ihren Puls zu fühlen. Dann erzählte er, vorgebeugt, mit dem rücksichtsvollen Streben, zu zerstreuen, von Irene Puntschuh, der ehemaligen Baronesse, daß man sie immer noch Fräulein nenne, obwohl sie den Namen ihres Mannes trug, erzählte, wie er sie kennen gelernt, als sie einmal in der Carnevals-Nacht von Studenten belästigt worden war und er ihr beigesprungen. „Das klingt abgedroschen, nicht wahr?“ fragte er sarkastisch. „Man kann dergleichen gar nicht mehr erfinden, ohne banal zu sein. Ein bedeutsames Zeichen der Zeit.“

„Wo fahren wir denn hin?“ fragte Renate, sich geängigst aufrichtend, als ob sie alles vergessen hätte. Gleich darauf errötete sie und lächelte wie um Entschuldigung bittend. „Aber werde ich nicht lästig fallen?“

„Lästig? Irene wird glücklich sein. Sie hat sich in einem Atelier verschanzt, weil ihr das möblierte Zimmerwesen verhaßt ist. Sie ist ihr eigener Dienstbote, ihre eigene Köchin. Ein einsames Wesen, aber einsam nicht aus eigenem Wunsch, sondern aus dem Defekt der Andern. Sie wird Ihnen gefallen Ich habe ihr oft erzählt von Ihnen. Was haben Sie denn, Renate?“

Es zeigte sich, daß Renate krank war. Mit Mühe konnte sie sich noch in Irene Puntschuhs Heim hinaufschleppen. Es brauchte nicht viele Worte zwischen Gudstikker und Irene. Eine Viertelstunde später lag Renate im Bett, und Abends noch kam der Arzt, ein ganz junger Mann aus der Nachbarschaft, der sich da draußen niedergelassen hatte, und mit proletarischer Kundschaft kaum die Tinte für Rezepte erwarb. Er war auch ganz melancholisch geworden und träumte von großen Reklame-Schildern neben

dem Eisenbahngeleise, worauf stehen sollte, daß Dr. med. Grünholz, (Volmer Grünholz) an wunderbaren Heil-Erfolgen keinen Nebenbuhler besitze.

Renate empfand die Ruhe als etwas Köstliches. Es webte und fiel um sie her wie Schatten, wie eine wohlthätige Verdunkelung, entrückte sie weit den eigenen Gedanken, und der Raum, in dem sie sich befand, erschien ihr verschwenderisch ausgestattet mit Dingen, welche man sonst nur in Träumen sieht. Der junge Arzt hatte die Gestalt eines Fürsten, und seine Worte kamen daher wie auf dicken Teppichen. Das Lampenlicht war nicht so intensiv, als daß man nicht den bläulich-grünen Schein des Mondes sehen konnte und einen Himmel wie eine Glasglocke, durch die kein Hall der tosenden Geräusche dringt. Dann wandelte da ein geisterhaftes Wesen herum, die man kaum hörte, wurde Irene genannt. Dann Gudstikker, der mit bekümmerter Wichtigkeit alle Gründe hervorhob, die ihn veranlaßten, das Lampenlicht zu dämpfen. Dann war es wieder Tag, unerklärlich schnell, als hätte die Zeit einen Sprung gethan, und irgendwo rief irgendwer: Anna! Anna! Schließlich war Anna Xylander gemeint, die noch schlief und beim Schimpfen über die Unredlichkeit der Welt den Schlaf der Nacht versäumt hatte. Doch es klopfte zweimal an die Thüre, bevor Frau Söderborg hereintrat und gleichzeitig, aber durch eine andre Thüre, Gisa. Irene wies ihnen Stühle an und Renate lachte, weil Gisa aus Angst vor Frau Söderborg nicht zu reden wagte. „Sie ist immer so,“ sagte Frau Söderborg unwillig und ziemlich barsch. „Nie spricht sie. Sie besitzt eine unanständige Natur. Ihre Sinne sind erhitzt. Gewiß, sie ist ein junges Mädchen, aber von den gefährlich Prüden.“

Gudstikker saß da und war überrascht. Aber plötzlich sagte Stieve, — weiß der Himmel, wo er nur hergekommen war: „Sie sollte für bessere Verdauung sorgen.“ Dann lehnte er sich behäbig und gutgelaunt in seinen Sitz zurück.

„Das haben Sie von Süssenguth,“ erwiderte Gudstikker ironisch und mißbilligend. „Zum Teufel mit Verdauung. Wollen Sie soziale Uebel mit Rhabarber aus der Welt schaffen? Unsre Philosophen verzichten auf die Ehre, logisch zu sein.“

Gisa fing zu reden an mit leiser, singender, klingender Stimme, und Regentropfen hingen ihr im Haar. „Als junges Ding durfte ich nicht einmal vom Storch sprechen. Man sollte nur daran glauben. Ja, aber dann habe ich viel gelitten und konnte oft nicht schlafen. Es war schrecklich, an all das zu denken, aber weil es für unanständig galt, war es mein Verderben. Es verbrannte mich, aber ich mußte schweigen.“

„Aber,“ sagte Frau Söderborg, „ziehen Sie doch Ihre Strümpfe hinauf.“ Stieve lachte. Später entschuldigte er sich, und jemand Anderer erzählte mit flüsternder Stimme eine Geschichte von zwei jungen Mädchen, die höchst anständig erzogen waren. Sie gerieten darauf, ein erdichtetes Liebesverhältnis zu spielen, als ob sie Mann und Weib wären. Bald nachher wurde die eine wahnsinnig, weil die andre mit einem neunzehnjährigen Kellner auf und davonging.

„Ich habe in meinem vierzehnten Jahr ein Verhältnis mit unserm Stallburschen gehabt,“ sagte Frau Söderborg. „Er war brutal und prügelte mich, aber das gerade gefiel mir an ihm. Im selben Jahr stahl er eine Taschenuhr und wurde eingesperrt.“

„Nun,“ sagte Frau Fuchs wohlwollend, „das sind lauter Faxen, liebe Freundin. Man muß natürlich sein, jawohl. Damals wie wir in Pörtschach waren, — ein schöner Ort, jawohl, — gab es eine Viehmagd, die

sich aus Liebesgram in den See stürzte. Nun, damals wunderte ich mich, daß auch Viehmägde daran leiden, aber jetzt finde ich es ganz natürlich. Jawohl, liebe Freundin, ganz natürlich. Die Welt ist eben einmal darauf eingerichtet, auf Liebe mein ich. Nun, und wir sollen es nehmen wie es ist."

„Ausgezeichnet," sagte Stieve, der sonderbare Bewegungen machte, als schnellte er Kirschkerne in die Luft.

Doch es waren nicht Kirschkerne, sondern Steine. Erst hingen sie eine Weile, dann senkten sie sich auf Renatens Brust herab und lagen schwer. Man konnte in das Innere der Steine sehen, wo wunderliche Tiere der Vorzeit erstarrt waren, als ob die Jahrmillionen ihnen nichts weiter als den flüchtigen Funken Leben geraubt hätten. Und irgend eine Stimme sang in weiter Ferne: Rosen, zwei Rosen am Strauch, Lilien, zwei Lilien am Band. Die vergangenen Tage wanderten vorbei, und jeder hatte auf einem kleinen Löffel einen Tropfen Blut. Es waren lauter krüppelhafte Männchen und einer, besonders vorwitzig, hihite und sagte höhnisch: Jeder von uns nimmt von deinem Herzblut.

Doktor Grünholz putzte seine Brille und sagte mit einer Miene, als hätte er Citronensäure im Mund: „Neununddreißig, Komma sieben. Sehr günstig."

5.

Irene Puntschuh neigte in ihrer Gestalt ein wenig zur Fülle. Doch ihr Gang war leicht und fast geräuschlos. Ihre Haare waren von glanzlos rötlicher Farbe, ihr Gesicht blaß. Ihr Wesen hatte einen tiefskeptischen Zug, und ihre Schutzlosigkeit verfügte über eine einzige Waffe: den Spott. Ihre Antworten auf gewisse Fragen waren oft so fein, daß man vorsichtig sein mußte, um sich nicht lächerlich zu machen. Den Unglücklichen, der ihr so zum Opfer wurde, musterte sie mit gerieben-mitleidiger Miene. Sie war sehr klug, schon darum, weil es ihr Spaß machte, für dumm genommen zu werden; sie verachtete diejenigen, die ihr Schicksal bejammerten und war scharfsichtig bis ins Krankhafte.

Sie hatte nicht versäumt, Renates Besitz aus Anna Xylander's Wohnung holen zu lassen, und als Renate wieder anfing, gesund zu werden, gab ihr dieser Umstand ein wenig von der Sicherheit eines geordneten Lebens. „Hab ich viel dummes Zeug geredet?" fragte sie Irene und beobachtete mit Schüchternheit das junge Mädchen. „Ach und der wunderschöne Tag draußen! Es ist schon Sommer."

„Sommer? Nein. Aber Sie haben's gut gehabt. Sie haben von manchem Sturm und Regen nichts bemerkt." Irene blickte mit naiver Bewunderung Renate ins Gesicht, denn sie erschien ihr schön. Sie beneidete sie fast.

Da regte sich etwas im Winkel und das war Angelus, der näher kam und offenbar an tiefem Kummer litt, seit er die Liebkosungen seiner Herrin entbehren mußte. Er hing die Ohren betrübt herab, umschlich das Bett, blinzelte scheu hinauf, legte die Vorderpfoten auf die Kante, sodaß ihm Renate den Kopf krauen konnte. Er war sogleich wie verhext, bellte, daß Irene sich die Ohren hielt, sprang im Zimmer herum, hüpfte über einen Schemel, benahm sich in auffallender und höchst unzukömmlicher Weise. Mehrmals schoß er vom Bett zur Thüre, als wollte er Renate zu einem Spaziergang bewegen.

Renate fand, daß sie sich keine bessere Begrüßung hätte wünschen können, und Irene erzählte mit einer Stimme wie Glas, daß der Hund bis zur Stunde ein brummiger Melancholikus gewesen sei. Keine Verlockung der Kochkunst hätte ihn zur Freundlichkeit bewegen können. Renate wurde vor Freude lebhaft, legte den Arm um den Hals des Hundes, der wie ein Kater zu schnurren anfing, fragte nach Gudstikker und erfuhr, daß er zwei Nächte hindurch nicht von ihrem Lager gewichen sei. „Ich bin ihm sonst nicht ganz grün," meinte Irene, „aber das hat mir gefallen. Daran erkennt man Freundschaft. Ein Mann opfert nicht leicht seinen Schlaf."

Renate sah nachdenklich vor sich hin. „Weshalb sind Sie ihm denn nicht grün?" fragte sie.

„Ach! Erstens ist er Schriftsteller. Und auf die Leute ist kein Verlaß. Zweitens posiert er den Mann, der nicht posiert. Drittens bildet er sich ein, die Frauen ganz, ganz genau zu kennen. Und überhaupt!"

„Aber er hat so schöne Bücher geschrieben."

„Legen Sie darauf Wert? Das beweist nichts für den Menschen. Heutzutag besonders, da fliegt Jedem was zu von Kunst oder Talent oder so. Das liegt auf der Straße. Und das Schreiben verdirbt den Charakter. Aber jetzt hübsch ruhig sein und nichts mehr reden."

Um das zu erreichen, erzählte Irene. Von der Anstalt, wo sie in einigen Tagen erwartet wurde, von dem schweren Amt, das sie freiwillig auf sich genommen, und zu dem eine Geduld nötig war, die alles Denken und Gefühl lähmen mußte. Von ihrer Heimat, von Kinderjahren, von Liebesahnungen, welche die Natur selbst dem jungen Wesen einflößte; wie sie erzogen wurde, völlig in den Fesseln jenes entehrenden Damenkultus, der die Mädchen nur den Rand der Dinge erkennen läßt, der sie blind macht für die unerbittliche Stimme des eigenen Körpers. Unverhohlen berichtete Irene, wie es auf einmal über sie gekommen in einer Sommernacht, daß sie sich einem Mann hingeworfen, von dem sie nicht länger geträumt als etwa von einem neuen Kleid. „Da weiß man nun alles, was man mit Gedankenputz behängt hat und steht da wie ein Narr. Aber wir haben doch das rechte Gefühl, ich und die andern, die dasselbe gethan haben. Meine Ueberzeugung, und die ist wie eine Religion in mir, ist, daß es irgend Einen in der Welt giebt, geben muß, der für mich geboren ist, wie ich für ihn. Ich weiß, daß er da ist und finde ihn nicht, weiß nicht wo ihn suchen. So lebt mans dann zu Ende, erreicht es nie oder zu spät. Viele denken so, gerade bei uns bürgerlich Erzogenen. Manche wissen es, manche nicht, manche probiren es auf viele Arten, das Suchen, manche geben es ganz auf. Ich zum Beispiel. Ja, mit einer überspannten Person sind Sie da zusammengeraten. Das denken Sie doch?"

„O nein", erwiderte Renate, matt lächelnd. „Ich denke nur, es ist unheimlich, alles zusammen."

„Schlafen Sie nur, liebes Fräulein. Vorhin haben Sie so gut geschlafen."

„Sagen Sie doch nicht Fräulein zu mir."

„Nein, ich sag's nicht mehr. Sie sind mir sehr sympathisch. Aber ich muß Ihnen noch was erzählen. Ich bin doch eine gescheite Person, nicht? Leidlich, wenigstens. Jetzt hab ich da ein Buch gelesen über die .... na ... Frauen-Emanzipation. Ganz vernünftig, aber denken Sie nur, dafür kann ich gar nichts empfinden. Ich habe das Gefühl, ein Weib bedeutet nur dann etwas, wenn sie allein ist oder mit dem Mann, den sie liebt. Wenn nur zwei Frauen etwas gemeinsam thun, das muß unweiblich sein."

„Haben Sie Freude daran, Lehrerin zu sein?“

„Freude? An den Kindern, ja. Denken Sie, welche Macht man da hat. Wie viel Zukunft an einem hängt. Und dann, für die Kinder ist jedes neue Wort, was für uns ein fremdes Buch. Das find ich so schön, das Aufwachen, das innerliche Aufwachen. Besonders bei den Mädchen. Da giebt es Einige und die sind in mich verliebt. Das ist ganz eigentümlich. Wenn Sie wüßten, welche Glut in so einem jungen Dingchen lebt, so unbefangen, und doch weiß es keine, und wie sie schon vollständig Frauen sind, manchmal, stolz und verzweifelt . . . Davon kann ich Ihnen viel erzählen. Da sieht man eben: Gefühl ist alles. Was so an Gescheidtheit nebenbei ist, das ist wie Salz aufs Brot. Es giebt gar keine gefühllosen Frauen, das haben die Männer erfunden. Es giebt höchstens solche von schlechtem Gefühl.“

In dem Maß, wie Renate gesundete, wurde Irene Puntschuhs Wesen zurückhaltender. Einmal erklärte sie ihr, weshalb sie in jene Anstalt trete. Vor etwa vier Wochen hatte sie einen Spaziergang gegen Schleißheim gemacht und war vom Regen überrascht eben in das Anstaltsgebäude geflüchtet. Ein alter Herr führte sie herum, und sie sah auch die Kinder. „Das vergißt man doch nicht mehr, das läßt einen nicht mehr los. Es kann doch keine wahnsinnigen Kinder geben. Die armen Würmer sitzen mit gelben Gesichtern und großen Augen, die einem nichts sagen. Die Händchen legen sie vor sich auf die Bank, als obs fremde Sachen wären, rühren sich nicht. Meist sind es gemütskranke Kinder. Können Sie sich das ausdenken? Mich hat es unerträglich ergriffen. Es ist leicht, dorthin zu kommen. Keine hält es länger als drei Wochen aus. Da will ich doch sehen. Und dann liegt das Haus am Wald, und ich habe, was ich will: Einsamkeit und Arbeit.“

Von da ab wurde Irene gegen Renate etwas spitz und quecksilbrig. Was geradezu ihren Haß erregte, war der Hund. Hatte man je einen Hund gesehen, der allem was gesagt wurde, zuhörte wie ein neugieriger Mensch? Der Jeden, der ihm nicht sympathisch schien, in der unpassendsten Weise anheulte? z. B. Gudstikker; der Brot und Fett und Kuchen und überhaupt die feinsten Sachen stehen ließ aus wohlberechneter Bosheit gegen den Geber —? der beim Anblick der armen Suleika in Raserei geriet und der, wenn er von seiner Herrin etwas wünschte ein so heuchlerisch-kummervolles Gesicht zu machen verstand —? „Das ist kein Hund, das ist eine Mißgeburt,“ sagte Irene, die ihr Kätzchen Suleika nach langem Kampf der Hausbesorgerin übergeben hatte.

Renate wurde es etwas bange vor solchen Feindseligkeiten, die durch die Hinterthüre sich einschlichen. Doch bald sollte Irene fort. An jedem Sonntag würde sie in die Stadt kommen und Renate besuchen. Renate wollte inzwischen ihre Arbeiten fortsetzen, um Geld zu verdienen, wie sie behauptete. Aber Gudstikker sagte mit müder Stimme: „Liebe Renate, Sie sind keine von den Frauen, die auf der Schanze stehen. Dazu sind Sie wohl zu weltfremd. Ihre Blicke sind oft so fern, daß erst irgend ein Unheil sie zurückzukehren zwingt.“

„Das war wieder eine sogenannte feine Bemerkung“, sagte Irene und zog die Augenbrauen hoch. „Ich weiß nicht, lieber Gudstikker, aber für mich haben Sie etwas von einem Geistprotzen. Die sind noch schlimmer als die Geldprotzen.“

Renate blickte in tiefer Nachdenklichkeit vor sich hin. Sie war Gudstikker dankbar, daß er sich um sie bekümmerte. Die zwei Nächte vergaß sie ihm

nicht, die er an ihrem Krankenlager zugebracht. Eine Nacht ist lang, Niemand konnte es besser wissen als Renate.

6.

Als Renate das Bett verließ, nahm Irene Puntschuh Abschied, und zwar mit einer ironischen Grazie, deren Sinn nicht leicht zu enträtseln war. Auch schien es Renate, die mit Maleraugen sah, als ob ihr Haar um eine Nuance röter sei. Die beiden küßten sich und Irenes Augen leuchteten dabei förmlich hinein in die Renates, immer mit jener seltsamen, lachenden Glut, als wolle sie etwas ergründen oder bestätigt wissen. Noch viel später, Monate später, wenn sie an Irene dachte, sah Renate ein bestimmtes Bild: wie sie unter der Thüre stand, lächelnd den Raum musterte, zwei Mal knixte und dann mit der behandschuhten Hand Angelus zuwinkte und sarkastisch rief: „Lebewohl, mein Freund, Du ekles Vieh."

Gudstikker stand dabei und blieb bei Renate zurück.

„Finden Sie nicht, daß sie etwas von einer Eidechse hat?" fragte Renate unsicher.

„Eine Mischung von Paris und deutscher Provinz. Ich muß überhaupt sagen, ich kenne doch viele Frauen, aber das, was in den Büchern vom sogenannten deutschen Weib zu lesen ist, hab ich noch nicht gefunden."

„Kennen Sie wirklich so viele Frauen?"

„Zuviele, um glücklich zu sein, und doch um eine zu wenig."

„Wieso? Das versteh ich nicht. Oder —" Renate stand auf und machte sich mit dem Hunde zu schaffen. „Und Veronika und die Andern, die Sie geschildert haben?"

„Das ist Tinte. Im besten Fall erstarrte Träume."

„Aber es muß schön sein, zu schaffen. Vielleicht sogar für die Unsterblichkeit. Dieses Wort ist wie Glockenklang für mich."

„Sagen Sie das nicht. Unsterblich, was heißt das? Die längste Unsterblichkeit dauert fünftausend Jahre, vielleicht sechs. Und die andern fünfhundert Billionen? Aber ich schlage vor, daß wir ein wenig spazieren gehn, Renate. Es ist herrlich draußen."

„Heute? Zum ersten Mal . . . ."

„Ja. Wenn Sie müde werden, nehmen wir einen Wagen."

Renate willigte ein. Sie war voll weicher Gefügigkeit, blieb aber schweigsam und in sich gekehrt. Die Straßen und die helle Sonne überall kamen ihr berückend vor. Die Stadt war im Festtagskleid, wie Gudstikker behauptete, denn es war der erste Tag des Mai. Sie hatten gleich einen Wagen genommen, erst draußen wollten sie ein wenig gehen. Angelus lief nebenher, schielte ungehalten und verstimmt in das Gefährt und bellte jedem begegnenden Köter mit geschäftsmännischer Kürze etwas nach. Sie fuhren erst die Theresienstraße hinunter, an den Pinakotheken vorbei, in deren Anlagen sich hunderte von Kindern spielend umhertrieben. Fast mechanisch blickte Renate hinauf zu den Fenstern der alten Gallerie, und ein flüchtiges Erinnern zog ihr vorüber wie das abgeschnittene Stück eines früher gelebten Lebens. Saskia von Uhlenburg schien an einer der Brüstungen zu stehen und mit den hellen Augen in die Sonne zu blinzeln.

Dann fuhr der Kutscher die Arcisstraße hinauf, weil Guddstikker sich für den Nymphenburger Park entschlossen hatte. Er wurde von vielen Leuten gegrüßt und dankte mit einer langsamen Nonchalance. In der Nähe

der Basilika verfiel Renate auf den ihr so ungewohnten Einfall, in die Kirche zu gehen. Nicht beten wollte sie: sie wünschte das Gebäude nur zu betreten. Vielleicht entsann sie sich, und heute zum ersten Mal, des Ausspruchs einer alten Hausmagd bei Fuchsens, welche nie unterließ, zu versichern: Wer an einer Kirche vorbei geht, sperrt sein Glück hinein. So ersuchte sie Gudstikker, er möge halten lassen und von ihm geführt, trat sie unter die Riesenwölbungen des feierlich stillen Raums. Gudstikker machte ein unzufriedenes Gesicht, aber ein Blick in Renates tiefst versonnene Züge reichte hin, daß er schweigend verblieb. Renate dachte nichts frommes, fühlte sich nicht fremden und unirdischen Mächten genähert. Nur die Bewußtheit des Augenblicks versiechte, und statt dessen kam eine halbschlafähnliche Täuschung von Frieden über sie. Das Bild ihres jetzigen Zuhause stieg dahinter empor. Es war, als hätte sie sich glücklich fühlen können, wenn nur dorthin keine Rückkehr möglich gewesen wäre. Denn es ist sicherlich so, daß das Zimmer, in welchem er schläft, seinem Bewohner nachläuft, wohin er auch gehen mag, und stets wird ihn ein Teil der Empfindungen unbewußt erfüllen, mit denen er jenen Raum erlebt.

So fern war also Renate von andächtigen Schauern. Gebete konnten sich ihr nur in der Ferne der Ueberlegung formen, und der Gedanke an eine Gottheit war etwas, der Möglichkeit des Todes verwandt. Gudstikker stand neben ihr in scheinbar verständnisvollem Schweigen, ein wenig in der Haltung des Mannes mit dem interessanten Kopf. Er saugte die Kirchenstimmung in sich ein wie ein Schwamm, glaubte Renate erfüllt von mysteriösen Strömen poetisch-religiöser Gefühle, und als sich beide zum Gehen wandten, suchte er ihren Blick und hielt ihn fest mit begreifendem und gütigem Aufleuchten seiner dunklen Augen. Dabei war doch Renate eher stumpf. Das Blicketauschen machte sie schamrot, denn sie merkte wohl, daß er anderes dachte.

Die Sonne stand schon den Baumkronen nahe, als sie im Park des Nymphenburger Schlosses anlangten. Die zierlichen Wege bogen sich einladend hin, auf den stillen Weihern schwammen Schwäne mit ihrer anmaßenden Vornehmheit, und die Façade des Schlosses leuchtete wie weißer Marmor. Renate nahm den angebotenen Arm Gudstikkers, und sie wanderten eine Weile schweigend weiter, bis Gudstikker aus seinem Nachdenken heraus fragte: „Wie stellen Sie sich eigentlich Ihr künftiges Leben vor?“

Renate heftete den Blick wie gebannt in das Buschwerk am Weg. Es war, wie wenn ein Vorhang entzweigerissen wird, der nichts enthüllt, als einen zweiten, jedoch unbeweglichen Vorhang. Wie stellte sie sich ihr Leben vor? Anna Xylander hatte mit den Koffern noch hundertfünfzig Mark geschickt, den Rest von Renates Eigentum. War das nicht Zukunft genug? Da begann sie etwas Verletzendes in Gudstikkers Frage zu wittern, und ihr Gesicht erhielt einen nervösen Zug. Sie schüttelte den Kopf, machte den Arm frei und nagte an der Unterlippe. Gudstikker, der sich über seinen Fehltritt nicht klar werden konnte, begann von der Mühsal des Lebens überhaupt zu reden, von der Unmöglichkeit eines wahrhaften Sichverstehens. Man gleiche dabei einem Baumeister, der von einem Stern zum andern Brücken schlagen wolle. Freilich stelle die Sympathie etwas wie eine ideale Brücke her. Und das könne er wohl sagen, so sympathisch wie Renate sei ihm lange kein menschliches Wesen geworden. Er könne sich darüber nicht näher erklären, sei überhaupt kein Freund der Worte. Aber früher, wenn er des morgens erwacht sei, habe er nichts als den sehnlichen Wunsch empfunden, sofort wieder in jenen angenehmen Zustand des Nichtseins zurückzukehren

der Schlaf heiß. Die ganze Welt habe ihm bitter geschmeckt. Jetzt sei das anders.

Renate schwieg, bewahrte ihre Miene, aber innerlich fühlte sie eine betäubende und einhüllende Wärme. Sie standen am Ende des Parks, am Zaun, und jenseits waren die leeren Wiesen. Das zierliche Rokoko des Gartens hatte sich mehr und mehr in englische Wildnis verwandelt. Surrend rann ein Bach über Moossteinen unter dem Zaun hindurch. Oben in einem alten Baum hackte der Specht, rief eine Kohlmeise. Die abendliche Sonne, von Dünsten gerötet, gab fernen Häusern eine feurige Contur, und wie aus einem Schacht emporgehoben, lagen graublau die Berge im Süden. Renate lehnte die Stirn an einen der morschgewordenen Zaunpfähle und sah mit erstarrtem Blick auf das Holz, und die Löcher des Bohrwurms erschienen ihr durch die große Nähe wie die Oeffnungen labyrinthischer Höhlen. In ihren Augen sammelte es sich heiß. Ohne daß sie fähig gewesen wäre, sich zu beherrschen, fiel ein Tropfen nach dem andern in Moos und Gras herab. Nicht Bilder noch Gedanken trugen Schuld, vielleicht nur die Stille und Abgeschiedenheit des Ortes, der nichts Erinnerungweckendes an sich hatte. Ihre Kniee zitterten, und mit den Thränen vereinte sich eine wilde Bangnis, die dadurch vermehrt wurde, daß sie sich in der Gegenwart eines fremden Mannes so haltlos und bedürftig zeigte. Angelus hockte mit einer erwartungsvollen und beunruhigten Physiognomie auf einem Maulwurfshaufen, sah aus, als verstehe er wohl, was vorging, schien aufrichtig betrübt. Renate wandte sich schnell ab vom Zaun, lächelte verstört und verlegen und tätschelte den Hund.

Gudstikker aber ergriff beide Hände Renates, und sie widerstrebte nicht. Das Lächeln von vorhin wiederholte sich auf ihren Lippen, und schweigend standen sie da, während die Landschaft in immer glühendere Farben getaucht wurde.

Dreizehntes Kapitel

1.

Von da an wurde der Himmel über Renate dunkel und dunkler.

Am Abend, nachdem beide von Nymphenburg zurückgekehrt waren, mußte Gudstikker nach Nürnberg reisen. Sein Aufenthalt dort sollte, einer Erbschaftsangelegenheit halber, acht Tage dauern. Als Renate in die schmutzige, schlecht erleuchtete Straße einfuhr, diese Schwindstraße, die draußen am Westrand der Stadt liegt, kam die Traurigkeit. Da waren die hohen, finstern Häuser, und fast aus jedem Fenster blinzelte eine ärmliche Lampe. Der vorher so azurne Himmel schien grau und weinerlich; vor allen Thoren lungerten schlecht gekleidete Menschen, die in faulem Geschwätz begriffen waren, und hinüber und herüber rannten Kinder und schrieen zum großen Aergernis von Angelus. Auch Damen gingen auf und ab, sich bezahlt zu machen für den abendlichen Gang, und sie wohnten alle in diesen Gebäuden, denen sie erst entkrochen, wenn die Sonne sank, um sie wieder aufzusuchen, wenn der Tag nahte. Als Renate mit schwindender Kraft die vielen Stufen emporstieg, die finster waren und bei jedem Schritt unwillig knarrten, befiel sie eine fast brennende Sehnsucht nach jener eben vergangenen Stunde im sonnigen, erblühenden Park. Angelus eilte voraus, kam zurück, eilte wieder voraus, wartete auf dem Treppenabsatz und begriff

nicht, wie seine Herrin so langsam aufwärts steigen mochte in solch unwirtlichem Haus. Nein, dachte Angelus, das ist nichts, hier ziehe ich wieder aus, sobald es angeht. Renate sah, wie ein Gesicht sich aus der Mauer schob, es war das verdächtig und wissend grinsende Gesicht des Kutschers, der Renate gefahren, und es verfolgte sie förmlich, daß er mißtrauisch das Markstück ganz nahe den Augen gemustert, das ihm Renate gegeben.

Endlich oben angelangt, öffnete sie zuerst das Fenster, denn die Luft war unerträglich dumpf. Dann entledigte sie sich der Taille, riß das Mieder herunter und fiel lautlos auf die Ottomane, wo sie liegen blieb; und ihre Arme hingen schlaff herab. Sie wußte nicht, was sie denken sollte; es bemächtigte sich ihrer eine völlige Ratlosigkeit des Denkens. Die Stiefel drückten an ihren Füßen, doch wieder aufzustehen, um sie loszuwerden, das wollte sie nicht. Wanderer hatte ihr immer diesen Dienst erwiesen, den er als eine Pflicht erachtet hatte. So wie Renate lag, konnte sie die Sterne sehen, die sich unter ihren Augen vermehrten, als ob einer zehn andre ausstreuen würde. Es ist ja Mai, dachte sie unvermittelt, und die feuchtlaue Luft, die hereinströmte, strich kühl um ihre Schläfen gleich einer geisterhaften Hand. Dann schlief sie plötzlich ein, und war sich fast des Moments bewußt, wo sie die Besinnung verlor. Es drängten sich viele Menschen ins Zimmer, aber kein Gesicht war zu unterscheiden. Alle murmelten, schienen verstimmt oder erregt und wagten nicht, dem Ausdruck zu geben. Einer ging hin und drehte Angelus mit Seelenruhe den Hals ab, und der Droschkenkutscher schnitt Renates Haar mit einer Scheere herunter. Darauf kamen die nächtlichen Damen und tanzten auf den Händen, und eine Alte, Elwines Wirtin, legte Renates Haar wie eine Boa um den Hals. Sie erwachte, und die Traum-Leute waren fortgegangen. Kein surrendes Geräusch kam mehr von unten, die Straße schlief, die ganze Welt schlief schon, ausgenommen Renate.

Sie hatte vergessen, die Thüre des kleinen Flurs zu versperren; das that sie jetzt. Sie machte Licht, zog die Stiefel aus und legte ein Nachtgewand an. Neben dem Fenster hing ein kleiner Spiegel; sie nahm ihn, setzte sich hin und betrachtete mit Ausdauer, halb müde, halb neugierig ihr Gesicht. Ein fremdes Gesicht. Fast hätte sie wie die Kinder hinter das Glas geschaut. Angelus schlich heran, nach Schmeicheleien lüstern; sie willfahrte ihm. Dann schaffte sie Nähzeug herbei, besserte an ihren Kleidern aus, befestigte einen Saum oder eine lose Rüsche und währenddem krochen die trägen Stunden weiter, und mit dem Schlaf war es vorbei. Da sie noch nicht zu Abend gegessen hatte und Hunger empfand, holte sie Aepfel und Brot, beides war im Haus, und aß. Doch fror sie und da kroch sie ins Bett, lag mit wachen Augen, von dürren Phantasieen gequält.

Bis weit in den Tag hinein blieb sie liegen, denn die Glieder, die so müde waren, wollten die Ruhe nicht entbehren. Endlich aber, da schon die leere Luft zu sprechen begann in all der Einsamkeit, erhob sie sich, machte sich zum Ausgehen fertig, obwohl sie nicht wußte, wohin. Gerade auf der Treppe begegnete ihr der Bote mit einem Brief von Gudstikker. Es waren wenige Zeilen, die er aus Nürnberg schrieb, ein wenig sentimental, ein wenig überlegen und unterschrieben waren sie mit einem „sehnsüchtigen Gruß." — „Komm Angelus," sagte Renate, „wir wollen spazieren gehn, mein braver Hund."

Mit überaus langsamen Schritten wanderte sie gegen die Ludwigstraße hinunter, und unterwegs blieb sie aus Ermattung stehen und sah zu, wie die Soldaten im Kasernenhof exerziert wurden. Der Nachmittag lag

vor ihr wie eine lange Landstraße, und so der Abend und so die Nacht. Unerträglich dünkte ihr dies Alleinsein, und ihr Herz begann zu stocken, wenn sie dachte, es könne fortdauern durch Tage und Wochen. Sie verfiel darauf, Helene Brosam zu besuchen und war beglückt, als sie den Vorsatz gefaßt hatte. Es würde gut sein, wenn sie Helene alles erzählte, dachte sie, doch als sie oben war und die kleine, zu kurz geratene Frau ihr gegenüber saß, entstand eine gewisse Verwunderung in ihr darüber, daß sie hier war, und mehr noch, daß sie geglaubt hatte, Worte dafür zu finden, was ihr Sinnen umnachtete. Bürgerstubenluft; die Dinge standen noch wie vor Monaten. Das Bild des schönen Gatten mit dem verantwortungsvollen Gesichtsausdruck hing droben, und es wird hängen bleiben bis über den Tod seines Originals hinaus. Dann lag das Buch mit dem geschriebenen Motto Gudstikkers wie ein kostbarer Hausrat auf dem Tisch. Offenbar sollten Freunde und Fremde sehen, welch' berühmte Leute hier verkehrten. Renate zuckte zusammen. Die Worte schimmerten durch den Deckel wie Feuer: die Seele, die in dir gelebt, wandert auf fernen Höhen, um dort, was du gelitten hast, erst deutlich zu verstehen.

Frau Helene war so kühl und gemessen, daß Renate unwillkürlich wie ein furchtsames Kind leiser sprach.

„Was macht Herr Gudstikker? Wie gehts ihm denn?“ fragte Helene mit verächtlichem Nasenrümpfen und baumelte seltsam ungeduldig mit den Beinen. „Sie verkehren ja viel mit ihm, fahren gemeinschaftlich spazieren.“

„So? Weiß man denn das schon?“ erwiderte Renate unschuldig und überrascht.

„Alles weiß man,“ sagte Frau Helene herb, und ihre Stirne rötete sich langsam. „Alles. Und Sie sollten sich in Acht nehmen, Renate, ja, gerade Sie!“

„Gerade ich?“

Helene sprang auf und griff sich mit beiden Händen ins Haar. „Dies Leben ist mir widerwärtig bis in den Tod,“ stieß sie heiser hervor, mit zischenden Lauten. Aber nun wurden die knarrenden Stiefel des Doktors hörbar, und mit Virtuosität gewann Helene ihre Ruhe wieder. Der Doktor trat ein, erblickte Renate, schien betroffen, zog die Brauen hoch und grüßte dann, kurz und hochmütig. Darauf setzte er sich in Bewegung, schritt im Zimmer auf und ab wie die sittliche Weltordnung. Renate blickte unschlüssig in eine Ecke, wollte aufstehen, um sich zu empfehlen, blieb aber wie gekettet sitzen unter dem frostigen Blick des Doktors, der sich ihr näherte und in anscheinend respektvoller Haltung vor ihr stehen blieb: „Mein Fräulein“ sagte er sanft und kreuzte die Arme über der Brust, „ich führe ein Leben, welches scharf von der Gesellschaft kontrolliert wird. Ich habe leider darauf zu achten, daß in meinem Haus keine Personen verkehren, die sich bloßgestellt haben, sei es durch eigene Lebensführung, sei es durch den Verkehr mit Geächteten. Beides muß ich Ihnen —“

„Um Gotteswillen, sprechen Sie nicht weiter, ich gehe ja, ich gehe ja schon,“ flüsterte Renate kreidebleich.

Mit stürmisch atmender Brust floh sie und fand sich gepeitscht bis aufs Blut. Wollte denn diese lästige Sonne immerzu scheinen? Und jetzt erst fingen die Bäume an zu grünen? Man sollte glauben, daß der Winter kam, denn eigentlich war es kalt. Bin ich denn so, daß man mich beschimpft? dachte sie, als sie an einer Ecke stehen blieb und die Hand an den Hals preßte. Es ist wirklich nicht angenehm, zu leben, dachte sie bekümmert.

Eine Stunde lang irrte sie herum. Nach Hause gehen wollte sie nicht. Der Aufenthalt in jener Wohnung erschien ihr wie mit Gefahren verknüpft. Als sie am Hoftheater vorbeiging, schaute sie auf den Zettel, ging an die Kasse und kaufte ein Billet, obwohl sie schon wieder vergessen hatte, welches Stück gespielt werden sollte. Doch sie hatte Eile; um sechs Uhr begann die Vorstellung, und es war dreiviertel. Sie hatte Eile, den Hund irgendwo unterzubringen, der so treulich hinter ihr hertrabte in bester Laune, ein Zukunftsfroher. Sie hoffte, wenn sie Musik hörte, würden die Wunden der Peitschenschläge vielleicht zuheilen. Sie gab dem Portier des gegenüberliegenden Hotels Maximilian ein Geldstück und bat, auf das Tier zu achten. Angelus, als verstehe er alles, fügte sich in großmütiger Gelassenheit.

Es war eine Vorstellung von Tristan und Isolde. Renate war ein wenig enttäuscht, denn sie erinnerte sich wohl, daß sie sich einst dabei gelangweilt hatte. Aber es geschahen zauberische Dinge mit ihr. Diese Musik wirkte auf sie wie Wein, den man aus einem unsichtbaren Pokal genießt. Ihr bangte vor ihrem eigenen Leben; mit doppelter Deutlichkeit empfand sie ihre Leiden. Und doch verging das alles wieder, um einem glühenden Verlangen nach Selbstentäußerung Raum zu geben und das zu finden, was zu suchen sie ausgezogen war. Es schien so, als ob kein Eckchen ihres Herzens unbeleuchtet bleiben würde; jetzt erst verstand sie die tiefste und charakteristische Sehnsucht ihres Wesens, und sie grüßte den fernen Schöpfergeist im Stillen, der ihr solche Wissenschaft geschenkt.

2.

Als Gudstikker nach seiner Rückkunft zu Renate kam, wußte er viel zu erzählen von seiner Heimat, und wie er von Ehren und Auszeichnungen schier belästigt worden war. Es habe ihn unwiderstehlich hinausgelockt in die düstere, aber friedliche Ebene, und eines Nachmittags habe er sich aufgemacht und sei zu Fuß über die alte Veste nach Zirndorf gegangen, obwohl jetzt schon eine Eisenbahn im Betrieb sei. Er habe an den jungen Agathon Geyer gedacht, der die Luft dort förmlich reiner gemacht habe mit seinem schwärmerischen Wesen.

„Wer ist das?“ fragte Renate.

„Habe ich Ihnen nicht erzählt von ihm?“

„Ich erinnere mich dunkel. Es war ein junger Fantast oder Prophet oder so?“

„Jaja. Gott weiß, wo er jetzt sein mag. Da war alles für einen rechten Mann. Man munkelt, daß er sich in Galizien aufhält, weiß Gott, wozu. Ich sehe ihn noch vor mir wie einen jungen David. Inzwischen wird er wohl auch seine Uriasthat begangen haben, sollte mich nicht wundern. An einem Mann bleibt nichts rein heutzutage.“

Renate blickte überrascht auf und erwiderte: „Und an einer Frau gewiß nicht.“

„Mag sein, Renate.“

„Sie sind so melancholisch, find' ich.“

„Ja, das find ich auch. Der Frühling liegt mir wie Blei in den Knochen. Sagen Sie, Renate, können Sie mich ein wenig leiden?“

„O ja,“ machte Renate mit einem furchtsamen Lächeln.

„Wollen wir nicht Freundschaft schließen?“

„Aber das haben wir doch ohnehin gethan.“

„Natürlich. Aber denken Sie, ich habe so wahnsinnige Lust, Ihnen auch einen Freundschaftskuß zu geben."

„Nein, das nicht," erwiderte Renate hastig und stand auf, trat zum Fenster, lehnte die Stirn ans Glas. Weit drunten, weit drüben sah sie eine schwarze Gestalt stehen oder kauern. Das ist mein Schicksal, dachte sie; es geht auf der Gasse, schlägt die Augen auf und sieht mich mit festem Blick an.

Dann lud Gudstikker etwas kleinlaut Renate ein, mit ihm zu gehen, und sie, die nicht allein bleiben wollte, folgte ihm. Sie gingen zusammen in das Caféhaus an der Amalienstraße, wo sich Gudstikker als der berühmte Stammgast gern ans Fenster setzte, besonders mit diesem schönen Mädchen, welches Aufmerksamkeit erregte. Der Zahlkellner Franz lächelte diskret. Er war ein Gentleman, tadelloser als der beste seiner Gäste. Er hatte ein schwermütiges Kellnerleben gelebt, und verstand es, die Menschen zu beurteilen. Doch liebte er auch Spiel und Tanz und heitere Weisen.

So fing dies Leben an. Nicht bei Spiel und Tanz und ohne Heiterkeit. An den Vormittagen war Renate allein, und wenn es ein Uhr war, brachte ein Mädchen aus einem Gasthaus der Nähe das Essen im gedeckten Korb. Da gab es Nierenbraten, Gratbraten, Brustbraten, immer vom Kalb, gab es Kartoffel und grünen Salat, grünen Salat und Kartoffel. Kaum einige Bissen brachte Renate hinunter, denn alles war schal und schmeckte nach Kneipe. Später kam Gudstikker, und sie ging spazieren mit ihm, wenn es schönes Wetter war: in die Isar-Auen oder gegen Freiman, oder gegen das Forstenrieder Schloß oder gegen Thalkirchen. Da sprach Gudstikker von seinen Schicksalen, und es war bisweilen, als liefen seine Worte auf geölten Schienen glatt und rasch dahin. Er sprach von seiner Mission, oder wenigstens von der, die ihn einstmals erfüllt hatte, sprach von seinen Plänen, seinen Erfahrungen, seiner Weltanschauung, seiner Verstimmung oder frohen Laune, seiner Einsamkeit, seinen Enttäuschungen. Für ihn ging die Natur der Blüte entgegen, für ihn rauschte der Strom, lauschte der Kuckuck in den tiefen Wald, kroch die Ameise, strahlte der Himmel in blausommerlicher Glut. Und Renate hörte und hörte, wußte alles zu nehmen wie er es nahm, erschien sich klein wie ein betrübter Wurm im Sand. Wie, wenn es so vieles gab, wozu ein Mann sich in Beziehung zu setzen hatte, was blieb dann übrig für sie?

War es hingegen schlechtes Wetter, dann ging es ins Caféhaus. Dort kamen Leute an Gudstikkers Tisch, aufdringliche und neugierige, die über dies und jenes ein bleiernes Wort fallen ließen und mit vielem Anstand ihren Schnurrbart in die Länge zogen. Renate lernte diese Männer kennen, und sie hatte sich dafür ein Kopfnicken angewöhnt, welches so viel sagen wollte, als: ich habe ja nichts dagegen. Gudstikker sagte ihr, daß es lauter gebildete und in ihrer Art bedeutende Menschen seien. Da war ein Kleiner, Blasser, der sich unglücklich fühlte aus Vornehmheit; ein Schwarzer, Geräuschvoller, der stolz war wie ein polnischer Seiltänzer; ein Maler mit absyntfarbenem Teint, dem Müdigkeit aus allen Poren strömte; ein Andrer, der eine leidenschaftliche Figur machte, so, als könne er bei dem geringsten Anlaß in Dampf aufgehen, und als sei das ein Verdienst und seine Originalität. Sie alle kamen Renate weder komisch, noch traurig vor. Das sind also die Männer, dachte sie, denen wir gefallen wollen, so lange wir sie nicht kennen. Männer, die von den Frauen sprachen, wie man von einem Sonntagsvergnügen spricht, das man auch an Werktagen erlangen kann. Und sie hatten für gewisse Dinge ein Lächeln wie Jemand, der nicht aus der Schule plaudern will.

Das Abendessen nahm Renate mit Gudstikker gemeinsam ein, entweder in einem Gasthaus oder im Atelier. Dann kaufte Gudstikker nämlich, was gut und teuer war in den Delikatessen-Handlungen zusammen, und er blieb stundenlang bei ihr und las ihr vor, aus Büchern oder aus einem Manuscript. Anfangs ging er immer schon um zehn Uhr, später wurde es eins, zwei Uhr, drei Uhr nachts. Es kam dabei zu abliegenden Gesprächen, denn der worterfahrene Mann wußte Sehnsucht zu erwecken nach Dingen, die vielleicht weit oben im Firmament ihren Sitz hatten, wenn sie überhaupt von dieser Welt waren. So lief der Mai seinem Ende zu. Für die Leute, das ist klar, war Renate die Geliebte Gudstikkers; Blicke und Mienen, die darauf Bezug hatten, waren unzweideutig genug. Sie wußte es, und es war ihr gleichgiltig. Sie dachte auch, daß es ihm gleichgiltig sei, doch derlei in Worten zu berühren, lag ihr fern. Doch nun war Gudstikker selbst auf das Thema gekommen und Renate saß da, öffnete die Lippen ein wenig und schwieg.

„Was soll man da thun,“ fuhr Gudstikker fort. „Ich für meinen Teil kann nur sagen, es wäre hübsch, wenn die Leute Recht hätten.“

„Das kommt mir vor, wie wenn einer stiehlt, nur weil er im Verdacht steht,“ erwiderte Renate herb.

„Sonst nichts? Sonst empfinden Sie dabei nichts, Renate?“

„Nein.“

Gudstikker legte das Buch weg, aus dem er hatte lesen wollen. Renate beobachtete sein verfinstertes Gesicht mit Angst und tiefer Enttäuschung. Daß sie Angst davor empfand, er möchte die Freundschaft mit ihr brechen, das ließ sie zitternd ihre eigene Schmach betrachten und den jäh abschüssigen Pfad, auf dem sie wanderte. Das Abendessen hatte er bezahlt, Gudstikker; die Wohnung zahlte er, wenn auch nur in Irenes Namen; und Renate brauchte bald ein neues Kleid, was sollte dann werden? Indessen war Gudstikker aufgestanden und hatte den Arm um die Schulter der Fassungslosen gelegt. Renate blieb wie erstarrt sitzen. Sie dachte: es wird eine freundschaftliche Liebkosung sein. Aber er bog ihren Kopf zurück, und sie sah seine Augen so nahe, daß sie seine Wimpern hätte zählen können, daß sie Falte für Falte auf seiner erhitzten Stirn und eine bläuliche, dicke Ader auf seiner Schläfe genau sehen konnte. Doch es war nicht ihr Mund, der Küsse empfing und nicht ihr Arm, der die anpressende Brust mit ungestümer Gewalt zurückstieß.

3.

Nur wenige Minuten darauf nahm Gudstikker, also zurückgestoßen, seinen Hut, strich die feuchten, verwirrten Haare glatt, stand unter der Thüre und sagte Lebewohl.

Renate blickte wie befremdet auf ihre Hände und rieb die Handflächen aneinander, als suche sie etwas wegzuwischen. Plötzlich gewahrte sie, daß sie allein sei, und ein Frösteln lief ihr über die Haut. Sie wünschte, schlafen zu können, doch das Bett erschien ihr wie ein Schneefeld, und sie wagte nicht, sich zu entkleiden. Sie begann eine ruhelose Wanderung, an allen Mauern des Raums entlang, querüber und im Kreis. Der Ofen war kalt, und es regnete draußen; ein kalter Mai-Abend. Und die kleine Eisenbüchse von Ofen, wie sollte sie, selbst im Winter, Wärme spenden können? Das lange Umhergehen ermüdete sehr, und vor dem Spiegel war

endlich Station. Noch immer fand sich Renate schön. Das blasse erwartungsvolle Gesicht, das so fremd im Glas entstanden, war noch voller Jugend. Die beiden Furchen an der inneren Wangenkontur gaben einen edlen Ausdruck des Wissens und Erlittenhabens. Immer waren die Lippen ein wenig geöffnet wie vor Durst, besonders wenn die Augäpfel in den Winkeln lagen mit Blicken selbstvergessenen fatalistischen Nachsinnens. Nun war es einsam, drückend einsam, und der Regen pochte aufs Dach. Wenn nur Gudstikker wiederkäme, dachte sie und hatte das Vorgefallene vergessen.

Als am andern Tag die Stunde nahte, wo er zu kommen pflegte, lag sie scheinbar teilnahmslos auf der Ottomane. Doch horchte sie angstvoll jedem Tritt und Geräusch förmlich voraus. Und er kam, trat ins Zimmer, — draußen war nicht abgesperrt gewesen, — und Renate war von der Anstrengung des Wartens und Lauschens so erschöpft, daß sie ihn kaum begrüßen konnte. Er kniete neben sie hin und legte den Arm um ihren Hals, um die Schulter. Sie duldete es. Er küßte sie. Sie duldete es. Nichts empfand sie dabei, nicht einmal eine freundschaftliche Regung mehr, während er ihre Lippen berührte, nur Furcht vor Einsamkeit und Verlassenheit, ja sogar vor Not. Denn nun wußte sie um den Begriff Geld, und während sie die Augen schloß und wie leblos liegen blieb, dachte sie mit brennender Deutlichkeit, ob ihr wohl Gudstikker ein neues Kleid kaufen würde. So wie sie war, konnte sie in den Sommertagen nicht auf die Straße gehen. Doch wurde es ihr bitter in der Kehle. Ein verspätetes Schluchzen wollte sich melden, dann war wieder alles vorbei.

Und nun ging es so weiter. Wenn Gudstikker da war, wurde nicht mehr gelesen und wenig mehr gesprochen. Er beschäftigte sich mit Liebkosungen, und da sich Renate in der leidenschaftlichsten Weise gegen eine Hingabe gesträubt hatte und er alle Hoffnung darauf verlor, wandte er jedes Mittel an, um mit entflammten Sinnen eine That der Bewußtlosigkeit daraus zu machen. Vergebens. Bald erschien es ihm wie eitle Berechnung, bald wie herbe Sprödigkeit. Bald glaubte er sich gehaßt, bald übermäßig geliebt, doch mit Vorliebe das letztere. So gingen Stunden des Nachmittags, des Abends, der Nacht mit fruchtlosen Eroberungen hin, mit fieberhaften Schmeicheleien, mit unerwiderten Küssen, mit tauben Liebkosungen. Und je mehr sich Renate versinken sah in diesen Schlamm, je mehr verlor sie das Urteil darüber, und es war, als ob sie selbst und ihr Körper, der so zum Spiel einer elenden Grimasse der Liebe gemacht wurde, zwei ganz verschiedene Sachen wären. Was sie da mit diesem Mann verbrachte, war kein Leben mehr zu nennen, nur ein dumpfes Nebeneinander-Wanken: der eine blind von erhitzten Wünschen, die andre untergehend aus Angst vor dem Untergang.

Viele Leute kamen jetzt oft, eine oder zwei Nachmittagsstunden lang. Gudstikker hatte Renate dazu veranlaßt, eine Art von Jour einzurichten, und da wurde Thee und Backwerk gereicht. Angeblich zur Zerstreuung Renates, doch nicht so sehr, als weil Gudstikker am Benehmen seiner Freunde gegen Renate die Fortschritte messen wollte, die er darin gemacht, sie völlig in seinem Wesen aufzulösen. Und dann aus Prahlerei. Er fragte einen der jungen Männer, den Renate gar nicht einmal kannte: „Finden Sie sie eigentlich schlecht aussehend, lieber Weber?“ Nur, um die Wirkung zu beobachten, die der Gedanke an Renate auf irgend einen andern Mann hervorbrachte. Der liebe Weber jedoch und ein glattrasierter Mensch mit einem schmutzigen und hündischen Glanz der Augen, lächelten zuvorkommend

und verlegen. Sie waren arme Teufel, die überall eine Tasse Thee nahmen und wenn es gar Brot mit Schinken gab, so war das ein köstlicher Tag gewesen. Es lagen Wunder in der Luft, denn auch Stieve kam herauf und das Neueste war, daß er mit Anna Xylander vollständig gebrochen hatte. Er brachte eine Dame mit, die in Champagner-Laune war und bei jeder Gelegenheit das Kleid bis an die Kniee hob. Zwei Andere hatten auch ihre Geliebten mitgebracht, die nun einen kollegialen Ton gegen Renate anschlugen und deren Leibwäsche zu besichtigen wünschten. Ueber einer kleinen Holzsäule hing Renates neues Kleid, — ein heller, feiner Stoff mit Spitzen aus dem besten Atelier der Stadt. Es blieb ein Gegenstand der Bewunderung. Stieve schien verändert. Er spielte den Frivolen, oder war es. Es nahm sich aus, als demonstriere er: seht, wie köstlich es ist, übermütiger Laune zu sein. Aber der Treffer Gudstikkers kam noch, sein Verleger, ein reicher Kapitalist aus Leipzig, der „das Leben da unten im Süden“ kennen lernen wollte. Der Mann war so voll Wohlwollen, daß damit einige Familien hätten versorgt werden können. Er hatte einen Witzblattverstand und trug das neugierig-lüsterne Wesen des bürgerlichen Vergnügungsreisenden zur Schau, der das Wort Abenteuer mit schnalzender Zunge ausspricht. Er traf hier an, was er zu finden erwartet hatte, und sein Bestreben, mitzuthun, war bis zur That gediehen. Ihm auf dem Fuß folgte nämlich ein Dienstmann, welcher einen Korb mit Weinflaschen brachte, und das war das Zeichen, in dem der Ausflügler aus dem Norden alle Sympathien gewann. Schien er vorher unnötig erheitert, so bekam jetzt seine Lustigkeit etwas Froschhaftes, und er begann damit, seines dicken Bauches ungeachtet auf den Tisch zu steigen und eine Rede in Ausrufungen zu halten. Stieve hatte nach kurzer Zeit einen Kopf, rot wie ein Hahnenkamm. Er nahm die ganze Misère seines Lebens und steckte sie in eine Champagnerflasche. Der Glattrasierte warf sich auf die Philosophie und führte Epikur ad absurdum, und der liebe Weber fand es gut, sich seines Rocks zu entledigen, zog einen Kreidestrich durch das Zimmer und sagte, das sei der Aequator. Die drei Damen flammten in einem dumpfen sinnlichen Feuer und führten beißende Worte gegen Renate, die vollkommen regungslos an einem Wandschrank lehnte. Bisher hatte Niemand daran gedacht, Licht zu machen, obwohl es finster wurde. Plötzlich ging die Thür auf und Irene Puntschuh stand im Zimmer, anscheinend völlig erstarrt vor Erstaunen. Bei dem verschwimmenden Glanz, den der West-Himmel noch hereinwarf, sah Renate oder glaubte es zu sehen, Irenes Blick durchdringend auf sich gerichtet. Dann blickte sie in die Augen ihres Angelus, die wie vorwurfsvoll aus dem Dunkel schillerten. Sie stieß einen Schrei aus, machte einige Schritte, ergriff Irene bei den Schultern, biß die Zähne fest zusammen, und die Stirn an das Haar des Mädchens lehnend, begann sie herzzerreißend zu weinen. Das dauerte lange Minuten, während die Helden der lächerlichen Orgie in blöder Bestürzung ringsumher standen.

4.

Gudstikker's Notizen.

Mai.

Nichts Rätselhafteres als mein Verhältnis zu R. F. Wahrscheinlich ist sogar, daß mich das Rätselhafte allein mit Ausdauer erfüllt. Wenn ich

neben ihr sitze, fühle ich daß ich ihr gleichgiltig bin, doch wenn ich ins Zimmer trete, glänzen ihre Augen zu mir auf. Es giebt nicht viele Menschen, denen die Vergangenheit so sehr im Blick liegt. Auch scheint es, als ob sie, unbewußt im Dienst einer Mission, immer nur für den kommenden Tag leben würde. Ich bin ihr offenbar nur ein Etwas, woran sie ihre Empfindungen erprobt. Das Geschwätz von der züchtig waltenden Hausfrau wird bald um Beispiele verlegen sein. Sie fangen an zu leben, diese Frauen und wollen wissen, daß sie es thun. Das hat nichts zu schaffen mit der thörichten Phrase von freier Liebe, welche schon ein Backfischthema geworden ist. Es giebt kein „gefallenes Weib" außer jenem, das sich wissentlich verkauft. Eine Frau kann nicht fallen durch die Liebe. Mit solchem Zugeständnis werden die Fantastereien jenes dritten Geschlechts ein Ende nehmen, das der Natur abtrünnig wurde aus einem Mißverständnis heraus. Ich fange an, mich inferior zu fühlen gegenüber einem Wesen wie R. F. Ich glaube, sie ist ein Genie. In andrer Weise kann ein Weib diese Eigenschaft nicht darstellen. Man sollte sich damit beschäftigen; es ist etwas Neues. Was bin dagegen ich? Man sinkt zur Rolle eines Spions herab. Ich wüßte überhaupt keinen Mann, der einem solchen Geschöpf gleichwertig wäre. Wir treten in ein Zeitalter neuer Maßstäbe für die Beurteilung der Frau. Tiefe innere Revolutionen melden sich an. Es ist unmöglich, Klarheit zu erlangen. Wohin man sich auch wendet, überall unverstandene Frauen, unglückliche Ehen, verhaltene Sehnsucht, unterirdische Flammen. Das bürgerliche Haus schützt sich mit den zerfetzten Begriffen von Anstand und Tugend, von hundert Dichtern werden neunundneunzig und ein halber zu Lohnschreibern im Dienst der Familie und der Mode, und was übrig bleibt, ist Verwesung. Der Mann geht herum, stets „seiner Aufgabe eingedenk", schlägt sich auf die Schenkel und proklamiert nach wie vor seine göttliche Sendung. So ist die Frau, die nicht uns gehört oder nach der wir nicht Jagd machen, jenen Sternen gleich geworden, von denen unser komischer Egoismus nicht annehmen will, daß auch sie bewohnt, belebt seien. Ich muß an den armen Bojesen denken, — längstvergangene Zeit! — der zu sagen pflegte: der Mann hört da zu suchen auf, wo das Weib erst anfängt. Da wo sie aufwacht, schläft er ein. All das ist festzuhalten für meine Arbeit.

Ebenderselbe.

Eine etwas ungeschickt inscenierte Gesellschaft mit dem Verleger. Der Herr hatte Casanova-Gelüste. Aber ich hoffe damit einen günstigen Kontrakt zu erzielen. Wenn ich nicht Gudstikker wäre, möchte ich ein Schwein sein. Dann wäre der Kot doch nichts Widerwärtiges. R. F. war ganz verwandelt. Sie sagte mir am Abend in finsterm Ton, daß bald eine Veränderung in ihrer Lage eintreten würde und machte geheimnisvolle Andeutungen wegen eines Briefes. Schließlich sagte mir Irene, daß R. F. noch in derselben Nacht einen verzweiflungsvollen Brief an den Herzog R. geschrieben habe, er möge ihr helfen, eine Stelle zu erlangen. Selbst der härtesten Arbeit wollte sie sich nicht schämen. Ich hatte ein langes Gespräch mit ihr, das erfolglos blieb. Wir gingen am Abend zu Heck und die Maler machten ihr den Hof. Einem, der ihr den Antrag machte, sie zu portraitieren, lachte sie ins Gesicht. Dann kam ein Auftritt, der mir unvergeßlich bleiben wird. Schon am Nachmittag hatte sie mir gesagt,

daß sie von ihrem Elternhaus geträumt habe. Auf der Straße sprach sie von ihrem Vater, beschrieb dessen Eigenschaften. Personen, die sie schildert, weiß sie mit wenigen Worten plastisch zu machen. Wir sitzen also da und R. F. springt plötzlich auf und ihr Gesicht wird ganz grau. Sie hält die Arme vor sich hin, und an den Händen streckt sie die Finger aus. Der Kreis von schwatzenden Männern um den Tisch wird stumm. Ich bemerke vier Personen, die durch die Arkadenthür eingetreten sind. Den Fabrikanten F. kannte ich vom Sehen. Die zwei jungen Damen in seiner Gesellschaft mußten wohl R. F.'s Schwestern sein. Die ältere, hübschere ging am Arm eines stattlichen jungen Mannes, offenbar ihres Verlobten. Sie sieht aus wie eine matte Kopie von R. F. Der Fabrikant sah, wie diese sich erhoben hatte, verlor alle Farbe, seine blauen Augen schienen schwarz zu werden, er spuckte zwei Mal auf den Boden, und mit einer Geberde des Abscheus befahl er den Andern, ihm zu folgen, worauf er das Lokal verließ. Die jüngere lief gleich hinterher wie ein erschrecktes Hühnchen, die ältere blickte noch eine Weile halb teilnahmslos, halb unschlüssig zu R. F. herüber, wurde rot über das Aufsehen der Leute und entfernte sich mit dem jungen Mann. R. F. setzte sich langsam wieder hin, strich mit der Hand über das Haar, was wie ein sichtbarer Seufzer wirkte, trank rasch hintereinander drei Gläser Wein aus und wurde nun lustig. Ich erschrak. Ich versuchte sie seitab in ein ernstes Gespräch zu ziehen. Dem Maler S. schlug sie jetzt selbst vor, ihm für ein Bild zu sitzen. S. war beglückt. „Wenn Sie wollen, sogar Halbakt," fügte R. F. hinzu. Ich erhob mich und griff nach meinem Mantel. Sie sah mich an, als suche sie sich zu erinnern, wer ich sei. Ihre Augen waren naß. Ich fühlte mich erschüttert. Sie ließ sich ihren Umhang von mir um die Schultern legen, eilte hinaus, und als ich gezahlt hatte und auf die Straße trat, war sie verschwunden. Ich konnte sie nicht mehr einholen.

Ebenderselbe.

Ein Nachtspaziergang im Gasteig mit R. F. Sie sprach kein Wort. Ich erzählte ihr, Jemand hätte mich gefragt, ob ich sie schön fände, und ich hätte es nicht gewußt. Es war heller Mondschein und eine außerordentliche Ruhe. Die ganze Anlage hinauf schimmerte der Strom wie blasses Gold. Ich fragte, was sie denn beginnen wolle, denn sie hat das Kleid zurückgeschickt, das ich ihr gekauft, und will nicht, daß ich irgend etwas bezahle. Aber sie spricht nicht. Sie ist völlig jene Stumme des Himmels, die in entscheidender Stunde nichts zu reden weiß. Den Tag vorher kam sie in der Dämmerungsstunde furchtgeschüttelt zu mir ins Haus. Warum, erfuhr ich nicht. Jetzt suchte ich ihr mit dem Hinweis auf Vergangenes beizukommen. Ich recitierte ein etwas öliges Gedicht von mir. Sie nahm ihren Schirm und schrieb mit langsamen Bewegungen, den einen Arm aufs Knie gestützt, ein paar Worte in den Sand. Ich achtete nicht darauf. Dann gingen wir weiter, und sie fragte mich, ob ich an ein ewiges Leben glaube. Es war rührend und hilflos, mit welchen Gründen sie die Möglichkeit einer Fortdauer bezweifelte. Ich umarmte sie, preßte sie an mich und küßte sie. Es war an einer einsamen Uferstelle. Den ersten Kuß ließ sie sich geben, doch sah ich ihren Mund zucken und dachte erst, es sei der Gram. Aber es war ein Lächeln. Ah, du hast mich zum Narren gemacht, wochenlang, sagte ich. Sie lachte. Ein seltsam gebrochenes, fast

schluchzendes Lachen. Das war an einer einsamen Uferstelle, wie gesagt. Am Morgen trieb mich der Teufel wieder allein dorthin und an jener Bank vorbei. Im Sande stand noch unausgelöscht: ich habe dich durchschaut. So? Nun, man kann mich immerhin durchschauen. Weshalb sollte mir das nahegehen? Ich bin eine einfache Natur. Es ist ein Wort meiner Mutter: Sei wie Glas, doch zerbrich nicht.

Juni.

R. F. ist fort. Sie hat eine Gesellschafterinnenstelle bei einer Familie Samassa in Bruck. Das ist des Herzogs Werk. Die ältere Tochter der Samassas war seine Maitresse. Es sind vermögliche Leute, aber der Alte und seine Gattin sind Figuren im Gartenlaubenstil. Aber was ist mir von alledem verblieben? Es ist vielleicht die letzte derartige Episode meines Lebens. Jetzt heißt es: Bauer friß den Rest. Liebte ich R. F.? Ich liebte ihren sanften Gang, ihr Schweigen, ihr Lächeln, ihren erwartungsvollen Blick und vor allem ihr Schicksal. Das andere für die Andern. Es bewegt mich tief, wenn ich mich frage, wohin ihr Weg geht. Wogegen ich anfange, mich selber wieder zu achten, seit ich nicht mehr mit ihr beisammen bin. Sie hat mich klein gemacht.

5.

Herr Samassa und Frau Samassa fanden an der neuen Gesellschafterin vielerlei auszusetzen. „Ich finde, sie ist zu stolz, lieber Gregor,“ sagte Frau Samassa, die ihre Nägel putzte.

Gregor hieß eigentlich Georg, — ein plebejisch klingender Name. Herr Samassa, der gleichfalls seine Nägel putzte, erwiderte dienstwillig: „Ja und ein wenig mager.“

„Eine unerhörte Antwort, mein Lieber!“

„Aber es ist meine Meinung.“

„Oh, c'est le ton qui fait la chanson,“ antwortete Frau Samassa mit einem Anklang von schwäbischem Dialekt. „Ich finde sie nicht nur stolz, sondern auch kopfhängerisch.“

„Natürlich. Das Personal ist da, um uns aufzuheitern.“

„Sieh mal, Gregor, wie herrlich heute wieder die Sonne aufgeht.“

„Aber ich bitt Dich, sie hat ja nichts zu thun als aufzugehn. Draußen schreit schon wieder die Gretel herum.“

„Sag doch nicht, ich bitte Dich, Gretel! Wenn das ein Fremder hört. Wir haben uns doch auf Gretchen geeinigt. Du hast keinen Funken Poesie in Dir. Ich bin doch neugierig, ob dieses Fräulein Fuchs heute pünktlich zum Frühstück erscheinen wird. Ich sagte ihr: jeden Morgen frühstücken wir punkt sechs Uhr. Wir bitten auch Sie, pünktlich zu sein. Dann sagte ich ihr, morgens und abends wird bei Tisch englisch gesprochen, mittags französisch, d. h. wenn keine Gäste da sind.“

„Sehr gut. Du hast mir übrigens etwas erzählen wollen von ihr.“

„Ja, denk nur, sie macht Nachtspaziergänge im Garten. Fanny-Elisa hat mirs erzählt. Das Peinliche ist, daß wir zusehn müssen und Geduld haben, da sie indirekt durch den Herzog —. Es ist ja gewissermaßen eine

große Reklame für uns, bei ihrer Vergangenheit. Es wird nicht alles wahr sein, was der Major Stahleck da erzählt. Aber immerhin, sehr pikant. — Schau mal, da kommt schon Horovitz vom Bahnhof. Früh genug."

„Er ist halt verliebt, der alte Hamster."

„Was war seine letzte Forderung gestern?"

„Hundertfünfzig Tausend. Darunter heiratet er nicht, sagte er."

„Hundertfünfzig ist zu viel. Fanny-Elisa bekommt noch immer einen Mann. Sie ist schön."

„Seien wir froh, daß wir den haben. Daß er so viel verlangt, ist er seiner Familie schuldig. Außerdem fragt er nicht, was früher mit dem Mädchen war."

„Sprich nicht so, Gregor. Du verwundest das Herz einer Mutter. Es war eine Ehre für uns. Schließlich hast Du auch zwei Orden davongetragen."

Renate fand sich beim Frühstückstisch ein. Doch ihre Augen blickten müd in die ungewohnte Stunde. Rechts und links von ihr saßen die beiden Töchter, — Fanny-Elisa bleich, mit dunkel umränderten Augen, von südlichem Typus, mit unruhigen Zügen; Gretchen übertrieben gerötet, übertrieben liebenswürdig, neugierig, mit Augen, die stets auf der Lauer waren, mit lüsternem Mund und prüden Geberden. Fanny-Elisa war eine Lügnerin; ihr schwermütig thuendes Wesen war im Grunde eitel Verdrossenheit. Sie belebte sich nur, wenn sie verleumden konnte. Sie erzählte schwere Träume, die sie nie gehabt, that nervös und zerstreut, um sich zum Mittelpunkt des Gesprächs zu machen, berichtete von interessanten Büchern, deren Titel ihr gerade bekannt waren, und trug mit großen Worten die Sehnsucht nach einer „großen Liebe" herum, obwohl sie gegenwärtig nichts wünschte, als von dem halbtauben Horovitz geheiratet zu werden. Sie behandelte Renate hochnäsig und ironisch, während Gretchen von der neuen Gesellschafterin nichts wissen wollte, als wie man Kinder bekommt. Damit plagte sie Renate stundenlang unter dem Mantel zuckersüßer Vertraulichkeit. Sie hatte sich elende Bücher zusammengetragen, die ihr den Schlaf vertrieben; doch wenn sie einem jungen Mann auf der Straße begegnete, wurde sie rot und schlug die Augen nieder. Renate hatte unter ihren Sachen die Radierung von einem Adam und Evabild, einem Meisterwerk der italienischen Schule. Gretchen hatte es zufällig entdeckt und so lange zu betteln gewußt, bis Renate es ihr geschenkt. Das war am Tag vorher gewesen. Als das Frühstück vorüber war, verschwand Gretchen. Frau Samassa, die mit ihr einen Morgenspaziergang durch das Dorf machen wollte, suchte sie. Sie schickte in das Zimmer der Mädchen, rief in den Garten, und da sie in der Laube fern etwas Weißes schimmern sah, faßte sie einen unbestimmten Verdacht und watschelte die gewundenen Kieswege entlang. Gretchen lag auf dem Grasboden der Laube, die mit wildem Wein umwachsen war, und stierte, beide Elbogen auf die Erde gestützt, fasciniert auf das Bild. Frau Samassa entriß es ihr mit einem Entsetzensschrei, kam damit ins Frühstückszimmer zurück, und es begann ein Verhör. „Woher hast du das unanständige Bild, Margarete?" fragte Frau Samassa, bleich vor Zorn. Wenn sie im Zorn war, sagte sie Margarete, während der Ausdruck kühler Geringschätzung mit Marguerite erreicht wurde.

„Von Fräulein Fuchs," erwiderte Gretchen mit verbissenem Aerger.

„Was sagst du dazu, Gregor!" Das Bild passierte bei Herrn Samassa und bei Herrn Horovitz Runde. Jener schüttelte besorgt den Kopf, doch seine Blicke waren zärtlich auf den üppigen Körper der Eva gerichtet; dieser grinste freundlich vor sich hin.

„Das ist ja ein unzüchtiges Bild, Fräulein Fuchs," sagte Frau Samassa fassungslos. „Es ist ein unsittliches Bild!"

Alle Augen waren auf Renate gerichtet; diejenigen Fanny=Elisas begierig und schadenfroh.

„Es ist ein Kunstwerk, ich bitte," sagte Renate halblaut. Unter den strafenden Richterblicken der vier verstummte sie. Gretchen begann zu schluchzen, als sie fand, daß die Angelegenheit für sie günstig stand. Ihre Mutter streichelte ihr besänftigend die Wangen, — eine feindselige Handlung gegen Renate. Fanny=Elisa zerriß das Bild und sagte: „So, damit ist die Sache aus der Welt geschafft. Kunstwerk oder nicht Kunstwerk, alles, was nackt ist, ist gemein."

„O, Sie sind ein kluges Mädchen," girrte Horovitz und nieste zur Bekräftigung. Frau Samassa aber fügte hinzu: „Ich bitte dich, Fanny=Elisa, sprich das schreckliche Wort nicht aus. Man sagt nicht nackt, sondern man sagt unbekleidet. Und wenn in der Kunst so etwas gestattet ist, dann ist die Kunst eben unmoralisch und für einen gebildeten Menschen verderblich."

Später saß Fanny=Elisa mit Renate auf einer Bank im Garten. Renate las mit eintöniger, verschleierter und gepreßter Stimme aus einem schlechten französischen Roman vor. Plötzlich aber unterbrach Fanny=Elisa, die, den Kopf zurückgelehnt, in die Baumwipfel geblickt hatte, die Lektüre und sagte wehmütig: „Und in derartig engen Verhältnissen soll ich existieren! Fräulein Renate, ich weiß, daß Sie mit mir fühlen, lassen Sie uns Freundinnen werden."

Renate blickte scheu in das unwahre Gesicht, das in seinem hastigen Mienenspiel kaum für ein Lächeln Platz zu haben schien. „Ich werde Sie schützen," fuhr Fanny=Elisa fort und ergriff Renates Hand. Dann setzte sie ihr mit elegischer Weitschweifigkeit auseinander, wie der Mann beschaffen sein müsse, dem sie sich fürs Leben verbünden würde.

Am Abend fand die Verlobung mit Horovitz statt. Man schickte Renate das Essen auf ihr Zimmer. Doch um halb zehn Uhr ging schon alles schlafen. Als Renate die Gasflamme anzünden wollte, entdeckte sie, daß die vorsorgliche Hausfrau den Gasometer abgeschraubt hatte. Da sie weder Kerze noch Lampe hatte, mußte sie im Finstern bleiben. Am Fenster saß sie, den Oberkörper hinausgebeugt in die warme Sommerluft, hörte das Wasser der Amper glucksen, fühlte sich den Sternen wunderlich nahe. Die Grillen zirpten und die Frösche quakten, und die schwarze Linie der Hügelketten zeichnete sich sanft ab vom mild erleuchteten Himmel. Dieser Himmel war wie ein leeres, totes Haus für Renate, die in tiefem Grübeln selbst die Glocken der Mitternacht überhörte.

Doch es schob sich etwas an ihren Körper an, daß das Kleid raschelte. Das war der treue Angelus. Seinetwegen hatte Renate in der ersten Zeit manchen Kampf ausgefochten, denn nach Frau Samassas Ansicht schickte es sich nicht, daß eine Gesellschafterin einen Hund besaß. Und jetzt noch mußte Angelus sich ducken und die meiste Zeit im Zimmer bleiben. Er nahm es mit Gelassenheit und innerer Ruhe. Nun drängte er sich im Dunkeln an seine Herrin, als wollte er sie bitten, endlich den Schlaf zu suchen. Renate nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und flüsterte ihm zu: „Ja mein braver Hund! was wird das noch werden mit uns zwein!"

Sie legte die Wange auf Angelus' Kopf, dessen verständig=braune Augen dankbar und dienstbereit aus der Dunkelheit schimmerten.

6.

Der Bessemer Bauer auf der Holzhöhe, ein stern- und wetterkundiger Mann, behauptete, es habe nicht seine Richtigkeit mit der unerhörten Hitze, die Tag und Nacht hindurch, wochenlang, regungslos sich gleich blieb. Nämlich er, der sich mit den geheimnisvollen Wissenschaften befaßte, die an das Gebiet teufelswürdiger Zauberei grenzten, könne nur sagen, daß er keinen beneide, der das Ende des Jahrhunderts miterleben müsse. Er wolle darum seine Sargbretter gern vorher schneiden lassen, auch wenn er sich dieserhalb an den windigsten Tischlergesellen wenden müßte. Auch Renate hörte davon und erzählte es Gretchen, als sie den Abhang herunter gegen Bruck zugingen. Gretchen lachte. „Die alten Bauern machen sich alle so wichtig“, sagte sie, erfreut über ihre unbefangene Auffassung einer immerhin nicht geheuerlichen Sache. Und sie erzählte sofort mit flüsternder Stimme, daß sich beim Bessemer jetzt ein unheimlicher Mensch einlogiert habe, der wie ein Hexenmeister aussähe.

Renate blieb nachdenklich. Voll unbestimmter Sehnsucht weilte ihr Blick im Thal, das schon in leiser Dämmerung lag, und auf den bleichen Lichtern, mit denen der Himmel die Hügelkämme säumte. „Wer jetzt fliegen könnte“, sagte sie, und machte mit matten Armen eine halbe Geberde.

Gretchen schlug vor, zu baden. Als Renate ängstlich zögerte und die nahende Nacht erwähnte, umschlang sie das Mädchen und küßte sie mit glühenden Lippen. Renate erschrak, denn die Sinnlichkeit dieses Geschöpfs hatte etwas Gefährliches und Beängstigendes. „Der Fluß ist unheimlich abends“, wandte Renate ein.

„Aber heute sind wir frei, Fräulein Renate, und mit dem Nachtschnellzug kommen erst die Eltern. Bitte, bitte! es ist so aufregend.“ In allem, was dieses Mädchen sagte, atmete eine verderbte Fantasie. Fanny-Elisa kam den Hang herauf; sie hatte bis jetzt Blumen gepflückt. Sie ging mit vorsätzlicher Verträumtheit einher. Sie zögerte nicht, mitzubaden, da auch sie das Unternehmen romantisch fand. Renate schlug also den Heimweg ein, um die Badekleider zu holen. Doch Gretchen wurde immer wilder. Die heiße Luft hatte ihr Blut berauscht. Nach Hause sei eine halbe Stunde, dann sei es zu spät. „Wir wollen nackt bleiben“ raunte sie erregt. „Und Sie müssen sehen, ob ich auch so schön bin wie die auf Ihrem Bild, Fräulein. Bis wir hinkommen, ist es dunkel, und dort geht nie ein Mensch und hohe Bretter sind auch um die Anstalt. Fanny-Elisa, denk doch, ganz ohne Kleider in der Nacht! Und wie schwül es ist.“

Es war wirklich etwas Neues, Ungewöhnliches, und Fanny-Elisa willigte ein. Schweigend folgte Renate, um es mit den Beiden nicht zu verderben. Es kam ihr vor, als ob sie in Ketten wandelte, und jeder Schritt war schwer dadurch, und schwül und schwer wuchs der Abend vom Thalboden in die Höhe. Fanny-Elisa erzählte mit ihrer vibrierenden Stimme, daß ihr eine Zigeunerin geweissagt habe, sie werde einst bei einem Bad im Meer ertrinken. Es war natürlich eine Lüge, — Reminiszenz aus einer Zauber-Oper.

Renate blieb ein wenig zurück. Jeder Stein, an den ihr Fuß stieß, erschien ihr verletzt, und jeder unbewegte Halm lebte auf in Dämmerung und Dunkelheit. Dabei hörte sie fortwährend Stimmen aus den Wiesen, und die Töne eines weitentfernten Kuhhorns flossen gleich einer Farbe mit den verblassenden Flammen des Westens zusammen. Es wurde nicht kühler.

Keine Wolke erhob sich. Kein Lüftchen regte sich. Gretchen und Fanny-Elisa waren verstummt.

Im Umkreis des Flusses war kein Mensch zu sehen. Nur auf der Landstraße drüben ging ein Bauer mit einem zottigen Hund. Beide gaben eine unsichere Silhouette, sodaß es auch ein rastloser Fremdling hätte sein können mit einem fabelhaften Untier an der Seite.

Mit leidenschaftlicher Hast entkleidete sich Gretchen und stand bald nackt im warmen Sand. Fanny-Elisa entfernte sorgfältig jedes einzelne Kleidungsstück. In derselben schwärmerischen Weise konnte sie Butter auf das Brot streichen. Gretchen reckte sich lachend, drehte sich mit erhobenen und verschlungenen Armen wie eine Tänzerin. Auch Fanny-Elisa war jetzt fertig, ging mit jenem Versteckenspiel der Bewegungen, das dem Bewußtsein der Nacktheit entspringt, zum Ufer und legte sich ins Gras. Den schöneren Körper hatte Fanny-Elisa, doch bei Gretchen kam der Reiz des Unfertigen hinzu und eine kindlich runde Fülle. Die Haut leuchtete fast rostbraun in der Dämmerung, während die Fanny-Elisas ganz gelb war.

„Ich finde es herrlich," jauchzte Gretchen.

„Sie haben wohl Angst vor dem Wasser, Fräulein Fuchs?" fragte Fanny-Elisa spöttisch und schnappte nach einem Grashalm. Dann bedeckte sie mit den Händen beide Brüste und seufzte. Gretchen lachte; sie fand es stets komisch, wenn die Schwester seufzte, die im Uebrigen ein Gegenstand scheuen Respekts für sie war.

Renate wurde vor Scham rot. Sie langte nach einem Zweig, der über die Bretterwand herunterhing und pflückte ein paar Kirschen ab. Die Kerner schnellte sie wie Geschosse in die murmelnde Amper. Eine trübe Erinnerung an einen Fiebertraum erwachte. Sie begann sich auszukleiden.

„Wenn uns jetzt ein Mann sähe," flüsterte Gretchen. „Dein Bräutigam z. B., Fanny-Elisa . . .!"

„Rede nicht solchen Kohl, Kleines," erwiderte Fanny-Elisa verdrießlich und stieg gravitätisch die Treppe zum Wasserspiegel hinunter. Gretchen folgte ihr. Das Wasser schien nur widerwillig ihren Körpern zu weichen und gurgelte dumpf an der Wand entlang. Gretchen fand es wunderbar „warm und kühl," doch es ging kaum bis an die Brust. Fanny-Elisa hielt sich drüben am Gitter fest, als käme die rasche Strömung, um sie zu zerfleischen. Renate hatte wirklich das Gefühl, als würde jene von einer Gefahr bedroht und empfand eine rätselhafte Freude darüber. Schon blinkten Sterne am Himmel, und ein flammender Schein war im Osten, wo der Mond aufging.

„O Fräulein Renate, Sie sind wunderschön!" rief plötzlich Gretchen hingerissen aus und starrte zu Renate empor, die abgewandten Gesichts, regungslos dastand. Wie weißer Marmor sah der Körper aus, und alle Linien waren scharf, geheimnisvoll belebt. Fanny-Elisa stand lautlos auf der Treppe, blickte finster auf Renate.

Eine nie gekannte, drängende Freiheitslust überfiel Renate. Unruhig wie eine Schwalbe, erfüllte sie ein neuer Durst nach Glanz, Macht, Reichtum, nach Triumphen, nach dem Leben. Es war, als ob sie mit den Kleidern alle Ketten, die sie vorhin noch geschleppt, alle Fesseln der Vergangenheit mühelos von sich abgeworfen hätte. Heftig schlug ihr Herz, und sie schloß die Augen, wie um sich zu schützen vor der Ueberzahl der Gesichte. Einem Traum glich es, so dazustehn in der Schwüle des Juli-Abends und zu warten. . .

In dem Augenblick, als der Fluß schon Renates Füße benetzte, stieß

Gretchen einen furchtbaren Schrei aus, duckte sich bis an das Kinn unters Wasser und schaute mit entsetzten Augen in die Ecke, wo irgend Jemand unhörbar ein loses Brett zur Seite geschoben hatte. Und es wurde ein Gesicht wahrnehmbar, bei dessen Anblick Renate wie von eiskalter Luft berührt, zusammenschauderte. Trotz der Dunkelheit und trotz der cynischen, fast blöden Bewunderung, welche die Züge nahezu unkenntlich machte, erkannte sie Peter Graumann.

Vierzehntes Kapitel

1.

Liebe Freundin Irene, ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie ich mich mit Ihrem Brief gefreut habe, wenn es auch nur ein paar Zeilen waren. Der kleine Koch-Apparat, nach dem Sie fragen, muß im Nebenzimmer sein, vielleicht im obersten Fach des Schranks. Ich habe nämlich in der letzten Zeit gar nicht mehr damit gekocht, weil es so mühselig war. Immer so viel Arbeit wegen fünf Minuten Essen, das lohnt sich nicht. Und wenn man bedenkt, daß Millionen von Frauen nur darauf ihr Leben stellen! Sie fragen, wie es mir geht. Ich habe nicht den Mut, die ganze Wahrheit zu antworten. Ich führe ein Dasein, schrecklich. Das liebste, was ich habe, ist mein Hund. Ich unterhalte mich mit ihm, und er versteht mich. Hier kann ich nicht bleiben, mag kommen was will. Ich habe die Gewohnheit, daß ich mein Zimmer nicht zuschließe in der Nacht. Vorgestern bin ich aufgewacht, es war hell vom Mond, und vor meinem Bett steht Herr Samassa und fängt an, elendes Zeug zu schwatzen. Ich bin halb gestorben vor Angst und Zorn und mußte erst den Hund beruhigen, der zwar nicht bellte, (so klug ist er!) aber sehr aufgeregt war. Die Frau ist dumm und gemein; sie legt mir in den Weg, was sie kann, damit ich von selber gehe. Wegen der Empfehlung, die ich habe, wagt sie nicht zu thun, was sie so gerne möchte. Ich glaube, den Leuten bin ich unbequem, weil ich schweigsam bin. Aber das ist meine Art, Sie wissen es ja. Ich kann mich doch nicht ändern, und die hätten gern eine Lustige gehabt. Denken Sie nur, man mutet mir Dinge zu, die ich thun soll, wie einem Dienstmädchen vom Dorf. Ach, ich thus ja auch, ich thu ja alles, aber darauf ist mir zu Mut, als ob es nicht zum zweiten Mal geschehen könnte. Die Mädchen, denen ich Gesellschafterin sein soll, sind verdorbene Geschöpfe, und sie hassen mich. Ich habe die meisten meiner Schmucksachen verkauft, — ich hatte nur noch wenig — so daß ich ein bischen Geld besitze, wenn das Aeußerste bevorsteht. Was ich aber dann thun soll, das ist mir ein Rätsel. Kein Mädchen von Ehrgefühl würde lange das aushalten, was ich jetzt aushalte. Und es ist kein Mensch da, daß man ihm nur die Hand reichen könnte, ohne es zu bedauern. Liebe Irene, ich sorge mich sehr. Sie werden natürlich auch das Geschwätz der Leute gehört haben über mich und Gudstikker. Darum wird Ihr Brief so kalt sein. Es ist Verleumdung, ich schwöre es Ihnen. Ich habe nichts gefühlt für diesen Mann. Ich meine ja nicht, daß Sie mich verteidigen sollen, nur wissen sollen Sie es und glauben. Ich habe ein paar Sommerstiefel, meine gelben, im Atelier vergessen, um die ich Sie bei der Gelegenheit bitte. Vielleicht schicken Sie sie mir im Packet. Ihre treue Renate.

Geehrtes Fräulein Fuchs, ich bestätige den Empfang Ihres Briefes und bedauere lebhaft, daß Sie Unglück gehabt haben mit Ihrer Stellung. Den Koch-Apparat habe ich gefunden. Die gewünschten Stiefel sind heute an Ihre Adresse abgesandt worden. Was den letzten Punkt Ihres Schreibens anbelangt, so müssen Sie mir verzeihen, wenn ich mich etwas ungläubig dazu stelle. Von selber hätte ich nie das Thema berührt, aber Sie entschuldigen sich und sind garnicht angeklagt. Es thut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen, ich bin gewiß nicht prüde, aber komisch finde ich es, daß Sie etwas in Abrede stellen, was garnicht zu leugnen ist. Die Beweise dafür sind doch zu sprechender Natur, auch wenn Gudstikker nicht die halben Nächte bei Ihnen verbracht hätte. Er selbst läßt übrigens das Gerede überall ohne Widerspruch. Entschuldigen Sie meine offene Sprache, aber Sie haben es gewollt. Sie müssen endlich einmal mit festen Händen zugreifen, sonst wird es Ihnen noch schlimm gehen. Alle Leute denken schlecht über Sie. Das darf nicht sein. Erst diese Woche habe ich mächtig streiten müssen in einer Gesellschaft, weil ich behauptet habe, Ihr. Charakter sei gut. Mit bestem Gruß Ihre ergebene Irene Puntschuh.

Irene Puntschuhs Schrift war großzügig; jeder Buchstabe freute sich seines Daseins, besonders die Anfangsbuchstaben der Hauptwörter. Als Renate den Brief gelesen hatte, hielt sie ihn noch lange in der Hand, sodaß Fanny-Elisa, die eben in den Garten trat, spöttisch fragte: „Eine Liebeserklärung?“ Renate zog krampfhaft die Unterlippe herab, als hätte sie etwas sehr Bitteres im Mund. Im Weitergehn riß sie eine Rose aus dem Gürtel, die sie am Morgen gepflückt, warf sie achtlos auf den Boden, und als sie denselben Weg wieder zurück kam, zertrat sie die Blüte. „Hollah, ein Gewitter kommt!“ rief Gretchen von einem Fenster der Villa herab, und das Dienstmädchen eilte, um einige weiße Tücher, die über dem Zaun hingen, in Sicherheit zu bringen. Ueber dem Wald zuckte violettes Blitzlicht, das Laub rauschte, ein schwer mit Heu beladener Wagen schwankte dicht am Gartenthor vorbei. Oben saß eine dralle Magd und blickte mit begehrlich geöffneten Lippen in die schwüle Landschaft.

Als Renate dem Wagen nachschaute, gewahrte sie am Eckpfeiler des Gitters Peter Graumann, der voller Ergebenheit den Calabreser lüpfte. Sie erschrak, mehr als vor dem Blitzstrahl vorhin, denn die verzerrte Fratze an der Bretterwand beim Fluß war ihr als etwas Gespensterhaftes und Unwirkliches erschienen. Als sie sich mit den beiden Mädchen in wortloser Hast angekleidet und den dunklen Weg nach Hause angetreten hatte, war sie im Glauben, eine Erinnerung sei im täuschenden Spiel. Jetzt aber stand er wirklich da, im Ziegenbart, mit ernstem Gesicht. Halb gezogen näherte sich Renate, und mit einem messerscharf betonten: „Es freut mich, Sie begrüßen zu dürfen,“ reichte Graumann die Hand durch den Zaun.

„Wie kommt es, daß Sie hier sind?“ fragte Renate tonlos und war eine Sekunde lang erstaunt, daß sie sich sprechen hörte.

„Ich habe einen Bruder, der sich durch Morphium, Absynth und Liebe zu Grunde gerichtet hat, mein gnädiges Fräulein. Ich habe ihn in die Anstalt des Doktor Budherus gebracht, der ein persönlicher Freund von mir ist. Von hier aus können Sie die Giebel und ein paar vergitterte Fenster sehn. Und wie geht es Ihnen, mein gnädiges Fräulein?“

„Ach, lassen Sie doch das gnädige. — Es geht mir nicht gut.“

„So? So? Ein Zeichen dafür, daß Sie das Kapital nicht zu benützen verstehen, worüber Sie verfügen können.“

„Wieso? Was meinen Sie?“ fragte Renate mißtrauisch.

„Wenn ich es wagen darf, offen zu sein —?“

„Das müssen Sie selbst wissen.“

„Ich weiß seit einigen Tagen, daß Sie hier sind und wofür sie sich vergeuden,“ sagte Peter Graumann, indem er sein Gesicht dem Eisengitter näherte. Seine Stimme war grollend und heiser, als er fortfuhr: „Was ich mit dem Kapital meine, kann ich Ihnen wohl sagen. Ich meine Ihren herrlichen Körper, den Sie verkommen lassen. Ja, wozu glauben Sie, daß Sie bestimmt sind? Freilich, wie könnten Sie ahnen. Fluch den Unberufenen, die die Würde des Berufes geschädigt haben. Verflucht die Poesie und die Litteraten, die von Frauenwürde faseln, um ihren Besitz und ihre Kundschaft nicht zu verlieren und die schon Bauchschmerzen bekommen und an schmutzige Geldhaufen denken, wenn sie das Wort Hetäre lesen, außer der Reim verlangt es. Mit tausend Zungen müßte man predigen, aber ich habe nur eine und das Gewitter wird auch gleich da sein. Sie sehen mich fassungslos an und begreifen nicht. Hören Sie weder auf die Frommen, noch auf die Freigeister, träumen Sie nicht, denken Sie nicht, daß Sie unglücklich sind. Sie sind die Glücklichste von allen. Das heißt, wenn Sie den Mut zu Ihrem Glück besitzen. Die große Welt gehört Ihnen, wenn Sie wollen, ist Ihr Eigentum, liegt zu Ihren Füßen. Ein Weib von Ihrer Art ist Napoleon, Alexander, eine Herrscherin für sich. Glauben Sie mir, ich bin Ihr wahrer Freund, und was ich Ihnen sage, kommt aus tiefster Seele. Werden Sie eine große Kokotte, werfen Sie das schmierige Stück Elend fort, das Sie in diese Afterwelt einschließt. Es regnet. Wir sprechen uns noch. Leben Sie wohl.“

Mit stampfenden Schrittchen eilte Peter Graumann über die Gasse, die im weißen Staub verschwand. Allenthalben lohte der Staub empor wie Gischt, und rötliche, gelbe, bläuliche Blitze zuckten durch die schwarzgescharten Wolken. Das Baumlaub und die Sträucher wurden geschüttelt, und ihr heftiges Rauschen glich einem angstvollen Gesang.

Renate raffte sich erst zusammen, als die thalergroßen Tropfen dichter zu fallen begannen. Aber sie verfehlte die Gartenwege und geriet auf den kleinen Wiesenstrich neben der Scheune. Unter deren Thor stand die Magd, die eben mit dem Hineinräumen der Tücher fertig geworden war und tuschelte mit ihrem Liebhaber, der voller Erregung und Dringlichkeit auf sie einsprach. Halb ergeben, wie es schien, und halb verzweifelt hörte das Mädchen zu und griff ein paar Mal beschwörend nach seinen Händen. Das alles sah Renate, obwohl sie die Empfindung hatte, als blute ihr im Innern eine Wunde, unstillbar. Der Donner begann zu rollen oder vielmehr zu schlagen, gleich drei Mal hintereinander. Unsere Käthe ist ordentlich verliebt, dachte Renate, als sie ins Haus ging. Sie klammerte sich hartnäckig an diesem Gedanken fest, während sie mit Daumen und Zeigefinger die Schläfen drückte. Gretchen war ins Bett gekrochen und heulte aus Furcht vor dem Wetter. Fanny-Elisa las mit unglaubwürdiger Ruhe ihrem Bräutigam ein Gedicht aus einem Schmöker vor.

(Fortsetzung folgt.)



Briefe der Fürstin Wittgenstein.

Von **Adelheid v. Schorn.**

Thüringen stand diesen Sommer, 1867, unter dem Zeichen der Musik — denn Liszt wurde erwartet. Er wollte das Musikfest des Tonkünstlervereins, das dieses Jahr in Meiningen gehalten wurde, mitmachen und sein Oratorium „Die heilige Elisabeth", am 28. August auf der Wartburg selbst dirigieren. Die 800jährige Erbauung der Burg sollte damit gefeiert werden. In Weimar, Jena, Eisenach und Leipzig wurden schon lange Chorproben gehalten, diese Chöre sollten alle vereinigt werden. Professor Müller-Hartung studierte in Weimar ein und Ende Juli sollte Liszt kommen. Die Wohnung auf der Altenburg wurde wieder geöffnet und für ihn zurecht gemacht und eines Tages — als ich zu einer Probe in den Theatersaal gehen wollte — sah ich ihn mit einigen Herrn auf der Straße stehen. Mir ging doch ein Stich durchs Herz, als ich ihn im langen Abbé-Rock erblickte, denn trotzdem die Fürstin in so zufriedenem Ton über diesen seinen Schritt geschrieben, waren wir im Herzen noch nicht damit ausgesöhnt. Ich sah wie Liszt erwartungsvoll, fast wie fragend, nach mir hinsah. Er mochte wohl des Empfanges von Seiten der besten Freunde der Fürstin nicht so ganz sicher sein. Als er aber merkte, daß ich direkt auf ihn zu ging, kam er mir entgegen, und wie er mir seine beiden Hände hinstreckte, strahlte sein Gesicht von solcher Freundlichkeit, daß er jedes Herz gewonnen hätte. Er frug gleich nach Mama und ob er zu ihr kommen könne. Daß ich in seinem Werk mitsingen wollte, berührte ihn sehr angenehm. Ich stand nun in jeder Probe dicht neben ihm, um jede seiner leisesten Bemerkungen zu hören. Ich habe nie mit solcher Begeisterung gesungen. Liszt war für mein Empfinden damals in seiner besten Zeit. Abgeklärt und beruhigt kam er von Rom zurück, er freute sich, wieder musikalisch thätig sein zu können, er war geistig und körperlich frisch und thatenlustig. Die Kämpfe der früheren Weimarer Zeit lagen hinter ihm, mit dem Anlegen des Abbé-Rockes hatte er sich in eine andere Region versetzt. Wenn er auch nur die ersten Weihen erhalten, nicht Priester geworden und somit keine Messe lesen konnte, so hatte er sich doch als Weltgeistlicher auf einen Boden gestellt, auf dem sein Leben ruhig hätte abwärts gleiten können, wenn er nicht selbst später die Unruhe und Unrast hinein gebracht hätte.

Ich war kaum — aus dieser ersten Probe unter Liszt's Direktion — zu Hause, da kam er mir schon nach. Er saß lange am Bett meiner Mutter und als er ging sah ich, daß er sehr bewegt war; meine Mutter sagte mir dann: „Jetzt verstehe ich, daß er den Schritt gethan, es war gut so!"

Die Fürstin hoffte, daß der Papst Liszt zum Kapellmeister und Regenerator der sixtinischen Kapelle machen werde; das war jetzt das Ziel ihrer Wünsche für ihn; sie war nicht nur eine wirklich fromme Christin, sie hing vor Allem auch mit den festesten Banden an der katholischen Kirche und

versuchte Alles, um Liszt in jeder Richtung ihr dienstbar zu machen. Daß er durch seine späteren, regelmäßigen Reisen nach Weimar und Pesth das vereitelte, war ihr von Anfang an nicht recht, und wurde von Jahr zu Jahr ein tieferer Schmerz für sie.

Ueber die Aufführung der heiligen Elisabeth war sie sehr glücklich, denn Alles, was seine Kompositionen betraf, lag ihr am Herzen, besonders die kirchlichen Sachen suchte sie zu fördern. War sie es doch gewesen, die ihn, vom Jahre 48 an, von den Konzertreisen abhielt und durch das häusliche Leben der Komposition zuführte, weil sie seine große Begabung dafür erkannte und wohl wußte, daß er seine Gesundheit bei dem Umherfahren zu Grunde richtete. Sie wollte sein Genie der Welt erhalten.

Ein Brief der Fürstin an meine Mutter — ohne Datum — ist aus dieser Zeit. Wir hatten ihr Beide, nach Liszt's Ankunft, geschrieben; auch von ihm hatte sie gleich einen Brief erhalten. Die Fürstin befolgte die Sitte der Südländer, Alles Schöne und Angenehme hervorzuheben und auszusprechen, während wir dem Gegentheil fast zu viel fröhnen und es beinahe als eine Beleidigung ansehen, wenn uns Jemand etwas Schmeichelhaftes sagt.

Chères et bien chères mère et fille! Je ne puis vous décrire le plaisir que m'a causé votre écriture! — A sa vue si chère, depuis tant d'années, tout mon cœur s'est reporté vers cet appartement, où j'ai si souvent admiré votre cœur, votre amour maternel, votre esprit et vos charmans dons! Oh les charmantes heures passées à écouter vos n o u v e l l e s, ces récits où tant de noble sentimens se traduisent en formes si naïves et si gracieuses. Les charmantes heures passées — à vous aimer parceque vous étiez si noble! si ferme! si courageuse — et si bonne, si compatissante pour moi! — Vous aviez le courage de votre b o n t é, et malgré tout et malgre t o u s, vous me témoigniez une si précieuse sympathie! —

Aussi mon cœur reconnaissant pense-t-il toujours à vous, comme à une femme forte! — Les temps sont changés, et les lieux aussi! — Ce qui me peine c'est votre constant état de souffrance! Adelheidchen est un noble cœur! — Et en ma qualité de grandmère, je la bénis du plus profond de mon aîne! — Qu'elle veuille bien accepter cette bénédiction, si indigne que je sois de bénir, puisque Dieu a tellement béni ma maternité, mes angoisses sans nom, mes longues terreurs, et mes longues attentes! — Rien de beau en ce monde comme l'amour filial, et D i e u l'a p r o m i s! il est récompensé dès ce monde. Soyez donc sans inquiétude, pauvre mère inquiète, pour votre enfant chérie — Dieu lui rendra ce qu'elle fait pour vous, comme mes parens m'ont rendu par leur protection visible à mes yeux, durant douze années de lutte et d'éfforts désespérés, l'amour que j'ai eu pour eux. — Chez nous le peuple dit: „le Bon Dieu a bien plus encore qu'il ne donne.“ Pour indiquer, qu'il peut donner bien plus quand il lui plaît, que les hommes ne pourraient amasser, avec leurs peines et leurs prudences! — Comptez donc sur Dieu et sur sa Parole! — — Il l'a donnée dans ses Commandemens, et il la tient toujours. Laissez votre fille acquérir des trésors de vertu en vous aimant, en se vouant et se dévouant à vous, et Dieu lui fera valoir ce capital mystique, amassé jour par jour! — Embrassez pour moi cette chère enfant dont Liszt me dit qu'elle est devenue une personne ravissante. Il paraîtrait même, qu'elle est celle donc la société lui plaît le mieux à Weymar. Qu'elle serait

bonne et gentille, si elle voulait m'écrire une bonne et longue lettre, avec la description des fêtes à la Wartbourg durant les 3 jours . . . Vous êtes si poétique, si noble, si édifiante dans votre grand et bel amour maternel. Voilà ce qu'on appelle un spectacle pour les anges, et ce qui réconcilie avec le monde d'ici bas — . . . . J'aurais tant voulu entendre l'Elisabeth à la Wartbourg. Cela ne se représentera plus. — Et pour moi — quelle douceur cela eût été — et à cause de l'honneur rendu à la chère Sainte — dans son château — dans sa salle — et à cause de l'honneur de mon cher Liszt — la chantant et la glorifiant! — Que de sacrifices ne faut-il pas faire en ce monde! Mais Dieu les compense par une paix intérieure si suave, que tout le bonheur du monde ne peut s'y comparer. — . . . .

Um den folgenden Brief von Liszt verständlich zu machen, muß ich erzählen, daß er in den Wochen, während die Proben zur heiligen Elisabeth stattfanden, sehr viel bei uns war und sich immer sein Lieblingsgericht bestellte: Klops von Kalb- und Schweinefleisch. War Mama sehr elend, so aßen wir in der — von früher her so genannten — „Kinderstube", damit sie ungestört blieb. Eines Tages bat ich Liszt, einen Abend mit mir zu seinem alten Freund Friedrich Preller zu gehen und dort zu musicieren, denn ich wußte, daß Frau Preller — die damals zu krank war, um das Zimmer zu verlassen — sich das sehr wünschte. Liszt sagte mir gleich zu, machte aber im Scherz zur Bedingung, daß er dort die „Schorn'schen Klopse" zum Abendessen bekommen müsse. Preller's hatten sich mit dem Spaß einverstanden erklärt — darauf bezieht sich der Brief von Liszt an Mama, der im Laufe des August 1867 geschrieben ist. Leider schrieb er auf ein Stadt-Billet nie, und auf seine Briefe oft nicht, das Datum.

Auriez-vous la bonté, Madame, de vous charger d'un petit message tout mélancolique — pour moi principalement — mais à l'adresse de Mademoiselle Adelheid?

Il s'agit des célèbres et admirables cotelettes! Elles ont vraiment du guignon, ou plutôt un sort trop relevé (ce qui revient quelquefois au même!) car ce n'est que sur la hauteur de la „Kinderstube" qu'il semble permis de les goûter. Ni l'Altenburg, ni la maison de l'illustre peintre de l'Odyssée ne leur suffisent. — Soit dit en français plus clair: J'aurai l'honneur de diner au Belvedère aujourd'hui à 5 heures, partout les cotelettes, malgré toute leur célébrité auront tort à 9 ou 10 heures — à moins que Preller ne veuille assurer leur gloire, en suivant mes traces de gourmandise. Autrement on se bornera simplement à la musique, telle quelle, par ordre de Mademoiselle Adelheid — et j'arriverai chez Preller vers 8 heures comme nous en sommes convenus.

NB. J'ai fait visite à l'homme susceptible dont vous me parliez hier. —

Veuillez bien agréer, Madame, l'expression de mon très respectueux et affectionné dévouement.

Mardi matin.

F. Liszt.

Der Abend bei Preller's verlief sehr schön. Liszt spielte hinreißend und zeigte sich von seiner liebenswürdigsten Seite. Eine ganz besondere Ueber-

raschung für uns war das Erscheinen von Leopold Damrosch, der nach dem ersten Stück, das Liszt gespielt, herein stürzte und auch gleich dem Meister zu Füßen fiel, seine Knie umklammernd und seine Hände küssend. Damrosch war als erster Geiger unter Liszt in der Weimarer Kapelle gewesen und dann als Kapellmeister nach Breslau gegangen. Er hatte eine Schülerin von Preller geheirathet und war an dem Tag überraschend bei seinen Freunden angekommen, um später die Feste in Meiningen und auf der Wartburg mitzumachen. Die Freude und Begeisterung des jungen, prächtigen Menschen wirkte so ansteckend, daß der Abend mir als ein Glanzpunkt in der Erinnerung geblieben. Das Instrument, auf dem Liszt gespielt, hatte ich von seinem Erbauer, Hippe aus Ober-Weimar, kommen lassen. Bezahlung wollte er keine, aber daß alle Anwesenden ihre Namen innen auf das weiße Holz schreiben sollten, das hatte er sich ausgebeten.

Ich fuhr zur Hauptprobe und zur Aufführung der „heil. Elisabeth" auf die Wartburg. Ob zur Probe Zuhörer eingelassen würden, darüber hatte meine Mutter an Liszt nach Meiningen geschrieben. Er antwortete am 24. 8. 67.

Très à la hâte, Madame, réponse aux deux questions de votre très aimable lettre.

A. La répétition de l'Elisabeth aura lieu Mardi prochain 27. dans l'après midi ou la soirée, à la Wartburg.

B. Toutes les portes s'ouvriront à tous leurs battants devant Mademoiselle Adelheid et les auditeurs bénévoles qui viendront de Weimar pour assister à cette répétition. — En sus on annonce une seconde exécution de l'Elisabeth à l'Eglise d'Eisenach pour le Jeudi 29. Août. — Agréez Madame, l'expression de ma bien respectueuse et dévouée amitié.

Samedi matin.

F. Liszt.

Liszt kam direkt von Meiningen nach Eisenach und fast die ganze Künstlerschaar, die sich dort versammelte, folgte ihm zur Aufführung seines Werkes. Die Probe dauerte sehr lange, es war eine heillose Arbeit für Liszt, die verschiedenen Chöre und das zusammengesetzte Orchester in Einklang zu bringen. So ausgezeichnete Kräfte auch mitwirkten, so ist doch eine einzige Probe sehr wenig. Frau Dietz aus München sang die Elisabeth, Milde den Landgrafen. Frau von Milde und Frau Merian-Genast waren die beiden Sängerinnen, die Liszt für die Rolle der Elisabeth im Auge gehabt. Die erste war krank, die zweite in Basel verheirathet, so wurde Frau Dietz damit betraut. An den Geigenpulten standen: David aus Leipzig, Singer aus Stuttgart, Damrosch aus Breslau, Fleischhauer aus Meiningen, Reményi aus Pesth und Kömpel aus Weimar. Liszt war den Meisten aus dem Chor und Manchem aus dem Orchester fremd, sie kannten seine Eigenart nicht. Er war kein Taktschläger, sondern ein geistiger Führer, dessen Taktstock nicht nur dirigierte, sondern an dessen ganzem Gesichtsausdruck, ja an dessen Fingerbewegungen man seine Wünsche ablas. Wir Weimaraner kannten seine Art durch die Proben schon genug, auch im Orchester hatte sich die Tradition — durch Manchen, der noch unter ihm gespielt — erhalten; aber die Fremden wußten nicht was sie anfangen sollten und sahen schließlich mehr auf ihre eigenen Direktoren, die sich inmitten der Chöre aufgestellt hatten. Liszt gerieth einige Male ganz außer sich, um gleich darauf doppelt liebenswürdig zu werden. Am nächsten Tag bewahrheitete sich wieder die alte Erfahrung, daß nach einer schlechten Probe eine

gute Aufführung kommt — aus Angst spannen Alle ihre Kraft und Aufmerksamkeit aufs Aeußerste an. Ich stand in der Mitte und hatte Liszt gerade vor mir. Er stand da wie ein Heros — in solchen Momenten sah er riesengroß aus — auf seinem schönen Gesicht spiegelte sich jede Empfindung ab, man brauchte ihn nur anzusehen, um immer das Richtige zu treffen. Dieses ergreifende Werk in dem herrlichen Saal erklingen zu hören und alle Erinnerungen an sich aufsteigen zu lassen, die die Wartburg immer erweckt — das waren unvergeßliche Momente.

In einem Brief vom 27. August, der sonst nur Erkundigungen nach Weimarer Bekannten enthält, denen sie immer das herzlichste Interesse bewahrte, schreibt die Fürstin an meine Mutter:

...... Quand Liszt imprimait sa Goethe-Stiftung en 1849 — (18 ans de cela) — il disait au Grand-Duc actuel: L'unification de l'Allemagne, sous une forme ou sous une autre, n'est qu'une question de temps. Weymar ne peut espérer de conserver un caractère à part et de demeurer autonome, comme une espèce d'oasis sacrée de république des lettres — qu'en intéressant toutes les gloires littéraires et artistiques de l'Allemagne entière à la conservation d'une sorte de Mémoire, de Monument historique et national, confié aux soins de l'illustre maison qui forma sa grandeur! ......

Auf den Brief, den ich der Fürstin nach dem Wartburgfest geschrieben, antwortete sie mir am 15. September 67:

Tout le monde dit que la chère Sainte, comme on l'appelait autrefois, a heureusement inspiré et le poête et le musicien. J'ai été bien contente qu'Otto Roquette ait été présente à ce beau succès — cela me rappelle les jours où nous avons médité ensemble le poème, où nous avons correspondu — und endlich die ganze Sache schön hergestellt! — Si par hazard vous le voyez — ou si vous en avez l'occasion — je vous en prie faites lui passer mes plus sincères félicitations et mes plus affectueux complimens. Je crains bien que Liszt n'ait oublié de le faire au milieu de tant de musique......... Avez vous lu les Articles du 5 et 9. Sept. de la Beilage dans la „Allgemeine Augsburger"? Si non, faites-moi le plaisir de vous les procurer et de les parcourir. Vous devinerez combien ils me font plaisir — car le cher et bon Cornelius n'a fait que donner une forme charmante à un sentiment si général, qu'ici à Rome mes amis m'ont apporté ces feuilles en me disant: „Das ist wahr!!" — Dans un journal français où l'on rendait compte de toutes ces fêtes, on appelait Liszt, évidemment comme écho de la voix universelle: L'homme de Génie — homme de bien! Et cela m'est allé droit au coeur, car rien n'est plus vrai. — C'est avant tout le plus noble coeur, la plus grande âme que l'on puisse imaginer — et avec cela le plus grand génie, ce que la posterité saura encore mieux apprecier que les contemporains. En attendant je sais gré à ceux-ci des jugements par lesquels ils dévancent l'heure de l'Avenir! — Vous me pardonnerez, ma bonne Adelheid, ce long article. — Mais „de l'Abondance du coeur, la bouche parle"! est je ne vous cache pas que pour mon coeur, les journées de Meiningen-Wartburg ont été une vraie consolation. — Vous devinez combien je vous sais gré de la bonté avec laquelle vous vous

êtes associée en me donnant ces détails, qu'aucune plume ne pouvait me communiquer que la vôtre. . . . . . Pour moi, j'habite volontiers Rome en été. — J'appelle cela mes vacances. Le reste de l'année il y a tant de monde, qu'en vivant hors du monde on en est encore accablé. Maintenant je me suis mise à travailler enfin pour mon propre compte. C'est le monde de la Paix, de la Sérénité!!! C'est l'atmosphère de tous les pardons et de toutes les résignations. Comme cela je suis libre de mes matinées — je ferme les volets, pour empêcher la chaleur, et dans les moments les plus brûlans, je passe la journée avec une toute petite lampe pour éviter même la chaleur de sa flamme. — Cette obscurité finit par être très agréable — elle est fraîche et laisse à l'esprit une singulière liberté; comme celle que les poëtes cherchent souvent en travaillant la nuit. — Entre quatre et cinq heures il vient en peu de vent qui rafraîchit l'air et je monte en voiture pour aller à plusieurs lieues hors de Rome, admirer des paysages, des couchers de soleil, comme la campagne romaine seule en présente! comme les ont admirés Claude Lorrain et Poussin en s'en inspirant. Je ne puis vous dire de quelle poésie on est rempli à ces spectacles si simples dans leur grandiosité. — L'autre jour j'étais vers le pont en dehors de la Porta Salara, point fameux dans l'histoire, car depuis Porsenna, jusqu'au dernier des chefs barbares qui ont voulu envahir Rome, tous sont arrivés par là, et ont livré bataille sur les rives étroites de l'Anone! — Des milliers et des milliers de morts sont tombés là, dans les luttes désespérées, des conquètes et des défenses! — Ces plaines ont été couvertes de tentes, ces collines ont résonné de chants de guerre, du bruit des armes, du clairon des batailles. — Et maintenant! — — — Le soleil en se retirant jetait sur les vertes pelouses un manteau de lumineux rayonnement! — Pas un nuage au ciel. — Le bleu du zenith passait par des teintes inaperçues jusqu'à cette nuance d'or et d'argent à la fois, propre aux horizons de l'Italie. — De nombreuses vaches passaient, paisibles et rêveuses, couchées entre les herbes fortement odoriférantes de ces pâturages. — Le silence eût été complet si l'on n'eût entendu le doux tintement assourdi de leurs clochettes de bois. — Le leger bourdonnement des insectes qui disaient adieu au jour, et le gazouillement de nichées d'oiseaux chantants leur cantique du soir. A mesure que le soleil disparaissait, le cantique s'éteignait et le bourdonnement diminuait, et lorsque le soleil n'y fut plus, laissant après lui des feux plus ardens que son pâle incarnat ne l'avait été — tout était devenu muet, on n'entendait plus que de loin en loin la clochette de quelque vache qui rêvait, et l'on ne sentait que le parfum toujours plus aromatique des plantes. — C'était une scène d'une divine placidité! — A faire pleurer une âme de poëte comme Preller! — Et le contraste devenait encore plus frappant quand on se souvenait des passions, des ambitions, des cruautés humaines qui avaient arrosé de sang ces prairies, et les avaient jonchées des ossements de morts! — Souvent je compare en manière d'opposition ces paysages si sublimes par leurs contours, leurs coloris et leurs souvenirs, aux idylliques souvenirs de la Thuringe — et ceux-ci n'y perdent rien, car ils ont leur caractère propre. Avec quel charme je me rappelle à Ober-Weymar, le petit pont si pittoresque, les chevaux que j'ai tant de fois regardés, buvant et se baignant dans la petite rivière, soit aux heures matinales, où j'allais à

pied y prendre mon café à 6—7 h. du matin, soit au coucher du soleil avec ma fille et quelqu'un de notre société. — Que de fois j'ai comtemplé les rustiques grâces de ce joli coin, comme un chef d'oeuvre de Berghem. — Quand vous verrez Preller, dites-lui, chère Adelheid, combien je me réjouis de ce que ses fresques sont prêtes. — Le sont elles toutes? Est-ce qu'il s'est décidé à les peindre dans des cadres — comme Rottmann les paysages de Grèce — sans attendre les murs du Musée? En tout cas il vaut mieux que les oeuvres de la peinture soient plutôt incrustés qu'identifiés avec la muraille. On les conserve mieux! Je suis bien contente qu'il ait obtenu la construction du plan qu'il avait choisi — que j'ai vu à Rome et qui est bien propre effectivement à donner un Muster-Museum. Dites-lui tout cela de ma part, chère Adelheid. — Ajoutez y que j'aime la nature plus que jamais et qu'en venant à Weymar, j'admirerai ses admirables oeuvres plus que jamais, étant toute vibrante des impressions der südlichen Natur, qu'il a si bien rendue dans son Odyssée. — . . . .
N'oubliez pas chère Adelheid, de dire de ma part bien des choses à Madame de Milde, et combien je prends part au chagrin qu'elle a eprouvé de perdre son père pendant tous ces Musikfeste. Son mari a été très, très applaudi et elle l'eût été aussi, si elle eût pu venir. — Die Lieder von Lassen haben ganz Furore gemacht und auch Götz von Weymar mit seiner Leipziger Schule. Es freut mich! — Bien, bien des choses aux deux Milde! . . . .

Am selben Tag hat die Fürstin noch einen langen Brief an meine Mutter geschrieben:

Rome, 15. 9. 67.

Ma toute et toute chère et toute bonne! Je vous remercie aussi affectueusement des chères lignes de votre fille que des votres. — Merci de tant d'affection témoignée avec tant de constance et tant de tendresse . . . . Je suis reconnaissante au ciel qu'il m'ait exaucé dans mes heures d'angoisse, dans mes supplications! Il a eu pitié de moi — il m'a donné ce que je lui demandai, et je serais une ingrate de n'en pas être contente. Aussi à toutes ses grâces, Dieu en ajoute une qui surpasse toutes les autres! — La paix de l'âme! — Die Ruhe! — Die göttliche Ruhe. Je me trouve si bien ici, je suis si contente de travailler en paix, de vivre dans ce milieu si riche — où l'âme et l'intelligence trouvent tant de nourriture, bien supérieure á tous les plaisirs que donne la fortune! Que de fois je me dis, si j'étais riche je ferais maison, et je perdrais mon temps en relations du monde! Tandis que comme cela je ne vois que des gens intéressans, qui viennent me chercher, non pour mes diners, mais pour ma personne. Le monde entier passe à Rome, L'Allemagne, la France, l'Espagne, tout y est —. Savans et Artistes; Evèques éloquens, pélerins des antipodes —. C'est inouï! et je vous assure que ni Paris ni Vienne, n'offrent une telle variété de personnages curieux, depuis les plus grands rois jusqu'aux plus humbles missionnaires! Sans cohue, sans bruit, sans foule! Tout cela se succède, et Rome est si grande, que quelque quantité de monde qu'il y vienne, elle reste toujours vide, elle demeure toujours la Reine désolée, la Reine éternelle — Niobé des Nations, la cité des ruines et des majestueuses solitudes —.

Ces contrastes rendent l'existence à Rome excessivement riche, pour ceux qui ne sont pas étrangers aux divers courans qui s'y rencontrent; puis s'intéressent aux arts des uns et à la science des autres, comme à la philosophie de ceux-ci et à la théologie de ceux-là —. A ces divins tableaux — à la nature romaine, à ces admirables monumens de l'art, à ces souvenirs historiques, à ce passé et à cet avenir glorieux! — Je n'ai donc qu'à remercier Dieu de me conserver la santé et assez de moyens pour vivre en paix — —. Des croix! — des peines! — qui n'en a? — Et vous le dirais-je? Il fut un moment, où je fus saisie d'une sorte de terreur superstitieuse, lorsqu'il fallut en quelque sorte arracher à la Destinée une dernière Victoire! — Je me dis: Alles kann man doch nicht haben! — Et il ne suffit pas de jeter comme Polycrate un anneau insignifiant en proie au sort. Le sort le renvoie avec mépris. — Le sort veut son tribut de toute destinée, et quand elle se refuse à le lui payer, elle le lui impose, car elle a toujours la Mort, la Maladie, et tous les maux à ses ordres. Il me semble que ça serait une témérité — Alles haben zu wollen! — et plutôt que de perdre, j'ai renoncé! — Non sans douleur! — Double douleur! — Mais c'était la douleur qui formait la rançon! Damit will ich nicht sagen, daß Anderes nicht auch mitgespielt hat. Nach einem complizierten Drama kann die Lösung nicht einfach sein! Sieg und Schmerz müssen alternieren! — Der liebe Gott aber lindert den Schmerz, wenn man über den Sieg nicht übermüthig wird! — Die Verklärung kommt nach und nach und die Herzen werden immer wunschloser und reiner! — Voici chère, une longue lettre, comme je n'en écris jamais! — Mais à vous je parle de cœur ouvert . . . . Merci et toujours merci de votre intérêt et de votre bonté —. Après la longue lettre, que je viens d'écrire à Adelheid, je ne veux plus fatiguer davantage. Je me réjouis que votre santé soit mieux et que vous restiez à Weymar — comme cela je vous verrai l'année prochaine!! Quelle joie! — . . . . Si vous saviez comme Liszt à été touché de votre accueil! . . . .

Henriette von Schorn an Fürstin Wittgenstein.

Weimar, 23. Sept. 67.

. . . . Das war eine ganz besondere Ueberraschung, einen zweiten Brief von Ihnen zu sehen, nachdem Adelheid eben einen erhalten. Wie soll ich Ihnen dafür danken? Auch für die Thränen danke ich Ihnen, die ich vergossen habe! Alles was Sie mir sagen empfand mein Herz im Voraus — man ist nicht Frau, ohne zu wissen was eine Frau, eine Freundin, mit einem Herzen wie das Ihre, gelitten hat, leidet und noch leiden wird. Aber man ist auch Frau, um zu wissen wie weit die Schmerzen nagend bleiben und wo der Trost beginnt, dieser einzige Trost der uns geblieben — aber auch wirklich der Einzige . . . . . . Sie sagen, daß Liszt so dankbar war für den Empfang den er bei uns gefunden. Das habe ich selbst gefühlt, an der rührenden Art wie er es mir ausgesprochen hat. Aber wie hätte das auch anders sein können? — Wenn ich diesen Mann ansehe, dieses Genie, vor dem sich eine ganze Welt beugt und nicht weiß wie sie ihn ehren soll — und der so bescheiden ist, so bescheiden, daß er denen dankbar ist die ihn lieben und schätzen. Er dankbar! Der nach jeder Richtung hin nur immer wieder giebt und giebt! — Ich habe

gesehen, als er mir jetzt das erste Mal gegenüber trat, was Sie und er gelitten haben — was er für Sie gelitten hat! — Ich habe im ersten Moment gesehen, daß eine große Veränderung mit ihm vorgegangen ist und mit Ihnen vorgegangen sein muß. — Sie haben Recht: Nichts verklärt so wie die Opferwilligkeit welche wir Gott darbringen; nachdem wir gekämpft haben um glücklich zu sein, sagt Gott: „Ich allein bin das Glück!“ — Nachdem ich Liszt wieder gesehen habe, weiß ich auch, daß Sie doch noch glücklich sind. Gott wird Ihnen helfen die Bitterkeit zu bekämpfen und endlich zu vergessen, die ihr armes Herz erleiden mußte. Sie haben immer hoch über denen gestanden, die Sie gepeinigt haben und thun es jetzt mehr denn je . . .

Liszt war, bald nach der Aufführung der heil. Elisabeth auf der Wartburg, abgereist und nach kurzem Aufenthalt in Wilhelmsthal und München nach Rom zurückgekehrt. Er hatte dieses Mal wieder auf der Altenburg gewohnt, aber dann wurde sie aufgegeben. Im Sommer 1868 kam Dr. Eduard v. Liszt aus Wien, mit seinem Sohn Franz — dem später so berühmt gewordenen Professor der Rechtslehre — um die Wohnungen zu räumen, die Liszt und die Fürstin zwölf Jahre inne gehabt. Die Haushaltungsgegenstände wurden verkauft — es war ein trauriger Anblick, die Sachen im Hof zur Auktion aufgestellt zu sehen. Die Kunstsachen, Papiere, Bücher und Noten, sowie die besseren Möbel wurden in einer Wohnung in der Stadt aufbewahrt.

Fürstin Wittgenstein an Henriette von Schorn.

Rome, 20. 11. 67.

J'attendais toujours le retour de Liszt pour répondre à votre chère et bonne lettre. — Liszt a beaucoup tardé à cause des communications interrompues, et puis nous avons tant causé, et il y avait encore tant de troubles à cause des blessés — que le temps m'a manqué. Voici la paix rétablie pour le moment. Si les Français partent, on fera encore de nouvelles tentatives pour la troubler, quoique infructueusement, car toute la population a été unanime à repousser toute idée d'union avec l'Italie. — Elle a témoigné positivement que les qualités du gouvernement pontifical l'emportaient de beaucoup en temps de crise, sur ses défauts, si aisés à critiquer en temps de paix. Tous les gens solides nommément la haute et la petite bourgeoisie, ont démontré qu'elles voulaient conserver leur Pape-Roi. — Et ceci est la plus véritable victoire morale contre les calomniateurs de notre bon pape. Je vous envoie une de ses photographies prise sur un croquis en crayon, fait dans une chapelle où il priait. Elle est fort touchante et vous intéressera peut-être; je vous envoie aussi le portrait d'un de mes meilleurs amis, le Cardinal Altieri, mort cette année du choléra en soignant les malades, dans son diocèse d'Albano, à dieux heures de Rome, où le choléra a été terrible! Il a été admirable de dévouement pour les vivans et les morts, qu'il allait ensevelir lui même, et c'est des cadavres qu'il a pris la contagion. C'était en même temps un homme du monde, le plus aimable des causeurs: . . . . Ce qui m'a réjoui le cœur c'est d'apprendre que vous avez recommencé à écrire des histoires — comme vous avez bien fait —. Et quand est-ce qu'on les imprimera?

est quand est-ce que je les lirai? — Si vous saviez quel charmant souvenir j'ai conservé des petits volumes que nous avons lus ensemble. — Es würde mich so sehr freuen, so etwas wieder zu lesen. Continuez d'écrire et faites les paraître dans toutes sorte de journaux — car vos histoires élèvent et purifient le cœur. Elles ne font pas de la morale, was immer trocken und pedantisch ist, mais elles sont morales, was den Leser bessert und erhebt. — . . . . Vous me demandez ce que je fais? J'écris aussi —. Mais n'ayant pas le don de l'art — que pour aimer et comprendre l'art — étant à cet égard ganz „untüchtig" et n'ayant aucune productivité d'imagination, ce que j'écris est fort ennuyeux et ne peut trouver que très peu de lecteurs. — C'est de la morale philosophique — — ou de la Kunstkritik vom katholischen Standpunkt. Voilà pourquoi je n'ose vous envoyer quoique ce soit von meiner Ethik —. Liszt veut — je croix — vous donner une petite brochure sur la Sixtine. — Je ne m'y oppose pas — mais vous verrez, daß es gar kein Verständniß in einem protestantischen Land finden kann. — Les Catholiques font pénétrer la foi en toutes choses — sie sehen alles unter der Beleuchtung des Glaubens. — Les Protestans mettent Dieu au Ciel — y croient ou n'y croient pas, mais ne le mêlent à rien de la terre. — Vous verrez cette différence dans ma manière de parler de la Sixtine. — Certes Preller et Genelli savent admirer Michel Ange, quoiqu'ils s'efforcent de l'imiter. — Mais vous qui n'êtes pas peintre, avec votre cœur de femme, vous ne comprendrez pas du tout — mais du tout! — — Liszt a été fort content de son voyage en Allemagne et de son séjour en Thuringe y compris Meiningen et Weymar. — Du point de vue musicale, je crois que Weymar s'est montré fort au dessous de Meiningen, car à Weymar il n'y à que le Singverein qui ait fait des merveilles. — L'orchestre a été vraiment peu édifiant. Et cela m'a fait de la peine. Es ist ganz melancholisch zu denken, daß ein Mann sich so viel Mühe giebt, lange Jahre hindurch, und dann schwindet Alles wie ein Hauch. — Heureusement que l'exécution de l'Elisabeth dans l'église*) à été si émouvante et si heureusement réussie . . . . Et maintenant laissez-moi finir par où vous avez commencé! — Laissez-moi vous embrasser du fond de mon cœur en vous remerciant de la manière dont vous me parlez de moi! — Oui votre cœur comprend — comme vous dites si bien — et les douleurs et les consolations! — A vrai dire! — Certaines douleurs restent toujours inconsolées — das Herz blutet für immer — la blessure ne se cicatrise jamais! — Mais Dieu donne les forces de vivre! — Il renouvelle les sources de vie, quand on va les chercher près de lui! — Il fait naître des fleurs et des fruits sous nos pas et nous donne le courage d'aimer ces fleurs et ces fruits, um sich daran zu erfreuen, obschon das Herz immer blutet. — C'est là notre grand secret catholique! qu'on ne comprend qu'avec le cœur. — Nous ne cherchons pas à fermer les blessures de la vie, à guérir les douleurs — Und das gewährt der liebe Gott immer, wenn man sich danach sehnt. — Et puis on espère en l'Autre Vie — où il n'y aura aucune dissonance — votre belle âme comprendra cela! — . . . .

Die Fürstin spricht am Anfang dieses Briefes von ihrer Schriftstellerei und giebt mir dadurch den Anlaß hier näher darauf einzugehen. Sie hatte

*) Professor Müller-Hartung hat diese Aufführung dirigiert.

damit bald nach ihrer Ankunft in Rom begonnen und hatte in einer Druckerei zwei Setzer, die nur für sie arbeiteten, dadurch war sie genötigt, möglichst ohne Unterbrechung zu schreiben oder Correkturen zu machen, sonst feierten ihre Leute. Ihre Werke sind:

Buddhisme et Christianisme, 1 B.
De la prière par une femme du monde, 1 B.
Entretiens pratiques à l'usage des femmes du monde:
  Religion et monde, 1 B.
  L'amitié des anges, 1 B.
  La chapelle Sixtine, 1 B.
La matière dans la dogmatique chrétienne, 3 B.
L'église attaquée par la médisance, 1 B.
Petits entretiens pratiques à l'usage des femmes du grand monde pour la durée d'une retraite spirituelle, 8 B.
Simplicité des colombes, Prudence des serpens. Quelques reflexions suggérées par les femmes et les temps actuels, 1 B.
Souffrance et Prudence, 1 B.
Sur la perfection Chrétienne et la vie intérieure, 1 B.
Causes intérieures de la faiblesse extérieure de l'église, 24 B.

Dieses letzte ist das Hauptwerk ihres Lebens, das sie acht Tage vor ihrem Tode beendigt hat und das erst 25 Jahre später veröffentlicht werden soll. Nur wenige Bände davon hat sie an Freunde und Gelehrte verteilt. Ein Band der „Petits entretiens pratiques à l'usage des femmes du grand monde" heißt: „La vie chrétienne au milieu du monde et en notre siècle." Er ist von einem Franzosen Henri Laserre, überarbeitet worden, um ihn einem größeren Publikum zugänglich zu machen, und nachdem ins Spanische übersetzt worden.

Fürstin Wittgenstein an Henriette von Schorn.

. . . . Je vous remercie mille fois, ma bonne, de tous les détails que vous me donnez sur Weymar. — Je viens d'écrire à Genelli en lui envoyant une Recension de la Kunstausstellung de Vienne, où ma fille a donné 60 pièces, entre autres ses aquarelles qui ont été fort admirées. Je suis bien contente d'apprendre que Preller peint son Odyssée con amore et que le Musée sera une belle chose. Le Grand Duc a voulu illustrer son règne par la muse de la peinture — et il sera servi à souhait. Cette muse aura un beau temple — et avec le temps il se remplira! — La peinture reste. — Le reste passe. — Poètes et musiciens ne vivent que dans l'apothéose de la gloire. Les peintres laissent après eux quelque-chose à regarder toujours. — C'est l'avantage de leur art. — Vous ne me dites rien de vos petits récits, que vous aviez repris et qui m'eussent tant intéressés. — Est-ce que votre santé ne vous a point permis de continuer? Parlez-moi de cela, car cela m'intéresse beaucoup. Vos récits m'ont toujours rajeunie en me reportant à ces premières années de ma jeunesse, où j'ai tant vécu avec les bons villageois, au sein de la nature. — Ce n'est que par vous que j'ai appris que mes petites

choses étaient arrivées à Weymar. — Liszt avait pris plusieurs de mes volumes, et il vient de me dire qu'il en a envoyé à Y. . . . . — Je ne l'aurais pas deviné. Puisque vous en voulez, ma bonne, je vous envoie la „Chapelle Sixtine“ — et un volume d'un petit livre de morale fort long et fort ennuyeux — aber jeder Vogel singt wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Il y aura en tout 5 volumes de ces „Petits entretiens“. Je termine le dernier, et comme les imprimeurs sont très lents, je ne puis bouger avant d'avoir terminé, ce qui me prendra encore quelques semaines. — Impossible d'interrompre, car on ne reprend plus ni l'ouvrage matériel, ni la Stimmung. Je vous envoie un de ces volumes, qui vous intéressera peut-être un peu — si vous avez la patience? — Was sehr zweifelhaft ist! — car c'est très ennuyeux. Vous y verrez combien je suis impartiale, et reconnais volontiers ce que les Protestans font mieux que les Catholiques. — Si cela ne vous effraie pas trop, je vous enverrai ensuite les autres volumes — vous les conserverez avec quelque soin comme un souvenir de moi, sans être obligée de les lire! — Es ist da manches Blättchen mit Herzblut geschrieben; aber die Welt merkt es nicht und braucht es nicht zu wissen! —

Nous avons eu aussi de grandes chaleurs en Mai. Puis sont venus des orages qui ont rafraîchi l'air. Je me porte mieux cet été que l'année dernière. —

Rome a déjà pris la physionomie romaine, qu'on ne lui connaît qu'en été — en hyver il y a tant d'étrangers, qu'elle ressemble presque à toutes les villes —, mais en été — Rom ist einzig — avec ce grand soleil qui tombe d'aplomb, puis ces grands obélisques qui jettent leur ombre sur les grandes places comme un fil noir sur un drap d'or! — c'est très beau! —

Liszt vous envoie mille amitiés — il est très bien de santé. — Dieu merci — et fait des choses belles et grandes. Il vient de terminer un grand Requiem qu'il avait commencé après la mort de ce malheureux Empereur Maximilien. Je trouve que sa musique, composée à Rome, loin de toute audition immédiate, a un caractère plus original dans la forme et les moyens de sonorité, — il n'y a là aucune réminiscence — tout est de lui — rien que de lui. —

Bulow fait très bien le Kapellmeister à Munich. Avez vous des nouvelles de Bronsart de Hanovre? Cette place été a très bonne pour lui. . . . . . .

Veuillez chère bonne, dire à Preller mille choses de ma part, que je le félicite de ses peintures — et que je me réjouis de la santé de sa femme et de sa nouvelle maison. Je lui écrirais très volontiers, mais je sais qu'il ne répond par volontiers — et pour s'écrire, c'est comme pour s'aimer — il faut être deux! — . . . . .

Comme je pense souvent à vos souffrances — et à votre patience en étant ainsi clouée dans votre lit. Apropos de maladie, vous verrez que je dis un mot sur l'homéopathie dans le volume que je vous envoie. Si vous voyez Goulon, (ihr Arzt in Weimar) dites lui que je suis restée fidèle à ses doctrines, et que même j'ai trouvé ici un excellent homéopathe, trés fort théoricien. Vous voyez que la constance fait partie de mon caractère en tout. Je vous embrasse donc et vous aime avec cette constance de l'affection et de la gratitude qui est la première de toutes — la plus chère et la plus douce! — Que Dieu allège vos

douleurs et vous fasse trouver une compensation à tout en cette chère enfant que j'aime tant parcequ'elle vous aime! —

Der erste Brief der Fürstin, der nach dieser schweren Zeit*) vorhanden ist, trägt das Datum des 12. November 1868.

. . . . . Il est dit quelquepart dans la Bible, que les morts sont attristés quand ceux qui les aiment ici-bas les pleurent trop longtemps, car comme ils sont bien plus heureux, es ist als ob wir es ihnen nicht gönnten — — comme si nous ne voulions pas nous réjouir de leur bonheur parceque nous n'avons plus le plaisir de jouir de leur présence! — Le jour de la réunion viendra! — Et en attendant il faut attendre avec espérance! —

. . . . . Vous savez que j'ai vu Sauppe**) à Rome l'hyver dernier. — Il est terriblement prussien, ce qui pour le moment établi une grande Spannung entre lui et les autres professeurs de l'université***) —. Aber mit der Zeit wird Preußen doch Alles bekommen.

. . . . . Nous†) nous somme réjouies ensemble de la bonne place qu'a Wislicenus et nous avons pensé à toutes les améliorations que vous nous racontez sur le théatre de Weymar, et que vous appelez si joliment l'extérieur de l'intérieur. Nous avons taché de nous figurer ce qu'on a pu faire aus diesem Viereck. — Vous savez que Schleiden est établi à Dresde — pensioniert von Rußland, mit 1400 Roubles Silber, er konnte wegen seiner antireligiösen Ansichten in Dorpat nicht weiter lesen. Wie schade, daß solche Männer nicht vermeiden können, diesen Anstoß zu geben. — Oui, ma bonne, Liszt viendra à Weymar aux premiers jours de Janvier pour y passer une couple de mois —. Je vous le recommande beaucoup. Wenn Sie ihm etwas in seiner Wirthschaft helfen, d. h. rathen könnten! — L'Altenburg n'est plus du tout à nous, je ne sais où il logera, ni surtout où il mangera. — Je voudrais éviter cette abominable cuisine du Gasthof. — Il aura un nouveau domestique, car le sien est d'une santé trop délicate pour affrouter un hyver en Allemagne. Ils ne sauront pas du tout s'arranger à eux deux, impratique comme est Liszt, et cela m'inquiète un peu. — Enfin je suis sûr que vous serez assez bonne pour vous y intéresser un peu et veillez à ce que sa santé ne souffre pas du froid, après tant d'hyvers passés en Italie, et qu'il soit bien nourri. Comme il a déjà les cheveux tout blancs, je suis sûre, que vous permettrez à Adelheid — bei ihm der gute Engel zu sein —. Vous lui permettrez d'aller le voir und sich genau zu erkundigen, ob alles bei ihm gut besorgt ist! — N'est-ce pas ma bonne, vous ne m'en voulez pas de vous demander ce petit service? Je suis sûre que par bonté vous le rendriez à tout homme distingué, et d'autant plus en songeant que vous me remplacerez en cela. Je désire surtout savoir s'il sera bien et fidèlement servi par son domestique que je ne connaîtrai guère. Merci à l'avance! — Vous me donnerez aussi des détails plus détaillées sur lui que lui même qui ne s'occupe jamais des choses matérielles et n'en écrit jamais. Je serai très dépaysée et assez inquiète sur lui, à cause du voyage

*) Meine Schwester war gestorben.
**) Früherer Direktor des Gymnasiums in Weimar.
***) Göttingen.
†) Ihre Tochter, Fürstin Hohenlohe war in Rom.

en hyver! Hoffen wir daß alles ganz gut gehn wird! . . . . . J'oubliais d'ajouter que le cher Abbé vous remercie mille fois de vos bonnes amitiés et vous envoie les siennes bien sincères et bien fidèles. — Vous me demandez ce qu'il fait — des choses de plus en plus belles — mais d'un sens de plus en plus élevé — au dessus du vulgaire. Cet été il a fait un Requiem pour l'Empereur Maximilien, qui me semble une de ses plus grandes choses. — Maintenant il va passer 15 jours à Tivoli chez le Cardinal Hohenlohe à Villa d'Este — une féerie! — Ein Traum — une vision d'Italie tant c'est beau! — Et je suis sûre qu'il en rapportera de nouveau quelques chef d'œuvres! — . . . .

Henriette von Schorn an Fürstin Wittgenstein.

Weimar, 20. Nov. 68.

Liebe, liebe Frau Fürstin!

Als Ihr guter Brief ankam, für den ich Ihnen herzlich danke, war ich in großer Aufregung, denn ich hatte in unsrer Zeitung gelesen, daß Sie bestohlen worden sind, daß man Ihnen Schmuck und Geld genommen hat. Ich wollte Ihnen gleich schreiben, war aber zu krank.

Den 27. — und ich war wieder krank, seit ich diesen Brief anfing, es war mir nicht einmal möglich, Ihnen den Tod des armen Genelli anzuzeigen.

Ich sehnte mich danach, Ihnen zu schreiben, denn, wie Sie sich denken können, sind wir etwas in Sorge, wie es sich mit der Wohnung für Liszt einrichten wird. . . . . .

Sagen Sie mir, ob ich etwas zu Liszt's Annehmlichkeit beitragen kann. Die meisten Menschen würden lachen, wenn sie das lesen und mich krank im Bett sehen könnten, nur mit der Hülfe Anderer existierend. Aber Adelheid ist da — und Adelheid bin ich! Sie wäre glücklich über jeden kleinen Dienst den sie dem lieben Freund leisten könnte und dadurch auch der mütterlichen Freundin, der sie durch mich die Hände küßt. Ich höre, daß die Wohnung für Liszt in der Hofgärtnerei ist, wo Preller früher sein Atelier hatte. Man hat eine Wand durch den großen Saal gezogen und es soll sehr hübsch geworden sein. — Bitte schreiben Sie mir sobald als möglich, ob Sie Besorgungen für uns haben . . . . . .

Jetzt komme ich auf den Diebstahl zurück und bitte Sie mir zu sagen was daran ist. Man sagte mir heute, daß man die Diebe erwischt habe. Ist es wahr und hat man alles gefunden? Sie sagen mir kein Wort davon in Ihrem Brief und ich weiß doch, daß Sie sehr gelitten haben müssen, aber es ist ganz wie Sie, daß Sie darüber schweigen: Sie dachten nicht mehr daran, sobald es sich um das Wohl Ihres Freundes handelte. . . . . .

Fürstin Wittgenstein an Henriette von Schorn.

Rome, 16. 12. 68.

. . . . . J'ai écrit à cette pauvre Madame Genelli. — La mort à lui est une vraie perte d'art, pour Weymar. In gesellschaftlicher Hinsicht cela ne fera pas de différence. Mais il était un de ces hommes

dont le nom s'incruste dans l'histoire de l'art — On le nommera toujours, ce qu'on peut dire de bien peu! Dans un tout autre genre. Hildebrand de Berlin laisse aussi un vide —. . . . . . On parle toujours plus du mariage du Roi Louis avec la Gr. Duch. de Russie auprès de qui Martha Sabinin se trouve toujours très en faveur. Mais on dit que la Gr. Duch. se fera Catholique — ??? — — Si cela se faisait, ce serait une des plus grandes choses du siècle, car on cesserait peut être enfin de martyriser les Catholiques sous le Knout et en Siberie! — et par la confiscation! — . . . . . ., Liszt vous envoie à toutes deux ses amitiés — Conservez-nous la vôtre et croyez-moi de tout — tout coeur

votre dévouée

Carolyne Wittgenstein.

le 16. D. 68.
Rome.

Merci — merci mille fois de votre interêt pour la nouvelle perte que j'ai essuyée. Quand on a perdu des millions, on est moins sensible à la perte de perles et de diamans, quelque soit leur valeur. Les souvenirs me tenaient à cœur. On se souvenait à Weymar les avoir vu porter à ma mère et à moi. — Cette pauvre C[sse] Fritsch me la répétait chaque fois que je les mettais —. On a découvert mes voleurs et beaucoup d'autres. Mais les objets sont perdus. La nuit même toute l'or a été fondu; les pierres, les perles sont allées — on ne sait où — et les turquoises, les camées, tous les objets reconnaissables ont été jétés dans le Tibre, à ce que disent les voleurs. En tout cas, tout est abîmé. — Heureusement ma chère, Dieu nous a donné les moyens d'acquérir un trésor que les voleurs ne peuvent dérober — ni les mites dévorer — et que nous pourrons emporter avec nous. —

Liszt sollte im Januar kommen und die neuhergerichtete Wohnung in der Hofgärtnerei beziehen. Ueber die Angst der Fürstin, daß er in feuchten Räumen krank werden könne, und die Beruhigung, die wir ihr zu geben hatten, wurde viel hin und her geschrieben, wovon ich hier Einiges wiedergebe.

Henriette von Schorn an Fürstin Wittgenstein.

Liebe, liebe Frau Fürstin!

Diese ganze Zeit hoffte ich auf einige Worte von Ihnen, über unsern Wunsch, uns Ihnen zur Verfügung zu stellen. Adelheid wollte sich die Wohnung für Liszt ansehen, hat es aber verschoben, weil man ihr sagte, daß die Arbeitsleute noch darin wären. Auch wenn noch etwas zu erinnern gewesen wäre, hätte sie nicht zu Beust*) gehen können, denn in seinem Haus herrschte Verzweiflung. Der Sohn in Erfurt und die Tochter hier krank bis zum äußersten — seine Frau kann das Bett nicht verlassen und er ist ganz auseinander. Gottlob geht es jetzt Allen besser. Adelheid ist nun in der Wohnung gewesen, die sehr hübsch zu werden verspricht, man

*) Graf Beust, Hofmarschall.

hat sogar die Treppe verlegt. Die Großherzogin — die die Sache in die Hand genommen — hat die Stoffe für Möbel, Teppiche und Portieren ausgesucht und thut alles mit rührendem Eifer. Der Großherzog erzählt die Prinzessinnen fragen Jedermann: „Wissen Sie, daß Liszt kommt?“ ....

Weimar, 29. Dez. 68.

Liebe Frau Fürstin!

Ihr Brief, den ich gestern erhielt, hätte mich erschreckt und betrübt, wenn ich nicht schon gewußt hätte, daß ich Sie über Alles, was Sie ängstigt, beruhigen könne — nachdem ich die genausten Erkundigungen eingezogen. Alles das beruht nur auf Mißverständnissen! — Es ist keine Feuchtigkeit möglich, denn die sogenannte neue Mauer ist eigentlich nur ein paravant, sie ist von Holz — eine Bretterwand, und schon vor 14 Tagen tapeziert. Vier Oefen haben ihre Pflicht gethan das Papier und ein kleines Stück Mauer, um das frühere Atelierfenster herum — was verkleinert worden ist — zu trocknen. Kein Maler hat sein Atelier verloren — Preller ist längst im Witthums-Palais, Wislicenus seit drei Wochen in Düsseldorf, Doepler war nur provisorisch da, bis sein eigentliches Atelier fertig war. — Adelheid war heute bei Graf Beust, gestern in der Hofgärtnerei. Sie trägt mir auf, Ihnen zu sagen, daß die Wohnung hübsch, warm und trocken sein wird, ein wahres Nest für den allerdelsten Sänger. — In der Stube von Fortunat steht ein Ofen mit einer Kochmaschine, wo er Alles im Augenblick nöthige bereiten kann. Da Fortunat mitkommt — nicht der neue Diener — und Pauline da ist, so ist weder für die Bequemlichkeit noch für die Gesundheit Liszt's etwas zu fürchten. Der Grund, daß die Arbeiten etwas spät angefangen worden sind, ist der, daß Beust auf mehrere Briefe an Liszt keine Antwort bekommen hat. Ich denke mir, daß es in der Zeit war, wo er sich im Seebad aufhielt; dadurch hat er die Nachricht von Liszt's Ankunft nicht bekommen. Adelheid dachte, er würde an die Decke springen vor Erstaunen, als sie es ihm gesagt. Trotzdem wird Liszt seine Wohnung ganz in Ordnung finden. Auguste*) konnte nicht wissen, daß die bewußte Wand aus Holz gemacht würde und daß das Szepter eines Hofmarschalls wie Beust eine gewisse Aehnlichkeit mit dem von Nikolaus I. hat, der die Eremitage in zehn Monaten wieder aufgebaut haben wollte. Beust hat heute ein Telegramm von Liszt bekommen, der ihm mittheilt, daß er im Erbprinzen absteigen wird. Trotzdem läßt er Alles fertig machen — und da er keine Antwort wegen der Möbel-Frage erhalten hat, so wird er heute — im Auftrag der Frau Großherzogin — welche kaufen. Er hätte es schon früher gethan, wenn er nicht geglaubt hätte, Liszt würde es behaglicher sein, seine eigenen Möbel zu haben.**) Wenn ich das alles früher gewußt hätte, so wäre es durch einen Brief mehr — von mir an Sie und von Ihnen an mich — viel einfacher einzurichten gewesen, ohne Liszt mit den Fragen zu belästigen, die so gar nicht zu seinem Geschmack und seinen Gewohnheiten passen. Graf Beust läßt Liszt bitten, ihn sogleich von seiner Ankunft in Kenntniß zu setzen, denn er möchte ihn selbst in die Wohnung führen, die der Großherzog und die Großherzogin als Liszt's beständiges Quartier angesehen wissen wollen. —

*) Die frühere Kammerfrau der Fürstin.

**) Die Möbel von der Altenburg wollte die Fürstin nicht ausgepackt haben, ehe sie selbst zurück käme.

Ich bitte Sie inständig — ängstigen Sie sich nicht mehr! Glauben Sie mir, daß nichts auf der Welt — kein Prinz und kein Hofmarschall — nicht die Schätze von Golkonda mich zwingen könnten, Ihnen das zu sagen, wenn ich es nicht mit gutem Gewissen thun könnte. — Sie wissen ja, wie wir Liszt von ganzem Herzen ergeben sind und wenn ich nicht schon vorher gewußt hätte, wie man ihn hier liebt, so hätte ich es jetzt erfahren. — Wegen des Mittagessens für Liszt hätte ich gerne ein Abkommen mit dem Koch Reichenbecher getroffen, der auch dafür sorgen würde, daß es gut und heiß serviert wird. Es ist unten, in der Hofgärtnerei, eine große Küche und eine ausgezeichnete Frau, die ihr Möglichstes thun wird. Aber ich habe nicht den Muth, etwas fest abzumachen. Wenn ich Pauline spreche, so werde ich alle Einzelheiten mit ihr verabreden. . . . .

Weimar, 4. Januar 69.

. . . . Alles ist in schönster Ordnung in Liszt's Wohnung; die Fenster gehen auf den Park und die Marienstraße, ganz nah von ihm wohnt Preller und um ihn her ist nur Freude und das Verlangen, ihm den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. — Wenn nur andere Dinge ihm nicht Kummer bereiten, denn ich habe gehört, daß man unangenehme Dinge über Cosima sagt; es heißt sie wolle ihren Mann verlassen. Armer Liszt — arme Fürstin! — Alles, was ihm Kummer bereitet, verfehlt nicht, Sie schmerzlich mit zu treffen . . . .

Fürstin Wittgenstein an Henriette von Schorn.

Merci, encore merci de votre bonté ma bien chère — laissez moi maintenant vous embrasser bien tendrement, avec votre chère enfant, en vous souhaitant à vous deux une bonne année — meilleure que cette dernière, qui fut mauvaise pour tout le monde! — Que Dieu vous accorde celle de 69 plus clémente! —

Maltitz m'a écrit une bien charmante lettre, en me parlant de vous et de Adelheidchen avec beaucoup d'amitié — qui donc peut vous connaître sans vous aimer? — Remerciez votre fils pour les paroles amicales qu'il a dites sur moi dans son article sur Genelli — on ne m'a envoyé que ce petit morceau coupé, mais j'aurais bien du plaisir à lire tout l'article, s'il avait la bonté de me l'envoyer . . . .

Mille mille tendresses ma chère bonne — aimez-moi toujours comme je vous aime —. Je vous confie Liszt et je suis sûre, que vous lui porterez l'amitié et l'interêt qu'il mérite par l'estime et l'affection qu'il vous porte. Bonne bonne année et Bonnes années! a vous de cœur

Carolyne Wittgenstein.

le 4. Janvier 69.
Rome.

Henriette von Schorn an Fürstin Wittgenstein.

Weimar, Mittwoch.

Liebe Frau Fürstin!

Er ist da! — Um Mitternacht angekommen — von der Messe gleich zu Beust gegangen — von ihm zu uns. Er hat mir aufgetragen, Ihnen

mit tausend Grüßen zu sagen, daß es unmöglich war, die Wohnung zurück zu weisen. Er hat sie gleich mit Beust angesehen und findet sie sehr hübsch. Er läßt Ihnen sagen, daß die Schlafstube nicht verändert ist, nur vor vier Wochen tapeziert. Er fängt an mir zu glauben, daß Alles, was man gegen die Wohnung gesagt, und sogar geschrieben hat, direkt oder indirekt auf eine Intrigue zurück zu führen ist, die — hoffentlich — nur von einem Gastwirth eingefädelt war, der Liszt lieber bei sich behalten hätte. Gott weiß ob diese Version richtg ist! Wer könnte sonst ein Interesse daran haben, eine Sache zu hintertreiben, die ihre Quelle nur in der herzlichsten Freundschaft des Großherzogs zu dem edelsten aller Sterblichen hat!? — Liszt läßt Ihnen sagen, daß die persischen Teppiche und Portièren ihm beweisen, daß man wünscht, daß ihm nichts zu seinem Comfort fehlt. Er sieht wohl und zufrieden aus, hat auch nicht darunter gelitten, daß die Temperatur diese Nacht etwas herunter gegangen ist — also — Sie können ganz ruhig über ihn sein ....

Liszt war also wieder in Weimar! In die Räume eingezogen, in denen er von da an jedes Jahr — bis zu seinem Tode — einige Monate zugebracht hat, und die man noch jetzt als Liszt-Museum sehen kann. Welche Erinnerungen hängen daran, für alle die, welche dort mit dem Meister verkehrt haben!

Für das musikalische Weimar war in diesen Zimmern ein Versammlungsort, wie er so eigenartig wohl noch nie dagewesen. Jeden Sonntag Vormittag von 11—1 Uhr war matinée. Jeder Künstler rechnete es sich zur Ehre an, wenn Liszt ihn aufforderte, sich dabei hören zu lassen. Meist wurden neue Sachen aufgeführt, oft waren Fremde da, oder die besten Schüler durften spielen. Manchmal ließ der Meister sich selbst am Flügel nieder. Der Großherzog fehlte fast nie und eine kleine Anzahl der intimsten Freunde und Freundinnen Liszts waren das ständige Publikum — sonst sah man nur Künstler. Im Salon saß man während der Musik, im Eßzimmer standen meist die Herren. Liszt liebte es nicht, wenn die Damen im Salon sitzen blieben wie in einem Konzert, er selbst ging herum und hatte gern, wenn die Gesellschaft sich zwischen den Musikstücken erhob und unterhielt.

Die Schüler sammelten sich um Liszt, sowie er in Weimar angekommen war. Zweimal in der Woche kamen sie von 4—6 Nachmittags zu ihm. Er ging auf und ab und ließ einige spielen, was sie gerade studiert hatten. Seine Bemerkungen konnten sich alle zu Herzen nehmen. Wenn er den Schüler vom Klavierstuhl wegschob und sich selbst hinsetzte — um zu zeigen wie man es machen und nicht machen solle — dann drängte sich die ganze Schaar um den Flügel, so nah sie nur konnte, um ja keinen Ton, kein Wort, keine Miene des geliebten Lehrers zu verlieren. Aber wie war dieser Lehrer auch mit den jungen Leuten! Für diese Güte giebt es gar keine Worte! Er gab ihnen die Stunden nicht nur umsonst, sondern öffnete seinen Beutel jedem, der bittend zu ihm kam — und das mag nicht selten gewesen sein! Mit Rath und That stand er ihnen bei — manchmal leider ohne Ansehen der Person. Er hat gute und schlechte Erfahrungen gemacht, aber bis zu seinem Tode sich nicht abhalten lassen zu sorgen und zu helfen.

Meine Mutter schickte mich gleich zu ihm, um im Haushalt nach dem Rechten zu sehen, denn wenn Liszt auch sehr bedürfnißlos war, so erforderte seine immerhin zarte Konstitution doch die Fürsorge, die er sich nicht selbst schaffen konnte und ohne die er sich unbehaglich fühlte, ohne daß er wußte,

woran es lag. Pauline Apel, die als ganz junges Mädchen auf der Altenburg gedient hatte, trat bei ihm als Haushälterin ein und sorgte, mit einem italienischen oder ungarischen Diener, für seine Person und sein Haus. Sie ist unter den Musikern eine berühmte Persönlichkeit geworden und ist heute noch als Verwalterin des Liszt-Museums in denselben Räumen zu finden.

Während dieses ersten Aufenthaltes von Liszt in Weimar konnte ich nur selten zu ihm gehen, denn meine Pflichten zu Hause nahmen Zeit und Kräfte in Anspruch. Er kam oft zu uns, wenn Mama wohl genug war und in den Monaten Januar, Februar, März ging es ihr nicht ganz schlecht — aber dann kam ein Anfall nach dem andern — bis die Kräfte erschöpft waren.

Wie sie von ihrem Bett aus immer nur an Andere dachte und für sie sorgte, ersieht man aus diesen Briefen. —

Henriette von Schorn an Fürstin Wittgenstein.

Weimar, 17. Januar 69.

Liebe Frau Fürstin!

Gestern habe ich Ihren Brief erhalten, der sich mit dem meinigen gekreuzt hat und ich will nicht zögern, Ihnen Nachrichten zu geben. Vorgestern gegen Abend war Liszt bei mir, um mir zu sagen, daß Alles sich aufs Beste eingerichtet, aber daß der Großherzog — der Vormittags bei ihm gewesen — sich über Kälte beklagt, die er (Liszt) gar nicht gefühlt habe. Ich habe meine Köchin gestern hingeschickt, die sich gut auf das Heizen der Berliner Oefen versteht. Sie hat darauf gedrungen, daß Pauline Kohlen holt, nicht nur Holz. Fortunat und Pauline haben bei der Gelegenheit ihre Herzen ausgeschüttet, daß ein Kleiderschrank und eine Kommode für die Wäsche fehlt. Das ist gleich alles beigeschafft worden. Heute war Adelheid dort und hat Schränke und alles was im Haushalt fehlte, bereits gesehen. Liszt ahnte nicht, daß etwas nicht in Ordnung war, und verstand gar nicht, warum Adelheid darauf bestand, alles zu inspizieren. Sie hat vom ersten Tage an gesagt — und die Leute thun es mit dem besten Willen — daß die spanische Wand im Schlafzimmer jeden Abend zwischen Liszt's Bett und die Mauer geschoben wird. Als gute Krankenpflegerin weiß sie, daß ein Bett nie dicht an einer Außenwand stehen darf. . . . . . Liszt war sehr zufrieden mit seinem gestrigen Mittagessen. Den ersten Tag hatte ihm der gute Reichenbecher Feldhühner geschickt, trotzdem ich ihm gesagt hatte, daß Liszt nichts von Geflügel ißt.

Liszt hat Adelheid aufgetragen, mir zu sagen, ich möchte Ihnen schreiben, daß er sehr gut versorgt sei und sie versichert mir, daß der Salon kaum behaglicher sein könne als er ist. Sie küßt Ihnen die Hände und wird fortfahren soviel als möglich in Ihrem Sinne zu handeln. In acht Tagen gebe ich Ihnen wieder Nachricht. . . . . .

Fürstin Wittgenstein an Henriette von Schorn.

Rome 20. 1. 69.

Merci, merci ma bien chère pour vos excellentes lignes. Je ne puis pas assez vous dire quel bien elles m'ont fait, car imaginez que j'avais eu un mauvais rève, justement mercredi, et quoiqu'on connaisse

le proverbe: Traum ist Schaum — pourtant, l'impression physique et nerveuse reste et je me tourmentais un peu de n'avoir pas de télégramme! — Dieu merci votre, lettre de Mercredi m'a rendue toute ma tranquillité. — Merci de vos bonnes nouvelles — Ende gut, alles gut! — Vous avez été un artisan de paix — donc honneur à vous ma bonne. — Du moment qu'on n'a pas fait un mur neuf dans la chambre à coucher, je ne m'oppose certainement pas à l'agrément qu'a Liszt de recevoir une preuve de bienveillance de Ses Altesses. Il n'y a eu dans tout cela aucune autre intrigue que ma sollicitude, de ne point lui voir gagner la goutte ou des rhumatismes pareils aux miens, quand j'ai appris que les chambres ont été arrangées en Novembre! — Et cela c'est un fait! — Maintenant ne parlons plus du passé — permettez-moi seulement de vous recommander mon cher Abbé pour l'avenir. . . . . Comment vous dire combien je vous aime! Aimez mon Liszt, le plus noble coeur qui soit sous la calotte des cieux! — . . . . . .

Henriette von Schorn an Fürstin Wittgenstein.

Weimar, 27. Januar 69.

Liebe Frau Fürstin!

Ich habe etwas gezögert mit meinem Brief, weil ich Liszt einige Tage nicht gesehen hatte. Die Welt nimmt ihn in Beschlag. Am 20., dem Geburtstag der Prinzeß Marie, war ein Hofkonzert, wozu Reményi und Wachtel faux-bond gemacht haben. Was thun? Hilfe kam von Ihrem Freund, der am Tag vorher sich erbot, dem Programm ein Solo einzufügen. Ueberraschung — Freude — Jubel! Wie begeistert man war, können Sie sich nicht denken; Alle die mir davon erzählten, hatten mit den Thränen gekämpft: „er habe gespielt wie ein Engel und ausgesehen wie ein Heiliger." — Er hatte mir versprochen am nächsten Abend Thee bei mir zu trinken, mein Bruder mit seinen beiden Töchtern war da, die sich sehr wünschten Liszt's Bekanntschaft zu machen. Er kam und brachte Dohm aus Berlin mit, den Redakteur des Kladderadatsch. Aber leider verkündete uns Liszt, daß ihn der Großherzog nach dem Theater eingeladen habe. Er aß seine geliebten Kotelettes, blieb bis ½10 Uhr und fuhr dann zum Großherzog, der ihn mit Zahn*) erwartete. Gestern hat er uns entschädigt. Bronsart war angekommen, mein Sohn war mit seiner Frau da und Liszt brachte Reményi und Graf Tarnowsky mit — was uns viel Freude machte. — Und denken Sie — er spielte auf meinem alten Flügel — meine Kinder waren glückselig . . . . In Liszt's Wohnung ist Alles in schönster Ordnung. Fortunat und Pauline waren bei mir. Ich habe ihnen gesagt, daß sie es mir mittheilen sollen, wenn etwas fehlt. Pauline hat den besten Willen — sie ist ein gutes Mädchen und unermüdlich. Fortunat scheint die Finanzen sehr ordentlich zu überwachen . . . . Sagen Sie mir aufrichtig, liebe Frau Fürstin, ob ich Ihnen nicht zu viel über diese Kleinigkeiten schreibe — aber ich beurtheile Sie nach mir: daß Alles uns interessiert, was im Geringsten zum Wohlbefinden Derer, die uns theuer sind, beiträgt. Adelheid küßt Ihnen die Hand und ich drücke Sie in Gedanken an mein Herz . . . .

*) Der erste Direktor des neuerbauten Museums.

Henriette von Schorn an Amelie von Stein.

Weimar, 27. Januar 69.

Gestern Abend konnte ich nicht endigen, da Liszt, den ich gebeten, mit Bronsart kam; Otto's, Frau Merian, der Ungar Reményi und ein langhaariger Graf Tarnowsky, — der mit Liszt nach Rom will — waren noch da. Liszt spielte — Anna war wie im Himmel — ich freute mich, ihren Geburtstag so hübsch feiern zu können. Ich bin durch diese Abende nicht gestört, da nur bisweilen Eins oder das Andere mich einen Moment begrüßt, ich spiele meine Patience oder lese. Gestern und auch neulich war es recht hübsch; das wird sich wohl noch einige Male wiederholen, da Liszt seine eigne Wohnung vom Großherzog nun hat und Abends gern vom Arbeiten ausruht. Mich freut es so für Adelheid, da dies ihr wirklich wieder Freude macht. — Liszt ist sehr alt und ernst geworden, ein Anderer nach außen — aber immer der liebenswürdigste und wohlwollendste Mensch, den ich kenne. Die Fürstin ist natürlich nicht hier; es besteht noch eine feste Freundschaft zwischen ihnen, doch ist ihr Verkehr nur noch ein solcher, wie sein Stand und eigene Erkenntniß ihn bedingen. Sie schreibt mir viel und ich ihr, weil ich Manches für Liszt zu besorgen hatte. Er fließt über von Dankbarkeit, denn er fühlt sich wohl hier. Die Charwoche bringt er in Wien zu, dann zurück nach Rom . . . .

Henriette von Schorn an Fürstin Wittgenstein.

Weimar, 9. Februar 69.

Liebe, liebe Frau Fürstin!

Ich habe Ihnen nach jeder Richtung hin nur gute Nachrichten zu geben. Liszt geht es sehr gut, wir haben einen Winter mit 12 Gr. Wärme im Schatten, die ältesten Leute, zu denen ich bereits gehöre, erinnern sich keiner solchen Wärme um diese Zeit. Ich sitze in meinem Sessel zum zweiten Mal, das Fenster ist offen —. Das ist die erste Nachricht, die sie wissen müssen, damit auch die letzte Furcht vor dem Weimarischen Rheumatismus schwindet . . . . Liszt wiederholt jedesmal, wenn wir ihn sehen, daß ihm nichts zu wünschen übrig bleibt. Er sieht vortrefflich aus und ist jetzt sehr beschäftigt, denn Rubinstein ist hier. Gestern hat dieser ein Konzert in der Erholung gegeben, aus dem Adelheid begeistert zurückkam und Liszt hat ihr ins Ohr gesagt, daß es jetzt nur noch Zwei gäbe, die sich mit Rubinstein messen könnten: Bülow und Tausig. Morgen spielt Rubinstein bei der Gräfin Stirum*) und gestern war eine Gesellschaft bei Beulwitz zu Ehren von Liszt, — der Rubinstein mitbrachte. — Sie können sich denken, daß Jedermann Liszt bei sich sehen möchte, aber der Großherzog zieht ihn so viel wie möglich zu sich, was ich ihm nicht verdenken kann. — Die ganze letzte Zeit hatten meine Briefe nur den Zweck, Ihnen alles mitzutheilen, was Liszt betraf — das ist auch der Grund, warum ich Ihnen noch nicht von ihren „petits entretiens pratiques“ sprach, die mich im höchsten Grad interessiert haben. Ich habe sie in zwei Absätzen gelesen, ich wurde unterbrochen von den argen Schmerzen, von denen ich Ihnen schon geschrieben. In der Zwischenzeit hat Maltitz das Buch gelesen.

*) Oberhofmeisterin der Großherzogin.

Es ist unmöglich, einen so ernsten Vorwurf — und der von Jedem anders beurtheilt wird — größer und edler zu behandeln — und nachsichtiger . . . .

Fürstin Wittgenstein an Henriette von Schorn.

Merci — infiniment merci ma chère bonne de tous vos détails — je ne puis vous dire combien je suis touchée de ce que dans votre état de maladie vous preniez encore la peine de m'écrire si longuement! — Vraiment — En tout vous êtes un modèle de vertu et de dévouement! — En amitié comme du reste. — Maintenant me voilà bien rassurée sur toute chose.

Fontunato m'a écrit pour me jurer ses grands Dieux qu'il y avait un paravent entre le lit et la muraille. Cela importe beaucoup à Weimar, j'en ai fait l'expérience. . . . . Je ne veux nullement, chère bonne, vous reprendre le volume que vous avez la bouté de vouloir garder. Je veux seulement le faire plus honorablement brocher avec les 5 autres de l'ouvrage, pour vous envoyer tout ensemble. Vous n'êtes nullement obligée de le lire, car il y a des parties fort ennuyeuses. Mais je me fais un honneur de ce que tous les exemplaires se trouvent chez vous, comme un souvenir de pauvre moi, que vous avez aimée malgré tout, et malgré tous! — Vous avez été courageuse alors, ma bien chère, et toute ma vie je vous serai reconnaissante de ce Courage! —

Der nächste Brief meiner Mutter spricht von dem Buch der Fürstin: „Petit entretiens". Es war wohl das Letzte, was sie gelesen hat: denn in diesen Monaten vor ihrem Tode litt sie viel und raffte sich nur noch auf, um Die sehen zu können, die sie liebte und für die sie sich interessierte.

Weimar, 7. März 69.

. . . . . . Tausend Dank für die große Freude die Sie mir machen wollen, mir selbst Ihre Bücher zu schicken, in denen Sie Alles, was Ihr Herz und Ihren Verstand beschäftigt hat, niedergelegt haben. Es ist Ihr Leben! Welche Wohlthat ist es für mein Herz, daß Sie mich hoch genug schätzen, um mir Ihre Werke zu geben!

In meinem letzten Brief hätte ich gern eingehender über Ihre „petits entretiens" gesprochen, aber es kommen immer so tausenderlei Dinge zu erzählen, daß ich Manches verschieben muß, was ich Ihnen auch gern gesagt hätte — der Augenblick verlangt sein Recht. Lassen Sie die Bücher ja nicht anders einbinden als sie sind. Sie sind nicht schlecht broschiert, sonst wäre das, was ich habe, in Fetzen, von all den Händen durch die es gegangen. Ich werde es Ihnen schicken — aber jetzt liest es meine Nichte. Sie behauptet, aus meinen Bleistiftstrichen könne man meinen Charakter erkennen.

Ich habe Ihnen wohl noch nicht gesagt, daß mein Bruder mit seinen beiden Töchtern den Winter hier zubringt. Nach Marie's Tod hat er gesehen, daß Adelheid und ich einen sichtbaren Trost brauchten, deßhalb hat er sich entschlossen zu kommen. Er ist dafür belohnt worden, denn der Aufenthalt hier sagt ihm sehr zu und noch mehr seinen Töchtern. Sie sind allerliebst und da sie ganz anders sind als alle Andern, so machen sie

fast Sensation hier — im guten Sinne. Octavie, die Aelteste, außer daß sie belle personne ist, ist auch sehr lebendig und originell und hat Geschmack für alles Ernste. Sie ist es, die eben die „petits entretiens“ liest — die sie entzücken — sie versteht Alles was ein Mädchen verstehen kann und hat ein so warmes Interesse für Sie, daß es mir ans Herz geht. „Ach liebe Tante, wie wahr ist Alles, z. B. was sie über die französische, deutsche und englische Erziehung sagt. Wie klug sie ist, wenn sie sagt, was die Frau dem Manne sein kann — es ist Alles so köstlich!“ — Für mich, die ich Alles kenne was Sie gequält haben muß, ist es bewunderungswürdig, mit welcher Nachsicht Sie urtheilen. Sie hätten eine Ruthe aus dem ganzen Buche machen können. — Octavie hat gelacht, weil ich an den Rand geschrieben habe: „Doch, doch!“ wo Sie von der Unmöglichkeit sprechen, daß Mutter und Tochter intime Freundinnen sein können. Sie behauptet, daß ich das nicht beurtheilen könne, weil Adelheid und ich eine Ausnahme machten. Wenn das der Fall ist, so verstehe ich doch, in welchem Sinne Sie es meinen . . . . Ich komme noch einmal auf die „petits entretiens“ zurück. Sie fragen mich, was Y. dazu gesagt hat: Sie haben sie sehr interessiert, aber sie findet überall und in Allem zuerst das Traurige heraus — für sie ist Alles traurig — und da Ihr Buch ein Lehrbuch ist, so findet die Traurigkeit darin ihren Ausfluß in der Arbeit, in der Thätigkeit. Das hat sie noch trauriger gemacht als sie gewöhnlich ist. — Ich finde, daß man auch im Traurigen den Punkt finden soll, der uns zum Licht führen muß — mich haben die „petits entretiens“ nicht traurig gemacht, weil ich immer herausgefühlt habe, wo der Trost zu finden ist. Während die arme Y., obgleich sie sich nach der Quelle sehnt, noch unfähig ist sie zu finden. Ich glaube nicht, daß sie mehr gelitten hat, oder leidet, als Sie — und doch! — . . . . d. 8. diesen Morgen hat Liszt ein gutes Schwätzchen bei mir gehalten und will uns die Freude machen den Abend bei uns zuzubringen. Es werden nur noch Milde's, Bojanowski und Dohm*) da sein . . . . .

Die letzte Musikgröße die hier war, ist Madame Viardot, Schwester der Malibran, geb. Garcia; sie hat mit Liszt und den hiesigen Musikern eine Oper**) von sich instrumentiert, die zum Geburtstag der Großherzogin gegeben werden soll . . . .

Ich lernte Madame Viardot bei Liszt kennen. Die große Künstlerin ist eine so hinreißend liebenswürdige Frau, daß man ihre Häßlichkeit darüber vergißt. Bei Liszt sang sie spanische und französische, auch einige Lassen'sche, Lieder, mit einem Feuer und einem Ausdruck, daß man hätte jauchzen können von Freude. Wenn sie mit Liszt musicierte, machte es ihnen Beiden so viel Freude, daß an kein Aufhören zu denken war, so lange sie noch Kräfte in der Kehle hatte. Liszt fand selten ihm ebenbürtige Künstler — Pauline Viardot-Garcia war eine von den Wenigen.

Henriette von Schorn an Fürstin Wittgenstein.

Weimar, 14. März 69.

Der junge Graf Tarnowsky reist übermorgen nach Rom ab und ich kann nicht widerstehen, sein Anerbieten anzunehmen, ihm einige Zeilen für

*) Redakteur der Weimarischen Zeitung.

**) Eduard Lassen hat die Instrumentation der Oper „le sorcier“ (der Zauberer), Text von Turgeniew, gemacht.

Sie mitzugeben. Ich gebe ihm auch das Buch und die Photographien von Preller, Gutzkow und Genelli mit. — Der Großherzog, der vor zwei Tagen bei mir war, hat mir aufgetragen, Ihnen seine Empfehlungen auszurichten und Ihnen zu sagen, daß er sich noch gar nicht an den Gedanken gewöhnen kann, Liszt nächstens abreisen zu sehen, daß er ihn mehr liebt als je und daß er Gott dankt, der ihm einen so großen, edeln Freund gegeben hat. — Der Großherzog ist nicht der Einzige, der sich über diese Trennung beklagt — Sie wissen ja, wie sehr wir Liszt lieben und verehren. — Hier wird jetzt ein wahrer Kultus mit ihm getrieben.

Ich muß schließen, denn ich habe eine arge Migräne — unglücklicherweise kann man sich nie daran gewöhnen. . . . . .

Fürstin Wittgenstein an Henriette von Schorn.

. . . . Vos lettres m'ont rassurée sur la santé de Liszt, car je ne cesse de le gronder pour ses imprudences — quelle nécessité par exemple pour lui de voyager la nuit? — Cela me met hors de moi. Car enfin l'hiver est revenu atroce avec le mois de mars — et il peut si aisément dormir dans son lit et se mettre en route au grand jour! — Je prie bien le bon Dieu de veiller sur lui! — Tout ce que vous m'ecrivez m'est allé au cœur! — — plus que je ne puis dire! — Je n'osai pas éspérer que mes „petits entretiens" aient autant plu. Comme je suis contente que vous n'ayez pas même songé à être attristée par ces volumes. Comme vous avez raison et comme cela prouve votre gesundes religiöses Gefühl — On a beau souffrir, on n'est jemais abattu, attristé, quand on a la conscience d'avoir fait son devoir, d'avoir été de „bonne volonté", d'avoir pensé à Dieu et agi pour Dieu — On est si sûr de sa récompense là haut, et en attendant on a tant de paix ici-bas, qu'on n'est attristé, découragé par aucune souffrance — Mais elles sont bien à plaindre les âmes qui souffrent sans songer qu'elles sont ici-bas pour remplir un devoir et qu'en le remplissant elles obtiendront un jour le bonheur qui leur manque aprésent.

Ce que vous me dites de cette pauvre Y. m'a fait penser que comme beaucoup de dames du grand monde, riches, brillantes, elle croit que la vie nous est donnée pour être heureux! — quelle illusion! — C'est en poursuivant un bonheur impossible, qu'on perd le peu qu'on en peut obtenir! — Si vous saviez quelle profonde compassion j'ai pour ces pauvres âmes, car elles sont sans nul doute extrêmement à plaindre. — Ne connaissant pas la saveur, le suprème intérêt qu'on trouve à faire son devoir, elles passent leur vie de déceptions en déceptions! — Je vous envoie, ma chère, quelques pages sur la souffrance, qui ne sont pas très faites pour vous plaire. — Mais elles ont plu à beaucoup de femmes du monde qui, comme celle dont nous avons parlé, ayant perdu das einfache, gesunde, sittliche Verständniß du devoir, ont une sensibilité surexitée et veulent des remèdes plus raffinés, ou comme on dit en médecine: plus héroiques, pour guérir. Les remèdes sont les pensées. Si, après avoir parcouru ces pages, vous pensez qu'elles intéresseront la pauvre femme, envoyez-les-lui, de votre part s'entend. — En resumé voilà ce quelles disent: Quoiqu'on fasse, il faut souffrir. Cela est inévitable. Il n'y a qu'un

choix; de souffrir bien, ou de souffrir mal — Souffrir bien, c'est faire profiter quelqu'un de sa souffrance. — Souffrir mal c'est souffrir comme un être égoiste, stérile, inutile. — C'est toute la brochure réduite en trois lignes. — Damit werden Sie gewiß einverstanden sein! —

Je ne puis vous exprimer comme vous m'avez fait plaisir en me disant qu'il n'y a aucune amertume contre la vie dans mes écrits! — Car j'ai bien cherché à en purifier mon coeur. Non sans quelque peine d'abord. — Mais avec la grâce de Dieu je cherche à y parvenir de plus en plus, um Leben und Tod mit derselben heiteren Stimmung anzuschauen. — il faut aimer également et la vie et la mort, et pour cela il faut n'avoir plus la moindre amertume au coeur — ce qui n'empêche pas de juger les choses: d'appeler bien ce qui est bien, mal ce qui est mal. — Fade Sentimentalität will ich auch nicht.

Merci, merci encore de toutes les descriptions que vous me faites, et de tout ce que vous me racontez qui m'intéresse beaucoup. Je termine ma lettre, car le carême est la pire époque de l'année pour moi. Tous les étrangers, après s'être bien amusés pendant le Carnaval, viennent faire pénitence pour leurs péchés chez moi. . . . .

Im März reiste Liszt von Weimar ab. Er hinterließ eine große Lücke, denn wir hatten uns sehr daran gewöhnt, ihn oft zu sehen und waren in Gedanken immer mit ihm beschäftigt; entweder für ihn zu sorgen oder der Fürstin Nachricht zu geben.

Fürstin Wittgenstein an Henriette von Schorn.

Rome, le 1. 4. 69.

Le comte Tarnowsky m'a apporté, ma chère et bien bonne, votre paquet pour lequel je vous remercie bien, mais je vous remercie encore plus, vous et la chère Adelheid, de tous les soins, de toutes les bontés que vous avez eues pour mon cher Liszt. — Il m'en a parlé avec une vraie reconnaissance et je ne puis assez vous dire, combien j'en suis touchée. — Car ce qu'on fait pour lui est fait pour moi. . . . .

Vous ne pouviez me causer une plus grande flatterie, chère bonne, qu'en me faisant voir ce volume tout couvert de vos coups de crayon. — Quel plaisir cela m'a fait, jusqu'au fond du coeur, en me prouvant que mes paroles étaient justes puisqu'elles trouvaient un écho dans votre coeur. — Comme dit Goethe: „Denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten." — Vous êtes, ma chère, de mes Besten von unsrer Zeit, und Ihnen genügt zu haben, est ma plus douce et ma plus glorieuse satisfaction. — J'espère avoir fini l'ouvrage pour Pentecôte et vous l'enverrai en entier dans le courant de l'été avec l'espoir que quelquechose encore vous y plaira, et que rien ne vous y déplaira. . . . . .

Auf der Rückreise nach Rom hatte sich Liszt in Wien aufgehalten, wo seine „heilige Elisabeth" unter Herbecks Leitung gegeben wurde. Von dort kam das Gerücht von seiner Erkrankung zu uns. Ich schrieb ihm und bat um Nachricht, er antwortete:

Franz Liszt an Adelheid von Schorn.

Pardonnez-moi, chère petite Providence, de vous remercier si tard de votre aimable lettre adressée à Vienne.

Vous me demandiez de vous donner au plus vite des nouvelles de ma santé; or, c'est là un sujet dont je professe depuis longues années ne m'occuper jamais, ni par écrit ni en conversation, trouvant que je me porte toujours assez bien, pour n'avoir guère à y penser. J'étendrais volontiers cette méthode d'exclusion silencieuse à bien d'autres sujets. Comme par exemple les questions de température, d'argent, d'opinions vagues et générales, etc. Cela me rendrait encore moins sociable il est vrai, mais personne n'y perdrait, tandis que je gagnerais beaucoup à suivre littéralement le pércepte évangélique d'éviter les paroles superflues.

Revenu à Rome Dimanche dernier, mon premier soin sera de m'enfermer dans un chambre afin de mieux employer cet été que l'hiver. Quand on n'est pas fait comme les trois quarts des gens, il faut un peu vivre à part soi. D'ailleurs, passé un certain âge, le fréquent commerce du monde devient ruineux, à moins qu'on n'ait abondance de fausse monnaie à faire circuler.

Veuillez dire mes très affectueux respects à Madame votre mère, et croyez bien à mon reconnaissant attachement

Rome, 14. Mai 69. F. Liszt.

Diesen Brief Liszt's konnte ich meiner Mutter nicht mehr zeigen, denn sie lag in den letzten Zügen, als er ankam. Am 15. Mai traf sie ein leichter Schlaganfall — genau vor zwölf Jahren hatte sie sich in derselben Stunde durch eine Erkältung die Herzentzündung geholt — in der Nacht kam der zweite Schlag, ich war neben ihr und frug sie: „Mama kennst Du mich?" Sie antwortete leise, aber ganz deutlich: „Ich kenne Dich! ich liebe Dich!" Das waren ihre letzten Worte. Sie hat noch gelebt bis zum 17. Abends ohne sprechen zu können, ohne die Augen aufzumachen, nur am Druck ihrer Hand fühlte man, daß noch Bewußtsein, daß noch Liebe da war, bis einige Stunden vor dem letzten Atemzug.

Ich war nicht allein, meine Tante, Amalie von Stein war einige Tage vorher gekommen, um die geliebte Schwester zu sehen, aber mir konnte Niemand helfen, mir war, als müsse ich mich mit ins Grab legen, als hätte ich auf der Welt nichts mehr zu thun. Mit der erste Brief den ich schrieb, war an die Fürstin und ihre Antwort kam so rasch als möglich:

Rome, Mai 69.

Chère Adelheid! Vous pouvez aisément deviner, combien votre lettre m'a profondément attristée —! Je vous remercie de ces lignes, de ces détails , vous avez compris avec quel intérêt je les aurais désirés. — Peu de personnes peut-être ont été dans la possibilité d'apprécier toutes les grandes et belles qualités de votre noble mère, comme j'en ai eu l'occasion avant vous, puisque je suis plus vieille que vous. Peu de personnes savent combien cette chère et grande âme renfermait de feu sacré en elle — comme elle brûlait d'amour pour tous les objets de sa tendresse et les objets commençaient et finissaient par vous! — Elle vous a aimée d'une tendresse in-

finie lorsque vous étiez encore enfant et Dieu le lui a rendu dans le grand attachement que vous lui avez porté. —

L'amour qui vous a unies toutes deux est un des plus beaux exemples que le monde ait vu d'attachement maternel et filial. J'ai pleuré des larmes bien sincères sur cette douce mémoire si chère à mon cœur. Elle m'a comblée de ses bontés — elle m'a en quelque sorte devinée, lorsqu'il y a vingt ans de cela, elle a lu dans moi, le moi secret qui ne se développe, ne se prouve, ne s'affirme que par les années — Elle sera toujours pour moi l'objet d'une profonde gratitude. — — Maintenant elle est sans doute dans le sein de Dieu où elle vous voit, vous qui ne la voyez pas — mais du haut du ciel elle veille sur vous — et ne vous quitte pas. —

Chère Adelheid — Pour elle et en son nom, je vous prie de me conserver votre chère affection, vous me permettrez de vous conserver la mienne, à vous, que j'ai connue toute petite — noch im Werden! vu mon estime et admiration pour votre mère —. Ce qui n'arrive pas toujours dans le monde —, Vous avez su l'apprécier, la comprendre à toute sa haute valeur. Aimez-moi donc un peu, puisque je l'ai tant aimée! —

Liszt me charge de vous exprimer tous ses sentimens aussi profonds qu'affligés. — Il est revenu tout recemment — et j'allais vous écrire pour vous remercier toutes deux encore et encore en son nom, de toutes les bontés que vous avez eues pour lui! — . . . . . Ecrivez-moi quelquefois — donnez-moi de vos nouvelles — parlez-moi de vous et de vos projets pour cet été. — Ne viendriez-vous pas passer quelques semaines d'automne à Rome, pour vous reposer de vos tristes pensées? Je dis Rome, puisque j'y suis et que je pourrai ainsi en vous embrassant vous répéter de vive voix combien je suis, chère Adelheid,

votre bien affectionnée

Carolyne Wittgenstein.

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Rome, 24. 6. 69.

Votre lettre, chère Adelheid, m'est allée au coeur, et je ne puis pas assez vous dire, combien je serais heureuse de vous témoigner toute ma tendre affection. — Du moment que mes lettres peuvent vous être agréables, vous en aurez chaque fois que vous les désirerez et pour le prouver je vous réponds de manière que ma lettre vous trouvera peut-être à Weymar. — Ah! comme je comprends votre isolement! — votre solitude! J'ai aussi perdu un père pour qui j'avais vécu, et à qui j'avais donné ma destinée. Je sais ce que c'est de rester alors, privé de son soutien, de sa raison d'être en quelque sorte —. Comme vous je me suis demandé, pourquoi, pourquoi rester maintenant sur la terre? — — Et je crois biens que c'est Dieu qui a parlé à mon coeur, quand je me suis dit: mériter de le rejoindre un jour là-haut! — Helas! — ma bonne — moi je n'ai rien merité —! J'ai eu de bonnes intentions — mais plus de défauts que de vertus, plus d'élans que de qualités. — Vous ferez mieux que moi! — Vos qualités et vos vertus trouveront d'elles-mêmes un courant, et vous continuerez votre chère mère d'une manière digne

d'elle! . . . . Vous le ferez chère Adelheid, pour prolonger la mémoire de votre chère mère, pour la faire vivre encore parmi les siens, parmi ceux qui l'ont connue et vénérée; vous le ferez aussi pour réjouir son âme là-haut, où elle doit recevoir la récompense de ses vertus . . . . Aprésent songez un peu à votre santé, car Dieu lui-même veut que nous accordions quelque temps uniquement à notre douleur et à notre recueillement intérieur, pour y puiser les forces de faire quelque chose de bien. Il ne manque jamais de trouver une mission à qui peut aimer et se dévouer pour lui — — pour son nom et en honneur des saintes âmes déjà au ciel —. Il n'y a qu'à attendre un peu, et les occasions de passer en faisant le bien, comme dit Jesus-Christ, se trouvent toujours sur notre chemin. Il suffit d'avoir la bonne volonté! — Pour le moment vos projets sont excellens . . . . Je ne puis que me réjouir, sans m'étonner, de toute la tendre sympathie qui vous entoure. Si je ne puis vous la témoigner aussi bien que vos parens, comptez sur elle, comme sur une affection inébranlable, et si les circonstances le permettent, venez à Rome. Je vous aurais engagée pour l'hyver prochain, avant de prendre votre nouvelle demeure. — — Mais l'ouverture du Concile rendra les appartemens fort chers, et la ville si pleine; les connaissances abonderont au point que personne n'aura le temps de se voir. — Venez en Septembre pour six semaines, deux mois — avant de rentrer dans vos tristes quartiers d'hyver — c'est une saison vide, où tout est bon marché, oû les chaleurs sonté djà passées et l'air fort sain . . . . Liszt vous dit tout ce qu'il y a de plus dévoué et va vous écrire — Vous savez comme il était attaché à votre chère mère et comme il sait vous apprécier! —

Ma bonne, ma chère enfant — Laissez-moi vous embrasser tout maternellement! — et vous dire combien je vous aime pour celle qui n'est plus parmi nous, et pour vous-même — à vous de coeur

Rome, le 24. Juin 69.

Carolyne Wittgenstein.



Auf der Jagd nach einem Sujet.

Amerikanisches Sittenbild.

Von **Jacob Hilditch.**

Der Professor und Schriftsteller John Freddy Hodges saß in seinem behaglichen Arbeitszimmer in der Fifth Avenue in New-York vor seinem Schreibtisch. Er schrieb und schrieb mit höchster Anspannung aller Kräfte. Sein neues Buch „Unsere leidenden Mitmenschen“ mußte um jeden Preis noch in diesem Monat fertig werden, er hatte schon Kontrakt abgeschlossen mit seinem Verleger Dawson & Sons, wonach das Manuskript von ihm zum bestimmten Termin abgeliefert werden mußte.

Das Buch sollte durch kurze, ergreifende, anschauliche Schilderungen ein Nothschrei all' der gescheiterten elenden Armen werden, die obdachlos und brodlos in der Millionenstadt umherirrten: der schwarzfarbigen Lazarusse, die unten in der Mulbery und Mott-Street in Lumpen geboren und mit Whisky aufgeseugt wurden, um später als Banjo-Spieler oder Spitzbuben sich das Allernothdürftigste zu verschaffen und ihren Körperorganismus nach Möglichkeit in Thätigkeit zu erhalten, sowie jener andern jammervoll gestellten Armen, die ein Auswanderer-Dampfer vor einigen Jahren unten bei Castlegard an's Land gesetzt hatte und die sich durch ganz New-York die Zunge aus dem Halse gelaufen hatten von einem immer schlechteren Job zum andern, bis sie matt und willenlos in den elendesten Hafen-Stadttheilen zusammengebrochen waren und die Jahre über sich hingehen ließen, sich in Sehnsucht verzehrend nach dem Lenz und dem Leben, dem Lenz, der kam und ging, immer kam und ging.

Der häßlichen, nach Whisky stinkenden Weiber, die mit langem, nacktem, braunem, sehnigem Halse einen lederartigen Schädel mit starrenden Augen hinter den Gassenecken unten bei Chatham und Bowery vorstreckten und ihr widerliches „Sir! Sir!“ stöhnten.

Der „Dockratten“ unten am Fluß, die bei Tage unter den Kaien schliefen und gegen Abend hervorschlichen, um ein zurückgelassenes Taustück, ein paar lose Eisennägel, oder was besser war: einen Gentleman mit Uhr und Kette zu „finden“.

Der bankrotten Großkaufleute, die nun ihr Leid in Lagerbier und Whisky vertranken, Trost darin fanden, ewig zu erzählen, wie viele Clerks sie seiner Zeit beschäftigt hatten, die im Sommer zwischen den Holzstapeln und in Lastprahmen schliefen und im Winter in Zehn-Cent-Häusern, wenn sie bei einstigen Bekannten soviel zusammengebettelt hatten, daß es für

Whisky reichte und ihnen noch zehn Cent übrig blieben. Diese seltsamen Käuze, die mit kohlschwarzen Hemdkragen und Dandyschlips und mit Stiefeln gingen, die sie auf Düngerhaufen gefunden hatten, und am liebsten mit einem zersprungenen Pince=nez, ob sie nun kurzsichtig waren oder nicht; ein Pince=nez, das sie sich für Whisky eingetauscht hatten und nicht hätten wieder hergeben mögen; diese wirklichen Totalbankrotteure, welche die große Rhederei, die Gesellschaft nicht für nöthig hielt, zu restituiren und wieder in Kurs zu setzen.

Ja, alle diese wollte er schildern, derart, daß die besseren New=Yorker=Herren in ihren Bureaus und Parlors aufschrecken und davor zittern sollten, daß diese Brüder und Schwestern der großen gemeinsamen Familie eines schönen Tages „nein" sagen würden, rund heraus „nein, wir wollen nicht länger", und mit dem Testament in der Hand kommen und ihr rechtmäßiges Erbteil fordern.

Er hatte sie nun fast alle in all' ihrem Elend beisammen. Er hatte den Negerlazarus, er hatte den Eingewanderten, er hatte das Weib von der Straßenecke und die „Dockratte". Nun fehlte ihm nur noch der Bankrotteur. Die Andern standen in strahlender Lebendigkeit mit ihren eingefallenen Wangen und hohlen Augen da; aber der Bankrotteur, der Degradierte, wo sollte er für ihn Fleisch und Blut hernehmen! Er hatte niemals mit solch einem gesprochen, niemals, bewußter Weise, solch einen gesehen. Er selbst stammte aus einer anständigen, soliden Familie, war ruhig und friedlich in einer Kleinstadt aufgewachsen und hatte später nur in seinem Kolleg und für dasselbe gelebt, bis er so gegen die dreißig alt war, und auch hernach hatte sich sein Leben nicht so gestaltet, daß er mit derartigen Leuten in Berührung kam.

Alle die Andern hatte er gesehen; sie boten sich fast dar; aber der Bankrotteur schlich sich in Hintergassen umher, still und scheu, und sprach sich nur Leuten gegenüber aus, denen er überlegen war, den Bettlern in den schlechtesten Kneipen.

Und gerade ihn galt es zu schildern; gerade ihn wollte er so haben, daß ihn alle herausnehmen und gleichsam betasten konnten, daß er atmete und lebte und mehr litt, als die andern. Es durfte nichts an ihm fehlen, er sollte getreu, getreu bis auf die kleinsten Einzelheiten sein.

Er mußte solch einen Mann sehen und mit ihm reden. Er mußte; dabei war nichts zu machen; aber wie in aller Welt sollte er dazu kommen?

Mr. Hodges sprang vom Schreibtisch auf und ging im Zimmer auf und ab, auf und ab. Was sollte er nur thun! — Hätte sein alter Freund George Jenkins damals vor fünf Jahren nur keinen Accord bewilligt bekommen, dann hätte er die Figur gehabt! Aber nein, George wäre doch niemals unter die Hunde gekommen.

Er mußte mitten in seinem Grübeln bei dem bloßen Gedanken daran lachen, daß er da umherging und einem seiner besten Freunde Böses wünschte, nur um Stoff zu einem Buche zu bekommen. Aber es konnte einem das Verrückteste einfallen, wenn man in solche Verlegenheit geraten war.

Er blieb, beide Hände gegen den Fensterpfosten gestützt, am Fenster stehen und starrte auf die Straße hinab. Es war gegen Abend, und die Leute wimmelten in allen Richtungen. Straßenhändler, Arbeiter, Frauen und Geschäftsleute. Hie und da zog ein armer Bettler vorbei, schlechter gekleidet, als die andern. Da kam ein alter Mann mit großem, abgenutzten Cylinderhut und altem, kurzen Sommerüberzieher, den er vorn mit den Händen zusammenhielt; es fehlten gewiß Knöpfe daran. Ein Dandy, der

vor dem Alten ging, hielt eine Zeitung ausgebreitet in den Händen und las sie im Gehen. Er war nun damit fertig und ließ sie achtlos auf das Trottoir fallen. Der Alte bückte sich mühsam und hob sie auf; er wischte den Straßenschmutz mit dem Rockärmel ab, faltete sie zusammen und steckte sie in die Tasche; dann schlenderte er weiter, weiß Gott wohin.

Mr. Hodges seufzte: Ach, wenn man all' diese Geschichten kennte, jedes winzige, jedes einzige kleine Motiv, da so sitzen könnte und darin so fein, so fein herumbohren, und jeden kleinen Faktor zusammensetzen und das Resultat zum Stimmen bringen mit dem großen Rechenbuch des Lebens.

Blitzschnell durchfuhr da seinen Kopf eine Idee, eine glänzende Idee. Er selbst wollte zu diesen Leuten gehen und sie an ihren Aufenthaltsstätten aufsuchen. Er wollte gerade solch einer sein, wie die, deren Vertrauen er zu gewinnen wünschte; er wollte mit ihnen Whisky trinken, elend gekleidet sein, wie ein Bettler aussehen. Er wollte in die schlechtesten Kneipen gehen, die es in New-York gab, ganz allein, ohne Begleitung. Niemand sollte es wissen! Er wollte schmutzig und zerlumpt aussehen; er wollte die unbeholfene Hafensprache reden, er wollte, wenn es nöthig war, mit ihnen fluchen. Er wollte Alles, Alles, wenn er sie nur kennen lernte. Er wollte Abend für Abend wieder hingehen — o, er erblickte ein ungeheures Gebiet für seine Studien. Einige zerlumpte alte Kleider würde er schon finden, und was ihm fehlte, konnte er bei einem der Juden unten in Bowery kaufen, dann wollte er einen Kragen und einen Schlips beschmutzen, einige Knöpfe an den Kleidern abreißen und versuchen, ein so verkommenes Aussehen, wie möglich, anzunehmen. Ein Strohhut würde jetzt bei der Kälte sehr effektvoll sein.

Er rieb sich die Hände, er freute sich wirklich. Das war ja ganz großartig! Im Grunde die einfache Pflicht eines Autors, die Noth selbst zu sehen und die Gestalten kennen zu lernen, bevor man sie schildert. Er wollte noch heute Abend fort.

* * *

War das Professor John Freddy Hodges, der um neun Uhr in die „Elfte Street" einbog und nach der Greenwich Street und den Kais hinabschlich? War er das wirklich? Kann ein Mensch sich so schnell so verwandeln?

Er ist nicht wiederzuerkennen. Ein abgenutzter Sommerüberzieher reicht ihm kaum bis zu den Knieen herab; es fehlen Knöpfe daran, und er ist ihm zu kurz an den Handgelenken: ein paar helle, fleckige Beinkleider, die ihm allzu weit sind, hängen in Querfalten hinten und vorn um die Beine; die Stiefel sind ganz rot vor Alter, und es fehlen fast ganz die Absätze; es hört sich an, als ginge er auf Pantoffeln. Auf dem Kopf trägt er, trotz der Kälte, einen schmierigen Strohhut; man friert schon, wenn man ihn nur ansieht. Er geht vorgeneigt und schleicht furchtsam dahin, so nahe an den Hausmauern, als möglich. Der Policeman unter der Gaslaterne an der Ecke dreht sich um und sieht ihm nach. — „Armer Kerl!" brummt er und folgt ihm mit den Augen, bis er um eine Ecke verschwindet.

Er hat den Fluß erreicht und schleicht sich an den Kais entlang. Er erregt kein Aufsehen; die Leute gehen gleichgiltig an ihm vorbei; er ist gekleidet, wie es die Leute in diesem Strich meist sind.

Es ist tot und still hier unten, er fühlt keine Angst. Niemand wendet sich nach ihm um und sieht ihm nach; er hat nichts zu fürchten; nicht einmal eine „Dockratte“ würde ihn eines Ueberfalls für wert halten; er sieht ja eher darnach aus, als wenn er selbst jemand überfallen könnte.

Ein Mädchen kommt am Kai entlang gegangen, sie geht schräg über die Gasse, in dem Augenblick, da sie ihn gewahrt. Er lächelt bei sich selbst. — „Hm, das ist mir bisher noch nie passiert!“

Aus einem Hause weiter unten in der Gasse strömt in den Flußnebel ein matter Lichtschein, mit einem Strom heißer Luft vermischt, hinaus. Er bleibt draußen stehen; das ist eine kleine Schenke. An jeder Seite der Thür sind da mannshohe Schilder mit Abbildungen von riesigen Biergläsern angenagelt. „Weibliche Bedienung“ ist mit großen Buchstaben in schreienden Farben über der Thüre gemalt. —

Sollte er sich da hineinwagen oder war das kein richtiges Lokal?

Obschon es ziemlich kalt war, waren die Thüren noch ausgehängt, und die Thüröffnung nur in der Mitte durch ein paar elende Decken verhängt, über und unter diesen strömte ein widerlicher, dampferfüllter Dunst voll Cigarrendampf und Whiskyduft hinaus. Von drinnen vernahm man Flüche, gelles Frauenlachen und ein paar grobe Männerstimmen; es wurde ganz hinten im Raum auf einem Banjo geklimpert, und hie und da fiel ein Stiefelabsatz mit ohrenbetäubenden Trampeln ein.

Mr. Hodges guckte unter dem Vorhang hinein. Es war Sägespan auf den Boden gestreut; er erblickte die Männer ganz im Hintergrunde; es schienen hauptsächlich Seeleute zu sein. Am Schanktisch stand ein großer Policeman in vertraulichem Gespräch mit dem Wirt; ein paar Weiber in derangierten Sommertoiletten liefen mit Bier- und Whiskygläsern zwischen dem Schanktisch und den Tischreihen hin und her.

„Nein, das war sicher nicht der richtige Ort!“ Er schlenderte die Gasse entlang und bog in eine dunkle Seitengasse ein. Da war nur ein erleuchtetes Haus, ein großer, düsterer Kasten; eine kleine Laterne war vor die Thüre hinausgehängt; und die Fenster auf der Innenseite dicht verhängt. Er versuchte die Inschrift über der Thüre zu entziffern; mit einiger Mühe gelang es ihm: „Great Freelunch“ stand da. — Ja, da mußten solche Leute verkehren, wie er sie suchte.

Es fiel ihm doch schwerer, sich zu überwinden, da hineinzugehen, als er gedacht hatte. Er besah seine elenden Kleider von oben bis unten, musterte die Stiefel sorgfältig: Ach, Unsinn, gegen ihn würde niemand Verdacht schöpfen. Er öffnete behutsam die Thür und trat hinein.

Es war ein kleiner, halbdunkler Raum, still und düster. Längs der einen Wand stand eine Reihe schmutziger, unangestrichener kleiner Tische mit kleinen, runden Schemeln, solchen, wie sie die Schuhmacher benutzen. Da saß nur ein Gast, und zwar an dem hintersten Tisch. Der Wirt, wahrscheinlich ein Irländer, stand in Hemdsärmeln am Schanktisch und las in einer Zeitung. Er legte die Zeitung fort, als Mr. Hodges eintrat, und griff sogleich in die Glasreihen auf dem Schanktisch. — „Bier oder Brandy, Sir?“

„Ja, bitte ein Glas.“

Indem der Wirt das Glas unter den Bierhahn setzt und es voll laufen läßt, wendet er sich nach Mr. Hodges um:

„Sie haben doch Geld, mein Lieber?“

Mr. Hodges wird ein wenig verwirrt. — „Ja, ja, doch, natürlich, **all right!**“

Er gräbt in der Tasche; er hat kein kleineres Geld, als einen Silberdollar, leider, und das paßt schlecht zu seinem Anzug.

Ein wenig verlegen legt er seinen Dollar auf den Schanktisch. Der Wirt lächelt verschmitzt.

„Na, das war heut' 'n guter job, my boy? Das ist recht; aber haben Sie gehört, daß neue Policemen in die Quartiere Warrow, Morton und West-Street gesandt sind? Nehmen Sie sich vor denen in acht, das sind geriebene Burschen! Außerdem fährt seit gestern die Flußpolizei genau fünf Minuten vor jedem halben Glockenschlag vorbei, statt, wie früher, fünf Minuten vor jedem vollen. Man muß auf viele Kleinigkeiten achten, sehen Sie; aber wollen Sie nicht auch Freilunch haben? Bitte sehr — Corned-beef, Butterbrod, Käse, bitte sehr!"

Der arme Mr. Hodges weiß nicht recht, wie er sich verhalten soll, er nickt nur mit dem Kopf. — „All right, Sir all right! versteh', werd' d'ran denken! Danke! keinen Freilunch!"

„Keinen Freilunch?" fragte der Wirt; — „das ist seltsam; aber wie Sie wollen. Wollen Sie sich nicht dort an einen der Tische setzen? Es ist jetzt hier noch ein wenig still; das ist immer so zwischen neun und elf; aber später wird es schon besser."

Mr. Hodges nimmt an dem zweitletzten Tisch platz und bekommt ein Glas Bier vorgesetzt.

„O ja", murmelt er, „ich bin an den rechten Ort gekommen." Er mustert die Kneipe mit sichtlichem Interesse. Da ist alles im richtigen Stil. Der Sägespan auf dem Boden, der rote und grüne Flor um die Spiegel- und Bilderrahmen, die Bilder der ersten Boxer des Tages, der abgebildete Hering unter Glas und Rahmen mit der Ueberschrift: „Warum ich trinke," Karrikaturzeichnung des Chef's der Geheimpolizei, Kaptän Jackson. Alles deutet darauf, daß er in eine richtige Spelunke von der schlimmsten Sorte gekommen ist, der passende Ort, um finden zu können, was er sucht, einen verbitterten, verkommenen Mann, der sich hoffnungslos umhertreibt.

Erst nun gehen ihm dafür die Augen auf, wie ausgezeichnet sein Anzug ist; niemand hegt Verdacht gegen ihn. Er muß lächeln, als sein Blick auf die Stiefel fällt: sie sind fast noch schlechter, als er gedacht hatte.

Der Mann am letzten Tisch hat sich vom Wirt die Zeitung geben lassen und sitzt und liest eifrig darin, sodaß er gute Gelegenheit hat, ihn zu betrachten. Herr Gott, wie der aussieht! Das ist ja ganz rührend. Der Hut ist ihm zu klein, und es fehlt ein Stück an der Krempe; um den Hals hat er einen ganz abgenutzten Stehkragen, an dem sehr ungeschickt eine Schleife befestigt ist, die ursprünglich für einen Umlegekragen bestimmt war. Er hat keinen Rock an, sondern einen hellen Sommerüberzieher über einen zweiten gezogen; der obere ist bei der Schulter zerrissen und mit einem schwarzen Faden zusammengezogen; ein schmutziges buntes Baumwolltaschentuch hängt aus der Tasche. Sein Gesicht ist unsauber, und die Haare ungekämmt; er trägt ein fettbeschmiertes Pince-nez, das oben an der Feder durch Draht zusammengehalten wird. Es ist an einem dicken Bindfaden angebunden, den er um den Hals trägt; vor ihm auf dem Tisch liegt ein dicker Stock mit großem Hackengriff.

„Der arme Kerl!" klagt Mr. Hodges und sitzt da und starrt ihn an; — „es ist eigentlich etwas Feines in dem Gesicht, die Stirn und die Augenpartie gehören keinem gewöhnlichen Mann an, darauf möchte ich schwören. Er hat bessere Tage gesehen, der Arme. Und erst die Hände, wie fein und wohlgeformt! Herr Gott, was für ein Schicksal! Sieh da,

er studiert die Zeitung, der Arme, er folgt noch mit, vielleicht studiert er die Kurszettel und die Producten-Notirungen und ruft Erinnerungen aus alten Tagen wieder wach; er klammert sich noch an die Gesellschaft, die ihn so herzlos verstieß. Ich begreife nicht, daß so ein Armer so nahe am Fluß vorbeigehen kann! Welche Versuchung! Nur ein Sprung und er ist von Allem befreit und könnte schlafen, sich wie ein Kind in Mutters Arm wiegen; wozu denn all' diese unverschuldeten, himmelschreienden Mißgeschicke!"

Mr. Hodges betrachtet sich selbst. — „Hm, ich würde heute Abend wohl auch Mitleid erregen, und wechsle ich nur meine Kleider, so bin ich wieder der Gentleman von der Fifth Avenue; aber er, der Arme da, er hat vielleicht seit Jahren vergebens versucht, eine einzige Stufe hinaufzuklimmen, und ist immer wieder hinabgerutscht und hat bei jedem Fall einen neuen Makel bekommen. Armer Kerl, er ist entschieden so einer, wie ich ihn suche, und ich werde ihn ganz New-York vorführen — ach was für ein „Schreckensschrei" dann ertönen wird!"

Es kommen zwei Männer herein, ein junger und ein alter, beide mit denselben Whiskyfarben im Gesicht und beide gleich zerlumpt. Der Wirt nickt ihnen zu. — „Guten Abend, Willy! Guten Abend, Georg!"

Sie bekommen ihre zwei Gläser für sich allein an einen Ecktisch und machen sich über den Freilunch her: sie hauen gierig in alle Schüsseln auf dem Schanktisch ein; dann bleiben sie still am Tisch sitzen, stecken die Köpfe zusammen und flüstern. Der Jugendliche holt einen nassen, zerkauten Cigarrenstummel hervor und schneidet ihn in zwei Stücke. Die eine Hälfte mit der Spitze giebt er dem Alten und hält ihm ein angebranntes Streichholz hin, bis der Alte sie anzündet; die andere Hälfte schneidet er fein und legt sie in ein Thonpfeifchen. Der Alte zieht sich beide Stiefel aus; er hat keine Strümpfe an; er will auch seine Jacke ausziehen; aber der Andre hindert ihn daran, zieht seine eigene Jacke aus, legt sie auf den Boden und wickelt sie um die Füße des Alten. Dann stecken sie wieder die Köpfe zusammen.

„Ach, ach, Herrgott!" seufzt Mr. Hodges.

Während dessen hat der Fremde am hintersten Tisch die ganze Zeit gesessen und Mr. Hodges betrachtet — „ein armer Teufel!" flüstert er und schüttelt den Kopf; — „ich habe ihn noch nie gesehen!"

Er ist mit der Zeitung fertig und reicht sie Mr. Hodges hin. — „Wollen Sie sie nicht lesen, Sir?"

„Danke, Sir, was ist das für eine Zeitung?"

„Das ist der „Cosmopolitan" für morgen."

„Ach so, der! Das ist eine langweilige Zeitung, die lese ich niemals; da ist „Morning Journal" doch viel amüsanter."

„Ja, nicht wahr?" ruft der Fremde und streckt sich über den Tisch zu Mr. Hodges hin — „nicht wahr, Morning Journal ist viel besser? Das ist auch meine Meinung; es freut mich wirklich zu hören, daß noch andere dasselbe finden!"

Er ist so eifrig geworden, daß er sich vom Tisch erhoben hat und zu Mr. Hodges Tisch hingekommen ist. —

„Wenn Sie nichts dagegen haben, Sir, darf ich mich wohl zu Ihnen setzen; ich höre ein wenig schlecht auf dem einen Ohr, und das ist besonders schlimm bei rauhem und kaltem Wetter, wie heute."

„Es ist mir ein Vergnügen," ruft Mr. Hodges, ganz glücklich darüber, mit dem Manne in Gespräch gekommen zu sein.

„Ja,“ fährt der Fremde fort; — „es ist sehr gemütlich, wenn man jemand zum Plaudern hat, der nicht allzu grün ist. Ich pflege abends hierher zu kommen; aber ich sitze am liebsten allein; ich gehe den Meisten aus dem Wege, die hierher kommen; sie sind so laut und lärmend, und das mag ich nicht. Aber sagen Sie mir, Sir, sollten wir nicht was zu trinken haben? Ich traf heute Nachmittag einen früheren Bekannten, und er verehrte mir fünfundzwanzig Cents; ich habe Bier getrunken und für zehn Freilunch gegessen, sodaß ich nun noch 15 Cents übrig habe. Haben Sie auch 10 oder 15 Cents, so können wir etwas spendieren und uns eine Kanne warmen Whisky bestellen; es ist so kalt und rauh heut' Abend, und Jim führt ausgezeichneten Whisky!“

Mr. Hodges war ganz glücklich. — Endlich, endlich sollte er mit einem solchen Mann in vertrauliches Geplauder kommen. Welches Glück, welch' famose Idee!

Sie bekamen ihr Whiskywasser; der Fremde nahm einen tüchtigen Schluck, schmatzte mit der Zunge und schüttelte sich. . . . . „Brrr, das thut wohl! Herrgott, Sir, was wären wir ohne Whisky? Man redet von Medizin; aber es giebt Leiden, die nur der Whisky zu heilen oder richtiger zu lindern vermag! Nun habe ich fast niemals Geld zu Whisky, und früher, als ich immer Geld hatte, kaufte ich keinen Whisky!“

„So, Sie haben vielleicht einmal viel Geld gehabt?“

„Ja, das sollte ich meinen! Sollten Sie jemals nach Cincinnati kommen, Sir, so fragen Sie nur den ersten Gassenjungen, den Sie treffen, ob er Henry Wilkins kannte, und er wird über Sie lachen und sagen: „Ob ich Henry Wilkins kannte, Sir? Na, das sollte ich meinen, hätte ich jetzt nur all' die Silberdollars, die er mir einst gegeben hat.“ Ja Freundchen, ich bin obenauf gewesen; ich hatte das größte Kontor in Cincinnati; die zwanzig flottesten jungen Leute, die es in Cincinnati gab, saßen an den Pulten in meinem Kontor; da gab es keinen Buggy, der so leicht und fein durch die Straßen rollte, wie der meinige mit den braunen Trabern vorn und zwei schwarzen Dienern auf dem Hintersitz! Aber ich friere, Sir! Prosit, also! Ich friere immer, wenn ich an Cincinnati denke. Aber es kann auch in einem leeren Brunnen sich wieder Wasser finden. Es ist zehn Jahre her, daß ich um mein Geschäft in Cincinnati kam, Gott behüte mich vor noch zehn solchen Jahren! Aber never mind! Henry Wilkins wird wiederkehren; ich werde mit Vanderbilt reden. Ich reiste vor zwei Jahren nach New-York, um ihn aufzusuchen. Ich habe ihn jede Woche besucht; aber er ist nie daheim. Er ist jetzt in Europa gewesen; aber er und ich werden die Sache regulieren. Ich habe ihm glänzende Vorschläge zu machen; — aber sagen Sie mir, Sir, fange ich nicht an, kahlköpfig zu werden? Mir ist es im letzten Jahr so, als hätte ich da oben auf dem Kopf ein Gefühl der Kälte.“

Er nahm seinen Hut ab und neigte den Kopf Mr. Hodges entgegen; er war ganz kahl oben auf dem Scheitel.

„Nein, Sir, Sie sind nicht kahlköpfig! Wie kommen Sie darauf?“

„Ach ja, es ist ja begreiflich, ich bin doch eben erst dreiundvierzig, sehen Sie! aber es greift an, so ein paar Mal in der Woche hinzulaufen und nach Vanderbilt zu fragen, sehen Sie. Na, Sie sind auch wohl Geschäftsmann, Sir, nicht wahr? Sie haben wohl auch ein Geschäft gehabt und sind darum betrogen worden? Es ist merkwürdig, daß sie nicht auch noch das Herzblut so eines Armen trinken wollen! Aber, weiß der Teufel, es giebt auch solche, die das wollen! Man redet von Menschen, was, sind das

Menschen? Tiger, Vampyre sollte man sie nennen; ich kann mir kein jämmerlicheres Wort denken, als Menschen, Pfui! Prosit, Sir! Prosit! O, Jim führt einen excellenten Whisky! Prosit, Kollege! — ja, Sie haben ja auch ein Geschäft gehabt?"

Mr. Hodges begann etwas von einem großen Korngeschäft unten in St. Louis zu schwatzen, schlechte Zeiten, Mißernte, ein ungetreuer Kassierer u. s. w.

„Ja, da sehen Sie, Sir! Da sehen Sie! Großes Geschäft; und nun? Wie steht es nun? Kennt man Sie noch, was? Früher kehrten Sie im Hôtel Continental ein, wenn Sie nach New-York kamen, und nun?" Er sah sich in dem Raum um und zeigte verächtlich nach dem Wirt hin. — „Ach, Sir, ich werde rasend, wenn ich um die Lunchzeit die Großhändler bei Delmonico ein- und ausströmen sehe. Müssen Sie an so einem alten Kollegen vorbeigehen, so raffen Sie ihre Rockschöße mit beiden Händen zusammen, um ihm nicht zu nahe zu kommen. O diese Idioten! Wollen Sie einen neuen ersten Angestellten haben, so inserieren Sie im „Herald", und dann sehen Sie darauf, ob er feine Handschuhe an den Händen hat und einen echten Stein im Schlips. Sie wissen nicht einmal, wo Sie einen solchen finden sollen. Ha, ha! Sie wissen nicht einmal soviel, daß Sie an den Abenden zu den Docks hinuntergehen und in die Holzstapel hineinschreien müßten, daß sie einen Geschäftsführer ersten Ranges haben wollen. O, da würden die besten Köpfe, die besten Männer, deren Namen jeder in Amerika kennt, Kerle, die fünf Zahlen auf einmal addieren, hervorwimmeln. Sie sind zerlumpt und frieren: aber Kleider kann man ihnen ja kaufen! — O, Sir, Amerika's beste Geschäftsmänner tauschen Apfelsinenschalen, Pfeifen und kleine Stückchen Kautabak miteinander und spielen Kaufmann unten in den Holzstapeln am Hudson!"

Er war fast heiser geworden, er räusperte sich und trank wieder.

„Na, Sir, gehen wir nun, es wird zu warm hier drinnen, und bald kommen die Dockratten und die Neger, und dann ist es hier nicht mehr gemütlich. Ich gehe derartigen Leuten jedenfalls aus dem Wege!" —

Sie kamen wieder zur Greenwich Street hinab und wanderten sie entlang. Mr. Hodges war still und ernst geworden; das Letzte hatte ihn unbehaglich berührt! Der Fremde ging neben ihm und murmelte vor sich hin: „man redet vom Trinken, Whisky trinken; haben derartige Leute jemals an der Krankheit gelitten, gegen die nur der Whisky hilft?" — — — —

Die Gassen lagen öde und menschenleer da. Man hörte hie und da einen platschenden Ruderschlag draußen auf dem Fluß, eine einzelne, große Dampf-Fähre stöhnte dahin mit Licht aus allen Fenstern und einem goldenen Adler mit ausgebreiteten Schwingen und dem Sternenbanner in den Klauen auf dem Steuerhause. Einzelne Policemen standen hie und da an einen Laternenpflahl gelehnt. — —

Sie waren wieder in die Fifth Avenue hinaufgekommen. Mr. Hodges wollte nach Hause; er hatte genug gehört; er wollte nun die ganze Nacht schreiben. Er gab dem Andern die Hand.

„Ja, mein Freund, hier müssen wir scheiden; ich wohne auf der andern Seite von Bowery."

Der Fremde stand und sah die Straße entlang. Er ergriff Mr. Hodges Hand. „Wundern Sie sich nicht, mein Freund," sagte er, „und fragen Sie mich nicht!" Und damit drückte er ihm mit der linken Hand einen Silberdollar in die seinige.

Mr. Hodges stand da und starrte das Silberstück an.

„Nein, nein, beg pardon, Sir! Nein, nein! Ich, ich .... bin Professor John Freddy Hodges Fifth Avenue 128.“

Der Fremde fuhr erstaunt zurück. „Wie sagen Sie, Sir? H .... Hodges! .... Und ich bin James Willmore, Journalist, Mitarbeiter des Morning Telegram! Ich mache Studien in den Volkslokalen. H... Hodges! Pro .... Professor?“

Mr. Hodges war schon fort mit den Worten:

„Wilmore! Journalist sagen Sie?“

„O je, o je, o je!“

Neue Dramen.

Von **Arthur Eloesser.**

Als vor zehn Jahren die Freie Bühne begründet wurde, geschah es in der klar ausgesprochenen und konsequent verfolgten Absicht, dem Naturalismus, den man damals als die neue Richtung bezeichnete, den Zugang zum Theater zu erzwingen. Wie er dem europäischen Roman einen neuen bedeutenden Lebensinhalt gegeben hatte, so sollte von ihm auch eine Gesundung und Neukräftigung der blutlosen von öder Theaterkonvention abgezehrten Bühne ausgehen. Der Trank, der ihr damals gereicht wurde, war häufig bitter, aber sie brauchte starke Tropfen und selbst Gegengifte. Das Theater hat im allgemeinen die Tendenz, sich der Litteratur zu entziehen, zum Selbstzweck zu werden; reich durch seine Tradition, sicher im Besitz erworbener Routine, erfinderisch in der immer neuen Kombination altbewährter Motive erzeugt es aus sich selbst in fortwährender Inzucht die sogenannten Theaterstücke, und es hat Zeiten gegeben, in denen es jede künstlerische Bewegung ignorierte und in völliger litterarischer Unschuld dahinlebte. Das Virtuosentum florierte, und das Theater befand sich dabei sehr wohl. Aber es wurde dann immer wieder aus seiner gemächlichen Zurückgebliebenheit durch unbequeme Stürmer und Dränger aufgestört. Die Männer der Freien Bühne wollten das Theater verjüngen, indem sie es der zeitgenössischen Litteratur, hinter der es ein halb Jahrhundert zurückgeblieben war, von neuem unterwarfen. Das ist ihnen gelungen. Die Bühne ist zugänglicher, unternehmungslustiger geworden; sie hat sich sogar ein ihr früher fremdes litterarisches Gewissen angewöhnt, das allerdings bereits wieder im Schwinden begriffen ist.

Wir haben heute keine energisch anpochende Richtung, der aufgethan werden soll, wir begünstigen nichts, aber wir bedrücken auch nichts, wir haben keine besondere Liebe und nicht einmal einen besonderen Haß, wir

leben im Zustande eines behaglichen Skeptizismus, freundlichster Resignation. Der Kritiker, der die Neuheiten der Saison besichtigen muß, murmelt höchstens mit dem stillen Ingrimm des alten Galotti: „Ich lasse mir ja alles gefallen.“ — Vorausgesetzt, daß man sich nicht allzu sehr erniedrigt, um uns zu gefallen. Trotz diesem litterarischen Waffenstillstand, trotz der Ruhe nach dem Sturme bemerken wir, diesmal nicht in der dramatischen Produktion, wohl aber im Leben des Theaters selbst, eine gewisse Bewegung. Es wurden vielfach Versuchsbühnen gegründet, und die erfolgreichste von ihnen, die „Berliner Sezessions-Bühne“, ist im Begriff, sich in ein ständiges Theater zu verwandeln. Wer die Leidenschaft hat, immer eine neue Entwicklung zu sehen und sich für vage Möglichkeiten zu begeistern, der meint wohl, daß diese Gründung bestimmt sein soll, den neueren Versuchen und Versuchungen romantischer, mystischer, symbolistischer Art zu dienen. Das mag den Leitern dieses Unternehmens auch vorgeschwebt haben. Wenn sie aber so skeptisch wären, wie sie als Unternehmer nicht sein dürfen, so würden sie auf den Giebel ihres Kunsttempels die Inschrift setzen: Dem unbekannten Gotte!

Denn wir wissen im Grunde nur, was wir nicht wollen. Des Naturalismus sind wir satt; er hat seine Schuldigkeit gethan, und er ist seiner Natur nach kein Ende, sondern ein Anfang. Er hat uns zur Beobachtung, zur schlichten, rauhen Wahrheit wieder zurückgeführt, wir haben wieder sehen und hören, auch riechen und schmecken gelernt, aber nachdem wir den Gebrauch unserer Sinne wiedergefunden haben, wollen wir eine höhere Geistigkeit, eine neue Synthese des Lebens, die seine dunkle Vielfältigkeit, seine unendliche Gebrochenheit wieder zur lichtvollen Einheit bringt. Wir wollen große Linien, feste Formen, blühende Farben, Glanz und Pracht, mit einem Worte: wir wollen Schönheit. Und es sind auch junge Dramatiker da, die das alles zu besitzen glauben und uns schenken wollen. Einige von ihren Werken sind bereits aufgeführt worden, viele andere, über die zu sprechen sein wird, stehen bereits auf dem Papier. Sie haben in der Mehrzahl nur den einen Fehler, daß sie nichts taugen, daß sie hinter den stärkeren Schöpfungen des Naturalismus an gestaltender Kraft weit zurückstehen. Statt der Symbole geben sie Masken, statt der Weisheit billigen Tiefsinn, verworrenen Klingklang, Singsang, innere Leere unter anspruchsvoller Verkleidung, Unklarheit, die sich als Phantastik ausgiebt, gequälte Abstraktion, die sich in bunte, karnevalistische Laune hineinlügt, Goldschaum und Flitterglanz. Ohnmächtige Versuche der Erhebung zu einer weitblickenden Höhenkunst, und wenn der Aufschwung mißlungen ist, meist ein bequemes Zurücksinken in die Märchenwelt, die aus ihren alten Schätzen dann bestreiten soll, was die Dämmerungszüchter und Halbdunkelmänner, die sich Mystiker nennen, uns schuldig bleiben. Von dieser Neuromantik wird eine Bühne nicht vier Wochen existieren können.

Aber das neue Haus wird da sein und es wird sich, wenn seine Erbauer Wort halten, in seinem Charakter von anderen Theatern bedeutend unterscheiden, es soll ein künstlerisches, stimmungsvolles Interieur erhalten, zu dem man durch einen Salon gelangt, in dem moderne Kunstwerke ausgestellt sind, und das Ganze soll so stilisiert sein, daß die Aufführung ganz banaler Schmarren in seinem Rahmen sich von vornherein als Unmöglichkeit verbietet. Und das erscheint mir als das Wesentliche; denn — man halte mich für einen Idioten oder für einen Vielfraß! — wir haben nicht genug Theater. D. h. wir haben eigentlich zu viel, aber wir haben nicht genug Arten von Theatern, und es ist Zeit, daß sie sich differenzieren. Daß

man für Kammermusik einen kleineren Saal braucht als für Symphoniekonzerte, das wissen wir längst: daß man aber nicht jedes Stück in dem Normalraum für 12—1500 Personen spielen kann, das werden wir noch einsehen müssen. Es giebt Dramatiker, die nur ein leises Organ haben, die aber doch geistreich und liebenswürdig sein können, wie andere mit starker Lunge und breiter Brust begabt sind. Woher kommt es, daß mehrere Stücke Ibsens und die meisten Maeterlincks uns in der besten Aufführung so vergröbert erscheinen? Weil die Schauspieler laut sprechen müssen, wo sie nur zu flüstern haben. Wir gehen heute in ein Theater wie in das andere, wir erwarten hier oder dort bessere oder schlechtere Stücke, stärkere oder schwächere Schauspieler zu sehen, aber wir machen nur Unterschiede des Grades und nicht der Art. Und wir geben keine Gelegenheit zu intimer Kleinkunst. Man gründe ein zierliches Miniaturtheater, nur eins, wie es in Paris mehr als ein Dutzend giebt, man beginne die Vorstellungen spät, damit die Menschen in gesättigtem, ruhevollerem Zustande hinkommen, und wir wollen sehen, ob es nicht einige Leute von Geist giebt, die uns in einem salonähnlichen Raume mit einer Plauderei, einer Satire, einem Capriccio zu unterhalten imstande sind. Diese kleinen Bühnen sind in Paris Vorschulen für junge Dramatiker, die dort stehen und gehen lernen, während sie bei uns, ohne bühnentechnische Erfahrung, ohne erworbene Herrschaft über szenische Wirkungen gleich mit einem Vierakter zu stehen oder zu fallen gezwungen sind. Und es würden vielleicht auch Talente vorhanden sein, die, auf Werke größerer Ausdehnung verzichtend, im kleinen Rahmen etwas Künstlerisches bieten könnten. Die Gelegenheit macht auch Künstler. Beispiele sind da. Wäre nicht der „Simplicissimus“, so hätten wir statt einiger genialer Illustratoren, die aus ihrem Genre eine Kunst gemacht haben, ein Paar Maler mehr. Es scheint mir also gut, wenn die Bühnen sich nach Umfang, Aussehen, Art und Zweck von vornherein differenzieren, individualisieren. Mehr als sie durch ihren Charakter ausschließen, werden sie durch anregende Eigentümlichkeit erwecken und ans Licht befördern.

Wir hatten es vor zehn Jahren mit einem Aufschwung der dramatischen Litteratur zu thun, der die Bühne aus ihrem Schlendrian heraustrieb. Heute kommt die befruchtende Anregung nicht von der Litteratur sondern von den bildenden Künsten. Die dekorative Bewegung hat das Theaterleben selbst, das Regiewesen ergriffen, hat auch hier die Forderung reinerer, zweckmäßigerer Stilisierung erhoben. Ihr Einfluß war bei allen Versuchen wohl bemerkbar. Die Begründer der „Freien Bühne“, auf ein litterarisches Programm eingeschworen, waren in gewisser Beziehung theaterfeindlich, sie schätzten das Theater, wenn es sich der litterarischen Entwicklung unterwarf, aber sie liebten es nicht als solches, als die Welt der holden Täuschung, die ihre eigenen Gesetze, ihre eigensinnige Optik hat. Indem sie Lebenswahrheit, Naturtreue verlangten, wollten sie die Mittel und Reize, über die es aus eigenem Besitz verfügt, beschränken. Sie forderten von einer schönen Frau, daß sie die Schminke abwusch, die glänzenden Kleider ablegte, daß sie nicht mehr kokettierte, nicht mehr log. Sie sollte nichts thun als die Wahrheit sagen. Die Heutigen sind theaterfreudiger, sie betrachten zuerst das wunderliche Material, aus dem heraus sie zu schaffen haben, Raum, Atmosphäre, Licht, Farbe, Stoffe, Geräte, Menschen, und sie versprechen, uns mit allen diesen Mitteln der Illusion künstlerisch zu bedienen. „Durch beide Fenster strömt das Licht, der Hauch und die Melodie des Frühlings hinein.“ So sagt d'Annunzio in einer szenarischen Bemerkung. Diese Kleinigkeiten und noch Schwereres wollen sie verwirklichen.

Der moderne Regisseur fühlt sich als dekorativen Künstler, er ist bereit, für den Dichter Alles zu thun. — Tritt ein in meinen Tempel! Sieht er nicht aus wie ein Salon? Was du willst, das sollst du haben. Soll der Frühling von dem Parke hereinströmen, soll die Dämmerung gespenstisch durch bunte Scheiben blicken, sollen prächtige Stoffe von den Wänden herabfließen, willst du eine heiter-sinnliche oder eine tragisch gespannte Atmosphäre, willst du eine Böcklinsche Landschaft oder eine modern impressionistische, pointillistische, willst du schreitende Menschen, geflügelte Fabelwesen, huschende Gespenster. Wir sind jedem Stil gewachsen, sei er japanisch, griechisch oder dein höchsteigener Meyer- oder Müllerstil. Aber sprich nur das erlösende Wort, das Dichterwort, und die ganze Welt des Truges erwacht zu toller Lebendigkeit, gestaltet sich nach deinem schöpferischen Willen. — Unsere jungen Schriftsteller fühlen wohl, daß sie mehr als früher wagen können, daß sie desto besser aufgenommen werden, je anspruchsvoller sie auftreten. Sie wissen, was die Stunde geschlagen hat, sie wissen wohin unsere Sehnsucht geht, und sie kommen romantisch, symbolistisch, märchenhaft, sie möchten singen, nachdem sie naturalistisch gestammelt, sie möchten fliegen, nachdem sie gekrochen, aber sie haben das Singen und Fliegen noch nicht gelernt, vielleicht, weil sie keine Singvögel sind. — In siebzehn Jahren schritt Goethe vom „Götz von Berlichingen“ zum „Tasso“, dem reinsten Wunderwerke moderner Stilkunst, vierzehn Jahre brauchte Hebbel, um von der „Maria Magdalena“ zu dem marmorschönen „Gyges“ zu gelangen. Vor funfzehn Jahren tauchten die Holz und Schlaf als Revolutionäre auf, vor zwölf Jahren schrieb Gerhart Hauptmann „Vor Sonnenaufgang.“ — Die Zeit ist um. —

Doch ich greife zurück, um mit dem Anfang anzufangen. Wir haben in den letzten zehn Jahren bis zum Ueberdruß gesehen, wie der Proletarier sich räuspert und wie er spuckt, wie er arbeitet, trinkt, seine Kinder verprügelt, wie er in der Misere umkommt oder sich aufreckt im Machtgefühl einer neu aufstrebenden Klasse; unzählige Hinterhäuser haben uns die Interieurs der Armut gezeigt, Werkstätten, Essen, Fabriken haben sich lärmend und brausend geöffnet. Und nun kommt einer, der die ganze Misere noch einmal aufklappt, der alles auf diesem Gebiete Geleistete mit annähernder Vollständigkeit noch einmal vereinigt. Schon der erste Akt ist eine Revue: Wirtshaus in einem schlesischen Kohlendistrikt, jüdischer Schankwirt, Weib in Kindsnöten, versoffene Väter, schreiende Weiber, hungernde Kinder, eine Athmosphäre von Fusel und schlechtem Tabak, darin Arbeiter, die böhmisch, schlesisch, wienerisch, steyrisch, mährisch, galizisch-jüdisch sprechen, — Streikversammlung, Spitzel, Demagogen, Polizei und Militär, Salve auf das Volk, ein Soldat, der seinen Vater erschießt. Vor Sonnenaufgang, Friedensfest, Weber, Vierte Gebot, Ehre, Germinal — alles zusammen, und was das schlimmste ist, der Mann hat Talent, und zwar ein ganz imposantes, er ist nicht zu umgehen. Franz Adamus heißt dieser unbequeme Nachzügler, sein Drama „Familie Wawroch“.*) Er hat ein Kennzeichen des Talentes, das selten trügt, die überreich zuströmende aber immer gestaltende Erfindung, und er hat das besondere Kennzeichen des Dramatikers, daß er wie auch Schiller in den „Räubern“ aus jeder auftretenden Figur noch ein besonderes kleines Drama machen möchte. Da ist die Tragödie des intelligenten Arbeitersohnes, der den verkommenen Vater erschießt, weil er den Aufstrebenden immer wieder heruntergedrückt, in die Misere hinab-

*) Paris, Leipzig, München. Verlag von Albert Langen. 1899.

gestoßen hat, da sind noch manche andere Dramen innerhalb der großen sozialen Kämpfe. Auf dem Titelblatte steht der Meuniersche Mineur, der den schweren Hammer kraftvoll schwingt. Adamus hat etwas von der Größe des Belgiers, er versteht vor allem, die Masse in ihrer drohenden Großartigkeit zu behandeln, das dumpfe Brausen der Menge, das Auf- und Abwogen ihrer Stimmung, und doch in einer Weise, daß ihm auch nicht die kleinste, flüchtigste der individuellen Bewegungen entgeht. Ganz erstaunlich, wie viel dieser Mann auf einmal übersieht, wie er in einer erregten, trunkenen Menge jeden Einzelnen fortwährend im Auge behält. Es sind da technische Unzulänglichkeiten, schwere Kompositionsfehler eines Erstlingswerkes, aber es ist kein Mangel, keine Lücke aus Armut. Hier spricht ein ernstes trotz scheinbaren Anklängen ganz unabhängiges Talent, unberührt noch von jeder litterarischen Strömung, ein homo novus zeigt ein Milieu, dessen müde zu sein wir fast das Recht haben. Die „Familie Wawroch“ kommt etwas spät, Franz Adamus nicht, weil er jemand ist.

Der Naturalismus dieses neuen schlesischen Dichters ist formlos, ungefüge, aber großzügig und von brutaler Kraft. Ich stelle zwei an Wert sehr verschiedene Dramen zusammen, die auf getreuer Milieuschilderung beruhen und zugleich darüber hinauswollen, „Ephraims Breite“*) von Carl Hauptmann und „Ein Frühlingsopfer“**) von E. von Keyserling. Das ist Naturalismus mit „etwas drin“. Dieses Etwas ist bei dem einen ein Einschuß von Lyrik, bei dem anderen romantische Einlage. „Ephraims Breite“ ist ein schlesisches Bauerndrama. Der Bruder Gerharts ist ein ausgezeichneter Beobachter seiner Landsleute, er beherrscht ihren Dialekt mit einer Kunst, die der Meisterschaft von Gerhart Hauptmann fast nahe kommt. Vielleicht spürt man den Beobachter zu sehr, den feinen Lauscher, der für primitive Menschen und Verhältnisse das schärfste Gehör hat, der aber selbst kein Primitiver ist. Ihm fehlt vor allem die unbesorgte, naive Erfindung. Wohl versteht er es, die feindlichen Gegensätze scharf zuzuspitzen, aber im entscheidenden Augenblick führt er sie lieber aneinander vorbei, als daß er sie aufeinander prallen läßt. Gerhart Hauptmann, dem Dramatiker, kommt das lyrische Temperament zu Hülfe, während Carl Hauptmann im Grunde ein Lyriker ist, der Dramen schreibt. Das Lyrische vertieft bei ihm nicht die Stimmung, es ist ein flüchtiges, fortstrebendes Element. Ein Teil seiner Figuren ist fest gewachsen aus sicherer Wurzel, ein anderer schwankt in lyrisch-romantischem Schimmer; beide leben nicht in derselben Athmosphäre. — Breite (Brigitte), die Tochter des Bauern Ephraim, hat sich in ihren Knecht Joseph verliebt, ein Zigeunerblut, einen schwarzen Böhmen, der von einer schweifenden Harfnerin irgendwo am Wege geboren ist. Der reiche Bauernhof hat ihn zur Heirat verlockt, aber er hält es nicht aus in der Enge bei den seßhaften Leuten, er geht mit der Franzel, der jungen Musikantin, die seine Mutter begleitet, durch. Und er wird nicht wiederkommen. Die schlesischen Bauern sind sicher gezeichnet, aber diese Landfahrer sind nicht so scharf gesehen, sie sind mehr lyrisch empfunden, und ihre zur Schau getragene Poesie hat etwas Fertiges, Konventionelles. Der Wanderer aus der Stadt, der in einem Dorfkrug einkehrt, mag melancholisch sinnieren beim Klange einer Harfe oder einer Zigeunergeige, der die Bauern mit Lust und doch mit Mißtrauen

*) Berlin. S. Fischer Verlag 1900.
**) Berlin. S. Fischer Verlag 1900.

lauschen, aber wenn die Poesie weiterzieht, wenn das Schweifende sich vom Seßhaften trennt, so ist das schließlich in der Ordnung, es giebt allenfalls ein hübsches Bild, ein Gedicht, aber kein Drama.

Auch Keyserling's Drama, das unter litthauischen Bauern spielt, fängt ganz naturalistisch an. Im Hintergrunde der üblichen Bauernstube liegt die übliche kranke Frau, die den üblichen Säufer zum Manne hat. An ihrem Bette handeln der Arzt und der Priester um ein Pferd, nachdem der eine die starken Tropfen, der andere die Absolution gegeben hat. So etwas haben wir schon gesehen, aber noch nicht die Stillosigkeit, daß die Reden der Bauern, die nach Dialekt förmlich schreien, zu einem glatten, frisierten Hochdeutsch stilisiert werden. In das Zimmer dringt der starke Duft des Frühlings, Burschen und Mägde singen draußen das Lied von der Nachtigall Ligo! Ligo!, und die trunkene Frühlingsluft zerrt an den Sinnen der armen kleinen Orti, der natürlichen Tochter des versoffenen Bauern, die von der Frau aus Mitleid angenommen worden ist. Das Dorf nennt sie verächtlich den „Grashupfer". Die „Grille" nannte sie die Birch-Pfeiffer. Die Kleine bringt das „Frühlingsopfer". Im schaurigen Walde ist die schwarze Kapelle der Mutter Gottes, die ein Leben für das andere annimmt. Da geht sie hin, bietet sich für die Stiefmutter, und die Jungfrau Maria nickt drei Mal. Das Opfer ist angenommen. Aber als die Todgeweihte zurückkehrt, hat sie das erste Glück in ihrem armen Leben. Der schönste stärkste Bursch wendet ihr seine Gunst zu, weil er sich gerade mit seiner Geliebten gezankt hat. Von so stolzem Glück ist sie berauscht, sie möchte wieder leben, die Kranke mit den starken Tropfen töten, aber da der schöne Bursch die Tändelei mit der Kleinen schnell vergessen hat, vergiftet sie sich selbst. Die Birken senden wieder ihren Duft ins Krankenzimmer, Mondschein guckt hinein, die verliebten Pärchen singen Ligo! Ligo! — Der Autor wollte stilisieren, zugleich wahr und süß sein, naturalistisch und poetisch. Das Ganze sollte ein starkes Lied sein von des Frühlings trauriger Lust, in eine Atmosphäre wollüstiger Sehnsucht gehüllt, aus der ein Seelchen in den Himmel springt, weil sein Verlangen hier nicht gestillt wird. Die Absicht war gut; Brunst und Inbrunst, Liebe und Religion gehören in der Romantik immer zusammen. Fehlt nur die poetische Kraft. Der Frühlingsduft ist ein aufdringliches Requisit, der Schauer ist des Schaurigen, das Wunder der Wunderbaren entkleidet. Der Gang nach der schwarzen Kapelle wird sorgfältig vorbereitet und nicht weniger als drei Mal umständlich erzählt. Das hätte ganz im Ungewissen, im Dunkeln bleiben müssen. Mit seiner breiten, ungeschickten Erklärung hat der Verfasser das schöne Motiv und damit das ganze Stück umgebracht.

Zwei andere Stücke überwinden den Naturalismus, indem sie ins Charakterdrama übergehen. Das Individuum geht hier nicht mehr in einem engen Milieu auf, dafür wurzelt es in der geistigen Verfassung seiner Zeit, in der Tiefe ihrer Ueberzeugungen und Hoffnungen, d. h. in dem ideellen Boden, den der vielfach mißverstandene Taine ursprünglich als das Milieu bezeichnet hat. Beide behandeln eine Herzensangelegenheit der Gegenwart, sie veranschaulichen das Problem der Güte in dem Schicksal zweier Schwärmer, die an die Stelle der noch unerfüllten Gerechtigkeit vorauseilend schon die Nächstenliebe setzen wollen. W. von Polenz schrieb die Tragödie „Andreas Bockholdt,"*) Otto Erich Hartleben die Komödie „Ein wahrhaft guter Mensch".**) Polenz's

*) Dresden u. Leipzig. E. Pierson's Verlag 1899.
**) Berlin. S. Fischer Verlag 1899.

Schwärmer ist ein Gefängnisarzt, der die Mauer zwischen dem Zuchthaus und der Gesellschaft einreißen will, die Feigheit und schlechtes Gewissen gebaut haben. Er ist ein Apostel, ein Seelenfischer, der gerade die bestialischsten unter seinen lieben Zuchthäuslern mit seiner Güte umschmeichelt, weil es seine Eitelkeit reizt, sie zu gewinnen. Bei diesem Sport gehen die ursprünglichsten Instinkte zum Teufel. Seine Familie vernachlässigt er zu Gunsten seiner Freunde, der Verbrecher, ahnungslos verletzt er die Würde seiner Frau, die Scham seiner Tochter. Ihre Beschwörungen und die Angriffe von allen Seiten machen diesen Messias immer trotziger, immer rücksichtsloser. Den brutalsten seiner Sträflinge, der eben entlassen ist, nimmt er in seinem Hause auf, um mit seiner moralischen Heilung alle Zweifel, auch die eigenen, zu besiegen. Das ist eine ergreifende und durchaus in innerer Logik gewordene Situation. Der letzte aller Schächer muß sein Richter sein, nur **er** kann ihn freisprechen vor sich und vor den mißhandelten Seinen. Aber der „Bruder" lacht ihn aus, wie ihn die Sträflinge hinter seinem Rücken immer ausgelacht haben. Mit den Worten „Ich bin ein Narr" bricht der Menschheitsapostel zusammen. Frau und Tochter fangen ihn in ihren Armen auf.

Hartleben's Schwärmer ist ein reicher Privatgelehrter, der mit Allen und für Alle leben will, so rein und gut, daß der beste Mensch in seiner Nähe ein schlechtes Gewissen bekommt. Seine Güte wird überall mißbraucht und stiftet überall Verwirrung. Bei einem Streik vermittelt er zwischen Arbeitern und Unternehmern; die einen treiben ihrem Spott mit ihm, die anderen putzen ihn herunter. „Leute wie Sie gehören ins Zuchthaus." Wem er Kaffee anbietet, der will gleich Beefsteak und Rotwein, und wen er zu Mittag einlädt, der bleibt gleich bei ihm wohnen. Die ganze Menschheit ist bei ihm zu Gaste geladen. Die Parasiten, die ihn ausnutzen, mißbilligen seine Handlungsweise aus ehrlicher Entrüstung. Seine Frau geht mit einem Freunde durch, den er mit seiner ganzen hungrigen Familie bei sich aufgenommen hat. Alles verlacht ihn, alles verläßt ihn. Lacht man über mich mit Recht? fragt er. Bin ich ein Narr? Wie bei Polenz antwortet hier ein Richter, es ist die Liebe. Eine hat sein kindliches einfaches Herz einfach und kindlich verstanden, die Schwester seiner Frau. Sie antwortet Nein! und bleibt bei ihm. Dieser Schluß hat nichts von künstlicher Sentimentalität; denn dieser Narr hat im Grunde nichts Närrisches und er ist nicht ohne moralische Größe, schon weil er die Lächerlichkeit nicht fürchtet. Seine Güte ist nicht ängstliche Gutmütigkeit, sie ist furchtlos, freiwillig. Das Stück hat eine Reihe Nebenfiguren von überwältigender trockener Komik, es sprudelt von guter Laune und witzigen Einfällen, aber es ist innerlich ernst genug, um sich das Recht auf Spaß erworben zu haben.

Es giebt kühne, unruhige Soldaten, die nie beim Gros des Heeres zu finden sind sondern immer an der Spitze oder auf Vorposten. Sie leisten gute Dienste als Aufklärer, aber es kann vorkommen, daß das Gros hinter ihnen eine Schwenkung vollzieht, und daß die Schlacht ganz wo anders geschlagen wird. Die immer vorne waren, sind plötzlich hinten. So scheint es dem wackeren Paare Holz und Schlaf zu gehen. Arno Holz will das rein sinnliche Element aus der Lyrik heraustreiben, **Johannes Schlaf** plänkelt im Drama unentwegt weiter, aber er hat die Fühlung verloren und er gehört kaum noch zu den „Vermißten". Nachdem er mit seinem „Meister Oelze" vom Milieudrama zum Charakterdrama übergegangen war, schuf er eine neue Gattung, die er das Intime Drama nannte. Mit dieser will er den konsequenten Naturalismus zu seiner letzten Konsequenz führen. Die

Behandlung des Dialogs in den naturalistischen Stücken erschien ihm nämlich noch zu künstlich, zu absichtsvoll, seitdem er bemerkt hatte, daß die Menschen im gewöhnlichen Leben stammeln, stottern, faseln und jedenfalls sehr selten sagen können, was sie meinen. Jetzt läßt er sie nebenher und drum rum reden, und es soll Sache des Intellekts sein, durch dieses Gerede hindurch den wirklichen Dialog der Seelen zu hören. Das Wort ist nicht dazu da, um innere Zustände zu enthüllen, sondern um sie zu verhüllen. Diesem Prinzip des verhüllten Seelengesprächs ist auch sein letztes Drama „Die Feindlichen"*) unterworfen, in dem zwei Neurhastheniker sich und uns mit ihren Haha! Hehe! Na ja! Hm! Eh! Pöh! quälen, bis sie sich erschöpft in die Arme fallen. Daß wir im Leben so sprechen, ist ja eine unanfechtbare Thatsache. Warum das aber vom Künstler nachgeahmt werden soll, das hat Johannes Schlaf nicht bewiesen. Und wenn er es bewiesen hätte, würde uns die Sache noch nicht gefallen, weil sie langweilig und peinigend ist. Jedenfalls hat sich ein methodischer Naturalismus hier in seine letzte Konsequenz verrannt. Wir lassen ihn bis auf weiteres liegen, nachdem wir seiner rüstigen Vorkämpfer in Ehren gedacht haben, um unseren Neuromantikern, unseren Mystikern, unseren Symbolisten zu folgen in stolze verklärte Zeiten, Mittelalter und Renaissance, nach Spanien, nach Italien, in Dämmerungsreiche und Märchenländer. — Wer giebt der Seele den erhabenen Rausch?

Emil Strauß wollte eine Tragödie vom Uebermenschen schreiben. Sein „Don Pedro"**) führt uns nach Spanien, ungefähr ins siebzehnte Jahrhundert. Stiergefecht zu Ehren des eben vermählten Statthalterpaares. Eine Tribüne bricht zusammen. Don Pedro trägt eine junge Dame hinaus und küßt die schöne Ohnmächtige. Er fühlt im Augenblick: das ist die Seine und nicht die eben angetraute Gattin mit ihrer demütigen Liebe. Nachts steht er im Garten der Donna Juana, um ihr zu sagen, daß sie ihm gehören muß, er ersticht ihren Bräutigam, der vor ihrem Balkon singt, aber vor ihrem Bruder zerbricht er sein Schwert. Sie flieht vor ihm, und er folgt ihr, immer auf ihrem Wege. Eine Kugel streckt ihn nieder, er schleppt sich weiter, ihr nach. In Portugal findet er sie wieder. Der König hat ihr einen Bräutigam gegeben. In Knechts Gestalt tritt er dem Hochzeitszuge entgegen; einem Edlen entreißt er das Schwert, um sie dem Bräutigam abzukämpfen. Da neigt sich Juana und sagt: Ich will die Frau dieses Mannes werden. Don Pedro fällt um und stirbt. Der König und die Edlen neiden das Schicksal dieses Siegers. Die Tragödie ist ein Schrei nach Blut, Kraft, Macht, sie will die große Leidenschaft verklären, den Kampf des Mannes, der sein Leben lebt und zu seinem Glücke schreitet durch einen Wall von Leichen, den er als Huldigung aufgetürmt. Aber dieser Tragödie fehlt der Rausch der großen Linie, es fehlt der Stil, der von der Wirklichkeit sondert und in seiner Sphäre eigene Wahrheit schafft. Ich will nicht einmal davon sprechen, daß alle Personen geschwätzig sind, daß sie sich fortwährend selbst auslegen, um ihre Ueberlebensgröße am Maßstab der Wahrscheinlichkeit zu erklären, aber es geht eine klaffende Stillosigkeit durch das Ganze, weil der Dichter zwei Dinge geben will, die nicht zusammen gehen. Er betrachte von oben oder von unten! Er lasse das Feuerwerk der Leidenschaft prasseln, dann aber sei dieses Spiel ein Fest, und er verzichte auf die dunkle kleine Wirklichkeit! Da ist das

*) Minden i. Westf. J. C. C. Bruns Verlag.
**) Berlin. S. Fischer Verlag 1899.

Stiergefecht. Er zeige uns die ganz einzige Schönheit dieses Bildes, er gebe uns die Glut der spanischen Sonne, die alles, auch das Elend vergoldet, er male uns die grelle Farbenlust, die von zehntausend Fächern bewegte, vibrierende Atmosphäre, er sei ein Zauberer in schönen Worten und üppiger Rede, aber er führe uns an das Einzelne und Kleine nicht zu nahe heran, er lasse uns nicht den schmutzigen übelriechenden Bettlern lauschen, wenn sie etwa sagen: „Dir mache ich nachher Feuer unter den Steiß.". Oder „Schatz mach keinen Stuß!" Er muß stilisieren oder nicht, er sei denn Shakespeare oder Kleist! Er gebe Wirklichkeit oder schöne Phantastik! Jedes kann wahr sein, beides zusammen hebt sich auf.

Etwas ähnliches wie Strauß versucht Eberhard König in seinem Trauerspiel „Filippo Lippi."*) Es ist der Malermönch, der Liebling der Frauen und der Männer, der hier eine Patriziertochter entführt und auch dem Glück den Degen in der Hand nachstürmt. Das Drama leidet an gelehrter Geschwätzigkeit. Ein Mann, der seinen Vasari studiert hat, will das Quattrocento aus den Dokumenten seiner Belesenheit zusammenschweißen, ohne es als Künstler zu besitzen. Wenn diese Florentiner Signoren, Damen, Maler, Mönche durcheinander wimmeln, merkt man immer, daß die Sache vierhundert Jahre her ist. Für den Künstler giebt es nur eine Zeit, das Heute. Was er uns nicht gegenwärtig machen kann, bleibt graue Vergangenheit. Eberhard König giebt ein breites Gepinsel, wo wenige suggestive Linien genügt hätten: ein Paar Säulen, ein Stückchen italienischen Himmels, ein Kloster, ein Palast, Glockenläuten, Lautenklang und statt der wandelnden Traktate einige richtige Renaissancemenschen. Aber seine Menschen sind Schwätzer, die sich und ihre Zeit weitläufig erklären. Der Autor hat bei ihnen nicht gelebt, den Duft der Zeit nicht empfunden, und er hat eine trübe Neigung, hinter ihnen her zu philosophieren, wodurch er das, was er selbst hingestellt hat oder hinstellen wollte, wieder aufhebt. Der zu Tode verwundete Filippo Lippi belehrt seinen Mörder, daß das Glück nie sein war, und daß es kein Recht auf Glück giebt, und Vorbottone, sein schmutziger, häßlicher Rival in Kunst und Liebe sieht den Irrtum seines Dolches bedauernd ein. Das ist sehr gründlich und sehr langweilig, besonders wenn es in sehr nachlässigen Versen gesagt wird, und wenn diese Weisheit für unsere Empfindung nicht von selbst herausspringt, dann bleibt nur die leere Tirade. Da war der „Don Pedro" stärker und konsequenter.

Nachdem Eberhard König eine kraftstrotzende, schönheitstrunkene Menschheitsepoche vergeblich beschworen hat, versucht er es im „Gevatter Tod"**) mit lyrischer Weichheit und Niedlichkeit. Ein Märchen von der Menschheit hat er dieses Drama genannt, und er erledigt thatsächlich eine Frage, die uns alle angeht, nämlich daß wir sterben müssen. Einen tieferen Sinn kann ich in diesen schwächlichen Versen und in diesen blaß symbolistischen Figuren nicht finden. Sie würden gänzlich schattenhaft sein, wenn er nicht aus der alten Pracht der wundervollen Märchenwelt etwas Farbe und Schimmer geliehen hätte. Der junge Hans ist ein Waldkind, der reine Thor, der der toten Mutter auf der Schalmei etwas vorbläst und sich von der schönsten Elfe küssen läßt, die er für einen lieblichen Knaben hält. Gevatter Tod schickt ihn als seinen geweihten Diener in die Welt; ein Sonnenmensch mit heiterer Heldenstirn, ein Sieger ohne Thränen, ohne Angst, frei von Furcht und Fehle soll er das Glück besitzen, „das der nur

*) Berlin. S. Fischer Verlag 1899.
**) Berlin. S. Fischer Verlag 1900.

findet, der die Selbstsucht meistert.“ Nach der alten Ueberlieferung verleiht er ihm die Gabe Kranke zu heilen. Der Wunderjüngling steht am Lager der kranken Königstochter. Gerade die will der Tod für sich. Aber Hans kündigt ihm den Gehorsam und nimmt sie zu seinem Weibe. Nun wird er unglücklich, ruhelos; „denn wer begehrt wird der Begierde Narr.“ Er ist König, Eroberer, er will die ganze Welt haben, aber sein rauschender Eroberungszug ist in Wahrheit nur eine Flucht vor dem Nichts, vor der Vernichtung. Der Verfolger ist immer hinter ihm, er raubt ihm sein Liebstes, Weib und Kind. Da pilgert er zur Hütte im Walde zurück, von der ihn Gevatter Tod ausgesandt hat. Alles ist wie früher. Er hat sich den Kranz wieder auf's Haupt gesetzt, er horcht dem Geigenspiel eines alten Klausners, der so aussieht wie sein toter Oheim, er küßt die schöne Elfe wieder, die so aussieht wie seine tote Frau. Dann kommt der Tod und bettet ihn sanft. Das ist alles aus zweiter Hand. Hans ist ein männliches Rautendelein, er ist aber auch der Glockengießer Heinrich, er ist Grillparzers Rustan und Wilbrandts Meister von Palmyra. Ein dramatisches Potpouri, nicht aus bewußten Entlehnungen wohl aber aus unwillkürlichen Reminiscenzen zusammengesetzt, wie sie einen Kopf von geringer Originalität immer beherrschen. Der nimmt dann fremde Eindrücke für eigene Erfahrung, für inneres Erlebnis, er spielt mit Problemen statt mit ihnen zu ringen, und er fragt nur scheinbar, weil seine schnelle Weisheit die Antwort schon fertig hat.

Auch Marx Möller in seinem „Totentanz“*) hat den alten Herrn citiert. Diese Aschermittwochsdichtung ist immerhin eine geschickte Maskerade, aber auch nicht mehr. In irgend einem Reiche ist die Pest ausgebrochen. Der lächerliche König ist vor ihr geflohen, die junge Königin, die ihn mehr flieht als die Pest, mit ihrem Hofstaat im Schlosse geblieben. Während draußen die Totenglocken summen, tanzen die Herren und Damen des Hofes sich die Todesangst vom Leibe, die Masken drehen sich in letzter von Furcht gewürzter Lebenslust nach dem süßen Klang der Flöten und Geigen. Ein schwarzer Domino fordert die schöne Königin zum Tanze auf, er nennt sich Arzt und Priester, Zauberer und König. Es ist der Tod; an seinem Kusse stirbt die junge Königin. Das Motiv vom Totentanz ist alt, von der bildenden Kunst, von der Musik, von der Dichtung viele Male behandelt, und wenn uns etwas einen Augenblick ergreift, so ist es das prachtvolle Bild vom Tode als Freiersmann, das eben nicht dem Verfasser dieser Aschermittwochsdichtung gehört. Dagegen gehört ihm der billige Tiefsinn und die glatte Banalität der Reime, die wir von weitem schon ankommen hören, bevor sie klappen. — Es ist sehr leicht, den leibhaftigen Tod zu maskieren, schwerer ist es, ihn als den unsichtbaren Gast einzuführen, wie es Maeterlinck in „L' Intruse“ mit so unheimlicher Wirkung gelungen ist.

Daher bin ich Hans Erdmann dankbar, weil er in seinem „König Tod“**) den Alten weder als Gevatter noch als Tänzer noch als Herrscher mit der Krone auf dem Haupte gezeigt hat, wie uns der Titel androht. Das Drama wird von der Figur des gewaltigen Hohenstaufen Heinrichs VI. beherrscht, der sich das Abendland mit Gewalt und List unterwarf, seine Feinde reichlich köpfen ließ und zwischen zwei Todesurteilen wohl ein zartes Minnelied schrieb. Erdmann schildert ihn als den Uebermenschen auf dem Throne, mit dem unstillbaren Willen zur Macht, als den Mann, der Welten zertrümmert, um sie wieder aufzubauen, um sich als Gott zu fühlen, ein

*) Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).
**) Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.

mittelalterlicher Holofernes. Nur die Unsterblichkeit fehlt dem Mächtigsten, darum fürchtet und haßt er nur eins, den Tod. Diesem Holofernes hat der Verfasser auch eine Judith gegeben, eine normänische Fürstentochter, die ihn mit dem Dolche überfällt, in Leidenschaft für den Gewaltigen hinschmilzt und dann achtlos zertreten ihn vergiftet. Die großen Gegensätze werden in einer erhöhten doch nicht geschwollenen Sprache aufgestellt, Deutschtum und Welschtum, weltliche und geistliche Macht, Orient und Occident. Das Drama geht seinen geraden Gang, wie es sich überhaupt durch Verständigkeit und Reife auszeichnet, es ist von kräftiger Knappheit, ohne mager zu sein. Dagegen fehlt ihm eins: die Tiefe. Wir lesen gerade soviel wie dasteht, die Personen gelten nicht mehr als sie reden und sie lassen nichts, nicht einmal eine Spur von Nachdenklichkeit in uns zurück. Hier mangelt eben ein innerliches dramatisches Leben, weil nur feindliche Personen und Parteien gegeneinander kämpfen, es ist aber nicht wie im „Kaiser und Galiläer," daß ein genialer Mensch mit sich selbst zu ringen hat, durch dessen Brust der Riß einer Welt hindurch geht. Denn der Gedanke, daß ein Kaiser Furcht hat vor dem König Tod, ist nicht tief und fruchtbar genug, um ein Drama mit welthistorischem Hintergrunde zu tragen.

Das ist er! sagen seine Freunde respektvoll, — der Mystiker, der Symbolistiker, der Herr der Dunkelheit, der Meister des Tiefsinns. Ihr werdet ihn nicht verstehen, er will nicht verstanden sein sondern empfunden, gefühlt, geahnt, vor dem plump zugreifenden Verstande fliehen die Symbole in die Schleier ahnungsschwerer Nacht. Wilhelm von Scholz hat zwei mystische Dramen gegeben, „Der Besiegte"*) und „Der Gast."**) Der Besiegte, eigentlich der Sieger, aber der Titel macht sich so besser, ist ein geheimnisvoller Ritter oder auch ein fahrender Sänger. oder auch ein Mönch, der mit den Klängen seiner Laute ein verbuhltes, lüsternes Weib in den Tod hinüberspielt. Der Gast ist ein geheimnisvoller Dombaumeister, ein gothischer Solneß, der in Stein denkt und die Zeit mit seinen Werken überwinden will. Herr von Scholz treibt in seinen Dramen einen ungeheuren Aufwand an stimmungmachender Inszenierung. Da ist ein buntes Maskenfest im hohen Rathaussaale, da ist ein Fastnachtsspiel mit symbolischen Figuren, da bricht die unvermeidliche Pest aus, und dunkle Mönche ziehen über die Straße mit dem Allerheiligsten unter Glockenklang und Sterbesang. „Denn wir sind Gäste, Gäste sind wir Alle." Nach dem großen Sterben tauchen die Menschen unheimlich wie ihre eigenen Gespenster wieder auf. Eine schöne Dirne, die den Künstler umbuhlt hat, rennt im Wahnsinn durch die Gassen und kann nicht zur Ruhe kommen, weil sie immer noch nicht weiß, was sie bedeuten soll, und auch der Dombaumeister erscheint wieder. „Ich komme aus einem verschlafnen Meer, versteht ihr das?" Da ist Wahnsinn, Tod, verirrte Träume, abgerissene Klänge, Grauen und Dämmerung, darin Symbole wie Fragezeichen schwanken. Mystisch! Mystisch! Nur einer ist es nicht, nämlich Herr von Scholz, der von der Mystik nur den äußeren Decor, die stimmungmachenden Requisiten gebraucht, ohne irgendwie in ihr zu wurzeln. Er hatte eine absichtliche Vagheit, eine wohl disponierte Verworrenheit, eine berechnende Phantasie und vor allem eine gewollte Dunkelheit. Bei ihm deckt sie keine abgründige Tiefe; er arrangiert eine Phantasterei mit allen Mitteln der Bühne, er denkt bereits in Coulissen, Kostümen, Requisiten, und wenn er sein Bild gestellt hat, macht er das Licht aus.

*) Verlag von Cäsar Fritsch. München 1899.
**) Carl Schimon und Louis Burger. München 1900.

Und dann ist es dunkel. Er ist nicht das, was er scheinen möchte, ein ursprünglicher Schöpfer, den die Fülle der eigenen Gefühle überrascht und übermannt, er ist ein Macher, ein Rechner, der mit sich als seinem eigenen Regisseur zu Rate geht.

Alle diese mystischen Dramen, Märchen von der Menschheit, Aschermittwochdichtungen feiern den Tod. Die jungen Dichter laden ihn zu Gaste, sie reißen sich die Kränze vom Haupte und trinken ihm stolz den letzten Becher zu. Es war immer das Vorrecht der Jugend, mit dem Tode Brüderschaft zu trinken, mit ihm zu spielen und zu tanzen, weil sie das Gruseln noch nicht gelernt hat. Und der alte Kerl läßt sich so leicht maskieren, er schickt sich so schaurig und ergötzlich in jeden Mummenschanz. Ein einziger, Georg Fuchs, singt ein Lied vom Leben in seiner Komödie „Till Eulenspiegel".*) „Ich bin der Hort des unverfälschten Lebens." Der volkstümliche Held der alten Schwänke ist bei ihm der Schalk, der stets bejaht, der Klarheit, Freude, Lust und Kraft will. Wo er weilt, da wird das Leben unbändiger, stärker, fruchtbarer, er ist der Necker und Wecker, der auf den Rücken der Faulen, Verstockten Reveille trommelt, der die Schläfer aufpeitscht, daß sie zu wünschen wagen und das Leben kosten. Er ist auch der Freie, der Bauernsohn, der zeugenden Erde adliger Sproß, der Wanderer, der Unbehauste, Ungefesselte, dem die Welt gehört, weil er sich selbst besitzt und sonst nichts. Das Spiel, das mit großer Freiheit behandelt wird, ist im Jahrhundert Faustens angesiedelt, der auch wie bei Achim von Arnim als roher Charlatan auftritt. Es sind feine Szenen darin, einige prächtige Lieder, hie und da ein hübscher Vers, eine kluge Reflexion und vor allem ein paar anmutige Figuren im romantischen Stil der Tieck und Arnim-Zeit. — Der Kaiser, der den Eulenspiegel in seine Gewalt bekommt, schließt mit ihm einen Pakt: er soll sich frei bethätigen, frei von Pflichten aber auch frei vom Schutze, uneingeschränkt, jeder Macht zum Trutze, und er soll sich zugleich schaffend erweisen; sonst hat er Leib und Leben verwirkt. Eulenspiegel schlägt jeder Macht ein Schnippchen, der Kirche, der Gelehrsamkeit, der Menge, dem Gelde, dem Weine, auch dem Kaiser und sogar dem Weibe. Was er schafft, das wird allerdings aus diesen fünf Akten nicht recht klar. „Sprossen wird die Saat, kam wärmend ihre Stund." Mit dieser vagen Hoffnung müssen wir uns begnügen. Ueberhaupt sind die Reden in ihrem Sinne klarer als die Handlungen, die etwas schwankendes, schattenhaftes haben. Die Figuren sind wenig konkret und huschen verwirrt und verwirrend durcheinander. Dem Helden fehlt es vor allem an volkstümlichem Humor, an derber Bäurischkeit, und wenn er auch die im Volksbuch überlieferten groben Schwänke ausführt, er ist im Grunde zart und melancholisch, bedacht und philosophisch. So bekennt er sich gar am Schlusse zu Nietzsches Lehre von der Wiederkunft des ewig Gleichen. Ein entgegengesetzter Glaube würde ihm besser zukommen. Es ist dieses Drama ein nicht ungeschickter, nicht uninteressanter Versuch, der aber über den Rahmen seiner eigenen, selbstgesetzten Bedingungen hinausschwankt. Georg Fuchs wollte das starke jeder Fessel spottende Leben in einer humoristischen Figur symbolisieren, aber diese Figur hat bei ihm kein Schicksal, sie ist fertig gegeben, nicht geworden. Und so können wir uns in ihr nicht finden. —

Wir haben den Weg vom Naturalismus zum Symbolismus zurückgelegt. Die Symbolisten wollten uns aus den Niederungen der Wirklichkeit

*) Verlegt bei Eugen Diederichs. Florenz und Leipzig. 1899.

auf einen hohen Berg führen und uns dort wie Ibsens Rubek die Schönheit des Lebens zeigen. In der Nacht sind wir aufgestiegen, um am Morgen vom Gipfel Städte und Dörfer in der Verklärung des Sonnenaufgangs zu sehen, vielleicht in verschwommenen aber in weiten glänzenden Linien. Doch es war keine Aussicht, wir standen blind im zähen grauen Nebel. Und sie haben uns schlecht bewirtet auf der Fahrt, mit einem sauren Tropfen. Sie wollen uns vielleicht zur Geduld mahnen, weil der Most sich noch absurd gebärdet. Aber es war gar kein gährender Most, den sie uns vorsetzten, sondern Nachahmungen edler Marken, Malaga, Lacrimae Christi, Rüdesheimer, Johannisberger, und einige waren künstlich mit Staub bedeckt, als ob sie lange gelagert hätten. Es ist keine Sonne drin. Kümmerliche Schattengewächse, riechen nach Oel und schmecken nach Tinte. Sie denken vielleicht mit Mephisto „Der hölzerne Tisch kann Wein auch geben." Dann muß aber Höllenfeuer heraus springen.

Rundschau.

Unter einigen gesunden Ausbrüchen ureingeborener bajuvarischer Derbheit wurde in München von Künstlern und Schriftstellern der Goethe-Bund begründet, mit dem im Deutschen Reiche die Muckerei und Duckerei bekämpft werden soll. Dasselbe geschah kurz darauf in der Borussenhauptstadt Berlin, nur daß man sich hier größerer Mäßigung im Tone, einer absichtlichen Trockenheit und Sachlichkeit befleißigte. In der Versammlung sprachen ein Journalist, ein Künstler, ein Buchhändler, ein Theaterdirektor, ein Jurist, jeder von seinem sachlichen Standpunkt. Herr Hermann Sudermann faßte das Gemeinsame ihrer Ausführungen in einer Resolution zusammen. In den Ateliers wie in den Redaktionen, an den eckigen Biertischen wie an den runden Cafétischen hört man jetzt überall dasselbe Wort „Die Intellektuellen müssen sich zusammen thun.“ Das wird ohne Begeisterung gesagt, in dem Tone, mit dem man eine peinliche Notwendigkeit anerkennt. Und woher sollte man auch die Begeisterung nehmen? Man kann für eine junge Wahrheit fröhlich in den Kampf ziehen, man kann für sie fechten, leiden, aber am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts den Dunkelmännern beweisen müssen, daß die Kunst nur unter dem Gesetz der Schönheit steht, das ist mehr beschämend als begeisternd. Dazu kommt noch, daß wir uns nicht mit derselben geifernden Wut in den Kampf stürzen können wie unsere Gegner, weil wir sie heimlich lieben aus rein ästhetischem Wohlgefallen. Was sind das für prächtige Figuren, diese Stöcker, Roeren, Gröber, was für Säulen verwegenster Ignoranz und achtunggebietender Beschränktheit! Welcher Satiriker hätte den Mut, so unwahrscheinliche Gestalten zu erfinden? Sie sind unglaublich lächerlich, und wenn man lacht, kann man nicht ordentlich zuschlagen. Wir thun aber besser, uns an dem Humor der Sache erst zu erfreuen, wenn das Getümmel vorüber ist. Denn es handelt sich um unsere Ehre! Und wenn dieses Gesetz bestimmte, daß jeder Künstler den Roten Adlerorden 4. Klasse bekommt und jeder Schriftsteller eine staatliche Pension, es müßte doch fallen, weil es lex Heinze heißt, weil es die Prostitution und die Kunst mit demselben Strick aufknüpfen will. Dann fordern wir wenigstens einen eigenen Strick für uns. Unsere Gesetzgebung steht unter dem Zeichen der Unaufrichtigkeit. Das Fleischbeschaugesetz soll nicht etwa das Fleisch zu Gunsten der Agrarier verteuern, es will nur den deutschen Magen vor der amerikanischen Trichine schützen, die Waarenhaussteuer ist eine freundliche Einrichtung zum Schutze der wirtschaftlich Schwachen, und von der lex Heinze wird uns erzählt, daß sie mit der wahren Kunst nichts zu thun hat, daß ihre Paragraphen zum Teil überflüssig sind, weil schon in älteren Gesetzen vorhanden, und daß der andere Teil eine harmlose legislatorische Phantasie ist, die man nie verwirklichen wird. So meint auch Herr Harden, der immer anderer Meinung ist. Wir aber wissen, daß wir in Preußen leben, und fürchten den preußischen Schutzmann, dem der Menschheit Würde in die Hand gegeben ist. Sein Schamgefühl wird in letzter Linie entscheiden. Wie aber ein Schamgefühl aussieht, das sich zwölf Jahre in den Mannschaftszimmern einer Kaserne bewährt hat, das wollen wir uns nicht ausmalen. Und warum soll der Schutzmann mehr Kunstverstand haben als seine Vorgesetzten oder als der Landgerichtsrat Roeren? Mit dem eigentümlichen preußischen Takte wird er, wie er bisher gethan hat, immer das Falsche treffen. Eine pikante Photographie wird er mit freundlichem Wohlwollen betrachten, aber eine Böcklinsche Nymphe wird er aus dem Schaufenster verweisen. Das versteht er nicht, daß ist ihm unheimlich. Duldet doch auch die Theaterzensur die zotigsten Schwänke mit einem gewissen Wohlwollen, unruhig und mißtrauisch ist sie aber immer, wo sie eine ernsthafte soziale Kritik vermutet. „Die janze Richtung paßt uns nicht,“ sagte der Berliner Polizeipräsident. Die Feindschaft der Behörden datiert aus der Zeit, da die

moderne Kunst aus ihrem tiefsten Verfall sich erhob, da sie anfing, wieder echt, nachdenklich, lebenswahr zu werden. Als sie leicht, oberflächlich, charakterlos war, hat man sie gern geduldet. Jetzt scheint sie verdächtig, gefährlich, staatsfeindlich, weil sie wieder mit den großen Problemen des Lebens ernsthaft ringt und weil für ihren „esprit de recherche“ alles Bestehende, alles Gegebene notwendig problematisch sein muß. Die wahre Kunst ist nicht recht loyal. Das wissen die Regierungsräte. Gerhart Hauptmann hat den Schiller-Preis zweimal nicht bekommen. Schiller selbst hätte ihn zehnmal nicht bekommen. Und Goethe? Man muß eine unempfindliche Nase haben, um den Mist recht zu würdigen, der jahraus, jahrein in der katholischen Presse und Litteratur gegen ihn zusammengeschrieben wird. Man hat auch nicht die rechte Vorstellung, wie ihm in den Schulen von den Schwarzen beider Konfessionen mitgespielt wird. „Schweinekerl“ nannte ihn ein westfälischer Gymnasiallehrer vor seinen Schülern, wie von einem unserer ausgezeichnetsten Schulmänner bei der Sitzung eines wissenschaftlichen Vereins bezeugt wurde. Dieser Verführer ist der Gefährlichste von Allen, der leibhaftige Satanas. Darum haben wir wohl gethan, seinen Namen auf die Fahne des neuen Bundes zu schreiben.

„Die Intellektuellen müssen sich zusammenthun.“ Es handelt sich um unsere Ehre, um unser geistiges Ansehen vor Europa. Der Kampf gegen das Banausentum ist heute eine europäische Angelegenheit, die Bezeichnung „Intellektuelle“ haben wir aus den letzten politischen Kämpfen in Frankreich entlehnt. Die französischen Intellektuellen sind von ihren „tours d'ivoires“ herabgestiegen, um für eine Sache der Sittlichkeit und Gerechtigkeit zu kämpfen. Wir sind in unserem eigenen Lager angegriffen, in unserer eigenen Ehre bedroht. Und wir wollen die verfluchte Bescheidenheit ablegen. Das sogenannte Volk der Dichter und Denker soll wieder wissen, wer seine wirklichen Vertreter sind, nicht für den Wahlkreis Kyritz-Pyritz, für Hinterpommern und das Wupperthal, sondern für Europa und die Welt. Nicht Roeren und Stöcker, sondern Mommsen und Menzel. Und wir müssen uns mit den Bundesgenossen zusammenthun, die sich uns ehrlich anbieten, sei es mit den entschlossenen Liberalen oder mit den Sozialdemokraten. Herr von Vollmar hat die beste Rede gegen die lex Heinze gehalten, Herr Singer hat der Mehrheit den Gesetzentwurf durch seine geschickte Obstruktion vorläufig wegeskamotiert. Als Gabriele d'Annunzio, „der Deputierte der Schönheit,“ da er bei den Konservativen seines Landes mit seinen Bestrebungen keinen Anklang fand, auf die linke Seite des italienischen Parlaments übersiedelte, wurde er von sämmtlichen Demokraten und Sozialisten der Reihe nach umarmt und abgeküßt. Ich verlange nicht so viel von unseren Gelehrten, Künstlern, Schriftstellern. Aber wenn die Intellektuellen und die Politiker in engeren Verkehr träten, wäre beiden Teilen gedient. Es ist nicht lange her, daß ein preußischer Minister des Inneren die unsittlichen Tendenzen eines gewissen Gottfried Keller in öffentlicher Sitzung gegeißelt hat, und daß der Kriegsminister gegen einen gewissen Freiligrath verächtlich losging. Man stelle sich vor, daß in der französischen Kammer der Name Victor Hugo's so angegriffen wird. Das ganze Cabinet würde darüber zusammenstürzen. Und mit Recht. Bei uns ist die Ignoranz noch keine Schande, sie wird sogar mit Stolz als eine Rüstung getragen. Wir aber sind die blamierten Europäer, wenn solche Ausfälle wie auch neuerdings die der Ultramontanen auf die Klassiker und auf die Modernen ungesühnt bleiben. Es wäre der Mehrheit des Reichstags zu wünschen, daß sie sich intellektualisierte. Wenn geistige und künstlerische Interessen nur mit derselben liebevollen Gründlichkeit behandelt werden, wie die Anlage einer Sekundärbahn oder eines neuen Exerzierhauses, wollen wir ganz zufrieden und sogar stolz auf unser deutsches Parlament sein.

* * *

In dem mit interessanten Dokumenten und hübschen Illustrationen reich ausgestatteten Buche „**Das Wiener Burgtheater**“ giebt **Rudolf Lothar** eine Denkschrift wieder, in der die Grundsätze der vormärzlichen Theatercensur in Oesterreich vereinigt sind. Sie stammt von einem Censor, der fünfunddreißig Jahre seines Amtes gewaltet hat, der ein philosophischer Kopf und im Grunde ein wohlwollender Freund des Theaters war. Wir wollen uns erinnern, daß die Theatercensur im Widerspruch mit den preußischen Grundrechten bei uns noch besteht. Ihre Verfügungen, von denen Oskar Blumenthal aus seiner Praxis in der „Deutschen Revue“ die sonderbarsten Stücke mitgeteilt hat, werden unseren Nachkommen nicht weniger lächerlich erscheinen. Für den Fall, daß die lex Heinze durchgeht, möchte ich einige von den „Grundsätzen“ des alten österreichischen Censors unserer ästhetischen Polizei zur „diesseitigen Nachbeachtung“ empfohlen haben. Auch ohne dieses Gesetz ist ja der Unterschied nicht mehr groß.

„Es kann kein Sujet aufgeführt werden, dessen Hauptinhalt die christliche Toleranz

oder überhaupt die Gleichgiltigkeit der verschiedenen Gottesdienste wäre. Die Diskussionen über die Rechte des Römischen Hofes und der weltlichen Fürsten, oder die ultramontanischen Gegensätze würden ebenfalls anstößig sein, wenn sie dramatisch behandelt würden.

Monarchen nachtheilige Begebenheiten oder herabwürdigende Mißhandlungen derselben, wenn sie den Stoff eines Stücks ausmachen, können auch nicht aufs Theater gebracht werden. — Nie muß der Tadel auf ganze Nationen, auf ganze Stände, besonders auf die vornehmen und den obrigkeitlichen Stand überhaupt fallen . . . Nach diesen ist der Militärstand besonders zu schonen.

Personen männlichen Geschlechtes können der Tugend Schlingen legen, Versuche und sträfliche Anträge machen; allein ein Frauenzimmer kann nie, wäre es auch nur zum Scheine, einwilligen. Die Censur hat auch darauf zu sehen, daß nie zwei verliebte Personen miteinander allein vom Theater abtreten.

Die wilde Ehe hat nie statt.

In dem Dialog werden hierorts keine Ausdrücke, Redensarten oder Wörter geduldet, die biblischer, katechetischer oder hierarchischer Herkunft sind. Dazu gehören:

1. Texte aus der heiligen Schrift, als: wachset und mehret euch. Es ist vollbracht ꝛc.

2. Gleichnisreden, als alt wie Methusalem, weise wie Salomon, stumm wie Loths Salzsäule; dafür kann es heißen alt wie Nestor, weise wie Solon, stumm wie ein Fisch ꝛc. Das katechetische Wort: Sünde ist auch nicht leicht zu gestatten, es kann allzeit durch Missethat, Verbrechen, Frevel, Fehler ꝛc. gegeben werden.

Freyheit und Gleichheit sind Wörter, mit denen nicht zu scherzen ist. Die Behandlung der Freyheit im politischen Verstande, wenn es nemlich keine Befreyung von einer Gefangenschaft bedeutet, ist also weder im Komischen noch im Tragischen — — — zugelassen worden.

Von dem Worte „Aufklärung“ ist auf dem Theater ebenso wenig Erwähnung zu machen, als von der Freyheit und Gleichheit.“

* * *

Verner von Heidenstam ist der Führer der jungen schwedischen Dichtung. Im Alter von siebzehn Jahren hat er Griechenland und den Orient bereist, und der junge Dichter hat wie Hölderlin und wie manche andere Pilger vor ihm an den Gräbern der toten Schönheit getrauert. Diese Stimmungen klingen in seinen ersten Werken, „Wallfahrt und Wanderjahre,“ „Endymion“, „Hans Alienus“: er ist ein Fremder unter den Barbaren und doch ein Sohn seiner Zeit, die den Romanismus politisch besiegt hat und den Hellenismus innerlich überwindet. „Classicität und Germanismus“ (Wien, Hartleben) heißt die prächtige Schrift, in der er den Weltkampf der letzten Jahrhunderte schildert, keine historische Betrachtung, sondern das leidenschaftliche, schmerzlich tiefe Werk eines Dichters, dem dieser Kampf durch die Brust geht.

— Barbaren! Sind wir von der Stunde der Geburt zu dieser Unehre bestimmt, dann müssen wir uns an jedem Morgen sagen, daß alles, was wir bis zum Abend unternehmen mögen, eitle Mühe sei. Unheimlich ist es, wie inmitten der eilfertigen Geschäftigkeit mit der Stärke einer Ahnung ein Selbstzweifel, ein Mißtrauen sich in uns einschleicht, das uns zwingt, die Vorbilder des Großen und Erhabenen in ganz anderen Zeitepochen zu suchen. Einige wenden sich der Geschichte des eigenen Volkes, Andere dem gallischen Geiste zu, vielleicht die Meisten aber schweifen geradenwegs ins Feindesland der Renaissance, nach Rom und Hellas. Wir bekämpfen die Classicität, wie gewisse Völker gegen Napoleon stritten, mit Bewunderung und Verleugnung.

Es ist die historische Aufgabe des Germanismus, die Classicität zu stürzen und die praktische Verwirklichung des Christentums durchzuführen. Vielleicht können die Deutschen dieses Werk der Demokratisierung nicht mehr vollenden. Sie haben ja häufig mitten auf dem Schlachtfelde eine Stunde Waffenstillstand vorgeschlagen und fraternisierend von den Trauben im Ränzel der Hellenen und Latiner gekostet. Sie haben eine Römische Kaiserkrone besessen und einen fränkischen Kaiser. Sie haben ihre Scholastik gehabt, ihren Humanismus, ihr Sans-Souci, ihr Weimar und Lessings vortrefflichen aber in seiner Trennung der verschiedenen Künste nichts weniger als germanischen „Laokoon.“ Sie haben ihren Heine gehabt und zu allerletzt ihren Nietzsche, der mit der grimmen Freude eines römischen Hühnerverkäufers jedes Federchen aus der armen Haut des Germanismus rupft, um sich doch zuletzt dadurch als Germane zu verraten, daß ihm der Mund bis über die Ohren geht. Jeder Einsatz an Schönheit und Formengebung ist ein Becher Wassers gewesen, vom Wanderer an jener südländischen Quelle gefüllt, die ihre Fluten aus dem Schnee der Berge der klassischen Götter holt. — Aber geheimnisvoll und ungekannt steht hinter den Deutschen ein anderes Volk mit langen Bärten und Schafpelzen und einer unterwürfigen Ergebenheit in den Augen. Es sind die Slaven. Sie wissen nichts von Classicität und

verstehen sie nicht. Sie scheinen auf besondere Art für praktisches Christentum empfänglich und dadurch bestimmt, das letzte Treffen der allgemeinen Demokratisierung auszukämpfen. Tolstoi's Stimme ist nicht das Knurren eines alten Mannes gegen Marmor und Statuen; ein ganzes Volk redet durch ihn. Die Barbaren! Und dennoch — ist dieses Schreckenswort berechtigt? Ist Barbarei vor dem Classicismus auch eine solche vor der Nachwelt? Noch stehen wir an einem Anfang. Unsere Zeit ist die musikalische, da Phantasie und Empfindung Winkelhaken und Zirkel zerbrechen und mit unbewußten Schöpferhänden bilden, sie ist die organische, denn sie konstruiert nicht länger aus willenlosen Ziegelsteinen wie die klassische Baumeisterhand, sondern von innen heraus und organisch baut sie wie die Zellen einer Pflanze. Sie ist das Reich der tausend Möglichkeiten, ein formloses Weltenmeer, das nochmals im Helldunkel die Erde überschwemmt und sie mit lebendigem Grün befruchtet. —

* * *

Ueber „Frauenarbeit und Frauenfrage" hat der Jenenser Professor der Staatswissenschaften Dr. Julius Pierstorff eine sehr wertvolle Broschüre veröffentlicht. (Jena. Verlag von Gustav Fischer. 1900.) Die wissenschaftliche doch auch für weitere Kreise sehr gut lesbare Abhandlung vermehrt nicht die Zahl der Kampfschriften, sie giebt vielmehr einen der Sache sympathischen aber durchaus historischen objektiven Bericht über die Entwicklung der Frauenfrage und vor allem eine sehr wünschenswerte Uebersicht der heute schon ins Grenzenlose anwachsenden Emanzipationslitteratur. Die Darstellung beschäftigt sich mit der Lage der Proletarierinnen und der der bürgerlichen Frauen, deren Selbständigkeitsbestrebungen aus den ökonomischen Verhältnissen wie aus ideologischen Bedürfnissen mit großer Einsicht abgeleitet werden. In knapper Charakteristik werden alle staatlichen und privaten Unternehmungen der modernen Welt vorgeführt, die der weiteren Ausbildung der Frauen oder der Vorbereitung für einen bestimmten Beruf dienen, als Bildungs-Erwerbs-Berufsvereine, Mädchengymnasien und Universitäten.

Eine summarische Schlußbetrachtung erinnert an die vereinzelten Bestrebungen, die der heutigen Frauenbewegung vorangegangen sind. Den Frauen der italienischen Renaissance, die als Künstlerinnen, Dichterinnen, Rednerinnen an die Oeffentlichkeit traten, liegt eine grundsätzliche Vertretung ihrer Geschlechtsinteressen noch völlig fern. Eine französische Schriftstellerin, Christine de Pisan, tritt dagegen schon im 15. Jahrhundert für die Emanzipation ein, ihr folgt Mademoiselle de Gournay und Margarete von Valois, Gemahlin Heinrichs IV., die bereits die Ueberlegenheit des weiblichen Verstandes zu beweisen versucht. In Deutschland tritt der humanistische Philosoph Cornelius Agrippa für sie ein wie später in England der Verfasser des „Robinson" Daniel Defoe und Mary Astel, die beide für eine reichere wissenschaftliche Bildung der Mädchen plädiren. Während der französischen Revolution vereinigten sich zahlreiche Frauen in politischen Clubs, die aber schon 1793 gewaltsam unterdrückt wurden. Ihre berühmte Vorkämpferin, Olympe de Gouges hatte die Erklärung der Menschenrechte mit einer Erklärung der Frauenrechte beantwortet. Die moderne internationale Bewegung ist aus mehreren großen Strömungen romanischen und germanischen Ursprungs zusammengeflossen. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts knüpft sich die Entwicklung der Emanzipationsbestrebungen vornehmlich an den Namen von Georges Sand, die die Tendenzen des Rousseauschen Individualismus auch für die Frauen verwirklichen will. Durchaus praktisch-politischer Natur ist die Bewegung der amerikanischen Frauen, die hinter den Negern nicht zurückbleiben wollten, für deren menschliche Gleichberechtigung sie eingetreten waren. In mehreren Staaten der Union haben sie das politische Stimmrecht erobert, dessen Erwerbung sich auch die von John Stuart Mill's berühmtem Buche beeinflußte Emanzipation in England zum Ziele gesetzt hat, die aber trefflich organisiert und von der thätigen Sympathie aller Klassen unterstützt hauptsächlich die Hebung des Frauenerwerbs und die Erweiterung der Frauenbildung betreibt. Der deutsche Feminismus, der durch die Zeitschriften „Neue Bahnen" und „Die Frau" vertreten wird, hat sich in derselben Weise der sozialen Wirksamkeit gewidmet. Das Organ der radikaleren Richtung, die die völlige Gleichstellung der Geschlechter verlangt, ist die „Frauenbewegung". Ein Zusammengehen von bürgerlichen und proletarischen Frauen hat sich noch nicht ermöglichen lassen, weil die trennenden sozialen Unterschiede bisher noch schwerer wirken als die gemeinsamen Geschlechtsinteressen. Die deutschen Arbeiterinnen haben ihr eigenes Organ „Die Gleichheit", sie behandeln die Frauenfrage als einen Teil der Arbeiterfrage, wie sie auch an der sozialdemokratischen Partei eine Stütze gesucht haben.

* * *

Von zwei Frauenromanen möchte ich sprechen, einem englischen und einem französischen, weil beide, aus denselben europäischen Stimmungen geflossen, sich in ihrem Innersten berühren, von derselben Not, denselben Hoffnungen reden, und weil doch beide als Kunstwerke verschiedener nationaler Abstammung so merkwürdig kontrastieren. Solche Vergleiche sind im allgemeinen billig, aber sie drängen sich zuweilen auf und sind auch fruchtbar, wenn ein günstiger Zufall oder vielmehr die allgemeine Konstellation der Weltlitteratur uns vor ein Süjet stellt, das sich aus dem gemeinsamen menschlichen Kerne heraus nach den Bedingungen der nationalen Individualität und ihrer litterarischen Traditionen auseinander zweigt.

George Egerton, durch ihre „Dissonanzen“ schnell berühmt geworden, schrieb „Die Mühle Gottes,“*) Marcelle Tinayre, die in Deutschland wohl noch unbekannt ist, den Roman „Hellé.“**) Die Engländerin ist die Bedeutendere, Reichere, die Französin die Bewußtere, Geschicktere. Bei der einen erscheint das Leben in breiter Fülle, so daß der Roman davon überfließt, es ist ein Hinundherspringen, ein fortwährendes Wiederanfangen, eine scheinbar ziellose Wanderung auf gewundenen Pfaden mit mannigfach wechselnden Aussichten, die andere giebt nur das Notwendige, einen geraden Ausschnitt des Lebens, aber sie schreitet vorwärts nach einem von Anfang an sichtbar aufgepflanzten Ziele. Die Engländerin, die Realistin, stellt Frage auf Frage, um mit einer zagen Hoffnung zu schließen, die nur die wirkliche Zukunft erfüllen kann, die Französin, die Moralistin, stellt ein Problem und löst es, oder glaubt es wenigstens gelöst zu haben. —

George Egerton's Heldin ist eine kleine Irin, die nach New-York geht, um sich da ihr Brot hinter einer Schreibmaschine zu verdienen, die dasselbe in London mit verschiedenen Beschäftigungen versucht, einen wilden Abenteurer heiratet, der bald stirbt, und dann eine sorgenvolle Ehe mit einem vertrunkenen, faulen, leichtsinnigen Arzte führt, von dem sie durch einen Unglücksfall befreit wird. Endlich kommt sie in die Kreise der englischen Frauenrechtlerinnen, und mit diesem neuen Anfang ihres Lebens schließt das Buch. Man halte es nach dieser gedrungenen Inhaltsangabe nicht etwa für einen sozialen Roman oder für eine von den banalen Lamentationen über die Ungerechtigkeit dieser Welt! Es will durchaus kein typischer Fall sein sondern das ganz individuelle Schicksal der sehr eigenartigen Mary Desmond. Geradezu meisterhaft ist ihre Jugend geschildert, die feine sensitive Mutter, die bald dahinwelkt und der reizend verlumpte chevalereske Vater, früher Major bei den irischen Dragonern, der sich nur im Schuldgefängnis vor seinen Gläubigern sicher fühlt und seinen Freunden höchst talentvolle Skizzen verkauft, die er niemals machen wird. Höchst farbig und anschaulich ist auch das Leben der arbeitenden jungen Mädchen in New-York und London geschildert, wobei die beiden Riesenstädte in ihrem Wesen sehr geistreich kontrastiert werden. Ueberhaupt wimmelt in dem Buche ein ganzes Völkchen höchst lebendiger in einen Hauch humoristischer Melancholie getauchter Figuren. Prächtig sind zwei schottische Aerzte, Quartalsäufer, die ihre Praxis gemeinsam ausüben, so daß der Nüchterne immer den Trunkenen vertreten kann. — Die Heldin Mary ist überall eine Fremde, Einsame, sie wartet immer auf etwas und weiß nicht worauf. Ihr großes heißes Herz kann sich nicht hingeben, weil der Verstand und ein scheuer, sicherer Takt ihr immer sagen, daß es noch nicht Zeit ist. In dem Wirrsal ihrer Geschicke kommt ihr schließlich die Ahnung, daß die große Klärung und Erklärung des Lebens nicht über sie gekommen ist, — die Liebe. Eine Freundin sagt ihr: „Die Männer, die wir heutigen Frauen brauchen oder die uns brauchen, giebt es heutzutage noch nicht; Aufgabe der Mütter ist es, sie für die Frauen, die uns folgen, zu erziehen!“

Verglichen mit dem Reichtum dieses Buches, dem nur die sparsame Verwaltung fehlt, erscheint die Geschichte der Französin Hellé etwas geradlinig konstruiert. Marcelle Tinayre hat sich in die französische Litteratur mit einer prächtigen Mädchengeschichte „Avant l'amour“ eingeführt, in der die Sinnlichkeit recht kräftig ausschlägt. Ihr letzter Roman ist technisch und stilistisch fertiger (die Franzosen lernen immer zu, auch die Frauen) aber weniger reizvoll durch den Schematismus seiner Anlage. — Die Waise Hellé ist von einem alten Onkel in streng klassischen Traditionen großgezogen worden, sie verkehrt mit Homer und Herodot, mit Plato, mit Goethe auf vertrautem Fuße. So wird sie zu einem Ausnahmegeschöpf, einer kleinen Pallas Athene mit dem Hirn eines Mannes, dem Herzen einer Jungfrau, ganz ohne verschwommene moderne Sentimentalität, die die Frauen so biegsam, so begehrlich und begehrt macht.

Das Ideal der Schönheit ist ihr gleich dem Ideal der Tugend als die höchste Ordnung der Begriffe Der Onkel hat sie so erziehen wollen, daß sie nur noch einen Heroen wählen kann. Dieses Wort ist wie unser „Übermensch“ in der französischen Litteratur jetzt so gebraucht und verbraucht, daß es allenfalls noch einen starken und überzeugungstreuen Menschen bedeutet. Diesen Heroen findet sie denn auch, allerdings auf

*) Uebersetzt von Dora Landé. Berlin, S. Fischer Verlag. 1900.
**) Paris. Société du Mercure de France. 1899.

einem Umweg. Zuerst ist sie trotz ihrer Erziehung von einem schönen jungen Dichter und Aestheten bezaubert, aber seine kleinen Rücksichten und Lügen vor der Welt stoßen sie bald zurück, so daß sie ihre Verlobung wieder löst. Ihr Heroe wird ein sozialer Apostel, ein früherer Marquis, der sein Vermögen den Armen gegeben hat und das Werk der Gerechtigkeit verwirklichen will. Durch die Bewunderung gelangt sie zur Liebe. Beide verbünden sich zu dem großen Werke: die Gerechtigkeit übt der Mann, Mitleid und Liebe die Frau. Das Buch trägt am Anfang und am Ende ein Motto von Michelet: Das Weib giebt sich in voller Klarheit dem gerechtesten, würdigsten, lautersten Manne. Aus solcher hohen und freien Liebe muß sie den künftigen Heroen empfangen. — So ist es der Hellé besser gegangen als der Mary. Was für die Eine noch verschleierte Hoffnung und Ahnung, ist für die Andere Karheit und Besitz. Marcelle Tinayre erreicht die klare Lösung eines Problems, indem sie das Leben zur Räson bringt. George Egerton neigt sich vor ihm, wie es ist, in frommer Verehrung. C—r.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Die europäische Civilisationsarbeit.

Von A. Gundaccar von Suttner.

Die Szenerie ist von einer erdrückenden Melancholie, von einer Traurigkeit, die das Herz zusammenpreßt und die Muskel lähmt.

Das ist die sudanesische Landschaft in ihrer erschütternden und großartigen Entsetzlichkeit.

Das ist Afrika; die menschenfressende, gehirnerweichende, kraftverzehrende Mutter des Fiebers und des Todes. Das ist die geheimnisvolle Wehrwölfin, die seit Jahrhunderten das Blut der Europäer aussaugt, sie bis aufs Mark entleert und toll macht.

Seht dort drüben das Meer in seiner ewigen Siesta, — tiefblau wie eine riesige Indigomasse im Becken, — unter der Sonnenglut dampfend. Die Welle bricht sich und schäumt unaufhörlich die kahle Küste, die schroffen Klippen empor, wie um der Waghalsigkeit der Schiffer Trotz zu bieten.

Die unzähligen Morastlachen, die im Schatten der stinkenden Sumpfgewächse ihre Pestilenz aushauchen, lauern gleichsam auf die kühnen Eindringlinge, die sich in die Nähe wagen. Wenn sich dort in Winternächten der Mond spiegelt, möchte man glauben, das Gesicht eines weißen Mannes in Agonie starre Einem entgegen.

Die Klippen, mit Gestrüpp von stachligen Aloen und Cactus überwuchert, ragen aus dieser verzweifelten Unendlichkeit kaum erkennbar hervor; sie bergen den giftigen, betäubenden Geifer der Mandragoren und Strychneen und der mannigfaltigen Reptilien in sich. Gleich Polypenarmen windet sich das trübe Gewässer der Flüsse zwischen dem verlassenen Ufergelände dahin und wälzt seine Fluten den Mündungen zu.

Weiter landeinwärts, gegen die Wüstenregionen zu, ist das Bild noch trostloser: Unabsehbare Weiten dehnen sich in das Endlose aus; nichts lebt dort, nichts wächst dort, außer einzelne magere Sträucher, karges Gras und wenige Gummibäume, die unter der ewigen Gluthitze der Sonne ihre gelben Thränen weinen.

Nur in langen Zwischenräumen lösen sich die Wolken in Regentropfen, die der Sand sofort gierig aufsaugt. Weder Vögel, noch andere Tiere, ja nicht einmal der Freund der Einsamkeit, der Schakal, verlieren sich dorthin, denn sie würden unfehlbar verdursten . . .

Und doch durchkreuzt hie und da eine Karawane die endlose düstere Ebene, zumeist Banden von Negerhändlern, die diese beklagenswerten Schattenwesen von Männern, Weibern, Kindern vor sich hertreiben, elende Geschöpfe voller Wunden, von den Halseisen halb erdrosselt, die Handknöchel von den Fesseln blutig gewetzt. In dichten Flügen folgen gierige Raben und nackthalsige Aasgeier dem Zuge in der sicheren Erwartung, da willkommene Beute an Solchen zu finden, die vor Hunger und Schwäche zusammenbrechen oder deren wund-

gelaufenen Füße den Dienst versagen und die man hilflos ihrem Schicksal, — dem Tode überläßt.

O diese schrecklichen Etappen, gezeichnet von Haufen menschlicher Reste, Frauen- und Kinderskeletten, weißschimmernder, als der Sand, mit dem sie der Wind erbarmungsvoller, als die Menschen, langsam wie mit einem großen Leichentuch bedeckt! Wie schrecklich diese Schädel, die noch nicht verkalkt sind, und die wie ungeheure Diamanten unter den Feuerstrahlen der Sonne aufleuchten! Wie furchtbar diese Gesichter, die noch nicht völlig skelettiert sind und die einst lächelnden Mädchen und Kindern gehörten! Und diese eingesunkenen Nasen, in deren klaffenden Löchern Würmer und Fliegen aus- und einkriechen, — diese geöffneten Rachen, aus denen die Zähne matt hervorleuchten wie Perlen, die man hingestreut, — diese Augenhöhlen ohne Sterne, in deren Tiefe es von fremdartigen Insekten wimmelt, und die ewig zum unversöhnlichen Azur des Himmels emporstarren, wie um die göttliche Gerechtigkeit gegen die Henker anzurufen! . . .

Im ganzen oberen Senegal, wie auch in den nördlichen und südlichen Gegenden des Niger, von Kulikora bis Tumbuktu, giebt es weder Straßen noch Pfade, die nicht mit zahlreichen ähnlichen Etappen gezeichnet wären, Lagerstätten des Todes und des Verbrechens, Restablagerungen des einzigen Handels, der unter dem Schutze unserer Flagge blüht und gedeiht! . . .

* * *

Mit dieser düsteren, tieftraurigen Schilderung leitet P. Vigné d'Octon sein neuestes Buch „La gloire du sabre“ ein. Seit mehreren Jahren schon führt der Verfasser in seiner Eigenschaft als Mitglied der französischen Kammer voll Mut und Ausdauer einen Kampf gegen die europäische Barbarei in den Colonien. Er selbst war vier Jahre hindurch im aktiven Dienst Zeuge der Greuelthaten, die unter der Aegide und dem Protektorate der europäischen Regierungen an den unglücklichen Eingeborenen begangen werden, welchen man die Segnungen der Kultur zu bringen versichert.

Was die wilden Scharen eines Pizarro und Cortez begonnen, das setzen die Banden moderner Conquistatoren fort. Ausrottung, Vernichtung — lautet die Parole. Gelb- und Schwarzhäuter sind ja keine Menschen; sie sind jagdbares Wild, wie das andere, — nur ist der Sportgenuß ein größerer, denn dieses Getier vermag seinem Leid in Form menschlicher Klage Ausdruck zu geben, es vermag sich sogar mit alten Feuersteinwaffen, mit Pfeilen und Speeren zur Wehr zu setzen, — kurz, die Jagd hat Momente der Aufregung und des Sinneskitzels, die den Genuß des Marterns und Tötens erhöhen.

Nur einen einzigen Civilisator im edlen und ethischen Sinne des Wortes kennt die Geschichte: das war Livingstone, der mit dem Apostelstabe in der Hand durch die Wildnis wanderte, der unbehelligt Landschaften des schwarzen Kontinents durchzog, die bisher kein Fuß eines Weißen betreten, und der unter den wildesten, berüchtigsten Stämmen verkehrte, Worte der Milde und Güte predigend, ohne daß Einer sich versucht gefühlt hätte, ihm ein Haar zu krümmen.

Dann brach, von einer reklamesüchtigen Zeitung entsendet, sein „Entdecker“ Stanley ins Land, und von da an beginnt die Periode des Vernichtens, Mordbrennens, kurz die Periode der Civilisierung durch Feuer und Schwert.

Die Männer der Wissenschaft werden sich bald entschließen müssen, eine pathologische Frage zu untersuchen, die im Interesse der Kultur dringend einer Lösung bedarf: Von Zeit zu Zeit — aber nunmehr in ziemlich kurzen Ab-

ständen — dringt ein Klageruf aus jenen überseeischen Ländern herüber, in welche die verschiedenen Staaten Europas Gesittung, Ordnung und Wohlstand nach europäischem Muster zu bringen behaupten. Vor wenigen Tagen erst haben die Blätter über schauerliche Zustände im Congo-Staate zu berichten gewußt, über die unmenschlichen Greuelthaten Solcher, denen vermöge ihrer nahezu unverantwortlichen Stellung das Recht über Leben und Tod zusteht und die in Anfällen von Blut- und Mordwahnsinn wahre Orgien eines neronischen Zeitalters würdig feiern. Nicht lange vorher hat die deutschen Militärgerichte der Fall des Prinzen Arenberg beschäftigt, der an Grausamkeit und raffinierter Quälsucht kaum hinter den anderen Schandthaten zurücksteht, welche das hochkultivierte Europa in den Colonien begangen hat und noch heute begeht.

Tropenkoller nennt man es kurzweg. Man sagt, die normalsten, ruhigsten Menschen packe nach längerem Aufenthalt in tropischen Ländern zuweilen dieser Zustand, der ihnen die Besinnung, die Denkfähigkeit raubt, und der der atavistischen Grausamkeit der primitiven Menschenbestie zum Durchbruch verhilft.

Ich glaube, etwas ist in dieser Charakterisierung falsch: die Epitheta „normal“ und „ruhig“ gehören nicht hinein. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, das Verhalten so mancher Europäer in östlichen Ländern zu beobachten, und die Erfahrung, die ich da sammeln konnte, gestattet mir die Behauptung, daß aus der besseren Klasse nur Jene für den Tropenkoller empfänglich sind, deren Naturanlage den Begriff normal ausschließt. In den mingrelischen Niederungen, die streckenweise von ausgedehnten Sümpfen durchzogen sind, bleibt kein Europäer von jenen bösen, entnervenden und kraftraubenden Fieberanfällen verschont, die alle möglichen Zustände im Gefolge haben. Während psychisch gesunde Naturen eher in eine apathische, hinfällige Verfassung geraten und das Fieber gleichsam verschlafen, packt es die nervösen, reizbaren Subjekte bei den Nerven, und zwar in einer Weise, daß die Anfälle thatsächlich etwas von Tobsucht an sich haben. Der thörichte Glaube, daß starke Spirituosen ein Palliativmittel sind, trägt nicht wenig dazu bei, die Exaltation des Patienten zu steigern, und schließlich erreicht das Fieber seinen Höhepunkt in Gestalt eines ausgesprochenen Tropenkollers, der allerdings in jenen Gegenden nicht so zum Ausbruch kommt, wie in den Ländern, wo übermächtige Europäer fast wehrlosen Wilden gegenüberstehen.

Wer sich zum Dienst im Vaterlande als untauglich erweist, der wird mit offenen Armen aufgenommen, wenn er sich zur Dienstleistung in den Tropen meldet. Zweifelhafte Existenzen kann man immer dort brauchen, wo es weniger auf tadellose Antezedentien und moralische Befähigung ankommt, als darauf, daß Einer „schneidig“ ist, nicht Tod und Teufel fürchtet und um seine Haut keine allzugroße Sorge trägt. Landsknechtnaturen sind gerade das Richtige für solche Zwecke; Desperados, die in Europa nichts zu verlieren haben und die drüben, auf ihren exponierten Posten, in der unendlichen Einsamkeit ihre Stunden mit Spiel, Trunk und Weibern in aller Gemächlichkeit totschlagen können, wenn sie nur im Ernstfalle ihren Mann stellen und jederzeit bereit sind, zum höheren Ruhm des Vaterlandes das schwarze Gelichter zu Paaren zu treiben.

Aber bald wird das ewige Einerlei, der Mangel an Abwechslung tötlich; dazu gesellt sich noch das Fieber, dieses abscheuliche Fieber, das das Blut wie flüssige Glut durch die Adern jagt, das die Pulse und Schläfen pochen macht und die Nerven zum Zerreißen spannt. Bilder aus vergangenen Zeiten tauchen empor, Erinnerungen aus Tagen, die schöner waren, die allerhand Hoffnungen in sich bargen und zu freudigen Erwartungen berechtigten. Und dabei drängt sich der Vergleich mit der verzweifelten Gegenwart auf, mit dieser Gegenwart

in der melancholischen, eintönigen Wüstenei, fern von aller Civilisation, fern von jeder Nachbarschaft freudiger Menschen, von jeder Zerstreuung, von jedem Lebensgenuß. Etwas wie Verzweiflung, wie Welthaß packt diese verlassenen Individuen; Haß gegen sich selbst, gegen die Oberen, gegen das Vaterland, das sie ohne ein Wort des Bedauerns und der Teilnahme in ihr Exil ziehen ließ; Haß gegen die unerträgliche Einöde und gegen diese „Halbmenschen", mit denen man einzig und allein in Verkehr steht und an die Einen kein Interesse, keine Zuneigung, kein Mitgefühl, kurz keinerlei ethische Empfindung fesselt. Und da gerät die krankhaft gestimmte Phantasie auf Abwege.

Gäbe es hier keine Wilden ex officio im Zaum zu halten und zu bändigen, so wäre man überhaupt nicht hier, sondern säße in Paris oder in Berlin oder in Brüssel oder in London im Café oder im Club und thäte sich an der Gesellschaft von Freunden und Kameraden gütlich; man wäre ein Stückchen dieses großen Triebwerkes selber, dieser atmenden, pfauchenden Maschine, „Gesellschaft" genannt, die sich in ihren einzelnen Teilen ebenso wichtig fühlt, als in ihrer Gesammtheit, und das Bewußtsein in sich trägt, daß sie die treibende Kraft ist, die Staaten lenkt, Revolutionen macht, den Künsten ihren Weg weist oder hemmt, die Wissenschaft fördert oder befehdet, kurz, für die kommenden Generationen die Ereignisse zeitigt, die man Kultur- und Weltgeschichte nennt.

Aber hier! Hier ist man der Niemand. Aus dem Triebwerke ausgeschaltet, kaltgestellt, sich selbst überlassen. Und das erträgt die Selbstliebe für die Länge nicht. Kann man auch nicht am Sturz von Ministerien, am Zusammenbruch von Königsthronen, an der Anremplung von Nachbarstaaten mitarbeiten, so kann man doch vielleicht etwas leisten, das von Einem reden macht. Und dringt der Ruf der That auch nicht bis über die Grenzen der meilenweiten Steppen und der fernen Meere, so kann man sich wenigstens die Befriedigung verschaffen, unter den Wilden der Umgebung als „eiserne Faust" oder „Geißel der schwarzen Rasse" gefürchtet und gehaßt zu werden.

Nur immer Karten, nur immer Branntwein, nur immer Weiber, das wird ja unerträglich langweilig. Die Natur fiebert nach anderem, nach Aufregendem, Spannendem, und das Anormale in dieser Natur entwickelt sich immer mehr und mehr, das Gehirn ersinnt immer wahnsinnigere Ideen, bis endlich das Krankhafte zum Ausbruch kommt und die Nerven in raffinierten Befriedigungen die Abspannung finden, die sie brauchen, um nicht zu zerreißen.

Man höre nur, was Vigné d'Octon weiter über diese Menschen berichtet, die nach und nach ihre Menschlichkeit einbüßen und Erregungen brauchen, gleichwie der Opiumesser und Morphiomane immer wieder das Stimulans benötigt, das ihn aus seiner Apathie zu flüchtigen Momentgenüssen emporrüttelt:

„Der Postenkommandant war bedenklich erkrankt und der älteste Leutnant übernahm an seiner Statt den Befehl. Eine kleine Abteilung von uns hatte einen Jagdausflug unternommen; wir kehrten aber, da ein heftiges Gewitter drohte, frühzeitig ins Lager zurück. Unvermutet wurden wir Zeugen eines abscheulichen Schauspiels:

An einen Baum war ein junger Sklave gefesselt, der erst kürzlich dem Postendienste zugeteilt worden war. Mit einer wahrhaft bestialischen Wut hieb einer der Schützen auf den nackten Körper ein. Bei jedem Schlage zeichnete die Peitsche aus Rindersflechsen eine tiefe Furche in die dunkle Haut, die in der Sonne glänzte, und bald floß das Blut in roten Strähnen den Körper herab. Der Bursche blieb unter den mörderischen Hieben regungslos wie der Baum selber, an den er gebunden war. Mit gesenktem Kopf und geschlossenen Augen hing er da wie ein hilfloses Schlachttier.

Unser erster Gedanke war, daß der schwarze Sergeant, der den Dienst des Adjudanten versah, in seiner wilden Eigenmächtigkeit den Befehl zu der grausamen Züchtigung gegeben habe. Aber bald entdeckten wir den Leutnant selbst im Vorbau seiner Hütte sitzen. In seinem Weidenstuhl schaukelnd sah er mit geilen Blicken der Marter zu, die er selbst eines geringfügigen Vergehens halber angeordnet hatte. Seine Negerin und sein Boy hockten auf einer Matte zu seinen Füßen. Jedesmal, wenn die Peitsche einen Fetzen Haut mitriß, ging ein eigentümliches Beben durch seinen Körper, die gallig gelb gefärbten Augensterne leuchteten auf und um die Lippen zitterte ein mattes, erotisches Wahnsinnslächeln.

Bei diesem Anblick erinnerte ich mich unwillkürlich an gleichartige Fälle, die über deutsche Offiziere aus den südlichen Distrikten, am großen Togo berichtet worden waren; sie hatten in den Ruhestunden nackte Mädchen bis aufs Blut peitschen lassen und sich an dem Zucken, den Windungen der Opfer ergötzt, ihren sinnlichen Drang befriedigt, der sich an anderen, natürlicheren Genüssen bereits abgestumpft hatte.

Was mag das nur für ein krankhafter, scheußlicher Zusammenhang zwischen Sinneslust und Grausamkeit sein, der solche Bestialitäten zeitigt! . . .

Ein Kamerad erzählte mir von einem anderen Falle:

Eines Tags eskortierte ein Offizier einen Trupp gefangener Mauren nach Goumbou. Um eine Flucht unmöglich zu machen, waren die Männer durch Joche aneinandergespannt. Eine einzige Frau, etwa fünfundzwanzig Jahre alt und von auffallender Schönheit folgte ungefesselt dem Zuge. Nach mehreren Tagen Marsch hatte sich die Gefangene die Füße blutig gelaufen und man sah ihr die Totmüdheit an. Bald konnte sie nicht mehr weiter, aber Schläge trieben sie immer wieder auf, und sie schleppte sich ächzend weiter, bis sie neuerdings zusammenbrach. Endlich flehte sie, man möge sie töten, mit ihren Kräften sei es zu Ende. Die Gefangenen baten, man möge ihnen gestatten, eine Tragbahre anzufertigen, sie wären bereit, die Unglückliche abwechselnd zu tragen. Allein der Offizier verweigerte die Erlaubnis. Selbst die Bedeckungsmannschaft begann Erbarmen zu fühlen: die Spahis wandten sich an den Eskorteführer und erklärten sich bereit, Jeder eine Weile zu Fuß zu gehen und der zu Tode Ermatteten während dieser Zeit das Pferd zu überlassen, aber wieder war ein grausames „nein“ die Antwort.

Da plötzlich brach die Frau zusammen, und nichts vermochte sie mehr auf die Beine zu bringen. Nun gab der Offizier Befehl, die Unglückliche an den nächstbesten Baum zu fesseln, „damit sie nicht entwischen könne“. Dann setzte der Zug seinen Marsch fort.

Am nächsten Morgen fanden sie Leute aus einem unweit gelegenen Dorfe tot, schon zur Hälfte von den Geiern aufgezehrt.

Wir haben diese traurigen Reste — schloß der Erzähler — selbst gesehen: am Fuß des Baumes, an dem noch der Strick hing, lagen die Knochen in einem Häuflein beisammen. Und die Ursache dieses scheußlichen Mordes? Die junge Maurin hatte dem Eskortekommandanten hartnäckig ihre Gunst versagt. Das war doch Grund genug, sie den Geiern zum Fraß darzubieten!“

* * *

Kein Zweifel! Nur der Wahnsinn kann solche Scheußlichkeiten hervorbringen, die in eine Reihe mit den Lustmorden zu stellen sind.

Aber wen trifft dafür die Verantwortung? Diese kranken Subjekte würden in ihrer Heimat ebensogut ein schändliches Verbrechen begehen, wenn

sich ihnen eine günstige Gelegenheit böte oder wenn sie die Sicherheit hätten, ungestraft zu bleiben. In ihnen steckt längst der Missethäter und nur die eiserne Faust des Gesetzes oder der Zwang, den ihnen die Gesellschaft auferlegt, hält sie davon ab, die schiefe Ebene hinab zu gleiten. Leist wäre ohne Zweifel ein korrekter, angesehener Beamter geblieben, hätte ihn nicht der Zufall nach Afrika verschlagen, wo er, statt Subalterner zu bleiben, plötzlich zum Hochgebietenden wurde.

Und sind Andere, die heute noch eine Rolle spielen, viel besser? Hat man vergessen, daß Cecil Rhodes, der Millionär und „König von Rhodesia", der im stolzen Protzenwahne seiner Macht den Kaiser von Deutschland gewissermaßen als Kollega besuchte, hat man vergessen, daß dieser selbe Rhodes vor Jahren die aufständischen Eingeborenen haufenweise unter den martervollsten Qualen hinschlachten ließ? Wir kämen da gar weit, würden wir im geheimen Dossier aller Jener nachschlagen, die ihre wilde Periode glücklich hinter sich haben und heute als hochgeachtete, angesehene Männer in den Reihen der Ersten stehen.

Allein das entschuldigt nicht Jene, die mitten in ihrer Zeit des Verbrecherwahnsinns stecken, und es entschuldigt noch weniger die berufenen Persönlichkeiten, in deren Händen die ganze Direktive liegt. Der größte Teil der Verantwortlichkeit fällt aber den Regierungen zur Last, die mit ihrer Expansions- und Kolonisationspolitik den Völkern Sand in die Augen streuen, nach Potemkin'schem Rezept blühende Gefilde und reichbevölkerte Handelsplätze dorthin zaubern, wo in Wirklichkeit nur steriles Land und verfallene Hütten zu finden sind, und wo der geringe, primitive Ackerbau durch eine zügellose Soldateska noch obendrein ganz zerstört wird.

Wir stehen heute im Zeichen der Spekulation. Der Spekulant ist der Faktor, der die erste Geige spielt, für den Kolonialpolitik getrieben und für den Kolonialkriege geführt werden. Elfenbein, schwarzes Menschenfleisch, Gold Diamanten, Gummi, — das ist die Handelswaare, um deretwillen das Mutterland Tausende von seinen Soldaten und Milliarden vom Volksvermögen hinopfert. Oder hat man schon gehört, daß der Ueberschuß der Landeskinder statt nach Amerika, nach Afrika auswandert? Und nur in diesem Sinne hätte die Kolonialpolitik eine Berechtigung. Nicht damit Kaufleute und Großkapitalisten sich noch mehr bereichern, soll man Kolonien erwerben, sondern damit für Solche Raum und Bodenbesitz geschaffen werde, die in ihrem Vaterlande keinen freien Platz mehr finden. Wem ist damit gedient, daß die wilden Stämme ausgerottet werden, wenn man nicht an ihre Stelle Ackerbauer zu setzen hat, die sofort die nutzbringende Kultur in Angriff nehmen?

Und wozu überhaupt Rassen ausrotten, die Arbeit leisten können und sicherlich so weit zu civilisieren sind, daß sie von europäischen Ansiedlern zur rationellen Bearbeitung jener immensen, heute brach liegenden Ländereien abgerichtet werden! Ist das nicht eine sündhafte Kraftverschwendung?

Man spricht den Juden die Fähigkeit ab, Ackerbau zu treiben. Einer hat das einmal behauptet, und die Masse spricht es nach. Nun giebt es aber seit uralten Zeiten im Kaukasus ganze Judendörfer, die nur von Ackerbau und Viehzucht leben. Der betreffende Eine hat das nicht gewußt, und die Masse, die ihm den Refrain nachsingt, auch nicht; und weil diese es nicht gewußt haben, darum kann es nicht sein.

Das gleiche gilt vom Neger, d. h. Viele behaupten, daß er überhaupt nicht zu civilisieren wäre, ergo muß er vom Erdboden verschwinden.

Auch falsch! Die Universität in Atlanta hat jüngst eine statistische Studie herausgegeben, welche die geschäftliche Stellung, die sich der Neger seit 30

Jahren in den Vereinigten Staaten errungen hat, behandelt. Laut dieser giebt es derzeit mehr als 5000 schwarze Firmen, die einen größeren Waarenhandel betreiben. 36 der größten schwarzen Kapitalisten sind mit einem investierten Kapital von circa 750000 Dollars angeführt. Vier Banken und vier ansehnliche Versicherungsgesellschaften, ebenso dreizehn Baukredit- und Darlehnsvereine sind ebenfalls in Händen von Negern. Das gesammte von diesen geschäftlich angelegte Kapital wird auf nahezu 9 Millionen Dollars angesetzt. 3 Tageblätter, 136 Wochenschriften und 11 Schulzeitungen werden von Negern herausgegeben und redigiert. Dieses Resultat ist gewiß in Anbetracht der erst 30 Jahre alten Befreiung bemerkenswert und als erfreulich zu bezeichnen.

Statt nun in dieser Weise civilisatorisch vorzugehen, statt sich naturgemäß Arbeitskräfte zu erziehen, die auf der Scholle geboren sind und daher den Gefahren des Klimas gewachsen sind, wird ein schwunghafter Handel mit Menschenfleisch getrieben, und was sich nicht verwerten läßt, wird hingeschlachtet, den Aasgeiern und Schakals zur willkommenen Beute.

Man sage nicht: „Das sind die französischen Kolonien!“ Nein, das ist das gesammte Afrika, gleichviel unter wessen Herrschaft der Distrikt steht.

Erziehung, — ja, man läßt sie einem Teil der Wilden angedeihen; aber nicht die Erziehung zur Vermenschlichung, sondern die Erziehung zur Verwilderung. Die Feindseligkeiten zwischen einzelnen Stämmen werden schlau ausgenützt, um die Stärkeren, Kriegstüchtigeren gegen die Schwächeren, Friedlicheren zu gewinnen. Da heißt es: „Entweder ihr geht mit uns, über Jene los, — oder das gleiche Schicksal blüht euch wie denen, deren Dörfer wir niedergebrannt, deren arbeitsfähige Männer und Weiber wir als Sklaven verkauft, deren Greise und Kinder wir niedergemetzelt haben!“ Das sind die sogenannten Hilfstruppen, über deren Thaten die jüngsten Enthüllungen aus dem Kongo-Staate so herrliches berichtet haben.

Andere wieder werden einfach als Rekruten eingereiht, und mit Befriedigung spricht man in der Heimat von „unseren schwarzen Soldaten“, in denen die Phantasie nichts anderes, als einen netten, gedrillten, in Uniform herumstolzierenden eben so harmlosen Burschen sieht, wie den gutmütigen Rekruten aus irgend einem europäischen Dorfe. Der einzige Unterschied ist der, daß er schwarz ist und das seine Augen eigentümlich interessant rollen, — was zuweilen den europäischen Frauen ganz gut gefallen soll.

Sehen wir uns aber einmal diesen guten Jungen an. Vigné d'Octon hat ihn näher kennen gelernt und giebt uns von ihm eine gewiß wahrheitsgetreue Beschreibung:

„Man muß dabei gewesen sein, in der drückenden Siestastunde, wenn unter den weißglühenden Sonnenstrahlen das Blockhaus zu schlafen scheint, oder des Nachts, unter den regungslosen Sternen, wenn da alle Schützen um ihr Lagerfeuer kauern und die Altgedienten den Rekruten ihre Heldenthaten erzählen. Man höre diesen Veteran des ‚Hohen Flusses‘, der mit großen Geberden und mit unglaublicher Schnelligkeit spricht. Da erfährt man, wie er bei der Einnahme dieses oder jenes Dorfes sich jenes Weibes bemächtigt hat, welches unweit von ihm niedergeduckt mit unendlich traurigem Blick in die verlöschende Flamme starrt, und wie er, um es zu besitzen, den Kopf des Mannes abschlagen mußte, dessen Gefährtin sie war und der sie ihm mit der Waffe in der Hand streitig machen wollte. Oder wie er jenes zwölf- oder dreizehnjährige Kind geraubt hat, aus dem er sich einen Sklaven gemacht, der ihm nun seine Waffen reinigen und seine widerlichsten Arbeiten verrichten muß.

Er erzählt auch, wo er die Geflechte genommen hat, die ihm zum Lager dienen, die Goldringe, die in seinen Gorillaohren hängen, und wie er, um diese

Ringe zu erlangen, die Ohren eines jungen Weibes abschneiden mußte — nach dem Ueberfalle eines Dorfes in Macina.

Und man betrachte jetzt die Gesichter, die Stellungen unserer „engagés volontaires“, die alledem lauschen. Zumeist sind sie noch nackt wie bei ihrer Ankunft. In der Sorge, daß ihre Lust zu dienen nicht gar beständig und eine Flucht stets zu gewärtigen sei, wartet man noch mit der Bekleidung. Einigen wurden sogar das Halseisen und die Fessel gelassen, die ihr Herr ihnen angelegt hatte, um sie zuzuführen. Sie hören dem Veteranen mit andächtigem Schweigen zu. Bei jedem seiner Worte funkeln ihre Augen wie die Glut des Feuers. Eine ganze Welt von Gier erwacht in dem schwachen Hirn hinter der niederen und fliehenden Stirn; ungekannte, stürmische Wünsche erweitern ihre gelben Augensterne und begeifern ihre wulstigen Lippen. Immer der Sklave eines Anderen und zu den schwersten Arbeiten verurteilt gewesen zu sein; nichts zum kleiden, nichts zum essen gehabt zu haben, — und nun plötzlich die sichere Hoffnung aufleuchten zu sehen, so zu werden wie der Veteran, dessen sichtbare und greifbare Reichtümer vor ihnen ausgebreitet liegen: genügt das nicht, um in diesen rohen, primitiven Geschöpfen die gewollte Umwandlung herbeizuführen? Nach einigen Tagen, unterstützt vom kriegerischen Instinkt der Rasse, wird diese Umwandlung eine vollständige sein und Flucht oder Abfall sind nicht mehr zu fürchten.

Jetzt wird man ihnen die Scheschia aufsetzen, die Uniform anlegen, die Waffen anvertrauen können und sie ins Feuer führen. Wenn sich ein Voulet, ein Chanoine oder ein Laury*) an ihre Spitze stellt, so werden sie wahre Wunder von Gemetzel und Verwüstung ausführen. Sie werden plündern, morden, brennen, schänden — und das mit größerem Feuereifer, als ihre Vorgänger. Wo sie gehaust haben, da wird gar lange nicht der schüttere Rasen von Guinea wieder grünen, noch der Mais in Samen schießen, noch die blasse Goldwurz blühen, wie es in einem schwermütigen Liede des Su-Su-Landes heißt.

Sie werden nun jenen Doggen gleichen, deren Wildheit man vor der Jagd künstlich aufgestachelt hat. Ihr Mut — ihre Grausamkeit vielmehr — wird ebensowenig Grenzen kennen, wie ihre Triebe. Mit einer Tollkühnheit ohne gleichen, ausgerüstet mit mörderischen und vervollkommten Waffen, werden sie armselige Dörfer stürmen, wo hinter einer Verschanzung aus Schilf zitternde Weiber und Kinder zusammengedrückt kauern, und Männer, die mit elenden Säbeln bewaffnet sind und mit Flinten, die ihnen zwischen den Fingern platzen.

Ist nun das Dorf dem Erdboden gleich gemacht, werden sie, während der Kommandant dem Minister telegraphiert: ‚Glänzender Erfolg, wichtige Position im Sturm genommen‘ — bequem alles niedermetzeln, was ihnen noch lebend in die Hände fällt, und endlich den versprochenen Sklaven und das lüstern begehrte Weib besitzen.“

* * *

So wird die schwarze Rasse der Kultur zugeführt. Damit aber die Volksvertretung im Mutterlande beim Posten „Kolonialbudget“ keine Männchen macht, betont man in den Berichten, wie fürsorglich die Gouverneure die Kultivierung ihrer Distrikte beaufsichtigen, wie der Staat Sämereien verteilt und wie erfreulich die Landwirtschaft nach europäischem System einen Aufschwung nimmt. Wahrhaft paradiesische Zustände, der wahre Himmelsfriede zwischen Mensch und Tier!

---

*) Die Mörder des Oberstleutnant Klobb.

Den Herren Abgeordneten wäre dringend zu raten, einmal eine Ausstellung der Kolonialprodukte anzuregen; sie könnten dem Kolonialdepartement wohl keine größere Verlegenheit bereiten, als mit einer solchen Aufforderung. Das Departement würde sich gewiß in der Lage des Sonntagsjägers befinden, der seine Jagdbeute vom Wildprethändler bezieht: Erfurt, Neuilly, Gent u. s. w. müßten das für die Ausstellung liefern, was die Kolonien eben nicht liefern; es sei denn man begnügt sich mit Elfenbein und Negerblut.

Vigné d'Octon rechnet aus, daß jeder afrikanische Rettig oder jede Kohlstaude dem Mutterlande auf einen Franc zu stehen kommt. Eines Tags kam ein Neger triumphierend mit einem mageren Pflänzchen, von dem ein paar armselige Blättchen herabhingen, ins Lager. Es war eine Salatpflanze, die er glücklich aus den verteilten Sämereien gezogen und für die er vom Kommandanten einen Preis — wahrscheinlich die goldene Medaille — reklamierte.

Erst vor wenigen Tagen las ich einen Bericht des Generals Galliéni, des berüchtigten „Pacifikators“ von Madagaskar. Da heißt es unter anderem:

„Unmittelbar nach dem Feldzuge von 1895 (in welchem man nämlich ganze Scharen von wehrlosen Madegassen über die Klinge springen ließ) wurde eine landwirtschaftliche Abteilung in der Residenz des Gouverneurs ins Leben gerufen. Allein der Aufstand vereitelte seine Thätigkeit und der Chef dieses Ressorts kehrte 1896 nach Frankreich zurück. Bald darauf wurde die Abteilung neu organisiert.“

Solche lapidare Sätze aus den offiziellen Berichten (der obige stammt aus dem Jahre 1899) sprechen viel. Man muß nämlich etwas berichten, da es aber nichts anderes zu berichten gäbe, als etwa das: „Wir haben ganze Stämme ausgerottet und ganze Distrikte verwüstet“ — und solche Mitteilungen bei etwas nachdenklichen Leuten vielleicht doch ein Kopfschütteln hervorrufen könnten, so dichtet man gefällige kleine Rapporte, die an Unsinnigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Der sogenannte Aufstand fand 1895 statt und wurde, nachdem man vergeblich Aufständische gesucht, sondern Unschuldige niedergemetzelt hatte, „unterdrückt“. Und trotz dieser Unterdrückung sahen sich die Regierungsgärtner behindert, ihre Kulturen anzulegen!

Merkwürdig wunderlich, die Geschichte, und doch passieren derlei Berichte unbeanstandet die Censur. Wer sollte sie auch censurieren? Zur Kontrole ist der Kolonieminister, oder Departementschef da, und dieser wird schon wissen, wie die Dinge zu verstehen sind. Kolonieminister übrigens wie Lebon, der sein ganzes Interesse der Tortur Dreyfus' auf der Teufelsinsel zuwandte, — oder wie Chamberlain, für den die Kolonialpolitik einzig und allein in den Goldgruben steckt, die ihm und seinem Genossen Rhodes so intensiv ans Herz gewachsen sind, haben doch an andere Dinge zu denken, als an derlei Lappalien, die mit der „hohen Politik“ in keinem Zusammenhang stehen.

Unter solchen desolaten Verhältnissen ist es natürlich, daß die Kolonien, statt Erträgnisse abzuwerfen, schweres Geld kosten und immer kosten werden. Die letzten Enthüllungen über den Kongostaat veranschaulichen uns das in deutlicher Weise: Die Eingeborenen werden zur Gummilieferung gepeitscht, und wehe dem, der um ein paar Gramm unter dem vorgeschriebenen Gewichte abliefert! Das ganze Handelsinteresse dreht sich also nur um die Gummiproduktion. Zweifellos wird dort dasselbe Verfahren beobachtet, wie in Südamerika bei Gewinnung des Kautschuk, d. h. die Wälder werden nach und nach devastiert, und statt ihrer wird es in kommenden Zeiten Einöden geben, wie überall dort, wo der Mensch, statt aufzubauen, niedergerissen hat.

Es ist zweierlei, ob ein Land unter Civil- oder Militärverwaltung steht, und besonders groß ist der Unterschied, wenn es sich um ein Land handelt,

in dem noch keinerlei Apparat funktioniert und der erst in Betrieb gesetzt werden müßte.

Allerdings waren es zuerst bewaffnete Scharen, die den Fuß auf amerikanischen Boden setzten, aber sie kamen als Eclaireurs und ihnen folgten alsbald die Leute mit Spaten und Harke, um Kolonien im wahren Sinne des Wortes zu gründen. Wo man alte Kultur fand, da freilich hauste die Soldatesca in barbarischer Weise und es war bequemer, die Schätze zu rauben, die Andere zusammengetragen hatten. Aber ebensowenig wie in Nordamerika solche Kulturstätten zu finden waren, ebensowenig hat bis heute Jemand welche in Afrika entdeckt; und der Raub, den man dort an der Natur begeht, (Elfenbein, Gummi, Menschen) muß und wird sich über kurz oder lang bitter rächen.

Nun bringt es einmal der Soldatenberuf mit sich, daß neben dem militärischen Dienst keine andere Arbeitsleistung vom Manne zu erlangen ist. Es fällt auch Niemandem ein, an ihn die Zumutung zu stellen, den Boden zu pflügen und andere landwirtschaftliche Verrichtungen auf sich zu nehmen. Dazu sind andere Elemente notwendig, an denen es in Bälde vollständig mangeln wird, wenn man sich nicht beizeiten entschließt, das gegenwärtige System zu ändern.

Selbst die europäischen Truppen leiden unter diesem, denn sie werden einfach dadurch demoralisiert, daß sie nichts Thatsächliches dort zu leisten haben. Schutztruppen! Für wen? Immer wieder für ein und dieselbe Klasse: für den Kaufmann, für den Spekulanten. Der Kaufmann soll sich erst dann ansiedeln, wenn einmal wirkliche Käufer dort festsässig sind, d. h. arbeitende, produzierende Konsumenten, nicht aber Wilde, die gegen Glasperlen, Kattun und Branntwein, — und gegen Feuerwaffen, die ihnen natürlich wieder gegen die Schutztruppen der Faktorei dienen, Waaren bringen, welche sie nicht erzeugt haben, deren Vorräte also in absehbarer Zeit erschöpft sein müssen.

Ich sagte vorhin: der Soldat werde in den Kolonien demoralisiert. Für diese Behauptung sprechen abgesehen von Vigné d'Octon noch vielfache Zeugnisse solcher Männer, die inmitten dieser Truppen selbst jahrelange Erfahrungen gesammelt und ihre Beobachtungen an Ort und Stelle angestellt haben.

Die längste Zeit ist der Soldat zur Unthätigkeit verurteilt, und dadurch, daß man ihm gewisse Freiheiten gestatten muß, wird er ein träges, unzufriedenes, apathisches Subjekt. Einen Burschen zur persönlichen Dienstleistung, ein Weib für alles kann er ja nach Auswahl haben. Und jemehr Arbeit Andere für ihn übernehmen, umso größer wird auch die Langweile.

Man höre nur die Klagen der Offiziere, die dort ein paar Jahre im Exil verbracht haben. Die Intelligentesten unter ihnen packt mit der Zeit eine gewisse desperate Stimmung, und es muß Einer schon eine sehr robuste Natur sein, um der Afrikanitis zu widerstehen. Um wieviel mehr muß das auf das Gemüt des Ungebildeten, des gemeinen Mannes wirken!

Vigné d'Octon giebt uns darüber ein sehr anschauliches Bild, und was er von seinen Landsleuten sagt, das paßt auf die Truppen der anderen Länder im selben Maße:

„Dort drüben, etwa hundert Kilometer entfernt, am Ufer des Senegal oder des Niger langweilt man sich in den Blockhäusern. Man hat nichts anderes zu thun, als die Waffen zu polieren, Absynth zu trinken und die Berichte für das offizielle Blatt zu verfassen.

Der Oberst brummt, weil er erfahren, daß ein Kamerad, jünger im Grad,

wegen ‚besonderer Auszeichnung vor dem Feinde‘ in Tonkin zum General befördert worden ist; der Major flucht, weil er bei den letzten Ernennungen übergangen wurde; die Hauptleute und Leutnants besprechen in erregtem Tone das gleiche Thema, und die Unterleutnants geben den Chor ab, indem sie das dünne Goldbörtchen am Arme betrachten, das in absehbarer Zeit keinen Genossen bekommen soll. Weder die endlosen Dominopartien, noch die zahlreichen Schnäpse, die zu jeder Tagesstunde hinuntergegossen werden, noch das schmeichelnde Lächeln der jungen Negersklavinnen vermögen die Bitterkeit dieser Gedanken und die Entnervung zu mildern, die die getäuschten Hoffnungen und die gescheiterten ehrgeizigen Erwartungen mit sich gebracht haben.

So ist der Boden für das Kommende vorbereitet.

Wehe nun dem elenden Königlein oder Stammhäuptling, der draußen in der sonnverbrannten Steppe oder im Busch sich zu rühren wagt! Oder selbst wenn er sich nicht rührt, wenn der Oberst sich nur einbildet, etwas bemerkt zu haben, oder wenn durch Sklavenhändler, die ein Interesse an der Razzia haben, die Nachricht verbreitet wird, da und dort hätten sich bedenkliche Anzeichen von Rebellion gezeigt. Flugs berichtet der offizielle Telegraph an die Regierung von „Ausbruch eines Aufstandes,“ „Gefährdung des Einflusses,“ „Bedrohung der Sicherheit“ u. s. w. und die Dringlichkeit, die Sache im Keime zu unterdrücken, wird ganz besonders betont und hervorgehoben. Demzufolge wartet man auch gar keine Ordres ab, sondern die Kolonne setzt sich in Marsch, um jene geschilderten „Heldenthaten“ zu vollbringen, die den Führern die ersehnten Goldborten und das langbegehrte Ordenskreuz bringen.“

* * *

Nun geht der wilde Tanz los. Immer dasselbe: Plünderung, Raub, Mord. Daß die Eingebornen in ihrer primitiven Grausamkeit an ihresgleichen Greuelthaten verüben, darf Einen viel weniger wundern, als daß sich die Europäer mit solcher Leichtigkeit von dem entsetzlichen Beispiel anstecken lassen. Leute, die sonst keinem Hund weh zu thun vermochten, verfallen in einen solchen Paroxysmus blinder Wut, daß sie alles vernichten, was ihnen in den Weg kommt. Urplötzlich kommt ihnen der Gedanke, daß man sie dieser verdammten Neger wegen aus ihrem stillen bretonischen oder picardischen Dorfe ausgehoben, daß sie dieser „schwarzen Tiere“ wegen hier gelitten, mit dem Fieber gerungen und allerhand Entbehrungen auszustehen gehabt, und das verdoppelt, verzehnfacht ihre Erbitterung. Nur drauf! Nur sengen und brennen und schlachten! Je eher die ekelhafte Rasse ausgerottet ist, um so eher dürfen sie hoffen, die heimischen Gefilde wieder zu sehen!

Und wie teuflische Schatten huschen die schwarzen „Verbündeten“ um sie herum, hier einem Greise den Schädel spaltend, dort ein Weib niederstechend, bis der Blutdurst gesättigt ist und die Haufen sich sammeln, um ihre Leute zusammen zu treiben und was sich Brauchbares findet, den Gefangenen aufzuladen.

Solche Razzias heißen dort im Militärjargon „ein Dorf kassieren.“ Diese Dörfer und Weiler werden schon im voraus von den Kommandanten auf der Karte ausgewählt und klassifiziert. Eine kleine rote Fahne deutet an, daß dieser Ort bei nächster Gelegenheit dem Erdboden gleich gemacht wird, eine andersfarbige Fahne markiert ihn als blos unter Kontribution zu setzen. Natürlich darf es bei solchen Requisitionen keine Einrede, keinen Widerstand, auch keine Flucht vonseiten der Einwohner geben, sonst wird ohne Umstände „kassiert“. Das Endergebnis ist fast dasselbe, denn so eine Kolonne requiriert

alles, was der Flecken zu bieten vermag: Geflügel, Schweine, Ziegen, Mais, Sago, — und auch die kräftigen Männer, die Trägerdienste leisten müssen. Es bleibt also von dem Dorfe kaum mehr über, als wenn die wilden Scharen es mit Gewalt gestürmt hätten.

Die Gefangenen werden aneinander gefesselt, und nun geht der Marsch weiter, der nächsten Etappe zu, wo man die Beute losschlagen kann. Jede solche Karawane, offiziell „Kriegskarawane" genannt, läßt beiläufig ein Drittel ihrer Ladung Menschenfleisch unterwegs liegen, ehe sie den Markt erreicht, wo die Verteilung und der Verkauf stattfindet.

Zumeist werden die zur Kassierung bestimmten Ortschaften bei Nacht oder bei Tagesanbruch überfallen, wenn die Insassen noch schlafen. Ohne viel Federlesens gehen die Lebelgewehre ans Werk. Natürlich folgt dieser Einleitungssalve eine schreckliche Panique. Die wenigen Dorfbewohner, die Feuersteinflinten besitzen, packen ihre Waffen, feuern sie blindlings in die Richtung ab, woher die mordbringenden Schüsse gekommen, und dann jagt alles — Männer, Weiber, Kinder in wilder Flucht davon. Doch der Ort ist wohlweislich cerniert worden, und wohin die Flüchtlinge sich auch wenden, überall rennen sie Feinden in die Arme.

Hier ein Bild, wie es uns Vigné d'Octon in entsetzlicher Lebendigkeit darstellt:

„Im Handumdrehen hat die Kolonne das Dorf cerniert, und nach welcher Seite immer die Unglücklichen sich wenden, überall finden sie vor sich einen Reif von Eisen und Feuer, der sie zu umschließen sucht.

Wer schon einmal einer Hetzjagd beigewohnt, wird sich des beklemmenden Augenblicks erinnern, wo bei der sanften und blassen Beleuchtung des Tagesendes das erschöpfte, keuchende, von der Meute hart bedrängte Tier stehen bleibt und den Jägern, die es bald umgeben, den Hunden, die es umheulen, einen verzweifelten Blick zuwirft und in der Erwartung des Todesstreiches einen tiefen Klageruf vernehmen läßt.

Aehnlich ist der Anblick dessen, was hier um das flammende Dorf in der göttlichen Röte des anbrechenden Morgens vorgeht.

Nackte Frauen mit versengten Haaren, den Säugling an der Brust, jagen dahin unter Rufen des Entsetzens, Kinder, vor Schreck außer sich, klammern sich an ihre Körper, an ihre schlenkernden Brüste; Männer, auch nackt, rennen noch schneller, alles in der Hoffnung, sich retten zu können.

Aber plötzlich richten sich vor ihnen die Läufe der Lebelgewehre auf und blitzen unheilverkündend in der emporsteigenden Sonne. Die Einen, gewöhnlich die Frauen, und die Kinder, machen Halt, werfen einen verzweifelten Blick auf die furchtbare Waffe, einen Blick hoffnungslos und resigniert wie der Hirsch auf der Lichtung, — erwarten den Streich, taumeln auf ihren versengten Füßen und stürzen hin, ihre unschuldige Seele im sanften Morgenlichte des neuen Tages aushauchend.

Die Männer, gleichwie die Stiere vor der Lanze des Toreador, stutzen, machen kehrt und verdoppeln ihre Hast, um ihr Heil in einer anderen Richtung zu suchen.

Und nun beginnt das, was man im Colonialjargon „die Kaninchenjagd" nennt:

Es handelt sich darum, die Flüchtlinge noch innerhalb des Halbkreises zu erwischen, ihnen die Tangente abzuschneiden, indem man ihnen an der richtigen Stelle eine blaue Pflaume beibringt.

In dieser „Schießübung" zeichnen sich die „guten Flinten" aus.

„Es ist ganz etwas anderes:" sagte mir ein Capitain in vertraulicher

Mitteilungslaune „Einer, der beim Scheibenschießen Hervorragendes leistet und jede Kugel fast ins Centrum setzt, wird es kaum zuwege bringen, einen von zehn solcher schwarzer Kerle zu treffen," und er schloß:

„Sehen Sie, das ist die wahre Schule, um ausgezeichnete Schützen heranzubilden."

Alles das geht nie ohne gewisse Scherze vor sich. Es ist so spaßig zu sehen, wenn so ein Neger mitten in seinem Lauf plötzlich wie festgewurzelt steht, wenn die Kugel gut im Körper sitzt! Einmal windet er sich mit einer entsetzlichen Grimasse ein paar Minuten lang, eh er hinstürzt, — ein anderes Mal bricht er auf dem Fleck zusammen und rouliert wie ein Hase hin, dem die Wirbelsäule zerschmettert ist. Zuweilen — um ein bischen mehr lachen zu können — läßt man Einzelnen Zeit, über den Halbkreis hinaus zu kommen, man giebt ihnen einen Augenblick die Illusion, die Gefahr überstanden zu haben, dann aber, auf zweihundert Schritt, im selben Augenblick, wo er sich gerettet glaubt, pflanzt man ihm ein paar Pillen in den Rücken oder in den Hinterkopf, und der Unglückliche schlägt seiner ganzen Länge nach hin.

„Famos! .. Bravo! .. Meisterschuß" !" ruft man in den Reihen.

Man muß sich doch ein bischen unterhalten, wenn sich die Gelegenheit darbietet, wie? Das Leben ist ja ohnehin nicht lustig in diesem Schweineland!

Zu häupten der lachenden Soldaten kreisen die Raben und Geier, und auch sie unterhalten sich und sie krächzen vor Vergnügen in dem puren, reinen Aether. Gar schauerlich mengen sich ihre Rufe mit dem Aechzen der Sterbenden...

Die letzte Hütte ist eingestürzt und ein dicker, scharf riechender Qualm, der zum Himmel emporsteigt, zeigt die Stelle an, wo Wohnstätten gestanden.

Das Horn entsendet seine triumphierenden, hellen Töne. Der Sieg! Unnötig, noch weitere Patronen zu verpuffen. „Stellt das Feuer ein!" lautet allenthalben der Befehl. Rekruten und Schützen sammeln sich und treten, die Waffe im Arm, den Marsch an; ihr Geschäft ist hier beendet.

Da nun, während sich das Raubgetier zu Tausenden über die Trümmer herabläßt, treten unsere „Verbündeten" auf den Plan und beginnen ihr Werk.

Jeder Verwundete, der noch atmet, wird bestialisch fertig gemacht. Dann untersuchen sie mit ihren Säbeln die Trümmer, um noch etwa Brauchbares aus der Glut hervorzuziehen.

Aber die wahre Beute ist der Gefangene. Auch sieht man die Plünderer hastig ins Gebüsch schleichen, um nach Flüchtlingen zu suchen, denen die Kugeln nicht zu arg mitgespielt haben. Sehr häufig führt sie eine blutige Spur auf die richtige Stelle, wo sich ein Verwundeter oder ein getroffenes Weib, vom Schmerz und Blutverlust überwältigt, verkrochen hat.

Verspricht die Wunde eine baldige Heilung, so wird das Opfer wie ein Tier an Händen und Füßen geknebelt und zur Sammlungsstelle gebracht. Dort hocken schon Andere und werfen einen düsteren, schmerzvollen Blick auf die Aschenhaufen, wo noch vor kurzem ihre Wohnhütten gestanden, und auf die Stelle, wo man die Leichen zusammengeschleppt, und wo man gestern noch zu den Tönen der Flöte und der Trommel fröhliche Tänze aufgeführt hat...

Wenn aber der Flüchtling zu bedenklich verwundet ist und daher keinen Wert hat, wird ihm sofort mit einer grausamen Wollust, die aller Beschreibung spottet, der Garaus gemacht.

Die schwarzen Schützen und nicht selten leider auch die weißen Soldaten beteiligen sich an dieser scheußlichen Jagd und thun es ihren wilden Verbündeten an Grausamkeit und Erbarmungslosigkeit zuvor.

Indessen setzt im unweit von der Stelle improvisierten Lager der

Kommandant seinen Rapport auf und dieser Bericht über den „glänzenden Sieg," den der Telegraph dem Ministerium vermittelt, wird von der Presse bereitwilligst besprochen. Nicht lange dauert es, so erfolgt der ersehnte Regen von Auszeichnungen und Beförderungen für die neuerliche Großtat" . . . . .

* * *

Die Unverantwortlichkeit des Postenkommandanten fördert dieses frevelhafte Zerstörungswerk in ganz besonderer Weise. Wer auch sollte einen solchen Tyrannen zur Verantwortung ziehen, zu dessen Obliegenheiten nebst anderen die gehört, das Ministerium mit reichlichen amtlichen Berichten zu versehen, und der natürlich nach jedem Anlaß greift, welcher ihm Gelegenheit bietet, von einer „wichtigen und erfolgreichen Aktion" zu rapportieren. Empfindet irgend ein Subalterner nachträglich Gewissensbisse und bringt die Greueltaten vor die Oeffentlichkeit, wie in der Congo-Affaire, so stempelt man ihn ohneweiters zum Lügner und unlauteren Charakter, der nichts anderes, als ein persönliches Rachewerk im Schilde führt.

Ruinen und Totenschädel sind gar schweigsame Zeugen: ihre Aussage braucht man nicht zu fürchten. Und selbst wenn sich das Mutterland zur Entsendung einer Kommission aufraffen würde, so wäre auch dieser Schritt von keinem Erfolg begleitet, denn das Zerstörungswerk, das sie dort fände, wäre nach autoritativer Versicherung eben das Werk „dieser Schwarzen selbst, die sich gegenseitig bekriegen und vernichten!" Schon aus diesem Grunde sind die eingebornen Hilfstruppen, die „Verbündeten", sehr wichtige Faktoren, die man für solche Fälle der Not bei der Hand haben muß.

Und dort, wo man ohne den Beistand dieser Helfershelfer ans Werk geht, nun dort kann man mit aller Seelenruhe die Cassierung vornehmen, denn der Corpsgeist und die Disziplin sind sichere Verbündete, die nichts ausplaudern, was intra muros vorgeht. Hätte man geahnt, daß eines Tags, von sittlicher Empörung und menschlichem Erbarmen getrieben, Vigné d'Octon als Ankläger auftreten würde, er hätte sicherlich bei einer der zahlreichen Razzias von ungefähr eine Kugel in den Kopf bekommen, die eine „Indiskretion" von dieser berufenen und glaubwürdigen Seite unmöglich gemacht haben würde. Als ganz gleichwertig wurde er ohnehin nicht anerkannt: seine Kameraden spotteten über ihn und zuckten über diesen „Träumer", diesen „Dichter" die Achsel. Gewiß erwarteten sie aber, er würde sich nach und nach ebenso in das Unabänderliche fügen, wie die Anderen, denen anfangs auch mehr oder weniger das Gruseln kam.

Allein er hat es sich zugeschworen, er hat es sich zum Lebensberuf gemacht, im Namen all dieser Opfer als Ankläger und Rächer aufzutreten, und er hat sein Wort gehalten. Keine Beschönigung, keine persönliche oder Klassenrücksicht giebt es für ihn da, wo er die Notwendigkeit fühlt, seiner Eidespflicht nachzukommen. Und so berichtet er denn wie man sieht auch von Fällen, wo die Schuld nicht auf die schwarzen Verbündeten geschoben werden kann, sondern wo einzig und allein die weiße Menschenbestie in Aktion tritt, diese weitaus schrecklichste Bestie, denn zu ihrer Grausamkeit gesellt sich noch das Raffinement, die geistige Kraft, Scheußlichkeiten von ganz niederträchtiger Unmenschlichkeit zu ersinnen.

Ein Zug der Scham und der schmerzlichen Empörung geht durch solche Erinnerungsblätter, wo er gestehen muß, daß Männer von seiner Rasse die wildesten Stämme an Erbarmungslosigkeit und Zerstörungswut übertroffen haben. Aus diesen Seiten spricht nicht allein der fühlende Mensch, — der

Dichter klagt seine Zeit an, die trotz aller Errungenschaften, trotz allen Fortschritts noch eine Zeit der Barbarei geblieben ist:

„Als ich nach dem Süden gesandt wurde, um mich der Colonne von Rio Nunez anzuschließen, legte unser Schiff im Hafen von Nieder-Casamanza an. Wir hatten genügend Zeit, die anderen Offiziere und ich, mittels Boot oder zu Fuß einen guten Teil der Gegend zu sehen. Wir konnten uns überzeugen, daß überall tiefster Friede herrschte. Das Land schien sogar relativen Wohlstand zu genießen; die Dörfer der Ballantas und der Yolos, die wir besuchten, hatten trotz der Melancholie der Landschaft einen gewissen Anstrich von ruhiger Heiterkeit. Sie steckten ziemlich nahe bei einander. Kleine Jungen, herzige Negerchen mit aufgeweckter Miene, wimmelten im Staube der Gassen mitten unter Hunden und anderem Getier. Auf Schritt und Tritt begegneten wir jungen Frauen und kleinen Mädchen, die uns mit ihren weißglänzenden Zähnen lächelnd grüßten. Kurz alles deutete auf eine dichte und glückliche Bevölkerung, und die Geographie von Elisée Réclus, in der ich nachschlug, gab für diese Gegend eine Bevölkerungsziffer von 2000 Seelen an.

Ein Jahr später als ich wieder kam, war das Land unkenntlich geworden. Die bebauten Felder hatten sich in Gestrüpp verwandelt; an Stelle der so ruhigen und heiteren Dörfer waren nur mehr Schutthaufen; in der Wildnis, welche die Fruchtfelder verdrängt hatte, sah man keine lebende Seele mehr, oder höchstens hin und wieder elende Schwarze, verkrüppelt, geblendet, die, sobald sie einen weißen Mann witterten, wie scheue Tiere in das Dickicht flohen.

Ah, die Rekrutierung dieser Yolos und Balantas war jetzt schnell abgethan gewesen, und der berühmte Geograph hätte seine Ziffer und seine Beschreibungen stark abändern müssen, wenn sein Bericht über diese afrikanische Gegend der Wahrheit entsprechen sollte!

Gestützt auf die Angaben gewissenhafter Reisender schildert heute ein Geograph einen bestimmten Teil vom Sudan, zählt die Dörfer auf, giebt deren Einwohnerzahl, deren Kulturen an und entwirft eine möglichst genaue Karte; sechs Monate, ein Jahr später ist das, was er als ziemlich blühende Oase beschrieben, eine jammervolle Wüste. Von den auf der Karte aufgezeichneten Ortschaften, oder von der beschriebenen Kultur ist keine Spur zu sehen.

Ein gleiches Schicksal hatten auch die armen Yolos und Balantas erfahren müssen. Es wunderte mich gar nicht, denn ich hatte unlängst etwas weiter südwärts, in Nunez, einem ähnlichen Werke beigewohnt. Mittels Flinten und Kanonenschüssen hatte die Colonne, der ich angehörte, die Topographie der Gegend bedeutend umgemodelt. Von einem Tag auf den anderen war das kleine Dorf verschwunden, das so friedlich und schwermütig in seiner Umgrenzung schmächtiger Palmen dagelegen. Und andere Dörfer gleichfalls, die auch noch Tags zuvor ihre zarten Bambusdächer im Spiegelbild des Flusses zeigten. Ja, um weiß Gott was für einer niederträchtigen Laune zu genügen, hatten sie unsere Avisos zusammengepfeffert. Gemordet, diese guten Alten, diese harmlosen Nalous, die uns gestern noch eine so rührende Gastfreundschaft geboten hatten! Gemordet und von unseren Hilfstruppen zerfleischt, diese Frauen, die uns unter ihrer braunen Larve so anziehend schienen und deren Gruß wir mit gleicher Freundlichkeit erwidert hatten! Gemordet auch, diese jungen Mädchen, deren nackte Oberkörper noch von der abendlichen Abwaschung geglänzt und einen eigenen aber zarten Geruch weiblicher Wildheit ausgehaucht hatten, der uns einen Augenblick hindurch in dieser brennend heißen afrikanischen Nacht verwirrt und beklommen gemacht hatte!

Oh, dieser schauderhafte Colonialkrieg! Dieser feige und sinnlose Krieg, wie verfluchte ich ihn laut in der Coje auf dem Aviso!

‚Dichter! . . . Träumer! . . . Nicht für zwei Sous ein Soldat!‘ antworteten meine Kameraden.

Nein, gewiß nicht! In diesem Lichte ist mir in meinen Jugendträumen nie die Mission des französischen Soldaten erschienen. Ich habe ihn immer anders gesehen und sehe ihn heute noch anders, als wie harmlose Dörfer zusammenschießend, Greise niedersäbelnd, Kinder und Frauen abschlachtend, Sklaventransporte eskortierend, Tod und Verzweiflung auf seinen Wegen säend.

Ich betrachtete die Ruinen, die wir auf dem Ufer des Rio Nunez aufgehäuft hatten, und ich sagte mir, daß da Jahre und Jahre vergehen würden, bis an ihrer Stelle wieder andere friedliche Weiler auferstehen könnten. Ich blickte ihnen nach, wie sie im Busch verschwanden, diese beklagenswerten Männer und Weiber, die unsere Hilfstruppen dahintrieben, dem fernen Markte zu, wo sie als Sklaven verhandelt werden sollten, — und ich sagte mir wieder, daß lange, lange Tage vergehen würden, bevor noch einmal das Lachen anderer Kinder und der Gesang anderer Mädchen diesen afrikanischen Winkel erheitern würde.

Und was waren diesen kleinen Raubzüge im Vergleich zu jenen, die später zwischen dem Niger und Senegal starke Colonnen in Begleitung furchtbarer Artillerie unternahmen!“

* * *

Das ist die Erziehung des Colonialsoldaten! Diese hohe Schule macht er durch, um am Civilisationswerke seines Vaterlandes mitzuarbeiten. Darf es Einen Wunder nehmen, wenn dann solche Individuen, die körperlich und moralisch verderbt und vergiftet sind, nach ihrer Heimkehr das Bluthandwerk fortsetzen und zu Schädlingen der Gesellschaft werden? Die französische Fremdenlegion z. B. aus dem Abschaum aller Herren Länder zusammengesetzt, liefert solche Galgenkandidaten in schwerer Menge.

Der greise Gelehrte und Friedensapostel Frédéric Passy erzählte mir einmal, daß er Gelegenheit gehabt, mit einem solchen „Afrikahelden“, der nach seiner Entlassung aus dem Dienste mehrere Mordthaten begangen, zu sprechen, eh dieser mit dem Henker seinen letzten Gang antrat.

Der Mann schlug entrüstet an seine Brust und wies auf die Medaillenschnürchen, die am Rock sichtbar waren: „Da!“ schrie er „Da hat man mir Kreuze und Ehrenzeichen angehängt, weil ich drüben ungezählten Wilden das Licht ausgeblasen, die Schädel eingeschlagen habe! Und jetzt, weil ich einem alten Weib den Kragen umgedreht, treibt man mich zur Schlachtbank. Sind alte Hexen vielleicht etwas Besseres, als tapfere Krieger, wie ich sie dort niedergemacht habe? Was soll das heißen, daß man einmal für den Mord belohnt, ein anderes Mal bestraft wird? Das verstehe, wer es kann; ich verstehe es nicht!“

Ja, wenn die menschliche Gesellschaft überhaupt alle Paradoxe verstünde, die sie im Begriff Gesellschaftsordnung und Gesetz zusammengefaßt hat.

Es ließe sich ungemein viel sagen über den logischen Zusammenhang des erlaubten und des unerlaubten Tötens. Der Europäer ist allerdings so weit gedrillt, daß er die Fälle ziemlich zu unterscheiden weiß, wann er soll und wann er nicht soll. Aber was will man von einem Wilden, der in ganz anderen Begriffen aufgewachsen ist und in dem die Raubtiernatur noch in ihrer frischen Ursprünglichkeit steckt?

Europa fühlt sich berufen, ihn der Kultur zuzuführen. Gut; das ist ja ganz schön und lobenswert gedacht. Der Missionär kommt und beginnt die Vorarbeit; er sucht ihm sehr moralische Dinge beizubringen: Wert des Menschenlebens, — Liebe zum Nächsten, — Abscheulichkeit des Mordes und des Kannibalismus u. s. w. Nach und nach beginnt es im Hirn des Schwarzen ein bischen heller zu werden und er fängt an zu fühlen, daß der weiße Mann doch ein besseres Wesen ist, als er, und daß man diesen Mann achten und lieben muß.

Da, eines Tags kommen viele weiße Männer. Sie sind anders gekleidet, als der Missionär, schöner, prächtiger, Manche von ihnen goldstrotzend und mit allerlei farbigen Bändchen, an denen wunderliche Metallgötzen baumeln. Sie sprechen nicht so sanft, wie der „heilige Mann", ja, zuweilen schreien sie recht lärmend, in ihren Mienen zeigen sich Zorn und Aerger, — ganz wie bei den Schwarzen selbst, wenn sie bei einem parlaver uneinig werden. Sie scheinen aber trotzdem gut, denn der fromme Mann verkehrt freundschaftlich mit ihnen, und das erweckt das Vertrauen der Schwarzen, die ja in ihrem Lehrer ein hohes Wesen sehen, im Range gleich dem Götzen, den sie einmal angebetet und dem sie abgeschworen, um den heiligen Mann und sein heiliges Buch zu verehren.

Nach und nach ereignen sich aber Dinge, die den Schwarzen stutzen machen. Die weißen Männer beginnen von ihren dunkelhäutigen „Freunden" Dinge zu verlangen, die diese früher, als sie noch Nachbarstämme bekriegten, von ihren Kriegsgefangenen begehrten; so eine Art einseitiger Gütergemeinschaft: die Hühner, die Ferkel, die Ziegen, die Feldfrüchte und — schließlich sogar das Weib. Auch persönliche Dienste: Lastentragen und allerhand Arbeiten, die man im Lande nur Sklaven auferlegte.

Das ist schon ganz anders, das ist nicht mehr das Verhältnis des Bruders zum Bruder, sondern des Herrn zum Knecht. Einer oder der Andere denkt tiefer über den Fall nach und er meint, zum Ergebnis gelangt zu sein, daß er solchen Zumutungen nicht Folge zu leisten braucht. Nun aber wird er schnell eines besseren begehrt: flugs hat der weiße Bruder eine Ochsenflechse hervorgezogen und die Hiebe regnen nur so herunter, — und die anderen blassen Brüder kommen herbeigeeilt, greifen zu ihren Waffen und senden den entsetzten Wilden den Gruß der Nächstenliebe in Form von schwirrenden Bleikugeln zu.

Endlich begreift der schwarze Mann, was das Ganze zu bedeuten hatte: Man wollte sein Eigentum, seine Freiheit, — genau so wie die gefürchteten Sklavenhändler aus dem Norden, die ab und zu mit ihren Söldnerscharen ins Land brachen. Und das, was ihm der heilige Mann erzählt, war nichts als Lüge und Heuchelei, Verrat, um ihn vertrauensselig zu machen und besser überrumpeln zu können.

Drüben aber, jenseits des großen Meeres, wo es nur solche hochstehende Wesen, weißer Mann genannt, giebt, drüben brüstet man sich mit allerhand hochtrabenden Worten: Wie man den schwarzen Kontinent der Kultur erschlossen, — wie man dem schrecklichen Kannibalismus ein Ende gemacht, — wie man für Europa neue Handelsplätze gewonnen, — wie man der Schmach des Jahrhunderts, dem Sklavenhandel, den Garaus gemacht hat!

Welch ungeheure Lüge! Freilich das Wort „Sklave" ist abgeschafft, aber nicht der Begriff. Als sich endlich im französischen Parlamente Stimmen gegen die Vergewaltigungen der afrikanischen Eingebornen erhoben, spürte das Ministerium, daß etwas geschehen müsse, um die Gemüter zu beruhigen, und es gingen „strenge Ordres", wie man kund und zu wissen that, an die Gouverneure ab. Diese nun gaben ihrerseits an die Postenkommandanten einen Erlaß heraus, der folgendermaßen lautete:

„Von heute an giebt es auf dem gesammten Gebiete, auf dem die französische Flagge weht, keine Sklaven mehr, sondern nur Unfreie!“

Der Rapport des Vollzuges ging an das Ministerium zurück: „Die Sklaverei ist dem Befehle gemäß aufgehoben worden.“ Diesen Rapport brachte das Ministerium den Abgeordneten zur Kenntnis, und Abgeordnete, wie Presse drückten ihre Befriedigung aus, daß nun die Sklaverei endgiltig aufgehoben ist.

Der Verfasser dieses trefflichen Erlasses (der natürlich nur für die afrikanischen Stationen galt) wurde sogar von der dankerfüllten Antisklavereigesellschaft zum Ehrenpräsidenten ernannt.

Diese Unfreien nun bilden das Hauptkontingent der Rekrutierung. Da man aber schon viele Distrikte gründlich von Eingebornen gesäubert hat, so tritt oft ein fühlbarer Mangel an Rekruten ein. Sind daher Cadres zu ergänzen, so geht man folgendermaßen vor: Es wird bekannt gegeben, daß ein „Register zur freiwilligen Anmeldung“ für den Dienst aufliegt. Das bedeutet soviel wie, daß sich die Sklavenhändler melden mögen, um Rekrutenlieferungen aus anderen Distrikten zu übernehmen. Diesen Händlern sind solche Erlässe sehr willkommen, denn oft wissen sie nicht, was sie mit den Karawanen anfangen sollen, die sie zusammengefangen, um das Elfenbein, den Kautschuk und andere Waaren nach den Faktoreien schleppen zu lassen, und die ihnen nun nutzlos sind. Sie kommen also bald in Scharen herangezogen, um die „Freiwilligen“ beim Postenkommandanten abzuliefern.

Der Durchschnittspreis pro Kopf ist 300 Francs. Den Kaufpreis nennt man „Prämie“ und ein Drittel davon erhält der Rekrut. Haben die Händler ihre Ladungen abgesetzt, so geht es rasch wieder an eine Erneuerung des Vorrats, bis die Cadres komplettiert sind.

. Dieses Verfahren ist nicht allein in den französischen Kolonien gebräuchlich, sondern auch in den englischen — und wahrscheinlich in allen, denn derlei praktische Einführungen läßt sich der Nachbar nicht entgehen.

Ueberhaupt wäre es eine große Ungerechtigkeit, die kolonialen Greuelthaten nur auf Rechnung Frankreichs und — nach den neuesten Nachrichten — Belgiens zu setzen. Man kennt ja zur genüge die Kulturleistungen Spaniens, Portugals, Italiens; die Leists und Peters sind auch noch lange nicht ausgestorben, wie man an den Thaten des Prinzen Arenberg freudig konstatieren kann. Von England gar nicht zu reden, das zur vierten Säkularfeier seiner Eroberung Indiens ein Denkmal aus Menschenschädeln in der Höhe des Himalaya aufführen könnte. Auch in Afrika hat es nach dem System „Gewalt geht vor Recht“ gewirtschaftet. Davon könnten die Kaffern, Betschuanen und Zulus so manches erzählen. Und dort erleben wir heute das unglaubliche Schauspiel, daß sogar Angehörige der weißen Rasse auf die Liste Derjenigen gesetzt sind, deren rechtmäßiger Besitz auf allerhöchsten Befehl des Herrn Chamberlain zu „cassieren“ ist.

Es würde zu weit führen, auf diese allerletzte Großthat des gesitteten Albion erschöpfend einzugehen. Nur zwei Dinge gehören in den Rahmen dieses Artikels: die Entstehung des Krieges und das Verhalten der Truppen.

Wie und warum der Krieg ausbrach, ist teils vergessen, teils nie in der Form besprochen worden, wie es notwendig gewesen wäre, um Europa die Augen zu öffnen und zu zeigen, daß hier die Fabel vom Wolf und Lamm ihre vollste Anwendung gefunden hat. Im übrigen Europa begann man sich erst für die Sache zu interessieren und zu erwärmen, als der Krieg schon da war; wie es dazu gekommen, das blieb für die Meisten in einen Schleier gehüllt.

Ich habe schon vorhin erwähnt, daß ehrgeizige Postenkommandanten, denen darum zu thun ist, von einer „Leistung“ nachhause zu berichten, nie

verlegen sind, wie sie einen Streit vom Zaune brechen werden. Wenn auch der Häuptling, auf den man ein wohlwollendes Auge geworfen hat, in der schlimmen Ahnung des Kommenden alles erfüllt, was ihm auferlegt wird, so wird man doch immer noch, sei es nur in einer Miene, in einer Geberde den gewünschten Haken finden.

Genau nach diesem Modus verfuhr man mit Transvaal. Es kann nicht oft genug hervorgehoben und betont werden, daß die Boeren-Regierung etwa zwei Monate vor Ausbruch der Feindseligkeiten auf alle jene Forderungen einging, die seinerzeit der Colonienminister als Bedingung einer friedlichen Lösung gestellt hatte; ja, daß Präsident Krüger sogar bezüglich der Uitländers freiwillig eine größere Konzession machte, als begehrt worden war.

Das war nun einem Manne, der die Goldfelder haben mußte, im höchsten Grade unbequem. Diese versöhnliche Depesche der Boerenregierung wurde nie dem Parlamente mitgeteilt; sie fiel zufällig unter den Tisch des Herrn Chamberlain und blieb auch infolge dessen unbeantwortet. Erst dann mußten die Boeren einsehen, daß es für sie kein Entkommen gab, und erst dann ergriffen sie wohlweislich die Offensive.

Soviel über die Einleitung jenes schändlichen Raubkrieges.

Was nun das Verhalten der Truppen betrifft, so schweigen darüber auch die Berichte, die sonst so voll von überflüssigen Enzelheiten sind. Aber die Privatberichte sprechen, die Briefe, welche englische Soldaten an ihre Angehörigen schreiben, nnd aus diesen kann man ersehen, daß der Tropenkoller in seinem schönsten Paroxysmus steht.

„Es war eine famose Unterhaltung!" schreibt ein Lanzenreiter, nachdem er berichtet hatte, wie seine Abteilung hinter fliehenden Boeren dreingejagt. „Ein Sport im wahren Sinne des Wortes; ein regelrechtes Sau-Stechen (pig sticking), die echte Sauhatz. Die Kerle wandten sich uns zu und hoben die Hände, aber wir wollten nichts sehen; wir fädelten sie auf wie auf den Bratspieß!"

Auch die Schützen haben sich ab und zu recht gut unterhalten; es gab genau dieselben „Kaninchenjagden" wie man sie im Sudan und den andern Landschaften mit den schwarzen Tieren ausführte. Vielleicht war diesmal der Sportgenuß um einen Grad höher, da es sich um weißes Wild handelte.

Und andere Niederträchtigkeiten wurden begangen, die sich würdig jenen anreihen, wie sie auf den vorhergehenden Seiten mitgeteilt worden sind:

Ende 1899 ließ Baron Dalwigk, ein deutscher Offizier, der sich den Boeren angeschlossen hatte, folgende Depesche veröffentlichen:

> „Der Landrost des Distrikts von Rustenburg ist im Besitz von eidlich erhärteten Anzeigen, daß die Engländer junge Boerenfrauen und Mädchen, die von Kaffern festgehalten wurden, vergewaltigt haben.
>
> Erheben Sie Ihre Stimme im Namen der Humanität und der Civilisation, um gegen solche Schandtaten zu protestieren.
>
> Die unglücklichen Geschöpfe sind gegenwärtig im Spital untergebracht."

Dadurch, daß Europa es nicht über sich bringen konnte, einmal wenigstens einen gemeinsamen Akt der Gerechtigkeit zu vollbringen und sich zu konzertieren, um diesem britischen Spekulanten-Krieg ein Ende zu machen, dadurch hat es sich das traurige Zeugnis gegeben, daß der leidige Haß und das gegenseitige Mißtrauen jede Bethätigung einer ethischen Empfindung ausschließen. Durch die Flottendemonstration vor Creta hatte man einen Anlauf genommen, einen schüchternen Versuch gewagt, und der Versuch hat sich so ziemlich bewährt. Aber diesmal spielen andre Interessen mit, in erster Linie das allmächtige Kapital, das goldene Kalb, vor dem sich auch die hohe Politik in den Staub

beugt, — und man läßt es ruhig geschehen, daß ein Land und ein Volk „cassiert“ wird, das Anspruch darauf erheben darf, ein Stück Wildnis unter Kultur gesetzt und so zum Allgemeinwohl beigetragen zu haben.

Stillschweigend ist hiemit von Europa die Afrikanitis sanktioniert worden.

* * *

Ich habe die Frage der Bodennutzung in den Kolonien schon in Kürze berührt. Nur einiges möge hier noch erwähnt werden:

Daß die afrikanischen Kolonien, eine wie die andere, dem Mutterlande Geld kosten, wird kaum von irgend einer Seite bestritten werden können. Würden nur immer bedeutende Ausgaben verzeichnet sein und keine größeren Einnahmen doch Aussichten für die Zukunft versprechen, so könnte schließlich noch den Volksvertretern die Geduld reißen. Also etwas muß auf den Einnahme-Etat gesetzt werden, und man ist auf den genialen Ausweg verfallen, diese Einnahmen auf folgende Weise zu vervielfachen:

Eine Trägerkarawane (lies: Sklavenkarawane) von 300 Mann fördert beispielsweise für 100 Francs Cocabutter und für 300 Francs Kolanüsse. Das ist die „Handelswaare“, das „Landesprodukt“, das dieses großartigen Apparates bedarf, um zur Faktorei geschafft zu werden. Das Wertvollste ist jedoch die Karawane selbst, das schwarze Fleisch, das nach Ablieferung der Lasten losgeschlagen wird. Man kann diesen lebenden Fleischtransport auf etwa 60000 Francs annehmen. Gesammtsumme: 60400 Francs. Bei der ersten Kontroletappe wird dieser Gesammtwert gewissenhaft eingetragen (natürlich unter einem anderen Titel, als: Sklaven). Bei der nächsten ebenfalls, und so fort durch die 6 bis 7 Etappen, die die Karawane berührt. Diese 6 bis 7 mal 604000 Francs werden dann in der Schlußrechnung angeführt, so daß plötzlich eine und dieselbe Karawane Waaren im Wert von 362400 bis 422800 Francs transportiert hat.

Auf diese Weise bringt man es zustande, den steigenden Bodenertrag und den ungeheuren Wert der Kolonie dem gläubigen Publikum unter die Nase zu reiben.

Wie gesagt ist der Bodenertrag und der Bodenwert in allen diesen Kolonien gleich null, und zwar einfach aus dem Grunde, weil der Boden thatsächlich nicht verwertet wird und unter der herrschenden Spekulantenwirtschaft nicht verwertet werden kann.

In den älteren Kolonien ist es übrigens nicht um vieles besser. Entschließt sich die Regierung, Ansiedler zu entsenden, wie es beispielsweise nach Caledonien geschah, so nimmt sich Niemand die Mühe, unter den Bewerbern die Auswahl zu treffen, die notwendig wäre, um seiner Sache sicher zu sein. Ausroden, Pflanzen, Säen, das ist eine gar mühsame, zeitraubende Arbeit; man kann sich auf andere Weise viel schneller und sicherer Geld machen: der Ansiedler bewirbt sich einfach um eine Schankkonzession und schafft mit den ihm bewilligten Barmitteln tüchtige Vorräte von Branntwein an. Bald hat er unter den Eingebornen eine so zahlreiche Klientel gewonnen, daß er keine andere Sorge zu haben braucht, als die, nur schnell wieder die Vorräte zu erneuern.

Ein Marinearzt berichtet, daß an einem Tage einige zwanzig Eingeborne an akuter Alkoholvergiftung starben, und der biedere Schänker konstatierte mit Befriedigung, daß sich sein Reingewinn in einer einzigen Nacht auf 180 Francs belief.

Demzufolge sind auch von 150000 Eingebornen, die Caledonien noch in den 50er Jahren zählte, heute 11000 übrig geblieben.

Wird Europa wohl je zur Einsicht kommen, daß es mit der Uebernahme von Kolonien auch diesen gegenüber — den Menschen und dem Boden gegenüber — Pflichten übernimmt? Zu seinem eigenen Vorteil muß man es hoffen, denn jeder Raubbau, jede Vernichtung rächt sich.

Die kostbaren Arbeitskräfte sollen nicht an Sklavenhändler verschachert werden, die ihre Opfer einem Mahdi zutreiben, um so wieder die Europäer durch dieselben Sklaven zu bekriegen.

Unter den Offizieren, wie auch unter der Mannschaft, soll eine strenge, gewissenhafte Auswahl getroffen werden; nicht das Schlechteste, der Abschaum, ist hinzusenden, sondern nur gute, gesunde, ihrer schweren Pflicht bewußte und brauchbare Menschen, die zugleich Polizei, zugleich Lehrmeister sind.

Und europäische Ackerbauer, Arbeiter, Handwerker sollen auf Staatskosten hindirigiert werden, die den Zweck haben, die Reichtümer zu heben, die ein unter Kultur gesetzter Boden zurückgiebt. Wie lange wird es dauern, so sind die Elefanten ausgerottet, und mit dem Elfenbeinhandel ist es vorbei; wie viele Jahre werden noch vergehen, so sind die Wälder, die den Kautschuk liefern, verwüstet, und wieder giebt es ein Handelsprodukt weniger. Für jeden Baum, der zu Tode geschröpft wird, sollen zehn junge Bäume nachgepflanzt werden, — dann und nur dann werden die Colonien einmal hohen Ertrag abwerfen, denn die Allspenderin ist und bleibt doch die Mutter Erde. Auf Ruinen sind nur immer Distel und Nessel emporgewachsen, nie noch Kultur- und Nährpflanzen. Und jedes niedergebrannte Dorf, jedes verwüstete Mais- oder Sagofeld wird sich an den Nachkommen Jener rächen, die mit eisernem, zerstörendem Schritt über das Gefilde gezogen sind.

Statt der Flinte, die Pflugschar; statt dem Säbel, die Sense; — statt dem Brantwein, der Geist der Vernunft. Mit diesen Verbündeten soll man die Kolonien betreten, dann wird sich der Ländererwerb lohnen. Dann wird man auch keiner Panzerschiffe bedürfen, um Weltpolitik zu treiben, sondern, Transportdampfer wird man brauchen, die die Menschenscharen nach dem wirklichen Lande Ophir bringen.

Rationelle Kolonisatoren sind, soweit meine persönlichen Erfahrungen reichen, nur die Russen. Die blühendsten Kolonien sind die deutschen Ansiedlungen im Kaukasus, wo Bauern in ihrer Arbeitsjoppe hinter dem Pflug hergehen, die hunderttausend Rubel und mehr in der Bank liegen haben. Selbst die aus dem Inneren Rußlands dorthin verbannten Sektengemeinden, die Skopzis, sind vermögliche Leute und treiben einträgliche Viehzucht und Milchwirtschaft. In der ersten Zeit der Pazifikation fanden Europäer, die sich im Kaukasus seßhaft machen wollten, willkommene Aufnahme, und die Regierung bot ihnen alle möglichen Erleichterungen, auch ausgiebige materielle Unterstützung, wenn man sah, daß die Einwanderer die Fähigkeit und den guten Willen hatten, Ersprießliches zu leisten. Die Kultur hat daher dort auch sehr rasche Fortschritte gemacht, und man findet Musterwirtschaften in den Händen von Deutschen, Franzosen und Engländern, die den europäischen Landwirtschaften in keiner Beziehung nachstehen.

Auch dort hatte man in den vierziger Jahren noch mit relativ wilden Eingebornen zu thun; wild insoferne, als es für Fremde nicht geheuer war, den Boden zu betreten und als Rußland gezwungen war, seinen Standpunkt mit der Waffe in der Hand zu behaupten. Aber unmittelbar nach der Unterwerfung trat ein verhältnismäßig mildes Regiment ein, und mit dem Gelde wurde nicht gespart, um fruchtbringende Investierungen vorzunehmen.

Und was das wichtigste ist: die Eingebornen wurden menschenwürdig behandelt, infolge dessen auch schnell versöhnt und zur Ueberzeugung gebracht, daß sie keinen schlechten Tausch gemacht hatten, den „weißen Czar" statt ihrer eingebornen, in ewiger Fehde lebenden Fürsten zum Oberherrn zu erhalten. Den Fürsten beließ man ihre Titel, ihre Güter, man verlieh ihnen hohen militärischen Rang und Orden und half ihnen soviel als möglich mit blanken Rubelstücken auf die Beine, so daß sie auch gar bald den Verlust ihrer Souveränität verschmerzten.

Jedermann hat dort, wenn auch nicht immer sein Hühnchen im Topf, so wenigstens das, was er zum Leben braucht, und ich kann mich nicht erinnern, je einem Bettler begegnet zu sein. Wenn hin und wieder Vagabunden auftauchten, so kamen sie sicher auf großen Umwegen aus Europa.

Dank diesem vernünftigen System und Dank einer entsprechenden Verwaltung wird auch Rußland sicherlich seine Ausdehnung nach Osten fortsetzen und die Kulturfreunde auf seiner Seite haben. Der Bau der großen sibirischen Bahn ist das sprechendste Zeichen, das man im Czarenreiche weiß, was der erste und wichtigste Schritt ist, um eine erfolgreiche und lohnende Kolonisierung einzuleiten.

Ganz abgesehen von der humanitären Seite ist es also ein Gebot der einfachen Vernunft, einem Lande, von dem man Besitz ergreift, die wahren Wohlthaten der Civilisation zuteil werden zu lassen. Und es ist ein dankenswertes Unternehmen des französischen Deputierten den Krebsschaden aufzudecken, an dem Afrika leidet und zugrunde gehen muß, wenn sich nicht die Eroberer beizeiten zu einem anderen System entschließen.

Davon hat Europa ebensowenig, daß Cecil Rhodes und Genossen sich Millionen geholt haben und noch holen möchten, wie daß der König von Belgien einen Privatstaat besitzt, oder deutsche und französische Handlungshäuser ihre Unternehmen ausdehnen. Sondern wenn wer einen Gewinn haben soll, so sind es die Völker selbst, die in schweren Steuern Opfer für Andere bringen, — und auch jene Völker drüben, die, wenn auch anders gefärbt, auch aus Menschen bestehen und zwar aus Menschen, die ein Recht haben, von einer wirklichen Kultur ihren Anteil zu erhalten.

* *
*

Ich habe dem französischen Autor das Einleitungswort gelassen, — ihm gebührt auch das Schlußwort. Seine Sprache ist beredter, als die meine; was er sagt, geht zum Herzen, denn es kommt aus einem Herzen, das an Ort und Stelle mit Jenen gefühlt und geblutet hat, die freudig einen Sonenaufgang in ihrem dunklen Kontinent zu ahnen begannen, und über deren unschuldige Häupter eine schwarze Gewitternacht hereingebrochen ist, die ihnen Verderben und Vernichtung gebracht hat:

„Wenn ich so an mein Leben von damals, an meine vier Jahre Dienst im schwarzen Kontinent zurückdenke, treten mir allerlei Bilder voll herzzerreißender Traurigkeit vor die Augen:

Ich erblicke dort unten in Nunez die Dörfer Katinu und Kuschbuku, die gestern noch in ihrer Einrahmung von Palmen so ruhig und friedlich dagelegen und von denen bei anbrechender Nacht das Geräusch der Liebestänze und die kindlichen Gesänge aufstiegen, vom Gebrumme der primitiven Instrumente begleitet.

Ich sehe anziehende junge Frauen, deren Haut wie Bronze schimmert, prächtige junge Mädchen mit sehr sanftem Blick, in graziösem Wiegen die

akazienbepflanzten Wege dahinschweben, zum Ufer des Flusses, um dort zu baden und Wasser zu holen.

Und plötzlich sehe ich, wie der Laune eines vom Spleen und Postenleben verdummten Kommandanten wegen der Krieg alle seine Greuel über diese liebliche Landschaft bringt; ich sehe, wie die runden Hütten in den Feuerbränden aufleuchten, die die Geschosse unserer Schiffe entfesseln, diese selben Hütten, vor denen sich gestern lachende Kinder tummelten, die unter den heiligen Bäumen lagen gleichwie die reifen goldgelben Garben in den Gefilden Frankreichs zur Zeit des schönen Erntemonats.

Ich sehe, wie sich inmitten des rauchenden Schutts der armselige Häuptling erhebt, die dreifarbige Fahne in der Hand, um Gnade fleht und ruft: ‚Es lebe Frankreich!‘ während im weiten Umkreis die Geschütze donnern. Und dann sehe ich ihn zwei Minuten später mit zerschmetterter rechter Hand auf den Trümmern seines Heims zusammenbrechen, während die Linke krampfhaft die Tricolore umklammert, die für ihn das Symbol der Brüderlichkeit und Gerechtigkeit gewesen.

Ich sehe, wie sich unsere Verbündeten, wilden Bestien gleich, auf die Krieger von Katinu stürzen, die halb verkohlt unter der Asche röcheln, wie sie ihnen den Todesstoß versetzen, den Leib aufschlitzen, die Augen ausstechen und sie feige durch rohes Gelächter verhöhnen.

Ich sehe, wie sie die fliehenden Frauen und Kinder verfolgen, sie gleich Tieren in Halseisen und Ketten hängen. Und ich sehe, wie diese unglückseligen, verwundeten, versengten Geschöpfe, mit blutenden Gliedern, zu Herden zusammengetrieben, jene selben Pfade dahinwanken, die sie noch gestern mit ihrem Lachen und ihren Liedern erfüllt hatten!

Ja, dies alles taucht wieder vor mir auf; ich durchlebe es neuerdings, es verfolgt mich jetzt, nach zehn Jahren noch, in meinen Träumen, und ich fühle mich abermals wie gewürgt von der Beschämung, dem Zorn und der Empörung, die dieses Schauspiel in mein Herz gepflanzt und die ich von Allen geteilt sehen möchte. . . . .“

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs.

Von **Jakob Wassermann.**

(5. Fortsetzung.)

2.

Als Herr Samassa mit dem Siebenuhr-Eilzug aus der Stadt kam, war das Unwetter noch in voller Kraft. Er brachte zwei Herren mit, Neffen seines künftigen Schwiegersohnes, einen Assessor und einen Architekten. Sympathische junge Leute, freilich von einer gewissen Verwaschenheit, aber sie redeten nicht viel und ihr Benehmen drückte eine angenehme Art Fremdheit aus. Es nahm sich komisch aus, daß sie kein Auge von Renate wandten und mit scheuer Verehrung zuhörten, wenn sie etwas sagte. Frau Samassa wollte vor Ingrimm vergehen wie Fett auf einer heißen Pfanne. Doch die sparsamen Zeichen des Respekts der jungen Leute, schmale Ueberbleibsel der Vergangenheit, genügten, um Renates Blicke heller zu machen. Frau Samassa befahl ihr schroff, in die Küche zu gehen und der Köchin Anweisungen für das Abendessen zu bringen. Sie erhob sich willig und verließ das Zimmer. Sie mußte durch den engen Corridor gehen und hörte ein Pst durch eine Seitenthüre. Herr Samassa stand dort und winkte ihr heimlich, ins Zimmer zu kommen. Er sah ebenso feierlich, als vielwissend und verheißungsvoll darein, und als Renate ihm folgte, drückte er die Klinke unhörbar ins Schloß und zog eine kleine Sammetschachtel aus der Tasche, die er kichernd öffnete. Er schnaufte laut vor Vergnügen, als Renate staunend die wundervolle Brillantbroche anstarrte, die in einem blauseidenen Lager eingebettet war. Renate liebte leidenschaftlich Diamanten; noch ein Kind, hatte sie darnach stets unbezähmbares Verlangen getragen, und jetzt schloß sie unwillkürlich die Augen und sagte lächelnd, obwohl sie die ganze Geheimthuerei nicht begriff: „Wohl für Fräulein Fanny-Elisa?"

Herr Samassa fuhr fort zu kichern, offenbar nur ein Zeichen von Verlegenheit. Dann fauchte er, seine Lippen Renates Ohr nähernd: „Nein für Sie, Holdeste."

„Für mich —?"

„Für Sie, ja. Jawohl, jawohl für Sie, wenn Sie nett sein wollen. Hihi, Fanny-Elisa bekommt auch eine, aber erst morgen, hihi . . ."

„Wollen Sie nicht lieber ein Glas Wasser trinken?" fragte Renate kalt.

„Aber mein Lämmchen, thu doch nicht, als ob Du nie einen Mann gesehen hättest. Waren ja schon mehr als Einer, ganz gewiß."

Renate fühlt ein Brausen in den Ohren, und ihr Kopf wurde glühend heiß. „Sie sind ein Lump," sagte sie. „Ein Glück, daß da kein Messer ist —". Der Blick, den sie im Zimmer auf- und abirren ließ, war von so

zügelloser Wildheit, daß Herr Samassa bestürzt sein Schächtelchen zuklappte und den Kopf duckte, als fürchte er einen Steinwurf.

Tiefaufatmend verließ ihn Renate, und als sie zu den Andern zurückkehrte, trat er durch eine zweite Thür fast gleichzeitig ein. Mit einem giftigen und drohenden Blick auf Renate sagte er pathetisch: „Hier meine Tochter, das Verlobungsgeschenk Deines Vaters.“ Possierlich, wie er beleidigt mit den Lippen schmatzte und zugleich begierig auf die Anerkennung des Geschenks wartete. Fanny-Elisa fiel ihm theatralisch um den Hals. Die beiden Herren konnten sich nicht genug thun mit Augenaufreißen, wobei der Architekt sichtlich alles ironisch nahm. „Für Fräulein Fanny-Elisa ist es sehr hübsch, aber für die Frau meines Onkels paßt es kaum,“ sagte er. Fanny-Elisa sah ihn groß an und wußte nicht, ob es eine Schmeichelei war. Auch Gretchen kam wieder, denn das Gewitter zog in die Ferne, und sie wurde fast grün, als sie den Schmuck sah. Vor Neid und Eifersucht traten ihr die Thränen in die Augen, und sie sagte mit bebenden Lippen: „Wenn ich so was bekäme, würde ich Papa und Mama einen ganzen Tag lang beständig küssen.“ Das wurde belacht. Renate, in wunderlicher Selbstvergessenheit, hatte ein Vorgefühl von Unheil für Gretchen und wußte, daß es unabwendbar war für die Leidenschaftliche, Irrgegangene.

Indessen hatte Fanny-Elisa das Kästchen auf die Spiegelkonsole gelegt, und da die jungen Herren inständig baten, sie möchte Klavier spielen, setzte sie sich mit langsamem Augenaufschlag an den Stutzflügel, blätterte müde in einem Heft Chopin und begann zu spielen. Da sie in solchen Dingen tyrannisch war, lauschten die Eltern und Herr Horovitz, der vielleicht an seine Credit-Aktien dachte, sehr aufmerksam, der Architekt heftete den Blick verloren und unaufdringlich auf Renate, nur Gretchen wisperte absichtsvoll mit dem Assessor. Das Spiel Fanny-Elisas war Schülerarbeit, und selbst die war nicht korrekt. Auch sah sie aus, als könne sie das Stück nicht mehr recht fesseln, obwohl es für die Zuhörer immer noch Feiertagsbrot sein mußte. Als sie fertig war, entstand Beifallgemurmel, aber die Spielerin seufzte, als verstehe sie nicht, wie man an diesen geringsten ihrer Vorzüge einen Laut verschwenden mochte. Dann verließen alle das Zimmer, um in den anstoßenden, mit Glas gedeckten Pavillon zu gehen, wo Palmen und Oleander standen, eine Cypresse und ein verkümmertes Orangenbäumchen. Der düstere Himmel, aus dessen westlicher Tiefe der intensive Brand der untergehenden Sonne brach, erzeugte eine fast theatralische Lichtstimmung. Die flammenden Wolken schienen nur durch eine gewaltsame Anstrengung oben festgehalten zu werden, und die finsteren, blauschwarzen im Zenith hingen unbeweglich; nur graue Fetzen entflatterten ihnen gleich aufgelösten Haaren.

Renate war allein zurückgeblieben. Die fragenden Blicke des jungen Architekten hatten sie weicher gemacht als sonst. Ein trübes Zweifeln gährte in ihr, versank wieder. Es war ein Beschließen-Wollen, Fassen-Wollen, ein Ahnen und Hinneigen und dann doch wieder nichts. Sie ging zum Klavier, berührte mechanisch die Tasten, und ohne, daß sie es eigentlich gewollt, fing sie an, dieselbe Ballade zu spielen wie Fanny-Elisa. Und so sehr fand sie sich selbst darin, letztes Erleben und lang vergangenes, daß sie es warm überströmen fühlte von den Tasten in ihre Arme, ihren Körper, und es war, als sei auch in ihrem Innern ein Gewitter vorübergegangen, und jetzt war alles ruhig und erwartungsvoll. Der Architekt und der Assessor waren auf den Zehen hereingeschlichen; auch die Andern kamen. Gretchens Gesicht glänzte vor Triumph, als hätte sie jetzt einen Sieg über

die Schwester errungen, Frau Samassa schnappte nach Luft, Gregor sah aus, als hätte er eine Flasche Essig getrunken, Horovitz nahm es gleichgiltig, Fanny-Elisa stand totenblaß unter der Portière und zupfte nervös an der Zugschnur. Von dem Augenblick an gab es kein Wesen, das sie glühender haßte, als Renate.

Der Assessor konnte sich nicht enthalten, begeistert zu applaudieren, als Renate fertig war und wie versteinert sitzen blieb. Der Architekt war so hingerissen, daß er den Mund aufsperrte, und als Renate durch eine matte Kopfbewegung ihn erblickte, fand sie ihn komisch und runzelte die Stirn. Damit verfloß der Fünfminuten-Traum. Käthe kam mit dem Geschirr, um den Tisch zu decken, und die ganze Gesellschaft verfügte sich wieder in den Pavillon. Die Familie Samassa benahm sich, als ob Renate Luft gewesen wäre.

Sie hatte weder Lust zu essen, noch im Kreis der Leute zu verweilen. Unbemerkt verließ sie den Raum, begab sich in ihr Zimmer, wo sie den Hut aufsetzte und Angelus, der in letzter Zeit deutliche Merkmale der Melancholie trug, ihr zu folgen befahl. Sie wollte spazieren gehen, da sie die Luft im Hause nicht mehr ertrug. Es war schön. Das satte, glühende Grün der Wiesen leuchtete, und Tropfen fielen rhythmisch vom feuchten Laub. Angelus geberdete sich entfesselt, wälzte sich im Gras, schnappte mit durchdringendem Gebell nach Fliegen in der Luft und sauste den Weg unzählige Male hin und her. Beim Bessemer Bauern oder Bessemer Wirt, wie er auch hieß, saß Peter Graumann auf einer Bank, einen Krug Bier vor sich. Als Renate ihn sah, war sie bestürzt, daß sie den Weg hieher genommen, gerade diesen, wo es doch so viele gab, nach allen Seiten hinaus.

„Das trifft sich herrlich, mein Fräulein,“ sagte Graumann, indem er auf sie zutrat.

„Es ist der reine Zufall,“ antwortete Renate erglühend.

„Ein Zufall, dem ich verpflichtet bin. Ah, die Bestie Angelus lebt auch noch? Das ist schön. Und Sie, mein Fräulein, Sie machen mich verzweifelt, wenn Sie der Gedanke quält, mich getroffen zu haben.“

„‚Quält‘ ist zu viel gesagt,“ wehrte Renate mit verächtlichem Lächeln ab. „Oder wenn auch, ist es nur die Angst vor Ihren Gesprächen. Ich bin nicht daran gewöhnt, an die großen Worte schon gar nicht.“

„Hm. — Sie dürften manches erlebt haben, seit wir uns nicht gesehen haben. Ist es nicht so? Aber ich denke, wir gehen ein wenig weiter.“ Unwillkürlich mußte Renate an die Konstanzer Tage denken, als sie diese scharf accentuierte Stimme hörte, in der etwas theatralisch Dämonisches und zugleich Gepreßtes, Atemloses, scheinbar Ergebenes lag. In Peter Graumanns Gesicht war ein beständiges Zucken: bald zuckte der Mund, bald zuckten die Brauen, bald eine gewisse, wiederkehrende Stirnfalte, doch ohne Zweifel war der Mund das Beredteste, auch ohne Worte; beredt durch Verwegenheit, die bis zur Frechheit ging; durch lauernde Ironie; durch einen breiten, selbstgefälligen Hohn; durch affenartige Lüsternheit, durch Zorn und Verbissenheit. Seine Hände gestikulierten mit der Mäßigung eines routinierten Schauspielers, — große rote, plumpe Hände mit dicken Fingern. Und das Plumpe, Gedrungene, Tappende, dabei Maßvolle, Routinierte kennzeichnete auch Erscheinung und Auftreten dieses Menschen.

3.

„Nehmen Sie an, ich böte Ihnen eine Zukunft um den Preis der falschen Tugend und gewaltsamen Zurückhaltung, die auf mich wie ein

vollkommenes Zerrbild wirken, — nehmen Sie an, ich böte Ihnen Reichtum, Macht, Ruhm, Größe, kurz alles was Sie wollen unter sicherer Garantie, — könnten Sie sich da noch einen Augenblick besinnen, was zu thun sei?"

„Hören Sie mich," unterbrach ihn Renate hastig. „Es ist mir ganz unklar, wo Sie da hinaus wollen. Ich will es auch nicht erfahren. Was Sie da sagen und früher gesagt haben, kommt mir lächerlich und hochtrabend vor, Sie müssen schon verzeihen. Ich mag nicht hochtrabende Sachen. Sie kennen mich ja gar nicht. Blos auf ein hübsches Gesicht hin wollen Sie mich ködern. Warum sagen Sie nicht blank heraus, was Sie wollen? Uebrigens kann ich nicht mit Ihnen da gehen. Alle Leute sehn mich."

„Nun, ich muß mich rechtfertigen. Ich bitte, folgen Sie mir eine Viertelstunde in die Laube des Bessemer Wirtsgartens."

Renate willigte ein, mehr aus Furcht vor der Rückkehr ins Haus der Samassas, als aus Lust an der seltsamen und für sie unbegreiflichen Unterhaltung, der auszuweichen sie auch ein geheimer Zwang verhinderte. Sie saßen bald in der Dämmerung der Laube einander gegenüber, und Renate hörte zu und streichelte mechanisch den Hund, der seinen Kopf in ihren Schoß gelegt hatte. Graumanns Augen funkelten wie ferne, kleine Glühwürmer.

„Sie sagen, ich kenne Sie nicht. Erstens weiß ich jetzt, was hinter Ihnen liegt. Ich hab es mir authentisch erzählen lassen. Zweitens glaube ich, daß meine Auffassung Ihres Charakters richtig ist, denn alles, was Sie bisher gethan haben, war nur Mittel zu einem Zweck, der Ihnen freilich unbekannt war, dem Sie aber willenlos entgegengetrieben sind wie eine Planke in der Strömung. Sie meinen, ich will Sie ködern. Nein. Vielleicht den Steuermann machen, ja. Strömungen führen oft durch Untiefen, machen große Umwege. Und auf Ihr hübsches Gesicht hin, sagen Sie. Hübsch ist ein schlechtes Wort. Sie können annehmen, daß ich Ihnen in diesem Augenblick kein Compliment machen will. Es geht ja nicht um eine Quadrille. Ihr Gesicht ist nämlich für mich eine Inkarnation. Sie sind eine Königin, ja lachen Sie nur, eine geborene noch dazu. Das hat auch jener Herzog gespürt. Aber damit Sie mich nicht für einen Schwätzer halten, muß ich Ihnen meine Anschauung in diesen Dingen auseinandersetzen.

Ich teile die Frauen in vier Klassen ein, in Königinnen, Gouvernanten, Köchinnen und Dirnen. Die Königinnen sind berufen, zu herrschen. Die Männer sind ihre Unterthanen. Sie sind unbesiegbar, und ihr Adel ist deutlich und erkenntlich durch alles, was sie thun und unterlassen, was sie reden und schweigen. Die Gouvernanten-Natur, das ist die Erzieherin, die nur für die Kinder lebt, das Mutter-Weib, die Dulderin. Die Köchinnen-Natur, das ist die robuste Seele, die Hausfrau, die Helferin, höherer Dienstbote, Schlüsselverwahrerin, Sorgenbehälter, überhaupt die Repräsentantin des primitiven äußeren Lebens. Die Dirne, da ist nichts zu erklären. Sie ist das charakterlose Wesen, Geschöpf der Sinne, nichts als ein Werkzeug, eine Art Drohne, bestimmungslos, wertlos. Natürlich hat das alles mit den Einteilungen der Gesellschaft gar nichts zu schaffen. Dirnen kann es auf dem Thron geben, Königinnen in den Fabriksälen, Köchinnen von fürstlichem Rang und Gouvernanten unten den Straßen-Mädchen. Was ich will, ist, daß Sie Ihrer Bestimmung wenigstens nicht entgegenwirken. Und von dieser Bestimmung war ich fest überzeugt, von der ersten Sekunde, wo ich Sie sah, bis heute. Ich denke, Sie verstehen doch, was ich mit alledem sagen will?"

„Es ist merkwürdig, es verwirrt mich," erwiderte Renate flüsternd und schüttelte den Kopf. Die Dämmerung lag schon über der Landschaft draußen, und von fernher schallte Mädchengesang, welchem Renate mit einer wachsenden und unerklärlichen Unruhe lauschte.

„Denken Sie sich einmal Folgendes," fuhr Peter Graumann fort, und seine fanatische Stimme klang rauher, dumpfer. „Jemand verläßt eine lustige Gesellschaft abends, weil er früher aufbrechen muß als die Andern. Irgend welche wichtige Dinge veranlassen ihn, eine Reise zu unternehmen. Er kommt zurück und faßt eines Abends den Entschluß, jenes Haus wieder aufzusuchen. Alle Räume sind finster und still, doch zu seinem Erstaunen findet er jede Thür offen, die er zu durchschreiten hat. Schließlich kommt er in den Saal, den er vor Monaten plötzlich verlassen mußte, und der allein noch beleuchtet ist. Alle Leute sitzen noch am Tisch, genau so, wie sie waren, als er fortging. Es sind so und so viel Gesichter in den verschiedenartigsten Ausdrücken von Lustigkeit, Witz, Behaglichkeit, des Lachens, der Ironie. Aber er sieht näher zu und macht die fürchterliche Entdeckung, daß die Mienen erstarrt sind, daß die Lustigkeit, der Witz, die Behaglichkeit, das Lachen unveränderlich, steinern, lautlos in den Gesichtern haften, so lang er auch da stehn mag. Was haben Sie?"

Renate machte eine unwillkürliche Bewegung des Grauens. Doch mit unerschütterlichem Ernst fuhr Peter Graumann fort. „Dieser Jemand, den ich meine, sind Sie selbst, Renate Fuchs. Die Gesellschaft, die Sie verlassen haben, — ich brauche darauf nicht einzugehen. Dasselbe würden Sie erleben, falls Sie wieder zurückkehrten. Nichts als Grimassen würden Sie wiederfinden. Und was Sie hier in dem Dorf treiben, was soll das? Wollen Sie alles gewaltsam ersticken, was Sie befähigt, zu herrschen?"

„Aber was soll das, was soll denn das!" rief Renate unwillig und beklommen.

„Kommen Sie mit mir."

Renate lächelte verächtlich. „Ah, das kenn ich. Da will ich schon lieber Dienstbote sein."

„Eine Antwort, auf die ich gefaßt war. Aber ich muß Ihnen sagen, ich bin weder ein Anselm Wanderer, noch ein Stefan Gudstikker. O, ich weiß alles. Ich winde keinen Jungfernkranz aus veilchenblauer Seide, noch verwandle ich meine Gefühle in Makulatur. Allerdings, man kann sich kaum in mich vergaffen, aber man hat Chancen bei mir. Ich werde nichts sein, als Ihr Impresario, Ihr Regisseur, Ihr Cassier. Mein Bruder hat mir, bevor er in die Anstalt ging, ein viertelhundert brauner Scheine überlassen. Der Junge ist verteufelt borniert und hat vor vier Wochen in Montecarlo achtzigtausend Francs gewonnen. Mit dem brüderlichen Geschenk also will ich in irgend einer Hauptstadt, wahrscheinlich in Wien, ein kleines Variété für Feinschmecker errichten. Eintrittspreis sehr hoch, Publikum hundert Personen. Von den Leistungen wird man reden müssen. Kurz und gut, Sie sollen der Star des Unternehmens werden."

Renate erhob sich blitzschnell und schüttelte sich wie im Fieber. Sie konnte kein Wort reden.

„Denken Sie nicht, daß ich phantasiere," sagte Graumann mit unterdrücktem Lachen. „Es wird nichts von Ihnen verlangt, was Sie nicht in drei Tagen lernen könnten. Die Einfachheit der Geschichte ist mein ganz besonderer Kniff. Mein Freund, der Clown Sonnenfeld aus Paris hat sich schon für die Idee enthusiasmiert. Ich verspreche Ihnen nichts, hingegen biete ich Ihnen den Schlüssel an, der alle Thore des Glücks aufsperrt. Freilich

kein Glück bei Kartoffelsalat und lyrischen Gedichten. Aber ich sehe, Sie nehmen kein Interesse daran —“

„Nein, ich will nichts mehr hören,“ erwiderte Renate zitternd. „Jetzt wissen Sie, wie mir zu Mut gewesen sein muß, daß ich von Anfang an —“ Sie faltete die Hände und wandte das verzerrte Gesicht zur Seite.

Peter Graumann seufzte, als bedauerte er, so viel Zeit verschwendet zu haben. „Ich bin noch bis übermorgen hier,“ sagte er, begleitete Renate bis zur Straße, grüßte mit vollendeter Höflichkeit und ging, leise vor sich hinpfeifend, in die Bessemer Schenke zurück.

4.

Es war Abend geworden. Die Luft im ganzen Thal war von schwüler Feuchtigkeit. Die Blumen, hellere Flecke in den Wiesen, sahen wie Augen aus der Dunkelheit, das Getreide stand schwer, manchmal flach gepeitscht vom Regen. Der Bessemer wohnte nicht in Bruck selbst, sondern eine Strecke amperabwärts. Renate, die nur Halbschuhe an den Füßen trug, fand das Gehen auf den nassen Wegen beschwerlich. Es gerieten ihr auch Steinchen in die Schuhe, und bei einem steinernen Muttergottesbild, das rings mit Rosensträuchen umpflanzt war, blieb sie stehen und klopfte den Schuh aus. Angelus schnoberte. „Was hast Du denn, dummer Hund?“ fragte Renate.

Die Rosen dufteten so stark, als ob sie die ganze Landschaft mit ihrem Geruch erfüllen wollten. Plötzlich gewahrte Renate eine unbeweglich kauernde Gestalt zu Füßen der Steinfigur. Zuerst erschrak sie; als sie aber überlegte, daß es nur eine Andächtige sein könne, trat sie ein wenig näher und sie gewahrte nun im unsicheren Licht das Profil eines jungen Mädchens, offenbar einer Magd oder Bauerstochter. Die Züge waren voll inbrünstiger Andacht, die Linien der Gestalt waren unruhig. Sie schien das Knirschen des Sandes hinter sich gehört zu haben und wandte sich jäh erschaudernd um. Renate war erstaunt, Käthe hier zu finden, die sonst den ganzen Tag verträllerte. „Ei Käthe, was machen Sie denn, warum sind Sie denn fortgegangen?“ Dem Gefühl Renatens nach war es nicht das Gebet einer Feierstunde, sondern die Qual einer Schuldbewußten. Käthe faßte sich und stammelte in lamentablem Ton: „Bittschön Fräul'n, sagen S' nichts zu Haus, bitt-schön. Ich hab mich hierher bestellt mit meinem Verehrer.“ In der That wurde, übergroß gegen den dunklen Himmel gezeichnet, die Gestalt eines Mannes sichtbar, der näher kam.

Renate ging. Sie hatte, ganz in Gedanken, eine der Rosen gebrochen, die sie an den Gürtel steckte. Sie träumte vor sich hin; eine gutmütige Illusion ließ ihr die Frömmigkeit der Magd als etwas Unantastbares erscheinen. Vielleicht fiel sie noch in dieser Nacht, wußte es voraus, ängstigte sich, hatte doch nicht Gewalt über das Blut und verlangte von der Muttergottes ein Wunder. Und das Wunder, das man verlangt, ist oft zur Hälfte schon geschehen. Seltsam, daß dieser Satz in Renates Fantasie wie von Peter Graumann gesprochen klang. Sie mußte sich gestehen, daß sie jenem Mann gegenüber die Empfindung der Unentrinnbarkeit hatte. Eine Mischung von Furcht und Respekt machte die Vorstellungen von ihm haltlos und nebelhaft. Sie wußte schon nicht mehr, wie er aussah; in einem und demselben Gedankenkreis verlachte sie ihn und erkannte ihm etwas Ueberlegenes, ja Geniales zu. Seine Neuartigkeit war sicherlich nicht ohne Finesse. Renate nahm sich vor, ihn ironisch zu behandeln, griff sich dann an den

Kopf, weil sie so die Möglichkeit fernerer Begegnungen vorausgesetzt hatte. Oft werden Menschen so aneinandergekettet: die bloße Existenz des einen kommt einer Gefahr gleich, die zu vermindern nur durch wachsames Beisammensein möglich scheint.

In trübe Stimmung durch all das versetzt, langte Renate bei der Villa an. Im ersten Stock irrten Lichter umher. Als sie in den Pavillon trat, schlug auf einer großen Steh-Uhr mit dumpfen Schlägen die zehnte Stunde. Unter der Palme saßen die beiden jungen Herren, — allein. Sie standen wie auf Commando von den Sitzen auf, als Renate eintrat. Sie sahen aus, als wollten sie mit den Blicken etwas vom Boden aufheben; jedenfalls blickten sie Renate nicht an, stellten sich, als hätte sie ihr Eintreten nicht sonderlich berührt. Sie schüttelte unmerklich den Kopf und sah sich etwas erstaunt in dem Raum um, der noch völlig die Vorgewitterluft aufbewahrt hatte. Das verhungerte Orangenbäumchen hatte es recht schwül, denn es sah aus, als nahte das Ende seiner Treibhaustage. Renate befahl dem Hund, sich in die Ecke zu legen, verließ den Pavillon und bemerkte, daß der Architekt ihr in einer Entfernung von etwa zehn Schritten folgte. Sie eilte in ihr Zimmer hinauf, denn sie erinnerte sich, daß sie vom Garten aus auch darin Licht gesehen hatte. Auf der Treppe stand Fanny-Elisa und schaute Renate unsicher forschend entgegen, ob sie es auch sei. Als Renate an ihr vorübergehen wollte, sagte sie barsch: „Bleiben Sie! Sie können nicht in Ihr Zimmer."

„Wieso?" fragte Renate befremdet und unwillig.

„Das werden Sie bald genug erfahren," erwiderte Fanny-Elisa und verschränkte herrisch die Arme über der Brust. Sie hatte offenbar ein paar Arme und Beine zu wenig, um das Heldenmäßig-Königliche ihrer Pose völlig auszudrücken.

„Wollen Sie nicht gefälligst in anderm Ton mit mir sprechen," flüsterte Renate, der schon die Worte zu versagen begannen.

„Ich glaube, wir werden überhaupt nur noch wenig zu reden haben," sagte Fanny-Elisa schneidend. Denn „schneidend" wollte sie sein, ganz im Sinne der unnahbaren Heldinnen ihrer Lektüre.

„Aber ich bitte Sie, was giebt es denn?" hauchte Renate beinahe flehend.

„Man durchsucht Ihr Zimmer. Wir haben einen Commissär holen lassen. Die Diamantbrosche ist fort. Sie werden zugeben, daß der Verdacht gegen Sie sehr dringend ist. Es ist besser, Sie gestehen es ein."

Frau Samassa, auf den Treppenplatz tretend, hatte die letzten Worte gehört. Sie war erhitzt, stand da mit geblähten Backen, aufgestreiften Aermeln, hielt eine Ledertasche, die Renate gehörte, in der einen Hand, in der andern eine Kerze. „Wo treiben Sie sich herum?" herrschte sie Renate an. „Vielleicht haben Sie die Beute vergraben. Jedenfalls wird man Sie untersuchen. Gregor! Gregor!"

Gregor kam, sah Renate und hüstelte. Renates Gesicht war von einer Sekunde zur andern fahler geworden; jetzt hatte es einen grünlichen Ton. Die Augen waren weit aufgerissen. Es ist jedenfalls nur vorübergehend, das alles, dachte sie, hoffentlich bin ich gleich tot. Dann stürzten ihre Gedanken übereinander, und sie hatte das Gefühl, als ob sie nicht mehr sie selbst sei, sondern neben sich stehe. Diese Nebenstehende ging in das Zimmer, wo ein Mann vor dem erbrochenen Schrank kniete, nahm ihren Revolver, den sie noch aus der Zeit ihrer Jagden besaß, trat damit auf den Flur und erhob ihn zielend gegen die Samassas. Der Hahn knackte nur, aber die Weiber,

zu denen sich auch, totenbleich vor Erregung, Gretchen gesellt hatte, kreischten um Hilfe. Dann sank Renate zusammen, und ihr Kopf schlug gegen das Treppengeländer. Der Architekt klatschte in die Hände, und der Assessor, der durch die Schreie heraufgelockt worden war, brüllte ganz grundlos: „Herr Commissär! Herr Commissär!“ — „Haben Sie denn auch an das Dienstmädchen gedacht?“ murmelte der Architekt finster. — „Die ist ehrlich,“ erwiderte Frau Samassa mit gerungenen Händen und betrachtete ratlos den daliegenden Körper Renates. „Da ist kein Zweifel, Herr Urban. Wir haben sie schon vier Jahre, und sie hat sich noch keine Nähnadel angeeignet. Ach Gott, ach Gott, ich unglückselige Frau!“ Fanny-Elisa blickte verzückt in die silbern flimmernden Sterne und dachte: es ist genau wie im Geheimnis der Lady Darkhome. Die beiden jungen Männer bemühten sich um Renate, trugen sie hinein auf ihr Bett.

Im Laufe der Nacht kehrte ihr das Bewußtsein zurück. Gretchen, die im Grunde nicht ohne Gutmütigkeit war, wachte bei ihr. Doch blieb sie verlegen und stotterte am Morgen nur langsam die Mitteilung heraus, daß Käthe dem Commissär eine Beichte abgelegt habe. Doch ihr Geliebter, im Besitz des Schmuckes, war schon über alle Berge. Renate hörte das teilnahmlos an. Mitten im Zimmer hockte Angelus und betrachtete stumpfsinnig die verblühte Rose, die Renate gepflückt hatte, und die auf dem Teppich vor ihm lag. „Ich möchte aufstehn“, sagte Renate; „lassen Sie mich allein.“ Gretchen ging. Unten wurde sie ausgefragt, aber sie machte sich schnippisch und wichtig irgend ein Geheimnis zurecht, das sie nicht ausplaudern dürfe.

Renate war noch halb angekleidet, denn man hatte sie nur der Stiefel, der Taille und des Mieders entledigt. Erst konnte sie kaum gehen, doch als sie Kopf und Hals mit kaltem Wasser gewaschen hatte, fand sie sich frisch. Eilig frisierte sie sich, kleidete sich an, packte ihren Koffer und ihre Taschen, sperrte alles zu, stellte es ordentlich zusammen, wie es ihre Gewohnheit war, rief Angelus und ging mit ihm hinab. Gretchen stand am Hausthor und fragte sie bestürzt, wohin sie ginge. Die drei andern Samassas hatten sie schon die Treppe hinuntergehen gehört; sie waren durch Angelus Bellen aufmerksam geworden. Hinter der Thüre standen sie und lauschten durch die Spalte wie Schulkinder, die dem Lehrer zu begegnen fürchten. „Ich gehe fort“, sagte Renate, als handle es sich nur um einen Spaziergang. „Mein Gepäck ist fertig droben. In einer Stunde wird der Träger kommen und es zur Bahn bringen. Adieu.“

Sie verließ den Garten. Es schien in der Nacht noch geregnet zu haben, denn das Laub war naß, die Erde feucht, der Himmel bleiern. Ohne sich zu besinnen, schlug Renate den Weg zum Bessemer ein, als wäre das der unbesiegliche Entschluß nach längstvergangene Erwägungen. Doch wußte sie kaum, was sie that, handelte nur im dumpfen Zugreifen. Wenn sie jemand am Arm gepackt hätte, sie zu fragen: wohin willst du? so hätte sie nicht Antwort darauf gefunden.

Im Bessemer Garten saß Peter Graumann schon in aller Frühe beim Bier. Renate trat an seinen Tisch und sagte so hastig, als könne ihr ein Dieb die Worte entwenden, bevor sie gesprochen: „Hier bin ich. Ich gehe mit Ihnen. Thun Sie, was sie wollen.“

Peter Graumanns Gesicht nahm einen idiotischen Ausdruck des Erstaunens an. Die Virginia-Cigarre entfiel seinem Mund und sank zischend in das halbgefüllte Glas. Renate setzte sich tiefaufseufzend auf die Bank, rief Angelus und befestigte mechanisch die Leine an seinem Halsring.

5.

Alles was in den folgenden Tagen geschah, ließ Traum und Wachen untrennbar durcheinanderfließen. Tag und Nacht malten ihre Farben nicht viel schärfer in die Seele, als der Reflex in der Finsternis, den man zerrinnen sieht, wenn ein Licht rasch verlöscht wurde. Der Lauf der Stunde unterschied sich durch kein vergleichendes Maß von dem der Nachbarstunde. Sie alle huschten schattenhaft vorbei. Erinnerung klärte nichts und trübte nichts, und ein paar übriggebliebene Wünsche flogen auf, unruhige Vögel aus plötzlich geöffneten Käfigen, verschwanden auf Nimmerkehr. Irgendwo im Umkreis stand Peter Graumann; wichtige und eindringliche Reden waren ihm Bedürfnis. Irgendwo war auch Angelus, nicht vergnügt, nicht mißvergnügt, stets hungrig, stets neidisch auf Hunde, die es anscheinend besser hatten. Peter Graumann hatte Gesellschaft in München; er blieb immer sitzen, bis der letzte aufgebrochen war, damit die Zurückbleibenden nicht über ihn reden konnten, wie er über die Frühergehenden redete. Er verachtete alle, und es gab vielleicht im ganzen vier lebende Männer auf der Erde, die vor ihm bestehen konnten. Darunter war der Clown Sonnenfeld. Anders hielt er es mit den Frauen. Aus ihrem Gang schloß er auf ihre sinnlichen Fähigkeiten; im Rhythmus ihre Schritte vermochte er die feinsten Schattierungen des Charakters zu erkennen. Seine unveränderliche, gepreßte, etwas atemlose und altmodische Höflichkeit verdeckte den teuflischen Hohn einer zuversichtlichen Skepsis; sein übertriebenes Pathos war die Tapete auf einer durchlöcherten Wand. In einer einzigen Stunde war er Weltmann, Moralist, Zigeuner, Blagueur, Artist, Cyniker und Philosoph. Durch Aeußerlichkeiten ließ er sich blenden; Raffinement lag ihm näher als Natur. Den einfachen, geradlinigen Leiden brachte er keinerlei Verständnis entgegen. Die Gefühle, die er äußerte, waren nicht einfache Töne, sondern Oktaven.

Renate blieb ihm gegenüber in einem Zustand von Willenlosigkeit, der ihr ganzes Wesen veränderte. Drei Tage waren sie in der Stadt, aber sie hatte nicht einmal das Zimmer des Hotels verlassen. Sie hatte Bücher, um zu lesen, wandte Blatt auf Blatt um, stundenlang, doch wenn sie aufhörte, wußte sie nicht mehr vom Inhalt, als ein paar gleichgiltige Wendungen, die zufällig in ihr Bewußtsein gedrungen waren. Sie stand am Fenster, sah die Straße hinunter. Doch welche Straße es war, welches Haus es war, worin sie sich befand, war nicht des Nachdenkens wert. Da liefen Leute, einmal schien die Sonne, einmal regnete es; Hunde bellten, Kutscher schrieen; ein Kellnerbursche stand vorm Thor: seltsam, daß sie das alles sehen konnte. Dann kam wieder eine lange Fahrt im Eisenbahnwagen. Die Räder schmetterten, wenn das Fenster offen, und rollten dumpfer, wenn es geschlossen war. Wälder und Seen, Flüsse und Wiesen huschten vorüber, Rinder trotteten am Rande langer Straßen hin, und in den Feldern standen hochbeladene Wagen. Die Berge wuchsen empor über dem Horizont, und dann war plötzlich der Bodensee da. Renate lachte und schwatzte viel während der Ueberfahrt, nicht mit Graumann, sondern mit einigen Reisenden und ihren Damen, welche aussahen, als kämen sie aus fernen Ländern und allzuviel Bewunderung kundgaben für das, was sie sahen. Der See war gelbgrau, die Wogen waren lebhaft. Die Berge schienen in das Wasser hineinzuschreiten, als es dämmerte, und Renate stand neben dem Steuermannshaus und blickte gegen Westen. Dort lag Constanz, eine Stadt, gefährlich für junge Träumerinnen. Vielleicht hätte man bei Tag eine Turmspitze zu sehen vermocht, aber der Abend verbarg und verdunkelte die Ufer.

Peter Graumann lehnte am Mast und zündete eine Virginia an. Das brennende Hölzchen erhellte flammend seine Züge, wie damals, — Renate wandte sich ab, kniff die Unterlippe krampfhaft zwischen die Zähne, sah ins Wasser hinab, in die rauschende Gischt beim Steuerrad. Die Mitreisenden waren sehr lustig. Ein junger Geck mit fahlen Wangen und dem unverschämt-neugierigen Blick des Cocotten-Don Juans las aus einer Zeitung den Vergnügungs-Anzeiger von Zürich vor, dessen Magerkeit dem Scherz manche Blöße bot. Der junge Herr sagte mit einem unsicheren Augenzwinkern gegen Renate: „Wir müssen Studentinnen dort kennen lernen. Das soll sehr ulkig sein.“ — „Ja!“ riefen die drei Damen begeistert. — „Es ist nicht leicht, welche zu bekommen, meine Herrschaften,“ mischte sich Peter Graumann ins Gespräch. „Einige kann ich Ihnen ja vorführen. Sie fressen mir aus der Hand und verstehen sich auf possierliche Kunststücke. Eine z. B. kann Eier ausbrüten, wenn sie lange genug sitzt, eine Andere kennt die Geschichte der Renaissance. Curiose Geschöpfe.“ — An die Stelle der Munterkeit trat Schweigen in der Gesellschaft. Der fahle Geck trat von einem Bein aufs andre wie ein Storch. Graumann legte seinen Arm in den Renates und ging mit ihr an der Brüstung auf und ab.

Dann wieder Eisenbahnfahrt, doch beide waren allein im Coupé. Zu den Fenstern glotzten allerlei Fratzen herein, schadenfrohe und mitleidige Gesichter, drohende und prophetische. Die Landschaft war schwarz wie der Weltraum. Renate legte sich auf die schmale Sophabank und sah starr in die Höhe, während Graumann ihr zugeneigt saß und sie mit Blicken förmlich einsaugte. „Göttin,“ flüsterte er, und Renate lächelte verzerrt. Als sie aber in sein Gesicht schaute, verfärbte sie sich über dessen besitzesstolzen, rechnenden und zugleich listigen Ausdruck. „Wo hatten Sie denn damals den Revolver bei Samassas her?“ fragte Graumann.

Erst fand sie keine Antwort, so verblüfft war sie; in derselben Minute hatte sie mit einem bittern Gedanken an jener Waffe gehangen. „Es ist ein Geschenk meiner Schwester,“ antwortetete sie mit Widerstreben. „Ich habe ihr dafür zwei Märchenbücher von mir geschenkt.“

„So? So? Märchenbücher?“

„Es waren meine liebsten Bücher.“

„Bilderbücher wohl?“

„Wenn Sie auch höhnen, das ist mir gleichgiltig.“

„Oh! Ich nehme den größten Anteil daran. In diesem Augenblick schenken Sie mir das dritte Märchenbuch, das unsichtbare in Ihrer Brust, und ich gebe Ihnen auch eine Waffe dafür, eine unfehlbare: das Bewußtsein Ihrer Schönheit, Ihrer Macht, Ihres Wertes.“

„Danke. — Wann wird einmal die gräßliche Fahrt zu Ende sein? Meinem armen Hund ist schon ganz schlecht.“

„Um elf Uhr sind wir in Zürich. Kennen Sie die Stadt?“

„Nein. Es ist mir auch gleichgiltig.“

„Die Menschen darin sind Viehfutter. Die andern Nationen lagern ihren Kehricht dort ab. Wobei bisweilen aus Versehen auch eine Perle mit hineingerät. Morgen beginnen wir zu arbeiten. Ich habe auch meine Angelegenheiten zu ordnen. Woran denken Sie jetzt?“

Renate schüttelte den Kopf.

„Es ist möglich, daß Gertraud Werkmeister am Bahnhof wartet. Seien Sie freundlich mit ihr.“

„Wer ist es?“

„Eine von denen, die aus der Hand fressen. Studiert National-



ökonomie, dreißig Jahre alt, sehr verblüht, ziemlich gescheit. Ihr Vater ist ein Bauschwindler gewesen und saß lange im Zuchthaus. Ihre Mutter war eine der bekanntesten Dirnen Europas. Dadurch ist das Gemüt der Tochter finster geworden. Sie leidet an krankhafter Ehrlichkeit und Gottsucherei. Sie hat ein Verhältnis mit einer gewissen Viktoria Schönau —"

Erstaunt und furchtsam sah Renate in das Gesicht Peter Graumanns, der ein sarkastisches Grinsen verbarg, indem er die Hand vor den Mund hielt. „Ja, Sie werden da die merkwürdigsten Exemplare sehn, Leute, die anderswo keine Luft zu atmen bekommen. Der Mann der Schönau ist ein ruinierter Spieler, leidet an Monomanie der mathematischen Berechnung von Glückschançen. Lauter Leute, die keinen Zusammenhang mehr mit der Welt haben, Insulaner. Jeder glaubt, er könne noch Revolutionen machen oder die Gesellschaft reformieren. Benehmen Sie sich kalt. Sprechen Sie nichts. Machen Sie sich geheimnisvoll. Zeigen Sie keine Teilnahme. Von heute ab sind Sie Renée Lusignan. Das klingt, als hätten Sie sich eines Adelsprädikats beraubt, erinnert an alte französische Grafengeschlechter. Der neue Name wird viele der alten Eigenschaften vertreiben, die Ihnen hinderlich sind. Dergleichen hat mehr Einfluß, als man glaubt.

Renate hatte die Augen geschlossen und hörte, hörte. Der Hund hatte zu winseln begonnen, als ob das Gespräch sein Unbehagen erregt hätte. Graumann befahl ihm, ruhig zu sein, aber der Erfolg war gering. „Was fehlt der Bestie?" fragte er Renate, die Angelus mit leichten Liebkosungen zu beruhigen suchte. „Die Fahrt wird ihm zu lange dauern," erwiderte sie mit entschuldigendem Lächeln. Doch Graumann gab ihm einen Fußtritt in die Weichteile, worauf der Hund entsetzt aufsprang und mit verdrehten Augen ein trauervolles Geheul anstimmte, welches das Stampfen der Räder laut übertönte. Ein allgemeiner Weltschmerz schien ihn erfaßt zu haben oder ein Vorgefühl von Unglück. Aber Peter Graumann nahm seinen Stock, kniff den Mund zusammen und begann aus allen Kräften auf das Tier loszuschlagen. Renate streckte bittend die Hand aus, dann fing sie am ganzen Körper zu zittern an, schaute willenlos zu. Als Graumann fertig war, blieb Angelus auffallend ruhig. Renate streichelte ihn, er ließ es ruhig geschehen, bezeigte durch nichts seine Dankbarkeit oder Freude, blickte die Herrin nicht an. Renate empfand einen Schmerz, den sie heldenhaft verbiß.

„Welche Rasse ist es?" fragte Graumann herzutretend, mit vollkommener Ruhe.

Sie antwortete erst nicht, fühlte aber seinen Blick, der sie allmählich zwang, ihn anzusehen. Sie entgegnete sanft wie eine Schülerin: „Ein englischer Hühnerhund ist es. Er ist so klug und versteht jedes Wort."

6.

Von Unterstraß aus konnte sie die Stadt überschauen, die blaue Limmat mit ihren Brücken, die Fraumünsterkirche und die Wasserkirche mit ihren Türmen. Drüben lag der grüne Uetliberg und wie Glas dehnte sich der See gegen Süden, — bleiglänzend in der Sonne, silbern in hellen Nächten, blau an den späten Nachmittagen, golden am Abend. Dann die Schwyzeralpen, mit fahlgrauen Schneehauben den Himmel berührend. Alles konnte Renate vom Fenster ihrer Zimmer aus sehen, jedoch empfand sie kein Interesse daran, war mit anderen Dingen beschäftigt, hatte ausgiebige

Toilettensorgen, und zwei Pariser Schneiderinnen hatten wochenlang vollauf mit ihr zu thun. Schon deshalb war in den Augen der Studentinnen Renée Lusignan ein Gegenstand der Neugierde, und man suchte ihre Gesellschaft. Das einzige, was ihr naheging, war, daß Angelus unversöhnt an ihrer Seite lief. Er war wohl gehorsam, mehr als früher sogar, aber er gab keine Beweise von Zärtlichkeit mehr, kratzte nicht mehr des Morgens am Bett, und er knurrte nicht mehr, wenn Besuche kamen, von denen er annahm, daß sie seiner Herrin nicht willkommen sein möchten. „Er spricht nichts mehr mit mir," sagte Renate zu Gertraud Werkmeister, und lächelte mit feuchten Augen.

Gertraud Werkmeister war tägliche Besucherin. Ihr Wesen war etwas sauersüß. Ihr Gang war vernachlässigt, (absichtlich watschelnd), wie alles an ihr vernachlässigt war. Eine dürftige Kleidung schlotterte an ihrem Körper, und die kurzgeschnittenen Haare gaben dem Gesicht trotz seiner Blässe etwas Pausbäckiges. Schön waren nur die Augen in ruhigen Minuten. Sonst lag ein unveränderliches: „wie schlau bin ich, daß ich euch durchschaue" darin. Sie besuchte fleißig die Kollegien, schrieb, experimentierte, spielte Karten, rauchte, — alles wie mit aufgestreiften Aermeln. Immer war sie bemüht, ein treffendes Wort zu sagen, Menschen oder Dinge mit koketter Kürze zu kennzeichnen. Sie hatte von Graumann über Renates erste Flucht aus dem Elternhause gehört und sagte zu ihr: „Wie unschuldig und phantasievoll müssen Sie gewesen sein, um das zu wagen." Und mütterlich-freundlich zeigte sie ihre weißen Zähne.

Sie gingen am See entlang, denn es war eine Art Wasserfest heute. Renate nickte zu der klugen Phrase und betrachtete prüfend die Kleider einiger Engländerinnen, die eben geschwätzig in ein Boot stiegen. „Es ist ein dunstiger Abend," sagte sie.

„Nun passen Sie auf, wenn das Feuerwerk kommt!" rief eine junge Studentin rückwärts, die den komischen Namen Holzgetan führte, Ella Holzgetan. Sie hatte ein wenig den Edelmuts- und Verlassenheitswahn, geberdete sich unaufhörlich, als wolle sie den Kopf durch den Aermel stecken, war vielleicht zwanzig Jahre alt, sah aber bisweilen greisenhaft aus, wenn ihre Züge erschöpft waren von Lauern, von Verächtlichkeitsgrimassen, von gespielter Aufmerksamkeit, gespielter Müdigkeit.

In der Mitte des Sees flammten bereits Raketen auf. Die Herren wollten ein Boot mieten, doch Graumann, der an Wasserscheu litt, verhinderte sie daran. Sie kauften Lampions und suchten einen feierlichen Aufzug zu veranstalten, alles eigentlich um Renates willen, die ein wirkliches Liebesfieber unter die Gesellschaft gebracht hatte. Sie selbst schien es nicht zu wissen, schien die Worte nicht zu hören, die man schmeichlerisch oder dringend, pathetisch oder empfindsam ihr zuflüsterte. Sie ermunterte weder, noch ermutigte sie. Herr von Tyrstey nannte es dégouter l'amour, aber sich selbst nannte er den Liebessklaven und wich nicht von Renates Seite. Er war eine Art Student, soweit er nicht Abenteurer war, schien viel Geld zu besitzen; man sagte, sein Vater sei der erste Goldgräber in Alaska gewesen. Einer war da namens Birnbaum, ein flüchtiger Getreidehändler aus dem Bayrischen, und zwei Leute aus Westfalen, Söhne von Kohlenwerksbesitzern. Sie hatten beide wegen Majestätsbeleidigung die Heimat verlassen müssen. Dann gab es ein paar russische Nihilisten, welche knollige Nasen und zu kurze Lippen hatten. Alle waren Spieler, haßten die Arbeit, gaben der Nacht vor dem Tag den Vorzug, waren elegant bis zur Verdächtigkeit. Der Mann der Schönau wurde frech, wenn er im Spiel ver-

lor, hatte unzählige Herausforderungen, die nicht einmal bis zum Stelldichein gediehen.

Drei von den Damen sollten an der Tonhalle erwartet werden, was Jedem willkommen war, denn man fand es zum Gehen zu schwül. Aber es kamen nur Camilla Schunk und „die Eule". Agnes Heine sei zu Hause geblieben, sei nicht aus ihrem Brüten zu wecken. „Man muß ihr einen Mann schicken", sagte Graumann energisch und grinsend. Camilla strafte ihn mit finsterem Schweigen. An ihr war nichts mehr weiblich. Ihr professorales Wesen, welches ungefähr die Mitte hielt zwischen einer Heb-Amme und einem alten Astronomen, war für nichts mehr empfänglich und entflammbar, als für die Frauenbewegung. Sie reiste oft in Deutschland umher und hielt Reden, war durchaus unterrichtet, durchaus ernst und überzeugt, durchaus geschlechtslos. Dagegen war ihre Freundin, die Eule, eine Dame der schönen Künste. Sie hatte ihren Mann zum Selbstmord getrieben, weil er nicht so berühmt werden konnte, als sie es wünschte. Sie hatte eine große Fertigkeit darin, ihre Augen schwärmerisch zu verdrehen, war boshaft, scharfsinnig und wußte sich zu kleiden.

Es hieß, daß vom Zürichberg Raketen fallen sollten, und Baron Tyrstey bestätigte es. Er schäkerte mit Renate, und sie lachte zu seinen Späßen. Sie hatte nicht geglaubt, daß sie so viel lachen könne, und mit Jedem, der eine Fratze zu schneiden vermochte. Gertraud Werkmeister hatte ein wissenschaftliches Gespräch mit der Eule, die Russen vergnügten sich, indem sie ihre Lampions ins Wasser warfen und neue kauften. Peter Graumann schritt einsam voraus in der Haltung eines Gefangenen-Aufsehers. Renate sah beständig auf seinen Rücken, während sie sprach. Sie sprach viel und schnell, und man sagte ihr, daß sie Geist und Beobachtungsgabe besitze und wer weiß was noch. Sie hatte sich eine sonderbare Manier des Zuhörens angewöhnt, einen Zug hämischer Ironie. Wenn sie an einer Behauptung zweifelte, drückte sie das rechte Auge zu und ließ die Zungenspitze sehen. Als sie gewahrte, daß es häßlich war, freute sie sich.

„Jetzt wollen wir ein Boot nehmen!" rief Renate, am Ufer stehend.

„Wir brauchen mindestens fünf," sagte der Getreidehändler wichtig und unternehmend.

„Wozu denn? Wir sehen ja alles von hier aus," entgegnete Schönau verdrießlich, den grauen Cylinder schief setzend. Er war ungeduldig, weil die Stunde des Hazards nahte.

Tyrstey nahm für sich, Renate und die Eule eines der kleineren Fahrzeuge. „Fräulein Lusignan erinnerte mich an eine Figur von Gontscharow," sagte einer der Russen schläfrig, als jene schon auf dem See schwammen.

„So? So? Wollen Sie nicht Ihre schöngeistigen Kenntnisse für sich behalten?" erwiderte Graumann giftig liebenswürdig. Gertraud Werkmeister und Viktoria Schönau hielten sich zärtlich umschlungen und sangen den „Leiermann."

Auch die auf dem See drüben hatten Gesang. Die Eule liebte es nämlich, auf dem Wasser melancholisch zu sein. Ueberall blitzten Lichter, ins Wasser tauchend, aus dem Wasser sprühend; aus einem Kahn von fernher klang ein Volkslied, aus einem andern eine Mandoline. Am Hottinger Ufer stiegen Raketen, hunderte von Booten krochen stumm über den klaren Spiegel, behängt mit kleinen, feurigroten Ballons. Tyrstey erzählte Komisches von Agnes Heine, die nicht mitgekommen war. Aber er geriet in Verlegenheit, da sich das Thema als zu ernst erwies.

Renate wußte, welche Bewandtnis es mit Agnes Heine hatte, kannte

sie. Ein stilles, sanftes Mädchen, jeder Eingebung folgend, welche die innere Freiheit ihrer Natur vermehren konnte, war sie von einer Reinheit in Gedanken und Worten, die ohne Wissen und Vorsatz die Geberden und Handlungen eines Jeden beherrschte, in dessen Nähe sie sich befand. Sie war völlig allein, hatte weder Eltern, noch Schwestern und Brüder, nur ein paar sogenannte Freunde und Freundinnen, denen sie durch die immerwache Ahnungskraft ihrer Seele mit Grund mißtraute. Fremd und nicht begreifend stand sie im Leben und wußte doch über Dinge und Menschen Bescheid auf dem Weg eines unmittelbaren und heftigen Gefühls. Dieses Mädchen kannte nur Eine Sehnsucht, Einen Trieb, Ein Vollbringen, Ein Glück: ihr Studium. Das war ihr Wachen, ihr Traum und ihr Halt, und obwohl ohne Fähigkeit wissenschaftlichen Erkennens, ja sogar ohne ordnende Gabe des Verstandes, ersetzte sie solche Mängel doch durch die Leidenschaft, mit der sie sich dem Studium der Naturwissenschaften hingab, um in immer neues Staunen zu geraten über die große Mechanik der Kräfte und der Gesetze, und jede mathematische oder chemische Formel war für sie ein heiliges Wunder. So gewann sie durch Empfindung im Großen und von innen heraus, was der männliche Geist durch Beobachtung und zweckmäßige Anordnung langsam erlernt und ergrübelt. Was die andern Studentinnen durch einen Mangel, durch Laune, durch Fügung der Umstände, durch Selbstbetrug oder durch Koketterie waren, daß war sie durch Bestimmung und Beruf. Weder ihre Jugend, noch ihr hübsches Gesicht, noch ihre feine Gestalt hatten je eine Stunde des Zögerns und der Ungewißheit gebracht.

Und nun galt es seit einigen Wochen für ausgemacht, daß Agnes Heine erblinden würde. Sie selbst wußte, daß es unabwendbar war und blickte, innerlich wie gelähmt, der Katastrophe entgegen. Noch wie früher brannte ihre Studierlampe bis über Mitternacht hinaus, aber man wußte, daß sie nicht mehr bei den Büchern saß, sondern trübsinnig vor sich hinstarrte. Als Renate mit der fremden Studentin beisammen war, gerieten ihre Gefühle in eine Verwirrung, die durch Nachdenken noch verschlimmert wurde. Jetzt wußte sie. Sie hatte sich selbst erblickt wie in einem Spiegel, der ein Bild aus früherer Zeit aufzubewahren vermag. So mußte sie selbst gewesen sein, so sanft, anscheinend wehrlos, erwartungsvoll und glaubensernst. Und jetzt? Wenn in der Nacht Peter Graumann auf Filzsohlen kam, den Rest einer Virginia im Mundwinkel, eine unsichtbare Peitsche in der Faust —? Und wenn sie bei Tag umherging, sich selber fremd, nur selten und in nebelhaften Umrissen die Frühere gewahrend? Mit immer frischen Lügen ausgestattet, so wie man mit Kleidern und Hüten versehen ist —?

7.

Die Herren wurden zu einem der Probestücke von Renée Lusignans geheimnisvoller Kunst geladen. Für die Mitte des September war schon die Abreise geplant. Renate war gegen den See hinausgezogen, eine Viertelstunde von Hirslanden entfernt; die Sittlichkeit der Stadt verbot es, daß sie mit Graumann in einem Haus wohne. Jetzt lag ihr Heim mitten im Grün; wenn sie den Arm aus dem Fenster streckte, konnte sie Büschel von reifen Weichseln pflücken, die an der Mauer emporwuchsen.

Die Probe fand statt und verblüffte so, daß von Beifall zunächst nicht die Rede sein konnte. Peter Graumann stand und kicherte in sich

hinein, sah aus wie ein Kater, der von einem erfolgreichen Nachtspaziergang zurückkehrt. Renate, totenbleich, an allen Gliedern zitternd, wandte keinen Blick von seinem Gesicht und fühlte sich erleichtert, da er befriedigt schien. „Es ist sehr heiß,“ sagte sie mit scheuem Lächeln, als Schönau sie ansprach, den es drängte, sich zu überzeugen, ob sie es denn wirklich sei, — wie die jungen Mädchen, die zum Bühnenausgang eilen, um das Straßengesicht des Schauspielers zu sehen.

„Aber Sie werden doch heute von der Partie sein“, sagte Schönau.

„O ja. Wer geht noch mit?“

„Die gewohnte Gesellschaft. Wir haben auch Agnes Heine dazu gebracht, daß sie mitgeht, denken Sie nur.“

Pünktlich versammelte man sich am Quai. Die Eule trug einen Rembrandthut mit einer gelben und einer weißen Feder; Camilla Schunk und Gertraud Werkmeister trugen siebenmal gewaschene Kattunkleider, die bei jedem Schritt wie Papier knisterten. Dagegen waren die Männer uniform mit weißen Flanell-Anzügen bekleidet, die jetzt für sehr elegant galten. Agnes Heine ging etwas abseits, dicht am See. Sie trug eine Brille mit schwarzen Gläsern, und man konnte beobachten, daß jeder in der Gesellschaft in bestimmten Pausen nach ihr hinblickte. Sie selbst kümmerte sich um Niemand, antwortete kaum auf Fragen, suchte den Gesprächen auszuweichen. Ihre Gestalt war so biegsam und graziös, daß ihr Gang völlig den Eindruck des Mühelosen machte.

„Es kommt ein Wetter,“ sagte die Eule mit unnatürlich erweiterten Augen. „Ich beobachte die schwarzen Wolken schon seit Stunden.“

„Wir sind auch viel zu spät fortgegangen“, murrte Viktoria Schönau. „Es ist gleich Abend.“

„Camilla hatte Colleg, Agnes haben wir aus dem Laboratorium geholt, sogar Aksakow war fleißig heute.“

Aksakow, ein Mensch von bemerkenswerter Häßlichkeit, grinste affenhaft.

Die Tropfen klatschten schon in den See. Es war eine düstere und vereinsamte Gegend hier. Weit zurück lag die Stadt, der See war in ganzer Breite von schweren Dünsten bedeckt, die Berge verschwanden in Wolken. Die kahlen Felsen, die vom Ufer aufwuchsen, hatten keinen schützenden Ort, doch wußte Graumann ein Haus, das nur hundert Meter weit entfernt vor einem Steinbruch lag. Das Haus erwies sich fast als ausgestorben. Ein uralter Mann kam durch einen langen Flur und bemerkte mit Mißbilligung die Schar der Gäste. Nur mit Mühe war aus ihm herauszubringen, daß das Gebäude, früher ein Wirtshaus, jetzt abgetragen werden sollte. Seine Kinder und Enkel seien schon ausgezogen, er bleibe bis zuletzt. „Mer went uffecho ins Wallis“, fügte er düster hinzu.

„Wo darf man sich aufhalten in diesem Schloß?“ fragte Tyrstey souverän.

„Er markiert den Don Quichote,“ bemerkte Camilla bissig.

„Erhitzen Sie sich nicht, theure Maritornes.“

„Wir sollten in unsern Beschimpfungen weniger gebildet sein,“ sagte die Eule müd.

Indessen war Graumann, dem sich alle schweigend unterordneten, nach dem großen Saal vorangegangen, der als Tanzraum gedient hatte. Die Kohlenwerkssöhne sprangen sogleich auf das Podium und fingen an, schrecklich zu singen. Renate fand es trübselig, dumpf und dunkel; jeder Schritt hallte von den Wänden zurück. Es regnete wolkenbruchartig. Alle lachten, waren laut, witzig, suchten angenehm und liebenswürdig zu sein,

doch war es im Grunde nur Bedrücktheit. Dazu kam, daß alle Frauen auf Renate eifersüchtig waren, die von den Männern mit stummer Gier umstanden wurde. Jeder wollte wenigstens ein Wort von ihr für sich allein besitzen.

Schönau warf Spielkarten auf den langen Tisch; auch Graumann hatte Karten mitgebracht. Gertraud und Camilla wanderten auf und ab, besprachen die Nachricht von der Ankunft Darja Blum=Neanders. Die Schönau bemerkte, daß Agnes Heine verschwunden sei und erschreckte die Gesellschaft damit. Renate gab Auskunft. Kurz vor dem Regen habe ihr Agnes gesagt, daß sie nach Hause zurückgehen wolle; Renate möchte es später den Andern mitteilen. Renate berichtete es mit bleierner Stimme, den Blick förmlich versteckt.

„Aber sie kann doch bei dem Unwetter nicht gegangen sein!“ rief Viktoria Schönau, während die Männer schon zu spielen begannen, und zwar polnische Bank, an der sich auch die Damen beteiligen sollten. Doch die hatten sich an die Fenster verteilt und blickten hinaus, obwohl der Regen eine graue Wand bildete. Aksakow brachte Kerzen von unten herauf, deren erbärmliches Licht höchst sonderbare Schatten auf den Fußboden malte. Tyrstey setzte hundert Franken auf zwei Könige und einen Zehner in zwei Farben. Er gewann. „Sie ruinieren mich, lieber Millionär,“ sagte Peter Graumann, mit der Zunge schnalzend.

Renate saß ziemlich abseits, auf dem Trittbrett des Podiums. Ihr war, als ob aus der Dämmerung langsam ein Vermummter auf sie zukäme, um sie zu fragen, wo sie denn eigentlich sei. Und sie ging an ein mühevolles Zurückbesinnen. Fremde Leute ringsumher. Wie wunderlich, daß sie redeten und sich bewegten wie in Wirklichkeit. Rauschte der See und klatschte der Regen, so erhob sich draußen eine unbestimmte Kunde, die in gemessenem Tempo die Thüre des Tanzsaals überschritt.

Die Eule hatte Lust bekommen, ihr Glück zu versuchen und setzte zwanzig Rappen auf zwei Asse. Renate dachte, daß alle diese vielleicht nicht spielen würden, wenn sie Agnes Heine beim Abschied gesehen hätten. Durch die schwarzen Brillengläser hindurch hatte Renate die Augen des Mädchens gewahrt: Wenn der Entschluß etwas körperlich Erkennbares ist, war das seine Gestalt und sein Wesen. Und als das Mädchen fort war, dachte Renate: jetzt geht Renate Fuchs und bleibt Renée Lusignan, eine abenteuerliche Figur, eine Erdichtung, ein Schatten, Dienstbote eines fremden Willens. Sicher war: Agnes würde nicht nach Hause gehn. Und Renate saß und wartete auf Nachricht, wo Agnes denn hingegangen sei.

Tyrstey gewann schon das dritte Tausend. Schönau wurde bereits frech, setzte den Hut auf, redete anzüglich, weil er verlor. Die Studentinnen langweilten sich. Die Eule setzte sieben Rappen. In einer Bewegung, von der sie glaubte, daß sie sich dem ganzen Raum mitgeteilt hätte, trat Renate zum Tisch, sagte, sie wolle mitspielen. Tyrstey nahm die Bank, gab Karten. Graumann machte ein saures Gesicht zu seinem Bankrott. Da auf Renates Gesicht etwas Besonderes lag, näherten sich Camilla und Gertraud unwillkürlich. Viktoria Schönau blickte ihren Mann haßerfüllt an. Sie hatte auf eine neue Herbsttoilette gerechnet.

„Tausend Franken,“ sagte Renate leise. Sie hatte zwei Buben und Pique=Acht. „Sie sind wahnsinnik,“ flüsterte der Russe. Tyrstey schlug Pique=Sieben und zählte gutmütig lachend das Geld ab. Bei der nächsten Runde setzte Renate das Doppelte. Sie stand unbeweglich; die Damen wagten vor Erregung kaum zu atmen. Sie gewann. Peter Graumann

verließ seinen Platz und stellte sich neben sie. Sie setzte von neuem das Doppelte. Sie gewann. Alle Uebrigen verloren. Schönau lümmelte sich mit verkniffenem Mund weit über den Tisch und sang ein ekles Couplet. „Zwanzigtausend in der Bank," sagte Tyrstey mit vollkommener Ruhe. — „Zwanzigtausend," sagte Renate mit leerem Lächeln. Tyrstey erblaßte, als sie mit der Dame überstach. Sie schüttelte sich fröstelnd. Man hörte den „Schloßherrn" im Flur Holz hacken. Der Regen war schwächer geworden, die Spitzen der Berge ragten wieder über die Wolken hinaus. Renate zuckte konvulsivisch zusammen, indem sie einen langen Blick in den Saal warf. „Habt ihr keinen Schrei gehört?"

„Einen Schrei? Nein."

„Doch. Vom See hat Jemand geschrieen."

„Weiterspielen!" schrie Schönau mit blutunterlaufenen Augen.

„Die Seherin von Hirslanden," spöttelte Camilla.

Fünfzehntes Kapitel

1.

Ella Holzgetan, die Ruhelose, hatte den Ehrgeiz, Renate mit all ihren Freundinnen bekannt zu machen. Es gab da Dicke und Dünne, Blonde und Schwarze, Alte und Junge, und Renate fing an, eine gewisse Kühle und oberflächliche Ironie zu üben, die jede herzliche Annäherung verbot. Aber unter den Blonden war auch Darja Blum-Neander, Doktorin der Medizin, und unter den Schwarzen Mirjam Geyer. Beide waren nur auf der Durchreise hier, wollten den Winter in Wien verbringen, die Aeltere, um sich einige Monate die Ruhe zu gönnen, Miriam Geyer, um dort Kollegien zu hören und um mit ihrem Bruder zusammenzutreffen. Darja Blum hatte die erste Jugend hinter sich; sie war vielleicht vierunddreißig Jahre alt, lebte von ihrem Mann getrennt, dessen tiefe Gelehrsamkeit auf dem Gebiet der orientalischen Sprachen mit einem außerordentlichen Mangel an körperlichen und sinnlichen Fähigkeiten verknüpft war. Ihr Großvater war dänischer Etatsrat gewesen, ihr Vater, ein Flüchtling, hatte in zweiter Ehe eine Lübecker Köchin geheiratet und lebte mit ihr in abenteuerlichen Verhältnissen im Land herum. Sie hatte etwas verschwommene Züge, die hübsch sein konnten und liebte es, sich in träumerischen Posen photographieren zu lassen. Die Wände ihres Zimmers hingen stets voll mit solchen Bildern. Sie war eine Dichter-Natur, neigte aber sehr zu philosophisch-lyrischen Abstraktionen, und für keines ihrer Probleme war der Himmel zu hoch. Ihre Gespräche hatten einen wunderlichen Zug ins Romantische und oft waren Dinge, die sie in der Unterhaltung aufwarf, so fein oder so dünn, daß ein zupackender Geist nur nach Schemen griff. Dabei liebte sie Kneippkuren und das Turnen wie überhaupt alles Sportliche.

Miriam Geyer war ein blasses Mädchen von ungewöhnlicher Ruhe und Bestimmtheit. Schon ihr Blick gab zu erkennen, daß sie ein Ziel verfolge, und daß sie nicht gewillt sei, Seitenwege einzuschlagen. Sie konnte scherzen, doch nicht aus einer Laune oder Stimmung, sondern wie man Geschenke macht. Sie vergötterte ihren Bruder Agathon.

Die Beiden saßen in Renates Zimmer noch, als Peter Graumann gegangen war, der Frau Darja nicht leiden konnte. Miriam sagte, wenn

die Geschichte mit Agnes Heine nicht passiert wäre, dann wäre sie vielleicht bis zum Januar in Zürich geblieben.

„Das könnte bei mir nichts hinzuthun," bemerkte Darja. „Für mich zerbricht der Tod nichts. Im Gegenteil. Menschen, die mir lieb waren, sind mir dann auf einmal ganz nahe. Genau wie wenn ich Musik gehört habe. Beim Hören selbst bin ich viel zu beschäftigt. Man muß nur den Tod nicht traurig nehmen, sondern höchstens tragisch. Und das Tragische soll ja auch ein Genuß sein."

„Wer so weit weg stehn kann wie Sie," sagte Miriam.

„Ich stehe gar nicht fern," erwiderte Darja befremdet. „Ihr steht fern. Verloren hat man erst dann, wenn man beweint. In dem Augenblick, wo ich das Zimmer verlasse, stirbt es für mich, und wenn ich die Stadt verlasse, stirbt sie für mich mit allen Menschen, allen Freunden. Und ich komme eigentlich nie mehr zurück, wenn ich auch wiederkehre, sondern Jemand, der sich mühselig mit Erinnerungen orientiren muß wie ein Reisender mit Landkarten. Kann man das mit Worten auch nur andeuten? Eine grobe Erfindung, die Worte."

„Nicht wahr? Ich denke es oft," sagte Renate, unruhig auf- und abgehend. Es dämmerte, und als sie Frau Darja anblickte, glaubte sie deren Schädel zu sehen, fleischlos, hautlos. Sie fühlte sich belustigt und erregt dadurch.

Als Ella Holzgetan kam, wurde sie beauftragt, Thee zu machen, und sie that es mit der ihr eigenen eckigen und zugleich schlangenhaften Beweglichkeit.

„Nun, meine Liebe," sagte Miriam lächelnd, „Sie amüsieren sich immer, wenn auch nur mit sich selbst." Der blaue Reflex der Spiritusflamme fiel auf ihr schönes Gesicht.

„Jawohl, ich amüsiere mich mit mir selbst," erwiderte das Mädchen mit einem forschenden Glanz der Augen. Dann runzelte sie die Stirn und lachte fast schuldbewußt. Ihr Lachen war ungefähr wie der gezogene Schrei eines Nachtvogels. Es war etwas Hartes, stets Beleidigtes darin.

„Wer hat denn eigentlich die tote Agnes noch gesehen?" fragte Frau Darja nachdenklich, mit aufgestützten Armen. „Ich habe nie einen ähnlichen Anblick gehabt. Ihr Gesicht hat mich an ein Kinder-Erlebnis erinnert. Ich bin vom Heuboden in die Tiefe gestürzt. Während ich durch die Luft fiel, dachte ich absurde und quälende Sachen, besonders an einen Maikäfer, dem meine Brüder die Beine abgerissen hatten. Die Zeit war endlos, bis ich unten ins Heu fiel. Dann lag ich so erleichtert und beglückt, daß ich bis zum Abend nicht mehr aufstehen mochte. Zwei Stunden lang. So lag Agnes."

Sie hat eine außergewöhnlich sanfte Stimme, dachte Renate, während Ella übermäßig mit den Löffeln und Tassen klapperte, denn sie war neidisch, daß die Aufmerksamkeit auf Frau Darja gerichtet blieb.

„Und dazu kommt, daß sie absolut jungfräulich war," fügte Darja leise hinzu. „Halb gelebt, ist halb gestorben."

„Was meinen Sie damit?" fragte Miriam errötend.

„Ich will Ihnen etwas zeigen, meine Damen," begann Renate ironisch und brachte eine Handvoll Briefe, die sie bunt auf den Tisch warf. „Liebesbriefe, da wimmelts von gebrochenen Herzen und unvergänglicher Leidenschaft. Unser Tyrstey ist auch darunter."

Ella blickte finster und mißtrauisch auf die Papiere. „Das ist nicht edel," murmelte sie.

„Wann reisen Sie?“ fragte Frau Tarja. „Ich glaubte, morgen schon. Ich wenigstens kann nicht länger warten.“

Renate zuckte die Achseln. „Es ist ja gleich,“ antwortete sie und wühlte in den Briefen umher. „Jaja, ich glaube, morgen. Uebrigens kommt es auf Peter Graumann an. Warum schauen Sie so mißtrauisch, Fräulein Miriam?“

„Mißtrauisch?“

„Oder prüfend — ?“

Obwohl der Thee in den Tassen dampfte, wurde die düstere Stimmung immer bedenklicher.

„Die Männer sind ja so feig, so feig!“ rief Ella Holzgetan plötzlich und fuchelte mit einem Löffelchen umher, als ob sie eine Fahne schwenkte.

Frau Tarja blickte spöttisch zu ihr hinüber. „Sprechen Sie doch nicht wie eine Vernachlässigte, liebe Ella,“ sagte sie langsam.

„Vernachlässigt? Zehn an jeder Hand. — Nun, ich weiß ja, ich bin nicht schön.“ Sie schwieg erblassend.

„Alles hängt an einem Lächeln,“ fuhr Tarja fort. „Wir können durch ein richtig angewandtes Lächeln glücklich werden oder durch ein falsches ausgestoßen. So wie jedes Schicksal am Zufallshaar einer Begegnung hängt. Die meisten Männer sind ja vag, ihr Gefühl hat keinen Beruf, aber wir müssen so aufmerksam auf sie sein, als hielten wir jeden für einen Apostel. Wir haben keine Freiheit, nicht weil wir ihrer nicht würdig wären, sondern weil wir, falls wir sie benutzen, noch schlimmer leben als in Gefängnißluft. Freilich, manche, die an den Storch glaubte bis in die Hochzeitsnacht, hat später ihr Kind schon im Herzen erdrosselt, eh es noch geboren war. Aber um zu wissen und zu wählen, dazu ist unser Blick noch zu trüb. Die Finsternis der Jahrhunderte geht ja mit uns, und schnell müssen wir laufen, wenn wir entrinnen wollen. Doch wenn man da eine noch so gute Läuferin macht, draußen wird man erst recht einsam bleiben.“

„Sie müßten eigentlich meinen Bruder kennen,“ flüsterte Miriam mit kindlicher Schwärmerei.

„Ja, meine Lieben, wir reden da so, und vielleicht ist die Erlöserin unter uns. Ich für meinen Teil würde gern eine Art Judas abgeben, um ihren Glanz zu erhöhen.“ Und Tarja lächelte mysteriös vor sich hin.

Das war alles wie Stimmen aus der Nacht. Es sind Gequälte, dachte Renate, Vertriebene, diese hier wie auch die Andern. Einige Zeit später kamen Gertraud Werkmeister und Camilla. Jene warf die Frage auf, ob das Sinnliche zugleich ästhetisch sein könne. Sie war etwas verstört, denn die Schönau war seit gestern in einen jungen Menschen verliebt, den blassen Tawill, der gekommen war, um den Montblanc zu besteigen.

2.

Eine halbe Stunde später gingen alle fort. Die für das Aesthetische gewesen waren, gingen hinter den Andern, als hätte der Wortstreit sie rascher erschöpft. Man war bis in die Vorgebirge des Hegelianismus gedrungen, und spinozistische Abgründe gähnten von fern. Ella Holzgetan drehte sich wie eine Tänzerin im Zimmer. Sie konnte nicht leben, ohne einiges Aufsehen im Kleinen zu machen. Sie ist abstoßend mit ihrer Lustigkeit, dachte Renate, aber Gertraud erklärte es für „Verve“. Das

kleine Stehlämpchen flackerte wild im Flur, als Renate ihre Gäste zur Treppe führte, und sie hatte die Empfindung, als müsse sie sich jetzt für einige Jahre schlafen legen. Miriam allein war verstimmt, die Uebrigen schienen guter Dinge voll. Der Blick, mit dem Miriam Frau Darja ansah, bat um etwas, fand aber keine Beachtung.

Nun war es also still. Aber die Luft war noch erfüllt von Worten, die gewissermaßen langsam abtropften, wie nach einem Regen die Bäume abtropfen. Es war deutlich, daß die Gespräche etwas Schattenhaftes gewesen waren, ja, Schatten von Schatten, Täuschungen, Spiele. Jedes Wort war dicht vermummt, schlich in einer falschen Gestalt vorüber, um dann im stummen Lachen zwischen Qual und Hohn die Maskerade zu vergessen. Vor dem Fenster rauschten die Bäume im Wind und unter Regenschauern. Unten war ein weiter Park oder Garten, in dem Finsternis ausruhte. Daran grenzte der See, auf dessen Fläche unbestimmte Lichter fielen, fahl wie Blei. Am Ufer lag das Wirtshaus, und die Fenster waren erleuchtet. Die Zecher hielten laute Reden, worin das Patriotische einen breiten Raum einnahm, und die Stimme des Wirts befahl dem Schenkmädchen, Gläser zu spülen. Dann begann einer zu singen, heiser, als ob ihm Grashalme auf der Zunge lägen. Man konnte nicht zuhören, ohne von Lachlust ergriffen zu werden. Renate schloß rasch das Fenster, denn in dem schmalen Lichtstreifen, der aus der Schenke fiel, hatte sich der Calabreser gezeigt.

In der Ecke saß Angelus und schlief. Er surrte leise wie ein Kater, als Renate sich näherte, ihn ins Wohnzimmer zu führen. Er zeigte keine sonderlich frohen Launen mehr, doch auch keine sonderlich traurigen und lebte in einem betrübenden Dunstkreis von Gleichgiltigkeit, Verschlafenheit und skeptischer Beschaulichkeit hin. Mißtrauen und Verschlossenheit erlaubten ihm nur karge Beweise des Wohlwollens seiner Herrin gegenüber. Er schien abwarten zu wollen, wohin das alles führen würde, und wenn Peter Graumann anwesend war, blieb sein Gebahren von einer infamen Demut und hinterhältigen Fügsamkeit.

Peter Graumann trat mit einem Gruß ins Zimmer, den er in die leere Luft schickte. Er streifte die schwarzen Lederhandschuhe mit studierter und lauernder Langsamkeit ab, wobei er unaufhörlich einen einzigen Punkt auf der Diele seiner Betrachtung unterzog. Er schnüffelte und sagte, die Brauen ründend: „Das ganze Kabinet angenehmer Weiblichkeiten war schon wieder zugegen. Diese Sorte von Damen ist zum Einschmelzen fertig.“

Renate setzte sich mit einer erschöpften Bewegung und schwieg.

„Morgen reisen wir, Renée“, fuhr Peter Graumann fort. „Für den ersten Oktober ist alles bereit. Aber zuerst möchte ich Dich ersuchen, jeden Rest deines traumwandlerischen Wesens zu unterdrücken, ja zu vernichten. Vom Morgen bis zum Abend sei Heiterkeit Deine Losung. Dein Lächeln bei der Produktion ist zu starr. Wir haben heute Abend noch dieses Lächeln zu üben, das einen dämonischen Zug haben muß. Die Bewegung des linken Fußes ist zu akademisch. Es ist eben nötig, daß Du ganz bei der Sache bist und Deine Erinnerungen abschüttelst.“

Renate stand auf, flüsterte leidenschaftlich vor sich hin. Graumann blieb neben der Lampe stehen und fuhr mit vollkommener Ruhe und sonorem Pathos fort. „Du meinst, ich suche lediglich Nutzen aus Dir zu ziehen. Du irrst. Wir sind so sehr für einander geschaffen, daß Du mich hassen mußt. Niemals im Leben wirst Du von mir loskommen können. Alle andern waren nur

Stufen zu mir. Wie entzückend bist Du jetzt in Deiner Angst, Renée! Wäre ich auch der Niedrigste, es wäre keine Schande, um Deinetwillen niedrig zu sein. Du bist das Vollendetste, was die Natur in einer guten Laune für die armen Männer geschaffen hat. Du hättest die Macht, mich zum Narren und Sklaven zu machen, wenn Du um die Größe Deiner Bestimmung wüßtest."

„Ach, jedes Deiner Worte beschmutzt meine Hand, mein Kleid, jeden Bissen Brod," sagte Renate klagend.

„Enden wir das Gespräch. Es wird Zeit, zu gehn."

„Wohin? Wohin denn? — Ich habe großen Durst."

„Gut, gehn wir zu Frau Hürli. Frau Hürli hat den besten Wein hier herum. Aber vorher noch eine Probe."

„Heute noch?"

„Wir werden halbdunkel machen und den Tisch beiseite schieben."

„Heute will ich nicht mehr."

„Es wird sich nicht vermeiden lassen."

„Du kannst mich nicht zwingen, wenn ich keine Lust habe," entgegnete Renate hauchend und wich unwillkürlich gegen das Fenster zurück.

„Gewiß will ich Dich zwingen."

„Lächerlich!"

Renate lachte. Sie sah sich rasch um, ob wer gelacht hätte. Ich war es selbst, dachte sie bekümmert. Indes kam Graumann auf sie zu, den Blick an ihren Hals geheftet. Er rieb die Hände, und seine Unterlippe war verschwunden unter den Zähnen. Renates aufgerissene Augen starrten ihn mit wachsender Angst an. Wie durch Nebel sah sie seine Gestalt, und die Conturen wurden übergroß. Sie drehte sich um und floh zum Sopha, weil es dort dunkler war, und ihr bläulich-bleiches Gesicht wandte sich wieder ihm entgegen, wie er ihr folgte, einem Verhängnis gleich. Noch einmal machte sie sich auf, rannte zum Tisch, auf dem die Lampe stand, und um den Tisch herum, als Graumann auch dorthin kam. Das Zimmer war geräumig, auch der runde Tisch hatte einen ansehnlichen Umfang, und sie standen sich einander gegenüber, nur durch den Tisch getrennt. Graumanns Gesicht wurde finster, und seine Blicke wurden gierig, aber auch Renate war weit davon entfernt, zu lächeln, sondern achtete mit verzweiflungsvoller Aufmerksamkeit auf jede noch so unscheinbare Bewegung des Verfolgers. Machte er einen Schritt nach links, dann wandte auch sie sich links, klammerte sich an die Tischplatte, streckte den Hals und beugte den Kopf, weil der Schatten, den der Lampensturz verbreitete, am Ende täuschen konnte. Zur Thür zu gelangen, war nicht mehr möglich. Auch das Fenster war zu fern. Plötzlich schnellte Graumann einige Schritte, und sie hörte, wie er die Zähne aneinander rieb. Sie schrie auf, ein kurzer Schrei der Furcht, wobei es heiß und kalt über ihren Nacken lief. Doch war es nur ein Kniff von ihm, denn er machte Kehrt und kam ihr entgegen. Seine ausgestreckte Hand berührte fast ihr Kleid und doch entkam sie wieder. Von Neuem das Gegenüberstehen, wortlos, das Aug-in-Aug-Fassen, das Abmessen der Entfernung und kein Zucken der Lippen, als ob es für die Situation gar keine komische Deutung geben könne. Da nahm Graumann ruhig die Lampe, trug sie weg, stellte sie auf den Kleiderschrank, sodaß der Raum plötzlich in verändertem, klarem Licht lag. Dann sprang er mit einem Ruck und einer pantherhaften Bewegung des Körpers auf sie zu, und Renate, die sich dessen nicht versehen, blieb wie gelähmt. Als er den Arm ausstreckte, wich sie ein wenig zurück, doch er packte sie bei den Haaren, die sich sofort lösten. „Wirst Du jetzt gehorchen?" murmelte

er durch die Zähne und zog ihren Kopf nieder, daß sie fiel. Sie spürte eine kalte, feuchte Hand an ihrem Hals und begann zu zittern, vermochte jedoch nicht, die Augen von ihm abzulassen.

Aber als Graumann den Arm nach ihr erhob, konnte er den Blick dieser Augen nicht ertragen, und der aufgehobene Arm fiel langsam wieder herab. Ihre Augäpfel standen in den Winkeln der Augen und glänzten feucht und zeigten eine so eigenthümliche Mischung von schmerzlichem Ertragen-wollen und leidenschaftlicher Drohung, von Schwäche und Größe, daß Graumann beschämt und etwas bestürzt abließ, zum Fenster ging und, mit dem Rücken gegen das Zimmer gekehrt, zu summen anfing wie ein schuldbewußter Schüler, der sich anstellt, als wisse er von nichts. Renate erhob sich langsam und fühlte schwere Mattigkeit in den Gliedern. Hastig stürzte sie ein Glas Wasser hinunter und ging auf und ab. Der Raum schien jetzt zu eng, voller Hitze, ein Beisammensein, das noch Stunden währen mochte, mußte qualvoll sein. Erstaunlich genug, während sie in bangem Nachsinnen war und die zirpenden Töne der Geige und die brummenden des Contrabasses herüberklangen aus der Schenke, empfand sie plötzlich Tanzlust. Nie vorher hatte sie besondere Lust zu tanzen gehabt, nur heute, denn es war der ungestüme Wille zu vergessen dabei. So bat sie Graumann mit sanfter Stimme, daß sie hinübergehen möchten.

Lustig ging es bei Frau Hürli zu, die selbst mit harmlosem Eifer den Vergnügungen oblag. Ihr Ehegespons labte sich mit Zufriedenheit an politischen Gesprächen, saß bei Graumann und schimpfte über die „chaiwe Dütsch.“ Die Nacht war so schwer, daß selbst die Lichter im Tanzraum nur mühsam dem Dunkel gewichen zu sein schienen und wie kleine Stationslaternchen wirkten. Außerdem war es schwül, und alle Fenster mußten geöffnet bleiben, was des gichtigen Herrn Hürli gemütvollen Herzensausbruch ernstlich verkümmerte. Der Contrabaß brummte tierisch, und da sein Eigentümer im Halbschlaf lehnte, gab es keine Pausen. Die Trompete zeichnete sich durch jammervolle Töne aus, die an den Oktoberwind mahnten, wenn er in Kaminlöchern spielt. Bei der ersten Geige, die auch die einzige war, befand sich das A in Quintlage zum G, und recht erquicklich war der Zweiklang eben nicht, sofern er in der Macht des betrunkenen Virtuosen lag. Nichts ist widerwärtiger als ein Walzer, der ebensogut ein Trauermarsch sein kann, und bei Gott, das war er, der Walzer auf Frau Hürlis Tanzboden, das Glucksen des Sees, dessen Wellen unter den Fenstern ans Ufer schlugen, klang wie ein boshaftes lachen dazu. Renate dachte nicht ans Aufhören, doch erst beim Ländler fand sie es angenehm und lachte ihrem Tänzer zu, der nicht ohne Verlegenheit einer so eleganten Stadtdame den Arm gereicht hatte. Aber der offene Blick seiner Tänzerin machte ihn freier, und er dachte, das Glück könne ihm wohl auch in anderer Weise hold sein. Einer mußte Wein holen, einer mußte mittrinken, ein Vierter bei den Musikanten eine Mazurka bestellen, was indessen der Trompete sehr ungelegen zu kommen schien, denn sie konnte sich nicht vom Cis trennen und brachte alles in Verwirrung. Die Dirnen wurden grün vor Neid und Wut, verschworen sich, ihre Kammern auf Monate hinaus unzugänglich zu machen und waren froh, als Peter Graumann, der drei Liter vom Edelstein getrunken, sich zum Aufbruch anschickte. Der Rhythmus des Contrabasses, einer kleinen Brummmaschine gleich, begleitete die Beiden auf dem Heimweg, während schon der fahle Tag über den Bergen emporquoll.

„Wie schrecklich, daß es schon Tag wird,“ meinte Renate, starr in die Wolken schauend. „Eigentlich sollte es immer Nacht bleiben.“

„Wenn Ihr befehlt, Madonna, — ich werde von heute ab Nacht sein lassen.“ Graumann pustete vergnügt und zog eine Virginia aus der Tasche.

3.

Die Abreise wurde um acht Tage verschoben, hauptsächlich der neuen Toiletten wegen, die aus Paris erwartet wurden. Sie waren wie eingerichtet, die Haut des Körpers durchscheinen zu lassen, und bei jeder Bewegung alle Formen aufs Deutlichste zu modellieren. Die Eule fand das unanständig und zog sich in ihre Behausung zurück. Für sie war die Jugend vorbei und was beginnen? Die Wissenschaft, ein ödes Blachfeld; die Liebe, ein verdorrter Traum. Also rauchte man Cigaretten, trank Absynth, las die modernen Philosophen, erfand eine hohle Begeisterung für überraffinierte Kunstwerke, belächelte das Natürliche, als sei es eine Erfindung naiver Betrüger, verachtete das Brot der Worte und buk ein zerbrechliches Confekt spitzer, schattenhafter Dialektik, spinnfadenhafter Gefühle, ironisch-erschöpfter Entsagungen, schwankte mit umnachtetem Herzen am Ufer des Wesenlosen. Daran nahm auch Ella Holzgetan teil und fand so eine Art Frieden auf Kosten alles dessen, was einem Weibe sonst die Natur gewährt. Viele flüchteten in das dämmrige Nest, wo man für klug galt, wenn man an Zweifeln zweifelte, und wo die bittere Gewißheit der klaren Stunden durch eitlen Hochmut und Selbstständigkeitswahn bemäntelt wurde. Und all das war wieder mit einem guten Teil Philisterhaftigkeit vermengt, welche es verursachte, daß sie sich von Renate zurückzogen, als sie hörten, daß diese sich dem Variété gewidmet habe. Nur Darja Blum und Miriam Geyer kamen noch. Jene, weil sie nichts zu fürchten hatte, weil sie Menschen und Ereignisse zunächst auf die Interessantheit hin ansah, diese aus purer Ahnungslosigkeit. Miriam spürte in Renate etwas Verwandtes, wollte nicht an eine Wandlung glauben, die unter ihren Augen erfolgt sein sollte. Ihr Gemüt war einfach und ruhig. Sie ahnte Tieferes, wenn sie Renate in einem undurchdringlichen Panzer von Frivolität erblickte, und ihre forschenden Augen baten um Aufschluß, auch wenn ihr Gefühl beleidigt war. Sie freute sich sehr, als ihr durch Dawill, der Renate am Quai gesehen hatte, mancher Aufschluß zu teil wurde. Sie war eine jener Frauen, bei denen das Sinnliche im allertiefsten Grunde liegt, schlafend, wo es nur durch das nachhaltige Feuer der Liebe erweckt werden kann. Ihre Sympathie für Renate wuchs, je mehr die Andern sich absprechend verhielten. Renate bemerkte es; ein seltsamer Trotz veranlaßte sie, sich nichtwissend zu stellen. Einmal setzte sie sich aber, weil Miriam sie herzlich um ein Bild bat, vor den Spiegel und porträtierte sich. Es wurde eine eigengeartete, herbe Studie daraus, die mehr Klage und Gram enthielt, als irgend welche Worte. „Plötzlich hab ich Talent bekommen,“ sagte sie bitter, als sie Miriam das Blatt überreichte.

Renate erhielt um diese Zeit eine Gesellschafterin oder Zofe, ein ältliches Frauenzimmer namens Eugenie Hadamard, die von Tyrstey empfohlen war. Schlichteres, Unterthänigeres, Gedrückteres als sie ließ sich kaum denken. Ihre stumpfen, schwarzen Augen hatten den klagenden Ausdruck eines geschlagenen Hundes. Ihr häßliches gelbes Gesicht mit dem vorgeschobenen Kinn entbehrte keineswegs der Sanftmut und war mit seiner auffallenden, schwermütigen Ruhe bisweilen anziehend. Jedes Wort, das an sie gerichtet war, schien sie als unverdient zu betrachten, knickte dabei

zusammen, und je schlechter sie behandelt wurde, je mehr schien sie es zu billigen. Renate behandelte sie auch bisweilen hochmütig und grausam, war ärgerlich, daß jene in ein Freundschaftsverhältnis zu Angelus trat.

Die eintreffenden Wiener Blätter brachten schon geschickt gesteuerte Vorberichte über das neue „Kunst-Variété“. Besonders die hohen Kreise waren Gegenstand erstaunter und neugieriger Phrasen. Und ein neuer Stern, Renée Lusignan? Wer war sie? Renate lebte im Stil der großen Dame. Sie verschlief den Vormittag, während sie doch früher stets die Morgenstunden geliebt hatte. Viel Zeit verging mit dem Ankleiden, und dann kam die Spazierfahrt, allein oder in Graumanns Gesellschaft, der dabei die kühle Ruhe eines Inspektors bewahrte, für prickelnde Gerüchte und ein gut arbeitendes Hörensagen Sorge trug; wie ferne Brandung drang das Gerede zu Renates Ohr.

So kam die Abreise. Auch Darja und Miriam hatten ihre Reise verschoben und fuhren mit, worüber Peter Graumann einiges Mißvergnügen äußerte. Frau Darja beobachtete es wohl.

„Ach freilich,“ meinte sie ironisch zu Miriam, „er ist kein Mann für die dünne Atmosphäre unserer Speisehaus-Ideale. Das hat er mir einmal gesagt. Er, im Gegenteil, ist für das vollsaftige Leben. Er kommt mir vor, wie das komische Männlein im grünen Heinrich, das sich so freut, daß es die Welt entgöttert hat. Dort ist es ein Schulmeister, und eine Schulmeister-Natur ist Graumann auch. Früher war etwas an ihm, jetzt konstruiert er sich die sogenannte Vollsaftigkeit so zurecht. Alles, die Natur selbst, ist bei ihm Theorie geworden. Er spielt mit Bleisoldaten und thut furchtbar gefährlich damit. Alles läuft bei ihm aufs Dämonische hinaus, und Du weißt, wie ich das hasse. Er ist ja so gescheit, wie man nur sein kann, aber das Elementare und das Bacchantische glaub ich ihm nicht. Selbst das Perverse nicht. Es giebt nämlich Leute, die zu jeder ihrer kleinen Schwächen ein großes Naturgesetz erfinden, und so ist Graumann. Immerhin ist es schwer, sich von ihm nicht düpieren zu lassen, wenn man ihn nicht kennt.“

„Er ist mir unheimlich.“ erwiderte Miriam, die etwas zerstreut zugehört hatte.

Das war auf dem Perron. Renate hatte sich etwas verspätet. Ein wunderlicher Kauz war bei ihr gewesen, der eine Weile auf dem Corridor herumgepiepst hatte, und dessen Gesicht an ein höchst baufälliges Haus erinnerte. Er war dünn wie ein Zündholz, und sein Kopf sah aus, als sei er unter der Plätte gelegen. „So ein Tropf und Lumpenhund wie der Graumann ist mir noch nicht vorgekommen,“ sagte er, sich ängstlich vor Angelus zurückziehend. „Er hält seine Freunde zum Narren. Eine großmütige Junge, jawohl, aber ein Schuft. Ich kann das beurteilen, denn ich habe viel mit Spitzbuben verkehrt. Er hat mir Produktionen auf dem glühenden Drahtseil versprochen, ich habe ihm zwei Original-Trucs verraten, und jetzt kennt sie der Clown Sonnenfeld, und ich habe meine Abfuhr. Man braucht ja nicht gleich ehrlich zu sein, bewahre, aber ein bischen Gesittung ist selbst für einen Gauner von Vorteil. Womit ich mich gehorsamst empfohlen haben will.“ Er heftete einen feurigen Blick auf Renate und stürzte fort.

Graumann wollte bersten vor Lachen, als ihm Renate den Auftritt berichtete. „Das glühende Drahtseil ist ein rotlackierter Strick, der mit Kienruß von den Füßen des langen James allmählich geschwärzt wird,“ ächzte er. „Eine famose Erfindung. Der Bursche ist nämlich in dich verliebt, Renée, und schläft seit drei Nächten unter Deinem Fenster. Seine

Trucs gab er mir gegen das Versprechen, daß ich bei Dir etwas für ihn thun wolle. Eine köstliche Geschichte. Dich oder keine, schrie er; damals waren wir beide betrunken, und ich warf ihn unter den Tisch."

Renate empfing diese Neuigkeiten mit grimassenhaftem Lächeln, und sah sich im Zimmer um, ob auch alles eingepackt sei.

„Du kannst ruhig mit diesen Leuten verkehren," sagte Graumann, der sich in angeregter Stimmung befand, auf der Fahrt zum Bahnhof lehrhaft. „Das sind Naturen, naive Künstler, jeder großen Empfindung fähig, ohne die Verlogenheiten der Litteraten und Musiker. Der lange James war hier in einer Bretterbude, durfte aber sein Handwerk wegen Brandgefährlichkeit nicht ausüben. Er ist nämlich Feuerfresser, Champion aller Feuerfresser. Ich wollte ihn zuerst engagieren, sagte ihm aber: Feuerfresser, das ist zu abgedroschen, das geht nicht. Er weinte wie ein Kind und sagte, er komme aus der Uebung. Nun, sagte ich ihm, mein lieber James, braver Junge, Du kannst ja täglich zum Frühstück, Mittagsmahl und Abendbrot eine beliebige Menge Feuer privatim schlucken. Niemand wird Dich daran hindern." Graumanns R klang heute vollendeter als je, die starre Büffelstirn war frei von Falten. Eugenie Hadamard saß ihm gegenüber und wagte, ihn gebannt anstarrend, keine Bewegung zu machen.

Es war ein verwaschener Regentag, und selbst die Alleen an der Straße trugen schon Zeichen des Herbstes. Oberstraß und Unterstraß lagen im Nebel, und der See lag im Nebel, der wie dünner Holzrauch aus Schlöten unbeweglich lagerte. Am Bahnhof waren die Tyrstey, Birnbaum, Schönau, die beiden Westfalen, die Russen und Andere mit Blumen und übernächtigen Gesichtern. In der That kamen sie, wie auch Graumann, vom Gelage. Einem fehlte sogar der Hut.

Darja und Miriam stiegen ins Coupé, Renate folgte ihnen in halbschlafähnlichem Zustand. Verwirrende Dinge gingen vor, denen sie kaum mit den Sinnen folgen konnte. Früher Erlebtes unterschied sich nicht von der Gegenwart. Sie glaubte Wanderer auf der Plattform zu sehen, aber es war die ewig-stumme, immer-ergebene Hadamard. Wer war sie und was wollte sie? Dort reckte eine schreiende Bande von Männern die Hüte in die Luft, und sie waren von einer Lustigkeit beseelt, die absurd und lächerlich war. Wände ringsum, Wände und Schleier. Sie hielt das Taschentuch in der Hand und winkte. Es war erschreckend, als sie es bemerkte. Angelus fing an, zu bellen, wahrscheinlich aus Freude, daß er diese Stadt verlassen durfte, aber sie befahl ihm, stille zu sein. Er blickte sie scheu an, und die Vergangenheit einer Liebe lag in seinen feuchten Augen. Sie lehnte sich über die Brüstung der Plattform und sah in den Raum zwischen den Schienen hinein, der unter ihren Augen mit rätselhafter Geschwindigkeit vorüberfloß, so daß man kaum die Fülle der Gestalten wahrnehmen konnte, die sich da herumtummelte, — ahnungslos unter der donnernden Gefahr. Darja kam aus dem Coupé und stellte sich mit lächelndem Gesicht neben Renate. „Was interessiert Sie denn so?" fragte sie liebenswürdig.

„Ich lese," erwiderte Renate, ohne sich zu rühren.

„Sie lesen?" Frau Darja war erstaunt.

„Ja. Und sehn Sie, da zwischen den Wägen ist etwas und läuft und läuft, damit ich ja nicht entrinne. Sagen Sie mir, haben Sie schon einmal geliebt?"

Darja zuckte die Achseln und lächelte. „Halten Sie das für wichtig?"

„Ich halte es für sehr, — sehr wichtig," sagte Renate dumpf, mit gesenkten Augen, während sie Darjas Blick auf sich ruhen fühlte. „Und Miriam? Wie ist es mit Miriam? Ist das echt, ihre Unschuld und Engelhaftigkeit? Ich glaub es nicht, glaube nichts mehr in der Welt." Renate drückte das Taschentuch an die Stirn. Darja ging schweigend in das Coupé zurück, Renate folgte ihr und schloß beim Eintritt einige Sekunden lang die Augen. Es war ein halbgeteilter Wagen, und die Fünf hatten eine Abteilung für sich. Miriam war vorher Peter Graumann gegenüber gesessen, jetzt war sie an der andern Seite, am andern Fenster, hatte sich in die Ecke geschmiegt. Graumann las mit beschäftigter Miene den „Artist." Eugenie Hadamard stellte mit lautloser Dienstbeflissenheit das Gepäck zurecht. Plötzlich schien es Renate, als ob sich alles um sie herum zu Finsternis verwandelte, in welcher sie selber schwankte, ohne die Hoffnung, einen Halt zu gewinnen. Das Einzige, was sie gewahren konnte, und was in ihrem Gesichtskreis verblieb, waren die Augen Peter Graumanns, die unabwendbar auf sie gerichtet waren, und sie verhinderten, zu entrinnen. Sie dachte deutlich: ist es denn möglich, daß ich Keinem begegne, der mich erlöst? Aber ihr aufstürmendes Herz hielt die Finsternis gefangen.

4.

Anselm Wanderer an die Baronin Terke.

Verehrte und liebe gnädige Frau, seit ich wieder in Wien bin, ist es mir erst klar geworden, was ich Ihnen alles an Fürsorge und Verständnis zu danken habe. Der Anteil, den Sie an mir genommen, als ich in Gefahr war, zu versinken und zu verkommen, bedeutet ja freilich mehr als alle Dankbarkeitsversicherungen der Welt, und nur als ein ganz winziges Zeichen meiner Gefühle für Sie mag es gelten, wenn ich Ihnen von Zeit zu Zeit Bericht über mein Leben gebe, Ihnen meine Hoffnungen und Gedanken mitteile, so wie es in den letzten Wochen der unglückseligen Münchener Zeit geschah, wenn ich Ihnen gegenüber saß, und Sie mir in Ihrem halbironischen Ton lehrreiche Geschichten aus ihrem Leben erzählten. Es war schlimm mit mir geworden, das weiß ich selbst am besten, und wer kann sagen, welchen Weg das Unheil noch genommen hätte, wenn es Ihnen nicht eingefallen wäre, mir damals im April jene unvergeßlichen Zeilen zu schreiben, durch die ich Sie von einer ganz andern, bisher ungeahnten Seite kennen lernte. Es war ein wahrer Frühlingsbrief, und mit ihm kam eine neue Art von Glück. Ich war so erfüllt von meiner Schuld gewesen, daß ich an Rettung gar nicht mehr glauben konnte. Die düstersten Schatten der Vergangenheit begleiteten mich, aber ich hatte kein Licht im Innern, sie zu zerstreuen. Irgendwo habe ich einmal das Wort leidensgeglüht gelesen. Etwas dergleichen empfand ich von mir. Aber das Bessere hat mich hingerissen. Wer seine Gegenwart liebt, hat nichts mehr mit der Vergangenheit zu thun, und die Vergangenheit nichts mehr mit ihm. Es ist ein Wort, mit dem sich die Menschen übermäßig quälen. Ist denn der Mund, den die Not zu lügen verdammt hat, schon von der Wahrheit ausgeschlossen? Und kann es nicht Seelen geben, welche durch den Schmutz gehen wie im Traum? Das alles war in meinen Gedanken für Sie bestimmt, teure Frau, denn da ich ein sehr einsames Lebn führe, bleibt mir, selbst während der Arbeit, wenig von dem unbekannt, was wachend in mir vorgeht. Und

ich habe entdeckt, daß ich eigentlich gar nicht der bin, den vorzustellen ich stets bemüht war, und mein verbrauchter Wille wurde durch die Erkenntnis innerer Kraft erneuert. Ich bin ja nur ein Träumer, und einer von denen, die ihre Traurigkeit mehr lieben, als ihre Freude. Dazu ist hier in Wien viel Grund, denn es giebt so viel unbegründet lustige Leute wie nirgends sonst. Nirgends schwitzen die Leute so sehr, um zu einem kurzen Vergnügen zu kommen, und eine kleine Zeitungsnotiz kann der ganzen Stadt den Kopf verdrehen. Aber es ist eine schöne Stadt, Baronin, die ich liebe, und Sie müßten es einmal erlebt haben, wenn man an einem Herbstabend den Prater hinunter wandert, und die Luft ist lau und still, und die rosigen Wölkchen schimmern durch das schwere Grün der Bäume, und fernhergetragene Melodien, wienerische Lieder, vermischen sich zu einem unsichtbaren Gewebe, und lautlos und hastig rollen Wagen vorbei und rollen weiter in die Nacht. Und dann müßten Sie die kleinen Vorstädte kennen, wenn zur Ruhe gegangene Stürme alle Gassen rein gefegt haben und würzige Düfte aus dem Wiener Wald kommen. Die Häuser scheinen zu schlafen. Sie haben meist nur ein einziges Stockwerk und sind alt. An den Fensterscheiben zittert geisterhaft das Mondlicht und wird weggewischt wie von unsichtbarer Hand, wenn der Mond in eine Wolke schlüpft wie in einen Schlafrock. Da sind Kirchen, vor denen immer ein kleiner Platz ist mit einem Brünnlein, und daraus murmelt unergründlich das Wasser. Ich kann stundenlang da herumgehn. Es giebt nur ein Bild in meinem Leben, welches eine gleiche Macht über mich hat: das aber ist ein Erinnerungsbild. Doch wieder Vergangenheit, werden Sie denken. Aber erinnern Sie sich noch an den Herbstabend, wie ich in Ihrem kleinem Salon saß, und die Gräfin und Adele plauderten, und die Thüre ging auf —. Das meine ich. Ich habe das Gefühl, als hätte in dem Augenblick mein Leben begonnen. Nun grüße ich Sie für heute und bitte Sie, manchmal an mich zu denken. Anselm Wanderer.

Liebste Frau, tausend Dank für Ihren Brief. Ich hatte nicht erwartet, daß Sie sich der Mühsal des Schreibens unterziehen würden. Mein Leben geht im gleichen Gleise weiter, doch ein Erlebnis muß ich Ihnen berichten, das mir unruhige Nächte gebracht hat. Nur ein Phantom ist es vielleicht, das mich quält, und Sie thun Recht, mich zu verlachen. Ich habe gekämpft, ob ich es Ihnen mitteilen soll, aber nun thue ich es doch. Da hat ein findiger Kopf, er nennt sich Pierre Griotte, den einige Journalisten sogar genial nennen, ein neues Variété gegründet, welches er „die hohe Schule“ betitelt. Man zahlt für den Abend fünfzehn und zwanzig Gulden, und muß überdies zu den Vorstellungen geladen werden, wie zu einem Diner. Die Produktionen finden in einem alten, jetzt unbewohnten Palast hinter dem Ballhausplatz statt. Das Gebäude gehört einem alten, reichen Fürsten, dessen Frau sich vor Jahren darin erschoß. Seitdem lebt er auf seinen Gütern in Böhmen. Ich bin Ihnen vielleicht zu ausführlich, aber zum Folgenden erscheint es mir notwendig; meine Gedanken können noch immer nicht davon loskommen. In der Gesellschaft befindet sich eine Frau, Renée Lusignan, über die so sonderbare Gerüchte umliefen, daß ich neugierig war, sie zu sehen. Ich wollte nicht den hohen Eintrittspreis zahlen, jedoch der Zufall war mir günstig. Einer der Kollegen, die mit mir im Laboratorium der Fabrik arbeiten, hatte sich eine Karte verschafft, erlitt aber durch ein kleine Benzinexplosion Verletzungen im Gesicht und gab mir das Billet.

Ich wurde in einen zierlichen kleinen Saal gelassen. Hundert oder

hundertzwanzig Leute waren da, und der Raum war voll. Dem Anschein nach war es die vornehmste Gesellschaft, Herren und Damen der Aristokratie und hohen Finanz. Wunderlich nahm sich das aus; nicht alle Tage sieht man, daß sich in einem alten, stillen, leeren Palast einige hundert Menschen versammeln, die nur zu murmeln wagen, als könnten sie den Staubfrieden der Korridore und der unbetretenen Stockwerke stören. Der Saal zeigte vier glatte Wände mit purpurroten Tapeten. Kein Podium war zu sehen, kein freier Raum, und es schien rätselhaft, wo die Vorstellung stattfinden solle. In den Zeitungen las man nur mysteriöse Andeutungen. Den Behörden gegenüber war es eine private Veranstaltung, und man sagt, Renée Lusignan habe alles durch ihre Schönheit ermöglicht.

Gespannt saß ich da, als sich die Thüren geräuschlos schlossen und der Raum sich verdunkelte. Gleichzeitig öffnete sich unhörbar die eine Wand vor mir, welche demnach in unübertrefflicher Weise nur ein künstliches Gebild gewesen war und den Saal geteilt hatte. Man sah in grünlich-violettem Licht das Podium. Der Manager trat im Frack vor und begrüßte höflich seine Gäste. Als ich aber den Mann genauer ansah und seine Stimme hörte, die so charakteristisch ist, daß es vielleicht keine zweite, ihr ähnliche giebt, war ich aufs höchste erstaunt. Ich habe Ihnen doch einmal von jenem Peter Graumann erzählt, mit dem ich in Konstanz bekannt wurde und habe Ihnen auch erzählt, welchen Abscheu Renate vor ihm hatte. Und Pierre Griotte ist Peter Graumann. Eine unerklärliche Unruhe begann sich meiner zu bemächtigen.

Die erste Produktion war eine reizende, außerordentlich geschickte Clown-Pantomime. Der Hintergrund der Szene giebt das Aussehen eines großen Spiegels. Ein Clown als dicker Bürger kommt, und sein Spiegelbild begleitet ihn. Er betrachtet sich befriedigt, hält eine Art stummes Zwiegespräch mit seinem Konterfei, plötzlich aber, da er gutgelaunt den Hut vor sich selber ziehen will, versagt das Bild im Spiegel und behält ruhig den Hut auf dem Kopf. Das Entsetzen, von dem der Clown nun erfüllt ist, teilt sich unmittelbar auch den Zuschauern mit. Das Bild macht eine Armbewegung, und es ist seltsam, wenn der Clown in seiner Angst diese Bewegung nachahmt. Zwischen den Beiden entwickelt sich nun ein aufregendes Spiel, bis der Clown die Spiegelscheibe zerschlägt und sich verzweifelt in die Finsternis stürzt.

Darnach verbreitet sich die Finsternis über die ganze Bühne, und plötzlich brennt ein Feuer, ähnlich einem Scheiterhaufen-Feuer, doch man sieht weder Rauch, noch spürt man Wärme. Es ist eine dicke, rötlichgelbe, düstere Flamme, die den Gegenstand, den sie ergriffen hat, nicht erkennen läßt. Auf einmal aber sieht man ein schwarzverhülltes Haupt mit schwarzen Flügeln, wie sie auf alten Helmen angebracht sind. Dann taucht wie aus einer Flut aus dem abnehmenden Feuer ein weißer, nackter Hals empor. Und mehr noch gleitet das Feuer herunter gleich einem Gewand und entblößt die weiße Haut der Schultern und langsam die ganze Büste, die Hüften und sinkt an den Beinen nieder, und alles verfolgt das Schauspiel in so atemloser Erregung, daß man eine Nadel hätte fallen hören. Der weiße, leuchtende Körper erblühte wie eine fabelhafte Blume aus den Flammen heraus, und ich sehe hin und sehe hin und mir schwindelt vor den Augen, und meine Kehle wird trocken und schnürt sich zusammen, denn ich kannte diesen Körper, Baronin, glaubte ihn zu kennen, ob Sie es auch thöricht und albern finden werden. Ich brauche ja nicht deutlicher zu sein, als ich es bin, aber seit drei Tagen gehe ich herum und bin es selber nicht

mehr. Ihnen darf ich ja vertrauen. Sie wissen Menschliches menschlich zu nehmen. Denken Sie doch nicht, daß alte Thorheiten wieder lebendig geworden sind, im Gegenteil. Aber kann man das Liebste, was man besessen hat, kühlen Herzens zerbrochen im Kot liegen sehen? Ist es denn überhaupt möglich? Schmerzlicheres wäre gar nicht auszudenken. Glauben Sie mir, ich wage es nicht mehr, den Namen des Mädchens zu denken, geschweige ihn hierherzusetzen. Und doch, es war so nahe. Ich sah diese keuschen Linien und die Sammethaut und diese jünglinghaften Formen so nah. Liebste Frau, vernichten Sie doch gleich meinen Brief. Und vielleicht ist es Ihnen möglich, in Erfahrung zu bringen, wo Renate Fuchs gegenwärtig ist. Alles war berauscht und aufgewühlt nach der Flammenproduktion, denn die Art der Vorführung hat etwas Behexendes. Ich mußte eilig den Raum und das Haus verlassen, da ich mich krank fühlte. Und doch weiß ich nichts. Sie haben Recht zu schelten, denn es ist weniger als eine Hallucination. Vielleicht hat langes Alleinsein meine Fantasie krankhaft belebt. Ich bin übrigens viel ruhiger, da ich Ihnen alles geschrieben habe und bitte Sie wegen des blinden Lärms herzlich um Verzeihung. Ihr treuer Anselm Wanderer.

5.

War es Einsamkeit, war es der Druck und die Last ausartender Geselligkeit? Waren Gesichter da oder war es die unabänderliche Finsternis einer andauernden Nacht, die verzerrte Fratzen ins Leere zauberte? War es Wachen oder Nichtwachen, Thun oder Geschehenlassen? Da war jedenfalls eine Stadt mit vielen Menschen, welche Tag für Tag dieselben Pfade des Vergnügens und der Geschäfte krochen. Da war die Sonne, welche leuchtete, der Herbst-Sturm rauschend und zornig, das Geräusch von Stimmen gleich dem Surren eines Millionenheers von Insekten, das Knattern von Rädern, zahllosen rollenden, von denen man nicht wußte, woher und wohin. Und inmitten all des Wirrwarrs, der zuckenden Anstrengungen, betäubenden Mühen, wieder eine vereinzelte, erschreckte, auffordernde Stimme, welche „Renate!“ rief.

Renate hörte nicht.

Renée Lusignan wurde ein gefeierter Name in gewissen Kreisen der Gesellschaft, welche man neckisch die Lebewelt nennt. Keine Wohnung in der Stadt konnte ihren Blumenschmuck täglich in solcher Fülle erneuern wie diejenige Renates. In ihrer dumpfen Vorstellung malte sich ihr gegenwärtiges Leben als ein beständiges Kommen und Gehen von Menschen. Unaufhörlich lernte sie neue kennen, die sich herandrängten wie zu einem Schauspiel, das nur Ein Mal aufgeführt wird. Wunderlich schien es, wie gleichgeartet all diese Männer waren. In ihrem Gang war meist etwas Hoffnungsloses, in ihrem Blick und Lachen etwas Starres wie der Tod. Hervorragend und einnehmend war der glänzende Cylinder und demnächst die Lackschuhe, die stäubchenlosen. Der Luxus der Cravatten hatte einen Zug von Monumentalität und bildete das endgiltige Merkmal einer hohen Cultur. Es gab ungefähr zwanzig Grafen und fünf Fürsten, von den Baronen und von den bürgerlichen Millionären ganz zu schweigen. Wertvolle Abende von gesteigerter Lustigkeit kamen, wo der Champagner überfloß und ringgeschmückte Cavalierhände sich ausstreckten, die Müde in das reichste Bett zu führen. Die Spazierfahrten erregten das Aufmerken der Menge,

denn Renates Gewänder schienen einer Märchenwelt zu entstammen. Die Straßen waren mit Leichtsinn und leichtem Lebensgenuß erfüllt, und es war nicht möglich, zur Besinnung zu kommen. Gut für Renate, daß jede aufkeimende Erinnerung an eine Stunde des Vergnügens grenzte; daß krankhafte Wünsche sich mühelos erfüllten; daß ein Sichaufsichselbst-Besinnen nur am Rande des Schlafs stand, furchtbares Gespenst. Kein Droben und kein Drunten existierte mehr, alle Markungen waren verwischt, wie wenn Himmel und Erde aus der Vorstellung verschwunden wären und man in freier Luft schwebte vor schemenhaften, bisweilen unterhaltenden Bildern. Peter Graumann war auch im Stande, die Zeit hinwegzueskamotieren und mit einem Grinsen zu versichern, alle Uhren in der Welt seien stehn geblieben. Wenn ein Betrunkener auf einer Ebene geht, glaubt er, den Berg hinabzurollen, also war man vielleicht nur trunken und rollte gar nicht in Wirklichkeit thalab. Es kommt vor, daß Jemand mit der Fackel durch sein finsteres Haus rennt aus Furcht vor einer Feuersbrunst und erst durch solche Thorheit einen unheilvollen Brand verursacht. Vorsicht war geboten . . .

Groß war die Wirrnis der Gefühle, mit denen Renate den leichten Wagen bestieg. „Es ist unwahrscheinlich wie schöne Augen Sie haben," sagte der junge Mann, an dessen Seite sie in wildem Tempo durch die Straßen fuhr. Ein müder, langsamer Blick traf den Blonden, der so vornehm war, daß er seine Augenlider niemals völlig erhob. Worte solcher Art werden mit einer gangbaren, geläufigen Münze bezahlt, deren Abgegriffenheit sie nicht wertloser macht. Der Vornehme gab gern dünne Aphorismen der Lebensweisheit. „Sehen Sie, Gnädigste, wir sind eine Stadt von Müssiggängern. Da faselt man immer vom Volk. Bei uns giebt es gar kein Volk. Massen, ja vielleicht Massen. Gott sei Dank, wir haben kein Volk mehr, und das ist eben der Fortschritt, ich möchte sagen: die Kultur. Ist der Mann da auf dem Bock Volk? Ein Galantuomo. Sind die Leute auf dem Ring und in der Kärntnerstraße Volk? Nur bei Barbaren spielt das Volk eine Rolle."

Renate blickte nachdenklich ins Weite. Unerklärlich, weshalb dieser Mann philosophieren mußte. Sein Anblick war unglaubwürdig, und daß er sprechen konnte, war erstaunlich. In ihren Zügen war etwas Lebloses, das sich beim Sprechen steigerte. Oder war es nur die zurückgebliebene Leblosigkeit aus den toten Nächten? Denn jetzt schon fühlte sie ihre Glieder im Bann jener Starrheit, wie immer, wenn der Abend und die Schaustellung nahte. Dann sanken ihre Gedanken in Dunkelheit, schien jede Empfindung gelähmt, jeder Entschluß gefesselt, und Schmerzen wirkten nur wie Schläge, die man erhält, aber nicht fühlt. Alles eigentliche Bewußtsein sank zusammen, und Vergangenheit war weniger als ein Blatt Papier, das der Wind auf den Hof treibt.

Der Wagen sauste durch die Prater-Allee, und der Kies des Weges spritzte gegen die Wände. „Es ist eigentlich schon zu kalt, um offen zu fahren," sagte Renate.

„Aber die Sonne scheint. Es ist der schönste Tag."

„Es ist keine richtige Sonne."

„Dann laß ich das Dach schließen."

Renate nickte, und der junge Mann gab seinem Kutscher das Signal zu halten. Der Fiaker blieb einer Restauration gegenüber stehen, deren Gartenräume nur noch spärlich besucht waren. Das dürre Laub bedeckte den Boden und lag auf Tischen und Stühlen. Ein kleines Kellnerlein stand mit blaugefrorenem Gesicht an der Pforte, als ob er die Gast-

scheuche machen wollte. Während die beiden Männer am Wagendach hantierten, dessen eine Feder den Dienst versagte, blickte Renate den langen, geraden Alleeweg hinunter. Vereinsamt streckte sich die Fahrstraße, auf dem Promenade-Weg zeigten sich einige Paare, hie und da ein Mädchen mit einem Kinderwagen, einige Schüler, die aus dem Vivarium kamen und hinter ihnen ein junger Mann mit träumerischen Schritten. Als er näher kam, lehnte sich Renate totenbleich in ihren Sitz zurück, da sie Anselm Wanderer erkannt hatte. Auch er blickte empor, blickte sofort in die Richtung des Wagens. Erst war der Ausdruck seiner Augen der einer flüchtigen Neugierde, dann blieb er stehen, blieb wie versteinert stehen, und die Cigarette, die er geraucht hatte, fiel herunter. Renate nahm sich zusammen. Sie erhob sich, stieg aus und sagte dem jungen Mann, er möge ohne sie weiter fahren.

„Wie?“ machte der Blonde verdutzt.

„Ich bitte Sie darum,“ flüsterte Renate hastig und nervös.

„Aber —“

„Wir treffen uns heute Abend. Heute Abend um acht Uhr. Sie wissen es ja. Adieu. Adieu.“

Der vornehme Blonde war überaus verblüfft. Er schüttelte den Kopf und stemmte die Arme in die Hüften, indem er ihr nachsah. Dann richtete er ein paar ärgerliche Worte in die Luft, stieg ein und fuhr weg, fortwährend in melancholischer Weise den Kopf schüttelnd.

Als Renate auf Wanderer zuging, glaubte sie über Schlamm zu schreiten, bei jedem Schritt einsinken zu müssen. Endlich stand sie ihm gegenüber, — schweigend. Sie hatte, beim Wagen noch, den schwarzen Schleier herabgestreift und hauchte nun in das dünne Gewebe. Etwas wie endgiltige Verzweiflung lag in diesem Hauch. Die Worte waren in ihrer Brust wie festgefroren. Endlich sagte Wanderer, indem er über den Zaun des Restaurationsgartens blickte: „Ich wußte gar nicht, daß Sie hier in Wien sind.“

Renate nickte, ließ das Kinn sinken, nagte fortwährend an der Unterlippe. „Ich bin schon über zwei Monate hier,“ erwiderte sie mit kaum verständlicher Stimme. Ihr suchender Blick gelangte wie auf Irrwegen zu Wanderers Augen, der bleich und schweigend vor ihr stand und die Stiefelspitze in den Sand bohrte.

„Wollen Sie mich ein wenig begleiten?“ fragte Renate ebenso leise wie vorher. Wanderer machte eine halbe Verbeugung und schritt an ihrer Seite die Allee hinab, gegen das Lusthaus zu. Sie schlugen den Seitenweg zur Josephswiese ein, überquerten dann wieder die Hauptallee und gingen durch die Anlagen östlich der Rotunde. Dabei sprachen sie nicht ein einziges Wort, und das Schweigen war so auffallend und peinigend, ja quälend, daß Renate mehrmals stehen blieb und die Hand auf die Brust legte, als könne sie nicht zu Atem kommen.

Auf eine Bank zwischen zwei Ahornbäumen ließen sie sich nieder und konnten geradeaus in den Sonnen-Untergang sehen. „Es ist ein unerwartetes Zusammentreffen,“ sagte Renate, sich ein wenig freier fühlend.

„Ja. Von Ihrer Seite gewiß,“ entgegnete Wanderer, das Kinn auf seinen Stock gestützt.

„Wieso?“ Eine jäh flammende Röte bedeckte Renates Gesicht.

„Ach, bei mir war es nicht so unerwartet, denn ich bin in den letzten Tagen manchmal an Sie erinnert worden.“

„Erinnert *worden*? Wie ist das möglich?“

Wanderer gab keine Antwort. Er schaute abwesend auf ihre Hände, von denen sie die Handschuhe abgestreift hatte, und die noch viel weißer, magerer und entkräfteter schienen als früher.

„Wie kommt es, daß Sie jetzt hier sind?" fragte Renate beengt, doch, ohne daß sie es wollte, mit weicher Stimme.

„Ich arbeite hier."

„So? Sie arbeiten hier? Wo denn?"

„In einer chemischen Fabrik."

„Und es geht Ihnen gut dort?"

„Ich kann mich nicht beklagen. Durch Arbeit hab ich das Vertrauen zu mir selbst gelernt. Und das ist das Wichtigste."

„Durch Arbeit —" echote Renate mechanisch.

Anselm Wanderer kam sich etwas primitiv vor mit seinen Sprüchen zur Lebensweisheit. „Sie sind sehr elegant," sagte er, einen Seitenblick auf Renates Toilette werfend.

Sie zuckte zusammen. In ihren Augen war etwas wie Furcht. „Ich bin bei Verwandten hier," sagte sie plötzlich heiser und in einem Tonfall, als wolle sie eine lange Geschichte erzählen.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie Verwandte hier haben."

„Doch, doch. Eine Cousine meiner Mutter."

„So? Und der Herr, mit dem Sie gefahren sind?"

„Es ist ein Freund."

„Von Ihnen?"

„Ja, ein Freund." Aus Angst, sie könne stocken in ihren Antworten, redete sie übermäßig rasch.

„Und Sie wollen hier bleiben?" fragte Wanderer weiter, — kühl, mit einem unbeweglichen Gesicht.

„Ja, das heißt, so lang es eben geht." Ein stürmischer Kummer wallte in ihr auf, und nervös ballte sie die Hände.

„Wissen Sie auch, daß Peter Graumann hier lebt?" fragte Wanderer und wandte ihr voll das Gesicht zu.

„Graumann? Er ist hier? Das wußte ich nicht —" und plötzlich im Gefühl der Unerträglichkeit des Lügenspiels erhob sie sich, rief leidenschaftlich: „Wissen Sie es denn, so quälen Sie mich nicht!" und bedeckte aufschluchzend das Gesicht mit den Händen.

Wanderers Gesicht wurde fahl wie Asche. „Ich quäle Sie doch nicht," murmelte er verstört.

Renate saß und weinte lange. Aus der Stadt drang leise grollender Lärm. Ein paar Krähen krächzten in der Luft, flogen mit ihren weitgreifenden Schwingen der nahen Donau zu.

Mit abgewandtem Gesicht erhob sich Renate. Sie war wieder vollkommen ruhig geworden, ja, allzuruhig, schien es Wanderer. Die dunkelnde Hauptallee hinauf gingen sie jetzt wieder schweigend. Kurz vor dem kleinen Viadukt blieb Wanderer stehen und fragte: „Aber wie war das nur möglich?" Doch sie schüttelte entschlossen den Kopf und ging weiter. Nach hundert Schritten sagte Wanderer: „Ich wohne dort drüben," und deutete gegen den Nordbahnhof. Mit schwimmenden Augen blickte ihn Renate an, und ihre Lippen zuckten. Dann reichte sie ihm die Hand, und er setzte schweren Schrittes seinen Weg fort. Renate legte den weiten Weg nach ihrer Wohnung zu Fuß zurück.

6.

Sie eilte rasch durch die Zimmer-Reihe, bis sie Eugenie Hadamard fand, die mit einer Handarbeit beschäftigt war. „Warum brennt denn nirgends Licht?“ fragte sie und blickte schaudernd in die finstern Räume zurück. Sie setzte sich in einen Sessel und fragte dann: „Sagen Sie Eugenie, Sie wissen doch, wo Frau Darja Blum wohnt?“

„Ja, Florianigasse 26. Es ist allerdings schon Wochen, daß sie mir begegnet ist, und es mir sagte.“

„Hat sie sich damals nach mir erkundigt?“

„O ja.“

„Ich finde es so warm hier, schrecklich warm.“

„Haben Sie denn heute keine Vorstellung? Ach nein, heut ist ja Montag.“ Eugenie ging hin und öffnete das Fenster.

„Gut, daß heute Montag ist,“ murmelte Renate und drückte den Fuß gegen Angelus Rücken, der dafür kaum merklich mit dem Schweif wedelte, ohne sich zu rühren. Anscheinend schlief er, doch entging nichts seiner genauen Beobachtung.

„War Jemand hier?“ fragte Renate.

„Nein. Herr Graumann ist um vier Uhr fortgegangen. Er sagte, zum Souper käme er natürlich.“

Eine unbestimmte Furcht erwachte in Renate, komisch genug, vor Eugenies klangloser, trauriger, monotoner Stimme, mit der sie alles berichtete. Indessen saß sie ihr eine Zeit lang schweigend gegenüber und verfolgte mechanisch das Auf und Nieder der Nadel in der Hand des alten Mädchens. Dann fragte sie teilnahmlos: „Was arbeiten sie denn da immer?“

„Ach, es ist meine ewige Handarbeit,“ erwiderte Eugenie mit schwachem Lächeln.

„Wieso: ewige?“

„Ja. Es hat damit eine eigene Bewandtnis.“

„Ein seidenes Tuch und Sie sticken Rosen hinein. Mehr seh ich nicht.“

„Lauter Rosen, gewiß. Schon seit sechzehn Jahren. Jedes Jahr wird eine fertig.“ Eugenie errötete, was einen merkwürdigen Eindruck auf Renate machte. „Erzählen Sie es doch,“ sagte sie, beugte sich vor, stützte den Kopf in die Hand und den Ellbogen aufs Knie. So hatte sie auf einmal etwas Versunkenes und Kindlich-Neugieriges angenommen. Eugenie Hadamard machte eine unsichere und verlegene Bewegung. Dann hob sie ihre dunklen Brombeer-Augen schüchtern zu Renate empor, ließ die Arbeit ruhen und erzählte.

„Eigentlich ist es eine harmlose Geschichte, gar nicht interessant. Vor sechszehn Jahren war ich bei einer Familie in der französischen Schweiz. Ich sollte einem jungen Mädchen deutsche Stunden geben. Seit meiner Kindheit war ich eine Waise, hatte Niemanden, und dort war es zum ersten Mal, daß ich mir recht bei Seite geschoben vorkam. Ich war schon fünfundzwanzig Jahre alt und hatte noch nichts vom Leben gehabt. Nun waren zwei hübsche junge Männer im Haus, ein Bruder und ein Vetter meiner Schülerin. Sie scherzten viel mit mir. Vielleicht gefiel ich ihnen wirklich, vielleicht dachten sie nur einen Spaß aus mir zu machen. Trotzdem ich sie ganz gut leiden mochte, denn es waren fröhliche Menschen, wich ich ihnen doch stets aus; es ist so gefährlich für ein junges Mädchen. Einmal aber stand ich morgens allein im Garten, und der Cousin von

Juliette schlich heran und er küßte mich gewaltsam, und Juliette hatte es belauscht, denn sie war immer auf der Lauer. Die alte Dame, die furchtbar sittlich war, jagte mich sogleich aus dem Haus. Ich wanderte den ganzen Tag in der Stadt herum. Halb schämte ich mich, halb hatte ich Mitleid mit mir. Und als so der Abend kam, stand ich auf der Promenade in der Nähe des Sees und schaute so ins Leere. Ich konnte mir nicht denken, was ich thun sollte. Da sah ich einen eleganten Wagen, und die beiden jungen Herren saßen drin. Zufällig erkannten sie mich und ließen halten. Sie sprachen lange mit mir und schimpften über die alte Dame. Und der Jüngere, der voller lustiger Einfälle steckte, lud mich ein, in den Wagen zu steigen und mit zu fahren. Der andere stimmte bei, kurz, sie redeten mir so liebenswürdig und eifrig zu, daß ich sie doppelt lieb gewann alle beide. Aber ich wußte auch, wenn ich in den Wagen stieg, war es um mich geschehen. Ich sagte ihnen, es sei unmöglich, ihr Bitten sei umsonst. Und es war auch umsonst, so daß sie schließlich ganz betrübt wieder einstiegen. Jeder reichte mir die Hand, und als der Wagen schon im Fahren war, warf mir der jüngere dieses lilaseidene Tuch zu. Ich war beklommen und niedergeschlagen, suchte das Quartier auf, wo ich meine Sachen hatte hinbringen lassen. Glücklicherweise fand ich bald darauf eine neue Stelle, und so ist mein Dienerinnen-Leben weiter gegangen. Wer weiß, ob es nicht doch anders gekommen wäre, wenn ich in den Wagen gestiegen wäre, denn so hab ich gar nichts, hab nie etwas gehabt. Das ist schon die siebzehnte Rose, die ich mache. Es sieht hübsch aus, nicht?“ Sie hielt das Tuch vor das Gesicht, um es Renate zu zeigen. Renate nickte, und es schien ihr, daß Jene das Tuch etwas lange vorhielt. Sie wandte sich ab, als könne sie durch den Stoff hindurchschauen. Auch verließ sie dann wortlos das Zimmer und ging im Nebenraum ruhelos auf und ab.

Da das Geräusch von Tritten und Stimmen vernehmbar wurde, beendigte sie ihren Marsch. Peter Graumann öffnete die Thüre und ließ höflich drei Herren den Vortritt. Ein kleiner, wohlwollender, der den Eindruck einer frisierten Maus machte, trat rasch auf Renate zu, die andern beiden hielten sich im Hintergrund, indem sie sich respektvoll räusperten.

„Europa ist voll vom Ruhm Renée Lusignans“, sagte der Mausgraue, seine gelb beschuhte Hand ausstreckend. Er lächelte freimütig und leutselig, errötete aber langsam und sah bestürzt aus, als Renate sich nicht rührte, seine ausgestreckte Hand nicht beachtete und seine Verbeugung nur zerstreut mit einem Kopfnicken beantwortete.

„Erlaube daß ich Dir die Herren vorstelle, Renée“ sagte Graumann, die beiden andern in den Vordergrund führend. „Baron Gallus, Gesandtschaftssekretär, Herr von Ullmingen, unser berühmter Rennstall-Besitzer.“

Eine Minute später kam auch der vornehme Blonde von heute Nachmittag und machte zuerst ein gekränktes Gesicht. Da aber Renate ihn bei Seite zog, und ihn um Stillschweigen über den Vorfall bat, der sie von ihm getrennt, fand er sich mit geheimnisthuerischer Liebenswürdigkeit in seine neue Rolle als Vertrauensperson.

„Weshalb bist Du nicht in Empfangstoilette?“ herrschte Graumann Renate an, — mit leiser Stimme, die etwas unsicher klang. Sie zuckte die Achseln, wandte sich ab von ihm. Graumann witterte Auflehnung, er wurde unruhig und seine Trinkerlaune verflog.

„Es giebt nur eine Kunst und die liegt im Variété,“ sagte der Maus-

graue und blickte prophetisch auf die Fingernägel seiner Hand, die er vor sich hielt.

Der Gesandtschaftssekretär stieß den Rennstallbesitzer in die Hüften. „Ich glaube, er weiß gar nicht, was Variété ist.“

Ullmingen lachte wie über einen unübertrefflichen Witz.

„Er glaubt vielleicht, Variété ist eine Mehlspeise,“ fuhr der Baron geschmeichelt fort und begann, glühende Blicke auf Renate zu heften, die fröstelnd am Ofen stand.

Der Mausgraue blickte sich gereizt um und schnappte ein wenig. Das Lachen erschien ihm verdächtig. Inzwischen wurden die Thüren zum Speisezimmer geöffnet.

Graumann ging vor dem Ofen hin und her. „Bist Du krank, Renée?“ fragte er durch die Zähne. „Nicht? Umso besser.“ Und nahe an sie herantretend, fügte er hinzu: „Der Fürst ist hier. Unsere Vorstellungen sind ihm unbequem. Er war gestern anwesend, und sein katholisches Gewissen erkrankte so, daß man ihm zu Hause Eibisch-Thee kochen mußte. Doch er will Dich kennen lernen, Renée.“

Renate hob jäh den Kopf und erblaßte. „Du mußt Dich nach einem Ersatz für mich umsehn. Ich will nicht mehr. Ich war wahnsinnig; wahnsinnig war ich.“ Sie klammerte sich mit den Händen an die Kacheln, als könne man sie losreißen.

„Ah, Du willst wohl heiraten?“ fragte Graumann ironisch und unbesorgt. Er blickte in die Nische und zog die Lippenwinkel weit auseinander.

„Ich war ja wahnsinnig,“ flüsterte Renate noch einmal, als gäbe es keine andere Verteidigung, als das eine Wort.

„Du vergißt unsern Kontrakt,“ erwiderte Graumann stutzig werdend, mit finsterer Stirn. „Jetzt sind wir auf dem Weg, uns sicher zu stellen. Tausende fließen uns zu.“ Habgierig glänzten seine Augen. Im Geist berechnete er künftige Einnahmen.

Der vornehme Blonde saß bei Tisch neben Renate. Er spielte gerne den Unglücklichen, beklagte sein verlorenes Leben, ließ ideale Neigungen durchschimmern und fragte naiv, ob Renate auch unglücklich sei. Sich unglücklich fühlen, erschien ihm als eine Auszeichnung, ja als ein Genuß. Da Renate verneinte, begann er von Litteratur zu sprechen, dem Notnagel aller leeren Konversationen. Er sprach von einem neuen Buch, das er gelesen, aber es sei so „kraß und realistisch“.

„Was ist es denn für ein Buch?“ fragte Renate gleichzeitig.

„Die Wiedergeborene. Von . . . von . . . den Namen habe ich leider vergessen.“

„Ein schöner Titel.“ Renate blickte gedankenvoll über den Tisch. Graumann trank schon wieder unaufhörlich. Er trank sich gewöhnlich in Pläne, in Entschlüsse, in Vorsätze hinein. Dann war er hart, rücksichtslos, grausam. Oft heuchelte er nur Trunkenheit, um andern nahezukommen oder sie einzuschüchtern. Im Grunde feig, spielte er mit Vorliebe den Temperamentvollen, hatte die Gabe, durch psychologische Spitzfindigkeiten zu imponieren. Wer sein gläubiger Zuhörer war, wurde bald sein Opfer.

Der mausgraue Baron brachte einen Toast auf Renate aus. Der Schluß war sogar in Versen gehalten. Begeisterter Zustimmung voll, erhoben alle die Gläser. Renate fühlte die Ironie hindurch, sah das leichte Zucken von Mundwinkeln, die übermütigen Gesten, und es begann in ihren Schläfen zu hämmern. Sie saß und hörte ruhig zu. Graumann wollte der Richtung ihrer Blicke folgen und schaute ebenfalls dorthin, wohin sie

schaute, nämlich in Nichts. Es ist ein Abgrund da, hämmerte es weiter, und wohin jetzt, Renate Fuchs, stolze Renate, ehedem unnahbare? Keine Hoffnung. Durch alle Betrachtungen hindurch meldete sich der Schmerz wie ein Bote, der aus der Ferne gelaufen kommt. Wie sonderbar, daß sie nie vorausdenken, voraussehen, vorausfürchten konnte, sondern mit jeder Gefahr an der Seite den Weg weiter ging. Und jetzt, da sie endlich zu ahnen begann, verlor sie vielleicht ihre Seele dabei.

„Griotte ist ein lasterhafter Mensch,“ bemerkte Ullmingen laut und lachte.

„O, er steht nur in einem platonischen Verhältnis zum Laster,“ entgegnete der Gesandtschaftssekretär beißend.

„Zur Schönheit hoffentlich auch,“ sagte der Mausgraue kichernd. Sein Glas fiel um, und der Wein floß über den Tisch. Renate stand auf. Ein Graf und ein Theaterschriftsteller wurden gemeldet, traten ein, bewegten sich wie zu Hause. Ich ertrag es nicht, dachte Renate, als man ihr die Hand drückte. Sie trat ans Fenster; unten ging, im Finstern, ein Mann auf und ab. Vielleicht ist es ein Helfer, dachte sie verzweiflungsvoll und schaute noch gespannter durch das Glas, drückte die Stirn an die Scheibe. Wo liegt meine Schuld? hämmerte es von Neuem.

„Ich habe nie einen Hals von so vollendeter Form gesehen, gnädiges Fräulein,“ lispelte der Baron neben ihr. Sie zuckte zusammen, und ihr Herz begann angstvoll zu klopfen. Am Tisch brachte man schon wieder einen Trinkspruch auf sie aus. Diesmal war es der Theaterschriftsteller, der einen Imperatorenkopf hatte, aber die blicklosen Augen eines Huhns. Wie widerlich und finster alles ist, dachte Renate.

Ullmingen und der Mausgraue, die in einem Streit über weibliche Körperschönheit lagen, wurden lebhaft, ja lärmend. Der Mausgraue schwärmte für das Runde, das Rubenssche, aber Ullmingen erwiderte ihm heftig: „Sie sind ein Barbar. Betrachten Sie die Hüften Renée Lusignans morgen abend und sagen Sie dann —“ Weiter redete er nicht, denn ein dumpfer Schrei und ein heftiges Klirren ertönten vom Fenster her. In einem Zustand besinnungslosen Kummers hatte Renate die Stirn an die Scheibe geschlagen, und das Glas war zerbrochen. Jetzt rann ein feiner Blutstrom über Nase und Mund, und leichenblassen Gesichts starrte sie die bestürzten Herren an, die alsbald einen Kreis um sie bildeten. Graumann rief nach Eugenie, aber er führte Renate selbst hinaus, wischte mit einem nassen Tuch das Blut vom Gesicht und verband ihren Kopf. „Du hast Dich wie ein Backfisch benommen,“ sagte er eisig. „Wir haben darüber noch zu reden. Diese Melancholie um jeden Preis ist komisch und dumm. Aschenbrödeleien sind hier nicht am Platz.“

Er ging. Eugenie Hadamard wollte Gesellschaft leisten, aber Renate schickte sie fort. Etwas schlich kaum hörbar heran: Angelus. Renate nahm seinen Kopf zwischen beide Hände wie in früherer Zeit und flüsterte: „braver Hund“. Sie konnte es nicht lange ertragen, zu liegen, setzte sich in ein dunkles Eck, und mit weit vorgebeugtem Oberkörper stützte sie den Kopf in die Hände. Ihr weißes Gesicht mit der weißen Binde über der Stirn leuchtete im matten Ampellicht, mehr noch die Augen, die unbeweglich auf das Antlitz des Hundes gerichtet waren. Woran leidest Du? schien Angelus zu fragen. Ich habe keine Ruhe mehr, antwortete Renate. — Und warum? Angelus wieder. — Wer ohne Liebe ist, ist ruhelos, darauf Renate. Erinnerst Du Dich, Angelus, an jene Nacht in der Köniqinstraße, wo mich ein gewisser Jemand aus dem Bette zerrte, um mich zu schlagen? — Ich erinnere mich, sagte Angelus. — Und wie Du es warst, der mich beschützte?

— Ich erinnere mich. — Nun damals begann es, fuhr Renate ohne Worte fort. Damals begann es, daß ich keine Ruhe hatte, außer mir und in mir. — Es ist wahr, erwiderte Angelus; ohne zu sehen, bist Du gegangen, ohne zu wissen, hast Du gehandelt, keinem hast Du vertrauen dürfen. — Nur Dir, Angelus. Aber Dich habe ich schlagen lassen. Und jetzt, wohin? — Die Männer haben Dich vergiftet mit schlechten Begierden. Werde Du nicht begierdelos. — Ich habe noch Sehnsucht und Erwartung. — Dann bist Du noch stark. — Liegt Stärke denn im Warten? — Im Warten liegt die Kraft für Dich. — Doch zu wählen, war ich nicht fähig. — Keiner wählt für sich. Das, was ihn erwartet, zieht ihn heran.

Renate erhob sich, trat zu einem Kleiderschrank, dem sie mehrere kostbare Gewänder entnahm. Sie warf die Kleider über den Arm, verließ das Zimmer und ging in den Raum, den Eugenie bewohnte. Dort legte sie die Kleider auf das Bett Eugenies, die aus dem Schlaf emporfuhr und sagte: „Das schenke ich Ihnen, Eugenie. Was Sie morgen noch finden, und was mir gehört hat, ist ebenfalls Ihr Eigentum.“ Damit verließ sie das Zimmer wieder, ohne das erschreckte und verblüffte Fräulein zu beachten. Als sie zurückkam, wartete Graumann. Die Hände auf dem Rücken, ging er herum, pfiff leise vor sich hin, und sein Gesicht hatte einen geschäftsmännischen Ausdruck. Wie thöricht, ihn zu fürchten, dachte Renate.

„Wie viel muß ich Dir zahlen, wenn ich von heute ab hingehn kann, wo ich will?“

„Zwanzigtausend Gulden. Es ist der Ausfall eines Monats.“ Ein fortwährendes Lächeln spielte um Graumanns Lippen.

„So viel besitze ich nicht,“ erwiderte Renate. „Ist denn das nach Recht und Gesetz?“

„Recht und Gesetz sind nicht für uns.“

„Es ist wahr, in dem Fall nicht.“

„Meine Mittel erlauben mir nicht, großmütig zu sein.“

„Ich habe Dir alles gegeben. Gieb mir die Freiheit.“

„Nicht unter dem Preis.“

„Gieb mir die Freiheit, Peter Graumann. Zehntausend Gulden sind in der Bank, zweitausend sind hier. Ich will für Dich arbeiten von heute ab, aber laß mich frei. Was kann es Dir nützen, mich zu halten, wenn es meinen Ekel erregt, zu thun, was ich soll?“

„Ich liebte Dich, Renée,“ brummte Graumann mit stieren Augen.

Renates Gesicht leuchtete in Hoffnung auf. Eilig brachte sie an Schmuck herbei, was sie besaß.

„Du hast ja Diamanten und Perlen,“ sagte Graumann kaustisch, wühlte mit den Fingern in den Haaren. „Ich liebte Dich, Renée, liebe Dich noch. Was willst Du thun? Frauenjugend hat schnelle Füße. Verfluchtes Metier! Ich werfe Raketen in die Luft und Steine fallen mir dafür auf den Schädel. Ein Weib, ein Weib, meine Seele für ein Weib!“ Jetzt erst bemerkte Renate, daß er trunken war. Seine Stimme wurde weinerlich und süßlich, und er unterhielt sich mit einem Niemand in der leeren Luft. Er hatte die Weinflasche mit hereingenommen und trank daraus, ohne erst ein Glas zu benutzen. Etwas gnomenhaft Hilfloses tauchte plötzlich aus seinem Wesen auf. Sein alltägliches Ich, jetzt machtlos, schien darunter zu leiden und kämpfte erbittert um die Herrschaft. Mehr und mehr verlor er jedoch die Kraft über sich selbst, wollte pathetisch den Schein der Nüchternheit wahren und pustete vor sich hin, als ob es immerhin möglich sei, daß sich jemand fand, der ihn für betrunken hielt. Er fing an,

weitausgreifend und jahrmarkthaft über sich selbst zu reden, schmatzte mit den Lippen, als wären seine Worte Süßigkeiten, die auf der Zunge vergehen, blinzelte schlau mit den Augen, sagte Geistreiches und Unverständliches, Frivoles und Bizarres durcheinander, war gerührt und beleidigt, listig und frech, aber durch all das drang wie der Fortissimostoß einer Posaune aus dem Piano eines Orchesters die tiefe Zerworfenheit und Zerrissenheit seiner Natur, die innere Verlassenheit, Haltlosigkeit, und was mehr war, eine Beängstigung, welche der Todesfurcht verwandt war. Es schien, als trinke er, um nicht gesehen zu werden, um sich selbst weder sehen noch hören zu müssen. Renate begann aufmerksam seinen Worten zu lauschen, begriff es nicht mehr, daß sie hier saß. Die Seitenthür war offen, und sie sah ins Speise-Zimmer, das nun leer war. Das Licht brannte noch hell, die Flaschen und Gläser standen wirr, die Stühle standen wirr wie von plötzlichem Aufbruch. Und allmählich wurde das Lampenlicht dumpfer, denn der Morgen begann zu grauen. Die Blumen auf der Tafel rochen stark, schienen aber dem Verblühen nah. Peter Graumann war im Begriff, eine philosophische Spekulation über den Wechsel von Tag und Nacht anzustellen, aber Renate bat ihn sanft, zu schlafen.

Sie bemitleidete ihn tief.

(Schluß folgt.)

Briefe Liszt's und der Fürstin Wittgenstein.

Herausgegeben von **Adelheid v. Schorn.**

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Rome, 6. 12. 69.

. . . . Quoique votre lettre arrive dans un moment où tout le monde bouge, remue et fait des visites, ce qui fait tort au recueillement de Rome dans d'autres momens de l'année — votre lettre m'a fait tant plaisir que je tiens à y répondre immédiatement. Comptez bien — ma chère enfant — sur le tendre intérêt que je ne cesserai jamais de vous porter et sur la joie que vous me ferez chaque fois que vous penserez à moi en vous souvenant de votre mère bien aimée. Sa mémoire vit toujours en mon coeur comme celle d'une des plus belles et des plus nobles âmes que j'ai rencontrées. — Comme je me représente la tristesse de votre petit appartement sans elle! — . . . .

Ce que vous me dites sur Weymar m'interesse toujours beaucoup — particulièrement les détails sur Lassen, Milde et l'exécution des Meistersänger!! — Quoique ce nom et celui de l'auteur soit devenu fort amer à mon coeur, je ne saurais me désintéresser de l'art qu'il représente et des phases qu'il marque, comme des souvenirs qui s'y attachent! — . . . . .

Les détails que vous donnez ont beaucoup intéressé Liszt, qui s'est établi pour cet hiver à Tivoli, chez le Cardinal Hohenlohe dans la Villa d'Este. — Sa demeure est royale et très poétique. — Il veut éviter ainsi l'affluement du Monde, qui inonde Rome cette année, et travailler à quelques ouvrages. Entre autre une Cantate pour le centenaire de Beethoven — (1870) — qui, je crois, sera d'abord exécutée à Weymar le printemps prochain, si le Grand Duc se souvient du rendez-vous et le maintient. — Liszt irait, à Weymar pour cela. — Heureusement il s'est trouvé une 50 = de vers*) magnifiques pour cette Cantate. — Il a passé quelques jours a Rome pour l'ouverture du Concile et à cette occasion il m'a chargé de vous répéter ces sentimens les plus sincèrement dévoués. — Il a surtout été heureux d'apprendre que la santé de sa bonne Providence s'était un peu remise après ses cruelles épreuves. — Il vous a écrit cet été et j'ai ajouté quelques mots à sa lettre. Comment se fait-il que vous ne m'en disiez rien? — . . . . . .

*) Von Dr. Adolph Stern gedichtet.

Rome, Februar 70.

. . . . . Votre souvenir si tendre m'est bien doux et votre lettre, arrivée du fond des neiges de la Poméranie m'a fait bien plaisir. Liszt me charge de vous baiser les mains, en attendant qu'il le fasse à Weymar où vous voudrez encore continuer à veiller sur lui comme une Providence, quoique le mois de Mai soit déjà un peu la Providence de tous —: Il a passé beaucoup de temps à Tivoli, où il fait aussi très froid, car le manque de précautions le rend plus sensible, même quand il est moins vif —. Il prétend que les chambres de la tourelle qu'il occupe à Villa d'Este, dans ce magnifique veste des grands siècles de la magnificence italienne, sont fort chaudes. — Dieu merci! il a excellente mine et conserve sa belle humeur plus que jamais. Il a de quoi — ayant composé et presque achevé sa Cantate de Beethoven qu'on exécutera au festival de Weymar — en Mai. — Gregorovius, dont vous avez certainement entendu parler par le Grand Duc, qui l'a beaucoup vu à Rome, a ajouté à cette Cantate des vers qui sont vraiment magnifiques — — dignes de Schiller — les plus beaux que je connaisse sur la musique. Ceci m'a été extrêmement agréable — et je crois que cette dernière oeuvre de Liszt sera digne et de lui et de Beethoven. — Il a reçu aussi un superbe libretto polonais sur l'histoire de St. Stanislas et du roi Boleslas le Hardi. C'est excessivement dramatique — à faire dresser les cheveux sur la tête — so sehr tragisch. — Je viens de l'envoyer à notre cher Cornelius, qui a appris le Polonais et a publié une superbe traduction des Sonnets de Mickiewicz. Je suis sûre qu'il traduira cette légende admirablement. Il y a surtout une scène entre le Roi et une dame de la cour, qu'il a fait enlever — extrêmement poignante. Cornelius est tout à fait établi à Munich, marié avec une excellente femme et père de deux enfans qui lui inspirent les plus charmantes lettres du monde. Jamais je ne vis poète aussi heureux de ses petits marmots! — Bulow est à Florence où l'on me dit qu'il s'est remis en santé et fait beaucoup de musique. Qui dirait que la Zukunftsmusik a trouvé un refuge en Italie. — Il est donc bien vrai que les extrêmes se touchent. Bronsart est, dit on, un excellent intendant à Hanovre — avec des sympathies constantes pour ses jeunes amours musicals. — Ici il s'est formé, comme toujours, toute une école musicale autour de Liszt. Son plus brillant élève, qui ne le cède certainement pas en force aux premiers virtuoses de l'Allemagne, est un jeune Sgambati, — qui lui est tellement dévoué, qu'il ne quitte pas Rome, pour ne pas quitter Liszt. Tout cela n'est point encore ce que cela pourrait être — — Mais peu-ton s'étonner que la musique Allemande mette du temps à s'acclimater en Italie, quand les Allemands ont été si longtemps sans entrailles pour leurs propres chefs d'oeuvres! — „De l'abondance du coeur la bouche parle" dit-on, et je vous parle trop longtemps musique. . . . .

Quoique mes rhumatismes m'aient fait une très petite santé, je ne me sens pas vieillir, du moins je n'ai pas de peine à voir les années s'ajouter. Je me fais toujours l'effet d'un enfant, qui chaque année se croit etwas klüger als voriges Jahr — es ist nicht viel — man glaubt es aber. — — Quel plaisir ce sera pour moi si vous pouviez réaliser un jour votre bonne pensée de venir pour quelque temps à Rome! — Comme je vous y recevrai à coeur et à

bras ouverts — et comme je comprends la tristesse que vous éprouverez à quitter cette chère maison où règnent encore tous vos souvenirs. — Mais vous deviendrez la Providence de celle où vous entrerez. — Sie werden, liebes Kind, Glück mit sich bringen! — . . . . . . Liszt est désolé que sa lettre ne soit pas arrivée — il espère vous le dire de vive voix. — . . . . . .

Rome, 30. 3. 70.

Ma chère Adelheid — voici Liszt qui part pour Weymar et il s'entend de soi, que je ne saurais le laisser partir sans envoyer quelques paroles de tendresses à sa chère et bonne Providence. —

Je n'ai pas besoin de le lui recommander, car il se recommande de lui même. Il vous dira combien il est au regret, que vous n'ayez pas reçu la lettre qu'il vous a écrite — j'espère que celle que je vous ai adressée en Poméranie vous est parvenue. — . . . . Liszt sera bien longtemps absent de Rome. — Pour mon coeur c'est une affliction, quoique je m'identifie de loin au plaisir qu'il aura à entendre son admirable Cantate de Beethoven. . . . . . . Vous me ferez la grâce, chère Adèlheid, de me donner des nouvelles de ce Festival, und überhaupt von Allem, was da vorgehen wird! — J'espère que notre cher grand homme se portera bien tout ce temps, et que la belle saison rendra chaque logis commode et agréable. . . . . . .

Rome, 20. 4. 70.

. . . . Votre lettre m'a fait bien plaisir et vous imaginez combien je vous remercie d'être allée aussitôt voir Liszt et de me donner toutes ces petites nouvelles qui m'interessent si vivement. — J'aime à croire que la coincidence qui amenait à Weymar sous vos fenêtres une personne que votre chère Maman aimait doublement, le jour même de votre départ de son toit maternel, — n'a pas été un effet de pur hasard. — Ce sont de ces petites consolations que la Providence prépare, par l'intermédiaire des bons anges, pour les coeurs qui savent les savourer. — Votre bon ange vous l'à fait voir, justement pour entremêler une grande et brillante fleur aux mélancolies dont cette journée était tressée. — Comme je comprends vos tristesses le premier jour où vous ayez communié seule! Oh ma chère enfant, comme je comprends cela! Une autre fois, avertissez-moi par deux mots du jour oû vous irez à la Sainte Table et je communierai aussi en priant spécialement notre divin Maître pour vous — à Ses yeux il n'y a pas de distance. Nous serons aussi réunies devant lui, par nos pensées et nos sentimens, de Rome à Weymar, que si nous étions agenouillées côte à côte devant la Sainte Hostie! — . . . .
Vous savez que Liszt vous appelle toujours sa Providence, et il me dit qu'il l'a retrouvée cette année toujours aussi bonne pour lui que par le passé. — Ce que vous me dites de „Dame Kobold"*) m'étonne bien — Raff léger? et un peu sautillant? qui l'eût dit! —

*) Eine Oper von Joachim Raff, die in Weimar aufgeführt worden war.

Rome, 18. 5. 70.

Que votre lettre m'a charmée, chère Adelheid, merci de tous vos charmans détails — vous décrivez chaque chose d'une manière si plastique qu'on croit y être. — J'ai bien pensé à Weymar tous ces temps-ci — à toutes vos répétitions et aux beaux temps, wo ich sie mitmachen konnte! — Maintenant je commence à avoir soif de nouvelles nouvelles, — was für interessante Tage werden da kommen! — Je compte sur vous ma chère enfant, pour m'en décrire toutes les diverses phases. — Rappelez seulement à Liszt de me télégraphier quelques mots, pour que je sache en gros du moins quelquechose. — Il va sans dire, qu'il a bien peu de temps de me donner des détails! — — Les Viardot, sont-ils partis avant le Musikfest? — Y-a-t-il déjà beaucoup de monde d'arrivé? du beau monde, du monde artistique? Quel dommage que Cornelius ne vienne pas! — . . . .

Parlez-moi un peu de tout le froufrou que vont faire les belles dames, qui s'abattront comme des Junons et des Muses sur les tranquilles prairies de l'Ilm!

Combien ce que vous dites sur Madame Merian m'a fait plaisir — grüßen Sie sie sehr freundlich von mir, sagen Sie ihr, wie sehr ich mich erinnere, wie schön sie Liszt'sche Lieder sang — besonders die Mignon! — . .

Je ne puis assez vous dire, ma chère Adelheid, tout le plaisir que m'a causé votre lettre. Je l'ai immédiatement fait lire à toutes les personnes qu'elle intéressait et qui me demandaient des nouvelles de Liszt. — Imaginez qu'il n'a jamais trouvé le temps de m'écrire en ces beaux grands jours. J'étais donc dans une attente perpétuelle et vos charmantes pages m'ont apporté le rafraîchissement d'une source a un altéré —. Comme vous écrivez et décrivez joliment, ma chère enfant — vos tableaux sont pleins de vie, vos images pleines de réalité. Ich glaubte alles mitzumachen. Mais helas! — Ich konnte mir Alles vorstellen, aber nichts hören. Cela c'était le crève coeur! — Merci donc, merci-encore et encore. — . . . .

Gregorovius hat Ihren Brief bei Madame Lindemann vorgelesen und Bischof Haynald hat mit dem größten Interesse zugehört. — Dites-moi encore quelquechose — ecrivez-moi bientôt de nouveau pour me dire la suite de ces belles heures. . . . . Je croyais voir l'âme et le souvenir de votre chère Maman planer audessus de tout cela. Vous avez bien raison de goûter Madame Mouckhanoff, c'est une charmante et très aimable personne. . . . .

Rome, (Herbst 1870).

. . . . . . Aussi les femmes allemandes sont-elles des modèles que je ne cesse de présenter aux femmes italiennes; mais parmi les Allemandes il y a encore femme et femme. . . . . .

Ah — les horreurs de la guerre sont affreuses, même quand on se dit que ces tempêtes ne sont permises par la Providence que parce-

qu'elles renouvellent l'atmosphère morale des nations et la rendent plus féconde et plus pure, plus lumineuse et plus saine, comme le font les orages physiques. Si l'on souffre horriblement pendant que le tonnerre ou le canon gronde, on recueille ensuite les conséquences, les riches moissons dues à l'électricité, répandue dans l'air —. Je suis contente de vous savoir rentrée dans vos foyers et de savoir où ma pensée peut vous chercher. — Oui — il est possible que Liszt soit fixé à Pesth. On en parle beaucoup — mais rien encore n'est décidé. — Il va sans dire que où il va, je vais — et la Providence semble vraiment tout arranger comme dans un poème ou un drame bien composé, car c'est au moment où un séjour perd sa raison d'être, un autre vient à se presenter tout naturellement et comme indiqué par le sort —. Rome va perdre de plus en plus tout ce qui attachait certains coeurs à elle —. Les jours du S. Père sont comptés — et après lui, il y aura sans doute ici des momens orageux, auxquels personne ne désirera assister. Pour cette année l'absence de Liszt s'est prolongée d'une manière imprévue. Il est allé en Hongrie pour la consécration d'une église où l'on devait exécuter une de ses messes — et j'attendais son retour vers la fin d'Octobre. Puis il a promis de diriger la Beethoven-Feier en Decembre. — Je pense maintenant qu'on le retiendra à Pesth jusqu'au printemps et qu'il viendra alors passer avec moi l'été à Rome, où je dois rester encore à cause de la publication de quelques ouvrages commencés que je ne saurais interrompre, ni laisser inachevés, car je ne trouverais pas de libraires qui veuille d'un travail à moitié commencé ailleurs. Quand l'automne viendra, nous verrons ce que nous ferons de nous-mêmes! — Ma santé est, Dieu merci, un peu meilleure cette année, quoique les impressions pénibles ne manquent pas —. Mais Dieu donne la toison selon la saison. — La vie sociale, le grand monde, est naturellement tout débandé. La société est divisée en deux camps. Là où vont les uns, les autres ne vont pas, ce qui donne des tiraillemens sans fin —. Mais cela ne me dérange pas — il y a de plus tristes choses! —

La plus belle consolation, les plus belles joies de la vie, ce sont les affections, vieilles et jeunes à la fois, comme la vôtre, ma chère Adelheid. Je ne manquerai pas d'écrire à Liszt tout l'interèt que vous prenez à lui. Rélativement à Weymar, je crois que le changement de son séjour fait peu de différence, car il n'est jamais tellement lié qu'il ne puisse faire un voyage à un moment donné. Pour ma part, si je quitte l'Italie, mon premier voyage sera Weymar! — Ich muß mich ja dort umsehen — et surtout vous revoir, ma bonne enfant — revoir les quelques bonnes âmes qui se souviennent encore de moi, et les lieux, témoins de mes douze ans de séjour! — . . . . . .

Rome, 12. 5. 71.

Ai-je besoin de vous dire — chère enfant — toute la joie que m'ont causé vos chères lignes —! Croyez que votre affection m'est infiniment chère — elle est tellement un don gratuit! — — Ich habe es eigentlich so wenig um Sie verdient, liebes Kind und es ist schön von Ihnen, da anzuknüpfen, wo Ihre liebe Mama es gelassen hatte! —

Aussi je ne vous ferai pas plus défaut que liebe Mama — et je la verrai en vous toujours, comme je me sentirai son coeur pour vous, mon enfant —. Herzlichen Dank für alle guten Nachrichten die Sie mir geben, es sind die ersten die ich über Liszt aus Weymar hatte — Gott segne seinen Aufenthalt dort! Er hat ihm schon eine Providence und guten Engel in Ihnen gegeben. Wie sieht es jetzt aus im Gartenhaus? Erlauben Sie nur nicht, daß er sich von den Menschen — und manchmal ganz gewöhnlichen — zerfleischen läßt. Er soll sich nur ausschlafen — und auch seinen Mittagsschlaf ruhig haben. Sprechen Sie ihm nicht davon, car cela l'agace; mais faites un complot avec son Hongrois, pour qu'il réponde ganz dreist: Herr Doctor schläft! — Ce mot qui surprenait tellement le pauvre brave Hoffmann.*) Er konnte nicht begreifen, warum Herr Doctor immer schlief. — Surtout dans la journée le sommeil est nécessaire à Liszt — et tous les ans plus! —

Rome, 28. Juni.

. . . . . . Changement de décoration. — Hier on fêtait le 25. jubilé du Pape, demain on fête l'arrivée du Roi et la Rome Capitale de l'Italie. — Mais, la Providence ist ja klug genug, um Alles auf's Beste zu lösen, auf eine ganz unerwartete Weise! — Nur Geduld mit Allem und mit Allen! — Jeder will das Gute auf seine Weise — der liebe Gott wird die Dissonanzen lösen. — Er ist ja gewiß für die Zukunftsmusik. . . . . .

Votre délicieuse lettre, ma chère Adelheid, m'a transportée par ses charmantes descriptions hors de la Chaleur suffoquante de l'Italie dans les ravissans et frais ombrages de l'Allemagne, dont j'ai si longtemps joui avec délices —. J'ai voyagé avec vous à Munich, en Bavière, à Oberammergau et ne m'étonne pas de l'impression que le Passionsspiel vous a fait. Ces émotions sont d'autant plus poignantes, que l'esprit a moins l'habitude de se représenter le grand acte par lequel Dieu fait homme a racheté son humanité de manière à lui donner par là un avenir de félicité, bien supérieur à celui qu'il eût pu avoir si, n'ayant pas péché, il n'avait pas eu besoin de rédemption. — Quand on songe souvent au grand moment du Calvaire, le coeur se remplit tellement de gratitude et d'amour — et se familiarise tellement avec l'idée de la Resurrection du Christ et de la nôtre — que le tableau de ses souffrances passagères nous touche vivement — mais joyeusement pour ainsi dire — derrière la Croix et le Dieu mourant, on voit l'arrière —, plan lumineux de l'ascension et de la glorification éternelle — et l'on se dit — sans la Croix — nous n'eussions pas eu le Ciel — comme nous l'avons! —

Peut-être que ces scènes, qui ne vous ont frappée que par leur horreur matérielle au moment même, en revenant, adoucies par la distance, dans votre mémoire, finiront aussi par s'illuminer des radieux reflets de la foi de l'espérance céleste — et que vous y trouverez de la consolation, surtout en songeant que votre chère mère voit ces choses bien distinctement déjà là-haut, et qu'en la retrouvant vous

*) von Fallersleben.

bénirez ensemble ce jour, cette heure, cette scène du Vendredi Saint à laquelle nous devons notre béatitude éternelle —. Hab' ich nicht zu viel geplaudert, liebes Kind? Nehmen Sie es mir nicht übel —. C'était tout à fait de l'abondance du coeur — . . . . Liszt kommt gleich nach dem Congreß von Regensburg — eine musikalische Feierlichkeit, zu welcher er vom Bischof eingeladen wurde. — Für den Winter geht er nach Pesth zurück. — Vous avez raison de croire, que nous nous reverrons à Weymar. — Il est très probable cette fois, que je quitterai Rome l'année prochaine et alors, sans doute, il est de necessité pour mon coeur et pour mes petites affaires, que je retrouve la charmante idylle des bords de l'Ilm. — Wie oft habe ich an die schöne Pastorale gedacht, an die Brücke in Oberweymar, wo die Pferde beim Sonnenuntergang trinken, wenn ich hier auf dem Ponte nomentana zuschaute, wie die Büffel ins Wasser gehen, um sich zu erfrischen. Dort die Landschaft so frisch, so belebt, so grün, so freundlich — hier die Campagna so einsam, so dürr, so verbrannt, so schmerzlich mit kriegerischen Erinnerungen erfüllt! —

Ich freue mich sehr herzlich, meine liebe, theure Adelheid, Sie in Weymar wiederzufinden. . . . .

Quand vous verrez les Bronsart, dites leur bien des choses affectueuses de ma part — comme à Lassen.

Liszt denkt nie daran, Grüße gewissenhaft zu bestellen. — Tausend Dank für die Erinnerung von Kaulbach. Haben Sie bei ihm meiner Tochter Porträt gesehen? Ich freute mich sehr, von Förster und dem lieben, guten Cornelius zu hören. — . . . . . .

Rome, 16. 11. 71.

Ma chère Adelheid! Quand votre dernière et charmante lettre m'est arrivée, elle a trouvé trois hôtes chez moi, dont le dernier innattendu — mais doux et tranquille. — Le premier à venir fut Liszt — le second ma fille — le troisième la maladie. J'ai passé en leur triple compagnie un temps qui m'a paru bien court — à vrai dire — j'ai peut-être encore mieux joui de tout avec la maladie, qui nous tenait attachés dans l'intérieur. Le mal n'avait rien d'important. Es hatte nichts zu sagen — ich war nur sehr schwach — bin einen ganzen Monat im Bett geblieben. Jetzt haben mich alle Drei verlassen! — — Ma fille m'a chargée de vous dire bien, bien des choses affectueuses de sa part, et qu'elle sera charmée de vour revoir à Vienne. Liszt vous envoie ses amitiés — et vous savez quelles amitiés! Il est reparti pour Pesth. L'on exécute sa „Messe de Gran“ à Presbourg pour le jour de Ste. Cécile. Son habitation lui a été déjà toute préparée — Palatinstrasse 20.

Richter — l'Alter Ego de Wagner, a été engagé comme chef d'orchestre au théâtre, où il met le répertoire du Maître sur pied avec tant de verve, que Reményi prend son congé — —. Voilà les petites tempêtes qui commencent. Le récit de votre visite chez les Bronsart nous a tous vivement intéressés. Si vous en avez l'occasion, envoyez à tous deux nos meilleurs souvenirs. Si jamais ils viennent à Vienne où à Rome, ils n'oublieront j'espère pas les souvenirs de l'Altenburg et viendront nous voir en première sortie. Pour le 22. Octobre*) Bülow est venu à Rome et vous imaginez tout le plaisir (secrètement

*) Liszt's Geburtstag.

également douloureux chez tous trois) — avec lequel nous l'avons revu et reçu — —. Il paraît se plaire en Italie — et le succès foudroyant de Lohengrin, récemment éxécuté à Bologne, semble lui donner raison, lorsqu'il dit que — der beste Boden für die Zukunfts-musik sei Italien! — La propagande commence à se faire ouvertement, et pas plus tard qu'hier un Brésilien de talent, le jeune Gomez, s'étant permis de donner un opéra à la Meyerbeer-Rossini, la presse lui dit et redit que c'est à la Zukunftsmusik qu'il faut désormais aller à l'école! —

Rome, 26. 3. 72.

Ma chère Adelheid! Il y a plusieurs jours que les doigts me démangent du désir de vous écrire — mais vraiment Arlequin n'est pas plus tiraillé et empêché de sa personne en Carnaval, que moi en Carème —. C'est le temps des visites de pénitence, des quêtes, des sermons, que sais-je? — Enfin, je trouve une petite minute furtive entre quelqu'un qui part et quelqu'un qui arrive et je m'en empare pour vous dire tout le plaisir que m'a causé votre chère et charmante lettre. . . . .

Je conçois fort, que la connaissance de Cuno Fischer vous ait interessée — si vous le revoyez encore, faites-lui bien mes complimens et dites lui, combien j'ai regretté de l'avoir toujours manqué durant son séjour à Rome.

Ich hätte wirklich Freude gehabt ihn wieder zu sehen. Bien merci pour les compliments de Bülow. Ja, er sieht elend aus. — Sein Talent aber ist sehr hoch gestiegen. Ich habe ihn in Rom im October gesehen und gehört. Man kann wirklich von ihm sagen, daß er die hohe Alchemie getrieben hat, indem er Herzblut und Thränen in Lichtstrahlen verwandelt hat, um sie im Gebiet der Kunst leuchten zu lassen. Eine edle Seele!

Ich hoffe noch bessere Tage für ihn, wenn nur die Gesundheit aushält was die Seele dem Körper auferlegt! Es hat mich auch sehr gefreut zu hören, daß die Beethoven-Cantate von Liszt in Jena aufgeführt wurde — sie wird schon ihren Tag erleben — da sie wirklich schön empfunden und schön ausgemalt ist! — . . . . . .

Liszt kommt jetzt bald zu Ihnen. Ich glaube er wird zum 8. April in Weymar sein. Seien Sie ihm immer seine Providence, liebe Adelheid. Engel wie Sie, die verlassen nie ihre Schützlinge!

Ich habe Sie zum Schutzengel seines Aufenthalts in Weymar erwählt und Sie haben nicht das Recht, einer Anderen dieses Amt zu übergeben. Sie finden in Liszt ein so dankbares Herz — bleiben Sie ihm also gut — was die „schönen Syrenen“ nicht immer sind und bleiben. In Pesth ist das Leben sehr aufregend. — Er braucht jetzt Ruh' und Schlaf. Befehlen Sie dem Mischka, seinem Diener, Wache zu halten — ihn schlafen zu lassen — unnöthige Leute fern zu halten! — So seien Sie meine Vertreterin, liebe Adelheid — Ihre Mutter, die liebe und schöne, wird sich darüber freuen. . . . . .

Wie fühlen Sie sich jetzt in Ihrer Einsamkeit? — Ah ma chère! — Comme je comprends votre sentiment — comme je l'ai éprouvé aussi —! Mais je puis vous dire par expérience, c'est quand on se sent bien seul, qu'on ne l'est vraiment plus — car c'est alors seulement qu'on sent

la présence de Dieu; son voisinage immédiat. — Je weniger Menschen in unserem häuslichen Leben, desto mehr fühlt man wie Gott nah ist und wie er gern mit uns verkehrt und uns Alles so reichlich ersetzt! — Er wird uns Vater und Tochter, Mutter und Bruder — er wird Alles in Allem! —

Am 22. Mai 1872, an Wagner's Geburtstag, sollte der Grundstein zum Festspielhaus gelegt und dabei die 9. Symphonie aufgeführt werden. Es war davon die Rede, daß ein Theil des Weimarer Singvereins dazu nach Bayreuth reisen sollte und Liszt nahm als ganz selbstverständlich an, daß ich diese Gelegenheit benutze, um das Fest mitzumachen. Aber die Fahrt der hiesigen Sänger zerschlug sich — Wagner konnte seinen Chor aus näherliegenden Städten bekommen. Nun verlangte Liszt ganz kategorisch, ich solle allein hinreisen. Ich wollte mich zuerst nicht dazu verstehen, aber er redete mir so zu, immer und immer wieder, daß ich nachgab, weil ich sah, daß er es dringend wünschte. Er sagte mir: „Ich kann nicht selbst in Bayreuth sein, deshalb liegt mir daran, daß alle die Personen dort sind, die mir am nächsten stehen." Liszt hatte seine Tochter noch nicht wieder gesehen, seit sie sich im Jahr 1870 mit Wagner hatte trauen lassen, seit sie, um dieses Ziel zu erreichen, zum Protestantismus übergetreten war. Das war für Liszt der schmerzlichste Schlag; er hing so fest an seinem katholischen Glauben, daß er und die Fürstin lieber das Glück der Ehe daran gaben, als ihm untreu zu werden. Man hatte ihm wohl sehr eindringlich immer wieder gesagt, daß es passender sei, wenn Wagner und seine Frau zuerst zu ihm kämen. Daß die Fürstin es ihm geschrieben, kann ich mir denken — man lernt ihre Stimmung hierüber aus einem späteren Briefe kennen — aber es waren wohl noch andere Einflüsse, die ihn von der Reise abhielten. Er hätte sie sehr gern gemacht, denn es war ihm ein bitterer Schmerz, an dem Tage nicht neben Wagner stehen zu können.

Liszt schenkte mir den Klavierauszug der „Neunten" und schrieb auf das Titelblatt: „Reise-Bagage nach Bayreuth für Adelheid von Schorn." Die Altstimme nahm er mehrmals mit mir durch und spielte dann jedesmal weiter, so daß diese Stunden ein Hochgenuß für mich wurden. —

Ich fuhr schon zu den Proben nach Bayreuth und reiste am 1. Pfingstfeiertag Morgens um 5 Uhr von Weimar ab.

Trotz der frühen Stunde brachte Liszt mich auf den Bahnhof — ich hatte das Gefühl, daß er so weit mit gehen wollte als möglich, daß er am liebsten mit eingestiegen wäre! Als ich schon im Coupé saß, ging er noch rasch über den Perron und brach in den Anlagen einen blühenden Fliederzweig ab, den er mir mitgab — ich sah ihn als Gruß für Bayreuth an! Einen Brief an seine Tochter hatte ich schon in der Tasche. Ich sah noch einmal zurück, als der Zug schon in Bewegung war, Liszt stand noch auf demselben Fleck — er winkte mir noch ein Lebewohl zu, dann wendete er sich zum Fortgehen und zog aus der Rocktasche sein kleines Gebetbuch, in das er sich gleich vertiefte. Er las oft im Gehen, meist in einer Zeitung, aber in dieser frühen Morgenstunde gab es für ihn nur das Gebet! Er ging auch fast jeden Morgen in die Messe.

An dem Tage hat er — wie ich später erfahren — bei seiner Rückkehr aus der Kirche einen Brief von Wagner vorgefunden, der ihn dringend einlud, nach Bayreuth zu kommen. Wäre der Brief einen Tag früher geschrieben worden, wäre Liszt wahrscheinlich mit mir gefahren — er hätte neben dem Grundstein stehen müssen!

Freund Dohm, dem ich als Ersten in Bayreuth begegnete, berichtete Frau Wagner von meiner Ankunft, denn er war eben auf dem Weg nach der Fantasie, wo Wagner's damals wohnten. Am nächsten Morgen stand ich mit meinem Klavierauszug vor dem Theater — es wimmelte von Menschen, denn die Probe sollte bald beginnen — da fuhr der Wagen vor, der die Familie Wagner brachte. Dohm half Frau Wagner aussteigen, ich stand daneben und wurde auf das Herzlichste von ihr begrüßt. Wagner verschwand gleich im Theater, seine Frau ging nach ihrer Loge und lud mich ein mit zu kommen. Aber ich zeigte ihr stolz meine Noten und sagte ihr, daß ihr Vater mich als Choristin schicke. Ich gab ihr den Brief Liszt's und verfügte mich auf die Bühne. In diesem Chor mitzusingen, darauf konnte man wirklich stolz sein, es saßen wohl mehr Solisten als Choristen darin. Auch im Orchester hatten sich die besten der Musiker zusammengefunden. Und nun fingen die Proben unter Wagner an, die wohl das Interessanteste waren, was ich in der Art mitgemacht. Trotz der erlesenen Künstlerschaar, die er vor sich hatte, mußte doch tüchtig gearbeitet werden, um Alle mit seiner Auffassung vertraut zu machen. Am meisten Mühe machte ihm seine eigne Nichte, Frau Jachmann-Wagner, die das Alt-Solo im Quartett zu singen hatte. Sie konnte und konnte die schwierige Partie nicht richtig treffen. Er rief schließlich zu ihrer Unterstützung eine Dame aus dem Chor — Fräulein Jenny Meyer aus Berlin, die Leiterin des Stern'schen Gesangvereins; da klappte es endlich, Wagner fing schon an wüthend zu werden. Er hat sich in diesen Proben jedesmal so heiß und müde gearbeitet, daß er sich in den Pausen zurückzog.

Zu dem Tag der Grundsteinlegung kamen Kapellmeister Lassen aus Weimar und Justizrath Gille aus Jena, meist war ich mit ihnen und Dohm zusammen. Am Vorabend des großen Tages waren wir alle Vier zu Wagners nach der Fantasie eingeladen. Es war nur ein sehr kleiner Kreis, die einzige Dame außer mir war Fräulein Malvida v. Meysenbug, die langjährige Freundin Wagners, die Erzieherin der Kinder von Alexander Herzen und Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin". Ich lernte diese interessante, anziehende Erscheinung da kennen und fühlte mich gleich sehr zu ihr hingezogen. Wer hätte in der kleinen, freundlichen Frau mit den feinen Zügen eine solche Kämpferin erkannt, die um ihrer Ueberzeugung willen Vaterland und Familie verlassen und Zuflucht in dem Flüchtlingskreis in London gesucht hatte!?

Wagner kam, als die Gesellschaft schon versammelt war. Er begrüßte einige Bekannte und plötzlich stand er vor mir, gab mir die Hand und sagte: „Und wen haben wir denn hier?" Jemand, der daneben stand, sagte: „Fräulein von Schorn aus Weimar." Da ließ Wagner meine Hand los, drehte sich auf dem Absatz um und ging fort. Das war kein angenehmer Moment — ich wußte nicht, sollte ich gehen oder bleiben. Aber das dauerte nur einen Augenblick, dann wurde mir der Zusammenhang klar. Das galt nicht meiner harmlosen Person, sondern Liszt. Er wußte wohl, daß ich seiner Frau einen Brief ihres Vaters gebracht und glaubte, der sei schon die Antwort auf seine Einladung. Daß Liszt nicht gekommen, hatte ihn tief verletzt und ich mußte es entgelten. Am nächsten Tag, während einer Pause des Konzertes, wurde ihm der Brief von Liszt, der sein Nichtkommen anzeigte, durch eine andere Dame, die aus Weimar kam, überbracht. Sie ist noch viel schlechter behandelt worden als ich.

Wagner mußte Fräulein von Meysenbug und mich zu Tische führen, wir saßen an einer langen Tafel — er an dem einen schmalen Ende — wir Beide neben ihm an den langen Seiten. Er hat es fertig gebracht mich während des ganzen Abendessens nicht nur nicht anzureden, sondern nicht

einmal anzusehen. Ich war so unschuldig daran, daß Liszt nicht gekommen war, daß ich mir die schlechte Behandlung von Wagner nicht sehr zu Herzen nehmen konnte — beinah amüsierte ich mich über diese Kleinlichkeit des großen Mannes. Ich habe Wagner erst später, in Weimar und Bayreuth, richtig kennen gelernt, er nannte mich dann immer: „unsere Stiftsdame“. Mag es nun dieser erste unangenehme Eindruck gewesen sein, oder waren wir uns gegenseitig nicht anziehend, ich bin ihm nie nah gekommen und habe auch gar keinen Versuch dazu gemacht. Den Schöpfer der Werke, die von Kindheit an meine höchste Wonne waren, auch von seinen besten menschlichen Seiten kennen zu lernen, hätte mir als etwas sehr Begehrenswerthes erscheinen müssen — aber da liegen unergründliche Dinge zwischen den Menschen.

Am Tage der Grundsteinlegung war so furchtbares Regenwetter, der Lehmboden auf dem Hügel so tief aufgeweicht, daß Alles buchstäblich zu Wasser wurde. Das Konzert, das auf dem Festplatz sein sollte, mußte in dem kleinen, reizenden Rokoko-Theater gehalten werden, wo wir schon die Proben gehabt hatten. Der Klang war vielleicht desto schöner und die Begeisterung nicht weniger groß. Der Chor aus dem dritten Akt der Meistersinger und der Schlußsatz aus der neunten Symphonie wurden gesungen und empfunden, daß man nur das Wort: Himmelhoch jauchzend dafür haben konnte.

Zu der Grundsteinlegung zu gelangen, erschien fast als eine Unmöglichkeit, denn es gab sehr wenig Wagen in Bayreuth. Die Damen hatten es Alle aufgegeben, selbst Frau Wagner verzichtete darauf, der Himmel hatte alle Schleußen geöffnet. Ich war nur bis in den Gasthof zur Sonne gelangt, wo ich mir mit meinen drei Gefährten rendez-vous gegeben hatte. Wir saßen betrübt am Fenster und wußten nicht was thun — da fuhr im letzten Augenblick ein leerer Wagen vor — jubelnd setzten wir uns hinein und fuhren so rasch es ging nach dem Festplatz, Regen und Schmutz vergessend. Oben angekommen sah ich, daß noch einige wenige Damen in den herumstehenden Wagen saßen — aber heraus traute sich keine, denn man versank fast im gelben, lehmigen Wasser. Mich trieb es aber unaufhaltsam — was gingen mich in dem Moment nasse Füße und Kleider an! — Ich stieg aus und trat unter das Holzgerüst — mit mir noch ein weibliches Wesen: Frau Alexander Ritter, geb. Wagner, die Schwester von Frau Jachmann. Wir Beide haben hinter Richard Wagner gestanden, als er die drei feierlichen Schläge mit dem Hammer auf den Stein that und den Spruch sprach:

„Hier schließ' ich ein Geheimniß ein,
Da ruh' es viele hundert Jahr':
So lange es verwahrt der Stein,
Macht es der Welt sich offenbar.“

Als er sich umdrehte, um den Hammer einem der Herrn zu reichen, war er leichenblaß und Thränen standen ihm in den Augen. Es war ein unbeschreiblich feierlicher Moment, den wohl Keiner vergessen hat, der dabei war. Frau Ritter und ich haben dann auch noch die bewußten drei Schläge gethan und mir war, als wenn mir dadurch das Festspielhaus und die ganze künstlerische Zukunft Bayreuths fest ans Herz gewachsen wäre. Ich habe es Liszt herzlich gedankt, daß er mich dazu gebracht hat, diesen Augenblick mit zu erleben.

Am Morgen nach meiner Rückkehr nach Weimar war schon eine Botschaft von Liszt da, ehe ich noch die Augen aufschlug; ich möchte um 11 Uhr zu ihm kommen und zu Tisch bleiben. Ich glaubte, nur meine Reisegefährten Dohm, Lassen und Gille in der Hofgärtnerei zu finden, aber zu meiner großen Ueberraschung fand ich Anton Rubinstein und, direkt von Bayreuth kommend, Frau von Schleinitz, Gräfin Dönhoff und Alexander Ritter.

Daß da von Bayreuth berichtet wurde, kann man sich denken. Aber sehr bald trat die Musik in ihre Rechte — Rubinstein und Liszt spielten vierhändig und auch Jeder allein. Dabei erlebte ich eine kleine Scene, die ich nicht wieder vergessen habe, weil sie mir so merkwürdig war. Rubinstein spielte und Liszt stand neben ihm und sah ihm sehr aufmerksam auf die Hände. Als Rubinstein geendigt, sagte Liszt: „Lieber Anton, sagen Sie mir bitte, wie Sie das gemacht haben," und dabei griff er einige Töne. Da starrte Rubinstein ihn ordentlich entsetzt an, dann fiel er ihm zu Füßen und rief: „Meister! Das fragen Sie mich?" Er konnte nicht glauben, daß es im Klavierspiel etwas geben könne, was dem Meister aller Meister fremd sei. Aber Liszt, in seiner großen Einfachheit und Wahrheit, sagte nur immer wieder: „Aber ich weiß es wirklich nicht, wie Sie diesen Fingersatz genommmen haben."

Es wurde bis zum Mittagessen musiciert, nach Tische fuhren wir Alle zur Bahn, um den beiden Damen bei ihrer Abreise das Geleite zu geben. Liszt nahm Rubinstein und mich gleich wieder mit in die Hofgärtnerei — um 4 Uhr versammelten sich die Schüler — um der Stunde beizuwohnen. — Gegen 6 Uhr war Rubinstein so müde, daß er nicht mehr zuhören konnte; er hatte nicht die Kräfte wie Liszt, der den ganzen Tag Musik machen konnte ohne müde zu werden. Er ging mit zu mir, wo er sich etwas ausruhte. Liszt hatte mir aufgetragen, Rubinstein ins Theater zu bringen und um 9 Uhr ins Stadthaus, zu einer Probe der „Ideale," die der Orchesterverein einstudierte. Das geschah. Um 10 Uhr fuhren wir zu Frau von Meyendorff, wohin uns Liszt bald folgte, und wo bis 2 Uhr Nachts musiciert wurde! Als ich Abschied von Rubinstein nahm, denn er reiste in der Nacht noch ab, sagte er: „Ich kann nicht so bald wieder nach Weimar kommen, denn so viel Musik an einem Tage macht mich krank." Rubinstein war im Zusammensein mit Liszt reizend gegen ihn, wie ein liebenswürdiger Sohn, der seinen Vater und Meister liebt und verehrt; aber in seiner musikalischen Richtung hat er sich mehr und mehr von ihm entfernt — die Liszt'schen Kompositionen waren ihm schrecklich. Liszt wußte das, denn was ihm Niemand sagte, das fühlte er, und mit dem feinsten Empfinden vermied er Alles was eine Dissonanz hervorrufen konnte, so lange Rubinstein sein Gast war. Ich habe die beiden Meister mehrmals vierhändig spielen hören — das war wohl das Vollendetste und Interessanteste was man in dieser Art erleben konnte. Sie waren so verschieden, schon im Aeußeren — bis in die Fingerspitzen hinein — im Ausdruck — in Allem — und dabei sich so ebenbürtig in der Kunst des Klavierspieles.

Franz Liszt an Adelheid von Schorn.

Vous souvenir de votre vieux ami au beau milieu du brouhaha des impressions et divertissements de voyage, est une amabilité dont je ne sais assez vous remercier. Mes meilleurs souhaits vous accompagnent, et par égoïsme j'y ajoute celui de vous revoir bientôt céans.

Dimanche dernier notre „Deutschland" était orné d'une annonce que je m'empressai de montrer en guise de programme au bienveillant auditoire de ma „matinée." Cette annonce brève de paroles mais riche de sens disait: „Gute Quelle: heute Pianoforte-Unterhaltung." La bonne source, parait-il, devient plus abondante encore, et le petit imprimé d'aujourd'hui ci-joint, vous apprend un progrès notable

de l'harmonie des jouissances musicales et culinaires, en assaisonnant les délices du piano avec des „Salzknochen."

Du reste tout est toujours pour le mieux dans la meilleure des villes possibles — l'incomparable Weimar, et j'espère que vous ne tarderez guère à vous en assurer de toute votre chère et charmante personne.

Bien à vous de
cordiale et dévouée affection.

(Weimar) Samedi, 8. Juin 72. F. Liszt.

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

(Rome, Mai 1872.)

Ma chère Adelheid — ma lettre ne partira que dans quinze jours pour vous trouver à votre retour de votre pélerinage aux charmantes antiquités belges! — De Memlink jusqu'à Rubens! — Mais votre lettre que j'ai trouvée en passant, sur la table où la poste attend l'heure de m'être remise, fut aussitot lue que reconnue et j'ai à coeur de vous en remercier de suite. — Avant tout, je suis très, très heureuse que vous vous sentiez à la maison chez Liszt! — que vous diniez en tête à tête avec lui! — Continuez — prenez cette place en mon nom — afin que d'autres ne la prennent pas —. Liszt ne peut pas supporter la solitude — il est vrai qu'une seule compagnie ne lui a jamais suffi non plus — mais enfin, quand il a bonne compagnie a casa — il se donne moins à l'inutile! — la superflue! — — Prenez donc peu à peu possession de son intérieur et comme sa Providence faites y luire le calme et doux rayon de votre intelligence et de votre bonté! — . . . .

Wenn Liszt Abends nichts vor hatte und auch nicht allein sein mochte, sagte oder schrieb er es mir. Er war dann entweder bei mir oder ich sorgte dafür, daß andere Freunde ihn einluden, was ja alle nur zu gern thaten. Eines dieser vielen kleinen Billets, die zeitweise fast täglich von der Hofgärtnerei herüber zu mir flogen, setze ich hierher — er wußte ihnen immer eine reizende Form zu geben:

Chère Däm: Prov: — (il faut un peu de mystère à ce titre!) Si vous voulez bien disposer de ma soirée d'aujourd'hui selon votre bon plaisir, le mien s'y trouvera certainement. J'attend vos ordres en toute soumission et reconnaissance.

F. Liszt.

Der abgekürzte Titel heißt: „Dämelige Providence". So hatte ich mich einmal selbst genannt, als ich etwas vergessen hatte. Liszt kannte das schöne Wort nicht und es amüsierte ihn so sehr, daß er es von da an gerne benutzte.

Ein anderes Billet lautet:

Veuillez bien, chère petite Providence, disposer toute cette après midi — de 3 à 6 heures — de votre fidèle serviteur.

F. L.



In solchen Stunden machte er manchmal Besuche, bei denen ich ihn begleitete, oder ich fand bei ihm zu schreiben und zu besorgen, oder er wollte vorgelesen haben. Man kann sich nicht denken, mit welchen Massen von Bettelbriefen Liszt überschüttet wurde. Aus allen Weltgegenden kamen sie von Menschen, die nicht die geringste Beziehung zu ihm hatten. Die Antworten machten ihm große Mühe und kosteten ihm viel Zeit. Er schrieb nicht leicht, jedes Wort sollte genau das ausdrücken, was er meinte — und dann hatte er wohl auch immer vor Augen, daß seine Briefe als Autographen in der Welt herum laufen könnten. Ich arbeitete in kürzester Zeit eine Menge auf und wie ich es ihm machte war es ihm recht. So habe ich von Jahr zu Jahr mehr diese Sachen übernommen. Nur in den letzten Jahren seines Lebens warf er gleich Alles in den Papierkorb, er hatte eine wahre Wuth über die Unverschämtheit bekommen, mit der die Menschen ihn ausnutzten.

Er verlangte im Anfang von mir, daß ich seine Unterschrift nachahmen solle. Ich besitze noch einen großen Bogen, auf dem er seinen Namen geschrieben und ich meine Versuche machen mußte, bis er fand, daß meine Schrift der seinen glich. Er konnte nicht begreifen, daß ich mich weigerte, das zu thun, daß ich ein Falsum begangen hätte, wenn ich seinen Namen unter die Briefe gesetzt. Ich schrieb dann, als wenn er mir diktiert hätte und er mußte unterzeichnen; in späteren Jahren, wenn ihm selbst das lästig war, schrieb ich in seinem Auftrag und mit meinem Namen. Bei dieser Gelegenheit erwähne ich einige charakteristische Kleinigkeiten. Liszt hatte für gewisse praktische Dinge gar kein Verständniß; z. B. die Geldeinzahlungen auf der Post konnte er lange nicht begreifen und wollte sie durchaus nicht dulden. Von Italien her hatte er ein großes Mißtrauen gegen die Post. Er benutzte gern eine Privatgelegenheit um Geld, Bücher, Musikalien &c. zu schicken, weil ihm das sicherer erschien. Daß man etwas auf der Post einschreiben lassen kann und dadurch eine Sicherheit hat, konnte er schwer glauben.

Ich hatte der Fürstin von dem mich sehr betrübenden Tod zweier alter Freunde geschrieben. Sie antwortete mir am 10. Juli 72:

. . . . Cette disparition graduelle des témoins de notre jeunesse est un sentiment fort mélancolique, je le sais d'expérience; et c'est surtout dans la jeunesse qu'il est le plus triste en nous laissant une impression d'abandon et d'isolement. — Mais, ce fut précisément un pasteur protestant qui un jour, à l'occasion d'une de ces pertes si sensibles, me dit une parole bien touchante: „le ciel nous enlève petit à petit, les objets de nos affections et les transporte au ciel, pour nous détacher à l'avance de cette terre et nous faire aimer le ciel où nous nous trouvons à l'avance en pays de connaissance pour ainsi dire!“ — Cela est bien vrai! Et si vrai qu'à mesure qu'on avance, dans la vie, les séparations deviennent moins douloureuses. — D'abord on sait qu'elles dureront moins, puis on a déjà transporté tant d'affections là-haut — qu'on s'y trouve plus en famille, plus entre amis, qu'ici bas — au lieu d'être aimé, chéri et choyé par ceux qui nous ont vus naître, c'est nous qui devons aimer, soutenir et fortifier toutes les jeunes générations, nées sous nos yeux. — Mais ce passage de l'état d'enfant bien aimé à celui de conseiller maternel, souvent abusé, est surtout difficile à son commencement. Plus il avance, plus il s'adoucit par l'intimité si sereine, si intense, si douce, qui s'établit entre notre coeur et le monde invisible. Il vient un moment même,

où ces choses là, le Dieu miséricordieux, les chers anges gardiens qu'il nous a donnés, les âmes bien heureuses qui nous ont aimés, nous apparaissent comme le monde réel, stable, sur, et presque palpable — tandis que le monde visible nous semble un songe, plein de commencemens sans fin, de fins sans commencemens, d'incohérences, de violences déraisonnables, de raison violentée, ect. ect. —

On s'y trouve un peu comme dans l'arche de Noé, entre mille êtres d'espèces diverses qu'il s'agit de faire vivre en paix, pour leur faire traverser les eaux et le temps de la prison, jusqu'au jour de la délivrance éternelle! — —

Vous êtes encore loin de cette phase de la vie, qui n'est pas la moins belle, je vous assure — ni la moins heureuse! — la plus belle et la plus bénie au contraire, car on a bien dit que la vieillesse était le noviciat du ciel! — Aussi faites-vous bien — très bien — de demander à la terre toutes ses beautés — celles de la nature et celles de l'art. — Je m'imagine aisément combien la petite tournée de Belgique et de Hollande à dû vous charmer, en ayant été si enchantée quand je l'ai faite. Mais combien je serai heureuse, ma chère enfant, de vous voir réaliser votre idée de venir à Rome! — Vous revoir — vous embrasser — vous serrer dans mes bras! — quelle joie pour moi! — Il me semblera de voir en vous deux âmes à la fois — et Maman en vous et vous en Maman! — Je veux espérer que j'aurai cette joie cette année. . . . . . . Mon genre de vie est si cénobitique. — Beaucoup de travail obligatoire, à jour fixe, à cause des ouvriers que je me suis formés à grande peine et que je dois employer pour ne pas les perdre, et beaucoup aussi de visites confidentielles qui viennent á leurs heures, non aux miennes et qui font souvent des moments libres de ma journée tout autre chose que ce que j'avais prévu. — . . . . . .

Eine Klosterfrau bin ich gar nicht geworden — wohl aber, was ich eine Zellen-Frau nennen möchte, ein Wesen, das in seiner Zelle lebt und webt — viele Menschen kennt und sieht — aber einzeln — nur bei ihnen, nur bei sich . . . .

l'Antique Rome, la ville des ruines majestueuses et désolées, la Niobé des Nations chantée par Byron, laquelle s'en va tous les jours un peu, et finira par devenir — graduellement et par secousse — une ville comme une autre, avec des rues bordées de beaux magasins, et tous les accessoires de la vie moderne qu'on trouve à Paris et à New-York, à Berlin et à Rio Janeiro! — Profitez donc, ma chère, de la bonne idée que vous avez eue pour contempler encore cette grande page d'Art, d'histoire, ce grand tableau unique en son genre, qui va disparaître, transformé, bouleversé — pour laisser place à l'avenir. — — Il pourra être meilleur — — mais il ne sera plus le Passé! —

Rome, 27. 9. 72.

. . . . . . Je me réjouis de votre petit voyage en Suisse — c'est si beau. — Vous en aurez rapporté des impressions dont on ne se fait guère idée avant de les connaitre. — Elles ne sont pas réfléchies, comme celles qu'on vient chercher en Italie, spécialement à Rome,

où tout parle à l'esprit bien plus encore qu'à la vue. — Entre les montagnes et les grands spectacles de la nature, die Poesie ist ganz unmittelbar und wirkt auf die Seele ohne immer die Gedanken in Anspruch zu nehmen — und das giebt so viel Genuß und Ruhe. — Man gewinnt dabei wenig, aber man ist glücklich. — Hier im Gegentheil, ist man als Tourist nicht glücklich. Man ist gehetzt, ermüdet, immer unterwegs, wenn man die Zeit benutzen will; — aber man nimmt viel mit sich. . . . . .

Was den Carnaval betrifft, so würde ich Ihnen rathen, nicht darauf zu achten — es ist nichts für Sie. Schriftsteller machen noch Phrasen darüber und große Herrn geben in dieser Zeit ihre schönsten Bälle — was aber die Volks- und Straßenbelustigungen betrifft, so sind diese seit 20 Jahren immer mehr in Verfall gerathen. Seit dem Jahr 1850 hat man die Masken verboten, wegen der gereizten politischen Stimmung, welche Mißbrauch unter der Maske befürchten ließ. Da hat sich die erste Gesellschaft gar nicht mehr aktiv daran betheiligt — und als im Jahr 1870 die Masken wieder erlaubt wurden, da hat nur der niedrigste Pöbel davon Gebrauch gemacht. Jetzt ist er es, welcher fast allein die Straßen füllt. Als ich im Jahr 1860 kam, fand ich die ganze Sache langweilig — und jedes Jahr mehr. Für vernünftige Leute ist es nur eine Störung von 14 Tagen in allen Lebensverhältnissen, da alle Arbeit drei mal in der Woche aufgehoben wird, alle öffentlichen Plätze abgeschlossen sind, ꝛc. — —

Ich glaube wohl, daß es in Venedig nicht viel besser damit steht, wenn man aber eine Idee von dem althergebrachten Schauspiel haben will, so erhält man sie doch vollständiger auf dem großen Markusplatz, als in dem engen, dunklen, oft kothigen Corso in Rom. Was die wirkliche Lustigkeit des römischen Carnaval ausmachte, war der Witz, die vielen schönen Madrigale und Epigramme, welche auf der Oberfläche funkelten, wo die höchste Schicht der Gesellschaft, Adel und hoher Bürgerstand, sich einmal im Jahr, unter der Maske, auf gleichem Fuße begegneten. — Da kamen viele Liebes- und Eifersuchtsgeschichten vor, Intriguen, ꝛc. — und das Gewirr des Pöbels diente nur als Folie. Jetzt, wo sich alle Personen comme il faut zurück gezogen haben, nur am Balkon sitzen um Bouquets zu empfangen und Mehl-Confetti zu schleudern, ist es gar zu dumm — und andererseits zu derb! — Wenn Sie also den Carnaval in Venedig verbringen könnten, wäre es viel amüsanter wegen dem schönen Rahmen, wenn Sie ihn aber ganz versäumen, so verlieren Sie sehr wenig. Es ist wirklich nicht mehr der Mühe werth sich darum zu kümmern. An Ostern verlieren Sie auch alle päbstlichen Ceremonien, da der Papst jetzt gar nicht mehr in der Oeffentlichkeit erscheint. Es giebt also in der Kirche von St. Peter nichts, was nicht auch in jeder andern Kirche wäre. Keine Versammlung von 80000 Menschen mehr auf dem ungeheuern Platz, kein Segen urbi et orbi. — — Da Sie aber nicht deshalb kommen, so werden Sie das wenig entbehren. — Dank liebes Kind, für Ihre Nachrichten aus Weymar. — Ich bin sehr traurig gestimmt. Daß Liszt nicht nach Rom kommen konnte, ist nicht ganz seine Schuld — und daß ich Rom jetzt nicht verlassen konnte, ist gar nicht meine Schuld. — Es giebt so verwickelte Dinge im Leben — und es ist so äußerst selten, daß man im Lauf der Jahre nicht eine ziemlich lange Trennung durchmachen muß! — Dies kommt in allen Verhältnissen vor. Doch der Gedanke, daß auch Andere leiden, ist wohl ein schwacher Trost! — Man muß sich eben helfen wie man kann. Mit Gebet und Hoffnung auf Gott. Er und die guten Engel können, auf unser Gebet hin, oft mehr thun als wir durch unsre Gegenwart. Das ist mein einziger Trost! . . . . . .

Rome, 14. Mai 73.

. . . . J'avais déjà de bonnes nouvelles de vous par Liszt, mais il me tardait d'en recevoir de plus détaillées sur votre santé —. Comment vous êtes vous remise de votre indisposition de Munich? Votre silence m'a fait espérer que vous alliez mieux et seriez revenue à petites journées selon vos projets; je ne savais où vous chercher pour avoir des nouvelles plus précises — et en sus j'ai pu très peu écrire, ayant attrappé un courant d'air qui a fait passer un peu de mes rhumatismes aux yeux. Encore maintenant je n'en suis pas tout à fait liberée —.

. . . . Naturellement il y a des choses, dont je ne puis m'exempter à aucun prix, comme mes lettres à Liszt, et celles-ci me faisant parfois mal, je réduis mes autres correspondances au strict nécessaire, jusqu'à ce que je sois tout à fait remise —.

Mais, je puis lire les chères lettres qui, comme la vôtre, m'apportent tant de choses intéressantes. Cependant, je veux commencer par vous gronder de ce que vous ne me parlez pas davantage de Vous —! Tout m'intéresse, mais plus que tout, ce que vous devenez avec votre santé et votre innerlichen Leben. — J'espère que vous m'en parlerez bientot plus longuement en m'excusant à l'avance si je ne réponds pas aussi longuement que le voudrait mon coeur —.

Pour à présent merci des bonnes nouvelles sur la santé de Liszt et sur le musikalische Leben qui se développe autour de lui. Si vous avez occasion, dites à Inga Bronsart combien je me réjouis du succès de son opérette et ajoutez y bien des amitiés pour elle et son mari. Puis bien des compliments aux Raff et quand vous serez revenue à Weymar, je vous prierai de dire à Milde comme je m'associe à sa noce d'argent avec l'Art! — Les manifestations de l'estime et de la reconnaissance publique prouvent bien comme il est bon pour les artistes, de préférer le Bien avec le Beau, au Beau à travers les vagabondages de la vie et de l'imagination —. Je ne puis vous dire, combien les détails sur le Milde-Jubiläum m'ont charmée. Es ist, so zu sagen, ein kulturhistorisches Ereigniß! — — Quel dommage que sa charmante femme, la belle Röschen, n'a pas pu, elle aussi, fêter un moment pareil.

Je suis contente aussi que la musique de Lassen continue à être aussi délicatement belle que par le passé. —

N'oubliez pas non plus mes amitiés à lui. Pour les Milde, j'enverrai directement mes félicitations. —

Et le Christ! — — Ah ma chère enfant. Das ist die glorreiche Wunde meines Herzens! — — Pour moi c'est une œuvre comme les siècles n'en ont pas vu de pareille! — son heure n'a pas sonné — il faut qu'elle reste encore enveloppée dans les langes de l'obscurité! Imaginez que j'ai entendu dire à moi — (je ne vous dirai point par qui), que le Christ est une œuvre banale, wo es nichts Neues giebt! Par momens il semble presque difficile de pardonner ce que le Christ appelle: le péché contre le Saint-Esprit — la méconnaissance du Vrai et du Beau — soit dans l'œuvre divine, soit dans les œuvres humaines. Quand vous l'aurez entendu, ce Christ,

qui grandira avec les siècles, vous me parlerez, chère enfant, de l'exécution. Quelle grandeur dans Liszt que sa modestie à cet égard. — Seulement, je trouve que lorsque quelqu'un se laisse volontiers dépouiller, ce n'est pas une raison pour que les siens se mettent de la partie et contribuent aussi à le dépouiller. — . . . . .

Rome, 10. Juni 73.

Liebe Adelheid! Tausend herzlichen Dank für Ihre lieben Zeilen und Nachrichten. Es freut mich, daß mein Telegramm Milde's angenehm war und daß ich eine kleine Theilnahme an dem Fest nehmen konnte. Ich wollte eigentlich, daß er meinen Glückwunsch an dem vorgehenden Tag bekäme, vielleicht habe ich das Datum nicht gut gelesen.

Liszt war sehr gerührt, wie er mir schreibt, von Ihrem Antheil an seinem Werk. — Aus Allem muß ich schließen, daß der Eindruck nicht ganz homogen war. Es schadet nichts — die gute Musik, wie der gute Wein, gewinnen mit der Zeit. — Eine mangelhafte Aufführung verkümmert den Augenblick, schadet aber dem Werk gar nicht und da dieses Werk für Jahrhunderte bestimmt ist, so kann es so leichten Unfall überleben. Sie sagen doch gar nichts von Ihrem persönlichen Eindruck, Liebste? — Wie hat es Ihnen gefallen? Wie haben Sie Ihre Partie gefunden? Finden Sie es großartiger und schöner wie die heilige Elisabeth oder nicht? — Das müssen Sie mir ganz aufrichtig schreiben, denn es wird mir ein richtiges Zeichen sein von dem Eindruck den es auf feingebildete, musikalische Seelen macht. — Es kann doch wohl möglich sein, daß nicht Alle so empfinden wie ich. — Die Seligkeiten, das Pater noster kannten Sie gewiß schon. — Sind aber die Mater speciosa und die Mater dolorosa nicht zu ausgedehnt, incompréhensible vor lauter Mysticität? — Das könnte ich mir beinah denken! — Hoffentlich liebe Adelheid, wird Sie dieser Brief noch in Weimar treffen, um Ihnen an Ort und Stelle für Ihre Zeilen zu danken . . . . Es giebt selten schöne Seelen, die von den Dornen des Lebens sich nicht abschrecken lassen und für Wärme, Licht und Duft empfänglich sind. Höchstens kommt man dazu die Natur, so zu sagen die Landschaft des Lebens, zu lieben und zu bewundern. Das Leben selbst ist aber auch schön! . . . . Ich gratuliere Ihnen herzlich zu Ihrer männlichen Auffassung des Lebens, die auch eine christliche ist. Die giebt uns am meisten Seelenruhe und dadurch macht sie uns nützlicher und liebenswürdiger für Andere.

Rome, 27. 7. 73.

Meine sehr, sehr geliebte, sehr und innig geschätzte Adelheidchen! — Ihr letzter Brief war mir wirklich wie der Brief einer Tochter. Immer hab ich Sie geliebt, aber so wie heute nie! — Ja mein Kind — Sie haben meinen Liszt wirklich erkannt. Sie haben das in ihm gefunden, was schöne, reine Seelen immer in ihm gefunden hätten, wenn sie sich mit dem Schönen und Reinen begnügt hätten! — Es giebt seltene Seelen, die Pflanzen ähnlich sind, so reichlich mit Honigsaft erfüllt, daß es nur wenig unreines Feuer braucht, um den Honig in Gift zu verwandeln. Wer in sich nur das reine, keusche Feuer der Sonne fühlt, der findet in solchen Seelen eine Fülle von himmlischer Süße — der kann sich an dem aromatischen Honig laben und den Göttern

danken — er hat den höchsten Götter-Nektar gekostet! — — Wie trauert aber Einer, der diesen Nektar und seinen hohen Werth kennt, wenn er Menschen sieht, die ihn mit unedler Gluth mischen, sich selbst einen fieberhaften, falschen Wahn bereiten und in den göttlichen Nektar irdische Elemente mischen. — — Das werden Sie desto mehr begreifen, je mehr Sie empfunden haben, wie sehr der echte Honig ursprünglich rein ist! Wie tausendmal mehr lieb' ich Sie, jetzt wo Sie wirklich wissen, wie viel Gutes und Heiliges in Liszt's Seele ruht! — Wie er mit Rath und That zu helfen weiß — was für ein Freund er ist, wie wahr und wie mild! — Wie hochstehend und wie nachsichtig, wie stolz für Andere, wie demüthig für sich selbst. Ich kann Ihnen nie genug sagen, wie sehr Ihre Zeilen mich gerührt und erfreut haben. — — Schade nur, daß Sie Weimar verlassen müssen. Ich halte Sie immer für seine Providence, nicht nur im materiellen, aber auch im geistigen Leben. — Seine Seele ist zu zart, zu künstlerisch, zu empfindungsvoll, um ohne Frauenverkehr zu bleiben — er muß in seiner Gesellschaft Frauen haben — und sogar Mehrere, wie er in seinem Orchester viele Instrumente, mehrere weiche Klangfarben, braucht. — Leider giebt es so wenig Frauen, die das sind was sie sein sollten — klug und gut — seinem Geist entsprechend, ohne eine frevlerische Hand auf Saiten zu legen, die, wenn sie ertönen, immer schmerzlich nachklingen! — Es ist mir manchmal so traurig zu Muthe, wenn ich denke, wie sehr verkannt er am Ende bleiben wird. Seine Triumphe erscheinen vielleicht späteren Zeiten als Bachantenzüge, weil sich einige Bachantinnen hineingemischt haben. Er hat sie aber nie gerufen. Er war immer in seiner reinen, geistigen Sphäre zufrieden, so lange man ihn nicht heraus forderte. — Und jetzt genug davon, mein allerliebstes Kind! — Möge Ihre liebe Mutter im Himmel hören, wie ich Sie herzlich auf Erden segne!

.... Was Sie mir von dem Christus schreiben ist mir ganz klar und begreiflich. Ich verstehe so sehr, daß Sie ihn jetzt hören müssen, nachdem Sie ihn mitgesungen haben. — Es freut mich, daß Sie sich mit Frau Musika immer mehr und mehr befreunden. Madame Laussot in Florenz ist eine „Maestrona" geworden, wie sie Bülow nennt. — Sie ist Kapellmeisterin dans toute la force du terme. Sie studiert ein, sie dirigiert, sie ist der General en chef! — Ich bin so sehr für alle künstlerische Wirksamkeit, besonders die musikalische, für Frauen. — ..... Liszt bleibt in Weimar bis die Wartburgfeste vorüber sind — und kommt gleich darauf nach Rom um den Herbst hier zuzubringen. Es ist mir ein Stück Freude — ein Tropfen erquickender Trank in der Wüste — meine Wüste aber ist blau, ätherrein und frisch. — ....

Franz Liszt an Adelheid von Schorn.

Chère excellente.

Mes petits arrangements de route ont été déroutés par une lettre de Cosima. Je ne me sais arrêté ni à Salzungen (on j'avais pris rendez-vous avec Schuberth) ni à Meiningen, et suis arrivé droit ici Samedi, suivant l'invitation de Cosima à une petite fête des ouvriers du théatre des „Nibelungen."

Ailleurs, beaucoup d'oisifs et de bavards s'embarrassent de ce théâtre et demandent quand et comment on achèvera de le construire. Au lieu de discourir sottement ou malignement (les deux vont parfois ensemble), mieux vaudrait acquérir des „Patronats-Scheine" et s'asso-

cier ainsi à la plus grande et plus sublime oeuvre d'art du siècle. La gloire de l'avoir crée, écrite et publiée, reste intacte à **Wagner**; ses détracteurs n'ont qu'à se partager la honte d'en contrarier et retarder la mise en pleine lumière, par la représentation. —

La semaine prochaine j'irai à Schillingsfürst, et vers la mi-Août je serai de retour à Weimar.

Mille choses très cordialement affectionnées et dévouées.

Bayreuth, 30. Juillet 73.

F. Liszt.

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Rome, 1. Oct. 73.

Wir werden jetzt recht viel von seiner Providence mit Liszt sprechen, der nach so vielen Unsicherheiten, daß ich schon an seinem Kommen verzweifelte, doch in diesen Tagen in Rom eintrifft. Sie können sich denken, was für eine Freude es für mich ist und wie ich mich beeile an Sie zu schreiben, da ich später so sehr hoffe, keine Zeit dazu zu haben! — Er bleibt nur sehr kurz. — Den 5. November bereitet man ein Künstlerfest monstre, um das 50jährige Jubiläum seines 1. Konzertes zu feiern. Bischof Haynald ist Präsident des Comité's und hat einen sehr schönen Aufruf an ganz Ungarn gerichtet. Eine Medaille wurde bei dieser Gelegenheit geprägt, eine Subskription zu einer goldenen Krone eröffnet und der Christus ganz gegeben. — Ich dachte mir, Liszt sollte doch die Proben dirigieren und hatte schon geschrieben, daß ich auf seine Reise hierher verzichte. Er wollte aber kommen und Sie können sich denken wie sehr es mich gefreut hat, desto mehr, als ich meinen Sommer zu sehr genießen wollte — zu sehr, zu lang in der schönen Wüste, der ernsten Campagna romana, herum fuhr — den Monat October werde ich wahrscheinlich wenig in die Luft gehen können — rheumatische Schmerzen wandeln in meinem Körper, von Kopf zu Fuß! — Meine Homöopathie hält mich doch zusammen und wenn Gott will wird die Freude Genesung bringen......

Rome, 17. 12. 73.

...... Daß Weymar auch Theil nahm an dem Künstlerjubiläum ist schön. Sagen Sie Lassen, ich hätte mich dabei lebhaft an die Gründung des N. d. M. Vereins in Leipzig erinnert. Er war auch da und es war mir desto angenehmer zu denken, daß gerade er auch in Pesth gewesen ist. —

Dieses Jubiläum wird jetzt Liszt's Krönung genannt, als Erinnerung an Petrarka's Krönung auf dem Capitol. — In Pesth ist kein Capitol; Jemand sagte aber: das Capitol macht keinen großen Mann, der große Mann aber schafft überall ein Capitol!......

Was Sie mir von Frau Lassen*) erzählten, gefällt mir sehr. Der Sohn ist eine ausgezeichnete Persönlichkeit — es fehlt ihm nur ein Mittelpunkt bei sich, in seinem eignen Haus, um seine künstlerische, feine, zarte Anlage nicht zu vernachlässigen. Er hat zu wenig komponiert in den letzten Jahren, er gehört doch zu den elegantesten, feinsten Componisten der neuen Schule. Für das Theater fehlt ihm ein guter Dichter. Die Symphonie aber braucht keinen, der Componist genügt sich selbst. — Grüßen Sie ihn freundlich von mir......

*) Lassen's Mutter.



Voilà bien longtemps chère Adelheidchen, que cette lettre était écrite — je ne pouvais la continuer — tantôt à cause de mon mal d'yeux, tantôt à cause des occupations qui emportent le peu d'heures qu'on a dans des journées si courtes. Je ne voulais pourtant pas que ces lignes partent sans vous dire tout le plaisir que ma fille eût à vous revoir, et à faire la connaissance de la grande et charmante Octavie, au milieu des mélancoliques impressions que lui laissait le bruissement des feuilles mortes qui jonchaient le petit bois de l'Altenburg, et à la vue de la métamorphose de ses appartemens! — —

Elle me parle de tous nos anciens amis — et Preller qu'elle a eu tant de plaisir à revoir, et la Milde qu'elle a eu tant de plaisir à réentendre. —

...... Tout ce récit m'a bien remuée le coeur! — Wenn man auch noch so sehr durch die Vergangenheit gelitten hat, so hat man doch nie ganz ausgelitten. — Es kommen Augenblicke, wo das alte Weh und die verklungene Wonne wieder über das Herz ziehen wie ein kalter frostiger Herbstwind. —

Hoffentlich werden Sie, liebe Adelheid, diese Zeilen an einem schönen, warmen, behaglichen Abend bei Ihrer Lampe lesen und dabei ein stilles, leises, wehmüthiges Andenken an vergangene Jahre als einen Schatten an Ihnen vorbei ziehen lassen! ......

Liszt blieb nur 3 Wochen in Rom, dann reiste er nach Pesth, wo ihm seine Freunde und Verehrer das Fest bereitet, von dem die Fürstin in ihrem letzten Brief spricht. Er kam im Frühjahr nicht nach Weimar. Im März schrieb er mir:

Chère Adelheid!

Vous m'écrivez de votre belle façon toute bienveillante et cordiale. Depuis longues années j'en apprécie tout le charme, et rends hommage à vos mérites. Il n'y a pas de ma faute si la part providentielle des „Preißelbeeren" dont vous me favorisez, m'échappe cette année à Weimar, de même que diverses délicatesses (comme on dit en allemand) de plus illustre renom. Il faut me résigner jusqu'au point de passer pour ingrat! Votre amitié me comprendra mieux; et il serait superflu de m'expliquer à ceux que leurs propres raisons empêchent d'en comprendre d'autres.

Aussitôt que j'aurai rempli deux ou trois obligations: Soirée Auersperg à Vienne, Concert du „Kirchenmusik-Verein" à Pressbourg, et visite de gratitude au president de ma fête jubilaire, Monseigneur l'Archevêque Haynald, à Kalosca: — j'irai droit à Rome, et vers la mi-Mai je me coffre à la Villa d'Este, pour le reste de l'année. Quand j'en sortirai, ce sera pour voir ma fille à Bayreuth, et revenir ici.

Veuillez dire mes vieilles amitiés à Lassen; et croyez-moi bien à toujours, chère Adelheid,

votre très affectionné et
reconnaissant

27. Mars 74, Pest. F. Liszt.



Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Rome, 4. 6. 74.

Mein liebes Kind — Comme vous avez bien fait de m'écrire de Nuremberg et de me donner de vos nouvelles dont j'avais vraiment besoin pour savoir où vous chercher. Je suis bien contente que votre frère se plaise là et que vous ayez passé des jours agréables dans cette chère ville du Moyenâge. Connaissez-vous les Krehling? qu'ils ont du être malheureux*) de la grande perte qu'ils ont faite! Quand vous serez à Munich, ne négligez donc pas d'aller à l'atelier de Kaulbach, pour y voir le portrait de Liszt et celui de ma fille. Vous m'en direz votre impression. Maintenant que le grand homme est mort, vielleicht wird man nicht mehr über ihn schimpfen! . . . . Vous ne vous êtes pas trompée en pensant que je n'etais pas en santé! J'ai eu un bien mauvais hyver, par manque de soin de mon intérieur, la question du chauffage étant une question vitale pour une personne rheumatique — et cette année notre thermomètre est resté 6 semaines au dessous de zero — ce qui, vu nos fenêtres, nos portes, nos fentes etc. toujours ouvertes est pire que 15 d. de froid à Weymar. — Ce mauvais hyver m'a gâté tout mon été —. Cependant je manque affreusement de parole à mon médecin à qui j'avais solennellement promis de quitter Rome cet été, ne fut ce que pour aller à Sienne! — Je reste — mais comment ne resterai-je pas? — Après une si longue absence et une si longue suspension de travail, Liszt s'est enfin retrouvé dans sa Rome — il s'est rétabli dans sa Villa d'Este — et il s'est remis à travailler. Wenn Sie ihn wirklich wegen seiner Größe lieben — wenn Sie ihn lieben weil er ein großer Mann ist, nicht nur weil er liebenswürdig zu plaudern versteht, dann werden Sie sich recht herzlich darüber freuen und dem lieben Gott danken, daß er sich wieder in einer stillen Einsamkeit befindet! — Er ist dort sehr zufrieden —. Es war abgemacht, daß er jeden Sonntag nach Rom kommt — er kommt aber öfters, um seine Arbeit hie und da zu unterbrechen. Was er schon componiert hat ist großartig, kräftig und schön. — Bei Gott! Das war für mich eine ergreifende Ueberraschung — 64 Jahre! — So viel Strapatzen, Reisen, banquettieren, jubilieren und concertieren! — — Die Produktivitätsfähigkeit hätte wirklich versiegen können. — Und er möchte noch ein großes Oratorio componieren, das viel ernster und großartiger als die heil. Elisabeth sein würde. Das wird viel Zeit und Anstrengung brauchen. Wenn Sie aber sein besseres Ich wirklich lieben, da werden Sie sich für seinen ewigen Ruhm freuen, daß er da ist wo er arbeiten kann. —

Man versteht seinen Genius noch nicht — viel weniger als den von Wagner, weil Wagner eine Reaktion der Gegenwart repräsentiert; Liszt aber hat seinen Speer viel weiter in die Zukunft geworfen. — Es werden mehrere Generationen vergehen, bevor er ganz und gar begriffen sein wird. Da es mir aber gegeben ward, diese Tragweite zu verstehen, so muß ich Alles thun um für die Kunst das von ihm zu erbitten, was er so reichlich geben kann. . . . . .

Der neue Titel, Hofkapellmeister, den Lassen bekommen hat, freut mich sehr, gelegentlich sagen Sie es ihm von mir. . . . . .

Nächstes Jahr muß ich doch nach Weymar kommen — jedenfalls von Rom nach Deutschland, um etwas frische Luft zu athmen. Aber liebes Kind

*) Wilhelm v. Kaulbach war gestorben.

— Comment est-ce que je ferai cela? Vous n'avez pas d'idée à quel point quinze ans de vie tout à fait solitaire et absorbée dans le travail m'ont rendue timide et impratique. Je ne saurai jamais quitter Rome seule! — D'ici à Sienne, 4 h. de voyage, peut être en serais-je venue à bout. — Mais traverser les Alpes! — avec des gens qui n'ont jamais mis le nez dehors — — est ce possible? — Die lieben Engel werden schon dafür sorgen! —

Der gemüthliche Commissär.

Lebensbild in einem Act von Georges Courteline.

Autorisirte Bearbeitung von Siegfried Trebitsch.

Personen.

Der Commissär.
Floche.
Breloc.
Ein Herr.
Eine Dame.
Agenten: Lagrenaille.
„ Garigau.
„ Punez.

(Die Bühne stellt die Kanzlei eines Polizeicommissärs dar, zur Rechten ein wirkliches Fenster, zur Linken eine kleine Thür, die in ein dunkles Kabinet führt, wo die Wintervorräthe des Heizmaterials aufbewahrt werden. Im Hintergrund eine Flügelthür, ferner etwas nach links ein geheizter Kamin.)

Der Commissär, ein Herr.

Commissär (am Schreibtisch sitzend). Dringen Sie doch nicht weiter in mich, zum Teufel hinein, ich habe nicht Sie allein anzuhören.

Der Herr. So gestatten Sie mir endlich eine Waffe zu tragen!

Der Commissär. Nein!

Der Herr. Was können Sie dagegen einzuwenden haben?

Der Commissär. Ich habe dagegen einzuwenden, — daß ich es nicht will.

Der Herr. Die Gegend ist geradezu gefährlich, sie wird von Zuhältern unsicher gemacht, die sich die ganze Nacht herumbalgen und die Passanten anpacken, um sie auszuplündern. Ueberdies bin ich Corrector in einer Buchdruckerei, ein Beruf der mich zwingt, spät nachhause zu gehen.

Commissär. So widmen Sie sich einem anderen!

Herr. Sehr gerne, verschaffen Sie mir einen!

Commissär. Mir scheint, Sie wollen sich da Scherze erlauben. Sie sind hier in keinem Stellenvermittlungsbureau.

Herr. Und wenn man mich heute Nacht anpackt — was dann?

Commissär. Dann werden Sie morgen herkommen, und mir das mittheilen.

Herr. Und dann?

Commissär. Dann, aber erst dann — werde ich Ihnen erlauben, mit einem Revolver bewaffnet auszugehen.

Herr. Zu gütig, ich soll mich also erst überfallen und vielleicht umbringen lassen bevor Sie mir die Waffe zu meiner Vertheidigung bewilligen wollen!

Commissär. Jawohl.

Herr. Entzückend!

Commissär. Jetzt habe ich genug. Ich bin im Auftrage der Regierung hier, der zu dienen ich die Ehre habe. Meine Pflicht verlangt von mir die Ausübung der Gesetze und nicht, wie Sie zu glauben scheinen, die Auslegung ihrer Weisheit. Wenn Sie mit unseren Institutionen nicht zufrieden sind, so schaffen Sie sie ab.

Herr. Wenn's auf mich ankäm! . . . . .

Commissär. Wie? Was? Noch so ein Wort und ich lasse Sie festnehmen. Hat man schon so einen Umstürzler gesehen, der seine revolutionären Ideen bis in's Polizeicommissariat trägt? Sie haben Glück, daß ich ein guter Kerl bin . . . (Der Herr will sprechen.) Nun hab' ich's aber satt! Genug, sage ich Ihnen, schauen Sie, daß Sie hinauskommen und zwar sofort, oder ich werde Ihnen zeigen, daß mit mir nicht gut Kirschen essen ist! Gehn Sie, gehn Sie! . . . .

(Der Herr geht schleunigst und erschrocken ab.)

Commissär (allein). O, den Anarchisten werd' ich mir aber merken!

Der Commissär, ein Agent.

Commissär (geht an den Tisch zurück, und nimmt die Stelle ein, wie zu Beginn des Aktes. Aus dem Stoße von Schriftstücken, der den Morgenbericht bildet, unterrichtet er sich flüchtig über den Character der Angelegenheiten, die seinem Schiedsspruche unterliegen. Zum Schlusse ungeduldige Bewegungen. Er läutet, ein Agent tritt ein).

Commissär. Ich lasse Herrn Punez zu mir bitten. (Abgang des Agenten und fast gleichzeitiges Auftreten des Gerufenen.)

(Punez, ein Mann von 50 Jahren, armselig, furchtsam, hat sein Elend erbarmungswürdig aufgekrempelt. Er lüftet das Leinenbarrett, das sein Haupt beschützt, und nähert sich, demütige Begrüßungsworte stammelnd.)

Commissär. Guten Tag. Wissen Sie, Herr Punez, daß Sie Ihren Dienst wie ein Schwein versehen! Wenn das so fort geht, werde ich gezwungen sein, vom Herrn Director Ihre Abberufung oder Ihre Versetzung zu verlangen. Hundertmal, Herr Punez, hundertmal habe ich Ihnen befohlen, die Acten so zu sortiren, daß meine Arbeit vereinfacht und mein Denken geklärt wird und ich mit einem Blick meinen Tisch und meine Aufgaben übersehen kann. Aber umsonst! Ich hätte Ihnen mit demselben Erfolg die Loreley in der Melodie des lieben Augustin vorsingen können. Sehen Sie einmal diese Post an: (Er greift ein beliebiges Stück heraus): Klage eines Dienstboten gegen seine Herrschaft wegen Mißbrauchversuches; was habe ich dabei zu schaffen? Da ist gar nichts zu machen, fort damit! Und das: Klage eines Privatiers gegen einen Fiaker, der ihn wie einen Fetzen behandelt hat — er soll mich gern haben — Was geht das mich an? Fort damit! Und dieser Wisch. Ein tauber Hausmeister und eine Partei, die sich beklagt, zwei Stunden im Regen vor dem Thore gestanden zu haben: Er soll zum Hausherrn gehen! Glaubt er, ich werde ihm aufmachen? Weg damit! (Noch ein Stück nehmend.) Und die Köchin da, die 8 Tage Lohn reclamirt — Sache des Bezirksgerichtes! Fort damit! Und das auch, das wieder! Wirklich, Herr Punez entweder, Sie sind verliebt, oder ich habe von Ihnen zu viel erwartet. Ich hab' das aber satt — schweigen Sie! Ich weiß daß ich ein guter Kerl bin, aber ich laß mich nicht zum Besten halten! Merken Sie sich das, es ist die letzte Lection, die ich Ihnen ertheile, lassen Sie sich's gesagt sein, ich empfehle mich, Herr Punez!

Punez (demütig lächelnd). Ich bin Spanier von Geburt, mein Name wird Pugnäs gesprochen.

(Verneigt sich bis auf die Erde und geht ab.)

Commissär, dann ein Agent, dann eine Dame.

Commissär (arbeitet, dann läutet er wieder. Erscheinen des schon gesehenen Agenten). Der nächste! (Agent ab.)

Commissär (aufstehend). In dem Kamin brennt's ja nicht — eine sibirische Kälte herinnen (er geht zum Alkoven links, nimmt eine Schaufel, füllt sie mit Kohlen und schüttet diese in den Kamin. Im selben Momente tritt eine Dame ein).

Dame. Der Herr Commissär?

Commissär (die Schaufel in der Hand). Der bin ich.

Dame. Ich komme um mich zu beschweren ....

Commissär (sehr bestimmt). Ueber Ihren Mann!

Dame. Jawohl.

Commissär. Sie sehen, daß ich richtig geraten habe; nun meine Gnädige, ich kann nichts für Sie thun. Bedaure sehr, Ihnen das sagen zu müssen, aber es ist meine Pflicht. (Geht auf den Tisch zu.)

Dame. Herr Commissär! (Sie will sich setzen.)

Commissär (setzt sich nicht). Meine Gnädige, Sie bemühen sich umsonst. Sie werden nur Ihre Zeit verlieren und mich um die meine bringen. Merkwürdig — diese Vorurtheile bei dreiviertel der Frauen, den Polizeicommissär immer als Flickschneider für zerrissene Ehen zu betrachten! Gnädige Frau, die kleinen Zänkereien des häuslichen Herdes unterstehen nicht dem Polizeicommissariat; mit Ausnahme bei Ehebrüchen in flagranti kann, ja darf der Commissär sich nur im Falle des Concubinats in der ehelichen Wohnung einmengen. Ist das der Fall Ihres Mannes?

Dame. Herr Commissär.

Commissär. Kein überflüssiges Wort! Ich bitte: Ja oder Nein.

Dame. Aber ......

Commissär. Wenn ja, so reichen Sie eine Klage bei der Staatsanwaltschaft ein, die mir Verhaltungsmaßregeln ertheilen wird, wenn nein, ist Ihr Schritt zwecklos und Sie können gehen.

Dame. Mein Mann betrügt mich nicht —

Commissär. Also was sonst? Schlägt er Sie? In diesem Fall lassen Sie den Thatbestand durch Zeugen feststellen, appelliren Sie an die Ehescheidungsinstanz und die Richter werden den Prozeß zu Ihren Gunsten entscheiden. Ich wiederhole Ihnen, daß die Frauen eine wahre Wut haben, zum Commissär zu laufen und ihn in alles hineinzuziehen. Zum Teufel! Seien Sie vernünftig! Wenn ich in allen Häusern, wo man sich rauft, vermitteln wollte, müßte der Monat 60 Tage und der Tag 48 Stunden haben.

Dame. O, Herr Commissär, darum handelt es sich gar nicht, mein Mann schlägt mich ebenso wenig, wie er mich betrügt.

Commissär. Nein? Dann will ich wetten, daß er verrückt ist.

Dame. Ja leider.

Commissär (lächelnd). Sie werden mir das Zeugnis geben müssen, daß ich aussehe, wie einer, der die Sachen kennt, von denen er spricht.

Dame. Wie konnten Sie nur erraten?

Commissär. Ich bin an diese Dinge gewöhnt. Ihre Geschichte, liebe Frau, die kenne ich von A bis Z und Besuche, wie den Ihren, bekomme ich bis zu 10 per Tag. Wollen Sie einen Rat? Einen guten? (Die Dame nickt und setzt sich.) Gehen Sie getrost nach Hause und kochen Sie Ihr Frühstück. Ihr Mann ist nicht verrückter, als ich!

Dame. Er ist reif für die Zwangsjacke!

Commissär. Nein!

Dame. Ja!

Commissär. Nein! Betrinkt er sich, Ihr Mann?

Dame. Durchaus nicht.

Commissär. Ist Ihnen bekannt, daß er den Typhus oder einen Sonnenstich hatte?

Dame. Keine Idee!

Commissär. Gehört er einer Familie von Alkoholikern, Epileptikern oder Narren an?

Dame. Ich glaube nicht.

Commissär. Na also.

Dame. Also was? Ist das ein Grund, weil es in seiner Familie keine Narren giebt, daß es darum auch in meiner keinen geben kann?

Commissär. Erlauben Sie!

Dame. Er trinkt zwar gar nicht, was aber nicht hindert, daß er sonst in nichts mit normalen Menschen Aehnlichkeit hat, daß er Reden hält, von denen man keine Silbe begreift und Handlungen begeht, die weder Kopf noch Fuß haben.

Commissär. Was für Reden, was für Handlungen?

Dame. Was für Reden? Und die schlaflosen Nächte, die ich damit zubringe, ihn mit sich selbst sprechen zu hören! Nach denen fragen Sie nicht! Zu beobachten wie er weiß Gott, was austüftelt, weiß Gott, wen bedroht und stundenlang grübelt; ohne von den Momenten zu sprechen, in denen er im Hemd aus dem Bett springt, den Revolver in der Hand und schreiend: „Ich knalle jeden nieder, der meine Frau berührt!“ Ist das vielleicht natürlich? und für die Dauer zu ertragen?

Commissär. Er ist eifersüchtig!

Dame. Eifersüchtig?

Commissär. Ja.

Dame. Das ist leicht, gesagt. Ich möchte wissen, ob das Eifersucht ist, wenn er sich oft zwei und drei Stunden lang einsperrt, um laut gegen die Gesellschaftsordnung zu wettern, und zu heulen, daß jeder Mensch eine Spinne an der Decke, eine Wanze im Bette und eine Ratte in der Baßgeige habe.

Commissär. Er behauptet, daß es Ratten in Baßgeigen giebt?

Dame. Ja, dann sieht er überall Narren, Herr Commissär, und dabei, denken Sie nur, macht er keinen Schritt, ohne zu brüllen: Eins, zwei, eins, zwei — unter dem Vorwande, seine Lungen zu entwickeln, so daß er zum Gelächter des ganzen Bezirkes geworden ist und die Buben johlend Jagd auf ihn machen.

Commissär. Sie übertreiben!

Dame. Durchaus nicht.

Commissär (die Achsel zuckend). Aber wohin denken Sie denn? Wenn das alles wahr wäre, hätten ihn die Agenten längst wegen öffentlicher Ruhestörung „hopp“ genommen.

Dame. Die Agenten beschäftigen sich nur noch mit taxüberschreitenden Fiakern (erhebt sich).

Commissär. Unsere Agenten sind brave Leute, die sich die Pflichten ihres Amtes bestens angelegen sein lassen. Wenn Sie gekommen sind, um an denen Ihren kaustischen Witz auszulassen, so haben Sie sich in der Adresse geirrt. Ich bin gewiß ein guter Kerl, daß ich Ihr läppisches Geschwätz mit anhöre, aber glauben Sie nicht, daß ich auch Ihre Frechheiten dulden werde! Um auf Ihren Mann zurückzukommen, wollen Sie durchaus, daß er verrückt sei? Also gut, einverstanden, er ist verrückt, was dann? . . . . .

Dame. Was dann?

Commissär. Jawohl, was habe ich dann mit ihm zu schaffen?

Dame. Ich setze voraus . . . . .

Commissär. Da irren Sie sich gewaltig! Bin ich Narrenarzt, kann ich ihn heilen? Nein! Na also! Man muß doch endlich einmal vernünftig zu reden anfangen und die Dinge im rechten Lichte betrachten. (Bewegung der Dame.) Meine Liebe, der Fall Ihres Mannes, wenn es sich so verhält, wie Sie sagen, gehört nicht in die Competenz des Commissariats, sondern in diejenige der Sanitätsgesellschaft. Sie müssen sich daher mit Ihren Aengsten nicht an mich, sondern an diese wenden. Ich kann Ihnen aber nur sagen: wenn kein unerwartetes Ereignis eintritt, wird Ihr Ansuchen abgewiesen werden.

Dame. Warum?

Commissär. Das können nur Frauen fragen; warum? weil die Sanitätsgesellschaft nicht das ist, was das dumme Volk glaubt und weil die Mittel, über die sie verfügt, weit, sehr weit davon entfernt sind, im Verhältnis zu den Verpflichtungen zu stehen, die man ihr zumuthet und unter denen sie zusammenbricht.

Dame. Bah!

Commissär. Wollen Sie Ziffern? (Die Dame setzt sich.)

Commissär. Sie sollen Sie haben. Die Hilfsmittel der Sanitätsgesellschaft sind folgende: 1. Einkünfte von Gründungen, Stiftungen, Spenden ꝛc. sagen wir jährlich $3^1/_2$ Millionen, wenn's viel ist; nicht einen Sous darüber. 2. Einige wenige Percente von den Einnahmen der Theater, Bälle und Clubs, zusammen vielleicht $4^1/_2$ Millionen. 3. Reine Steuern 1 Million oder so etwas. 4. Erträgnis der Friedhofsverpachtungen, Einkünfte von den Spitälern, im Ganzen 20 Millionen, die nicht viel heißen; endlich jährlicher Beitrag der Stadt, ungefähr 20 weitere Millionen, die gar nichts bedeuten; im Ganzen also 49 Millionen.

Dame. .... die nicht der Mühe wert sind, daß man davon spricht.

Commissär (sich verneigend). Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde.

Dame (sich erhebend). Ich sage Ihnen nur Herr Commissär: vorläufig ist mein Mann blos mir gefährlich, der Augenblick ist aber nicht mehr weit, wo er es allen sein wird ....

Commissär (äußerst höflich). Sobald der Moment gekommen ist, gnädige Frau, werden wir zur Stelle sein, inzwischen aber, nachdem die Irrenhäuser nicht nur voll von Patienten sind, sondern auch mit Aufnahmsgesuchen bestürmt werden, kann ich diesen Anstalten nicht des ersten besten Verdachtes wegen vorgreifen und einen Mann entmündigen, dessen Gehirnerweichung augenscheinlich nur in der Einbildung seiner Frau zu constatiren ist. Sie werden doch zugeben, daß ich mit dem besten Willen nicht einen ganzen Vormittag damit verlieren kann, ein und dieselbe Sache bis zum Ueberdrusse wieder zu kauen, ohne Aussicht, mich auch verständlich machen zu können! Sie werden daher begreifen, daß ich die Sache vorläufig als erledigt betrachte. (Erhebt sich.)

Dame. Das heißt, Herr Commissär?

Commissär. Das heißt, daß Sie eine reizende, äußerst interessante Unterhaltung führen, derem Zauber mich aber unglücklicherweise die Pflicht entzieht. (Sie zur Thüre begleitend.) Gnädige Frau, ich hoffe, Sie wiederzusehen, empfehlen Sie Ihrem Manne Brom, Bewegung und kalte Abreibungen! Ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen!

Commissär, Breloc.

(Im selben Augenblick, in dem die Dame verschwindet.) (Eine Stimme hinter den Couliſſen).

Herr Commissär!

Commissär. Sie wünschen?

Stimme. Eine kurze Audienz?

Commissär. Sehr kurz!

Stimme. Ich beanspruche nur eine Minute.

Commissär. Nicht mehr?

Stimme. Kaum!

Commissär. Wenn dem so ist .... (er weicht aus, auf der Schwelle wird Breloc sichtbar, nimmt den Hut ab und kommt nach vorne).

Commissär. Erklären Sie sich!

Breloc. Herr Commissär, das ist sehr einfach. Ich komme um Ihnen eine Uhr zu übergeben, die ich heute Nachts an der Ecke des Boulvard St. Michel und der Rue Monsieur le prince fand.

Commissär. Eine Uhr?

Breloc. Eine Uhr.

Commissär. Lassen Sie sehen!

Breloc. Hier ist sie.
(Er nimmt aus seinem Täschchen eine Uhr, und überreicht sie dem Commissär, der sie lange untersucht.)
Commissär (sie lange betrachtend). Wirklich eine Uhr!
Brelloc. Zweifellos.
Commissär. Ich danke. (Geht zu einem Tische, öffnet eine Lade und legt die Uhr hinein.)
Breloc. Darf ich mich jetzt entfernen?
Commissär (ihn mit einer Handbewegung aufhaltend). Noch nicht.
Breloc. Ich habe etwas Eile.
Commissär. Das thut mir leid.
Breloc. Man erwartet mich.
Commissär (trocken). Man wird schon warten.
Breloc (etwas erstaunt). Ah?
Commissär. Ja.
Breloc. Aber . . . .
Commissär. Kein aber, Sie glauben doch hoffentlich nicht, daß ich diese Uhr aus Ihren Händen nehmen werde, ohne daß Sie mir sagen, wie Sie dazu gekommen sind.
Breloc. Ich habe soeben die Ehre gehabt, Ihnen zu erklären, daß ich sie heute Nacht an der Ecke des Boulevard St. Michel und der rue Monsieur le prince gefunden habe.
Commissär. Ja, ganz gut, aber wo?
Breloc. Wo? Auf dem Boden.
Commissär. Auf dem Trottoir?
Breloc. Auf dem Trottoir.
Commissär (Verdacht schöpfend). Das ist aber doch sonderbar — das Trottoir ist sonst nicht der Platz, wohin man Uhren legt.
Breloc. Ich muß Ihnen bemerken . . . .
Commissär. Ich enthebe Sie jeder Bemerkung. Ich bilde mir ein, meine Obliegenheiten zu kennen. Geben Sie mir Ihr Nationale an.
Breloc (Ungeduld in der Stimme). Ich heiße Johann Eustachius Breloc, bin in Pontoise am 29. December 1861 als Sohn des Peter Timoleon, Alfons, Johann, Jakob, Alfred, Oskar Breloc und der Cölestine Moucherolle, seiner Gattin geboren.
Commissär. Wo wohnen Sie?
Breloc. Petrellesstraße 47, 1. Stock.
Commissär (nachdem er das notirt hat). Wovon leben Sie?
Breloc (der ärgerlich wird). Ich habe 25000 Fs. Rente, ein Gut in der Touraine, eine Jagd in der Beauce, 6 Hunde, 3 Katzen, 1 Pferd, 11 Kaninchen und 1 Meerschweinchen.
Commissär. Das genügt. Wie spät war es als Sie die Uhr fanden?
Breloc. 3 Uhr früh.
Commissär (ironisch). Nicht später?
Breloc. Nein.
Commissär. Sie scheinen eine merkwürdige Lebensweise zu führen.
Breloc. Ich lebe wie's mir gefällt.
Commissär. Möglich, nur habe ich das Recht, zu fragen, was zum Teufel Sie um 3 Uhr früh an der Ecke des Boulevard St. Michel und der rue Monsieur le prince zu thun hatten, wo Sie doch Petrellestraße 47 zu wohnen behaupten.
Breloc. Wie, ich behaupte . . .?
Commissär. Ja, Sie sagen es doch.
Breloc. Ich sage es, weil es so ist.
Commissär. Das werden Sie zu beweisen haben. Inzwischen machen Sie mir das Vergnügen, wenn ich bitten darf, die Fragen höflich zu beantworten, die an Sie zu richten meine Pflicht ist. Ich frage Sie, was Sie zu einer so ungewöhnlichen Stunde in einem Viertel, das Sie gar nicht bewohnen, zu suchen hatten?
Breloc (peinlich berührt). Ich bin von meiner Geliebten gekommen.
Commissär. Was ist Ihre Geliebte?
Breloc. Eine verheiratete Frau.
Commissär. Mit wem verheiratet?

Breloc. Mit einem Apotheker.

Commissär. Namens?

Brrloc. Das geht Sie nichts an.

Commissär. Sie scheinen nicht zu wissen, mit wem Sie sprechen?

Breloc. Ich denke doch.

Commissär. Was glauben Sie denn, junger Mensch? Sie werden gleich in einer anderen Tonart pfeifen! Sie führen eine Sprache, wie sie mir noch nicht vorgekommen ist — im Gegensatze zu Ihrem Gesicht, das mir verdammt bekannt vorkommt!

Breloc. Was?

Commissär. Jawohl. Sie müssen mir schon einmal untergekommen sein. Sind Sie unbescholten oder vorbestraft?

Breloc (empört). Ja was glauben Sie denn?

Commissär (aufspringend). Sie werden unverschämt!

Breloc. Und Sie blöd'!

Commissär. Nehmen Sie dieses Wort zurück!

Breloc. Sie machen sich über mich lustig! Seh' ich aus wie ein Gauner? (Der Commissär läuft zur Thür, öffnet sie und beide rufen gleichzeitig u. z.)

Breloc. Jetzt hab' ichs satt, Sie langweilen mich mit Ihrem Verhör! Hat man je so etwas gehört: Ich finde eine Uhr, lasse mich von meinem Wege abbringen, um sie zu deponiren und das ist jetzt der Dank! Geschieht mir schon recht! Das wird mich von meiner Gefälligkeit kuriren und von der Sucht, mich als anständiger Mensch zu benehmen.

Commissär. Na warte Bursche, ich werde Dich lehren, mir die gebührenden Rücksichten zu erweisen! So ein Landstreicher! Kenn' ich Sie? Sie wollen in der Petrellstraße wohnen? Sie wollen Breloc heißen? Das kann ich glauben oder bleiben lassen! Na, — wir werden ja sehen!

Commissär (zum Agenten). Nehmen Sie diesen Menschen fest und führen Sie ihn ab.

Breloc. Na, das ist aber zu stark!

Agent. Vorwärts, vorwärts, in's Loch ohne Widerrede!

Breloc (fast gewaltsam abgeführt). Na, ich soll noch einmal eine finden, eine Uhr! (verschwindet).

Commissär, dann Herr Floche und zwei Agenten.

Commissär. Breloc, Breloc, weiß ich ob der Mensch Breloc heißt? Schließlich könnte ich ja auch Breloc heißen; wenn man den Leuten einfach glauben wollte, hießen Sie alle Breloc. (Ans Fenster tretend.) Donnerwetter da zieht's. (Lärm hinter der Bühne, die Thüre wird aufgerissen und Herr Floche tritt ein, sich zwischen zwei Agenten windend.)

Floche. Zum Commissär, wo ist der Commissär, ich will mit dem Commissär sprechen!

Commissär (zu den Agenten). Was giebt's!

Floche. Sind Sie der Commissär?

Commissär. Keinen Lärm, wenn ich bitten darf! Sie werden sprechen, bis ich Sie frage. Um was handelt es sich?

Lagrenaille. Der Herr verursachte einen Auflauf an der Ecke der rue Dunkergue und des Faubourg Poissonière, durch Schmährufe auf die Republik. Nachdem von allen Enden und Ecken Leute zusammengeströmt waren, beschleunigten wir unsere Schritte, mein Kollege und ich, und forderten den Herrn auf, die Passage gutwillig frei zu geben und den Verkehr nicht weiter zu stören. Er weigerte sich hartnäckig, da faßten wir ihn bei den Armen und brachten ihn hieher.

Commissär. Hat er rebellirt?

Lagrenaille. Nein, Herr Commissär!

Commissär. Hat er Sie beleidigt?

Lagrenaille. Durchaus nicht.

Floche. Ich habe keinen Grund gehabt, mit anständigen Agenten unan=

ständig zu sein; und was die Widersetzlichkeit betrifft, so respectire ich die Behörden zu sehr, um ihre Befehle zu mißachten.

Commissär. Das ist ein Standpunkt, den Sie früher hätten einnehmen sollen.

Floche. Wann zum Beispiel?

Commissär. Als die Agenten Sie aufforderten sich zu trollen!

Floche (discret aber ironisch). Ach was!

Commissär (sehr streng). Ach was?

Floche. Ich sage, ach was! Ach was! sagen darf Jeder.

Commissär. Was aber niemand darf, ist, wie Sie es gethan haben, öffentlich zu demonstrieren und aufrührerische Reden zu halten.

Floche (verächtlich). Die Republik ist mir ekelhaft!

Commissär. Das ist keine Entschuldigung für den Versuch, sie auch andern zu verekeln.

Floche. Das auch noch? (lacht.)

Commissär (stutzig). Was? Das auch noch?

Floche. Ich sage, das auch noch, verletzt Sie das?

Commissär. Jawohl, das verletzt mich. Nachdem Sie mir so kommen, werden wir gleich andere Saiten aufziehen. (Zu den Agenten.) Es ist gut! (Diese ab. Pause.) (Zwischen den Zähnen.) Das auch noch ...... (Achselzuckend, nimmt ein Blatt Papier, taucht eine Feder ein und will schreiben.) Wie heißen Sie?

Floche. Floche!

Commissär. Mit s oder ohne s?

Floche. Ohne s.

Commissär. Ihr Vorname?

Floche. Johann Eduard!

Commissär. Wohnung?

Floche. Haudrettestraße. 129.

Commissär. Ihr Beruf?

Floche. Ich habe keinen, ich besitze ein kleines Capital, das für mich arbeitet.

Commissär. Sie tragen einen Orden?

Floche. Wer? Ich? Nein!

Commissär. So? Und das? (Zeigt auf ein breites rothes Bändchen im Knopfloch Floch's)

Floche. O, das ist blos ein Merkzeichen. (Lacht.) Um meinem schwachen Gedächtniß nachzuhelfen! Andere Leute machen sich einen Knopf in's Taschentuch, — aber was nützt das, wenn man keinen Schnupfen hat! Ich stecke ein Band in's Knopfloch!

Commissär. Gut, aber dieses Band kann 6 Monate Gefängniß eintragen. Fort damit!

Floche (entfernt das Band).

Commissär (sich setzend). Ihr Alter?

Floche (sich setzend). Können Sie sich einen Dichter vorstellen, der eine Tragödie in einem Zimmer schreibt, in dem auf einem Klavier von Früh bis Abends Scalen gespielt werden? (Entsetzen des Commissärs.) Nicht wahr, nein! Nun mein Gedächtniß gleicht diesem Dichter; es ist einem Gehirn einverleibt, dessen Windungen zu musikalisch sind.

Commissär. Sie wollen mich aus dem Concept bringen. Behalten Sie Ihre schwulstigen Redensarten für sich und beantworten Sie meine Fragen. Wie alt sind Sie?

Floche. O, ich war 25 Jahre alt.

Commissär. Was sagen Sie?

Floche. 25 Jahre.

Commissär. Wie, Sie *sind* 25 Jahre alt? 25 Jahre?

Floche. Ja.

Commissär (verbessernd). Sie *waren* 25 Jahre alt.

Floche. Deshalb bin ich es auch geblieben.

Commissär. Ein sonderbarer Gedankengang.

Floche. Sonderbar? Er ist logisch, wie ein mathematischer Beweis, einleuchtend wie der Mond und einfach, wie die Seele eines Kindes. Ich war 25 Jahre alt — meiner Treu — an meinem 25. Geburtstage sagte ich mir: Schönes Alter, dabei bleiben wir, ich blieb dabei und werde mit Ihrer Erlaubniß bis zu meinem Tode weiter dabei bleiben. (Pause.)

Commissär. Einen Moment. Ich nehme an, daß Sie sich über mich nicht lustig machen.

Floche. Ich finde auch nichts in meinen Worten, was Sie zu dieser Vermuthung berechtigen könnte.

Commissär. Nein, in der That, aber . . . .

Floche. Ich habe den Einwand erwartet, er wäre verhängnißvoll in einer Zeit, da die Vernunft gravitätisch durch die Straßen spazierte, den Kopf nach unten und die Beine nach oben. So gelangt man langsam dahin, nicht mehr genau das Echte vom Falschen zu unterscheiden, um dann das Falsche für das Echte, den Schatten für das Licht, die Sonne für den Mond und den Verstand für die Verwirrung zu nehmen. So kam es auch, daß meine Frau durch die Berührung eines mit Wahnsinn gesättigten Luftzuges verrückt wurde, und mich ins Irrenhaus zu bringen hoffte. (Lacht.)

Commissär (Staunen heuchelnd). Nicht möglich? Diese Wanze hätte sie im Bett?

Floche. Und eine Ratte in der Baßgeige.

Commissär (b. S). Nun weiß ich woran ich bin. (Laut.) Bitte?

Floche. Der Fall dieser Unglücklichen, der ungefähr auch der Fall der großen Menge ist, mußte natürlich den Scharfsinn und die Logik der Analyse eines geistig sattelfesten Philosophen reizen. Auch wollte ich diesen interessanten Fall gründlich studiren und in seinen Ursachen und Wirkungen prüfen, ich habe deshalb ein Werk geschrieben, das ich „geistige Farbenblindheit“ genannt habe.

Commissär. Mein Herr!

Floche. O ein Werk von großer philosophischer Bedeutung.

Commissär. Zweifellos, aber . . . .

Floche. Die Frucht meiner tiefen Beobachtungen.

Commissär. Mein Gott . . . .

Floche. Und ich werde so frei sein, Ihnen in großen Zügen seinen Inhalt darzulegen, Herr Commissär. (Er unterbricht sich.) Sie verzeih'n. (Er erhebt sich und geht in den Hintergrund der Bühne.)

Commissär (Etwas unruhig beiseite). Wie mir der Mensch zuwider ist! Donnerwetter er sperrt die Thüre ab! (Er stürzt hin, aber schon ist F. lachend nach vorne gekommen.)

Floche. Ich thue, als wenn ich zuhause wäre.

Commissär. Das seh' ich, Sie sollten aber lieber nicht so thun; wo ist mein Schlüssel?

Floche. Ihr Schlüssel?

Commissär. Ja mein Schlüssel?

Floche. Was für ein Schlüssel?

Commissär. Der Schlüssel zu dieser Thüre da.

Floche. Und was weiter?

Commissär. Geben Sie ihn her!

Floche (sehr sanft). Nein.

Commissär. Nein?

Floche. Nein.

Commissär. Warum?

Floche. Weil ich ihn lieber in meiner Tasche habe. Sie haben keinerlei Interesse daran, daß diese Thüre offen bleibe, aber ich habe ein großes, sie geschlossen zu wissen. Ich soll Sie als Amtsperson in ein göttliches Geheimniß einweihen, gut! aber es einer Thüre die geräuschlos auf- und zugeht überlassen, damit die Ohren jedes neugierigen Burschen, der gerade vorüberläuft dieses Geheimniß erlauschen können, das ist ganz was Anderes mein Herr! Die Luft der Narretei, die uns überall umweht wird fortwährend erzeugt. Sie entsteht durch die Mißverständnisse zwischen der Natur, die gebietet und den Menschen, die ihre

Gebote nicht erfüllen und durch die Kluft zwischen den weisen Absichten des einen und dem Widerstreben des anderen Theiles.

Commissär (mit dem Mute des Feiglings der sich ins Wasser stürzt). Wenn Sie mir nicht sofort meinen Schlüssel geben, rufe ich um Hilfe; renne die Thüre ein und lasse Sie, abgeschnürt wie eine Wurst, ins Beobachtungszimmer abführen. Verstanden?

Floche. Ich verstehe. (Zieht einen Revolver aus der Tasche und richtet ihn auf den Commissär.) Wenn Sie noch ein Wort sprechen, eine Bewegung machen, nur einen Augenblick aufhören, das Weiße in meinen Augen zu betrachten, so gebe ich auf Ihre Nase 6 Schüsse ab, daß sie zerplatzt, wie eine Stachelbeere. Hat man schon so einen Narren gesehen?!

Commissär. Ah! Ich bitte .....

Floche. Ruhig, oder Sie nehmen ein schlimmes Ende! Ich bin ein guter Kerl, aber Narren kann ich nicht leiden.

Commissär (tonlos). Das begreife ich.

Floche (in einem Wutanfall). Der Narr ist mein Todfeind, mein Haß, meine Rache, der Anblick eines Narren genügt schon um mich außer Rand und Band zu bringen. Und wenn ich einen unter den Händen hätte, wüßte ich nicht, wessen ich fähig wäre.

Commissär (beiseite). Das ist ein Anfall, da bin ich schön angekommen. (Die beiden Männer sehen sich in die Augen. Man merkt, daß der Commissär keine zwei Kreuzer für sein Leben geben würde. Wie er so seine Seele Gott empfiehlt, lacht Floche laut auf.)

Floche. Wissen Sie, daß Sie für einen Commissär doch ein wenig zu feig sind?

Commissär. Ich?

Floche. Sie haben sich gehörig gefürchtet.

Commissär. Ich versichere Ihnen .....

Floche. Aber spielen Sie doch nicht den Mutigen, Sie zittern noch, wie Kalbsgelée. Sie haben gar nicht begriffen, daß ich Spaß machte. Seh' ich aus wie einer der schlechte Absichten hat?

Commissär. Nein gewiß nicht, aber .....

Floche. Was aber?

Commissär. Der Revolver, ein Unglück ist schnell geschehen.

Floche. Sie reden Kindereien, eine Waffe ist nur in den Händen eines Ungeschickten gefährlich, ich aber schieße Ihnen auf 25 Schritt ein Aß aus der Karte oder den Stiel von einer Pfeife ab, bevor Sie bis drei gezählt haben.

Commissär (Lebhaftes Interesse heuchelnd). Wirklich?

Floche. Jawohl, überdies sollen Sie sofort selbst urtheilen.

Commissär. Wie? Was? Was wollen Sie thun?

Floche. Sie werden gleich sehen. Rühren Sie sich nicht! (Geht einige Schritte zurück und zielt auf den Commissär.)

Commissär. Nein, aber nein!

Floche. Rühren Sie sich nicht, zum Teufel hinein! Ich sage Ihnen doch, daß keine Gefahr dabei ist; die Kugel wird Ihnen dicht am linken Ohr vorbeifliegen, sie werden sie pfeifen hören. Das ist sehr lustig, also Achtung! Eins, zwei!

Commissär (mit Bocksprüngen). Ich will nicht.

Floche. Dummkopf, um ein Haar wäre die Waffe losgegangen und ich hätte Ihnen eine Kugel in den Leib gejagt. (Außer sich.) Jetzt werden Sie zugeben, daß die Gesellschaft gut daran thäte, solche Geschöpfe wie Sie, durch die Gesundheitspolizei vertilgen zu lassen. Sehen Sie (die Klinge aus seinem Stockdegen ziehend) ich weiß absolut nicht, was mich hindert, Sie wie einen Käfer an die Wand zu nageln.

Commissär. Genug! (Hinter den Tisch flüchtend). Genug, um des Himmels Willen! Das ist ja entsetzlich! Erst Feuer, dann Eisen. Man ist ja bei Ihnen keinen Augenblick seines Lebens sicher!

Floche (den Degen wegwerfend). Narr!

Commissär. Durchaus nicht!

Floche. Schafskopf, Kameel! Esel!

Commissär. Ich schwöre Ihnen, daß Sie sich irren. Sie haben von meinen Fähigkeiten eine falsche Vorstellung.

Floche. Sie sind der erbgesessene Narr, der klassische Typus, der seine eigene Weisheit predigt und feilbietet. Aber mein armer Idiot, alles an Ihnen athmet und verräth den geistigen Verfall von der Possenhaftigkeit Ihrer Redeweise, (er schüttelt ihn wie einen Pflaumenbaum) bis zur namenlosen Sinnwidrigkeit Ihres Gesichtes!

Commissär. Zu liebenswürdig.

Floche (sich dem Tische nähernd). Und was sollen denn diese Papiermassen? Die sind keinen Schuß Pulver wert.

Commissär. Doch, doch.

Floche. Aber nein, das ist auch so ein Irrthum Ihres verlöschenden Verstandes. (Er rafft die Protokolle und Legalisirungsstücke zusammen und streut sie herum.)

Commissär. Um des Himmels Willen!

Floche (vor dem Briefkasten). Und diese Fächer haben überhaupt gar keinen Zweck.

Commissär. Erlauben Sie!

Floche. Einbildung, alles Einbildung. (Reißt die Fächer aus den Läden und schwingt sie herum, daß Garben von Aktenstücken herausfliegen).

Commissär. Na, ich danke.

Floche (das Kaminfeuer bemerkend). Und das!

Commissär. Was das?

Floche (auf den Kamin zeigend). Das?

Commissär. Das ist Feuer!

Floche (die Arme gegen den Himmel hebend). Feuer (In epileptisches Lachen ausbrechend.) Feuer — im Januar!

Commissär. Und was weiter!

Floche (zum Publikum). Ist der blödsinnig! Na, Sie haben genug. (Kopfschüttelnd mit dem Zeigefinger auf seine Stirne.) Eine Ratte in der Baßgeige und eine Wanze im Bett. Ist es denn möglich, begreifen Sie denn nicht, wenn Sie kein Tollhäusler sind, daß der Mensch im Sommer heiß und im Winter kalt haben soll! Löschen Sie dieses Feuer aus!

Commissär. Nein.

Floche (im Tone eines Gebieters, der keinen Spaß versteht). Sie wollen es nicht auslöschen?

Commissär (überzeugt). Ja. (Erhebt sich, geht langsam zum Kamin; Pause.)

Floche. Na wird's bald?

Commissär (beeilt sich, auf dem Kamin steht eine Karaffe. Er schüttet ihren Inhalt in's Feuer).

Floche. Die Natur befiehlt ferner, daß der Mensch sich im Winter dem Tode durch Lungenentzündung, Schwindsucht, Rippenfellentzündung, und Asthma aussetzen soll, also öffnen Sie das Fenster!

Commissär. Nein.

Floche (drohend). So wollen Sie nicht aufmachen?

Commissär. Ja. (Läuft mit kleinen Schritten zum Fenster.)

Floche. Ein bischen schneller! Ja?

Commissär (reißt verzweifelt das Fenster auf).

Floche. Endlich verlangt sie, daß der Mensch im Winter Frostbeulen an den Füßen haben soll; ziehen Sie Ihre Schinakel aus!

Commissär. Ah, nein. Ich danke!

Floche (die Waffe erhebend). Sie wollen nicht?

Commissär. Ja, Ja. (Zieht die Schuhe aus. Mienenspiel des Floche.)

Floche (er wirft die Schuhe zum Fenster hinaus. Den Alkoven bemerkend.) Was ist das?

Commissär. Die Kohlenkammer.

Floche. Gut, gehen Sie hinein.

Commissär. Was sagen Sie?

Floche. Ich sage, Sie sollen hinein gehen.

Commissär. Aber. . . . . .

Floche. Sie wollen nicht, verfl. . . .

Commissär. Ich thue ja alles. (Geht in den Alkoven. An der Thüre zögert er, da faßt ihn Floche beim Kragen und stößt ihn in den dunklen Raum und verriegelt die Thüre, kommt in



den Vordergrund, steckt den Degen in den Stock, nachdem er ihn mit einem Actenstück abgewischt, bügelt seinen Cylinder mit dem Rockärmel und setzt ihn auf, nachdem er zuvor noch mit einem Nasenstüber ein Stäubchen weggeputzt. Dann seine Arme automatisch bewegend, ruft er 1, 2, 1, 2, schließt die Thüre auf, grüßt die Agenten und geht ab.)

Zwei Agenten. Commissär. (Pause.)

(Da öffnet der eine Agent die Thüre, sieht sich um und ruft:) Lagrenaille, Lagrenaille!

Lagrenaille (hereinstürzend). Was denn, was ist denn los? (Entsetzt.)

1. Agent. Wo ist denn der Herr Commissär?

Lagrenaille. Ich habe keine Ahnung.

1. Agent. Na, das ist eine schöne Geschichte.

Lagrenaille (entdeckt den Hut des Commissäres). Da ist sein Deckel.

1. Agent (erblickt den Ueberzieher). Da sein Fell.

Lagrenaille. Sein Regenschirm! (Pause.)

1. Agent (mit herabhängenden Armen). Ja, um des Himmelswillen ......

(Beide stürzen zum Fenster blicken hinaus, links und rechts.)

Lagrenaille. Nichts zu sehen!

1. Agent. Bin ich erschrocken! (Die Stimme des Commissärs.)

Stimme. Lagrenaille, Lagrenaille!

Lagrenaille. Du da ruft mich jemand.

Stimme. Garrigon!

Garrigon. Mich auch ......

Stimme. Zu Hilfe!

Lagrenaille. Das ist der Herr Commissär.

Garrigon. Um Gottes Willen er steckt in der Kohlenkammer. (Oeffnet diese.)

Commissär (steigt heraus, schwarz wie ein Rauchfangkehrer). Aufhalten! Aufhalten! Stricke, Handschellen, Ketten her! Zuhilfe! Die ganze Stadt ist in Gefahr!

Vorhang.

Secession.

Von Oscar Bie.

Die moderne Litteratur darf mit einem unbegrenzten Neid zur modernen bildenden Kunst aufblicken. Was hatte die Litteratur für sichtbare Mittel zur Verfügung für die Revolutionirung des Geschmacks? Allein die Bühne. Und deren Mission scheint nun fast erfüllt. Bücher mit Lyrik und Zeitschriften mit Erzählungen versuchen das übrige feudale Reich zu gewinnen. Aber es geht langsam, es giebt bisher nur ein kleines, traditionsloses Ländchen, Skandinavien, wo auch außerhalb des Theaters fast jede Arbeit eine künstlerische Reinheit schon zur Voraussetzung hat, die bei uns erst das seltene und mühsame Produkt redlichen Strebens ist. Die Malerei dagegen hatte den großen Vorzug einer sinnlichen Reform, die so viel schneller arbeitet. Sie begann litterarisch und entwickelte sich praktisch. Die Manifeste Ruskins für Turner und die Präraffaeliten und Zolas Plaidoyers für Manet waren ursprünglich vielleicht intimer in ihrer Wirkung, als die erste Schlacht der Freien Bühne, aber von diesen Momenten an, die den Beginn der modernen Secession bezeichnen, wurde die Revolutionirung in bildender Kunst und im historischen Geschmack eine rauschende europäische Bewegung, Ausstellung auf Ausstellung, so überraschend, daß sie fast gefährlich scheint. Nebenflüsse gelangten schon in die kleinsten Kunstcentren und trieben ausgezeichnete Werke, während litterarische Freiheitsclubs mit der Indolenz in mühsame Streitereien gerieten. Persönliche Fehden, überhitzte Kämpfe spielen sich ab, aber eine allgemeine Erziehung bleibt übrig. Die Erziehung durch die Secession kommt dem langsamen Publikum ebenso wie den schnellen Künstlern zu gute; jenes wird regsamer, diese werden mutiger. Der Geschmack der Städte wandelt sich, die kleinen Künstler heben sich, die Stellung zu alten Meistern verfeinert sich. Die Litteratur dürfte sich wünschen, bald eine so breite Schicht für freie Kunst interessiren zu können, wie es die Malerei in stetem Ausbau ihrer modernen Tendenzen erreicht hat. Mag es auch die Minorität sein, mag auch einige ästhetisirende Heuchelei unterlaufen, die Machtentfaltung ist nicht mehr zu leugnen und alles, was wir zur Bekämpfung einer öden Kunstindustrie in die Hände der Secession gelegt haben, geht in Blüte auf. Die Industrie wird nicht aufhören, die Secession selbst wird ihr stückweise verfallen, aber gleichzeitig setzt sich von links Jahr für Jahr das neue Blut an und der große Kreislauf bleibt in gutem Tempo. Die Secession ist das notwendige Gegenspiel zur industriellen Schablone. Je mehr die Kunst ein Marktbetrieb wurde, wie sie es in früheren Zeiten niemals gewesen ist, desto lauter erwachte auch das Gewissen der Kunst. Die Schablone gebar die Freiheit, die Volksversammlung die Intimität, das Beamtentum die Intuition, das Strebertum die Selbständigkeit, der Glaspalast die Secession.

Deshalb ist mit der Zeit die Secession keine Richtung geworden, sondern

vielmehr eine Gegend, in der alle ansässig sind, die die Freiheit lieben, gleichviel ob sie witzig oder traurig, realistisch oder dekorativ ist. Die Secession ist keine Laune, sondern eine Cultur, die mit einigen freien Aeußerungen des Vaters Michelangelo begonnen hat und heut in den zahlreichen Kindern ihre Organisation zu begründen unternimmt. Sie ist eine Culturerscheinung, genau wie der entgegengesetzte Marktbetrieb; beide haben ihre Geschichte, ihre Verfassung, ihr inneres Leben. Sie kehren beide in ewiger Gleichheit wieder, wie das Institut des Theaters und die Idee der Freien Bühnen. Ihr wunderbar entwickelter Gegensatz ist das Zeichen der modernen Zeit.

Im mediceischen Florenz waren hier die Fürsten und Besteller, dort die Künstler und Arbeiter. Im kaiserlichen Berlin ist hier die Siegesallee, ein letzter Seufzer von Louis XIV.-Cultur, dort die Meyerheim-Ausstellung, ein äußerster Sproß der Hunde- und Affentheaterkunst, die unter demselben Louis XIV. die Welt zu amüsiren begann, dort die Große Ausstellnng, die die ersten heiligen Schauer einer Gegenreformation erlebt, hier die Secession, die der Freiheit (ganz frei ist Niemand, sagte Fontane) ihre kleine Thür öffnet. Wer sie liebt, hat sie nie mehr geliebt als in diesem Jahre, wo sie fast ohne Hilfsmittel zu einem glänzenden Parlament moderner Bestrebungen geworden ist.

Hilfsmittel waren Böcklin und Marées. Böcklins letztes Werk hätte in seinem Atelier bleiben dürfen. Es ist ein Greisengedicht auf Liebe mit falsch gesehenen Farben und verdorbenen Proportionen in dieser kleinsten Hütte, in der für das glücklich liebende Paar Raum sein soll. Schön sind nur noch die Blumen. Und Marées, dessen große griechische Phantasien in Aktfiguren aus dem Schleißheimer Museum ans Tageslicht gezogen wurden, wird eine theoretische Wiedergeburt bleiben, von den lebenden Formalisten angeschwärmt, die nach Vorgängern suchen, Märtyrern der reinen Form in der Epoche des Naturalismus. Aber Marées starb mehr als Copist schön patinirter Renaissance, wie als Prophet. Ein Leidensgenosse, Feuerbach, hatte wenigstens das Glück, in seinem schriftlichen Vermächtnis die moderne Seele im alten Kleid enthüllen zu dürfen. Der Glücklichste der drei war Puvis de Chavannes. Er lebte drei Generationen lang, sodaß er die Großväter mit den Enkeln wieder verbinden durfte, die sich in der Kunst lieben, wie Eltern und Kinder sich hassen.

Adolf Hildebrand ist der stärkste der neuen Formalistengeneration. Seine Plastik ist nichts als Form, vollkommene Bearbeitung der Körperlichkeit. Seine Büsten von Siemens, von Klara Schumann, von Pettenkofer, die Reliefs von Bülow, von Bruckmann sind vollendete Schularbeiten aus der großen Akademie des Lebens. Das Moderne an ihnen sieht man nur, wenn man sie vergleicht. Sie sind von einer eisernen Individualität, weil sie sich um nichts kümmern, als um sich selbst. Zwei Studienwerke eröffnen den Blick in die Arbeitsweise Hildebrands. Ein knieender Kugelwerfer — es ist das strengste Schema — ist ein Akt von beneidenswerter Nüchternheit. Ein Dionysosrelief gleitet ganz in die Antike, mit allen technischen Spezialitäten. Das antike Ideal beginnt zum dritten Mal sein Haupt aus dem Ocean zu erheben. Wie immer, ein Anrufen der Cultur, wenn uns die Natur wild gemacht hat. Alte Musiker, die zur Fuge zurückkehren.

Der Antipode ist Meunier. Jener ein Florentiner, dieser ein Belgier. Jener ein Analytiker der Kunst-Arbeit, dieser ein Synthetiker der Lebens-Arbeit. Meuniers riesiger Lastträger empfängt die Besucher als ein Wahrzeichen der Zukunft. Was die Millet und Kalckreuth malerisch in den Landarbeitern sahen, die sie als Stücke der großen einheitlichen Natur auffaßten, das gewinnt Meunier den Hafen- und Minenarbeitern plastisch ab. In ihrem Antlitz sieht er das Knochengerüst modernen Arbeitslebens, in ihrem Körper die Architektur

moderner Werkthätigkeit. Aus der spielenden Schönheit des Epheben ist die bewußte Kraft des Arbeiters geworden. Meunier hat das große neue Reich der Körperlichkeit in dieser Region des modernen Lebens entdeckt und jede Galerie seiner Bronzen ist eine wunderbare Einleitung zu einem gewaltigen Monument der Arbeit, das sein Leben und die Plastik unserer Zeit krönen wird.

Hofmann, das deutsche, träumende Kind auf italienischen Gefilden, und Thoma, der umgekehrt für den scharfen Beurteiler eine rechte italienische Schule seines deutschen Gemüts nicht verleugnen kann, — zwei andere Gegensätze. Beide haben schöne Sonderausstellungen. Sonderausstellungen sind die schönen Solostellen im Ensemble unserer reichen Veranstaltungen: wo man ruhig wird und einem einzigen Gefühle sich hingeben kann, breite Stillstände lyrischen Ergehens. Aus den schwarzgrünen Schwarzwaldhalden, aus der Idylle grasender Ziegen, steigen Märchen auf von der Prinzessin Erika und dem kleinen Liebesgott, der sich heimlich auf Hansens Pferd gesetzt hat, wenn er vor der langen, schönen Landschaft gesenkten Hauptes nach der Heimat zieht, nach dem stillen Baum, unter dem er abends die Geige spielt zu den Noten des alten queren Buches, bis der Himmel sich öffnet und hunderte von lachenden Engelsköpfen ihm den heimlichen Segen geben. Während drüben jenseits der Alpen unter dem unschuldigen Blau leichte, weiße Wesen, nach Tänzerinnenart bekleidet, ihre Köpfe durch die Blüten stecken und im Sonnenstrahl spielen und gegen das Wasser eilen, Göttinnen einer großen Lebenskunst, der Ornamentalisirung unseres Daseins. Beide sind glücklich, jene sind es von innen, diese von außen. Die Wahl ist frei.

Welche reiche Lebensanschauung! Mit Freudemann das winterlich-abendliche Häuserband, von Lichtern schimmernd, am Ufer der Werra zu betrachten, mit Liebermann an den Strand zu gehen, wo tolle Jungens unter Aufsicht eines rotblauen Bademeisters mit den Sturzwellen spielen, mit Zorn den Effekt der Sonne zu beobachten, in die sich ein lustiges Modell mit dem Fuchspelz um die nackte Brust gesetzt hat, mit Habermann der heißen Schleiertänzerin auf die Haut zu sehen, mit Heine die witzige Stilisirung sämtlicher Frühlings- und Herbstgefühle zu zeichnen, mit Valloton sich über die Köpfe unserer Mitmenschen zu amüsieren, die die Laune einer Düne abschneidet, mit Lavery die europäische Eleganz einer Dame im Spitzenkleid zu bewundern, die sich in einer leichten Attitude zum Louis XVI.-Stuhl bewegt und für einen Moment gebeten wird, ihr Profil gegen die Wand zu stellen — was bleibt diesen sensitiven Augen des modernen Künstlers verborgen? Karikaturen und Lobpreisungen des Lebens, Dekoration und Stimmung der Landschaft, Phantastik im Märchen und Wirklichkeit in den Kinderstuben, ein süßes, verzärteltes Töchterchen auf dem Teppich des ästhetisch parfümierten Salons und der Kulturreiz alter Whistler'scher und Renoir'scher Damenbildnisse zur Zeit, da die letzten Ueberlieferungen der väterlichen französischen Schule sich mit den ersten japanischen Regungen zu mischen begannen: warum verstehen wir das alles gleichzeitig? Eine eigentümliche künstlerische Unmittelbarkeit öffnet uns die Augen nach allen Seiten. In diese Ausstellung treten wir nicht mit dem verächtlichen Lächeln auf den Lippen, das uns auf der Schwelle aller Glaspaläste ankommt, nicht mit dem unbescheidenen Gefühl, ganze Säle von Pietäten mit einem Zwinkern abthun zu können, sondern wir stehen sofort dem einzelnen Künstler, Mann an Mann, gegenüber, er spricht mit uns und wir müssen antworten, er zwingt uns, die Wege seiner Ideen und Anschauungen mit ihm abzugehen und prüft uns auf unsere Fähigkeit, im Kampfe freier, ja rücksichtsloser Wünsche ihn gegen die schlimmsten Feinde der Kunst zu unterstützen, die Banausen. Dies ist nicht das Unlohnendste, was heut an uns herantritt. Hier geschehen wirklich

Thaten, hier weht frischer Geist, hier ist Lust und Glauben, hier ist ein erhebender Wettbewerb auf einem Niveau von solcher Höhe, daß in einer gesamten Ausstellung nur zwei oder drei Werke unter der ästhetischen Forderung dieser intelligenten Beurteiler zurückbleiben.

Und die Hauptsache: von Zeit zu Zeit kommen die großen glücklichen Arbeiten, in denen alle jene Differenzirungen von einem synthetischen Geiste in Einheiten gebracht werden. Auf dieser Ausstellung ist Corinth's Salome, die zu den kunstgeschichtlichen Werken solcher Art gehört. Wie müssen uns Deuter und Erklärer die Maler verachten, wenn wir so anmutig um ihre Leistungen herumschreiben, deren Quadratzoll mehr wert ist als alle unsere Spalten? Wie müssen sie lächeln, wenn wir von Richtung und Nichtrichtung sprechen und Einflüsse und Selbständigkeiten expliciren, während sie schaffen? Wo bleibt alles Gerede von Realismus und Phantastik, von Dekoration und Natur vor einer Schöpfung, wie diese Salome ist? Eine deutsche Faust schlug eine Bibelseite auf, an der sich bisher alle Seelengattungen ergötzten, Fromme und Perverse, Weltanschauungsmenschen und Künstler des Genusses. Venezianische Träger von Fruchtschalen, Tiepolos Henkersknechte mit dem Rücken im Vordergrund, ewige Astartegesänge mit der verschleierten Dienerin, die den mystischen Pfauenfächer hebt, inquisitorisches Grinsen in sadistischen Empfindungen, ein Hexensabbat von Gliedmaßen, den krampfigen Zehen des Täufers, den feisten Armen des Schalenträgers, dem bleichen Haupt des Propheten, dem Barbarengesicht des Executanten, und mitten in dem Gewühl die vorgebeugte Gestalt der Salome, einer Tänzerin in blumigem Stoff, die die Falten des Kleides hebt, deren Halskette die offenen Brüste schmeichelt, von deren Haar die violetten Blüten herabtraufen, eine Schauspielerin mit hohen Brauen, welligem Mund, verhaltener Gemeinheit in den Nüstern, die die agile rechte Hand mit ihren glitzernden bunten Messalinen-Ringen in das bleiche Haupt des Propheten krallt, das in einer Schale von himmlisch blauer Farbe auf dem Haupte des knieenden Knechtes ihr dargeboten wird. Das dumme Wort kann nur wieder zerlegen, was ein Meister hier in seiner glücklichsten Stunde vereinte in Farbenentwicklung, Menschenanatomie, Scenencomposition, Seelenkunde, Reichtum der Ueberlieferung und Hochgefühl der Gegenwart.

Aus der Wiener Mappe.

Von **Alfred Kerr.**

Hofmannsthal.

„— — il avait une grâce élancée et fine, pareil à un de ces petits rois exsangues qui finissent une race — —"

Zola.

I.

Die Reize des venezianischen Abenteuerstücks haben mich mit allerhand versöhnt, was Hofmannsthal vorher geschrieben hat. Hier ist etwas Blut; und leichtes und feines Blut. Hier ist der mattgetönte, aber doch buntere frischere Lebensschimmer. „Die Kirchen stiegen wie Häuser der verschwiegenen Lust empor." O Salute! O San Marco! O Santa Maria Formosa! Ein Wehen haucht durch dieses Stück. Wer Venedig lieb hat, wird es lieben. Man sieht die Stadt nicht, aber man hört sie. Es ist das Venedig eines vergangenen Säculums, wo Mütter ihre Töchter, Brüder ihre Schwestern feilhalten, ohne daß ein Schatten von Unglimpf, Widrigkeit und Spielverderben darauf fiele. Der Held ruft etwan:

Schaff mir Löwen
Die Blumensträuße aus den Rachen werfen!
Vergoldete Delphine stell' vor's Thor,
Die rothen Wein ins grüne Wasser spei'n!
Nicht drei, nicht fünf, zehn Diener nimm mir auf
Und schaff Livréen. An den Treppen sollen
Drei Gondeln hängen voller Musikanten
In meinen Farben.
Ich will den Campanile um und um
In Rosen und Narcissen wickeln. Droben
Auf seiner höchsten Spitze sollen Flammen
Von Sandelholz, genährt mit Rosenöl,
Den Leib der Nacht mit Riesenarmen fassen.
Ich mach' aus dem Canal ein fließend Feuer,
Streu' soviel Blumen aus, daß alle Tauben
Betäubt am Boden flattern, soviel Fackeln,
Daß sich die Fische angstvoll in den Grund
Des Meeres bohren.

Was hier das Blut aufreizt, ist es Hofmannsthal, ist es Venedig? Gewiß beide. Unter jeder Bedingung sind es strahlende, dekorative Verse. Doch scheint im Grund hier kein Jauchzen, sondern ein feines temperirtes Schönheitsrasen; ein gewählter Schrei. Sind es nicht Makartsche Bilder, mit Feuerbachschen Farben gemalt? Wir wollen nicht rechten. Venedig; ein verwegen geschmeidiger Zufallsritter; die verschollene Liebe eines zwölfjährigen Kindes, aus dem eine Sängerin geworden ist; ein spätes Begegnen, ein Gruß, Vergänglichkeit: — Lebensinhalte. Diese athmende Seligkeit des Kämpfens und Genießens, ein Schimmer im Vorbeiziehn erhascht, allerhand Nachdenksames, der Abstieg des Lebens, ein fernes Rufen, daß der Orkus vernehme: wir kommen; eine rasche Angst, eine rasche Beruhigung, und im Mittagslicht die wundervoll gesänftigte Vittoria, mit dem leisen reichen Inhalt an feiner Liebe, eine edelheitere Milde wie aus Göthischer Tassowelt.

Sie steht im Mittagslicht — und er zieht weiter. Ihr holder Betrug, ihre liebende, bebende, leise Seligkeit, ihr umschattet lächelndes Angesicht, ihre herbe, unmerkliche Süße: das alles hat eine feine und edle Hand gezeichnet. Lebensinhalte blicken wieder durch. „Er ist vielleicht mein Vater, sagt der Held von einem alten Mann, der ungekannt in den Spielsaal tritt und ungekannt davonschleicht; — er ist vielleicht mein Vater. Ein abgestorbener alter Musiker greift nach Speisen und Früchten, die einzig rege Wallung die er noch spürt. Die Jugend und die Musik sind von ihm hinübergezogen in die Vittoria und den kleinen Cesarino, die sommerlich Lebenden. Heut, im Mai 1899, ist Vittoria todt, die voll bitterer Seligkeit damals im Mittagslicht stand; und Cesarino schied nach einem reichen Leben als Graukopf in . . . in einem Landhaus nicht weit von Bologna?

Nach manchen Fahrten empfahl sich auch die Hauptgestalt, der Abenteurer; Cesarino's Vater, Vittoria's schlimmer Gott. Er ist ein wundersamer Held. Eine von den zaubervollen und elenden Naturen, die über das Gedränge fliegen; die zwischen und über den Dingen entlanggleiten; Faltermenschen, Erdengenießer, voll persönlicher Magie. In Feierkleidern schweben sie dahin, gesalbt mit Freudenöl, reden lachend mit Engelszungen, und ihr Gewissen beißt sie nicht. Sie irrlichteliren um den Festsaal und den Galgen. Sie spielen mit den Bewohnern aller Lande, Männern und Frauen. Sie verlassen sich auf ihren Kopf, auf ihren Degen und auf ihren —. Bezeichnend für Hoffmannsthal, daß seine Bibelotseele hier die denkwürdige Gestalt des Casanova benutzt, nicht irgend eine frei erschaffen hat. Das Ganze, im ersten Theil Spieloper, im zweiten Novelle, enthält kaum Symbolismus im Schulsinn. Die reizende Feinheit dieses Stücks gewinnt man lieb, auch wenn man seine Gattung nicht für die beste aller möglichen hält. Ungemein Anmutvolles ist darin. Der Abenteurer träumt eine „Pyramide, aus Leibern junger Mädchen, welche singen". Entzückend, — auch wenn sie nicht sängen. Verfolgt man die Quellen, so ergiebt sich die ungewöhnlichste Mischung. Etwa: Romantik, E. T. A. Hoffmann (kunstverfeinert), Tassosphäre, vielleicht Paul Heyse, und von Shakespeare die Welt des Herzogs, der Viola, der Olivia, der schlafenden See, des Mondlichts, der Gutenachtworte, der alten Weisen, der Prologstellen. „Nun denn Cesario, jenes Stückchen nur, das alte schlichte Lied von gestern Abend! mich dünkt, es linderte den Gram mir sehr; mehr als gesuchte Wort' und luft'ge Weisen aus dieser raschen wirbelfüß'gen Zeit." Wie oft hat Hofmannsthal die Geige nicht auf diesen Ton gestimmt. Wie oft ist er nicht so reizvoll und zugleich so künstlich gewesen. Ich sehe für seine Art keine bessere Formel als diese: Das Geschmäcklerische, in hohem Maße verinnerlicht.

II.

Die junge Dianora ist reizvoll vor dem Sterben. Vergangenes zieht in hastiger Angst an dieser zwanzigjährigen Seele vorbei. Sie flattert mit den Flügeln, (nicht wie Hoffmannsthals „junge Vögel" übrigens) wenn der kalte starke Rächer vor ihr sitzt, den Ausweg sperrend. Diese Ehesünderin ist umhüllt und durchzittert von Liebe. Sie schwebt. Einmal im Dasein führt sie ein linder wilder Südsturm über die Erde. Und leuchtend, in Todesfurcht von Seligkeit getragen, bekennt sie das Höchste, das Einzige, das Schlimmste. Es finden sich darin hübsche, wenn auch auffallend schwerfällige Zeilen.

— — — Wie sie nun die Früchte gaben
Und Palla mir die schwere gold'ne Schüssel
Voll schöner Pfirsiche hinhielt, daß ich
Mir nehmen sollte, hingen meine Augen
An seinen Händen und ich sehnte mich
Demüthig ihm vor allen Leuten hier
Die beiden Hände über'm Tisch zu küssen.

Ein feiner Schmerz zieht dann durch Sobeidens Schicksal. Sie bricht die Ehe leidensvoller. Die Lebensbitternis dieser Hochzeiterin; der stille gramtiefe

Ernst des Mannes; beide glücklos; Zwei, über die nach einem Himmelsschlusse die schwere Nacht sinkt: in dieser Darstellung ruht ein gehaltener innerlicher Anteil; Hofmannsthal redet hier, wie nach seinen Angaben Sobeide, — „in einem Ton, in welchem man hört, wie die Stimme die Zähne berührt.“ Aber dann das Hauptstück, die Enttäuschung der Sobeide, ist ohne rechte Innerlichkeit. Stumpf; tot; jedoch mit Farbenreizen. Sobeide schweigt zu viel, und ihr Schweigen sagt zu wenig. Schwach und stumpf bleibt das Ganze. Als ob der Verfasser durchaus hätte machen wollen, was ihm durchaus nicht liegt. Er thut sich Gewalt an für das Theater. Das gehaltene Antlitz zeigt leise Verzerrungen. Eine Abhocszene für den Selbstmord Sobeidens, auf ungeschickte Art hergerichtet . . . kurz, er kann das nicht. Er hat der Leier zarte Saiten, doch nie des Bogens Kraft gespannt. Ein gewisser Lebensinhalt blickt dennoch wieder heraus. Der Kaufmann liebt die junge Frau, die junge Frau liebt einen Jüngling, der Jüngling liebt die Gülistane, die Gülistane ergiebt sich einem wucherischen Greis: das ist eine seltsame Kette mit Hintergründen von nachdenklicher Tragik. Questa è la vita. Zum Schluß, wenn der Kaufmann mit innerster Bewegung ruft: „Besitz ist alles!“ da er sie ziehen ließ, rührt diese nachdenkliche Einsicht an einen Teil unseres Herzens. Es ist ein schönes, blutarmes Werk.

III.

Sachte kommen jetzt meine Einwände gegen Hofmannsthal.

Warum schreibt er fürs Theater? Nämlich für das große richtige Theater? Seine Betonungen sind so leise, daß sie kaum Betonungen sind. Einschnitte kennt er wenig. Herausarbeiten, Hervorkehren, Aufblitzenlassen ist seine Sache nicht. Er zeigt einen stillen, manchmal eintönigen, etwas langwierigen Fluß. Seine Werke haben keine Rippen. Das Dramatische ist schon darum schwach. Nicht darum allein. Sobeide glaubt, ihr Liebster sei arm; er ist aber reich. Sie erfährt es, und Weniges an dieser Erfahrung ist aufregend. Die Thatsache bleibt simpel. Warum? er weiß noch nicht, daß im Drama gewisse Dinge nicht ausgesprochen, sondern zerlegt werden müssen. Im Einzelnen: Schalnassar erwartet eine Frau just als Sobeide eintrifft; er hält sie für die Erwartete; Zufallsspiel, Verwechslung. Ein rührender Versuch, eine „Intrigue“ zu schaffen. Oder ist es gewollte Kindlichkeit? Vielleicht. Und die venezianischen Szenen in dem Abenteurerstück? Die Ohnmacht des Venier, die verschiedenen Frauen in den verschiedenen Zimmern, die „Intrigue“? Wieder sehr kindlich; oder wieder sehr raffinirt. Hofmannsthal läßt einen jungen Patrizier in Ohnmacht fallen, damit nur eine Tänzerin aus einem Zimmer könne. Dann: am Bildnis auf einer Dose, die als Zufallsgeschenk in seine Hände kommt, ahnt Venier die schicksalvollste Angelegenheit. Diese Dosen, diese Verwechslungen, diese Ohnmachten, diese Zimmerintriguen — Hilflosigkeit oder Absicht?

Doch wohl Absicht. Hofmannsthal erquickt sich an schwacher Technik. Sie ist vieux jeu, darum liebt er sie. Jemand bei ihm monologisirt in einer Gesellschaft vorn am Orchester: „Ich bin wahnsinnig, meine ganze Angst und Erregung ist sinnlos . . .“ — und so weiter. Warum? Darum: Monologe sind vor Zeiten üblich gewesen. Was in vergangenen Epochen naiv war, giebt Hofmannsthal mit dem Gegentheil dieser Empfindung; als ein Raritätenkünstler. Die Venezianer des achtzehnten Jahrhunderts haben keine Monologe gehalten; bloß in den Stücken dieser Zeit läßt man sie welche halten.

IV.

Dann die Verse. Auffallend bei einem Mann, der so ganz auf Kostbarkeiten gestellt ist, daß sie nicht besser sind. Er bleibt ein seltner Adjektivspieler; unter

den deutschen Symbol-Dichtern der begabteste. Doch wenn man ein Snob ist, muß man andre Zeilen geben. Seid Ihr wirklich Stilisten? „Zwei Dinge gleichzeitig in sich zu halten“ ist ihm ein fünffüßiger Jambus. Die Betonung „gleichzei t i g“, zum Ueberfluß hart daneben „sich“: man wird krank davon, und ist doch kein Schulmeister. Oder:

„— — — — — — — — — — — — — Was er und du
Durch Jahre wünschtet und lang möglich hieltet . . .“

Ein fünffüßiger Jambus. So auch im „Tizian“; auch in „Gestern“. Er macht Böses. Unsereinen wurmt es schon, wenn zu lesen ist: man h ö r t wie ihre Stimme die Zähne b e r ü h r t. Dieses „hört“ und „berührt“ reimt sich. Ich würde an einer Wand hinauflaufen, eh' ich das in der Korrektur stehn ließe. Seid Ihr wirklich Stilisten? „Ihm im Innern“ schreibt Herr von Hofmannsthal, im Vers. Wo ist eine Wand?

So spät hab' ich Dich hier noch nie gesehen.
Ist denn etwas geschehen?
— — — — — — — — — — — — — —
Siehst Du denn nicht, ich habe meine Blumen
Vergessen zu begießen und am Weg
Vom Segen heim fällt's mir auf einmal ein,
Und da bin ich noch schnell heraufgegangen.

Es ist eine Kette von Beleidigungen, sie braucht nicht analysirt zu werden: g e s e h e n, g e s c h e h e n v e r g e s s e n zu b e g i e ß e n, heim, ein, ist d e n n etwas geschehen, und d a bin ich noch schnell heraufgegangen. Wo ist die Wand?

Es waren ein paar Griffe.

„Es lassen sich Erzählungen ohne Zusammenhang, jedoch mit Assoziation wie Träume denken; Gedichte, die blos wohlklingend und voll schöner Worte sind, aber auch ohne allen Sinn und Zusammenhang“ — dies erklärt Novalis als die wahre Poesie; sie übe eine indirekte Wirkung wie Musik, eine allegorische Wirkung im Großen. Man weiß, daß die Symbolisten ihr eigentliches Kunstmittel von der Romantik im Beginn des Jahrhunderts genommen haben. Die Symbolisten verfeinern es nur durch kunstgewerbliche Zuthaten. Sie gleichen einem französischen Park, die Romantiker sind ein Wald. Darüber wollen wir nicht streiten. Auch darüber nicht, daß sie ein gelegentliches Kunstmittel zum Hauptzweck erheben. Eher läßt sich über Hofmannsthals Gleichnisse plaudern. Im Allgemeinen sind sie mehr schief als tief. Doch herrliche Worte tanzen oft den Reihen. Er denkt an die Jugendfreunde und giebt in Wahrheit Wundervolles.

An ihnen hing der längst verlernte Schauer
Der jungen Nächte, jener Abendstunden,
In denen eine unbestimmte Angst
Mit einem ungeheuren, dumpfen Glück
Sich mengte, und der Duft von jungem Haar
Mit dunklem Wind, der von den Sternen kam.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Der Glanz, der auf den bunten Städten lag,
Der blaue Duft der Ferne, das ist weg,
Ich fänd' es nicht, wenn ich auch suchen ginge.

Der Klang berauscht. Vielleicht steckt mehr als bloßer Klang darin. Alles ist Gleichniß. Aber der reiche Kaufmann vergleicht das Lächeln und den Tanz der Sobeide; die beiden waren „verflochten wie die wundervollen Finger traumhafter Möglichkeiten.“ Die Finger traumhafter Möglichkeiten: das ist ein Gleichniß für Lächeln und Tanz. In diesem Gleichniß ist jedoch wieder ein Gleichniß: denn Möglichkeiten haben keine Finger. So schweben Schatten von Schatten dahin. Man darf nichts zerlegen. Es ist Symbolismus. „Soyons le palais aux escaliers joyeux“ — diese Aufforderung der französischen Symbolisten war noch konsequenter. Wenn dann Sobeide sagt:

Die Last der immer wieder durchgedachten
Verblaßten jetzt schon todten Möglichkeiten,

so ergreift das. Man fühlt: er liebt dieses Wort Möglichkeiten etwas snobmäßig, — doch es ergreift. Dazwischen Böses; als ob sich Hofmannsthal zeitweilig erinnerte, seltsam sein zu müssen. „Der luftige Leib schlafloser Nächte schwamm darin umher.“ Ich bitte Euch! Luftig, Leib, schwimmen, — Luft, Erde, Wasser — excusez du peu! Wir würden es aber gelten lassen, wenn es minder gesucht wäre. Es giebt bei Hofmannsthal sehr gesuchte Gleichnisse. Zu den Schrecken dieser gehaltenen Kunst gehört, daß in stürmischen Augenblicken Sentenzen zur Hand sind, oft zweifelhaften Werthes. Als dem reichen Kaufmann die Frau stirbt, sagt er im Anblick der Todten mit einem gewundenen, an den Haaren gezogenen Vergleich:

— — — und so kam sie zurück
Und trug den Tod sich heim, die Abends ausgegangen —
Wie Fischer, Sonn' und Mond auf ihren Wangen
Den Fischzug rüsten — um ein großes Glück.

Man kann nicht rechnerischer sein, als dieser erschütterte Kaufmann mit dem Fischzug. Sonst werden junge Vögel zu Vergleichen bevorzugt. Einmal sind es wenigstens junge Tauben; ihre ersten Küsse waren unerfahren wie aus dem Nest gefallene junge Tauben. Das Lächeln der Mutter glich dem Flügelschlagen eines kleinen Vogels vor dem Einschlafen. Und so weiter mit den jungen Vögeln. Der glibbrige Stoff dieses Gleichnisses zeigt eine kleine Perversität. Oft breite Gleichnisse, die belanglos sind. Dianora sieht einen Mann am Kreuzweg, der den Fuß hebt, die Tücher vom Fuß nimmt, einen Dorn auszieht. Sie sagt hierzu mit herbeigerenkter Gleichnißrede: „ja, zieh Dir aus der Sohle nur den Dorn, denn Du mußt eilen, eilen müssen alle; hinunter muß der fieberhafte Tag.“ Oder sie sieht einen Igel. „Trittst aus dem Dunkel, gehst auf Deine Jagd? Ja! Igel, käm' nun auch mein Jäger bald!“ Die Beziehungen sind etwas lose. Daneben finden sich Sentenzen wie diese:

Welch ein Narr ist das,
Der das Gemeine schmäht, da doch das Leben
Gemacht ist aus Gemeinen durch und durch.

Oder wie diese:

das Gemeine
Ist stark, das ganze Leben voll davon.

Ja, ja — doch ich sehne mich, daß Hofmannsthal etwas mehr Gemeinheit besäße.

Hier sind die Kinderschuhe, die er noch ablegen, vielleicht das Schulkleid, das er ausziehn muß.

V.

Hofmannsthal weckt schwankende Gefühle. Ich blicke auf ihn mit Sympathie, ohne Herzlichkeit. Die zurückhaltende Kunst dieses bleichsüchtigen Prinzen, der von vergangenen Moden träumt, ist mittelbar. Liebhaberdichtung, Seltenheitspoesie. Nicht immer, wie wir sehn werden. Er ist kein platter Eklektiker; er ist ein Eklekt. Er dichtet mit feinem, kühlem, traurigem Behagen „in der Art des . . .“ und „in der Art des . . .“ Ich seh' ihn, wie er auf die Welt kam: sein erster Schrei war stilisirt, seine erste That eine Arabeske. Ist nicht schon ein Titel bewußt archaisirend wie „der Abenteurer und die Sängerin, oder die Geschenke des Lebens“? Dieses altmodische „oder“ labt ihn. Beginn des Jahrhunderts. Tieck hätte den Titel schreiben können. Ob er Tragik ohne was Geschnitztes in der Nähe geben kann? Duftet nicht alles, was er schreibt, zu wenig nach Erde? Es wäre hart, ihm zu sagen: Du fragst mich lächelnd, was Dir fehle — ein Busen und im Busen eine Seele. Er führt doch seinen Blick von Gemächern und Gärten auch in Baumwipfel und feuchte Fernen. Innigeres dringt durch, Mattgetöntes. Und oft genug weckt diese feinsinnige Temperamentlosigkeit Bewunderung. Aber den

meisten Werken bleibt etwas Mittelbares. Als schriebe er Musik, und schriebe alles in Vorhalten. Die Melodie ist für ihn so werthvoll nicht, wie die seltsamen Vorhalte. Es kann aber eine nicht besondre Melodie durch Vorhalte einen ungewöhnlichen Anstrich bekommen. Um ein Dichter zu sein, dessen Aug' in schönem Wahnsinn rollt, ist Hofmannsthal zu vornehm. Vielleicht ist er ein Dichter aus einer Dichtung. Er sieht sich dichten. Er dichtet nicht in die Gegenwart hinein und schreit nicht herunter, was auf seiner Seele brennt. Er übersetzt sich ins Dichterische, taucht in eine Ferne, nimmt ihre Formen an, und sagt schließlich etwas, das im wesentlichen durch diese Formen bedeutsam ist. Nicht immer. Er lebt in einer seltsamen vergangenen Welt der Schönheit, die weder so schön noch so groß ist wie die unsre, — die aber vergangen ist. Man liebt ihn am meisten, wenn man aus Italien zurückkehrt; während wir doch einen großen Teil des Jahres in Deutschland verbringen.

VI.

Und doch ist er einmal . . . einmal ganz frei geworden von Aeußerlichkeit. Die Dichtung vom Thoren und vom Tode, sein schönstes Werk, umwittert und erfüllt nur das, was abseits wandelt durch das Labyrinth der Brust. Kaum daß die toten Schatten „altmodisch" von Tracht, „wie Kupferstiche" angezogen sind; kaum daß ein sandsteinerner Apollo, ein Gekreuzigter mit wunden elfenbeinernen Füßen, ein gedunkeltes italienisches Bild hineinspielen (und wir leiden ja nicht am Magisterwahnsinn!) In der Mitte ein junger Mensch, der Abschied nimmt vom Leben. In dieser Stunde ahnt er das Leben zum ersten Mal. Der Tod spielt die Geige; die Mutter, die Geliebte, der Freund erscheinen. Ein stiller Schmerz, etwas Entschwebendes, dem Einer mit gesenktem Haupte nachblickt. Eine ernste hoheitsvolle Trauer; eine leise tiefe Bitterniß, in der mehr Feuchtes ruht als in Sobeidens trockner Pein. Hier ist Hofmannsthal am menschlichsten; hier ist er am einfachsten; hier ist er von der gehaltensten Innigkeit. Musik erklingt dahinter; und sollte sie wirklich erklingen, so müßt' es eine Musik von Franz Schubert sein. In den goethisirenden Versen liegt mehr als edles, zartes und volles Epigonenthum: sie funkeln und blühen auch durch die Glorie eignen Sternenscheins; zu dem alten duftenden, unergründlichen Zauber kommen neue Wunder unserer Tage. Hier ist das Größte, was in Deutschland die symbolistische Lyrik gegeben hat. Hier hat sie aufgehört, sensitives Kunstgewerbe zu sein, — oder nicht erst angefangen. In diesem Spiel liegt zugleich die stillste und siegreichste Verhöhnung der bewußt gemachten Lyrik des Arno Holz, der wie ein Techniker neue Herstellungsweisen unternimmt.

Um zusammenzufassen: Der Thor und der Tod ist ein Wegweiser für Hugo von Hofmannsthal. Man wird ihm herzlicher gegenüberstehn, wenn seine Entwicklung nach dieser Seite geht. Die broncene Anmut, die edle kühle Unausstehlichkeit muß fallen. Ich glaube an die blutspendende Kraft des Lebens. Vielleicht wenn er hinausgestoßen würde in diese harte wilde Welt; wenn seine Seele nicht bloß sturmgefriedet herumschwebte in Gewächshäusern; wenn er nicht bloß in seltnen Büchern zuweilen eine Schädelstätte Golgatha erblickte; wenn er vom Wind durchschauert würde, der über die See keucht; wenn er das Letzte und das Seligste mitten im Getrieb erduldete, heute gepeitscht und morgen von Engeln emporgetragen: dann ... dann vielleicht bräche in ihm auf, was jetzt verschlossen ist; dann vielleicht erwachte, was jetzt schlummert; dann vielleicht schriee, was jetzt schweigt.

Er soll fünfundzwanzig Jahre sein. Vieles liegt vor ihm. Wir werden sehn.*)

* * *

---

*) Dieser Aufsatz, wie er hier steht, ist vor einem Jahr geschrieben worden; Korrektur gelesen in Nr. 54 der Straße Montmartre. Eine „Reitergeschichte" kam indessen zu. Ein Wachtmeister, in beutegeiler Stimmung vom Offizier erschossen. Grundzug ist gewissermaßen: Sachlichkeit, virtuos behandelt. Freiluftmalerei, äußerste Ruhe im Darstellen, sozusagen Meisterschaft der Zurückhaltung. Ein Atelierstück; von einem Könner. Es wirkt, als hätte der Autor sich hingesetzt, in der Absicht, vier Seiten berühmter Prosa zu schreiben.

„Reigen" von Schnitzler.

Das Buch enthält Szenen. Jede zwischen einer Frau und einem Mann. Jedesmal mittendrin eine Zeile von Gedankenstrichen.

Das erste Paar im Reigen ist eine Dirne und ein Soldat. Hiernach kommt der Soldat und ein Stubenmädchen. Hiernach dieses Stubenmädchen und ein junger Herr. Hiernach dieser junge Herr und eine junge Frau. Hiernach diese junge Frau und ihr Ehemann. Hiernach dieser Ehemann und ein süßes Mädel. Hiernach dieses süße Mädel und ein Dichter. Hiernach dieser Dichter und eine Schauspielerin. Hiernach diese Schauspielerin und ein Graf. Hiernach dieser Graf und jene Dirne. Also der Ring ist geschlossen.

Ein Mann, welcher die seelische Magie der Liebe in anderen Werken leise walten ließ, giebt hier lächelnd die Komödie der unteren Zonen. Er zeigte früher die Herzen; diesmal die . . . Willenscentren. Einst hob der diable boiteux die Häuserdecken ab; Schnitzler nur die Bettdecken.

Ein wundervolles Buch. Sein Wert liegt in den Lebensaspekten und der komischen Gestaltung. Die komische Kraft ist ein neuer Zug an Schnitzler. Er hat eine Schauspielerin auf zwei, nicht immer geschlossene Beine gestellt, deren Wesen in dunklen Situationen erschütternd wirkt. Er giebt einen kostbaren Poeten, der sich pseudonym Biebitz nennt und das süße Mädel als Unterlage für Betrachtungen ansieht. Man schreit beim Lesen.

Es ist ein kleiner Dekameron unserer Tage. Die Vergänglichkeit, auch des unterirdischen Lebens, klingt durch das Ganze. Nichts rascher, meint Lessings Faust, als der Uebergang vom Guten zum Bösen. Vielleicht giebt es Rascheres; in Hogarths zwei Bildern „Before" und „After" ist es dargestellt.

Bei Schnitzler auch.

Das Buch ist im Handel nicht erschienen. Unsre Besten haben kein Vertrauen zu dieser Gegenwart.

Rundschau.

Der wackere und streitbare Führer der Nationalsozialen, der frühere Pfarrer **Friedrich Naumann**, hat eine stattliche Broschüre „**Demokratie und Kaisertum**“ veröffentlicht, die sicherlich nicht geeignet ist, die Massen zu bewegen, die aber alle Gebildeten ernsthaft beschäftigen muß, die um die Grundfragen unsererѕ nationalen Lebens besorgt sind. Herr Naumann wendet sich zunächst an diese Kreise, obgleich er weiß, daß die Politik nicht durch die theoretische Einsicht der Intellektuellen bestimmt wird. Aber der Stand der Berufsbildung ist ein Thermometer für die Volkstemperatur, während die Wärmequelle selbst tiefer im Wirtschaftsleben des Massenkörpers liegt. Die Schicht der Gebildeten wendet sich neuen Idealen zu, die im Volke noch unklar, unfertig nach Ausdruck ringen. Was sie besitzt, ist die formale Fähigkeit, was sie von außen bekommt, die Materie der kommenden Bewegung. Ihre Ideen sind keine primären Kräfte, aber sie bilden die Feuersäule, der die Masse nachgehen wird. Was empfinden die Intellektuellen von heute oder wenigstens ein großer Teil von ihnen, in deren Namen Herr Naumann spricht? Sie empfinden den großen Riß, der die Nation in zwei fremde und feindliche Hälften gespalten hat. Sie sehen einen unerhörten blendenden Aufschwung aller wirtschaftlichen Kräfte, einen Drang nach Macht, nach Ausdehnung, der sich in den Welthandel, auf das Meer, in die Kolonieen geworfen hat, und zugleich das Beiseitestehen des produktivsten, fortgeschrittensten Teil des Volkes, der sich selbst aus dem nationalen Leben ausgeschlossen hat, der sich der Weltmachtpolitik prinzipiell verweigert, die durch den von ihr mitgeschaffenen Aufschwung notwendig geworden ist. Der patriotische Betrachter hat den Gegensatz als „Demokratie und Kaisertum“ zusammengefaßt. Zwischen beiden Mächten will er eine wenigstens vorübergehende Vereinigung herbeiführen, so lange die Zeit der endgültigen Auseinandersetzung noch nicht gekommen ist.

Die alte agrarische Aristokratie kann den Regierungsbedürfnissen des neuen Deutschland nicht mehr genügen, sie kann nicht die Welthandelspolitik fördern, die ihr den Boden unter den Füßen wegzieht. Eine neudeutsche Regierungsschicht ist noch nicht da, weder in der industriellen Aristokratie noch in der Demokratie; durch diese Lücke zwischen alter und neuer Welt ist noch einmal eine Situation gegeben, in der persönliche Fürstenenergie sich ausleben kann. Die „Diktatur des Proletariats“, die Karl Marx voraussagte, ist noch in weiter Ferne. Heute handelt es sich erst um die Ueberwindung der agrarischen Herrschaft durch privatkapitalistischen Industrialismus, der auch seinen Diktator braucht. Kaisertum, industrielle Aristrokratie, Demokratie sind die verwandten Folgen der Entstehung des neuen gewerblichen wirtschaftlich geeinten Deutschlands auf altem agrarischen Boden. Die Wirtschaftsführung kommt in die Hand der großen Unternehmer, der neu entstandenen industriellen Aristokratie. Der **Kaiser** führt die Nation als Diktator dieser Aristokratie, die aber keine eigene Massenwirkung hat. Indem er es thut, braucht er die Masse, die Demokratie. Das ist der Punkt, an dem Beide zusammentreffen müssen.

Ehe die demokratische Hälfte der Nation nicht für Heer und Flotte ist, muß der Kaiser seine wirtschaftliche Politik mit der Linken, seine Militärpolitik mit der Rechten machen. Daher der Zickzackkurs. Er muß bei der Rechten stärkere Anlehnung suchen, als seinem Programme entspricht. Wenn die Sozialdemokratie klug wäre, ginge sie mit dem Kaiser. Nur wer bewilligt, hat Macht. Das hat die ältere staatsmännische Einsicht der Konservativen längst begriffen. Wer aber das neue industrielle Deutschland will, muß auch die Flotte wollen. In diesem Punkte ist der Kaiser ganz modern und konsequent, aber nicht die Demokratie. Heute erfüllt sich ihr alter Flottentraum, da steht sie bei Seite und versagt sich. Der Kaiser kann die Dinge nur von seinem monarchischen Standpunkt sehen, aber er hat den geschäftlichen Werdegang des neudeutschen Volkes erfaßt, er versteht das Ein- und Ausatmen des Wirtschaftskörpers der 56 Millionen. Vielleicht hört er das Seufzen, Grollen, Zürnen der Arbeitermasse nicht so genau wie das Wogen der Einfuhr und

Ausfuhr, aber auch dieses wird er stärker hören, wenn die Masse mit ihm großdeutsche Politik treiben will. Heute sagt sie Nein, aber es ist kein Niemals. Vor zehn Jahren, mit den Februarerlassen hat ihr der Kaiser die Hand geboten, die mißtrauisch ausgeschlagen wurde. Dann kam die Bekämpfung der „vaterlandslosen Rotte" bis zur Zuchthausvorlage. Aber die Losung „Soziales Kaisertum" ist noch nicht aufgegeben. Wird sie verwirklicht, dann fällt das Mißtrauen auf beiden Seiten, dann beginnt die Mitfreude am Machtwachstum der Nation, dann klingt es aus den Städten, vom Schacht, vom Steinbruch, aus der Arbeiterversammlung, ungewohnt, aber von Herzen: es lebe der Kaiser!

Diese patriotische Ausführung ist von unwahrscheinlicher Klarheit, die Lösung einer geometrischen Preisaufgabe. Das Parallelogramm der Kräfte ist gegeben, man braucht nur die Resultante zu ziehen. Dazu mußten die beiden Hauptlinien, Demokratie und Kaisertum, erst gerade und glatt gemacht werden. Die Kritik kann an jedem Punkt einsetzen, um Knoten, Lücken, Brüche festzustellen. Der Verfasser konstruiert sich eine Demokratie, die es nicht giebt, als ob zwischen Freisinn und Sozialismus kein prinzipieller Gegensatz wäre, wie er sich auch das Kaisertum für seine Wünsche konstruiert. Wenn nun selbst ein Teil der sozialdemokratischen Abgeordneten prinzipiell für militärische Machtvermehrung eintritt, dann würde die Partei auseinanderfallen und die Demokratie wäre geliefert. Wer sich selbst anbietet, erhält auch nichts dafür. Erst, wenn die Regierung selbst aufhören wollte, bei Ultramontanen und Konservativen Zugeständnisse zu kaufen, weil sie zu teuer sind, wäre die Demokratie in der Lage, Forderungen zu stellen. Aber der Monarch ist nicht nur der Industrie- und Flottenkaiser, er ist auch der König von Preußen und als solcher durchaus nicht gewillt, das Monopol der Junker auf Regierung und Verwaltung zu bestreiten. Etwaige Reibungen wie bei der Kanalvorlage sind eben nur Reibungen. Nachher drückt man sich wieder die Bruderhand, dann wird verziehen und befördert. Fällt ein Frondeur wirklich, so rücken seine Brüder und seine Söhne trotzdem nach. Das Material bleibt dasselbe. Selbst in der liberalen Aera war die Verwaltung konservativ. Herr von Bennigsen hat es gerade bis zum Oberpräsidenten gebracht, Herr von Miquel, das politische Wettermännlein, weist immer noch nach rechts, wenn er nicht „Unbeständig" zeigt. Die Regierung ist eine Partei für sich, sie bezieht ihr Personal aus den reaktionärsten Schichten, sie würde es auch bei einer demokratischen Mehrheitsbildung thun, mit dem Willen des Königs von Preußen. So lange dieses System dauert, schwächt die Demokratie mit jeder Konzession sich selbst und das Volk gegenüber der Reaktion. Sie ist für die Wehrhaftigkeit der Nation, aber sie kann nicht militaristisch sein, wenn sie sich nicht selbst umbringen will. Woher soll die Freude am nationalen Leben kommen, wenn das Leben zu Hause noch nicht erträglich gemacht ist? Man kann nicht in der Welt den großen Mann spielen, wenn man bei sich bevormundet und geknebelt ist. Das hängt doch wohl zusammen. Der Arbeiter, dem man die Koalitionsfreiheit verweigert, der mit Ausnahmegesetzen bedroht wird, kann für die Ausdehnungspolitik nicht den genügenden Enthusiasmus aufbringen. Nach Herrn Naumann soll er die Regierung bitten, ihm die Schläge zu verzeihen, die er bekommen hat. Die Regierung muß mit dem Entgegenkommen anfangen, er kann es nicht. Do, ut des! wäre ein gefährliches Spiel. Nur auf Da, ut dem! kann er sich einlassen. Zu diesem Mißtrauen hat ihn der Gegenspieler selbst erzogen. Bei dieser Partie darf die demokratische Linke keine Points vorgeben, um nicht den Schaden und den Spott zu haben. Wenn sie Bewilligungen gegen Hoffnungen austauscht, wird sie nichts erhalten und nur die Reaktion stärken. Das aber wäre die Folge der Naumannschen Vorschläge, wenn sie irgend welche Aussicht auf Verwirklichung hätten. Es sind eben die wohlgemeinten Wünsche eines Patrioten, der den Widerstreit unserer stärksten nationalen Kräfte mit Bedauern bemerkt und sich an dem Bilde von Macht und Glanz berauscht, wenn das Volk mit dem Fürsten gehen könnte.

* * *

„Der schöne Karl", wie der Wiener Bürgermeister Dr. Karl Lueger von den Frauen genannt wird, steht jetzt auf dem Gipfel seiner politischen Macht und seines persönlichen Ansehens, nachdem das neue Gemeindestatut der Hauptstadt sanktioniert worden ist, das die Gefahr des Zusammenbruchs für das antisemitisch-reaktionäre Regime noch auf lange Zeit hinausschieben wird. In einem glänzenden Essai der „Nation" versucht Rudolf Springer die verhängnisvolle Wirksamkeit dieses Demagogen aus den politischen Umständen, aus seiner Individualität und aus den Instinkten der Masse, die ihr zu Hülfe kommen, zu erklären. Das politische Porträt ist mit einer Festigkeit und Eleganz der Linien gezeichnet, die sich mit den besten französischen Leistungen dieses Genres vergleichen kann.

Der nunmehr sechsundfünfzigjährige Herr von Wien ist heute noch eine stattliche, schöne Erscheinung: groß, breitschultrig, ein mächtiger Kopf mit vollem ergrautem Lockenhaar und einem Vollbart, dem zur Mode der Stadt gewordenen Luegerbart, das Ent-

zücken der Frauen. In jedem Faden ist er Wiener, leicht und seicht, immer wohlauf, liebenswürdig, kokett und keck, voll glatten aber schlagfertigen Witzes, ein Freund des „Frotzelns“ und der „Hatz“. Da er keinerlei Ueberzeugung besitzt, fehlt ihm auch die Schamhaftigkeit im Irrtum. Erst Philosemit und Jesuitenfresser, dann Antisemit und ultramentan. Sein Ehrgeiz, das ist seine Ueberzeugung, statt der Gesinnung eine grandiose Meisterschaft der Demagogie. Die politische Sensitivität, der Instinkt des Schlagwortes haben ihn zum großen Manne gemacht. So vermag er die Instinkte der Massen auszulösen, nie aber sie zu leiten, zu lehren und in Wahrheit zu führen. Er wird von der Masse emporgetragen, aber er überragt sie nicht. Er gebietet ihr nicht, er wagt sie nicht einmal zu tadeln: Nicht erhebend und nicht erhaben, bloß hocherhoben. Der klassische Ausdruck des Urwienertums tritt er vor seine Leute: Wir sind Wiener, die Wiener sind Katholiken — die Juden sind es nicht; wir Wiener sind Deutsche — die Tschechen sind es nicht; wir sind Oesterreicher — die Preußen sind es nicht — — Was sollen sie also hier? Fort mit den Juden, den Preußenseuchlern, den Tschechen! Wir sind wir. Und ich? Bin ich nicht ein echter „Weaner“, so nach dem alten Schlag? Ich bin doch euer geborener Führer! — Das ist der innerste Kern seiner Reden. Er ist die persönliche Inkarnation seines Auditoriums von Urwienern, der politisch rückständigen kleinen Leute. Der brave Fleischer, der brave Drechsler hat das Glück mit ihm an einem Wirtshaustische zu sitzen und ihn mit „Servus Karl“ begrüßen zu dürfen. Der Demagog, der in lärmender Empörung alle staatlichen Institutionen in den Koth geschleift hat, der die Minister und Statthalter als Spitzbuben bezeichnete, pflanzt sich heute großmäulig als Retter von Thron und Altar auf, indem er die deutschnationale Intelligenz als „preußenseuchlerisch“ verleumdet und die Sozialdemokratie denunziert, ein gefährlicher Zwischenträger und Parasit des Klassen- und Nationalitätenkampfes. Die Gesellschaftsrettung war alle Zeit ein gesegnetes Handwerk, und so hat Lueger sein schwankendes Glück mit Erfolg korrigiert, seine Wahlreform durchgesetzt, seine Herrschaft verlängert. Die beiden im neuen Statut in gleicher Weise brutalisierten Klassen der Intelligenz und der Arbeiterschaft werden so gezwungen, gegen ihn gemeinsame Sache zu machen. Umbringen kann ihn nur diese Koalition der Wissenschaft und der Arbeit, das „Dioskurenpaar“, wie Lassalle sagt, das mit seiner Umarmung die ganze Welt erdrücken muß.

* * *

Den Kirchenstreitern, die sich als Sittenrichter aufspielen, wird in der Wiener Wochenschrift „Die Wage“ eine Frage vorgelegt, deren Beantwortung ihnen einige Verlegenheit bereiten könnte: Hat in den Zeiten, als die katholische Kirche der gesamten europäischen Kultur ihr Gepräge aufdrückte, eine größere Sittenreinheit, eine keuschere Lebensführung geherrscht als gegenwärtig? Sind die schönen Künste vor ihrer Verweltlichung, im Dienste der Kirche von höchster sittlicher Lauterkeit gewesen? Diese Frage hat einen sehr aktuellen Reiz. — Das spätere Mittelalter war eine Zeit ungebundener Sinnlichkeit, deren derbe Frische unserem verfeinerten Empfinden häufig anstößig erscheinen muß. Die angstvolle Prüderie, die den neueren Katholizismus auszeichnet, war dem älteren völlig fremd. Namentlich die Aufzüge und Schaustellungen bei kirchlichen Festen waren von einer Ungeniertheit und sinnlichen Grobkörnigkeit, die unsere skrupellosesten Bühnen erschrecken würden. Bei dem sogenannten Narrenfeste tanzten und gaukelten die Geistlichen in der Kirche, als Tiere, Possenreißer und Frauenzimmer verkleidet. „Die Diaconen und Subdiaconen aßen auf dem Altar Würste, spielten Karten und . . .“ Nach der Messe fuhren sie auf kothbeladenen Karren durch die Stadt. „Oft ließen sie still halten, um mit ihrem Körper die geilsten Geberden zu zeigen, dazu die unzüchtigsten Reden führend.“ Im Jahre 1600 klagt der spanische Jesuit Mariana in seiner Schrift „De spectaculis“, daß schändliche Weiber die Kirche betreten und dort Aufführungen veranstalten. Aehnliche Klagen hört man aus Wien bis tief ins 18. Jahrhundert. Bei der sogenannten Passions- und Bußprozession fanden zwischen Christus am Kreuz und der inbrünstig zu ihm aufblickenden Magdalena, zwischen David und Bathseba, zwischen Susanne und den Alten so kräftige Intermezzos statt, daß Maria Theresia zur höchsten Unzufriedenheit der Mönche alle diese geistlichen Maskeraden. Leichenchristikomödien u. s. w. verbieten ließ. Damals war es also die weltliche Behörde, die an gewissen kirchlichen Schaustellungen Anstoß nahm. Bevor der Stoß der Reformation kam, und auch nachher, wo er sich sicher fühlte, war der Katholizismus der freien Weltlust durchaus nicht abhold und sogar recht wohlwollend gegen eine kräftige Erotik. Aretino, der Großmeister der Zote, stand mit fünf Päbsten auf gutem Fuße, der derbsinnliche Rabelais war katholischer Pfarrer, Grécourt, der frechste Erotiker der französischen Litteratur schon mit dreizehn Jahren Canonicus. — Aber es handelt sich hier nicht um Pikanterieen der Geschichte sondern um den historischen Nachweis, daß die katholische Kirche nie eine zeitüberlegene Moral besaß, sondern daß ihr sittlicher Zustand dem Zeitmilieu und den

Anschauungen der jeweilig herrschenden Klassen entsprach. Sie konnte dem von ihr dominierten Geistesleben nicht eine höhere Gesittung einprägen und hat es auch nicht gethan. Die Reformatoren haben einst gegen die Unsittlichkeit Roms genau so geeifert, wie die Römlinge jetzt gegen unsere Unsittlichkeit. Und jene thaten es mit mehr Grund als diese. Nicht gegen die Immoralität sondern gegen die Freiheit unserer geistigen Kultur geht der Feldzug. Der Klerikalismus hat Jahrhunderte Zeit gehabt, um seine angebliche moralische Mission zu erfüllen; wenn er sich heute das Sittenrichteramt anmaßt, so hat er dazu historisch kein Recht und will nur politische Unterdrückungspläne verdecken. Das ist der Sinn seiner Kapucinaden. In einer berühmt gewordenen Herrenhausrede sagte Rokitansky: „Die Kirche hat das Eigentümliche, daß sie nach Herrschaft strebt und sich für verfolgt hält, wo sie nicht herrschen darf.“

* * *

Ueber „Kunstgewerbe in Frankreich,“ vorzüglich über die neueste Entwicklung der Heimkunst äußert sich B. Zuckerkandl in der „Zeit“ mit sehr feinen Bemerkungen, die besonders den Besuchern der Pariser Weltausstellung zur Orientierung sehr willkommen sein dürften. — Die Entwicklung der angewandten Künste hat in Frankreich bei den „Objets d'art“ angefangen. Eine subtile Ueberkunst, eine nur dem feinsinnigsten Mäcenatentum angepaßte Schaffensart gab den dekorativen Bestrebungen der Künstler einen weltfremden Zug. Sie haschten nach unerhörten Techniken, um unsagbare Sensationen wiederzugeben. Erst allmählich unter dem Einflusse Englands begannen sie, die Forderung eines für den Zeitmenschen geschaffenen Heims zu verstehen. Sie begriffen die Schönheit des Notwendigen, nachdem sie die Schönheit der Vitrinenkunst geschaffen hatten. Aber die Anglomanie dauerte nicht lange. Die präraffaelitischen Allüren, die gothischen Anklänge widersprachen dem französischen Streben nach struktureller Logik, nach Grazie und Eleganz. Erst die Einwirkung der belgischen Heimkunst befruchtete die Entwicklung des französischen Interieurs. Dort war ein einfacher durch soziale Notwendigkeiten gebotener Stil entstanden, der allen Ständen die Möglichkeit geben wollte, sich ein heiteres, komfortables, würdiges Milieu zu schaffen. Seine Sauberkeit, Behaglichkeit, Leichtigkeit übte eine anziehende Wirkung auf die Franzosen, wie ja vlämische Art die Richtung des fränkischen Kunstlebens schon öfter bestimmt hat. Aber es blieb nicht bei der Nachahmung. Die Weltausstellung wird beweisen, daß das französische Nutz-Kunstgewerbe mit der dem Lande eigenen souveränen Sicherheit in Kunst- und Geschmacksfragen bereits eine vollständig individuelle Ausdrucksweise gefunden hat. Französisch ist die Verwischung der Kanten, die Sanftheit der Profile, die Weichheit der Contouren, Ausnutzung der Lichteffekte, die Flüssigkeit in der Behandlung des Materials. Die Interieurs der Architekten Plumet und Selmersheim wirken durch die Freudigkeit der Farbe, die aber wohlig gedämpft bleibt, die von Dampt, dem Bildhauer, Gießer und Schnitzer, durch einfache, starke Linien, durch eine solide Architektur, die einem arbeitsamen, frugalen Leben den rechten Rahmen giebt. Aber es gab in Frankreich jederzeit eine Art Luxusmenschen, deren Geschmack zu befriedigen die Kunstindustrie ihre Kräfte aufs Aeußerste anspannen muß. Sie fordern Reichtum des Materials, Kostbarkeit der Ausführung. So war der große Tischler Boule eine Erscheinung, herausentwickelt aus dem raffiniertesten, verschwenderischsten Mäcenatentum. Die Pflegstätte des heutigen Luxusinterieurs ist nicht Paris, sondern Nancy. Gallé, der berühmte Glaskünstler schafft dort im Verein mit Majorelle, Wiener, Mestaux, Prouvé. Diese ganz eigenwüchsigen Menschen betreiben die Tischlerkunst, die Glaskunst, den Lederschnitt in intimem Zusammenwirken. Ihre Produkte können durch das Wort Nancyer Stil bezeichnet werden. Ihre Möbel sind durchweg Einlegearbeiten. Zuerst trat Gallé hervor mit Holztassen und Theetischen, die nicht mosaikhaft, sondern in großen Zügen, in impressionistischen Strichen reizende der Natur abgelauschte Blumenmotive darstellten. Ihre Betten, Kästen, Sessel, Tische sind mit duftig schimmernden Gebilden geziert, die weite Horizonte, stille Wasserflächen darstellen. Darauf schwanken langgestielte Blumen, zitternde Blüten schweben, welke Blätter fallen. Der Aphorismus der japanischen Landschaften spricht aus diesen Intarsia-Bildern. Mit wenigen Strichen ist eine Stimmung hergestellt, mit wenigen Farben ein Naturvorgang ausgedrückt. Diese auf breite Effekte ausgehenden Motive setzen die Künstler aus glatten, aus gefleckten, gestreiften, gewellten, geringten Hölzern zusammen. Aufgesetzte Lichter aus Perlmutterstreifen, Kupfereinlagen und patinierte Bronzebeschläge vervollständigen den künstlerisch vollendeten Eindruck. Ungemein graziös, vielleicht überschlank ist die Konstruktion der Möbel. Wie leichte Rohrstämme, wie zarte Frühlingszweige wirken die architektonischen Stützlinien. Man denkt an Gallésche Gläser. — Neben der Gruppe von Nancy ist jetzt die Künstlerkolonie in Bordeaux entstanden. Auch dort suchen einzelne Schaffende durch Zusammenschluß eine Gemeinsamkeit der Formengebung zu erlangen, welche ein Charakteristikum ihres

Kunstzentrums bleiben soll. Paris wird durch solche im Lande verstreute Kunstherde nicht ärmer. Im Gegenteil, es empfängt neue Nahrung für die Bildung seiner großstädtischen und dadurch zum Kosmopolismus neigenden Kunstindustrie. Denn nur die in der Stille schaffenden, dem nationalen Empfinden lauschenden Künstler sind die wahren Erneuerer der Formeln, die Schutzdämme gegen den inhaltlosen Modestil.

* * *

„Steckbriefe erlassen hinter dreißig litterarischen Uebelthätern gemeingefährlicher Natur" hat Martin Möbius bei Schuster und Löffler herausgegeben. Ich hielt das Buch schon für witzig, noch bevor ich es kannte. Warum? Das ist eine Sache des Instinktes. Vielleicht, weil die Hoffnung auf eine kurzweilige Lektüre nach so viel langweiligen mich bethörte, oder weil mir der Titel etwas versprach, oder weil mich die hübsche Karrikatur von Bruno Paul auf dem Deckel reizte oder die gelbe Farbe des Einbands oder das Format oder sonst etwas. Kurz, ich hatte zu diesem Buche ein höchst sympathisches Verhältnis, aus den feinsten Imponderabilien zusammengesetzt, wie man es eben nur zu einem annoch ungelesenen Buche haben kann. Ich bin Berliner und schwärme für Witz, welcher sehr schnoddrig sein darf. Ein guter Witz macht mich heiter, dankbar, andächtig, freundlich, wohlthätig, läßt mich gut schlafen und am Morgen fröhlich erwachen mit einem Lächeln, das noch vom Abend übrig geblieben ist. Und nun gar litterarische Steckbriefe! Welches Vergnügen, die man nicht leiden kann, vermöbelt zu sehen, und welche Wollust, wenn einem die eigenen Götzen einmal von hinten gezeigt werden, mit einem Buckel, mit einem lahmen Kreuz oder mit anderen verdeckten Gebrechen! Bewunderung ist gut, aber Schadenfreude, ein Begriff, den es nur im Deutschen giebt, ist noch besser. Erwartungsvoll blättre ich in der Vorrede. Martin Möbius will den Boreas spielen auf dem deutschen Parnaß, um den Weihrauch zu vertreiben, der aus den einzelnen Klümpeln herausstinkt. „Mir wird übel, wenn ich allein an die direkt ekelhaften und stupiden Götzendienereien denke, die von denen um Hauptmann und George verübt werden. — Da ist es, aller vernünftigen Liebe unbeschadet, vielleicht ein ganz gutes Werk, auch einmal die Kehrseite der Medaille zu zeigen, selbst auf die Gefahr hin, daß man dabei ein paar Kilometer zu weit geht." Schade um diesen Satz! Ein Satiriker, dem übel wird vor der Dummheit, statt sie zu lieben, ein Satiriker, der vernünftige Liebe hat, ein Satiriker, der nur ein paar Kilometer zu weit gehen will, ist das ein Satiriker? Ich fürchte, es wird den dreißig gehen wie den Boeren mit den gefürchteten Lydditbomben. Sie fallen in den Dreck, ohne zu krepieren, oder wenn sie es thun, giebt es eine gewaltige Lufterschütterung. Ganze Reihen von Männern fallen um, aber sie stehen bald wieder auf, wundern sich, daß sie noch leben, und haben statt der Löcher im Kopf nur drückende Kopfschmerzen. Das kommt von der Lufterschütterung und von dem großen Gestank. Es ist schade. Je mehr ich von den Steckbriefen zu mir nahm, desto mehr kam ich von dem instinktiv gefaßten Vorurteil zurück, daß dieser Martin Möbius durchaus Witz haben soll. Wieder einmal betrogen! Diese Steckbriefe sind nämlich gar keine Steckbriefe, weil die Signalements nicht stimmen, es sind auch keine Karrikaturen, es sind auch keine Satiren, sondern, wenn man näher zusieht, sind es litterarhistorische Abhandlungen. Nicht alle, wie z. B. der witzige Steckbrief gegen O. J. Bierbaum. „Dieser deutsche Dichter ist ein Kloß: zugleich derb und quatschig, aber immer unverdaulich. Indessen: ein Kloß mit Seele und mit Pflaumenmußsauce. — In Klößen pflegt mancherlei zu sein. Zuerst und vor Allem: Mehl. Bei Bierbaum ist das die Lyrik. Sie ist zuweilen klitschig. Dann Semmelbrocken: der Humor. Er ist etwas trocken. Dann allerhand Fleischreste: die deutsche Gesinnung. Nicht immer ganz frisch." 2c. Das ist der beste Steckbrief, und das ist eben das Witzige an der Sache. Denn, o Möbius, der Du die Berliner Propheten vermöbelst, diesen Kloß hast Du nicht gebacken, er stammt aus der Küche von Alfred Kerr. Und sogar die Doppelpunkte sind von ihm.

Die dreißig Karrikaturen von Bruno Paul sind recht verschieden ausgefallen, nur zum kleineren Teil satirisch, zum größeren ganz gutmütige Porträts. Sie haben nicht den epigrammatischen Schmiß, die suggestive Kraft der Vallotonschen Sachen, deren Technik hier nachgeahmt wird.

* * *

Im Theater lief während des Zwischenaktes ein Bekannter auf mich zu. Haben Sie schon von Marie-Madeleine gelesen? — Ja! — Nun, und?? — Nun, was denn? — Ja, ich meine — Ja, was meinen Sie denn? — Ja, das ist doch aber — — Ja, was ist denn? — Was halten Sie denn von ihren Gedichten? — Hm! ich halte sie zum Teil für gut, zum Teil mittelmäßig. — Das ja, aber das Andere? — Welches Andere? — Nun, sie wissen schon, was ich meine. — Ich weiß garnicht, was Sie meinen. — Es klingelte, und der Bekannte ging höchst unbefriedigt fort.

Ich wußte natürlich sehr gut, was er meinte und was er von mir wissen wollte.

Ich wußte es aber selbst nicht und wollte es auch nicht wissen, weil es mich nichts angeht. Was? Ob Marie-Madeleine wirklich hundertundzwei Liebhaber auf ihrer Tabelle hat, ob sie wirklich mit alten Verehrern und jungen Anbetern im Cabinet particulier frappierten Champagner trinkt, und ob sie wirklich ihre weißen Raubtierzähne in weiße Jünglingsbrüste schlägt. „Wir küssen und wir dichten virtuos." Sagt diese junge Dichterin in ihrem Büchlein „Auf Kypros"*) mit dem koketten schamroten Einband. Das eine glaube ich ihr, wie ich es jedem Dichter glaube, das andere bin ich als Leser zu prüfen berechtigt. Sie dichtet nun wirklich virtuos, wovon uns gleich das prachtvolle Eingangsgedicht „Eine Priesterin der Aphrodite" überzeugt, leider wird sie aber immer virtuoser, und ihre Virtuosität wird zur Manier. Sie erinnert an den stereotypen Ausdruck der Sinnlichkeit des „Neuen Tannhäuser". Wenig Töne und wenig Farben.

Weißer Nacken, weiße Hüften, weiße Brüste, weißer Sammt, oder rote Blüten, rote Knospen, rote Gluten, rotes Blut. Die reine Sinnlichkeit ist ja leider etwas unproduktiv, weil sie leider sehr endlich ist. Da schafft die Seele anders, weil sie irgendwo an das Unendliche, das Absolute geknüpft ist. Darum ist sie unerschöpflich, während die Sinnlichkeit leider sehr erschöpflich ist. Darum haben alle Bücher der Wollust etwas ermüdend Einförmiges, besonders wenn sie von einem Weibe und ganz besonders wenn sie von einer demi-vierge gemacht sind, die hier wohl zum ersten Male in der Weltlitteratur selbstschöpferisch auftritt. Wenn ein Mann in Versen von seinen Erfolgen berichtet, so sind das Siegesgesänge, wie recht, billig und natürlich. Der Besiegte singt, die Besiegte, das Weib, schweigt. Das ist in der Ordnung. Die demi-vierge will sich aber nicht besiegen lassen, sie läßt sich belagern, aushungern, aber sie kapituliert nicht. Während sie die Belagerer zum Sturm reizt, singt sie glühende Lieder auf ihren Hunger und auf ihren Durst.

„Ich liebe die tiefen Schmerzen
und die Qual, die mich geküßt.
Ich liebe die Entsagung,
weil sie die Wollust ist."

Oder auch: Entsagen nennt man das Vergnügen an Dingen, welche wir nicht kriegen. — Die jungen Mädchen werden sie bewundern und ihre Kühnheit schaudernd preisen, die wissenden Frauen, die die Liebe verstehen, werden mitleidig sagen: „Arme demi-vierge!" Der Herr aber wird ihr erst verzeihen, wenn sie geliebt hat, wie er Maria Magdalena verzieh.

E—r.

*) Berlin. Vita. Deutsches Verlagshaus.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

flich
Vol=
be=
und
emi-
zum
lbst=
n in
, so
illig
Be=
der
aber
ern,
icht.
urm
hren

das
nicht
rden
ernd
Liebe
rme
erst
er

r.

lie

chwed.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 00702 2315



